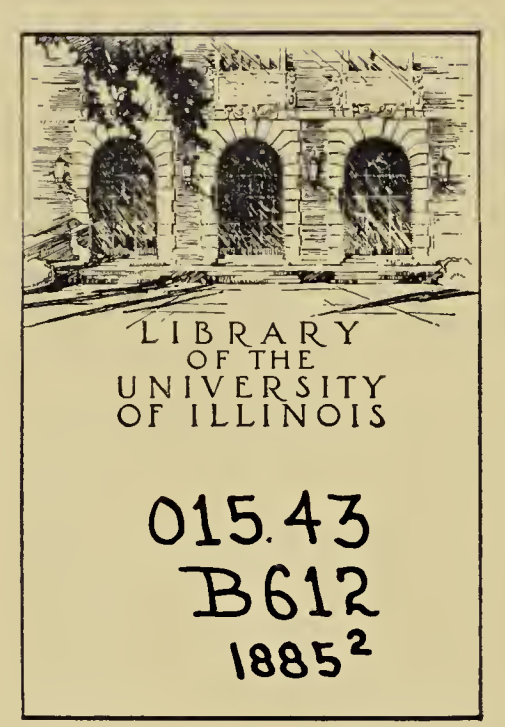

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

015.43
B612
1885²

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

JUN 18 1966

L161—O-1096

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1885.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1885.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1885.

015.43
B612
1885

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1885.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Wer ist ein Kritiker? Von Richard Weitbrecht. — Reiseschriften und anderes Geographische. — Gedichte. Von Theodor Emmen. — Geschichtliche Werke und Biographien. Von Arthur Kleinschmidt. — Ein Kapitel aus der Literatur der Decadence. Von J. J. Honegger. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Wer ist ein Kritiker?

Thörichte Frage! höre ich antworten. Heutzutage jeder gebildete Mensch, der im Stande ist, ein Buch mit Verständniß zu lesen, sich selbständig ein Urtheil zu bilden und dieses mündlich oder schriftlich in verständliche Worte zu fassen. Ich lasse mir diese Antwort vorerst gefallen, obschon sehr zu wünschen wäre, daß alle Leute, welche den Kritiker spielen, wenigstens diese Erfordernisse mitbrächten. Freilich der Zustand unserer Kritik, bei dem die unreife Jugend und wol auch im Cliquenwesen ergraute Häupter eine so große Rolle spielen, beweist, daß man nicht einmal jene Bedingungen für nothwendig hält.

Allein sie reichen nicht zu. Sonst gäbe es mehr Kritiker, als es in Wirklichkeit gibt, sofern man nicht jeden, der einmal eine erträgliche Beurtheilung geschrieben hat, gleich einen Kritiker nennen will. Es wären dann vorweg alle unsere halbwegs bedeutenden Schriftsteller und Dichter Kritiker. Man hat kürzlich irgendwo beklagt, daß gerade viele unserer großen Schriftsteller sich ängstlich vor kritischen Leistungen hüten, und ihnen daraus ein Vorwurf gemacht. Ich bin geneigt, ihnen diese Enthaltsamkeit sehr zum Vortheil anzurechnen und sie ihrer Erkenntniß zugute zu schreiben, daß sie zwar große Schriftsteller, aber keine Kritiker sind. Es ist doch wahrhaftig keine Schande, wenn einer, der sonst Großes leistet, in der Kritik nichts zu leisten im Stande ist, und man wird ihn vernünftigerweise deshalb ebenso wenig geringer schätzen, wie etwa einen großen Dramatiker, welcher ein unbedeutender Lyriker ist. Ich würde es sogar für verhängnißvoll halten, wenn unsere großen Schriftsteller unter allen Umständen auch Kritiker sein wollten, schon weil das Gewicht ihres Namens sehr leicht einer verfehlten Kritik eine weithin schädigende Wirkung verleihen könnte. Und das, was ich von Kritiken mancher bedeutenden Schriftsteller unserer Tage gelesen habe, bestätigt nur die Richtigkeit meines Bedenkens. Da kommt mir z. B. die Kritik eines Romanschriftstellers in den Sinn, dessen Name heutzutage in aller Munde ist. Es war die erste, welche ich von ihm las, aber auch die letzte, die ich von ihm zu lesen begehrte, und es fiel mir hierbei ein Wort Blumenthal's ein: „Es scheint im Schicksalsbuche vorgeschrieben zu sein, daß die begnadeten Menschen, die auf einem bestimmten Gebiete etwas Ausgezeichnetes leisten, eines Tages von dem unwiderstehlichen Drange gepackt werden, sich auf einem andern Gebiete zu compromittiren."

Heutzutage ist viel bedenklicher die Neigung von vielleicht ganz anerkennenswerthen Kritikern, Dichter sein zu wollen: das beweist ein Blick auf das Lustspielrepertoire des letzten Jahrzehnts. Es gilt ja längst für etwas Minderwerthiges, „blos" Kritiker zu sein, und man denkt etwa, Lessing habe seine Schauspiele nur deshalb geschrieben, um nicht „blos" Kritiker zu sein. Allerdings steht der Kritiker Lessing, man mag seine poetischen Werke noch so hoch taxiren, unendlich höher als der Dichter, wenn auch nicht in demselben Maße höher als der Dramatiker Lessing. Aber es wäre ganz falsch, sich auf Lessing's Beispiel zu berufen; denn Lessing war in gewissen Grenzen wirklich ein echter Dichter. Wenn man aber von jedem

echten Kritiker verlangen kann, daß er etwas vom Dichter habe, ja ein Dichter sei, ob er auch nie einen Vers gedrechselt hat, so darf man, nach einem anerkannten logischen Grundsatze, dies nicht umkehren, wie man heutzutage im Zeitalter der allgemeinen Begriffsvermischungen häufig thut. Man darf nicht geringschätzig von einem sagen: er ist „blos" Dichter, es fehlt ihm etwas, weil er nicht auch Kritiker ist; jeder Dichter hat auch etwas vom Kritiker. Daß eine solche Universalität bei manchen großen Dichtern und großen Kritikern wirklich vorhanden war und ist, beweist nichts für die allgemeine Berechtigung dieses Anspruchs, da es schlechterdings nichts zur größern oder geringern Werthschätzung des Dichters beiträgt, ob er auch Kritiker ist oder nicht, wie es nichts zur Werthschätzung des Kritikers beiträgt, ob er auch ausübender Dichter ist. Paul Lindau ist deshalb ein um kein Haar kleinerer Kritiker, weil er noch niemals ein Gedicht zu Stande gebracht hat; Geibel war ein um nichts geringerer Lyriker, weil er meines Wissens keine Kritiken geschrieben hat.

Das sind so selbstverständliche Wahrheiten, daß man sich besinnt, sie auszusprechen oder gar niederzuschreiben. Aber es gibt Menschen und Zeiten, wo die anerkanntesten Wahrheiten deshalb in Vergessenheit gerathen, weil sie niemand sagen mag aus Furcht, daß dieselben Leute, welche eben die Wahrheiten ganz vergessen hatten, höhnisch über diese „abgedroschenen" Dinge lächeln, wenn man sie ihnen ins Gedächtniß zurückruft. Also noch einmal: der Dichter braucht kein Kritiker und der Kritiker braucht kein Dichter zu sein.

Wir wissen demnach, was der Kritiker nicht zu sein braucht, und wiederholen die Frage: wer ist ein Kritiker? da uns die oben gegebene Definition nicht genügt. Daß sie nicht genügt, das besagt ein Blick nicht blos in die Bücherberichte der Tageszeitungen, an welchen oft nicht mehr als der gute Wille des Verfassers anzuerkennen ist, sondern auch in zahlreiche Kritiken eigentlich kritischer Zeitschriften. Man kann ein Dutzend Kritiken hintereinander lesen, sei's namenlose, sei's mit dem Namen gezeichnete, und man wird sich manchmal sofort sagen: da sind nur zwei Kritiken darunter, die übrigen zehn — nun ja, sie genügen dem Zweck einer Anzeige, aber Kritiken sind sie nicht. Dabei soll nicht verhehlt werden, daß auch anerkannte Kritiker da und dort einmal eine Kritik schreiben, die der erste beste auch geschrieben haben könnte, aber an irgendetwas wird man doch wieder den wahren Kritiker erkennen; andererseits kann auch einer nichtkritischen Natur manchmal eine vortreffliche Kritik gelingen. Ich will Goethe eine ganze Menge unpoetischer Verse nachweisen und andererseits in dem werthlosesten lyrischen Bändchen den einen oder andern wirklich guten Vers entdecken.

Dieser Unterschied läßt sich in zwei Worte fassen, deren Begriff der unvergeßliche Alexander Jung, langjähriger Mitarbeiter an d. Bl., in seinen „Modernen Zuständen" scharf und klar herausgestellt hat: von jenem Dutzend Kritiken sind zehn Referate, etwa auch Recensionen, zwei sind wirkliche Kritiken. Ich kann mir nicht versagen, ein paar Züge aus seiner Ausführung herzusetzen; sie treffen den Nagel auf den Kopf. Er sagt: „Ich danke für die Ehre und die Zumuthung, daß ich über ein tüchtiges Buch, sei es Gedicht oder Prosa, lediglich referiren soll. Das ist eine erniedrigende Arbeit für einen Schriftsteller, für einen Kritiker, der sich seines Werths voll bewußt ist; es wäre nur — ein Stück Arbeit. Es ist zwar ein gewaltiger Unterschied zwischen einem und dem andern Referat. Auch ein Referat kann taktvoll, schätzbar sein, wenn es geschickt ausgeführt wird, wenn es dem Verfasser des Buchs nicht trocken bedienteuhaft nacherzählt; aber es ist auch dann nur ein ganz untergeordnetes, subalternes Moment in der Kritik als solcher. Dazu kommt noch, daß dieses feinere Referat ebenso großen Schaden stiftet wie das grobe, welches nur der nachstiefelirende Gepäckträger des Verfassers ist. So viele Referate sind wahre Plaudertaschen, Klatschschwestern, Handlangerdienste; sie nehmen alle Spannung auf das, was in dem Buche steht, vorweg, und kein Mensch kümmert sich mehr um das todt referirte Geisteskind selbst. ... Also das feine, taktvolle, nicht ausschwatzende, sondern maßvolle und besonnen verschweigende Referat lassen wir uns gefallen. Hatte das bloße Referat, wo es uns eine Landkarte beschreiben sollte, uns blos Schraffirstriche der Gebirgszüge gegeben, statt das prachtvolle Werk eines Bildners uns vor das Auge zu bringen, nur das Modell dazu eingehändigt: so muß das echte Referat nur ein Glied in dem ganzen Organismus der Kritik sein, welche den Charakter des Werks, wenn er vorhanden ist, darstellt, es aus eigenen Mitteln, aus eigenem Fonds charakterisirt, mit eigenen Gedanken beurtheilt, den Ideen gerecht wird, welche, im günstigsten Falle, das Buch enthält; wenn sie ihm fehlen, das Ideal vergegenwärtigt, das der Verfasser, wenn auch nur annähernd, hätte realisiren sollen. Hiermit geben wir kund, daß der classische Kritiker nicht ganz der schöpferischen Potenz entbehren darf, weil er ohne dieselbe gar kein Urtheil zu fällen vermag."

Alexander Jung fordert dann noch zwei Dinge von dem Kritiker: einmal, daß er nicht jeden Verfasser eines Buchs für krank und sich für dessen Arzt halte, und fürs andere, daß er nicht zu lau und sparsam in der Anerkennung und dagegen zu freigebig und scharf im Tadel sei. Jung charakterisirt nun Franz Hoffmann als Kritiker und stellt hierbei die Forderungen an den wahren Kritiker auf, indem er von Hoffmann sagt: „Er vereinigt in jeder seiner Kritiken all die einzelnen, aber wesentlichen organisch lebendigen Formationen, welche die Kritik zu einer solchen erst erheben, wie sie sein soll, nämlich: Referat, Charakteristik, Reproduction, eigene Gedankenfülle, treffendes Urtheil, was alles auf den Leser um so wohlthuender wirkt, da Hoffmann's Darstellung klar und gewandt ist." Indem Jung, der selbst als Kritiker im Lob viel ausgiebiger als im Tadel war, dann weiter die vortrefflichen kritischen Eigenschaften Hoffmann's schildert, schildert er diejenigen des echten Kritikers: in den Referaten maßvoll, weder zu ausführlich noch zu knapp, die Ausdrücke richtig, sinnig be-

zeichnend, Gelehrtheit, scharf geprägter echter Witz, Reichthum an eigenen Gedanken, Gerechtigkeit und Umsicht, Humanität und Duldsamkeit in liebenswürdiger Milde vereinigt, die Anerkennung stets motivirt, Angriffe nur, wo sie durchaus nöthig sind.

Ich glaube, in diesen Forderungen zusammen mit den oben erwähnten ist die richtige und alles umfassende Antwort auf unsere Frage gegeben. Sie zeigt uns, daß mancher, der als Kritiker einen Namen hat, diesen Namen sehr wenig verdient, und andererseits, daß die Fähigkeit, zu kritisiren, nicht erlernt werden kann, so viel auch ein Kritiker gelernt haben soll, sondern daß eine ganz ausgesprochene Begabung vorhanden sein muß. Als Kritikaster werden wir alle geboren, als Kritiker nur wenige.

Man ist gegenwärtig, zunächst aus praktischen Gründen, bemüht, den Begriff des Schriftstellers festzustellen; dasselbe in Bezug auf den Kritiker zu thun, hat unsere erstaunlich kritische Zeit noch nicht unternommen. Ist Schriftsteller ein Ehrenname, der nicht jedem Sudler gebührt, so ist auch Kritiker ein Ehrenname, den man nicht durch ein paar Recensionen oder Referate erwirbt. Je schärfer man den Begriff des echten Kritikers herausstellt, um so fruchtbringender wird die Kritik sein, um so bescheidener aber auch lernt man von sich selbst denken. Richard Weitbrecht.

Reiseschriften und anderes Geographische.

1. Geschichte des Reisens in der Schweiz. Eine culturgeschichtliche Studie von Gustav Peyer. Basel, Detloff. 1885. 8. 2 M. 40 Pf.

Ein sehr hübsches Büchlein, voll ergötzlicher Unterhaltung und Belehrung! Mit vielem Humor schildert der Verfasser die Anfänge des Reisens in der Schweiz seit der Reformationszeit. Vorher gab es kein Bereisen der Schweiz in dem hier gemeinten Sinne. Im Mittelalter hatte man zwar für landschaftliche Schönheit wol ein offenes Auge, aber man betrachtete sich die charaktervolle, wilde Alpenlandschaft doch lieber mehr aus der Ferne, als Staffage und imposanten Hintergrund; ein tiefeingewurzeltes Grauen vor dem geheimnißvollen Spiel böser Naturgewalten hielt alle, welche nicht als Hirten von Berufs wegen auf den Alpen weilen mußten, in respectvoller Entfernung. Zahlreiche Sagen bevölkerten alle Höhen und Thäler des Gebirges mit bösen Geistern. Den Pilatusberg zum Beispiel wies die Sage dem Geist des römischen Landpflegers Pontius Pilatus zur Wohnstätte an; in dem kleinen See auf der Bründlenalp ist sein Leichnam versenkt, und alljährlich am Charfreitag steigt er aus seinem nassen Grabe und setzt sich auf den Richterstuhl mitten im See: wer ihn zuerst erblickt, muß im Laufe des Jahres sterben. Warf man nun Steine in den See, so erhob sich sogleich ein furchtbares Ungewitter, ja der See selbst spie feurige Dünste aus. Deswegen verbot die luzerner Obrigkeit bei harter Strafe das Betreten der Bründlenalp.

Im Jahre 1387 wurden in Luzern sechs Geistliche mit längerer Gefängnißstrafe belegt, weil sie es gewagt hatten, den Pilatus zu besteigen, und nach andern Ueberlieferungen sollen sogar Vorwitzige, die etwas in den See geworfen hatten, zur Strafe enthauptet worden sein.

Im Jahre 1518 unternahmen vier kühne Humanisten (darunter Oswald Mykonius, später einer der schweizerischen Reformatoren) eine Pilatusbesteigung. Das war damals ein gewaltiges Ereigniß, das noch nicht so bald Nachahmer fand. Ein begeisterter Bergsteiger war aber der schweizerische Naturforscher C. Geßner (gest. 1565). Dieser bestieg gleichfalls den Pilatus und erklärte, er könne es nicht glauben, daß Pilatus je einmal auf diesen Berg gekommen sei. Einige Jahrzehnte später zerstörte vollends der Stadtpfarrer Müller von Luzern die abergläubische Furcht vor Pilatus, indem er vor vielen Zeugen Steine u. s. w. in den See warf und so den Landpfleger aufs gröblichste herausforderte. Da der See sich aber ganz ruhig verhielt, so war es nun mit dem Aberglauben zu Ende.

Indessen nicht nur dieser hat damals von Schweizerreisen abgehalten, sondern namentlich auch der Mangel selbst am bescheidensten Comfort. Erasmus z. B. schreibt in dem Bericht über eine Reise:

Bei der Ankunft im Gasthaus grüßt niemand, damit es nicht scheine, als ob man viel nach Gästen frage. Nachdem du lange geschrien, streckt endlich einer den Kopf durch das kleine Fensterchen der geheizten Stube hinaus. . . . Hast du dann dein Pferd selbst besorgt, so begibst du dich in die Stube. In dieser allen Gästen gemeinsamen Stube ziehst du die Stiefel aus und kannst auch das Hemd wechseln. Hier kämmt einer sich das Haupthaar, dort reinigt einer seine Reitstiefel.

Und wie es mit den Betten aussah, deutet der Satz an: „Die Leintücher sind vielleicht vor sechs Monaten zuletzt gewaschen worden."

Im 18. Jahrhundert war es der ausgezeichnete züricher Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer (gest. 1733), der in die Fußstapfen Konrad Geßner's trat. Er bereiste vom Jahre 1702 an fast jedes Jahr mit einem Gefolge von züricher Studenten die Alpen, und gab als Frucht seiner Wanderungen 1723 das grundgelehrte mit Kupfern und Karten reichlich gezierte vierbändige Werk „Itinera alpina" heraus. Das war also ein Vorläufer von den Bädeker, Berlepsch, Tschudi u. s. w. Freilich war jener Foliant etwas weniger bequem als die handlichen Reisebücher unserer Zeit, aber gelernt hat man in jener Zeit viel aus ihm und ergötzlich zu lesen ist er noch jetzt. Seltsam klingt es, wenn Scheuchzer seine geliebten Schweizerberge und ihre „ohne Zweifel reinste Luft von ganz Europa" vertheidigt gegen die Anklage eines rostocker Gelehrten,

1161677

der die „schweizer Luft" als unrein dargestellt hatte. Wenn er mit großer scholastischer Gründlichkeit und etwas hausbacken von dem „Nutzen der Alpen" redet, so hat er doch auch ein lebendiges Verständniß für die majestätische Schönheit der Hochgebirgslandschaft; er bekennt, „an dergleichen wilden und einsamen Orten größere Belustigung und mehr Eifer zur Anfmerkung zu finden, als bei den Füßen des großen Aristoteles, Epikur und Cartesius". Die Alpen erscheinen ihm wie ein „vom Schöpfer aufgethürmter Lustpalast", der „die alten griechischen und römischen Bauwerke unendlich weit hinter sich läßt".

Nach Scheuchzer erhielt die Schweiz in A. von Haller (gest. 1777) ihren größten Naturforscher und die Alpenwelt ihren erhabensten Sänger, dessen Gedicht „Die Alpen" (1729) einen mächtigen Wiederhall in den Herzen seiner Zeitgenossen fand. Aber freilich auch manche recht prosaische Anschaunngen kommen in jener Zeit noch vor. Im Jahre 1770 schreibt ein gelehrter Pfarrer Füßlin über Engelberg, den jetzt so beliebten Curort: „Was findet man da? Nichts als scheußliche Berge und zwischen denselbigen ein schönes Kloster, aber ein schlechtes Dorf, hin und wieder zerstreute Häuser und eine kahle Almend. Keine Gärten, keine Fruchtbäume, keine das Auge belustigenden Felder sind da." Aehnliche Betrachtungen findet man in andern Reisebeschreibungen, z. B. über eine Gegend bei Sechseln: „Hier sieht es recht förchterlich aus; ein enges Thal, da man nur wenige schu Himmel siehet, durchströhmet von einem Waldwaser der Melchen, meistens mit Felsenstucken angefüllet. Das Land unfruchtbahr, voll Dörn und gesträuchs, aller menschlichen hilf entfernet, ohne Lebensmittel, in Summa eine wohnung der Bergfüchsen, eine wohnung schlechter als des englischen Robinsonus auf seiner Insul."

Gegen Ende des 18. Jahrhundert begannen die Versuche, die höchsten Schneegipfel der Alpenberge zu „nehmen", woraus im 19. Jahrhundert ein so weitverbreiteter Sport geworden ist. 1786 gelang es nach verschiedenen vergeblichen Versuchen einem Gemsjäger Belmat und einem Dr. Paecard, den Gipfel des Montblanc zu bezwingen, und im Jahre darauf hatte der bekannte Saussure denselben Erfolg, aber die meisten schweizerischen Bergriesen wurden erst im Laufe unsers Jahrhunderts erstiegen.

Unser interessantes Büchlein gibt endlich noch ein Kapitel über Verkehrsmittel und Gasthöfe in der Schweiz, und daraus ersieht man, daß, während früher das bequemere und vornehmere Reisen in der Schweiz ungeheuer kostspielig war, dasselbe jetzt durch Eisenbahnen u. s. w. viel billiger geworden ist, wogegen der früher so billig reisende einfache Tourist jetzt viel tiefer in seinen Geldbeutel greifen muß. Indessen wer sich je schon geärgert hat über theure Zechen in der Schweiz, der möge aus diesem Büchlein sich von solchem Aerger heilen lassen. Im Jahre 1880 betrug die Zahl der schweizerischen Gasthöfe 1002 mit 58000 Betten und 16000 Angestellten; alles zusammen repräsentirte einen Werth von 319 Millionen Francs. Der Reingewinn betrug 1882 nur 16 Millionen, also nur 5 Procent des angelegten Kapitals. Sollen diese Gasthöfe nicht zu Grunde gehen — und wie viele sind schon zu Grunde gegangen —, so müssen sie in den paar Sommermonaten der Reisezeit ihre Ernte machen. Die Nothwendigkeit und Billigkeit hiervon zu begreifen, das mag eben eine solche geschichtliche Betrachtung lehren, wie unser Buch sie anstellt.

Wir wenden uns nun zu einigen Reisebeschreibungen, und schicken ein paar Worte über derartige Publicationen im allgemeinen voraus. Wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen: das ist natürlich, und am liebsten und aufmerksamsten werden der Erzählung von dem auf einer Reise Erlebten diejenigen lauschen, welche den Reisenden und von seinen Reisen Erzählenden selbst kennen und persönliche Theilnahme für ihn haben, und zwar um so aufmerksamer, je neuer ihnen die Erzählung ist, je ferner ihnen die Länder liegen, über welche sie so interessante Berichte empfangen. So werden alle die Tagebuchblätter und die nach der Heimat gesandten Reisebriefe mit der größten Dankbarkeit angenommen. Etwas anderes ist es aber mit der Veröffentlichung derselben. In den Reisebriefen steht oft vieles Individuelle, das nur für den Verfasser und die ihm Nächststehenden Interesse hat, das aber bei der Veröffentlichung eines Reisebuchs doch besser zurückbehalten werden sollte, wenn es nicht, obzwar individuelle Betrachtung, doch zugleich allgemeine Bedeutung hat, oder, obwol ein rein persönliches Erlebniß, doch zugleich von allgemeinem charakteristischen Interesse ist. Dies ist eben eine Klippe, welche viele Reiseschriftsteller, zum Schaden ihres Buchs, nicht gehörig beachten und vermeiden. In unserer Zeit wird sehr viel gereist, aber gerade deswegen haben die Reiseerlebnisse und Reisebeobachtungen anderer für mich wenig Interesse, wenn sie nicht in einer Gestalt geboten werden, in der das Subjective, Individuelle, Zufällige entweder ganz besonders neu und originell erscheint, oder zugleich allgemein, objectiv gültig und bedeutsam auftritt. Von diesem Standpunkte aus möchten wir wünschen, einmal daß überhaupt des Guten etwas weniger in Veröffentlichung von Reisebeschreibungen, Reisetagebüchern u. s. w. geschehen möchte, ferner daß bei Veröffentlichung derselben etwas strenger verfahren würde in der Auswahl des Mitzutheilenden. Oftmals gilt in Betreff dieser Reiseschilderungen: Weniger wäre mehr.

Diese Erwägungen haben sich uns aufgedrängt z. B. bei dem im übrigen recht interessanten Schriftchen:

2. Nach Kanaan. Tagebuch einer Reise durch Aegypten, Palästina und Griechenland. Von August Vogel. Mit 4 Plänen. Gütersloh, Bertelsmann. 1885. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Die hier beschriebene Reise — nach einigen Anzeichen zu schließen vielleicht in einer Staugen'schen Reisegesellschaft gemacht — dauerte nur knapp drei Monate; der Verfasser hat aber in kurzer Zeit sehr vieles gesehen und „mitgenommen", und er war, das spürt man leicht,

wohl vorbereitet für seine Reise. Aber manches, was er sagt, ist aus andern Reisebeschreibungen, die von derselben Tour berichten, schon bekannt, und manches ist auch zu unbedeutend, um der Mittheilung werth zu sein, z. B.:

In Berlin wurden noch fehlende Sachen zur Reise besorgt, auch einiges mitzunehmende Geld gegen österreichische Gulden und französische Goldstücke umgewechselt; die Hauptsumme der Reisekosten sollte durch Creditbriefe der Norddeutschen Bank zu Hamburg im Ausland gedeckt werden.

Soll dies ein Rathschlag sein für künftige Reisende, so finden sie derartiges und noch viel genaueres in einem Bädeker; für den Zweck dieses Buchs scheint uns dergleichen und manches ähnliche nur unnöthiger Ballast.

Dagegen ist das Buch sicherlich manchen Lesern willkommen, weil der Reisende auf den Stätten der heiligen Geschichte, die er besucht, liebevoll und gern in biblischen Excursen sich ergeht, die allerdings meistens populär gehalten sind, und so den ihm folgenden Leser auf angenehme, rasche Weise aus der Gegenwart in die ehrwürdige Vergangenheit dieser denkwürdigen Orte und in die lebhafte Erinnerung dessen versetzt, was einstens hier geschehen ist.

Höhern Anforderungen genügt:

3. Aus Süd und Ost. Reisefrüchte aus drei Welttheilen von Max Strack. Erste Sammlung: Das geeinte Italien. Sicilien. Bilder aus Griechenland und Kleinasien. Herausgegeben von Hermann L. Strack. Mit 2 Karten und 2 Abbildungen. Karlsruhe, Reuther. 1885. 8. 4 M.

In der Vorrede heißt es: „Schon wieder eine Reisebeschreibung! Haben wir solcher Bücher nicht mehr als genug? — — was soll ich dieser Frage entgegenhalten? Die Bitte: Lies! dann urtheile!“

Wenn man nun gelesen hat, so findet man allerdings, daß dies keine überflüssige Reisebeschreibung ist. Hier wird das, was der Reisende gesehen und beobachtet hat, in abgerundeten schönen Bildern dem Leser zum Mitgenuß geboten; dagegen ist alles weggelassen, was der gebildetere Leser gern dem Erzähler schenkt und erläßt. Nicht der nachlässige Plauderton des Tagebuchs, wie es einst flüchtig an Ort und Stelle niedergeschrieben war, ist beibehalten, es sind ins Einzelne ausgearbeitete Schilderungen, hübsche Essays, die leicht und angenehm sich lesen; es werden Streifzüge gemacht auf das Gebiet der Politik und der Kunst, der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Lebens, der Kirche und der Schule. Aus Italien, Sicilien, Griechenland und Kleinasien stammen die Skizzen, und gewiß wird, wer schon an Ort und Stelle war, an manches angenehm und zu seiner Freude erinnert werden, und wer nur aus sonstigen Büchern diese Länder kennt, sieht gern und dankbar vieles in einem neuen Licht. Der Reisende, der zu uns redet, ist durch den Tod in der Arbeit des Berichterstatters unterbrochen worden. Es war Max Strack, ein verdienter Pädagog, der, 1877 in den Ruhestand getreten, am Abend seines Lebens noch die Kraft, die Lust und das Glück hatte, in Gemeinschaft mit seiner Gattin drei größere Reisen in die Länder zu machen, von denen er nun zu erzählen anfing. Als ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm, hat Hermann L. Strack es als eine Pflicht der Pietät angesehen, die begonnene Veröffentlichung weiterzuführen, und da er im Frühling 1884 selbst einen Theil der hier geschilderten Länder zu bereisen Gelegenheit hatte, wurde ihm die von der Pietät gestellte Aufgabe wol zugleich zu dem Genuß, seine eigene Reise nochmals in der Erinnerung zu wiederholen.

4. Sommerfahrten in Norwegen. Reiseerinnerungen, Natur- und Culturstudien von L. Passarge. Zweite umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1884. Gr. 8. 10 M.

Der Verfasser hat 1877—80 ganz Norwegen in verschiedenen Kreuz- und Querzügen von Süden bis zum äußersten Norden und Nordosten bereist und davon in dem 1881 erschienenen Buche „Drei Sommer in Norwegen“ Mittheilungen gemacht. Da dieselben Beifall fanden, hat er in der bald nöthig gewordenen neuen Auflage noch manches dazugegeben, sodaß nun in den „Sommerfahrten“ eine eingehende und anziehende Schilderung so ziemlich all der Gegenden Norwegens vorliegt, welche bereist werden können. Ohne Zweifel werden diese Schilderungen manchen locken, seine Sommerfahrt statt in die Alpenwelt der Schweiz auch einmal in die wilde und rauhe, aber großartige und in ihrer Art nicht minder anziehende Welt der Fjorde und der an ihnen aufsteigenden Gebirge zu lenken. Aber wir haben es nicht etwa mit einem neuen Reisehandbuche zu thun, sondern der Verfasser wendet sich an solche, die „neben den bekannten praktischen Reiseführern auch nach einem idealen Begleiter verlangen“. Seine „Reiseerinnerungen“ sind in liebenswürdiger Weise gegeben, sodaß nirgends das Persönliche vor dem allgemein Interessanten sich vordrängt; die „Naturstudien“ führen uns die eigenthümliche Poesie dieser ernsten, düstern Felsen- und Gletscherwelt vor; aber am interessantesten sind, wenigstens für uns, die „Culturstudien“, die von dem Charakter des Volks, seinen Sitten und seinem ganzen geistigen Wesen manch feine Beobachtung bieten. Wie die norwegische Natur etwas Ernstes, Düsteres hat, so ist auch der Norweger — diese Bemerkung macht unser Reisender vielfach — von ernsterm Wesen, überaus still und ruhig. Passarge sagt:

Nachdem ich Norwegen wiederholt durchwandert habe, möchte ich fragen, ob die Norweger — etwa mit Ausnahme der Bergenser — überhaupt laut lachen können. ... Auch der norwegische Himmel hat meist etwas Gedecktes, der Horizont etwas feucht Verschleiertes. Man spricht hier von einer lächelnden Landschaft, während eine süddeutsche Landschaft uns herzlich anlacht. In der That, die Menschen in Norwegen lächeln nur. ... Ueberhaupt lautes, rücksichtsloses Benehmen hält der Norweger noch mehr als der Schwede für den Ausdruck mangelnder Bildung, wenn nicht für Roheit. ... In meinem Gasthaus (in Christiania) gerieth eines Abends eine Gardine in Brand. Man eilte mit Eimern und Kübeln herbei; kein Lärm, kein Ruf! ja man forderte einander ausdrücklich zum Schweigen auf. In Deutschland wäre unzweifelhaft das ganze Haus in Aufruhr gerathen.

Ein anderes Beispiel erzählt der Reisende: Er hatte einmal große Eile auf einen Bahnzug zu gelangen, den er nothwendig benutzen mußte, um noch den nach Norden führenden Dampfer zu erreichen. Es handelte sich um wenige Augenblicke. Wie er mit seinem Geschirr angefahren kam, aus dem Wagen stürzte, zum Bahnhof rannte, unterwegs stolperte und fiel, wieder aufsprang und endlich athemlos in das Eisenbahncoupé stieg: das muß, wie sich der Reisende selbst gesteht, für die im Bahnzug befindlichen Passagiere ein überaus ergötzlicher, belustigender Anblick gewesen sein. Indessen:

aus dem starkbesetzten Zuge sahen wol hundert Gesichter; man hatte mich im vollsten Lauf von der Höhe kommen, winken, abspringen, fallen und laufen gesehen, aber kein Mensch sprach oder rief gar ein Wort; niemand verzog eine Miene. Man denke sich die Scene in Deutschland! In Kopenhagen hätte man vielleicht noch ein Wort gesprochen, in Christiania vielleicht gelächelt, aber in Drontheim blieben die Gesichter ernst und starr wie Masken.

Aehnliches sagt der Reisende auch sonst mehrfach; er fand mit Verwunderung, „wie unfähig der Norweger ist, munter oder gar ausgelassen zu sein".

Aber bei all diesem Ernst sind es doch nicht etwa spießbürgerliche Verhältnisse, die hier herrschen, sondern ein Bildungstrieb pulsirt in diesen ernsten Nordländern, und ein Culturleben blüht hier zwischen Schnee und Eis trotz langer Polarnacht, daß der Reisende sich verwundert. Auf seiner Fahrt zum Nordcap traf er einen jungen Geistlichen, der mit seiner neuangetrauten Gattin einer einsamen Pfarrstelle im höchsten Norden Norwegens zufuhr, auf welcher er voraussichtlich fünf Jahre auszuhalten hatte. „Aber die lange Polarnacht?" fragte ihn mitleidig unser Reisender. „Da spielen wir dann Beethoven'sche Sonaten", lautete die Antwort. Ein anderes mal sagt er:

Da der Sommer so kurz ist, im Winter aber der Verkehr so ziemlich ruht, versorgen die Gebildeten sich vorher mit den besten Büchern und Kunstgegenständen, um der Polarnacht besser trotzen zu können. Philosophische und geschichtliche, selbst geologische Werke sind auf den Tischen dieser Fischhändler nichts Seltenes. Der eine besitzt eine Sammlung ausgezeichneter Kupferstiche und Photographien (er hat den letzten Winter in Rom verlebt), der andere einen kostbaren „Bechstein" oder „Erard". Die Töchter spielen lächelnd Stücke von St.-Saëns, Raff und Grieg.... In Tromsö, in Hammerfest, in Vardö und Vadsö lebt man nicht viel anders als in Mitteleuropa. ... Ich sah bei einem Kaufmann in Vadsö auf dem Tische ein Buch über englische Philosophie liegen, „für welche derselbe sich interessirte". Der Zollinspector, welcher mit uns reiste, übersetzte in der langen Winternacht deutsche Bücher ins Norwegische. Die großen Hafenbauten in Vardö hat man im Winter bei elektrischem Lichte gefördert.

Also auch die wunderbaren technischen Fortschritte der Neuzeit sind schon ans Nordcap gedrungen, und längst steht es nicht mehr so wie am Ende des vorigen Jahrhunderts, wo ein Reisender vom Nordcap sagt: „Die neuesten Nachrichten aus «Europa» sind in Hammerfest damals gerade ein Jahr alt gewesen." Denn jetzt geht die Woche mehrere mal ein Dampfboot nach Tromsö, nach Hammerfest, und einmal wöchentlich sogar nach Vadsö.

Also verwundert sich der Verfasser gar nicht, daß da oben auch noch Menschen leben, und daß es ihnen dort noch gefällt; er meint sogar, daß die Zukunft nicht sehr fern sei, „wo Europa seinen Ueberschuß nicht blos an diesen Küsten, sondern weiter im Norden auf Spitzbergen, Grönland und Nowaja-Semlja ansiedeln wird; denn es gibt kein nordisches Klima, dessen schädlichen Einflüssen der Mensch nicht vorzubeugen wüßte".

5. Reise nach der Insel Sachalin in den Jahren 1881—82 von J. S. Poljakow. Briefe an den Secretär der kaiserlich-russischen geographischen Gesellschaft. Aus dem Russischen übersetzt von A. Arzruni. Berlin, Asher u. Comp. 1884. Gr. 8. 4 M.

In dieser Schrift haben wir einen eben solchen Fühler, den das alte Europa nach den fernen Ländern ausstreckt, um zu prüfen, ob in denselben, auch in so weit entfernten, so hoch im Norden gelegenen, etwas für den Europäer zu gewinnen sein könnte. Sachalin ist gewiß in weitern Kreisen wenig bekannt. Es gibt sicherlich manche Gebildete, welche sich beim Hören dieses Namens stark besinnen müssen, auf welcher Landkarte sie Sachalin suchen sollen. Aber allein schon wegen der reichen Kohlenlager, die sie birgt, ist diese große Insel der Aufmerksamkeit werth. Besonders hat natürlich Rußland ein Interesse für sie; daher ertheilte die russische geographische Gesellschaft dem Verfasser den Auftrag, die Insel wissenschaftlich zu durchforschen. Derselbe faßt sein Gesammturtheil schließlich dahin zusammen, daß es möglich und für Rußland vortheilhaft wäre, diese Insel zu cultiviren. Was bisjetzt dafür geschehen sei, habe allerdings noch keine den aufgewendeten Mitteln und Anstrengungen entsprechenden Resultate gehabt. Landwirthschaft werde schwerlich dort je betrieben werden können, wohl aber Gemüsebau und Viehzucht, vor allem aber würde der Fischfang, wenn richtig betrieben, eine Quelle des Reichthums werden. Der Kohlenreichthum der Insel wurde schon erwähnt.

6. Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten. Wilhelm Nindemann's Erinnerungen an die Nordpolexpedition der „Polaris" und „Jeannette". Herausgegeben von C. Knortz. Zürich, Verlags-Magazin. 1884. Gr. 8. 70 Pf.

Dem Herausgeber dieser Broschüre hat der deutsche Seemann Wilhelm Nindemann seine Abenteuer und Erlebnisse auf seinen Polarfahrten erzählt, und der Hörer erzählt dessen Schilderungen nun weitern Kreisen. Werth haben diese anspruchslosen Erinnerungen besonders dadurch, daß ein einfacher Mann, der alles selbst mitgemacht hat, manches ehrlich und offen — und allem nach ganz wahrheitsgetreu — herausgesagt, was in den officiellen Nachrichten, in den höher stilisirten Reisebeschreibungen sich nicht findet. Die letztern rühren ja in der Regel von den Führern der Expedition her, aber diese Höherstehenden sehen und hören nicht alles, was bei ihren Untergebenen gethan, geredet und gedacht wird. Machen sie selbst irgendwelche Fehler, so werden sie das in ihren Veröffentlichungen auch nicht gerade an

die große Glocke hängen, und unwillkürlich oder bewußterweise erscheint in der „Reisebeschreibung" hintendrein manches in etwas schönerm Licht, in freundlichern Farben. Da ist es denn ganz am Platze, über solche Reisen, die sonst nur aus den officiellen Berichten bekannt sind, auch das zu hören, was der einfache Mann aus eigenster Erinnerung zu sagen weiß.

Der Erzähler, Nindemann, geboren 1850 auf der Insel Rügen, machte im Jahre 1871 die Reise der „Polaris" unter Kapitän Hall mit, war unter den Leidensgenossen, welche auf einer riesigen Eisscholle 196 Tage lang gegen Süden fuhren, bis sie endlich von ihren unsäglichen Leiden durch ein amerikanisches Schiff, das sie auffand, erlöst wurden. Später ging er auf der „Jeannette" (welche die „Vega" aufsuchen sollte, aber selbst darüber verloren und zu Grunde ging) unter Kapitän De Long wieder ins Polarmeer, und als die „Jeannette" gesunken war und die Mannschaft in drei Booten sich flüchtete, war er mit einem andern Matrosen der einzige aus De Long's Boot, resp. Abtheilung, der gerettet wurde. Denn als alle schon dem Hungertode nahe waren, schickte der Kapitän De Long die zwei noch stärksten, darunter Nindemann, voraus, um Hülfe zu suchen. Bekanntlich kam diese Hülfe für De Long und seine Begleiter zu spät.

Es sind schauerlich ergreifende Schilderungen, die der einfache Mann hier bietet. Es kann dem Leser dabei gehen wie dem Herausgeber der Broschüre, den es bei denselben „am warmen Ofen fror".

Aus den kalten, ernsten und öden Gefilden, von denen die letzten Schriften uns erzählten, lassen wir uns gern zurückführen in den sonnig warmen, heitern Süden; ein liebenswürdiges Buch reicht uns dazu die Hand:

7. Am Ligurischen Meer. Die Naturpracht der Riviera di Ponente. Von Alfred Graf Adelmann. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1883. 8. 4 M.

Keine trockenen Berichte, keine belehrenden Abhandlungen sollen, so verspricht der Verfasser zu Anfang, diese Blätter enthalten, „nein, in frischen und wahren Farben sollen sie das wiedergeben, was ich hier im Süden anschauend genieße und empfinde". Aber er glaubt nicht nur seine eigenen, sondern zugleich die Empfindungen und Eindrücke wiederzugeben und auszusprechen, welche bewußt oder unbewußt alle Besucher der Riviera haben. Diese Skizzen von der Riviera erfüllen in vollstem Maß, was wir von derartigen Reiseschilderungen fordern möchten. Die Persönlichkeit des Verfassers tritt zwar überall in den Vordergrund, aber man folgt ihm so gern in dem, was er schaut, man fühlt so leicht nach, was er empfindet, denn das individuell Empfundene ist auch ganz der Ausdruck des allgemein Wahren und Richtigen. Es ist ein edler Genuß, diese Wanderungen mitzumachen, diese Beobachtungen zu theilen, diese Stimmungen in sich nachklingen zu lassen. Es ist ein Dichterauge, das hier die Schönheiten Italiens schaut, und ein Dichtermund, der das Geschaute schildert:

Ganz besonders herrlich war gestern Genova, La Superba, anzuschauen, denn sie hatte um ihr Haupt einen lichten Schmuck gelegt, der da und dort im Sonnenlichte gleich Diamanten blitzte. ... Die Berge waren bis weit hinab mit dichter Schneedecke überzogen. ... Den Schnee auf den Spitzen der östlichen Berge hatte die sinkende Sonne mit zartem Roth überhaucht, und auch der weite Spiegel des offenen Meeres begann sich, noch kaum merklich erst, rosig zu färben.

Aber die Schönheit der Natur dieses herrlichen Landes ist es nicht allein, die der glückliche Reisende genießt, sondern das Leben und Treiben der Menschen ist ihm ebenso wichtig, ebenso anziehend. Und da schaut er die reizende Anmuth der naiven Kinder des Volks und den Glanz und den Flitter, den die fremden Gäste an diese herrlichen Orte mitbringen; er beobachtet mit prüfendem Blick, und er fragt sich, was hinter diesem Glanz und Flitter sich verberge, und was derselbe werth sei. Gehen wir mit ihm z. B. in die Spielhölle von Monte-Carlo, die er uns schildert mit ihrem bestrickenden dämonischen Reiz, daß es uns fast ist, als spielten wir selbst mit, als wären wir dabei:

Ich sah an den Roulettes von Monte-Carlo Fälle, welche jeden, der sich Herz und Sinn unbefangen zu erhalten und gut und schlecht klar zu scheiden weiß, mit Entrüstung, ja mit Ekel erfüllen müssen. Wer sich aber von dem Leben und Thun in den Spielsälen griesgrämig abwenden wollte, würde unrecht handeln, denn was sich dort abspielt, ist, wenn auch ein Schattenbild, so doch immer ein Bild, eine charakteristische Seite des menschlichen Wesens. ... In diesen Räumen bieten sich dem Auge und Sinne so viele wechselvolle und in ihrer Art immer wieder verschiedene fesselnde Bilder, daß der Aufenthalt daselbst jedesmal von neuem Reiz ist: das surrende Rollen der kleinen weißen Kugel in den sich drehenden Roulettescheiben, das unaufhörliche Klingen des Goldes und Silbers, die Stimmen der Croupiers mit ihren lakonischen Worten, das sich Auf- und Abbewegen der Gruppen, der einzelnen Paare und Menschen. ... Nur im Kreise der die Spieltische Umsitzenden und Umstehenden herrscht die Ruhe und Stille der Erwartung und Spannung. ... Fast jedes einzelne Gesicht der Spieler zeigt einen andern Ausdruck, dieses heitern Leichtsinn, jenes sorglosen Uebermuth, ein anderes wieder leidenschaftliche Gier oder unter scheinbarer Ruhe verhüllte Erregung, und ein weiteres dort wilde Hast, deren unruhiges Fieber sich bis in die zitternden Hände erstreckt.

Mit scharfem, eindringendem Blick mustert der beobachtende Psycholog die Besucher der Spielsäle. Da zieht ein junges Mädchen seinen Blick an:

eine ruhige, stolze Erscheinung. In classischer Reinheit sind die Züge des schönen Gesichts geschnitten, über dessen Stirn die dunkeln Ringeln des schwarzen Haares sich kräuseln. Tiefbrauner Sammt umkleidet die prächtige Gestalt, und ein breites weißes Spitzentuch ist anmuthig um die Schultern gelegt. Eine Rose ziert ihre Brust, und der Hut von einfach feinem Geschmack bedeckt einem Diadem gleich den edeln Kopf. Ernst und gedankenvoll blicken die großen Augen in die hin- und herwogende Menge. Welchem Kreise mochte das schöne Mädchen angehören? Ich glaube trotz allem — der Halbwelt. ... So lebt und vergnügt oder langweilt sich hier, je nach Neigung und Anlage, alles bunt durcheinander. In einem und demselben Raum bewegt sich neben der guten Gesellschaft leicht und sicher die Halbwelt. Menschen von festem Grund sind mit solchen vereint, welchen längst aller Boden entzogen, und der Glücksritter niedrigster Art verkehrt

mit den gleichen Rechten neben dem tüchtig wirkenden Manne; denn alle ohne Unterschied sind Gäste der Spielbank.

Besonders aber muß es uns freuen, daß der Reisende nicht nur ein gottbegnadeter Dichter, ein feiner Kenner und guter Schilderer der Naturschönheit und ein guter Psycholog ist, sondern auch ein edler, treuer Patriot, der auch in der Fremde an sein Vaterland denkt und manch goldenes Wort vaterländischen Stolzes und edeln Patriotismus in seine Reisereflexionen einflicht. Ein Blick auf die Wehrkraft Italiens lenkt seine Gedanken auf die stolze Waffenrüstung des deutschen Vaterlandes und läßt ihn in patriotscher Freude sagen:

Das deutsche Heer steht in Kriegstüchtigkeit, in Ausbildung und Disciplin unter allen Heeren der Erde zur Zeit unübertroffen und als unerreichtes Muster da, und diese Wahrheit wird sich dem Kenner jedesmal in überzeugenderm Maße zeigen, so oft ihm der augenscheinliche Vergleich mit einem fremden Heere geboten wird. Diese Ehrenstellung ist durch glänzende Waffenthaten, durch gewaltige, staunenswerthe Siege erworben und eben dadurch das würdige Anrecht darauf vor aller Welt dargelegt worden. Das waffengewaltigste Volk der Erde zu sein, ist eine hohe Ehre für das deutsche Volk; und ein stolzes Bewußtsein, ein kostbares Besitzthum sollte darin für einen jeden Deutschen liegen, zugleich aber auch der heilige Drang, das ernste Streben, sich jene Ehrenstellung zu erhalten.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Gedichte.

1. Gedichte von Heinrich Woldan. Stuttgart, Metzler. 1882. Gr. 8. 2 M.

Der größere Theil der Sammlung besteht aus gelungenen Gedichten, die einen guten Gedanken in glatter, sorgfältig ausgearbeiteter Form bieten. Zu packen und zu ergreifen vermögen allerdings diese Gedichte nicht; ein gebildetes Talent, nicht ein gewaltiges Genie spricht aus ihnen; sie erwärmen nicht recht, obwol manche an berühmte Muster erinnern.

2. Gedichte von Gotthard Schmerich. Zweite Auflage. Wolfsberg. 1883.

Prosa in Versen; nirgends ein neuer Gedanke, blos An- und Nachempfundenes; die Form mangelhaft.

3. Gedichte von Albert Graf von Schlippenbach. Berlin, A. Duncker. 1883. 8. 5 M.

Ein umfangreicher Band, aber ziemlich inhaltlos; weniger wäre hier in der That mehr gewesen, d. h. eine kritische Auswahl hätte dem Autor nur zum Vortheil gereicht. Nicht oft genug kann es gesagt werden, daß es heutzutage absolut nichts Ungewöhnliches mehr ist, wenn ein gebildeter mit etwas poetischer Empfindung begabter Mann einige hübsche Gedichte zu Wege bringt. Damit erwirbt er aber durchaus nicht das Recht, sich einen Dichter zu nennen und seine Mitmenschen mit all seinen mislungenen Versuchen zu belästigen. Gar manches, das an und für sich werthlos ist, kann wol unter besondern Umständen, etwa vom Verfasser selbst vorgetragen, einen ganz wirkungsvollen Eindruck machen, während der Leser, der nicht mehr im Banne jener Umstände steht, von der nüchternen Prosa der angeblichen Dichtung abgestoßen wird. Aufrichtig muß man daher dieses Dilettantenthum, welches leider bereits die deutsche Lyrik in Verruf gebracht hat, vor den bösen „guten Freunden" warnen, welche leichtfertig zur Veröffentlichung von Gedichten rathen. In dem vorliegenden Bande findet sich, wie gesagt, eine Anzahl guter Gedichte, geschmackvoll in der Form und mit dem Ausdruck wahrer Empfindung, aber daneben macht sich leider auch vieles breit, was eben nur Reimerei und keine Poesie ist.

4. Bunte Blumen. Neue Gedichte von Alois Seichter. Glatz, Graveur. 1883. 8. 2 M.

Die meisten dieser Gedichte können als correct bezeichnet werden; sie sind sorgfältig geglättet und erfreuen auch in der Regel durch eine neue Wendung oder ein hübsches Bild, welches Interesse erweckt.

5. Von Sedan bis Java. Ein Menschenleben in acht poetischen Genrebildern. Zweite Auflage. Von Wilhelm Reif. Meiningen, Keyßner. 1883. 8. 70 Pf.

Eine poetische Erzählung in acht Kapiteln könnte man diese Dichtung nennen; leider ist aber nicht alles poetisch darin. Einzelnes ist schön und gelungen; dem Ganzen würde es vielleicht zum Vortheil gereicht haben, wenn es in die einheitliche Form eines Epos gebracht worden wäre.

6. Lieder von Max Voß. Berlin, Grosser. 1883. 12. 1 M.

Liebeslieder der Mehrzahl nach, welche zum Theil unverkennbar unter dem Einflusse der Lieder Mirza-Schaffy's entstanden sind. Sie zählen eben auch zu den Versuchen, oft schon Gesagtes wieder zu sagen; im ganzen findet der Dichter wenigstens den passenden Ausdruck für seine Nachempfindung.

7. Die Hexe. Von Carmen Sylva. Zu der Statue von Karl Cauer. Berlin, A. Duncker. 1883. 8. 2 M.

Ein wahrhaft poetischer Gedanke ist hier, bis auf wenige Schwächen, in gelungener Weise durchgeführt. Die Gestalt des weiblichen Dämons, welcher den Jüngling mit reinem Herzen liebt und von diesem geliebt wird, ihm aber Vernichtung bringen muß, bildet den Vorwurf der Dichtung, die sich durch schöne Sprache und glänzende Bilder auszeichnet.

8. Extramundana. Von C. Felix Tandem. Leipzig, Haessel. 1883. 8. 5 M.

Der Autor behandelt das große Welträthsel in Mythen, denen er zum bessern Verständniß Erklärungen beizugeben

sich gezwungen sah, weil man sonst nicht recht wissen würde, was er eigentlich will. Damit ist schon eine bedenkliche Schwäche dieser Dichtungen eingestanden; „echte Poesie", sagt ja der Verfasser selbst, „sollte keiner Erklärungen bedürfen". Nun können allerdings in unsern Tagen derartige philosophirende Dichtungen nicht auf den Beifall der Menge rechnen; wir gestehen jedoch offen, daß uns diese Mythen weitaus mehr Gehalt an echter Poesie zu besitzen scheinen als die Dutzendlyrik, die wie Unkraut emporwuchert. Die gewaltige Phantasie, die aus ihnen spricht, die ungewöhnlichen Bilder, von denen einige freilich über das Maß des Schönen hinausgehen, die Tiefe mancher Gedanken vermögen den Leser zu fesseln und gewähren ihm Anregung. Man hat es mit einem Talente zu thun, welches nicht die ausgetretenen Pfade hinter Größern wandelt, sondern seinen eigenen Weg sich bahnt. Ehrliches poetisches Empfinden, wirkliche Schöpferkraft verdienen aber auch dann Beachtung, wenn das Werk an und für sich noch nicht vollkommen, nicht ausgereift ist. Vielleicht entfaltet sich dieses Talent, wenn es abgeklärt und geläutert ist, noch in schönerer Weise und erreicht auf dem Wege zur echten Poesie noch ein höheres Ziel.

9. Lieder und Romanzen. Von August Hinüber. Der „Dämmerungen" zweite Auflage. Leipzig, Elissen. 1883. 16. 1 M.

Manches ist wohl gerathen, obwol auch in diesen Liedern nur die altgewohnten Themata behandelt werden. Bei einigen ist auf die Form allzu wenig Sorgfalt verwendet, z. B. S. 44.

10. Gastgeschenke. Neue Spruchdichtungen von Otto Sutermeister. Bern, Dalp. 1883. 8. 2 M. 50 Pf.

Ein treffliches Buch, das viele geistreiche Gedanken enthält, die in knapper anmuthiger Form wirklichen Genuß bieten. Daß neben den Perlen auch manches Minderwerthige sich findet, mag leicht entschuldigt werden; auch wird man vielleicht nicht in allen Punkten mit dem Autor übereinstimmen, jedoch ihm stets für eine empfangene Anregung dankbar sein.

11. Die Jungfrau vom Kynast. Ein Sang aus Schlesiens Bergen. Von Julius Gesellhofen. Breslau, Max u. Comp. 1883. 8. 3 M.

Eine epische Dichtung, die als beachtenswerthe Leistung bezeichnet werden darf. Es ist Fluß und Lebhaftigkeit darin; einzelne Scenen sind hübsch geschildert; im ganzen erhebt sich jedoch das Epos nicht über die Stufe des Mittelguten.

12. Die Madonna. Eine Künstlernovelle in Versen. Von Anton Ohorn. Zweite Auflage. Stuttgart, Levy u. Müller. 1883. 16. 2 M. 50 Pf.

Als Novelle betrachtet, leidet die Dichtung daran, daß das behandelte Problem zu wenig neu und interessant ist; auch die Handlung ist dürftig, und die Handelnden sind reine Schablonfiguren. Durch die Versform wird die Sache nicht besser gemacht, im Gegentheil; die Dialoge z. B. werden noch mehr in die Breite gezogen, und die nüchterne Prosa des Ganzen macht sich um so unangenehmer fühlbar.

13. Mein Franz. Novelle in Versen. Von Karl Emil Franzos. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1883. 12. 1 M. 50 Pf.

Ein humoristischer Gedanke wird in sorgsam geglätteten Versen mit der dem Autor eigenartigen Geschicklichkeit im Erzählen ausgeführt. Zwei Freunde bemühen sich um die Gunst eines Mädchens. Der eine, poetisch veranlagt, schwärmerisch, aber unbeholfen; der andere nüchtern, aber mit geselligen Talenten begabt und kühn. Der letztere gewinnt die Braut, indem er die Liebeslieder seines Freundes für sich benutzt. Der artige Schwank ist auch hinsichtlich der Charakteristik der Personen gut durchgeführt.

14. Gustav Adolf. Von J. M. Pöltl. München, Franz. 1883. 12. 3 M.

Die Helden des Dreißigjährigen Kriegs zum Mittelpunkt einer epischen Dichtung zu machen, wäre ein glücklicher Gedanke; zu dessen Ausführung hätte es jedoch einer größern dichterischen Kraft bedurft, als der Autor besitzt, der die Sprache und die Form nicht mit Sicherheit beherrscht. Demgemäß ist auch sein Versuch ziemlich misglückt; die Dichtung liest sich wie schlechte Prosa.

15. Aus stillen Stunden. Lieder für Haus und Herz von C. Müller-Suderburg. Hannover, Felsche. 1883. 12. 1 M. 50 Pf.

Auch diese Sammlung zählt zu der großen Heerschar von Producten jener poetisch veranlagten Naturen, die zum eigenen Vergnügen schaffen können, aber nicht zu dem ihrer Mitmenschen. Solche Gedichte entstehen tagtäglich zu Dutzenden; sie sind nicht gut und nicht schlecht, sondern eben mittelmäßig.

16. Briefe und Gedichte von Benedict Waldeck. Herausgegeben von Chr. Schlüter. Paderborn, F. Schöningh. 1883. 12. 2 M. 50 Pf.

Das Buch ist ein hochinteressanter Beitrag zur Charakteristik Waldeck's, dessen Name in der Geschichte des deutschen Parlamentarismus einen Ehrenplatz behaupten wird. Den werthvollsten Theil bilden die Briefe, welche reich an Gedanken sind, die Denkweise und die Gesinnungen Waldeck's ins helle Licht stellen und manche sehr treffende Bemerkungen über öffentliche Zustände enthalten. Weniger bedeutend ist der poetische Nachlaß. Das Trauerspiel „Rudenz" ist ein unreifer Jugendversuch; dagegen „Das Schicksal" eine gelungene Satire auf die Schicksalstragödien, mit übermüthigem Humor durchgeführt. Die lyrischen Gedichte sind zum Theil gelungen; auch in ihnen spricht sich der Ideenreichthum, die Festigkeit des Charakters und die Tiefe der Empfindung Waldeck's aus. Im ganzen verdient das Buch eingehende Würdigung; man wird es sicher nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Theodor Emmen.

Geschichtliche Werke und Biographien.

1. Die Entwickelung der ständigen Diplomatie vom 15. Jahrhundert bis zu den Beschlüssen von 1815 und 1818. Von Otto Krauske. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.
2. Die älteste Geschichte des erlauchten Gesammthauses der königlichen und fürstlichen Hohenzollern. Von Ludwig Schmid. In drei Theilen. Erster Theil: Der Urstamm der Hohenzollern und seine Verzweigungen. Mit einer Karte. Tübingen, Laupp. 1884. Gr. 8. 7 M. 60 Pf.
3. Geschichte der Jahre 1815 bis 1871. Kurz zusammengefaßt. Von J. Tauscher. Erste Lieferung. Gotha, F. A. Perthes. 1885. Gr. 8. 2 M.
4. Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. Erster Theil. Zweite verbesserte Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1884. Gr. 8. 8 M.
5. Franz Lieber. Aus den Denkwürdigkeiten eines Deutsch-Amerikaners. (1800—1872.) Auf Grundlage des englischen Textes von Thomas Sergeant Perry und in Verbindung mit Alfred Jachmann herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Stuttgart, Spemann. 1885. Gr. 8. 8 M.
6. Lebenserinnerungen. Aus dem Tagebuche eines Mitgliedes der vormaligen königlich hannoverschen Landgendarmerie. Von Wilhelm Kobbe. Hannover, Lüdemann. 1885. Gr. 8. 3 M.
7. Fürst Bismarck. Ein Charakterbild für das deutsche Volk. Von Ernst Scherenberg. Elberfeld, Bädeker. 1885. 8. 50 Pf.
8. Friedrich Theodor Hugo Ilberg. Erinnerungen an sein Leben und Wirken für seine Freunde und Schüler. Von Johannes Ilberg. Mit einem Bildniß in Lichtdruck. Leipzig, Teubner. 1885. 8. 2 M.
9. Johann Gustav Droysen. Ein Nachruf. Von Max Duncker. Berlin, Calvary u. Comp. 1885. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Eine bisher vielbestrittene Frage war die, wann und wo die ständige Diplomatie, die Vertretung der Regierungen beieinander, aufgekommen sei; der eine meinte dies, der andere das. Otto Krauske hat nun in seiner Schrift „Die Entwickelung der ständigen Diplomatie vom 15. Jahrhundert bis zu den Beschlüssen von 1815 und 1818" (Nr. 1) den Versuch gemacht, aus den vorliegenden Publicationen diplomatischer Correspondenzen Aufschluß über diese Frage zu erhalten, und ist unter sorgfältiger Benutzung der Quellen und kritischer Prüfung derselben zu dem Resultate gelangt: die Praxis ständiger Gesandtschaften habe sich im 15. Jahrhundert in Venedig völlig entwickelt, zur Zeit Ferdinand's des Katholischen von Italien aus bei den größern Mächten West- und Mitteleuropas sich eingebürgert, und sei Ende des 16. Jahrhunderts auch zu den Nordstaaten Europas vorgedrungen, um im 17. bei ihnen allgemeiner Brauch zu werden. An diese Untersuchung knüpft Krauske eine Darstellung der Entwickelung der diplomatischen Rangstufen und Betrachtungen über die Anforderungen des diplomatischen Dienstes.

Im Auftrage des Fürsten von Hohenzollern unternahm es Professor Ludwig Schmid in seiner Schrift „Die älteste Geschichte des erlauchten Gesammthauses der königlichen und fürstlichen Hohenzollern" (Nr. 2) die Geschichte des Hauses Hohenzollern in zwei Bänden von je drei Theilen zu schreiben. Der vorliegende erste Theil des ersten Bandes bringt Untersuchungen über den Urstamm und seine Verzweigungen, einen Abriß der Geschichte des Hauses und eine gute Karte von dessen Besitzungen. Ist die Darstellung auch trocken, so zeugt sie doch überall von eingehenden Studien und voller Herrschaft über den Stoff, bringt werthvolle Aufschlüsse über die Stammlande, den Scherragau und die Hattinhuntare, zu denen die Mutter Burkard's I. und Wezel's I. die Grafschaften Haigerloch und Rotenburg hinzubrachte. Im Gegensatze zur bisher landläufigen Annahme nennt Schmid als Urahn der Hohenzollern den um 825 gestorbenen Hunfried, Herzog von Raetien und Istrien; seine Nachkommen waren die raetischen Burkardinger, die im 10. Jahrhundert Alemannien zwei berühmte Herzoge des Namens Burkard gaben. Einer dieser Burkardinger war Graf Burkard I. von Zollern, der Graf des Scherragaus, der directe Stammvater der Hohenzollern. Der herzogliche Zweig der Burkardinger erlosch im November 973 mit Burkard II., dem Gemahl der gefeierten Herzogin Hedwig. Wie die Hohenzollern waren die Zähringer, die Grafen von Nellenburg und andere gleichfalls Burkardinger.

Beruht dies Werk auf selbständiger Forschung und bietet neue Gesichtspunkte, so beabsichtigt hingegen der Gymnasialdirector J. Tauscher mit dem Buche „Geschichte der Jahre 1815 bis 1871" (Nr. 3), in einem langjähriger Schulpraxis entstammten Ueberblick diese im Unterricht gar zu stiefmütterlich bedachte Geschichtsperiode der Jugend und einem größern Publikum nahezubringen. Uns liegt die erste Lieferung vor, die Friedenszeit von 1815 bis 1848 und die Revolutionsjahre von 1848 bis 1852 umfassend. Merkwürdigerweise wird Großbritanniens Geschichte gar nicht erwähnt. Der Stil ist frisch und lebendig; überall begegnen wir einem guten Patrioten und begeisterten Preußen, leider aber auch einem eng „christlich-nationalen" Gesichtspunkte; der Autor ist streng orthodox, ganz antiliberal, voll Furcht vor Revolutionen und benutzt so gewissenhaft jede Gelegenheit, den Juden einen Hieb zu versetzen, daß er wohl beanspruchen darf, für einen Antisemiten zu gelten. Friedrich Wilhelm IV. ist mit so günstigen Farben gezeichnet, wie er sie nicht verdient, und seine Rolle in der Revolution von 1848, deren Schilderung sonst der beste Theil der ersten Lieferung ist, wird völlig verschwiegen; Männer wie Waldeck hingegen finden eine ungünstige Beurtheilung; die Altliberalen werden geradezu Revolutionäre und „Todtengräber des alten Preußen" genannt, wie die Ueberwinder des schweizer Sonderbundes in Radicale verwandelt werden. Ganz verkehrt ist die Darstellung der Lichtfreunde und der Deutschkatholiken, höchst sonderbar das Urtheil über Thiers. Dabei findet sich in der ersten Lieferung eine Reihe von Fehlern und Irrthümern, die gerade bei einem zum Unter-

richt bestimmten Buche doppelt bedenklich sind. Hier sei nur einiger gedacht: Chambord wurde nicht 2. November, sondern 29. September geboren; Ludwig XVIII. starb 16. und nicht 15. September; Ludwig Philipp kam am 31. Juli 1830 gewiß nicht darum zu Fuß nach Paris, „um nicht stolz zu erscheinen", dachte ferner nicht daran, sich von Karl X. bestätigen zu lassen, und nahm die Ernennung zum Generallieutenant durch diesen nicht an, weil ihn schon die Kammern dazu ernannt hätten. Die Besetzung Anconas durch die Franzosen 1832 erfolgte keineswegs im Einverständniß mit Oesterreich, sondern um dessen Einfluß in Italien zu kreuzen. Die legitimistischen Erhebungen unter Ludwig Philipp, zumal die der Herzogin von Berry, sind mit keiner Silbe erwähnt; die Saint-Simonisten unter Enfantin wurden 1832, nicht 1831 verfolgt; Louis Blanc's Buch „Organisation du travail" erschien 1840, nicht 1841; die Landung des Prinzen Napoleon bei Boulogne erfolgte am 6., nicht 4. August, und als Präsident nannte man ihn „Prinz-Präsident", nicht „Prinz-Regent"; die von ihm umworbene Prinzessin Wasa hieß Carola und nicht Carlotta; bei der Präsidentenwahl erhielt Lamartine keine 20000, geschweige 90000 Stimmen; im December 1848 wurde Changarnier Oberbefehlshaber der Truppen, nicht Bugeaud, der die Alpenarmee übernahm; Angoulême hieß Ludwig Anton, Berry Karl Ferdinand, der Graf von Paris Ludwig Philipp. Der Heiligen Allianz trat auch der Sultan nicht bei; das hambacher Fest war 26., nicht 27. Mai 1832; es gab keinen Bundesrath, nur einen Bundestag. Johann VI. von Portugal landete in Lissabon 4. Juli 1821, nicht im Juni 1822, und starb 1826, nicht 1827; Maroto's Haltung im Karlistenkriege hätte wol eine scharfe Verurtheilung verdient; der Vertrag von Bergara datirt vom 31., nicht 29. August. Diebitsch nahm Adrianopel am 20., nicht 28. August, Paskewitsch Erzerum am 9., nicht 6. Juli. Die Truppenstärke der Russen und Polen 1830 ist irrig angegeben; der Großfürst-Cäsarewitsch starb 27. Juni, nicht 18. Juli; die Russen gingen 17. bis 19. Juli, nicht am 21. auf das linke Ufer der Weichsel; Krukowiecki wurde vom Reichstage nicht zum Gouverneur Warschaus, sondern zum Präsidenten ernannt, und das Statut von 1832 hieß nicht polnisches, sondern organisches Statut.

In erweiterter zweiter Auflage hat G. Poel „Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen" (Nr. 4) erscheinen lassen, die eigentlich nur für dessen Familie aufgezeichnet wurden und gerade darum so offen, frei und unbefangen zu uns reden; er hat alles weggelassen, was zu intime Dinge berührt oder was ohne Bedeutung ist. Rist lebte in der hochgradig erregten Zeit von 1775 bis 1847 und war bis 1815 diplomatisch thätig; seit 1815 werden seine Mittheilungen fragmentarisch, bis dahin bilden sie ein abgeschlossenes Ganze: darum sind sie nur so weit publicirt. In Rist sehen wir einen ganzen Mann vor uns, im besten Sinne des Worts einen Mann des Volks, einen echt religiösen Christen gleich seinem Freund Friedrich Perthes; er war ein reiner, adelicher Charakter, treu und bieder, ein Feind von Schein und Phrase, voll Urtheilskraft und Geist, stets anregend im Verkehr; von glühendem Patriotismus erfüllt, sah er in Napoleon den tückischsten Despoten und frechsten Lügner; er meinte, das stumpfe Formelwesen der Napoleonischen Zeit habe aus den Deutschen sammt und sonders Chinesen machen wollen, und in das feinste Geäder der Gesellschaft seien Eigennutz, Leichtsinn und Ruchlosigkeit eingedrungen; unwillig und trauervoll beobachtete er die Stagnation alles politischen Lebens in Deutschland und die Bevormundung der Geister durch die Regierungen. Seine Laufbahn gewährte ihm tiefe Einblicke in den Organismus der verschiedensten Staatswesen, mit gleichem Interesse studirte er die Freiheit in England und die Autokratie in Rußland; mit ihm mustern wir in dem bis 1807 reichenden ersten Bande Volk und Gesellschaft in Dänemark, Schweden, Rußland, Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal und England; eine Ueberfülle werkwürdiger Verhältnisse und bedeutender Persönlichkeiten tritt uns aus dem sehr anmuthenden Rahmen entgegen. Bald soll der zweite und letzte Band des werthvollen Werks erscheinen.

Die vorzügliche Biographie Franz Lieber's von Perry hat einen der besten Freunde und wärmsten Bewunderer des ungewöhnlichen Mannes, der Deutschland wie Amerika zur Zierde gereicht, Franz von Holtzendorff (Nr. 5) veranlaßt, einen Auszug daraus zu veranstalten; Alfred Jachmann übersetzte, wobei freilich manche Flüchtigkeit mit unterlief und der Stil Mängel zeigt, und Holtzendorff redigirte. Ein gutes Bildniß schmückt das Buch, welches uns mit einem Leben bekannt macht, das dem Studium und der Verbreitung der großen Lehre politischer Erfahrung geweiht war. Lieber's ganzes Wirken bestand darin, den rechtmäßigen Gebrauch der Freiheit festzustellen und zu vertheidigen; er war gleich groß als Gelehrter und Praktiker, was wenigen nur beschieden ist. Größtentheils mit Lieber's eigenen Worten wird sein vielbewegtes Leben von den Tagen an, da er, ein echtes berliner Kind, voll Haß gegen Napoleon und die Franzosen, zur Muskete griff und in den Freiheitskrieg hinausstürmte, bis zum friedlichen Erlöschen in Neuyork an uns vorbeigeführt; es sind gewissermaßen lebende Bilder. Der Freiheitskämpfer wird als Jahn's Freund anrüchig und lernt die Gefängnisse, über die er später so viel studirt und geforscht hat, aus eigener Erfahrung kennen; er geht nach Griechenland, um gegen die Türken zu streiten, und jeder Tag bringt ihm neue Enttäuschungen; seine glücklichste Zeit ist die als Lehrer in Niebuhr's Gesandtschaftshotel zu Rom. Neuen Kerkerleiden entreißt ihn Niebuhr, und seitdem lebt er in Amerika, erst als Schwimmlehrer, dann als Literat und Professor. Unermüdlich arbeitet er zum Heile der Menschheit. In Preußen begnadigt, schlägt er eine Anstellung daselbst aus, zumal ihm Friedrich Wilhelm IV. ähnlich wie Ludwig Philipp keine Hochachtung als Charakter einflößt. Das Jahr 1848, von ihm jubelnd begrüßt, warf ihn aus allen Himmeln; er war voll Erbitterung auf Preußen,

„das seit 1815 nie seine große Bestimmung begriffen", und es bedurfte der grandiosen Tage von 1866 und 1870, um ihn wieder sympathisch für sein Heimatland zu stimmen, sodaß er König Wilhelm lieben lernte; freilich blieb er Demokrat und Feind des Adels. Das Buch enthält sehr interessante Briefe Lieber's an de Tocqueville, Ch. Sumner, Hillard, Bluntschli, Mittermaier, Holtzendorff, Garfield, Fish, die eigene Frau u. a. und berichtet von Unterredungen mit Niebuhr, A. von Humboldt, Friedrich Wilhelm IV., Joseph Napoleon u. s. w.

Einem solchen Werke gegenüber muß eine Selbstbiographie wie die „Lebenserinnerungen" von Wilhelm Kobbe (Nr. 6) höchst befremdend wirken. Ein pensionirter hannoverischer Landgensdarm erzählt auf Wunsch seiner Kameraden und Freunde die größtentheils uninteressanten Begebenheiten seines Lebens. Die Darstellung ist äußerst schlicht, der Stil schlecht, wie ja auch Kobbe sich in der sonderbaren Vorrede feierlich gegen „schriftstellerische Tournure" verwahrt. Polizisten können aus den Aufzeichnungen manches zur Nachahmung und anderes zur Erheiterung finden.

Unter den zahlreichen Ergüssen, die Bismarck's siebzigster Geburtstag in der Presse hervorrief, verdient die Schrift „Fürst Bismarck" von Ernst Scherenberg (Nr. 7) rühmende Erwähnung. Er, der Deutschland in seiner Schwäche und Erniedrigung gekannt hat, schildert begeistert die Erhebung seines gesunkenen Vaterlandes und Bismarck's unvergängliche Verdienste um Deutschlands Kaiser und Volk; mit Recht nennt er ihn den Gründer des Reichs und seinen größten Staatsmann. Doch ist die sehr fließend und angenehm geschriebene Festgabe nicht frei von Aussprüchen, denen gegenüber eine Widerlegung nicht ausbleiben wird.

Mit einer dreißigjährigen von Erfolg gekrönten pädagogischen Thätigkeit macht uns die vom Sohne der Mutter gewidmete pietätvolle Schrift „Friedrich Theodor Hugo Ilberg" (Nr. 8) bekannt, der einige Reden desselben angefügt sind. Er war Gymnasialdirector in Zwickau, Director der Fürstenschule St.-Afra in Meißen, endlich am Gymnasium der dresdener Neustadt. Wir begrüßen in ihm einen hochherzigen Charakter, voll Begeisterung für die Ideale des Lebens, einen feinsinnigen Dichter, einen bedeutenden Philologen. Die Arbeit ist sehr glücklich entworfen und abgerundet, gewiß allen Freunden und Schülern des Todten willkommen.

Eine der berufensten Federn hat einen Nachruf für „Johann Gustav Droysen" (Nr. 9), den preußischen und deutschen Patrioten, den geborenen Lehrer, der so hinreißend zu wirken verstand, den unermüdlichen Forscher geschrieben. Max Duncker zeigt ihn uns in kurzen ergreifenden Worten als einen Kopf, der stets bestrebt war, den geistigen und sittlichen Gehalt der Vergangenheit zu erfassen, alte und neue Geschichte zu fördern und kritisch zu sichten.

Arthur Kleinschmidt.

Ein Kapitel aus der Literatur der Decadence.

Magdalena. Roman von Emile Zola. Deutsch von Johannes Moritz. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1884. 8. 2 M.

Hätten wir es mit einem Schriftsteller von geringer Bedeutung zu thun oder mit einem durchaus nur mittelmäßigen Product: wir würden schweigend das Buch zur Seite legen, und damit basta.

Hier steht die Sache anders. Emile Zola ist ein Name von zu weit reichendem Klang, als daß man seine Werke leicht nehmen und sich gemüthlich über das, was er schreibt, hinwegsetzen dürfte; und seine „Magdalena" ist nicht eine unbedeutende Schöpfung, wohl aber ebenso gefährlich wie verderblich.

Die ernste Frage: inwieweit Zola in seiner Zeichnung einer der ärgsten unter den neuern Realisten oder noch schärfer Naturalisten sei, mag trotz alles weitschichtigen Geredes über ihn heute noch nicht ganz entschieden sein und berührt uns hier nur beiläufig. Der Berliner Eduard Engel hat in seinem geistreichen Buche „Psychologie der französischen Literatur" diesem Autor als einem der ganz charakteristischen Repräsentanten derselben eine Skizze gewidmet, auf die wir hier verweisen wollen. Ueber die andere, unmittelbar damit zusammenhängende Frage: inwiefern ist Zola als unmoralischer Schriftsteller zu bezeichnen? — das ist ja wol der Lieblingsausdruck, mit welchem das gewöhnliche Urtheil ihn einführt —, spricht Engel sich sehr scharf aus und resumirt so: „Man nenne einen Schriftsteller, der sich bei der Schilderung des Schlechten in der möglichst abstoßenden Pinselführung gefällt, wie man wolle, nur unmoralisch darf man ihn nicht schelten. Zola ist bis zum Ekel roh; er wühlt in den Scheußlichkeiten des menschlichen Lebens, er fürchtet sich vor keinem übeln Geruch, er läßt seine „Helden" und „Heldinnen" Vocabeln sprechen, die in ehrbaren Wörterbüchern fehlen; aber er ist nie und nimmer schlüpfrig. Er kennt keine lasciven Andeutungen; er hebt keine Vorhänge auf und ladet dadurch die Phantasie zur Ergänzung ein. Was er Häßliches zu sagen und zu zeigen hat, das sagt und zeigt er mit der Brutalität der Wahrheit und des — Zorns."

Lassen wir das! Auch ich greife das vorliegende Werk, einige Stellen ausgenommen, nicht eben vom Gesichtspunkte der Moral aus an; wohl aber bezeichne ich es als künstlerisch verwerflich, psychologisch ungesund und unwahr. Aber das höchste Gewicht lege ich auf eine andere Bemerkung: die „Magdalena" ist im ganzen absolut kein Product des ausgesprochenen Naturalisten, wenn wir von einigen

Einzelpartien absehen; sie hat so wenig als möglich realen Boden unter sich, sagen wir gar keinen. Nach dem heillosen psychischen Doppelproceß oder Doppelräthsel, das uns da sphinxartig und schreckend entgegentritt, ist sie so romantisch-phantastisch, wie man nur will, und ihr Fonds durch und durch verzerrte Seelenträumerei.

Der Inhalt ist in wenigen Sätzen angegeben: Magdalena ist die Tochter eines reich gewordenen und dann verarmten Maschinenfabrikanten, verkehrt oder eigentlich gar nicht erzogen. Nach trauriger Jugend wird sie auf ein Jahr die Maitresse eines gutmüthig leichtfertigen Mediciners, der nach Indien geht und sie in Paris sitzen läßt. Da bringt das Verhängniß sie mit einem unschuldigen jungen Adelichen aus der Provinz zusammen, der ein ebenso unerklärliches psychisches Curiosum ist wie sie. Die beiden treten sich nahe; sie ist zuerst seine Geliebte, dann Gattin und Mutter, und in traumhaft stillem Glück fliegen etwa fünf Jahre vorbei. Aber das Unglück schläft nicht und tritt in ganz eigener Verflechtung auf. Es ist Schicksal, daß jener erste Liebhaber Magdalenens und ihr jetziger Gatte die intimsten Freunde, geradezu Geistesbrüder waren; daß jener, der lange Jahre für todt galt, wieder heimkommt und im Schlosse seines unvergeßlichen Jugendfreundes einkehrt, der nichts von der unseligen Geschichte ahnt. Wie nun Magdalena, von ihrer alten Schuld verfolgt und gepeinigt, ja geradezu ohne Wissen und Wollen, nochmals in die Arme ihres gleich lebenslustig leichtblütigen Liebhabers getrieben wird, nachdem sie die verzweifelten Anstrengungen gemacht hat, dem für sie verhängnißvollen Menschen für immer zu entgehen oder auszuweichen; das ist ein seelischer Proceß, den ich in dieser oder ähnlicher Form noch bei keinem Schriftsteller durchgeführt gefunden und um keinen Preis noch einmal lesend verfolgen möchte. Das Ende ist kurz und tragisch: das liebliche Kind der Unglücklichen stirbt an den Blattern; die dem Irrsinn nahe Frau vergiftet sich, und der Mann verfällt dem Wahnsinn. Es ist alles Ein großer Proceß des geistigen Kampfes.

Der ganze Werth oder Unwerth des Buchs ruht auf seiner Psychologie. Die Hauptpersonen, die da mitspielen, und auch einige nebensächliche sind förmlich seelische Typen, aber was für welche? Sie haben nicht Einen gesunden Zug; alles an ihnen ist Marter oder Hohn.

Schwerlich wird einem aufmerksamen Leser auf dem unermeßlichen Gebiete moderner Romanschriftstellerei ein wunderlicheres, räthselhafteres, ja unerklärlicheres Menschenpaar begegnen, als die zwei unglücklichen Gestalten sind welche im passiven Sinne als Held und Heldin der fatalen Geschichte erscheinen: diese Magdalena Férat und der Adeliche Wilhelm de Viargue, Curiosa durch und durch. Der Verfasser hat es sich die größte Anstrengung kosten lassen, sie zu erklären und ihr Schicksal zu motiviren; er hat sogar eine Masse von feinen, durchdringenden Geisteszügen an sie verschwendet; er hat im weitesten Sinne ihre Geburt und Abstammung und den völlig eigenartigen unorganischen Erziehungsgang der beiden Wesen verfolgt, hat die Doppelnatur Magdalena's in einem bestimmt bis ins Kleinste ausgemalten Porträt ihrer widerspruchsvollen Physiognomie dargelegt; und trotz allem kann ich absolut zu keinem andern Schluß kommen — er hat seelische Unmöglichkeiten gemalt und Zerrbilder herausgebracht. Man sollte fast meinen: er will solche schaffen. Und sollten sie möglich sein, so sind sie nicht Objecte für die rechte Kunst. Solchen Gestalten gegenüber kann kein anderes Gefühl aufkommen als das einer niederdrückenden tiefen Trauer, die sich mit einer Flut ungelöster Räthsel versetzt. Nachtwandelnd, die Automaten eines finstern Geschicks, gehen diese Personen durch das Leben, das eine mal durch tükische Dämonen der Luft angetrieben, das andere mal von mechanischen Kräften angestoßen. Uebrigens ist eine ganz ähnlich irrationell unbegreifliche Gestalt schon der alte Viargue: ein menschenscheuer Hypochonder und trauriger Sonderling, der eigentlich Tag und Nacht nirgend anders zubringt als in einem großen unheimlichen Saal seines weiten und trostlos öden Schlosses, beschäftigt mit chemischen oder alchemistischen Experimenten. Eines Tags aber verliebt er sich plötzlich in die Frau eines Advocaten, nimmt sie ohne weiteres mit fort und hält sie zwei Jahre in seiner Höhle, bis sie einander müde geworden; er schickt sie dann gemüthlich dem Manne zurück, der sie ebenso gemüthlich wieder aufnimmt, worauf sie natürlich fromm wird. Nach diesem Intermezzo, dessen unglückliche Frucht der adoptirte Sohn Wilhelm ist, kehrt er zu seinen Flaschen und Retorten zurück; eines trüben Tags aber verzweifelt er auch an dieser seiner Wissenschaft, zertrümmert Apparate und Bücher und ermordet sich in seinem Laboratorium, der Welt von einem jämmerlich verzettelten Leben nichts hinterlassend als einige neu erfundene Gifte.

Die eigentliche Herrin des Hauses Viargue ist eine alte protestantische Amme. Wir bekommen geradezu ein Grauen vor der eingefleischten Fanatikerin, die dem guten Herrgott zu Liebe ein halber Teufel wird. Sie hat den Alten gequält, tyrannisirt den Jungen und ist ein unerbittlicher Satan gegen das von vornherein ihr verhaßte sündige Weib, das sie zur Verzweiflung treibt. Die Alte scheint der betend fluchende Dämon des unseligen Hauses zu sein, den man nicht los wird. Wenn sie ihre biblischen Fluchsprüche murmelt, gemahnt sie uns leibhaftig an die Hexe von Endor.

Noch ist ein sauberes Ehepaar da, der taube Marquis von Rieu und seine Ehehälfte Helene, wirklich ein Musterpaar. Der Alte ist der eingefleischteste boshafte Egoist, Faun und Satyr, der irgend gesunden oder gezeichnet werden kann, ein lachender Teufel, übervoll von spottsüchtiger Galle, die sich am köstlichsten ergeht über das Lasterleben der eigenen Frau; mit einer Schandthat, deren die Betroffenen freilich ganz würdig sind, scheidet er von einem Leben, das absolut nichts werth war und das er selber verachtete. Seine schon über vierzig Jahre alte weibliche Hälfte ist die zur Närrin gewordene Buhlerin, die einen jungen Galan nach dem andern anzieht; diesmal hat sie

es gut getroffen, denn ihre neueste Liebe ist ein grundverdorbener Junge, der mit Hülfe der verblühten Alten Carrière machen möchte und sie, als dies nicht recht gelingen will, jämmerlich tyrannisirt; als Herr von Rieu stirbt, zwingt er das herrliche Paar, sich zu heirathen.

Alle handelnden Personen des Stücks sind geistige Krüppel oder Schwächlinge, Verbrecher oder geradezu Scheusale, die uns in ihren nacktesten Blößen präsentirt werden: der alte Viargue, sein unehelicher Sohn Wilhelm, die arme Magdalena und ihr erster Liebhaber, Férat's vermeintlicher Freund, die alte Schloßhexe, das Ehepaar Rieu und Helenens Galan. Mit Ehebruch und freier Liebe wird Luxus getrieben, und des Schreckens ist übergenug.

Wir verweisen noch auf einen Auftritt, wo allerdings der Naturalist in rohester Form durchbricht: die brutalste Scene im Buche ist jene Abendgeschichte, wo der geile Alte, dem als vermeintlich treuen Freund der abreisende Férat das hülflose Töchterchen zur Erziehung übergeben hatte, nach Jahren, als Magdalena groß und blühend aufgewachsen, sich mir nichts dir nichts in die Kammer schleicht und neben die Jungfrau ins Bett legt, um sie zu verführen. Halbnackt entspringt sie auf die Straße, ergibt sich aber in der gleichen Nacht sans façon ni cérémonie dem ersten besten Studenten der Medicin, dem sie gerade in die Hände gelaufen. Das ist uns denn doch zu stark. Jetzt nur noch die unwahrste aller Scenen, die andere Seite im Wesen des Dichters, welche ich als psychische Phantastik und Träumerei bezeichnete. Das ist folgender Auftritt gegen das Ende hin, das ihm hart auf den Fersen folgt: Magdalena hat die aufreibendsten Anstrengungen gemacht, dem zurückgekehrten ersten Liebhaber nie mehr zu begegnen, ihm ein für allemal zu entrinnen. Dieselbe Magdalena aber schickt von Paris aus den geliebten Gatten allein zum todtkranken Töchterchen heim und — sucht insgeheim den so tödlich Gefürchteten in seinem Logis auf, und dieser, dem allerdings das Fatale der Situation nicht bekannt ist, nimmt die Sache nach seiner altgewohnten weltmännischen Weise und hat eine lustige Stunde mit ihr. Und das alles geschieht — Zola will es uns mit aller Entschiedenheit einreden —, ohne daß die arme Magdalena weiß, wie und warum? Ich sollte doch meinen: das mußte sie wissen, sie müßte denn gerade mondsüchtig oder somnambul sein; dann aber ist sie kein Object mehr für den Künstler und keins für den Seelenzeichner.

Als ich das Buch gelesen hatte, blieb mir kein anderes Gefühl als das einer tiefen Traurigkeit, einer Trostlosigkeit und Erschöpfung ohnegleichen. Aber weglegen hätte ich es nicht können, ohne es zu Ende zu bringen; das ist die Kunst des Autors. Wie ein Wanderer in einer weiten pittoresken Gegend, die ihm aber durch Bergabhänge verdeckt wird, die Bergstraße von einer Windung zur andern unermüdlich verfolgt, um Punkt für Punkt bei jeder vorspringenden Biegung ein neues Stück des form- und farbenreichen Geländes zu überblicken, so folgen wir hier gespannt den Krümmungen und Windungen des ganz eigenartigen Seelenlebens gespannt und gefesselt und fragen uns bei jeder Station: was wird nun werden? Daß es dem nothwendigen Untergange zugeht, wird uns bald klar; aber das überhebt uns nicht der immer wieder auftauchenden Frage: wie wird es werden? wie mögen die Personen in der neuen Lage denken und handeln? Held und Heldin interessiren uns, jedes als ein Unicum; und wo die Zeichnung nicht materialistisch roh wird, da hat sie Feinheiten eines großen Schilderungstalents in sich, welches auch dann und wann kurz gehaltene, aber überraschende Landschaftsbilder einflicht.

Man mag das Buch als Curiosum lesen. Wenn aber ein Geschlecht eine solche Schöpfung zum Vergnügen genießen und ihre psychologischen Schilderungen als Wahrheit aufnehmen wollte, so würde ich es geradezu ganz verloren geben, ästhetisch und auch ethisch. Das ist die Kunst des Verderbens, der Auflösung und Zersetzung. J. J. Honegger.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Weimar hat sich am 20. Juni eine Goethe-Gesellschaft constituirt. Der Vorsitzende, Generalintendant von Loën, wies darauf hin, wie durch die testamentarische Verfügung Walther's von Goethe die Frau Großherzogin in den Besitz des Archivs, der Staat Weimar in den Besitz des Goethe-Hauses und seiner Kunstschätze gelangt sei, sodaß der bei Lebzeiten der Nachkommen unsers Dichterheroen nicht zu verwirklichende Plan, alle im Goethe-Hause vorhandenen reichen Reliquien zu erwerben und der Nation zugänglich und nutzbringend zu machen, jetzt sichern Boden gefunden habe. Unter den Auspicien der hohen Frau und auf ihre Anregung soll der Verein von Goethe-Freunden und Forschern sich zwei würdigen Aufgaben widmen: einer kritischen Gesammtausgabe der Werke Goethe's und einer umfassenden Goethe-Biographie. Bei der Statutenberathung wurden als Zweck der Goethe-Gesellschaft die Pflege der mit Goethe's Namen verknüpften Literatur sowie die Vereinigung die auf diesem Gebiete sich bethätigenden Forschung, jährliche Zusammenkünfte, größere Veröffentlichungen, die Fortführung des zu ihrem Organ bestimmten Goethe-Jahrbuchs, Anregung zur Darstellung Goethe'scher Werke und zu gleichmäßiger Bearbeitung und Inscenirung derselben, Vorlesungen aus und über Goethe, Schaffung einer Goethe-Bibliothek festgesetzt. Die gleichmäßige Inscenirung und Bearbeitung z. B. des „Faust" würde allerdings das Genie unserer Intendanten, Dramaturgen und Regisseure, welche bisher die verschiedensten selbstverfaßten Fausteinrichtungen in Scene setzten, sehr beeinträchtigen; jede größere Bühne hat jetzt ihren aparten „Faust" und wird ihn, wie wir glauben, trotz der Autorität der Goethe-Gesellschaft behalten. Diese soll ihren beständigen Sitz in Weimar haben; keine Generalversammlung darf diese Bestimmung aufheben; von den elf Vorstandsmitgliedern müssen drei in Weimar wohnen. Die erste Versammlung der Goethe-Gesellschaft fand am 21. Juni statt; in den Vorstand wurden gewählt: Reichsgerichtspräsident Simson, von Loeper, Kuno Fischer, Paul Heyse,

von Beaulieu, Eggeling, von Loën, Ruland, Rümelin, die Professoren Erich Schmidt in Wien und Scherer in Berlin.

Hierauf wurden drei Vorträge gehalten: von Hofrath Ruland über die Sammlungen im Goethe-Hause, von Dr. von Loeper über das Goethe-Archiv, von Professor Scherer über den ersten und zweiten Theil des „Faust". Die interessantesten Mittheilungen enthielt der zweite Vortrag. In den Schränken finden sich alle Handschriften von Werken, die Briefe und das Tagebuch. Diese Proben geben einen Ueberblick über die ganze Lebenszeit, über fast siebzig Jahre. Das älteste Stück ist eine Nummer der Zeitschrift „Die Sichtbaren" von 1766, enthaltend das erste veröffentlichte Gedicht Goethe's: „Poetische Gedanken über die Himmelfahrt Jesu Christi"; von hier geht die Sammlung fort bis 1832. Die Gestalt der Werke wird durch den Inhalt des Archivs und dessen Ausbeutung nicht verändert, wol aber deren kritische und historische Erkenntniß wesentlich gefördert werden. Auf Jahrzehnte hinaus wird das neue Material die Goethe-Forscher beschäftigen. Eine Handschrift von Goethe's „Götz von Berlichingen" von 1771 ist vorhanden; außerdem zahlreiche Copien aus der weimarischen Zeit mit Goethe'schen Correcturen; venetianische Epigramme mit Ausfällen auf Lavater, später zurückgezogen; Entwürfe und Dispositionen zur „Achilleis", auch Uebersetzung mehrerer Gesänge der „Ilias", der „Westöstliche Diwan" auch mit verworfenen Strophen und Gedichten.

Große, ausführliche Gedichte finden sich nicht, wohl aber sehr zahlreiche kleine: zahme Xenien, Epigramme (gegen Personen gerichtet, die durch Zurückziehung der Epigramme geschont wurden), Erotika u. s. w.: alles von Goethe selbst geschrieben. Was das Tagebuch anbelangt, so sind Originale vorhanden von 1776–82, dann kommt eine Lücke bis 1796, in der sich nur Fragmente von 1791 und 1793 finden, von 1796 bis 16. März 1832, also acht Tage vor dem Tode, wieder vollständig. Es ist überaus wichtig für die Biographie, aber auch für den literarischen Theil wegen der Bestimmung der Entstehung einzelner Werke. Bis 1817 hat das „Tagebuch" in seinen Bänden Octavform, von da ab ist es in Folio angelegt. Die Sammlung der Briefe beginnt mit 1768, wo Goethe als leipziger Studiosus an seine Schwester, einen Freund in Dessau u. a. schreibt. Diese sollen im nächsten „Jahrbuch" veröffentlicht werden; 38 Briefe an von Fritsch, ferner zahlreiche Concepte von Briefen und verworfene aus den Jahren 1807—32; sehr viel Briefe an Goethe gleichfalls vorhanden, so solche von Karl August, die bald eine neue Ausgabe von dessen Briefwechsel nöthig machen werden; 180 Briefe von Freundinnen, andere von der Mutter; 40 Briefe von Frau von Stein, zum Abdruck geeignet; von Lotte Buff, Lilli Schönemann, weiter von Männern wie Reichardt, Körner u. s. w. Briefe von seiner „Frau" (von 1796—1816), Briefe aus der italienischen Reisezeit wurden nicht gefunden.

Es ist erfreulich, daß unter dem Schutz des kunstsinnigen weimarischen Fürstenhauses sich jetzt die Schätze des Goethe-Archivs erschlossen haben: doch gibt es zu nachdenklichen Erwägungen Anlaß, daß lange Jahrzehnte hindurch hier unter Clausur der Schlüssel lag zu vielen Fragen, welche auf dem Gebiete der Goethe-Forschung solchen Staub aufgewirbelt haben. Wie viel Purzelbäume und wackelige Hypothesen des kritischen Scharfsinns wären vermieden worden durch den frühern Besitz dieses Schlüssels!

Bibliographie.

Alexander, J., Aus der „vierten Dimension"! Ein serio-komisches Zeitgedicht. Zur Feier des 200jährigen Geburtstagsfestes der Tonheroen J. S. Bach und G. F. Händel. Düsseldorff, Voß u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Amelung, F., Geschichte der Revaler Schwarzenhäupter von ihrem Ursprung an bis zur Gegenwart. Nach urkundenmäßigen Quellen des Revaler Schwarzenhäupter-Archivs bearbeitet. 1ste Lfg.: Die erste Blüthezeit von 1399 bis 1557. Reval, Wassermann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Anspach, K., Die Natur in der Poesie. Hagen, Risel u. Comp. 1884. 8. 2 M. 40 Pf.

Bastian, A., Der Papua des dunkeln Inselreichs im Lichte psychologischer Forschung. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 7 M.

Bauer, B., Hohenstaufen-Welfen und Hohenzollern. Eine historisch-kritische Studie. Hannover, Weichelt. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Bayer, J., Aus Italien. Kultur- und kunstgeschichtliche Bilder und Studien. Leipzig, Elischer. Gr. 8. 6 M.

Belle-Croix, Baron de la, Enthüllungen und Erinnerungen eines französischen Generalstabsoffiziers aus den Unglückstagen von Metz und Sedan. Aus den hinterlassenen Papieren. Hannover, Helwing. 8. 3 M.

Blumauer's, A., sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste vollständige Gesammt-Ausgabe mit Vorwort, Einleitung und Anmerkungen, dem Porträt des Dichters und 16 Original-Federzeichnungen. 1stes Hft. Wien, Stern. 12. 40 Pf.

Bokemeyer, H., Der Söldling oder Hollands Regiment auf Java. Eine Kolonialgeschichte. Leipzig, A. Krüger. 8. 3 M. 50 Pf.

Bolanden, C. v., Die Kreuzfahrer. Historische Erzählungen. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Wie man Kreuzfahrer wird. Mainz, Kirchheim. 8. 3 M.

Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika. 1681 bis 1721. Verfaßt vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Mit 1 Uebersichtskarte und 5 Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Bregenzer, G., Malerische Hirngespinnste. Gedichte. Sigmaringen, Tappen. 16. 1 M.

Breymann, H., Wünsche und Hoffnungen, betreffend das Studium der neueren Sprachen an Schule und Universität. München, Oldenbourg. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 6ter Bd. 8tes Hft.: J. J. Rousseau und das Evangelium der Revolution. Von P. Haffner. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit nordischen Gelehrten, herausgegeben von E. Schmidt. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 8 M.

Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Herausgegeben von F. Baechtold. Stuttgart, Gebr. Kröner. 8. 2 M. 80 Pf.

Broesel, W., Der Charakter der Senta und seine ideale Darstellung. Ein Beitrag zum Verständnisse der Oper von R. Wagner „Der fliegende Holländer". Leipzig, E. W. Fritzsch. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Carus, P., Aus dem Exil. Allerhand Mittheilungen. Dresden, v. Grumbkow. 1884. 8. 2 M.

Der Chronist. Kurzgefaßte Notizen zur Zeitgeschichte, zugleich ein fortlaufendes Supplement zu jedem Konversations-Lexikon. Herausgegeben von K. Siegen. 1ster Jahrg. 1885. 4 Hfte. Leipzig, Reißner. Gr. 8. à Hft. 75 Pf.

Die deutschen Colonialgebiete. Nr. 2: Deutschland in der Südsee. Kaiser-Wilhelmsland und Neubritannien. Mit Benutzung der neuesten Quellen von J. B. Herrmann. Mit 1 Karte und 3 Illustrationen. — Nr. 3: Ackerbau und Viehzucht in Süd-West-Afrika. (Damara- und Gr. Namaqualand.) Mit 1 Karte und Illustrationen. Von C. G. Büttner. Leipzig, Schloemp. Gr. 8. à 1 M.

Conz, E., Württembergische Gedenkblätter aus der Franzosenzeit. Cannstatt, Bosheuyer. 8. 80 Pf.

Corleis, F., Doppelter Kampf. Ein Schauspiel. Altona, Uflacker. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Dallwig, F., Der Kampf zwischen Glauben und Wissen. Ein Wort zum Frieden. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 80 Pf.

Hartmann, E. v., Der Spiritismus. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Haupt, Antonie, Das Geheimniß des Waldes von St. Arnual. Erzählung aus dem Saarbrücker Hofleben des vorigen Jahrhunderts. Trier, Paulinus-Druckerei. 8. 50 Pf.

Hopp, E. O., In der großen Stadt. Berlin, Nonnemann. 8. 3 M. Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 1 M. 50 Pf.

Jansen, A., Jean-Jacques Rousseau als Botaniker. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 8 M.

Janzé, Mme. la Vicomtesse A. de, geb. de Choiseul-Gouffier, Erinnerungen an Berryer. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Baronin v. Koenneritz, geb. v. Jordan. Dresden, v. Grumbkow. 8. 3 M.

Scheffler, W., Die französische Volksdichtung und Sage. Ein Beitrag zur Geistes- und Sittengeschichte Frankreichs. 2 Bde. Leipzig, Elischer. 1884 u. 1885. Gr. 8. 18 M.

Schöler, Charlotte v., Mattias von Zwifalten. Erzählung. Berlin, Luckhardt. 8. 5 M.

Schücking, L., Zwei Novellen. (Virago. In dunkler Nacht.) Berlin, Goldschmidt. 8. 4 M.

Simonsfeld, H., Die Deutschen als Colonisatoren in der Geschichte. Mit einem Vorwort von F. v. Holtzendorff. Hamburg, J. F. Richter. Gr. 8. 1 M.

Waldow, E. v., Ohne Fehl. Roman. Berlin, Goldschmidt. 12. 1 M.

Wanderley, F., Aus mancherlei Fernen. 40 Postkarten. München, A. Ackermann's Nachf. Qu. gr. 8. 2 M.

Widmann, B., Geschichtsbild des deutschen Volksliedes, in Wort und Weise dargestellt und erläutert. Leipzig, Merseburger. 8. 1 M. 50 Pf.

Wiermann, H., Generalfeldmarschall Graf von Moltke. Ein Lebensbild für das deutsche Volk. Mit Porträt. Leipzig, Renger. 8. 2 M.

— — Kaiser Wilhelm und seine Paladine. Ein Lebensbild für das deutsche Volk. Mit Porträt. Leipzig, Renger. 8. 2 M.

Winterfeld, A. v., Neue humoristische Soldatengeschichten. 9ter u. 10ter Bd. Jena, Costenoble. 12. à 1 M.

Wöber, F. X., Die Reichersberger Fehde und das Nibelungenlied. Eine genealogische Studie. Meran, Plant. 8. 2 M.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Kluckhohn, A. Lammers, J. B. Meyer und P. Schmidt herausgegeben von F. v. Holtzendorff. 211tes Hft.: Bilder aus der russischen Revolution. (Fürst Krapotkin, Stephanowitsch, Scheljäbow.) Von A. Thun. Berlin, Habel. Gr. 8. 75 Pf.

Zobel, W. v., Brigitte. Eine Geschichte aus dem Meißner Elbthale. Dresden, v. Grumbkow. 12. 1 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 165 bis 171.

Das nächste österreichische Parlament. — Prinz Friedrich Karl von Preußen. — Eine Eisenbahn in der Herzegowina. — England und die allgemeine Wehrpflicht. — Generalfeldmarschall Freiherr von Manteuffel. — Der Duc d'Aumale über die Heeresreform in Frankreich. — Slawische Briefe. — Ein Beitrag zur Nationalitätenfrage in Oesterreich.

Heinrich Noé. Von M. Greif. — Rousseau in Venedig. — Das Ende der Böhm-Reichard'schen Expedition nach Ostafrika. — Die englische Parallelbibel. Von L. Mezger. — Eine Geschichte der christlichen Sitte. Von D. V. von Strauß und Torney. — Frau von Sévigné als Geschichtschreiberin. Von Dr. H. Bloch. — Die Rechtssprache als Hülfsmittel zur Ausmittelung der ursprünglichen Gebiete der deutschen Stämme. Von F. Thudichum. — Henri Fréderic Amiel. — Henry M. Stanley: Der Congo und die Gründung des Congo-Staates. (II.) — Die Antwerpener Weltausstellung. (V.) — Socialpolitik und Socialethik. (VI.) — Hugo Schuchardt: Slawo-Deutsches und Slawo-Italienisches. — Oesterreichische Memoiren. Von M. Landau. — Die Cholera und die Schutzmaßregeln der Regierungen. — Die Festtage der Société de statistique in Paris und der Statistical society in London. (I/II.)

Von Börsenordnungen und der neuen Berliner im besonderen. — Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. — Die Stagnation im Localbahnbau in Oesterreich. — Oesterreichische Localbahn-Gesellschaft. — Oesterreichische Alpine Montan-Gesellschaft.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Soeben erschien:

Nachtrag zu Othmer's Vademecum für Literaturfreunde.

Zusammenstellung der wissenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der „Schönen Literatur“ aus den Jahren 1878—1884.

Bearbeitet von

Carl, Georg und Leopold Ost.

8. VI. 368 Seiten. Preis 8 M.

Hannover. **Fr. Cruse's** Buchhandlung.

Soeben erschien und wird auf Verlangen gratis und franco versandt:

Antiquarischer Katalog: **Carl von Noorden's Bibliothek.** — Geschichte Deutschlands und der frühern Reichslande, besonders im Mittelalter und 18. Jahrhundert. 5018 Nummern.

F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig.

Neuigkeit von R. Baumbach.

Im Verlage von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Erzählungen und Märchen

von **R. Baumbach.**

Preis broschirt 2 M., in Leinwand geb. 2 M. 75 Pf.

Ein Bändchen von 12½ Bogen Prosa, welches der beliebte Dichter fast ausschliesslich der Fröhlichkeit gewidmet hat, und das wohl der beste Begleiter „ins Bad oder aufs Land“ sein dürfte.

Zu gleichen Zwecken sind die nachfolgenden Neuigkeiten empfohlen:

Vorstadtgeschichten

von **Heinr. Seidel.**

Dritte umgearbeitete Auflage. Preis brosch. 3 M.

Gedichte eines Optimisten

von **Julius Lohmeyer.**

Brosch. 3 M.

Plodersam.

Geistli'n Geschichten g'sangsweis dazält

von **Hans Grasberger.**

Brosch. 2 M.

und das im December erschienene, mit so grossem Beifall aufgenommene

Aus Herz und Welt.

Allerlei Humore von **Emil Peschkau.**

3 M. (Kurze Novellen in Prosa.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch Massai-Land.

Forschungsreise in Ostafrika

zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaro und Victoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884 von

Joseph Thomson.

Aus dem Englischen von **W. v. Freeden.**

Mit 62 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Joseph Thomson hat als der erste Europäer das von raub- und mordsüchtigen Volksstämmen bewohnte Massai-Land in seiner ganzen Länge durchreist und dadurch ein geologisch wie commerciell höchst wichtiges Stück Innerafrikas unserer Kenntniss erschlossen. Die frisch und anziehend geschriebene Schilderung dieser Reise, mit Abbildungen und Karten reich illustrirt, reiht sich den werthvollsten Werken an, welche die Aufhellung des dunkeln Welttheils für die europäischen Nationen vermitteln.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 9. Juli 1885.

Inhalt: Friedrich Hebbel's Tagebücher. Von Rudolf von Gottschall. — Romane. Von Freiherrn K. von Richthofen. — Reiseschriften und anderes Geographische. (Beschluß.) — Episches und Lyrisches. Von Hans Mindwitz. — Staatssocialistisches. Von H. von Scheel. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Friedrich Hebbel's Tagebücher.

Friedrich Hebbel's Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Nebst einem Porträt Hebbel's nach Rahl und einer Abbildung seiner Todtenmaske. Erster Band. Berlin, Grote. 1885. Gr. 8. 9 M.

Es gibt Modedichter, deren Namen in aller Munde sind, um welche sich aber die Literaturgeschichte und die für dauernden Nachruhm sorgenden Biographen und Essayisten wenig kümmern: es gibt wiederum andere Dichter, welche dem großen Publikum wenig bekannt sind, denen aber ein biographisches Mausoleum nach dem andern errichtet wird.

Friedrich Hebbel ist niemals Mode gewesen; einzelne seiner Dramen sind mit Erfolg an großen Bühnen gegeben worden; andere hatten einen Miserfolg oder gelangten gar nicht auf die Bühne. Im ganzen hat Hebbel für das große Publikum nie etwas Sympathisches gehabt: er hat einen harten und herben Zug in seinen Dichtungen; das geistig Bedeutende erscheint bei ihm oft in einer schroffen, fast abstoßenden Form, die Kluft zwischen literarischer Anerkennung und volksthümlicher Geltung ist kaum so groß bei irgendeinem andern Dichter: das Theaterpublikum ansehnlicher Städte kennt Hebbel's Namen gar nicht — und dabei erscheinen dicke Bände über ihn und seine Dichtungen, und auch verlorene Blätter von ihm wie aus dem Nachlaß eines Unsterblichen werden gesammelt. Ein solches Mißverhältniß, wie es nur in Deutschland und kaum bei einer andern Nation besteht, kann in doppelter Weise ausgeglichen werden: entweder geht die Literatur über den Dichter mit den Werken desselben den abschüssigen Weg in den Orkus der Vergessenheit, oder der erstern gelingt es, dem Dichter einen dauernden Platz in der Literaturgeschichte und im Tempel des Nachruhms zu verschaffen und so seinem Namen zum mindesten einen guten Klang zu sichern, selbst wenn die Nachgebliebenen sich nicht mehr mit der Lektüre der betreffenden Werke beschäftigen sollten: denn es gibt viele dauernde Namen und vergessene Dichtungen.

Friedrich Hebbel hatte stets enthusiastische Freunde, und sie sind es auch, welche sein Angedenken bei der Nation wach erhalten, die, mit den poetischen Nichtigkeiten des Tags überschüttet, allzu leicht mit dem Sinn für das Bedeutende auch die Erinnerung daran verliert. Hebbel aber hatte etwas geistig Imponirendes in seinem Wesen, ebenso viel Originalität wie Selbstgewißheit, und stets das Bestreben, in die Tiefe zu graben. Was ihn daher seinen intimen Freunden so werth machte und diese in unermüdliche Bewunderer verwandelte: das muß auch für das große Publikum von Interesse sein; die Gedankenarbeit eines hervorragenden Kopfes, die Entwickelung eines ungewöhnlichen Talents zu verfolgen, wird allen, welche der Literatur eine intimere Theilnahme zuwenden, eine willkommene Anregung sein. Hebbel setzte ähnlich wie Gutzkow, Prutz und andere hervorragende Schriftsteller, jeder in seiner Art, die Traditionen unserer classischen Epoche fort, für deren Träger dichten und denken eins war, die nicht blos ausgezeichnete Poeten, sondern auch die besten Köpfe des Jahrhunderts waren und sich dadurch von unsern neuern literarischen Professionisten unterscheiden, zu denen wir neben den einseitigen Lyrikern und Aquarellbildermachern auch alle die Dramatiker und Romanschreiber rechnen, denen kein anderes Ziel vorschwebt, als die Technik ihres poetischen Fachs möglichst erfolgreich zu beherrschen.

Von Hebbel's Freunden hat Emil Kuh schon früher eine Biographie des Dichters herausgegeben; Felix Bamberg, jetziger deutscher Generalconsul in Genua, veröffentlicht nun Hebbel's „Tagebücher" zum ersten mal in ihrer Vollständig-

keit, wie es dieser selbst gewünscht, während Kuh bereits in seine Biographie zahlreiche Tagebuchblätter aufgenommen hat. Einen Dichter, der sich von seinem Schaffen Rechenschaft gibt, in seinen stillen Monologen zu belauschen, wird stets interessant sein, und um so interessanter, je weniger diese Monologe durch die Zwischenreden und Commentare eines Erklärers unterbrochen werden — und hierin liegt der unbestreitbare Vorzug der neuen Veröffentlichung: hier ergreift nur Hebbel selbst das Wort; unser Urtheil wird durch keine bengalische Beleuchtung bestochen, mit welcher die Ueberschwenglichkeit des Biographen ihn umgibt: wir sehen ihn selbst, den Dichter, bei seiner ernsten Arbeit.

In der Einleitung erzählt uns Bamberg, daß er in seinen Jugendjahren Hebbel kennen gelernt habe; gleich in der ersten Zeit der Bekanntschaft legte er sich die inhaltsschwere Frage vor:

ob sein Dichtergenie nicht mehr als das Ausströmen einer reichen Begabung, oder ob es die Form und Versöhnung suchende Gesammtmasse seines innern und äußern Lebens sei. Der längere Umgang mit ihm mußte mich zu der letztern Annahme führen; aber da er über die Kunst ebenso beredt, wie über sein Leben schweigsam war, so hoffte ich, daß der Schlüssel zu letzterm sich in dem feurigen Umgang mit ihm von selbst schmieden würde. Ich war der erste, dem er die vollendete „Maria Magdalena" vorlas. Das kurze Vorwort zu „Genoveva" hatte, ebenso wie das knappe, aber tiefe und formvollendete „Wort über das Drama", zu den entstellendsten und zum Theil böswilligsten Kritiken Veranlassung gegeben, und so schien mir die Gelegenheit günstig, Hebbel zu einer längern Vorrede zu dieser seiner dritten Tragödie zu rathen. Meine stille Hoffnung dabei war, einen tiefern Blick in sein inneres Leben thun zu können; aber er verleugnete selbst bei diesem Falle nicht, was er in seiner Eigenart „die Keuschheit des Dichters" nannte, dem es widerstrebe, über innere Ereignisse zu sprechen, und erschloß auch in jener Abhandlung mehr den denkenden Kopf als die geprüfte Brust. Dies hat ihn als philosophirenden Dichter verschreien lassen, und zwar am meisten von denen, die, weil sie mit philosophischem Stoffe dichten, ohne sich dessen klar zu werden oder es, wenn dies der Fall ist, einzugestehen, ganz vergessen zu haben scheinen, daß der wahre Dichter auch unbeschadet seiner Unmittelbarkeit philosophiren kann, während das Dichten beim wahren Philosophen fast unmöglich und bei dem mehr philosophisch als poetisch angelegten Menschen nur halb und untergeordnet ist.

Uebrigens wurde Felix Bamberg von Kuh beschuldigt, als Hebbel's von der Kritik durchbeizter und von Kategorien beherrschter literarischer Freund durch seinen Umgang die Periode des heillosesten Nachgehens hinter den Problemen und Welträthseln der Kunst bei Hebbel hervorgerufen zu haben. Gewiß mit Unrecht; und Bamberg braucht ja blos auf die schon 1835 angefangenen „Tagebücher" hinzuweisen, die acht Jahre älter sind als seine Bekanntschaft mit Hebbel, um zu zeigen, daß derselbe diese philosophische Richtung schon früher verfolgt habe und, als er ihn kennen lernte, schon eine ganz abgeschlossene Natur gewesen sei. Felix Bamberg, der sich durch seinen geistreichen Artikel über Hebbel in der „Allgemeinen Biographie" ein neues Verdienst um den Dichter erworben, war auch der erste, der einen Hebbel-Commentar, einen kritischen Essay über den noch jungen Poeten abfaßte, indem er im Jahre 1845 eine Schrift „Ueber den Einfluß der Weltzustände auf die Richtungen der Kunst und über die Werke Friedrich Hebbel's" herausgab. Hebbel's Anhänger sind fast alle geistreiche Köpfe und scharfe Denker: vor allem aber bewahren sie eine unerschütterliche Ausdauer in ihrer Anhänglichkeit für den Dichter. Wie viele Apostel anderer Poeten haben mit der Zeit umgesattelt und an ihrem Koloß plötzlich thönere Füße entdeckt: die Anhänger Hebbel's haben kein Jota von ihrer Ueberzeugung aufgegeben. Vierzig Jahre sind verflossen, seit Felix Bamberg jene erste Schrift veröffentlicht hat, und jetzt, nachdem er die Veröffentlichung der „Tagebücher" mit dem Satze begonnen, der hergebrachte Glaube, daß die Perlen, wenn sie nicht getragen werden, absterben, sei ihm zum Gleichniß geworden; Hebbel sei nicht der erste Dichter gewesen, der frühzeitig gestorben, weil ihn seine Zeit nicht trug — schließt er seine Einleitung mit folgenden Worten:

Hebbel's Leben und Literatur bilden im deutschen Literaturleben selbst ein Drama; wir haben bisjetzt nur der Verwickelung beigewohnt; die Lösung kommt noch. Auch bis zur Klärung des verwandten Schattens Heinrich von Kleist's ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen. Den Deutschen, zu deren Ruhm gehört, von allen Völkern dem Verhältniß von Stoff zu Geist am tiefsten nachzuforschen, war vorbehalten, einen Dichter zu erzeugen, welcher, wie wir soeben sahen, die Auflösung seines Körpers in Geist dichtend erlebte und in künstlerischer Vollendung darstellte. Der Körper, mit Friedrich von Schlegel zu reden der höchste Hieroglyph, zerfiel durch die Erweichung des Festesten in ihm, des Knochenbaues, man sagt infolge mangelhafter Nahrung in der Jugend, vielleicht infolge übergroßen Andranges geistiger Stoffe, vielleicht durch beides zugleich. Wenn die Wirkung der Noth auf das Gehirn nicht blos in moralischer, sondern auch in physiologischer Beziehung zu der außerordentlichen Steigerung der Geistesthätigkeit Hebbel's beigetragen hat, so könnte man sich leichter mit seinem Lose versöhnen. Die nicht tief genug in die Verkettung menschlichen Geschicks eingedrungen sind, behaupten, Hebbel würde ein anderer geworden sein, wenn er in günstigern Verhältnissen gelebt hätte. Versöhnlicher nehme ich an, daß er sich dann wahrscheinlich minder tief und umfassend entwickelt haben würde; ja vielleicht ist das Bild von der Perle, mit welchem diese Abhandlung beginnt, nicht ganz zutreffend, da Hebbel, von seiner Zeit getragen, von seinen schöpferischen Dämonen vielleicht verlassen worden wäre. Wer auf Erden keine Tragödie spielt, wird im Leben keine schreiben.

Der erste Band der „Tagebücher" zerfällt in vier Abschnitte: „Aufenthalt in Hamburg und Heidelberg" (vom Frühjahr 1835 bis Herbst 1836); „Aufenthalt in München" (vom Herbst 1836 bis Frühjahr 1839); „Zweiter Aufenthalt in Hamburg" (vom Frühjahr 1839 bis Herbst 1842); „Aufenthalt in Kopenhagen und Rückkehr nach Hamburg" (vom Herbst 1842 bis Frühjahr 1843). Es ist also ein Lebensausschnitt, der kein volles Jahrzehnt umfaßt; aber in ihn fallen die ersten Kämpfe und Leiden, die ersten Versuche und Schöpfungen des Dichters; vor allem auch die zwei Trauerspiele „Judith" und „Genoveva", das Lustspiel „Der Diamant" und der erste Band der „Gedichte".

In diesen Tagebüchern steht das Gedankenleben, das Geistesleben, die innere Entwickelung durchaus im Vordergrunde: von den äußern Erlebnissen erfahren wir weniger, besonders in der ersten Hälfte, und auch hier sind die unmittelbaren Aufzeichnungen nicht so bedeutsam wie die gelegentlichen Rückblicke. Kindheit- und Jugenderinnerungen tauchen in der Seele des Dichters auf: da sehen wir die riesige Schullehrerin Susanne; da theilen wir die Furcht der Kinder vor den großen Wasserfluten, von denen dann eine auch über das Land kommt. Unerquicklich ist das Familienbild: der Vater, ein Tagearbeiter, nur die Handarbeit würdigend, oft feindlich und ungerecht gegen den Sohn; die Mutter vermittelnd, versöhnend. Die Liebe zur Mutter gibt den ersten Aufzeichnungen etwas Rührendes. Unholde Erinnerungen sind auch mit seiner ersten amtlichen Thätigkeit bei dem Kirchspielvoigt Mohr verknüpft, der seine Bedeutung erkannte, aber ihn gesellschaftlich so niedrig stellte; darin sieht Hebbel das größte Unglück seines Lebens. In Hamburg nimmt sich die Schriftstellerin Frau Doctor Schoppe seiner an, sie verschafft ihm Freitische und Mittel zum Studiren. Die 200 Thaler, welche eine Wohlthäterin zu seinem Gunsten aufgebracht, lasten schwer auf ihm: wir erfahren aus den Tagebüchern, in welche Conflicte er bei seinem zweiten Aufenthalt in Hamburg mit Frau Schoppe geräth; es ist dies der unerquicklichste Theil seiner Aufzeichnungen, denn wir müssen sehr kleinliche Dinge mit in den Kauf nehmen, wie die zurückgeschickten beschmuzten Modejournale, die bei dieser Collision eine große Rolle spielen. Hebbel fühlt sich von Frau Schoppe mehrfach aufs tödlichste beleidigt, namentlich weil sie seine Geliebte, Elise Lensing, ungerecht und feindselig behandelt: es kommt dann auch zum Bruch zwischen dem Schützling und der Beschützerin, die sich ihre frühern Wohlthaten durch mehr Entgegenkommen verzinsen lassen will, als sich mit dem Stolz eines trotzigen Charakters verträgt.

Der Einblick in die Lebens- und Vermögensverhältnisse des Dichters ruft einen wehmüthigen Eindruck hervor: es herrscht bei ihm eine tiefe geradezu himmelschreiende Armuth. Aus München berichtet er mehrmals über seinen Etat. In der Zeit seines einjährigen Aufenthalts in München hat er verbraucht 302 Gulden 10 Kreuzer, monatlich also über 25 Gulden, verdient in der ganzen Zeit nur 30 Gulden: das ist freilich trotz der unbegreiflich geringen Ausgaben eine sehr ungünstige Bilanz; wir erfahren ferner, daß der Dichter anderthalb Jahre nur kalt gegessen hat. In Hamburg verbesserten sich freilich seine Vermögensverhältnisse; da gab es Journalhonorare und Honorare von dem Buchhändler Campe, Seine „Judith" wurde an großen Bühnen wie an dem berliner und dresdener Hoftheater aufgeführt; doch denke man ja nicht an heutige Tantièmen: damals gab es noch keinen Herrn von Küstner in Berlin, der den ersten Schritt zur würdigen Honorirung der Dichter gethan. Berlin zahlte damals für die „Judith" ein für allemal 20 Friedrichsd'or, Hamburg 5 Friedrichsd'or. Unsere heutigen Tragiker ernten zwar auch keine goldenen Früchte im Vergleich zu den Lustspieldichtern, die mit einem einzigen Werk bisweilen 12000, 30000, ja 50000 Thaler verdienen. Doch wie sehr haben sich die Verhältnisse gegen damals geändert! Als in Kopenhagen der König unserm Dichter ein Reisestipendium in Aussicht stellte und Campe ihm für einen Roman „Die Dithmarschen" 40 Louisd'or versprach, da ist der Dichter aller Sorgen ledig. „Der Ewige sieht mein Herz", ruft er aus, „er weiß, daß ich für seine hohe Gnade um so dankbarer bin, je weniger ich mich ihrer würdig fühle; ich habe vor tiefster Rührung geweint, als ich den Brief las." So leicht gerührt sind unsere neuen Autoren nicht, wenn ihnen die Verleger mäßige Honorare schicken, und wie viele Thränen müßten Moser und Schönthan für ihre vielen hunderttausend Mark vergießen, wenn sie wie Hebbel in sich gingen mit dem Bekenntniß, daß sie so hoher Gnade wenig würdig seien.

Von intimen Beziehungen beherrscht diejenige zu Elise Lensing, welche ja auch durch den Dichter Mutter eines Kindes wurde, die Tagebuchblätter; es ist viel Herzenswärme und Leidenschaft darin — nur auf die Emma Schröder hatte jene Elise Grund, eifersüchtig zu sein; denn es blühen ein paar mal einige der erstern gewidmete Liebeslieder in Prosa in diesen Tagebüchern auf.

Von persönlichen Beziehungen zu namhaften Schriftstellern tritt diejenige zu Gutzkow in den Vordergrund. Für Uhland hatte Hebbel stets eine uneingeschränkte Bewunderung gehegt, die sich merkwürdigerweise auch auf den wenig bewundernswerthen Dramatiker Uhland erstreckte. Als Hebbel ihm seine „Judith" schickte, erhielt er keine Antwort: der schwäbische Dichter war also ebenso briefkarg, wie er wortkarg war. Gleichwol besuchte Uhland den Dichter der „Judith" in Hamburg. „Er war sehr herzlich und liebevoll, als ob wir alte Freunde wären, nicht starr und kalt, wie die meisten ihn finden und wie ich ihn 1836 ja auch fand. Aeußerst anspruchslos, schwer im Reden, aber auf eine naive, rührende Weise. Freue mich." In Kopenhagen erinnert er sich dieses Besuchs, als er Thorwaldsen kennen lernt und Andersen, eine lange schlotterige, lemurenhaft eingeknickte Gestalt, mit einem ausnehmend häßlichen Gesicht. Da fällt ihm dann auch der schwäbische Dichter ein: „Ich bin einem großen Mann immer dankbar dafür, wenn er nicht aussieht, als ob ihn ein Töpfer aus Lehm gebacken hätte. Uhland — ich bin gewiß sein Freund — sieht aus, als ob ein großer Geist, in Verlegenheit um einen Körper und aus Angst zu spät zu kommen, eine Schusterseele zurückgedrängt und sich durch einen Ruck vor der Geburt ins Leben hineingeschlichen hätte."

Das Verhältniß zu Gutzkow in jener Zeit war ein schwankendes; die Aufzeichnungen gehen in Zickzacklinien der Zuneigung und Abneigung hin und her; günstige und verwerfende Urtheile lösen sich ab; der Rest war ein Bruch wie mit Frau Schoppe. Hebbel war ein obscurer Streber, als er nach Hamburg kam — Gutzkow bereits ein berühmter Schriftsteller, der seinen „Blasedow", seine „Wally", seinen „Nero" verfaßt hatte, vielgenannt besonders wegen

seiner Verurtheilung als jungdeutscher Stürmer und Dränger; seine Stücke „Richard Savage" und „Werner" wurden damals gegeben; er war der Mann des Tags. Hebbel kam er freundlich entgegen, forderte ihn auf zu Beiträgen für seine Journale, empfahl ihn als Mitarbeiter den „Hallischen Jahrbüchern" und dem „Hannoverschen Museum". Am 15. September 1839 schreibt Hebbel in sein Tagebuch:

Als ich heute Mittag zu Wihl ging, traf ich Gutzkow bei ihm, der gestern von Frankfurt zurückgekommen war. Er kam mir mit großer Herzlichkeit entgegen und sagte mir, daß er eben daran gedacht habe, mir seinen Besuch zu machen. Ich glaube denn doch, daß Redlichkeit der Grundzug seiner Natur ist, und daß manches, was dem zu widersprechen scheint, aus der schiefen Stellung, in die er von vornherein gerieth, erklärt werden muß. Wer weiß, ob wir nicht noch Hand in Hand gehen können. Ich und Wihl kamen uns heute über tausend Schritt näher; er schloß mir sein Herz auf, erzählte von den großen Drangsalen, die er hat erdulden müssen, und sprach mir Muth ein; wer selbst so viel litt, hat ein Recht dazu. Was ich früher über Wihl und Gutzkow in dies Tagebuch schrieb, annullire ich ausdrücklich. Gutzkow verdient mein Vertrauen und Wihl meine Freundschaft, und ich werde mit meinem Gefühl nicht länger gegen sie kargen.

Doch Hebbel läßt seiner kritischen Ader freien Lauf, zerpflückt bei Assing den „Richard Savage", spricht sich Wihl, dem literarischen Schatten Gutzkow's, gegenüber scharf über „Nero" und andere Werke des Dichters aus. Bei der nächsten Begegnung merkte er, daß dieser kühl geworden; er mußte die Urtheile erfahren haben. Jetzt folgt in den Tagebüchern ein fulminantes Urtheil über Gutzkow's „Werner":

Ich sah Gutzkow's „Werner". Trivialeres, Unsittlicheres gibt es nicht; es ist mir unbegreiflich, wie man, selbst wenn man kein Dichter ist, so etwas schaffen kann. Eine Armseligkeit sondergleichen; Motive, die ich wahnsinnig nennen möchte, wenn der Wahnsinn nicht noch immer einige Poesie mit sich führte, die hier fehlt. Dennoch war mir hier und da wehmüthig zu Muth, denn Jahnens Bemerkung, daß Gutzkow sich selbst im „Werner" gezeichnet habe, schien sich mir zu bestätigen, und ein Entsetzen packte mich, als ich mir dachte, eine solche Abirrung von allem Menschlichen könne die Wahrheit eines Individuums sein. Aber die Indignation über den aufgeflickten Bettel, der unter der Hülle scheinbarer Versöhnung das niederträchtigste Gift in die Lebensader der Menschheit träufelt, drängte Gedanken der Art zurück, ich war außer mir. Am Schluß des zweiten Acts sah Wihl mich. „Sehen Sie's zum ersten mal?" — „So etwas sollt ich zwei mal sehen?", war meine Antwort. Wihl! Gott! Ich konnte nicht anders, so sehr es Wihl, den ich für gut halte, kränken mochte; auch im Gebiet der Kunst gibt es eine Grenze, wo die Toleranz Sünde wird. Wenn ich jemals von jenem versteckten Egoismus, den der Beste nicht ganz aus sich wegleugnen darf, entfernt war, so war es an diesem Abend, denn den Egoismus hätte eine Kümmerlichkeit, die sich kaum auf den Beinen halten konnte, kitzeln müssen, aber ich war dem Weinen nahe. Ich sah auch Gutzkow, er grüßte mich, ich konnte nicht mit ihm sprechen, ich hätte ihm die ärgsten Beleidigungen gesagt! und ich war ihm Mitleid schuldig.

Und bald darauf sehen wir die offene literarische Fehde zwischen den beiden in vollem Gange. Hebbel schreibt an Campe den 28. März 1843:

Gutzkow's Recension habe ich gestern auch erhalten, obgleich nicht durch Sie. Ich will in Golo die Liebenswürdigkeit des Bösen darstellen? Wäre das begründet, so würde ich nicht vor ein ästhetisches Forum, sondern vor das Criminalgericht gehören; das ist eine härtere Beschuldigung, als Menzel gegen den Verfasser der „Wally" ausgesprochen hat. Darauf müßte man ja fast moralisch antworten, um nicht von der Polizei zur Antwort gezwungen zu werden. Doch ich werde schweigen, wenigstens glaube ich's, obgleich ich überzeugt bin, daß sich im ganzen Deutschland meiner niemand annehmen wird; nur weil Gutzkow dieses wußte, da er meine Isolirtheit kennt, beeilte er sich so, der erste zu sein, der ein Urtheil abgab. Ich habe auch über ihn und seine Dramen gesprochen; ich nahm absichtlich Gelegenheit im „Morgenblatt". Ich war mir eines kleinen Unrechts gegen ihn bewußt und dies wollte ich meines eigenen Gewissens wegen gut machen. Dies Unrecht bestand darin, daß ich über die Leblosigkeit seiner Automaten und Pappfiguren die Ideen, in deren Interesse sie geschrieben worden, vergaß. Ich schrieb, nachdem mir der Inhalt seiner Recension bekannt war, wie das Datum meines Aufsatzes ausweist. Es freut mich, daß dies geschehen und nicht erst zu geschehen braucht; es war wie eine Höflichkeit beim Duell. Kommt er meinem dritten Stück wie dem zweiten, so wollen wir nicht blos unsere Sängerkehlen, sondern auch unsere Klingen messen und dann ein Herz.

Und das ist ungefähr der Ton, den die Anhänger Hebbel's gegen Gutzkow stets angeschlagen haben. Ob diese beiden Autoren nicht manches Gemeinsame hatten, was die Fortdauer ihrer persönlichen Beziehungen hätte wünschenswerth erscheinen lassen? Nach dem Bruche scheint dies Hebbel selbst zu fühlen; sie waren beide nichts weniger als leichtflüssige Talente, denen durch glückliche Improvisation Hervorragendes gelang; Gutzkow war ein Mann der feinspürigsten Reflexion auch beim dramatischen Schaffen, Hebbel ein dramatischer Denker, und wenn dieser auch mehr in die Tiefe grub als Gutzkow, so waren sie doch beide Jünger der neuen Philosophie und auch Träger des modernen Geistes, der allerdings bei Hebbel mit einer starken Dosis Tieck'scher Romantik versetzt war. Doch Gutzkow war eitel, argwöhnisch und empfindlich, Hebbel von einer brüsken Naivetät des Selbstgefühls, wie er denn sans façon seine Gedichte als die besten, seinen „Diamanten" als das beste Lustspiel bezeichnet.

Wie tief Hebbel über seine dramatischen Pläne nachdachte, davon geben Tagebuchblätter und briefliche Studien über die „Judith" und „Genoveva" Zeugniß. Ueber die erste finden sich mehrere Briefe an Madame Stich; in dem einen heißt es:

Judith und Holofernes sind, obgleich, wenn ich meine Aufgabe löste, wahre Individualitäten, dennoch zugleich die Repräsentanten ihrer Völker. Judith ist der schwindelnde Gipfelpunkt des Judenthums, jenes Volks, welches mit der Gottheit selbst in persönlicher Beziehung zu stehen glaubte; Holofernes ist das sich überstürzende Heidenthum, er faßt in seiner Kraftfülle die letzten Ideen der Geschichte, die Idee der aus dem Schos der Menschheit zu gebärenden Gottheit, aber er legt seinen Gedanken eine demiurgische Macht bei, er glaubt zu sein, was er denkt. Judenthum und Heidenthum aber sind wiederum nur Repräsentanten der von Anbeginn in einem unlösbaren Dualismus gespaltenen Menschheit, und so hat der Kampf, in dem die Elemente meiner Tragödie sich gegenseitig aneinander zerreiben, die höchste symbolische Bedeutung, obwol er von der Leidenschaft entzündet und durch die Wallungen des Bluts und die Verirrungen der Sinne

zu Ende gebracht wird. Die Erscheinung des Propheten ist gewissermaßen der Gradmesser des Ganzen; sie deutet auf die Stufe der damaligen Weltentwickelung, sie zeigt, daß das geschaffene Leben noch nicht so weit entfesselt war, um der unmittelbaren Eingriffe der höchsten, göttlichen Macht enthoben zu sein und sie entbehren zu können. Eine Kritik, die nicht zum Kern meines Werks durchdränge, könnte fragen, wie Judith durch eine That, die Gott durch seinen Propheten verkündigte und dadurch zur Nothwendigkeit stempelte, in ihrem Gemüth vernichtet werden könne; sie könnte hierin einen Widerspruch erblicken. Aber hier wirkt der Fluch, der auf dem gesammten Geschlecht ruht; der Mensch, wenn er sich auch in der heiligsten Begeisterung der Gottheit zum Opfer weiht, ist nie ein ganz reines Opfer, die Sündengeburt bedingt den Sündentod, und wenn Judith auch in Wahrheit für die Schuld bitter fällt, so fällt sie in ihrem Bewußtsein doch nur für ihre eigene Schuld. Hieran aber knüpft sich der Schluß des Stücks in seiner unbedingten Nothwendigkeit. Die Wage muß, weil keine irdische Ausgleichung denkbar ist, in beiden Schalen gleich schweben, und der Dichter muß es unentschieden lassen, ob die unsichtbare Hand über den Wolken noch ein Gewicht hinein werfen wird oder nicht!

Sehr reich sind die „Tagebücher" an kritischen Randglossen über unsere Classiker und die neuesten Dichter. Großen Einfluß hat offenbar Jean Paul auf Hebbel ausgeübt, der Sprühregen von Aphorismen, womit wir überschüttet werden, gehört offenbar der Jean Paul'schen Schule an. Auffallend sind die ungünstigen Urtheile über den Dramatiker Lessing:

Seine Dramen sind mir unausstehlich; je mehr sich das eigentlich Lebloſe dem Lebendigen nähert, je widerlicher wird es, und es läßt sich doch, obgleich selbst die bessere Kritik zuweilen noch eine andere Miene annimmt, durchaus nicht leugnen, daß alle Lessing'sche Menschen construirte sind, und daß seine Haupttugenden: die geglättete Sprache, die leichte Diction und die kaustische Schärfe der Gedanken, eben aus diesem Hauptmangel, der die feine Ausarbeitung der einzelnen Theile sehr begünstigen mußte, hervorgingen.

Die Anerkennung Schiller's geschieht mit fortwährenden Vorbehalten; unser größter Dramatiker mit dem Feuergeist seiner Rede war dem lakonisch-hyperbolischen Dramatiker Hebbel wenig geistesverwandt. So uneingeschränkt seine Bewunderung für Uhland, so absprechend sind seine Urtheile über Rückert und Oehlenschläger: die Gedichte des letztern nennt er Beiträge zur Kunst, das menschliche Leben zu verlängern.

Mit allem, was wir bisher erwähnten, ist aber der eigentliche Inhalt dieser Tagebücher nicht entfernt erschöpft. Sie enthalten eine seltene Fülle der geistreichsten Sentenzen über ästhetische, ethische, humanistische Fragen, Sentenzen von epigrammatischer Schlagkraft und oft genialer Bildlichkeit — hierin dürfte nach unserer Ansicht ihr dauernder Werth bestehen. Es ist ein unerschöpflicher geistiger Reichthum, wie in Rückert's „Weisheit des Brahmanen". Eine kleine Blumenlese mag beweisen, wie originell Auffassung und Darstellungsweise dieser Hebbel'schen Gnomik ist:

Der Geist steht zu den Sprachen wie der Mann zu den Weibern. Ach, auch er war einst ein Jüngling, und da hatte er eine schöne Liebe; sein Mädchen verstand ihn, verstand ihn so ganz, wie er sich selbst verstand, jedes seiner Gefühle, jeder seiner Gedanken klang aus ihrer Brust reicher und göttlicher wieder, ihr Wesen war das harmonische Echo des seinigen. Das war die griechische Sprache; das himmlische Band, welches beide miteinander verknüpfte, ist längst gelöst, aber wenn ihm jetzt, im hohen Alter, noch einmal eine selige Stunde kommt, so beklagt er es noch immer, daß er sie nicht mehr mit der ersten Geliebten theilen darf. Latein war seine Haushälterin, eine zähe, sparsame Wirthschafterin, die in Kisten und Kasten seine Schätze aufhäufte, aber ihm jede Ausgabe erschwerte. Französisch ist sein Kammermädchen, er schäkert mit ihr, wie alte Herren nach Tisch zu thun pflegen, aber nie darf sie ihm sich nähern, wenn er denkt, nie, wenn er empfindet oder betet. Deutsch ist seine Hausfrau; er hat sie so lieb wie seine Pflicht, und besucht sie, wenn er sich Samen erwecken will, und dennoch zieht er ihre Stieftochter, Englisch, zuweilen vor. Italienisch hat er am liebsten, denn sie hat einige Züge von der frühesten Geliebten und kann ganz so seufzen und klagen wie sie.

Die tiefsten Wunden muß ein edler Mensch dem andern schlagen.

Wir begehen manche Sünde blos, um sie bereuen zu können.

Das ist des Menschen letzte Aufgabe, aus sich heraus ein dem Höchsten, Göttlichen Gemäßes zu entwickeln und so sich selbst Bürge zu werden für jede seinem Bedürfniß entsprechende Verheißung.

Wir müssen nicht klagen, daß alles vergänglich sei. Das Vergänglichste, wenn es uns wahrhaft berührt, weckt in uns ein Unvergängliches.

Im größten Schmerz ist es noch Wonne, seiner fähig zu sein!

Daß er alles motivire und benutze, ist die billigste Forderung, die wir an den Dichter stellen können. Ist uns ja doch im Leben selbst ein Factum kaum noch ein Factum, wenn wir uns nicht das Wie und Warum in inniger Verbindung anschaulich zu machen vermögen. Abgesehen noch davon, daß, wenn das Leben jegliche seiner Erscheinungen unmittelbar durch sich selbst beglaubigt, die Kunst einer Bürgschaft bedarf, da sie nur aus der Ordnung der Menschenseele und des Weltalls und der Congruenz zwischen beiden schöpfen kann.

Das Freundschäfteln ist die schimpflichste Eitelkeit, die allenthalben, wo sie weiches Wachs zu erblicken glaubt, ihr Bild hindrücken muß.

Der Mensch ist ein Blinder, der vom Sehen träumt.

Es gibt für Unglückliche einen Punkt, wo das Gefühl erfriert: ist dann noch Zurechnung?

Du armer Seidenwurm! Du wirst spinnen und wenn auch die ganze Welt aufhört, Seidenzeuge zu tragen!

Der Zufall ist ein Räthsel, welches das Schicksal dem Menschen aufgibt.

Wir haben nur blind hineingegriffen in die Fülle des Scharfsinnigen und Tiefsinnigen, was in diesen „Tagebüchern" mit dem Luxus eines geistigen Millionärs, der keine Prodigalitätserklärung zu befürchten braucht, ausgestreut ist. Auch die Fortsetzung derselben, auf die wir sehr gespannt sind, wird gewiß den geistigen Reichthum des Dichters als unerschöpflich erweisen.

Rudolf von Gottschall.

Romane.

1. In der Provinz. Roman von Gräfin Baudissin. Gotha, A. Perthes. 1884. 8. 4 M. 40 Pf.

Seit Gustav Freytag sein „Soll und Haben" schrieb, ist der Genossenschaftsroman nicht mehr vom Büchermarkt verschwunden. Zu erschöpfen ist dieser Gegenstand nicht so leicht; auf die größern Kategorien läßt man die Unterabtheilungen folgen, und mit der engern Begrenzung steigt das Interesse der betheiligten Leser. Die Schwierigkeit für den Autor liegt nur darin, daß er, da er für Kenner schreibt, nur Kreise herausgreifen darf, die er genau kennt, daß er Aehnlichkeit zu bewahren hat trotz stärkster Idealisirung, und daß er vor allem nur solche Genossenschaften wählen muß, die auch Romane lesen. Ueber letztern Punkt werden noch manche Erfahrungen gesammelt werden; bewähren sich z. B. „Die Saxoborussen", so eröffnet sich in den studentischen Verbindungen ein weites Feld. Daß ein Regiment schon gewählt worden sei (außer in Dumas' „Mousquetaires"), ist mir nicht erinnerlich, auch der Offizierroman im allgemeinen ist erst in neuerer Zeit zum öftern bearbeitet worden, und zwar vorzugsweise von weiblichen Federn mit ebenso viel Sachkenntniß wie Wohlwollen. Bekanntlich ist es den jungen Offizieren manchmal, auch von nahe stehender Seite, zum Vorwurf gemacht worden, daß sie ihre Ausgaben nicht nach ihren Einnahmen einrichten und dadurch Folgen herbeiführen, welche der Verfasser von „Ruth" in einem selbstbewußten Ausspruch für undenkbar erklärt, weil er wahrscheinlich im „Militär-Wochenblatt" nur die Beförderungen, nicht die Verabschiedungen liest.

Mit dem schönen Vorrecht der Frauen, überall das Lichte herauszufinden, hat die Verfasserin von „In der Provinz", Gräfin Baudissin, auch das Schuldenmachen zu verklären gesucht. Feodor von Starisch, ein lebenslustiger Lieutenant, verliert seine Mutter, welche eine hohe Pension bezog; er und seine Schwester haben ein sehr bescheidenes Vermögen. „Ich will Carrière machen und dir helfen", sagt er, „sei nicht in Sorgen um die Zukunft!" Gabriele, die den Bruder besser kennt, bittet ihn schüchtern, sich wenigstens an sie zu wenden, wenn er Geld brauche. Solche Gedanken an die Zukunft weist er ungeduldig von sich: „Was dein ist, gehört mir, und was ich besitze, soll dein sein!" Diesem Ausspruch getreu, „borgt" er von ihr den größten Theil ihres Vermögens, sodaß sie, um ihn vor dem Ruin zu retten, ohne Liebe einem reichen Bewerber die Hand reicht. Als Feodor, nachdem er eine hohe Wette und ein kostbares Pferd verloren, die Nachricht vom Tode eines Bekannten erhält, dem er Geld seiner Schwester geborgt hatte und der ruinirt war, entschließt er sich endlich, einmal den Stand seiner Verhältnisse zu prüfen; er entdeckt, daß er noch so viel habe, um seine Gläubiger bezahlen zu können, und nimmt seinen Abschied. Als man ihm vorwarf, daß er so oft in die Residenz reiste, die kostbarsten Pferde ritt, die theuersten Weine trank, kurz in allem verschwendete, tröstete er sich mit dem Monolog: Immer das alte Lied! Auf der einen Seite unentbehrliche Gewohnheiten standesgemäßer Existenz und ein widerwärtiges Laviren, um ihnen zu genügen, und auf der andern Seite? schlecht beritten, gekleidet und genährt sein, knausern und allem, was Chic heißt, Lebewohl sagen und — vielleicht die Geldsorgen los werden! Ach was, ich kann Glück haben — ein paar gute Pferdehändel und ich bin aus allen Schwierigkeiten heraus!

Jetzt sagt er zu der verzweifelnden Schwester, die umsonst alles für ihn geopfert, mit der Strenge eines moralisch Höherstehenden: „Ich konnte nicht lernen, die Silbertressen hier mit magerm Portemonnaie durchs Land zu tragen!" Er tritt als Volontär bei einem mit ihm befreundeten Gutsbesitzer ein und heirathet dessen Tochter, nachdem er ein tüchtiger Landwirth geworden. Ein Mann, der theuerste Weine und hohe Wetten für Lebensbedürfniß erachtet, zu seiner Befriedigung auf „gute Pferdehändel" hofft und nur durch ein zufälliges Zusammentreffen veranlaßt wird, seinen Kassenbestand festzustellen, bevor er noch andere um ihr Geld gebracht, wird jedenfalls bei den Lesern weniger Sympathien finden als bei den meisten Personen des Romans, welchen er mit hoheitsvoller Würde gegenübertritt, während sie für ihn schwärmen, für ihn leben, für ihn sich opfern — die Frauen mit dem Milderungsgrund, daß er sehr schön ist. Eine wohlthuende Aenderung wäre es, wenn bei spätern Auflagen des Romans dem schönen mauvais sujet zu größerer Selbsterkenntniß verholfen würde.

So viel über die Tendenz; die Ausführung ist aber sehr gelungen und darf zu dem Besten, was weibliche Autoren geschaffen haben, gerechnet werden. Mit vollständiger beherrschender Kenntniß der Kreise, welche sie schildert, und des Menschenherzens im allgemeinen verbindet die Verfasserin feine und durchdringende Beobachtung, Kraft der Gestaltung und Meisterschaft in der Führung des Dialogs, dieser Klippe auch für so viele gefeierte Schriftsteller. Unterhaltend für oberflächliche Leser, anregend zum Denken für solche, die bei den Erscheinungen nach dem Grunde forschen, beweist der Roman das Anrecht der Verfasserin auf einen geachteten Platz unter den modernen Autoren.

Ebenso unterhaltend, aber in ganz anderer Art, nur auf sensationelle Spannung berechnet, ist:

2. Die Reise nach dem Schicksal. Erzählung von Karl Emil Franzos. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1885. 8. 5 M.

Ein glücklicher junger Ehemann erhält die Kunde, daß er seine Schwester geheirathet, fährt zu dem Einzigen, der ihm hierüber Gewißheit verschaffen kann, und erzählt einem Landsmann, den ihm der Zufall als Reisebegleiter gibt, seine Lebensgeschichte und den Zweck der Reise. Daß er einem Fremden solche Familiengeheimnisse mittheilt, wird nur erklärlich gemacht durch eine an geistige Störung grenzende Aufregung, in welcher sich der junge Mann während der ganzen langdauernden Reise befindet; da aber eine Schilderung dieses Zustandes mit der Zeit unerträg-

lich werden müßte, so tritt sie nur in den Pausen der Erzählung ein, welche — zur Erhöhung der Wirkung durch den Contrast, aber nicht zur Erhöhung der Lebenswahrheit — so ruhig und eingehend vorgetragen wird, als wenn ein völlig Unbetheiligter in objectivster Weise erzählte, was er mit feiner Beobachtung und verständiger Kritik mit angesehen. Von der Pause heißt es:

Wie er sich benahm — es war zum Erbarmen und grauenhaft zugleich. Keine Minute, keinen Athemzug blieb er an derselben Stelle, in derselben Lage. Es gab kein Plätzchen im Coupé, auf das er sich nicht für einen Moment gesetzt hätte, um immer wieder emporzuspringen — in derselben Minute stand, saß, lag und kniete er auf dem Coupékissen. . . . Dabei wurde sein Gesicht immer blässer, um den Mund tauchte ein nervöses Zucken auf und verweilte immer länger.

Aus der Erzählung sei die launige Schilderung einer schlechten Reiterin citirt:

Anders als im Schritt, und wenn ich zur Seite blieb, ist die gute Anitza nie geritten. Natürlich war es uns nicht kurzweilig und wir suchten uns zu helfen, wir versicherten der Unglücklichen, es gäbe nur ein Mittel, die Bellona in Gang zu bringen, das gute Beispiel nämlich — und dann sprengten wir fröhlich querfeldein. Kamen wir zurück, so fanden wir die kühne Reiterin gewiß noch auf derselben Stelle — aber ob auf oder neben dem Pferde, das hing davon ab, ob sie in der Zwischenzeit einen Versuch gemacht, vorwärts zu kommen, oder nicht. Die gute Anitza glaubte uns, so oft wir wollten, diesmal werde das gute Beispiel verfangen: „Ach, das gute Thierchen muß sich ja erst an mich gewöhnen!"

Um den Effect zu verstärken, ist die junge Frau schwer erkrankt, von dem Inhalt des zu erwartenden Telegramms hängt ihr Leben ab. Ist sie seine Schwester, so will er ihr telegraphiren, sie sei es nicht, und sich selbst auf eine Weise tödten, daß es als Zufall erscheint. Er weiß, daß das Seelenleiden ihren Zustand immer mehr verschlimmert; der Arzt schreibt, der Arzt telegraphirt, er solle schleunigst gute Nachricht senden; nichts hält ihn ab, da er doch in jedem Falle das Günstige mittheilen will, aber er thut es nicht, und während er sich in Qualen vor uns wälzt, empfinden wir ähnliches wie in der Oper, wenn sie ihn oder er sie von nahem Verderben retten will und sie singen: „Sie nahen, sie nahen, o eile, sonst ist es zu spät!" zuerst sie, dann er, dann beide zusammen, und dann mit Variationen wieder von vorn. Endlich bewegt der Begleiter den Vater des Jünglings, ihn aus Mitleid zu täuschen, wobei wieder recht ausführlich geplaudert, disputirt und gegenseitige Neugier befriedigt wird — 28 Seiten lang —, während die junge Frau im Sterben liegt und Stephan vor aufregender Erwartung dem Wahnsinn nahe ist. „Erzählt euch doch alles das später", möchte der Erzähler den beiden zurufen, aber sie wissen wohl, was sie thun, sie wollen ja eben den Leser möglichst aufregen, auch seine Ungeduld. Endlich verleugnet sich der Vater, der glückselige Sohn telegraphirt an seine Milla; diese erhält die Nachricht im Moment des Sterbens, das ihr dadurch erleichtert wird, Stephan zieht auf sein Gut, lernt Freude an der Arbeit finden, lebt weiter im Glück der Erinnerung, im Behagen des Schaffens und in der Hoffnung auf Wiedersehen nach dem Tode.

Wenn „Die Reise nach dem Schicksal" aufregend ist und die Reisen im allgemeinen als angenehme Unterbrechungen der Monotonie häuslichen Lebens angesehen werden, so gilt doch beides nicht von:

3. Wanderbuch eins Schwermüthigen von Daniel Leßmann. Neu herausgegeben von Hermann Conradi. Berlin, Kamlah. 1885. 8. 3 M.

In einer biographisch-kritischen Einleitung bittet der Herausgeber für das „Wanderbuch eines Schwermüthigen" „um günstigere Aufnahme, willigere Augen, offenere Herzen, als es bei seinem ersten Fluge aus dem Schrein des Dichters in die «weite, weite Welt» gefunden"; ein paar kernige Genrebilder „besitzen höhern Werth als lang ausgesponnene, ermüdende Tiradendeclamationen, wie sie aus den Fabriken der Galen, Mühlbach, Hesekiel, Lewald und Consorten auf den Büchermarkt kommen". Conradi schildert Leßmann's Leben, dem die Hand seiner Geliebten verweigert worden war:

Mani siechte hin und verwelkte. Leßmann war weniger nachgiebig. Er trug sein Haupt stolz aufgerichtet — eine souveräne Menschenverachtung war über ihn gekommen. Er hielt keine tollen Tiraden — wünschte nicht, daß das All, der Erdball u. s. w. in Stücke bersten sollte — er biß die Lippen zusammen in wahnsinnig verzehrendem Schmerz — die Hirnschale wollte auseinander springen, so leidenschaftlich wild schlugen die Wogen des Grolls, der Verzweiflung an ihre Planken — ein Glück geopfert — um nichts — um nichts — um ein todtes Götzenbild — ein willkürlich proclamirtes Vorurtheil — die Schlange hatte ihn zum zweiten mal gestochen. . . .

Diese Abneigung gegen längere Sätze charakterisirt den Stil der Einleitung; von dem Buche sagt der Herausgeber:

Wir trauern mit dem Schwermüthigen. . . . Das werdet ihr alles in dem Buche finden. . . . Wollt ihr noch mehr? Ein gerüttelt und geschüttelt Maß lebendigsten Lebens! Wollt ihr noch mehr? Ich lese gern in dem „Wanderbuch". Es wirkt so anregend. Es packt. Es erschüttert. . . .

Das „Wanderbuch" schildert eine Reise durch Südfrankreich. Es ist minder aufgeregt geschrieben als die Vorrede, auch keineswegs aufregend. In Bordeaux, wo das Klima „heiß, feucht und theuer" ist, besucht der schwermüthige Wanderer einen Gottesacker und sieht dort zwei Fremde:

„Sie erfüllen wol oft hier Ihre fromme Pflicht?" fragte ich den Herrn, indem ich unter der Theilnahme an seinem Kummer die Zudringlichkeit meiner Neugier versteckt hielt. „So oft ich häusliche Leiden habe", entgegnete er. „Es ist mein Weib, das unter dem Kreuze schlummert." — „Niemand kann Ihnen die Ausübung einer so frommen Pflicht verargen", war meine Bemerkung. „Eine musterhafte Lebensgefährtin entbehrt man nicht so leicht, ich kann mir's denken." — „Musterhaft?" erwiderte er. „Gott habe sie selig, das war eben ihr Instinct nicht; sie hat mir mein Leben ziemlich sauer gemacht." — „Ich verstehe Sie nicht, werther Herr", sagte ich verwundert. „Sie beten am Grabe einer Gattin, die Ihnen das Leben sauer gemacht hat?" — „Weil ich jetzt eine am Halse habe, die es mir bitter macht. Wo ist der Lufthauch, der uns jedesmal die Ahnung unsers künftigen Elends zuwehte? Ich bin aus einer Pfütze in einen Sumpf gerathen."

Dann plauderte der Freimüthige „mit jener Freimüthigkeit, welche der Unterhaltung mit einem Wildfremden bisweilen einen weit höhern Reiz als mit einem «Jahrebekannten» zu geben pflegt". Der andere erzählt ihm, wie eine Schauspielerin, deren Hochzeitskleid der Bräutigam mit Tinte befleckt, ihm aus Wuth ein Fingerglied abbeißt, und wie der Verstümmelte aus Rache nicht zur Hochzeit kommt. Der Schwermüthige reist in der Diligence weiter und Plaudereien kürzen die Zeit. Sie sehen einen Bauer im Teiche stehen, vielleicht sucht er Blutegel. Ein Reisegefährte erklärt aus den Gesetzen des animalischen Magnetismus, warum diese Thiere, wenn man ihnen Salz auf den Rücken streut:

das eingesogene Blut unter krampfhaftem Erbrechen wieder von sich geben — eine widrige Eigenschaft, die aber einige Blutegel, z. B. die medicinischen eben, allerdings besitzen, andere hingegen, geldsüchtige Minister z. B. und raubgierige Günstlinge, großentheils nicht an sich bemerken lassen. Zur Rechten und Linken fanden die Nachbarn des Redners wenig Erbauung an dem Thema, und der Fähnrich gerieth in Versuchung, die Operation aus Ekel den Thieren fast nachzumachen. Der Landpfleger aber fuhr in seiner Abhandlung fort, Nestor war zum Podalirius geworden (Podalirius, Bruder des Machare, wie dieser Militärarzt der Griechen vor Troja).

Später wird der Weg so uneben, „als hätte man die Steine zur Denksäule aus seinem Schos gerissen, zahllose Löcher, in welche die gemordeten Kinder zu Bethlehem sich beisetzen ließen".

Auch ein Wirthshausschild gibt Veranlassung zu geistreichen Auseinandersetzungen: eine Traube erinnere daran, daß der Fremde gepreßt wird; ein Elefant deute auf die Schlauheit, welche vortrefflichere Dinge auf die Rechnung als auf den Tisch setzt; ein Märtyrer verkündige ein qualvolles Bett und trübselige Entbehrungen; ein Heiliger lasse auf Wunder schließen, auf die Verwandlung des Wassers in Wein; in einem Löwen aber stecke eine grauenhafte Repräsentation. Zu leichterer Auffindung des Witzes sind für minder geübte Leser die bedeutungsvollsten Worte: „bitter" und „sauer" bei Vergleichung der beiden Ehefrauen, „Traube" und „gepreßt" bei Erklärung der Wirthshausschilder u. s. w. durch den Druck hervorgehoben.

Unterwegs steigen zwei tief verschleierte Frauen ein, welche sich erst an der spanischen Grenze enthüllen sollen. Die hierdurch hervorgerufene Spannung soll den Leser zum zweiten Theil verlocken, zur Reise nach Spanien, wo übrigens der Verfasser nie war, worauf es wol auch nicht ankommt. Das Buch schließt mit den anregenden Sätzen:

Wir waren vom Ufer nicht mehr fern, als auch die beiden Schleier selbst in die Höhe gingen. Die enthüllten Geheimnisse übertrafen unsere Erwartungen, der Carmeliter betrachtete sie mit starren Blicken. Nach wenigen Secunden stieß das Fahrzeug ans Land, wir befanden uns in Spanien.

Freiherr K. von Richthofen.

Reiseschriften und anderes Geographische.

(Beschluß aus Nr. 27.)

8. Berg-, Burg- und Thalfahrten bei Meran und Bozen von Fridolin Plant. Mit Illustrationen nach Zeichnungen des Verfassers, Grasmeir's, Arnold's u. s. w. Meran, Plant. 1885. 8. 2 M. 60 Pf.

Der Verfasser dieser Skizzen stellt dieselben bescheiden zurück hinter „die gediegenen Meisterwerke eines Lentner, Steub, Noë, einer Düringsfeld, welche bereits eine Reihe meraner Landschaftsbilder von Frühling, Herbst und Winter in vollendeter Schönheit geschaffen haben"; aber er möchte doch auch sein Scherflein beitragen zum Preis dieser herrlichen Gegenden, und mithelfen, sie auch andern lieb und werth zu machen und zum Besuch derselben einzuladen. Und man liest seine Skizzen mit dem herzlichen Wunsche, bald einmal selber auf diese Berge zu steigen, in diesen Thälern sich zu sonnen, auf den alten sagenumwobenen Burgruinen von der Vergangenheit zu träumen und das biedere Völklein jener Berge und Thäler aus eigener Anschauung in seiner Urwüchsigkeit kennen zu lernen, in der dieser Führer uns dasselbe so reizend und anmuthig zu schildern weiß. Mit begeisterten Worten wird uns die Aussicht, die der Bergfahrer genoß, geschildert:

Die Natur hat die Palette verschwenderisch mit den ausgesuchtesten bunten Farben gefüllt, um diese Kalkriesen in duftiger, zarter Mischung zu malen. Das ist ein Farbenleuchten und Flimmern, als wären die ungeheuern Felsmassen, Hörner und Zacken lauter bunte Gläser, hinter denen bengalische Feuer abgebrannt werden.

Doch bald sollten diesmal noch andere als bengalische Feuer erglühen! Ein Gewitter drohte, und in der elektrischen Spannung bemerkten die Reisenden gegenseitig aneinander, daß ihnen „die Haare zu Berge standen", und später ein seltsames Knistern in den Haaren, das ihnen die Gefahr, als lebendige Blitzableiter auf dieser Berghöhe zu dienen, recht deutlich machte. Daher ging es so rasch als möglich bergab; aber das Gewitter kam noch rascher und brach in majestätischer Gewalt aus, als sie kaum unter einer vorspringenden Felsplatte einigen Schutz gefunden hatten:

Wie furchtbar schön war dieses Schauspiel! Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag ohne Unterbrechung, ein Leuchten und Krachen, daß uns Hören und Sehen verging! Die Felsenwände hatten das Echo noch nicht ausgebrüllt und schon erschütterte sie ein neues Dröhnen; es war als stürzten alle Berge ins Thal; dabei heulte der Sturm und peitschte die Nebel rasend thalauf und ab und um die Jöcher und Bergkuppen herum. Was ist der Mensch gegenüber solchem Aufruhr, solchem Wüthen der Natur!

Aber auch den Bergbewohnern ist etwas von dieser Urkraft und Allgewalt eigen; ergötzlich schildert unser Führer den Tanz der derben Bergsöhne oben auf ihrem hochgelegenen Stadel; da ist von müde werden nicht die Rede, und wenn es bis zum Morgen dauert:

Im Gegentheil, es ist als ob die Kraft der Tanzenden eher zunähme, und es hört sich eine solche Tanzerei aus der Ferne wie das Getöse einer Stampfmühle an. In den Zwischenpausen wird tapfer getrunken, fröhlich gelacht und gesungen.

Diese fröhlichen Gelage und ähnliche Gelegenheiten sind dann auch wol manchmal der Schauplatz einer tüchtigen Schlägerei. Zwar ist der Burggräfler eigentlich sehr gutmüthiger, friedfertiger Natur. Wenn aber einer durchaus „Schläg haben will", so kann er sie hier haben. Aber es geht doch dabei ritterlich und bieder zu:

Die Introduction zu einer solchen Rauferei ist sogar poetischer Natur, und es wird da mit sogenannten Schnaderhüpfeln zum Kampfe aufgefordert. Während einer Pause fängt der kampfbereite Bursche ein herausforderndes Trutzlied an, welches also endet:

Wenn Oaner raf'n möcht',
Ist üns dös a glei recht;
Soll es lei sog'n frei,
Schlög' hot er glei.

Der Angesungene läßt auf eine passende Antwort nicht lange warten, und dann gehts zum Turnier. In der meraner Gegend endet solches nie auf so grausame Weise wie im Unterinnthal, wo die Bnrschen bei dieser Gelegenheit einander die Nasen abbeißen und mit den Daumen die Augen herausstechen, sondern wenn der unterliegende Theil seine Hiebe ordentlich „aufs Dach" bekommen hat, ist der Streit geschlichtet und der Friede ist geschlossen.

Manch heitere humoristische Anekdote, manch charakteristischer Zug aus dem Leben dieser „Bergler" findet sich in den hübschen Skizzen. Wir führen nur noch ein paar Sätze an, in denen zur allgemeinen Charakterisirung der Leute gesagt wird:

Unsere „Bergler" haben einen unverdorbenen gesunden Menschenverstand, treffenden Mutterwitz und sind dabei gutmüthig, friedfertig und gastfreundlich. Ihre Frömmigkeit entspringt dem tiefsten Herzen, ihr Glaube ist kindlich und unerschütterlich, ja rührend, und regelt all ihr Thun und Denken. Sie ertragen demnach die größten Misgeschicke mit Standhaftigkeit und Ergebung in den Willen Gottes ohne Murren, das geringste Gute erfüllt ihr Herz mit heller Freude und Dankbarkeit gegen den Geber alles Guten. Auch täuscht man sich, wenn man sie für unduldsam hält. Es mögen einzelne Ausschreitungen infolge von Hetzereien vorgekommen sein, aber ihr Grundwesen ist Unduldsamkeit keineswegs, und nur in Fällen, wo ihr religiöses Bewußtsein, also der Kern ihres innersten Seins, frech verletzt wird, können sie wild werden, wie der Waldstrom in ihren Thälern, wenn seinem Lauf Hindernisse im Weg liegen.

9. Culturbilder aus dem bairischen Walde von Maximilian Schmidt. Breslau, Schottländer. 1885. 8. 4 M.

Mit den „Berglern" von Tirol sind die biedern, kräftigderben Bewohner des bairischen Waldes gar mannichfach in Sitte und Wesen verwandt. Maximilian Schmidt, der bekannte classische Erzähler, der hauptsächlich aus dieser Gegend seine Stoffe und Farben und Charaktere wählt, gibt in dem vorliegenden Bande zwei prächtige Erzählungen, „Die Christkindlsingerin" und „Birgitta". Von der trefflichen Charakterzeichnung, mit welcher die kräftigen Gestalten der Gebirgsbewohner geschildert werden, der feinen psychologischen Entwickelung beider Erzählungen, dem Reiz, welchen die — übrigens nicht schwer zu verstehende — Mundart dem Ganzen verleiht, brauchen wir bei Maximilian Schmidt nicht besonders zu reden, der als feiner Beobachter und treuer Kenner der Volksseele wie als wahrhaftiger, gottbegnadeter Dichter genügend bekannt ist. Daß dieses sein neuestes Werk hier in Gesellschaft einer Reihe von geographischen Schriften genannt wird, hat gewiß sein volles Recht. Die Erzählungen machen uns bekannt mit vielen Eigenthümlichkeiten, die dieses Völklein des bairischen Waldes an sich trägt, mit allerlei Sitten und Gebräuchen, z. B. denjenigen, die bei einer solennen Hochzeit auf einem reichen Bauernhof herrschen, oder bei dem sogenannten Drachenstich, „einem eigenthümlichen Volksfest, das zu Fürth alljährlich am Sonntag nach dem Fronleichnamsfest gehalten wird und seinen Ursprung wahrscheinlich einer jener alten Lindwurmsagen verdankt, die ehedem fast in allen Gebirgsländern unter dem Volk verbreitet waren". Einigemal gibt der Erzähler bei der Schilderung derartiger Volkseigenthümlichkeiten noch eine Anmerkung zu weiterer Belehrung. Einer derselben, welche über einen an der bairisch-böhmischen Grenze herrschenden Gebrauch bei Sterbefällen Aufschluß gibt, entnehmen wir Folgendes:

Ist ein Mensch dem Sterben nahe, so wird an dessen Haupt mit einem kleinen Glöcklein leise geläutet, damit die scheidende Seele, gelockt durch die schwebenden Töne, noch einige Augenblicke auf der Erde in der Nähe des erstarrenden Körpers verweile. Die Angehörigen stehen dabei betend und weinend herum. Ist der Tod erfolgt, so läutet man mit dem Glöcklein weiter weg vom Todten, dann zur Thüre hinaus und einmal um das Haus herum, damit man die Seele auf ihrem Scheidungszug geleite. Hierauf wird ein Bote geschickt, mit der Dorfglocke das Absterben zu verkünden ('s Züg'nglöckl läute). Währenddessen wird das Stroh, das die Tiefe des Bettgestells des Verstorbenen ausfüllte, unweit des Hauses verbrannt. Wer die Glocke hört, oder das Todtenfeuer sieht, betet für die abgeschiedene Seele. Im Namen weiblicher Leichen wird das ärmste, älteste Weib in der Gegend umhergeschickt, den Tod und Tag des Leichenbegängnisses anzusagen, im Namen männlicher Leichen der ärmste Greis, und dieser Todesbote wird in jedem Hause reichlich beschenkt.

10. Von der Wasserkante. Skizzen aus dem Schifferleben von Ph. Kniest. Bremen, Roussel. 1884. 8. 3 M.

Auch mit der Besprechung dieses Buchs, wie mit der des vorangehenden, machen wir eigentlich einen kleinen Uebergriff aus dem Gebiete der Geographie in das der Belletristik; aber doch einen berechtigten Uebergriff. Es sind sieben Erzählungen, aber alle handeln vom Schifferleben, von Seereisen; Reisebilder aus allen Meeren, hoch im Norden beim Walfischfang, und fern im Süden am schönen Spanien. Am ergreifendsten ist die Erzählung

„Der verrückte Kapitän". Der arme Mann hat seine Geisteskräfte daran geben müssen, als er, von der meuternden Schiffsmannschaft verlassen, ganz allein auf dem zum Wrack gewordenen Schiffe ausharrte, bis er matt und krank und dem Verhungern nahe von einem vorbeifahrenden Schiff gerettet wurde. Aber nur sein leibliches Leben wurde gerettet, auf dem Geist blieb Dunkel gelagert, das sich nur noch einmal hob, als der harmlose freundliche Alte im Sterben lag. Gar drollig ist die Erzählung „Nach dem Eismeer", in welcher ein armer wandernder sächsischer Schneidergeselle — zwar nicht zum Feldmarschall, wie Derfflinger, aber — zu einem tüchtigen Walfischfahrer und Polarhelden wird.

Gern macht der Leser in diesen unterhaltenden Schifferskizzen die weiten Meerfahrten mit, gern lernt er auch wol manches Stück der Schiffersprache, und gewiß freut er sich an dem biedern Plattdeutsch, das man dort unten spricht an der „Wasserkante".

11. Ahoi! Zeitschrift für deutsche Segler. Herausgegeben von G. von Glasenapp. Nr. 1 und 2. October- und Novemberheft 1884. Abonnementspreis pro Quartal 3 M.

Diese neue Zeitschrift will „allen deutschen Seglern ein Organ sein, welches ihre gemeinsamen Interessen des Segelsports in der Theorie und Praxis vertritt, den frischen, fröhlichen Seglergeist fördert" und zwar allüberall „soweit der Himmel blau und das Wasser naß oder salzig ist, soweit die Segelleinwand sich im Winde entfaltet" u. s. w. Sie will den deutschen Fischern nützen und zur Hebung der deutschen Hochsee- und Küstenfischerei beitragen, für das Rettungswerk an den Küsten eintreten, den deutschen Colonialinteressen dienen, sich den deutschen Seeoffizieren als Organ für ihre dienstlichen und militärischen Interessen anbieten, und den Sport in jeder Gestalt, den Sport des Ruderns, Angelns, Fischens, Schwimmens, Dampfens, Segelns, befördern und pflegen. Da ist ein sehr vielseitiger Inhalt versprochen, aber nach diesen ersten Monatsheften zu urtheilen, wird auch gar Vieles und Mannichfaltiges geboten, was nicht nur den Seglern und Sportliebhabern aller Art von fachmännischem Standpunkt aus werthvoll, sondern auch für Laien, für Landratten interessant ist (wenn auch die eigentliche Landratte freilich auf das Verständniß so vieler technischer Ausdrücke des Schiffs- und Seewesens verzichten muß). Gleich zu Anfang steht eine kurze Lebensskizze des Prinzen Adalbert von Preußen, der für die preußische Marine so wichtig wurde, und dessen wohlgelungenes Bild das erste Heft ziert.

12. Reisen im Innern von Brasilien; für die reifere Jugend bearbeitet von J. H. O. Kern. Mit einem Titelbild und 30 Holzschnitten. Stuttgart, Rieger. 1883. 8. 4 M. 50 Pf.

Für die reifere Jugend bestimmt, erfüllt diese Reisebeschreibung ihren Zweck, nicht nur zu unterhalten, sondern auch zu unterrichten und zu belehren. Kommen auch in der Einkleidung der Sache einige nicht ganz wahrscheinliche Merkwürdigkeiten vor und sind einigemal die Farben etwas stark aufgetragen, kann auch der erwachsene Leser die didaktische Absicht einigemal zu deutlich hervortreten sehen, so schadet das wol bei einer Jugendschrift nicht, und den Knaben wollten wir sehen, der nicht mit Begeisterung die beiden jungen Reisenden nach Brasilien, in die Urwälder und in die Gefahren unter den Indianern begleiten wollte! Es müßte ein sehr langweiliger Kamerad sein, wenn ihn nicht die Reiselust tüchtig packte!

13. Ein Winter in den Alpen. (1881—82.) Naturbilder vom Fuße des Wettersteins von Adolf Graf von Westarp. Berlin, Luckhardt. 1885. 8. 2 M.

Diese Naturbilder sind ein edles Alpengedicht ohne Verse, Bergpsalmen zum Preis der Herrlichkeit der Gebirgswelt, ein Ausdruck dessen, was ein Menschenherz beim Anblick solcher Wunder der Schöpfung erfüllt und erhebt. Dem Verfasser war es vergönnt, einen ganzen Winter lang oder eigentlich vom Spätsommer bis in den Spätfrühling hinein die stets sich wandelnden Schönheiten zu genießen, welche die Alpenwelt auch ihren winterlichen Besuchern und Bewunderern in immer neuer Großartigkeit enthüllt. Er hat die mitternächtigen Schläge einer Jahreswende hoch oben im Gebirg in „mondbeglänzter Zaubernacht" gehört, er hat den Sonnenaufgang und -Untergang über der Winteralpenlandschaft genossen, er stand im furchtbaren Wintersturm der Hochalpen und hat an den frühesten Regungen des Alpenfrühlings und dem Erblühen der von ihm hervorgeküßten Frühlingskinder sich erfreut. Er hat das alles genossen an der Seite der jugendlichen Gattin, und hat es erlebt und ertragen, daß diese Gattin im Frühling, zur Osterzeit, vom Tode rasch dahingerafft von ihm schied und ihn inmitten der Alpenwelt und ihrer Pracht trostlos allein ließ mit dem „Frühlingsgeschenk in der Wiege" und mit der schmerzlich-herrlichen Erinnerung an die genossene herrliche Zeit. Und diese Freude und Wehmuth, dieses Jauchzen und dieses Klagen tönt er aus in den ergreifenden Schilderungen, die er dem Andenken des geliebten Weibes widmet. Wir drücken im Geist dem edeln Verfasser die Hand, Theil nehmend an seinem Schmerz, und auch herzlich dankbar für manches edle Wort, das er da gesprochen. Wir wünschen dringend, daß die kleine anspruchslose Schrift nicht übersehen werde in der Hochflut so vieles Neuen. Sie ist es werth, beachtet und genossen zu werden.

14. Das Leben David Livingstone's. Hauptsächlich nach seinen unveröffentlichten Tagebüchern und Briefen von W. G. Blaikie. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und mit Erläuterungen und Zusätzen versehen von Otto Denck. Zwei Bände mit einem Bild Livingstone's und einer Karte. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 7 M. 20 Pf.

Jetzt, da sich aller Augen auf Afrika richten, ist gewiß ein besonders geeigneter Augenblick, die Biographie des Mannes in Erinnerung zu bringen, der unzweifelhaft und in aller Zukunft als der erste und epochemachende unter

denen genannt werden wird, welche das Innere des dunkeln Welttheils der Wissenschaft und Civilisation, dem Handel und der Colonisation erschlossen und den Grund zu einer bessern Zeit für Innerafrika gelegt haben. Mit vieler Liebe, in berechtigter Ausführlichkeit schildert Blaikie das Werden und Wirken des bescheidenen, aber wirklich großen Mannes, dessen Thaten und Erfolge in weiten Kreisen gerühmt werden, dessen Persönlichkeit, Charakter und Lebensgang jedoch nicht ebenso allgemein bekannt sind. Die Schuld hieran trägt zum großen Theil die Zurückhaltung und Bescheidenheit Livingstone's selbst, der so wenig als möglich von sich redete und reden lassen wollte; der Biograph hat nun das, was die Zeitgenossen von einem so bescheiden denkenden und bescheiden sich verbergenden großen Manne wissen möchten und zu wissen ein Recht haben, uns in einer sehr anziehenden Darstellung und in dankenswerther Vollständigkeit dargeboten. Dabei hat ihn die Wiederauffindung eines wichtigen Privattagebuchs von Livingstone, das früher abhanden gekommen war, wesentlich Neues beizubringen in den Stand gesetzt. Wer Livingstone noch nicht näher kennt, doch auch derjenige, der mit seinem Leben und Wirken schon vertraut ist, wird mit dauernder Spannung diese Biographie eines Mannes lesen, der als Mensch, als Christ, als Missionar, als Menschenfreund wie als Vertreter der Wissenschaft zu den Größten seines Volkes gehört.

Episches und Lyrisches.

1. Dämmerstunden. Gedichte von Karoline Häußer. München, Staegmeyr. 1884. 8. 3 M.

Wir haben hier eine Dichterin von einer gewissen natürlichen Lebhaftigkeit und großer Leidenschaftlichkeit, die sich indeß keineswegs bis zur Freiheit der Anschauung einer Ada Christen versteigt, vor uns, eine Dichterin von fast männlicher Gefühlsstärke, welche jedoch gleichzeitig nicht die Feinheit der Empfindung entbehrt. Die äußere Form der Dichtungen könnte vollendeter, die Reime könnten volltönender, die Kluft des Hiatus sollte mehr vermieden sein; auch machen sich hier und da prosaische Wendungen, Druckfehler und metrische Schnitzer bemerkbar. Doch wird das alles aufgewogen, ja weit überwogen durch den Naturquell großer Schönheit, welcher in vielen der Erzeugnisse sprudelt. Wie ergreifend einfach ist das Gedicht „Vergebens":

O, stell' dich nicht so grausam an
Und trotze mir doch nicht,
So viel du dir auch Mühe gibst —
Mir zürnen kannst du nicht.
Du kannst mich eine Stunde fliehn,
Auf immer kannst du's nicht,
Kannst schmollen auch vielleicht mit mir —
Doch zürnen kannst du nicht.
Drum thu nicht so, 's ist nicht dein Ernst,
Und es gelingt dir nicht:
Ich kenne dich und weiß genau —
Mir zürnen kannst du nicht.

wie tiefsinnig das Gedicht „Sehnsucht":

Du bist von mir gegangen,
Ich hab' dir nachgesehn,
Wie kannst du da noch immer
Leibhaftig vor mir stehn?

Du bist von mir gegangen,
Wie ist es möglich doch,
Daß deine heißen Küsse
Ich fühle immer noch?

Du bist von mir gegangen,
Und ich empfand es tief,
Daß all mein stürmisch Sehnen
Dich wieder zu mir rief.
Und durfte dich nicht halten
Und durfte dir nichts sein,
Und doch — mein süßes Lieben,
Mein ganzes Herz ist dein!

Hübsch sind ferner auch: „Geliebter, mir von Gott gegeben", „Du ziehst nach Spaniens Gefilden", „Der Junggeselle", „Und wenn ich dir auch zürnen wollte", „Verblümt", „Stammbuch", „Leid", „Ohne dich", „Ich weiß", „Verwelkt", „Weiße Rosen" und andere. Dabei spricht sich ein feiner Humor in einzelnen der Dichtungen aus, z. B. in „Unergründlich", „An eine geniale Ungarin"; ferner im „Festgedicht" mehrere Stellen vom „Louischen". Es liegt gewiß nicht in unserer Absicht, Umdichtungen à la Ramler zu versuchen; wäre es aber nicht ein Leichtes gewesen, z. B. den folgenden Vers aus dem sonst recht schönen Gedicht „Nach der Trauung":

Dein Weib! Wie Seligkeit das Herz durchziehet
Mit Himmelswonne, die ich nie gefühlt!
Mein Mann! Wie selig mich dies Wort durchglühet,
Das all mein Wünschen, Sehnen hat gestillt —

einigermaßen genießbarer den Saiten der Sappho zu entlocken, etwa so:

Dein Weib! Wie Seligkeit das Herz bemeistert,
Wo nie geahnte Himmelswonne schwillt!
Mein Mann! Wie selig mich dies Wort begeistert,
Das all mein Wünschen, Sehnen hat gestillt!

2. König Enzio. Ein Minnesang von H. Bruns. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1884. 8. 2 M.

König Enzio, der so tapfere und ritterliche wie unglückliche Hohenstaufensohn, bildet ohne Widerrede eine geeignete Heldenfigur für einen Helden- und Minnesang. Es ist auch möglich, obwol uns ein Beispiel nicht gleich zur Hand ist, daß er und sein tragisches Geschick irgendeinem epischen Gedicht oder einem Drama bereits zu Grunde gelegt worden *); in Verbindung mit dem Untergange Kon-

*) Es gibt ein Trauerspiel „König Enzio" von Raupach. D. Red.

radin's ließe sich wohl eine Tragödie im großen Stile daraus gestalten. Man könnte beide Helden kurz nacheinander sterben lassen; es liegen ja zwischen ihrem Tode nur vier Jahre, und ein Shakspeare hätte sich an dergleichen Kleinigkeiten wie geschichtliche Wahrheit und chronologische Genauigkeit eben nicht gekehrt. Der Dichter des vorliegenden Minnesanges hat den reichen Stoff nur ungenügend ausgenutzt; dafür ist es auch ein Minnesang. Wir meinen aber, daß auch ein solcher nicht der Handlung zu entbehren braucht, und diese finden wir hier sehr schwach vertreten. Die einzige That von Belang ist eigentlich Lucia's erster Besuch bei dem bloudgelockten saugeskundigen Kaisersohn, während der ganze übrige Verlauf der Historie ein recht gewöhnliches, freilich durch Liebe, Sang und Freude gewürztes und verschöntes Alltagsleben, ein unentschlossenes Sichgehenlassen darstellt; Jahre schwinden darüber hin; Lucia, die sich angeblich zur Genesung und Vergebung ihrer Sünden vorübergehend in einem Kloster aufhält, wird Mutter eines Knäbleins. Wiegenlieder; dann Nachricht vom Fall des Königs Manfred im Kampfe gegen Karl von Anjou; später die vom Untergange Konradin's. Lucia, die den König nach wie vor und unablässig in seinem übrigens recht wohnlich ausgestatteten Kerker besucht, bringt ihm diese Botschaft:

Und schmerzvoll klagt er um den jungen Helden,
Den zum Schaffot sein kühner Muth geführt.
Doch wunderbar erhob es Enzio's Geist,
Daß er der letzte jetzt der Hohenstaufen;
Daß er, der letzte Erbe ihres Ruhms,
Verpflichtet sei, des stolzen Namens Ehre
Mit neuem Ruhm und Heldenglanz zu krönen.
Und unerträglicher ward ihm die Haft,
Als sie in all den Jahren noch erschienen.

Die ihm durch die Liebe seiner Lucia verschönte Haft wird dem gefangenen Löwen vorher so gar unerträglich nicht gewesen sein (was freilich der Dichter keineswegs andeutet); nun aber erst, nachdem so viele kostbare Zeit verstrichen:

In aller Stille nun ist jeder thätig,
Und endlich naht der Tag, der König Enzio
Befreien soll aus tiefer Kerkernacht,
Und der auf Wegen, die die Liebe bahnte,
Ihn führen soll zu Freiheit, Ruhm und Ehre,
Zu kühner Waffenthat, zum Königsthron.

Aber der Fluchtversuch, welcher von zwei Anbetern Lucia's und dem Kerkermeister vorbereitet wird, über dessen Einzelheiten übrigens nichts verlautet — hier war wol eine Gelegenheit, die Handlung etwas bewegter zu gestalten —, scheitert; zwei der Hochverräther werden zum Tode verurtheilt, der dritte ist entflohen; Lucia Viadagola zeigt sich, königlich geschmückt, ihren Knaben an der Hand, dem Gericht des hohen Rathes selbst als Mitschuldige an, gibt zum Entsetzen ihres ahnungslosen Vaters die erforderliche Aufklärung und wird verurtheilt, beziehentlich dazu begnadigt, zu ihrem Gatten in den Kerker ziehen zu dürfen, die nunmehr streng verschärfte Kerkerhaft mit ihm zu theilen.

So vergehen noch Jahre, bis Enzio, dessen Gesundheit wie auch die Lucia's im Gefängniß gebrochen ward, in demselben Augenblicke, da ihm durch eine Botin vom Hohen Rath die Freiheit verkündet wird, die Freiheit durch den Tod gewinnt. Sein Leichnam wird von den nun versöhnten Edeln mit kaiserlicher Pracht in den Hallen San-Domenico's beigesetzt, und Lucia, die, König Enzio's holdes Ebenbild führend, dem Sarge folgt, gibt auf des Geliebten Grab den Geist auf:

Zum Throne Gottes schwingt sich ihre Seele,
Auf ewig dem Geliebten nun vereint.
Vom Jubelchor der Seraphim empfangen
Spricht frei sie aller Schuld der höchste Richter;
Weil sie geliebt hat wie kein Weib auf Erden,
Und weil die Liebe ist, nach Gottes Wort,
Des Urgesetzes heilige Erfüllung.

Wir glauben, der Verfasser hätte besser gethan, den Stoff dramatisch oder, durchwoben mit Liedern und Harfensängen, in schöner Sprache novellistisch zu bearbeiten. Die von ihm gewählte hinkiambische Schraffirung ist überdies für epische Behandlung gar nicht geeignet, es sei denn in abgerundeten Strophen. Da sind die Scheffel'schen vierfüßigen Trochäen noch viel besser, am besten vielleicht jedoch für derartige kleinere Epen die neuerdings, nachdem zuerst Platen sie mit Erfolg in den „Abbassiden" zur Geltung gebracht, von Julius Grosse, Hamerling, Baumbach u. a. angewandten fünffüßigen Trochäen:

Tausend Zelte waren aufgeschlagen
Durchs Gefilde vor den Thoren Bagdads.

Da geht alles glatt episch von statten.

Bruns' Sprache ist edel und entbehrt, wie aus den angeführten Citaten ersichtlich, durchaus nicht beredten dichterischen Schwunges. Freilich sind auch recht prosaische Stellen vorhanden, z. B.:

Lucia spricht dann mit dem Kerkermeister
Und bittet ihn, in tiefster Heimlichkeit
Sie täglich zu dem König einzulassen.
Er weigert sich, er dürfe das nicht wagen.
Lucia fleht mit Thränen, sie verspricht,
Daß niemand je davon erfahren würde.
Der Mann bleibt fest . . . .

Also „Lucia spricht dann mit dem Kerkermeister, und der Mann bleibt fest": das ist nicht nur — ungalant von dem Mann, sondern auch — recht hausbacken!

Hans Minckwitz.

Staatssocialistisches.

1. Die staatssocialistische Bewegung in Deutschland. Eine historisch-kritische Darstellung von Moritz Ströll. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.
2. Das Recht auf Arbeit. Von Julius Ofner. Wien, Hölder. 1885. 8. 80 Pf.
3. Zwei verschollene staatswirthschaftliche Abhandlungen von Rodbertus. Von Max Quarck. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 1885. Gr. 8. 1 M.
4. Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie. Drei Briefe an einen Staatsmann zur Ergänzung der „Quintessenz des Socialismus". Von Albert Schäffle. Tübingen, Laupp. 1885. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um zu erkennen, daß die Ideen und Einrichtungen, welche man, im weitern Sinne, socialistische nennt, im Fortschreiten begriffen sind. Einerseits drängt dazu die auf die Verwirklichung der Gleichheit gerichtete geistige Strömung bei unsern Culturvölkern, andererseits stellt die Entwickelung der wirthschaftlichen Technik die Frage, ob für die Mehrheit der Bevölkerung die Sklaverei oder ob eine starke Ausdehnung genossenschaftlicher Formen platzgreifen soll. Gegen den Fortschritt zum „Socialismus" sträubt sich die große und einflußreiche Menge derjenigen, die an der Conservirung der gegenwärtigen Wirthschaftsverfassung Interesse haben; das sind die Anhänger der jetzt sogenannten liberalen Volkswirthschaftslehre, deren Kreis aber viel weiter ist als derjenige der Bekenner des politischen sogenannten Liberalismus oder Freisinns. Andererseits ist es selbstverständlich die Aufgabe des weiter blickenden Staatsmannes, den unwiderstehlichen Strom des Socialismus so zu leiten und einzudämmen, daß er sich nicht verwüstend gegen die bestehende Gesellschaft richtet, sondern daß so viel als nöthig und möglich von seinen Gewässern zur Befruchtung der brauchbaren Keime socialer Formen herbeigezogen werde. Der Staatsmann, der dies nothwendige und wohlthätige Werk verrichtet, treibt „Staatssocialismus". Aber die Bedeutung dieses Begriffs will selbst vielen, die nicht mehr in den alten sogenannten liberalen Anschauungen befangen sind, noch nicht einleuchten, und es ist daher ein dankenswerthes Bemühen, wenn diese Einsicht in wissenschaftlicher und zugleich ansprechender Weise gefördert wird. Das geschieht in der kleinen Schrift „Die staatssocialistische Bewegung in Deutschland" von Moritz Ströll (Nr. 1) in vortrefflicher Art. Der Verfasser knüpft an die Geschichte der preußischen Staatskunst an und zeigt, wie diese es schon unter frühern Regierungen verstanden habe, den Bedürfnissen des Volks durch staatliche Maßregeln rechtzeitig entgegenzukommen, und wie auch in der Gegenwart die Socialpolitik des Reichs, angesichts größerer und schwierigerer Verhältnisse, auf demselben richtigen Wege sich befinde. Daneben können ihm die wissenschaftlichen Vertreter der neuern Richtung der Wirthschaftslehre nur dankbar sein, wenn er bestätigt, daß „der Reformgedanke des neuzeitlichen Staatssocialismus seine Entstehung und bisherige sieghafte Entfaltung überwiegend den Culturpionnieren der Socialwissenschaft verdankt, ohne deren bahnbrechende Arbeit die socialistische Entwickelung des Vaterlandes um Decennien zurück wäre". Ströll hat nun selbst einen erfreulichen Antheil an dieser Pionnierarbeit.

In dem Programm des Staatssocialismus liegt auch die Verwirklichung des Rechts auf Arbeit; aber Julius Ofner, der Verfasser der Schrift „Das Recht auf Arbeit" (Nr. 2), ist doch auf Abwegen, wenn er dieses gleichbedeutend erachtet mit einem von ihm aufgebauten „Recht der Arbeit", dessen Inhalt er in den Worten zusammenfassen zu können meint: „Arbeit ist die Grundlage alles Rechts; Arbeit ist die ursprüngliche Rechtsquelle, welche keiner weitern Begründung bedarf." Damit ist für die Rechtslehre ebenso wenig gewonnen, wie für die Wirthschaftslehre mit dem Satze von Adam Smith gewonnen war, daß die Arbeit die Quelle aller Werthe sei; und der Advocat Ofner wird daraus für die Rechtswissenschaft und Praxis ebenso wenig Folgerungen ziehen und zu ziehen vermögen, wie es Adam Smith für die Wirthschaftswissenschaft zu thun vermocht hat. Ueber das Recht auf Arbeit ist schon sehr viel geschrieben worden, aber es in das durch den angeführten Satz angedeutete vollkommene Nichts zu verflüchtigen, das hat bisher eigentlich noch niemand unternommen. Das Recht der Arbeit, wie es der Verfasser darstellt, ist unfaßbar; das Recht auf Arbeit ist für jeden in eine arbeitende Gesellschaft hinein Geborenen anzuerkennen; aber nicht als ein persönliches, klagbares, sondern nur als ein moralischer Anspruch an die betreffende Personengemeinschaft, beziehungsweise deren Regierung, ihm so viel wie möglich Arbeitsgelegenheit zu verschaffen.

Einer der bedeutendsten Staatssocialisten, Rodbertus, von dem Max Quarck „zwei verschollene Abhandlungen" wieder abdrucken läßt (Nr. 3), hat sich sein Leben lang abgemüht, die gerechte Vertheilung des Volkseinkommens auf die einzelnen Gruppen der an der Gütererzeugung Betheiligten zu finden. Neue Aufschlüsse über diese seine Thätigkeit werden in den „verschollenen" Abhandlungen nicht geboten. Die eine ist ein Gutachten über die von einem Verein für Arbeiterwohl beabsichtigte Gründung einer Invaliden- und Altersversorgungsanstalt für Arbeiter, welche nicht sehr geeignet war, den Verein in seinen löblichen Bestrebungen zu fördern. Denn Rodbertus geht auf den Plan, dessen Grundzüge übrigens aus dem Gutachten nicht erkennbar sind und vom Herausgeber der Schrift hätten mitgetheilt werden sollen, gar nicht ein, sondern hält dem Verein vor, daß er viel besser gethan hätte, in erster Linie für eine Erhöhung des Einkommens der Arbeiter zu sorgen; in völliger Verkennung der Thatsache, daß die Sicherung der Lebensbedingungen wichtiger ist als deren Verbesserung. Der Verein wird

Rodbertus für sein Gutachten wol ebenso wenig dankbar gewesen sein, wie der Wiederabdruck desselben zur Hebung des Ruhmes von Rodbertus geeignet erscheint. Der zweite Aufsatz, den der Herausgeber der Vergessenheit entreißen will, ist ein seinerzeit im „Hamburger Correspondenten" abgedruckter Artikel, in dem sich Rodbertus dagegen verwahrt, daß seine Idee eines „Normalwerkarbeitstages" mit dem eines „Normalzeitarbeitstages" verwechselt werde. Der letztere hat jedenfalls den Vorzug, sich, wenn auch mit Einschränkungen, verwirklichen zu lassen, während das bei dem Normalwerkarbeitstage nicht der Fall ist.

Auch mit der Schrift „Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie" von Albert Schäffle (Nr. 4) dürfte der Staatssocialismus, dessen culturgeschichtliche Berechtigung, wie gesagt, außer Zweifel ist, nichts gewonnen haben; der unterzeichnete Berichterstatter kann sogar sein lebhaftes Bedauern über das Erscheinen derselben nicht unterdrücken, weil er glaubt, daß Schäffle dadurch der von ihm vertretenen Sache mehr geschadet als genutzt hat. Daß er in diesen „drei Briefen an einen Staatsmann" — die Briefform ist für diesen Zweck nicht glücklich gewählt — seine sociale Hausapotheke auskramt, ohne die nöthige Anweisung für Anwendung seiner Recepte zu geben, ist allerdings kein Unglück; aber sehr übel ist es, daß er die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie durch die Kritik und Widerlegung der Lehrsätze, auf welche sie sich gegenwärtig stützt oder stützen zu können glaubt, beweisen will und dadurch die große Masse seiner Leser zu dem Glauben verführt, die Socialdemokratie sei wirklich aussichtslos, weil ihre theoretischen Grundlagen falsch seien; während es doch gar nicht darauf ankommt, ob irgendein Theoretiker der Socialdemokratie falsche Lehren aufgestellt hat, sondern darauf, ob das große Ganze der socialdemokratischen Richtung sich im Einklange mit derjenigen der praktischen wirthschaftlichen Bedürfnisse befindet. Schäffle aber führt seine Leser auf eine ganz falsche Fährte — wen er von der Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie überzeugt hat, der wird auch Schäffle's sociale Reformvorschläge verschmähen.

H. von Scheel.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Ein Auszug aus dem Memoire des Verfassers Hegewald enthält unter dem Titel „Notice sur l'Étude raisonnée du chinois", nebst einem Anhang: „La pasigraphie de l'avenir et l'enseignement de sa prononciation réduit à la plus simple expression" einige interessante und, was den letztern betrifft, sehr richtige Bemerkungen, insofern darin die Ansicht ausgesprochen wird, daß die englische Sprache alle Aussicht hat, Weltsprache zu werden. Alles in diesem Schriftchen Enthaltene aber in weniger als einem mit ziemlich großen Typen gedruckten Bogen der Welt mittheilen zu wollen, heißt doch die Sache gar zu sehr vereinfachen und die Schriftstellerei auf bloße Zettel reduciren. Die Engländer sagen zwar von vielen Dingen, „it lies in a nutshell" (es liegt in einer Nußschale); die ganze chinesische und englische Sprache aber in eine solche hineinzwängen zu wollen, das ist denn doch ein Kunststück oder auch eine Gewaltthat, welche selbst die eines Procrustes überbietet.

— Unter dem etwas unerklärlichen Titel „Henri Heine. Poésies inédites" ist bei Calmann-Levy in Paris soeben ein 400 Seiten starker Band mit längst bekannten und veröffentlichten Gedichten, in gute Prosa übersetzt, erschienen. Weshalb auf den Titel inédites gesetzt worden, ist unerfindlich.

— „Poëtes modernes de l'Angleterre" von Gabriel Sarrazin erfährt seitens der „Saturday Review" eine ungünstige Beurtheilung. Es fehle dem Verfasser zwar nicht an Sachkenntniß noch an Wärme der Anerkennung der Dichter, die er behandelt, wohl aber an Richtigkeit des Urtheils, im ganzen wie in einzelnen Dingen, was freilich ein Hauptgebrechen ist.

— Der neueste Roman von Cherbuliez „Olivier Maugant" soll eine Rückkehr zu seiner bessern Art bezeichnen, wenngleich er im Vorwurf, doch keineswegs in der Behandlungsweise, Aehnlichkeit mit Zola habe.

— Von Armand Hayem's „L'Être social" ist eine zweite Auflage erschienen. Da wir über die erste zu referiren keine Gelegenheit hatten, so benutzen wir die jetzige, auf dieses bedeutende Buch die Aufmerksamkeit unserer Leser hinzulenken. Die äußere Veranlassung zu demselben erinnert an Schopenhauer's „nicht gekrönte" Schrift „Ueber das Fundament der Moral", deren Schicksal es theilen mußte, deren bleibenden Werth es aber ebenfalls behalten wird. Die französische Akademie der moralischen und politischen Wissenschaft hatte nämlich folgende Preisfrage ausgeschrieben: „Die Gründe des Unterschieds zu suchen, der in den Ansichten und moralischen Gesinnungen der verschiedenen Theile der Gesellschaft bestehen könne." Der Verfasser schickte darauf die vorliegende Studie des „Être social" ein. Nach mehr als zwei Jahren erkannte der Nationalökonom Baudrillart ihr zwar hohes Verdienst zu: sie hätte dessen mehr als die zwei andern eingereichten Abhandlungen, habe aber „die Frage nicht behandelt"; so erhielt sie keinen Preis. Das Publikum hat augenscheinlich anders über die Schrift geurtheilt und in ihr das gefunden, was der Titel verheißt und wodurch die von der Akademie gestellte Frage gelöst ist. Sie bietet eine scharfsinnige und gelehrte Untersuchung oder vielmehr Beleuchtung des Menschen als sociales Wesen nach allen Richtungen hin und besitzt dabei die gewöhnlichen Vorzüge französischer Werke: Eleganz und Klarheit der Darstellung. Die Knappheit, mit welcher die darin berührten gewichtigen Fragen behandelt sind, erinnert an Montesquieu's berühmtes „Esprit des lois".

— Von dem für Diplomaten, Politiker und Historiker so wichtigen und unentbehrlichen Werke „Recueil manuel et pratique de traités et conventions sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle par Ch. de Martens et Ferd. de Cussy" (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist soeben der von F. H. Geffcken zusammengestellte und redigirte erste Theil der zweiten Serie, die Verträge von 1857 bis 1869 enthaltend, erschienen. Sie sind alle in der Ursprache wiedergegeben und im Anhang zum bequemen Nachschlagen in alphabetischer Tabelle nach den Ländern und Daten geordnet.

— Ein für die Geschichte Heinrich's IV., der wol als einer der größten Herrscher Frankreichs gelten darf, wichtiges Werk ist das kürzlich erschienene „Henri IV et la Princesse de Condé" von

Paul Heyse. Es ist eine Ergänzung zu seinen bereits im Jahre 1870 unter dem nämlichen Titel veröffentlichten Depeschen, die zwischen dem brüsseler Hofe und dessen Gesandten in Paris, Pierre Pecquius, bei Gelegenheit der Unterhandlungen betreffs der Rückkehr der Prinzessin nach Frankreich gewechselt wurden. Es fehlten freilich die des Gesandten selbst darin. Nun hat der Verfasser aber seitdem das Glück gehabt, die des Gesandten Heinrich's IV., Brulart de Berny, aus der nämlichen Zeit, zu entdecken, und diese haben ihn in den Stand gesetzt, Heinrich's Liebesverhältniß zur Prinzessin Condé und dessen bedeutenden Einfluß auf die Geschicke Frankreichs des weitern zu beleuchten. Dies der Inhalt des splendid ausgestatteten großen Octavbandes.

— Aus der rührigen Gottsberger'schen Verlagshandlung in Neuyork sind abermals zwei Uebersetzungen hervorgegangen und zwar Ernst Eckstein's „Quintus Claudius" und des Spaniers B. Perez Galdo neuester Roman „Marianella", beide von der tüchtigen Uebersetzerin Klara Bell bearbeitet. Der erstere Roman ist den Lesern d. Bl. bekannt; der zweite ist derart, daß wir ihnen nur empfehlen können, dessen Bekanntschaft, sei es in der Ursprache oder in dieser vorzüglichen englischen Uebertragung, die sich wie ein Original liest, sobald als möglich zu machen. Mit Recht hat die amerikanische Kritik ihn mit den echt künstlerischen Leistungen Hawthorne's verglichen, was gewiß kein geringes Lob ist.

— Die wol bedeutendste Erscheinung der jüngsten Wochen in der englischen Literatur ist das Drama „Marino Faliero" von A. Swinburne, das den Vergleich mit Byron's Drama desselben Titels wohl aushält, wenngleich es, wie seine frühern, hier und da an allzu großen Längen leidet.

Zunächst an Bedeutung dürften als poetische Leistung die neuesten „Poems" von Jean Ingelow zu nennen sein. Nach längerer Pause, die sie mit Romanen ausfüllte, hat die Verfasserin nun ihren frühern, mit so viel Beifall aufgenommenen lyrischen Dichtungen eine dritte Serie folgen lassen, die ebenfalls viel Schönes und Vortreffliches aufzuweisen hat.

— John Cordy Jeaffreson, der Verfasser des „The Real Byron", hat diesem jüngst auch „The Real Shelley: New Views of the Poet's Life" hinzugefügt. Nach dem Urtheile der maßgebenden Kritik drüben scheint dies ein sehr verunglückter Versuch zu sein, den gefeierten Dichter, dessen ganze Größe und Bedeutung man erst in neuester Zeit richtig und voll zu würdigen begonnen hat, zu verkleinern, kurz die Nebelflecke an der Sonne nachzuweisen, und er wird daher mit mehr oder minder starker Entrüstung zurückgewiesen. Uns dünkt schon der Titel, als Wiederholung desjenigen der frühern, dieser so ähnlichen Leistung, eine geschmacklose Ausbeutung einer neugefundenen Einnahmequelle, oder die reine Buchmacherei zu sein.

Mit allgemeinem Beifall hingegen sind die kürzlich erschienenen „Home Letters" des verstorbenen Lord Beaconsfield aufgenommen worden. Diese Briefe an die Heimat datiren aus der Jugendzeit Disraeli's, aus den Jahren 1830 und 1831, also seinem fünf- und sechsundzwanzigsten Lebensjahre, nachdem er seine Erstlingswerke „Vivian Grey" und „The Young Duke" veröffentlicht hatte und mit seinen ersten Lorbern gekrönt worden war. Er bereiste damals die Küste des Mittelländischen Meeres bis nach Jerusalem und schildert seine Eindrücke mit Gewandtheit und Lebhaftigkeit und nicht ohne Humor.

Bibliographie.

Albertus, J., Die englisch-russische Frage und die deutsche Kolonialpolitik. Innsbruck, F. Rauch. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Bergner, R., In der Marmaros. Ungarische Kulturbilder. Mit einer Karte. München, Franz. 8. 4 M. 50 Pf.

Brieger, A., König Humbert in Neapel. Ein Gedicht. Leipzig, Reissner. 8. 1 M. 50 Pf.

Clausius, R., Ueber die Energievorräthe der Natur und ihre Verwerthung zum Nutzen der Menschheit. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Darwin, C., Gesammelte kleinere Schriften. Ein Supplement zu seinen grösseren Werken. Herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von E. Krause. 1ster Bd. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 5 M.

Dreher, E., Ueber den Begriff der Kraft mit Berücksichtigung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 M.

Drygalski, A. v., Russische Plaudereien. Charakter- und Sittenschilderungen. Nach russischen Originalen zusammengestellt. Leipzig, Unflad. 8. 3 M.

Dulk, A., Der Irrgang des Lebens Jesu. In geschichtlicher Auffassung dargestellt. 2ter Tl.: Der Messiasgang und die Erhebung ans Kreuz. Stuttgart, Dietz. 8. 4 M.

Düntzer, H., Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken. 1ster Bd. Leipzig, Wartig's Verlag. Gr. 8. 8 M.

Effertz, O., Encyklopädie und Methodologie der politischen Oekonomik. 1ster Tbl.: Objekt der politischen Oekonomik. Stuttgart, Dietz. 8. 1 M.

Eichborn, H., Eine Flucht nach Paris und die Irrtümer des modernen Frugalismus. Grossenhain, Baumert u. Ronge. Gr. 8. 75 Pf.

Engelhardt, L. v., Ferdinand von Wrangel und seine Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere. Mit einem Vorworte von A. E. Freih. v. Nordenskiöld, einem Porträt F. v. Wrangel's und einer Karte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M.

Fabricius, Gattin und Mutter im Heidentum, Judentum und Christentum. Bonn, Hauptmann. Gr. 8. 60 Pf.

Ferdy, H., Der Malthusianismus in sittlicher Beziehung. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 1 M.

Frederking, H., Der Born der Liebe! Eine hessische Sage. Dichtung in 10 Gesängen. Bromberg, Mittler. 8. 3 M.

Garbs, F. A., Streiflichter auf dem Gebiete sittlicher Erziehung. Hannover, Meyer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Gräbner, A. L., Johann Sebastian Bach. Milwaukee, Wis. 8. 2 M.

Hackländer, F. W., Tronville. Illustrirt von H. Schlittgen. Stuttgart, Krabbe. Lex.-8. 1 M.

Hansjakob, H., Aus meiner Studienzeit. Erinnerungen. Heidelberg, Weiß. 8. 3 M. 50 Pf.

Hausegger, F. v., Die Musik als Ausdruck. Wien, Konegen. Gr. 8. 3 M.

Heichen, P., Afrika. Hand-Lexikon. Mit vielen Abbildungen und Karten. 1ste Lfg. Leipzig, Gressner u. Schramm. Gr. 8. 50 Pf.

Hetttinger, F., Aus Welt und Kirche. Bilder und Skizzen. 2 Bde. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. à 3 M. 50 Pf.

Ilg, A., Franz Xaver Messerschmidt's Leben und Werke. Mit urkundlichen Beiträgen von Archivar J. Batka. Mit dem Porträt und Facsimile Messerschmidt's. Prag, Tempsky. Gr. 8. 4 M.

Julius, Der Mörder und sein Weib. Komische Duoscene. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

— — Er braucht einen Regenschirm. Komische Scene. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

Keil, R., Wieland und Reinhold. Original-Mittheilungen, als Beiträge zur Geschichte des deutschen Geisteslebens herausgegeben. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 6 M.

Kindler von Knobloch, J., Das goldene Buch von Straßburg. 1ster Thl. Mit 23 Wappentafeln. Wien. Gr. 8. 10 M.

Kohut, A., Lustige Geschichten aus dem Tokayerland. Aus dem Ungarischen übersetzt und frei bearbeitet. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 2 M.

Laufs, C., Ein Jugendideal. Eine Liebesgeschichte im Style des 19. Jahrhunderts. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 1 M.

Martin, J., Einer, der ein Anderer ist. Posse. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

— — Gemeinsame Trennung. Schwank. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

O'Rell, M., John Bull und sein Inselheim. Englische Sittenbilder. Nach der 47. Auflage des französischen Originals von A. Bertow. Berlin, Janke. 8. 4 M.

Romanes, G. J., Die geistige Entwicklung im Tierreich. Nebst einer nachgelassenen Arbeit: Ueber den Instinkt von C. Darwin. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, E. Güntber. Gr. 8. 10 M.

Sacher-Masoch, Amor mit dem Korporalstock und Eine Frau auf Vorposten. Zwei Novellen aus den russischen Hofgeschichten. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

— — Ein Damen-Duell. Eine russische Hofgeschichte. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

— — Frauenrache und Eine weibliche Schildwache. Zwei russische Hofgeschichten. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

— — Wiener Hofgeschichten. Novellen. Berlin, Jacobsthal. 8. 2 M.

— — Eine Kaiserin beim Profoß und Nero im Reifrock. Zwei russische Hofgeschichten. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

— — Die Kunst geliebt zu werden und Nur die Todten kehren nicht wieder. Zwei Erzählungen aus den russischen Hofgeschichten. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

— — Der neue Paris und Eine Hochzeit im Eispalast. Zwei russische Hofgeschichten. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

— — Venus und Adonis und Das Märchen Potemkins. Zwei russische Hofgeschichten. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

Wagneriana. Beiträge zur Richard Wagner-Bibliographie. Herausgegeben von Emerich Kastner. 1ster Thl. Briefe Richard Wagner's (1830—1883) an: Berlioz, Boito, Cornelius etc. Chronologisch geordnet und mit Angabe der Quellen zusammengestellt. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 2 M.

Winter, L., Die sociale Gefahr oder der Socialismus während der letzten zwei Jahre in Europa und in Amerika. Autorisirte Uebersetzung aus dem

Wustmann, G., Aus Leipzigs Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, Grunow. 8. 6 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 172 bis 178.

Deutsch-englische Actenstücke über Guinea. — Die Vorgänge auf dem Isthmus von Panamá. — Vereinbarung über den Sulu-Archipel. — Ein Nachwort zu den Brünner Unruhen. — Vereinbarung über Neu-Guinea. — Der Cabinetswechsel in England. — Zur Frage der Arbeitseinstellungen. — Rußland und die Neutralitätserklärung Aegyptens.

Zur deutsch-österreichischen Dialektdichtung. — Bayerische Colonialpläne im 17. Jahrhundert. Von Dr. H. Simonsfeld. (I/III.) — Socialpolitik und Socialethik. (VII/VIII.) — Die Festtage der Société de statistique in Paris und der Statistical society in London. (III/IV.) — Die Gründung der Goethe-Gesellschaft. — Die internationale Ausstellung von Arbeiten aus edlen Metallen und Legirungen in Nürnberg 1885. Von J. Stockbauer. (I.) — Zur Biographie Nikolaus Lenau's. — Goethe-Sammlungen und Goethe-Archiv. — Wieland und sein Schwiegersohn Reinhold. — Rom und die deutschen Künstler. Von Dr. R. Schoener. — Die ungarische Landesausstellung. — Frühsommer in den Ostalpen. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. — Die Zerstörung Roms.

Das Actiengesetz vom 18. Juli 1884 und die Actiengesellschaften. — Geschäftliche Jahresberichte: Saale-Eisenbahn. Kaiser-Ferdinands-Nordbahn. Handelskammer zu Offenbach a. M. Marienburg-Mlawka-Eisenbahn. Böhmische Commerzialbahnen. Raab-Oedenburg-Ebenfurter Eisenbahn. Schweizerische Nordostbahn.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von

Rudolf von Gottschall.

Elfter Theil. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der vorliegende elfte Theil des „Neuen Plutarch“, dieses beliebten und weit verbreiteten Haus- und Familienbuchs, bietet die Lebens- und Charakterbilder **Friedrich's des Großen**, von dem Geschichtsprofessor Martin Philippson, und **Gotthold Ephraim Lessing's**, von dem geistvollen Literarhistoriker Julian Schmidt. Beide Biographien, die sich in mancher Hinsicht ergänzen, indem sie zusammen ein umfassendes Bild von dem Geiste des 18. Jahrhunderts entrollen, gereichen dem „Neuen Plutarch“ zu besonderer Zierde.

Soeben erschien:

Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft.

Herausgegeben von **Friedr. Chrysander** und **Philipp Spitta**, redigirt von **Guido Adler.**

Jahrgang I. Heft 3 ($8\frac{1}{2}$ Bogen). Inhalt: **C. Stumpf**, Musikpsychologie in England. — **Philipp Spitta**, Zu Sperontes „Singende Muse“. — **Paul Graf Waldersee**, Antonio Vivaldi's Violinconcerte. — Kritiken und Referate. — **F. Ascherson**, Musikalische Bibliographie.

Ein Sonderabdruck des ersten Bogens dieses Jahrganges steht auf Wunsch zur näheren Orientirung über Plan und Ausführung des Unternehmens gratis zur Verfügung.

Leipzig, Juli 1885. **Breitkopf & Härtel.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Recueil manuel et pratique de traités et conventions

sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle.

Par le baron **Ch. de Martens** et le baron **Ferd. de Cussy.**

Deuxième série

par **F. H. Geffcken.**

Tome premier: 1857—1869. 8. Geh. 12 M.

Im Anschluss an Band I—VII dieser für Diplomaten, Consuln, Staatsmänner etc. unentbehrlichen Sammlung internationaler Verträge erscheint eine zweite Serie, herausgegeben von dem Geh. Justizrath Dr. F. H. Geffcken, deren erster Band bereits vorliegt; er enthält die Verträge von 1857—1869, während der zweite Band die von 1870 bis zur Gegenwart umfassen wird.

Die erste Serie (7 Bände) ist zum ermässigten Preise von 40 Mark, 6 Mark für einen einzelnen Band, durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Heinsius' Allgemeines Bücher-Lexikon.

Siebzehnter Band,

die von 1880 bis Ende 1884 erschienenen Bücher enthaltend.

Herausgegeben von **Otto Kistner.**

Erste Lieferung.

4. Jede Lieferung 3 M., auf Schreibpapier 4 M.

Hiermit beginnt ein neuer, die letzten fünf Jahre umfassender Band des wohlbekannten, für Bibliotheken, Buchhändler und Bücherfreunde unentbehrlichen Katalogwerks.

Bei Abnahme der sämmtlichen bisjetzt vorliegenden wie auch einzelner älterer Bände des Werks werden wesentlich ermäßigte Preise gestellt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 16. Juli 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Scheffel's Dichtungen in französischer Beleuchtung. Von Albert Landenberger. — In Afghanistan. Von Alfred Kirchhoff. — Novellen. Von Johannes Emmer. — Neue deutsche Dramen und Lustspiele. Von Karl Nissel. — Zur Alterthumskunde. Von J. Mähly. — Poetische Uebersetzungen. Von Robert Waldmüller. — Medicinische Schriften. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Scheffel's Dichtungen in französischer Beleuchtung.

Wie schwer es oft einer Nation wird, eine fremdländische Dichtung voll und ganz anzuerkennen und sie nach ihrer eigentlichen Bedeutung zu würdigen, ist uns allen wohlbekannt. Der jüngst in Frankreich so maßlos gefeierte Dichterheros Victor Hugo ist, so entzückt auch seine Landsleute von ihm sein mögen, in manchen seiner Dichtungen für uns Deutsche, die wir doch von Herder an für die Literatur anderer Nationen oft eine ausgesprochene Vorliebe und ein klares Verständniß zeigen, fast ungenießbar und vielfach allzu excentrisch und phantastisch. Die Franzosen wiederum stehen unserer deutschen Nationalliteratur meist nicht besonders wohlwollend und anerkennend gegenüber, sind auch gewöhnlich weniger darin bewandert als wir in der ihrigen. Um so wohlthuender wirkt eine französische Kritik, die sich auch einmal günstig über einen deutschen Dichter ausspricht, wie diejenige aus der Feder von J. Bourdeau in der „Revue des deux mondes" über Joseph Victor von Scheffel, un humoriste allemand, wie er dort genannt wird. Zwar ist seine Dichterindividualität in dieser Abhandlung durchaus nicht immer ganz richtig aufgefaßt, aber der Verfasser weiß sie doch vollauf zu würdigen und bedauert es, daß Scheffel's Dichtungen, die schon in Holland, England und Dänemark Verbreitung gefunden haben, noch so wenig in seinem Vaterlande bekannt geworden sind. Erst in neuester Zeit ist eine französische Uebersetzung seines „Ekkehard" bei Bonz u. Comp. in Stuttgart erschienen. Deshalb will ihn Bourdeau bei seinen Landsleuten jetzt einführen, und er schildert zu diesem Zwecke zuerst die große Jubelfeier, die Scheffel im Jahre 1876 erlebte, bei welcher die ihm aus allen deutschen Landen und Bevölkerungsschichten, vom Reichskanzler und vom Großherzog von Baden an bis zu der für ihn schwärmenden Studentenwelt so glänzende Huldigungen dargebracht wurden. „Einmüthig", sagt Bourdeau, „setzte ihm ganz Deutschland den Lorberkranz aufs Haupt. Seine Dichtung erscheint auch in der That als das treue Echo des reinen, germanischen Geistes, ohne eine Spur von Nachahmung oder fremdem Beigeschmack."

Er bespricht nun den Lebensgang des Dichters und seine erste Dichtung, den „Trompeter von Säkkingen", die er auch für seine vollendetste hält. Er rühmt an ihr die reiche Abwechselung, die jedem Leser, selbst dem Philosophen noch reichen Stoff biete; er bewundert den treffenden Humor, der die verschiedenartigsten Situationen beseele und verbinde. Hierauf wendet sich unser Recensent zu Scheffel's Liedern, seinem „Gaudeamus", schildert ihre Entstehung in fröhlichem, dem Bacchus ergebenen Freundeskreise in Heidelberg und findet in ihnen eine merkwürdige, dem deutschen Volkscharakter entsprechende Vereinigung von heitern und schwermüthigen Gedanken. Manche von ihnen finden sich „dans le Commersbuch — c'est une branche toute spéciale de la littérature allemande que cette poésie de corporation, ces chants de société («gesellige Lieder») à peu près inconnues en France". Scheffel, sagt er, ist der beliebteste und gefeiertste dieser Dichter. Wer allerdings einmal Gelegenheit gehabt hat, einen fröhlichen deutschen Kneiptag, wo volles Leben, Geist und Witz sprudelt, mit einer Versammlung französischer Studenten zu vergleichen, und sie theilweise in Gesellschaft ihrer Grisetten, bei einem Glase Absynth ihre Couplets oder politische Exclamationen recitiren hört, der erkennt gewiß den großen Gegensatz des Geistes beider Nationen. Besonders charakteristisch erscheinen Bourdeau in dieser Liedersammlung die „kosmogonischen Lieder", vom Ich-

thyosaurus, Megatherium u. s. w., von denen er sagt: „Scheffel est sans rival en ce genre drôlatique et goguenard", während ihm die eigentlichen Trinklieder, z. B. die Rodensteinlieder, zu einem längern Discurs über die altdeutsche Trunksucht, über Bismarck's enorme Leistungen auch auf diesem Gebiete und über das bekannte Lied des frühern preußischen Cultusministers Herrn von Mühler: „Grad aus dem Wirthshaus komm ich heraus", Gelegenheit geben. Es sei uns gestattet, seine Uebersetzung dieses Liedes hier anzuführen:

Je sors du cabaret. Rue que tu me sembles étonnante!
Le côté droit, le côté gauche, tout est brouillé. Rue, je le vois bien, tu es ivre.

Quel visage de travers, lune, me fais-tu donc? Elle tient un oeil ouvert,
l'autre fermé; tu as bu, cela est clair. Honte à toi, honte à toi, vieille lune!

Les réverbères maintenant, que vois-je? ne peuvent rester fixes; ils branlent
et vacillent en tous sens. Ils me semblent tous ivres morts.

Autour de moi, en grand, en petit c'est un tourbillon; m'y hasarder,
moi qui suis seul à n'avoir pas bu, hum! cela me paraît mériter
réflexion; ce serait un coup de tête. Rentrons au cabaret.

„Voilà l'ancienne chanson classique par excellence et le chef d'œuvre du genre", sagt Bourdeau; Scheffel hat nur den romantischen Geschmack der altdeutschen Weinstube, des heidelberger Fasses noch hinzugefügt. Er schildert nun das Kneipen der deutschen Studenten, la cordialité de ces réunions (gemüthliche Kneiperei), wo die faulen wie die fleißigen Studenten sitzen und ihr Hildebrandslied oder Megatheriumlied als Schüler Haeckel's singen. Das ist, erkennt er doch an, une gaité saine et robuste, eine gesunde, kräftige Fröhlichkeit, und das Lachen Scheffel's ist ohne Hintergedanken, eine unschuldige Freude, während in Frankreich Börse und politischer Fanatismus alle reine Heiterkeit zerstört haben. „Es scheint", sagt er, „das Volk von Athen (d. h. die Franzosen) sind düster und mürrisch geworden, und daß man nach Thracien (d. h. nach Deutschland) gehen muß, um lustige Leute zu finden."

Nun kommt Bourdeau auf die deutsche Romantik und Scheffel's „Frau Aventiure" zu sprechen. Die altdeutsche Herrlichkeit, l'antique éclat de l'esprit germanique, spiegelt sich hier wider, der Geist der Nibelungen und Parsifal's, die fahrenden Schüler: lauter Lieder, die alle einen Commentar erfordern, aber, wie er zugibt, mit seltener Meisterschaft verfaßt sind. Trotzdem interessiren sie das Publikum weniger als sein berühmter Roman „Ekkehard" aus der Mitte des 10. Jahrhunderts. Diese historische Erzählung, deren Gang eingehend dargelegt wird, zeichnet sich, sagt er, durch ihre sorgfältige Forschung ebenso aus wie durch ihre landschaftlichen Schilderungen; aber sie ist zu modern und gefühlvoll, unserm Geschmack allzu gerecht gemacht. „Es scheint, Scheffel beabsichtigte hier die genaue Zeichnung eines Augustin Thierry mit der üppigen Phantasie eines Walter Scott zu vereinigen." Kurz werden dann noch die „Bergpsalmen" und „Waldeinsamkeit" als mehr idyllische Producte berührt. Dem „Trompeter von Säkkingen" reicht er die Palme dar, und zum Schluß heißt es: „Das, was unsern Schriftsteller auszeichnet und ihm seinen originellen Werth gibt, ist der offene schwäbische Humor, der der preußischen ätzenden Schärfe ebenso gegenübersteht wie das schöne Rheinthal der traurigen preußischen Sandfläche. Durch seine natürliche Frische, durch seine gesunde Heiterkeit ist Scheffel der vollkommenste Repräsentant des Süddeutschen."

So hat Bourdeau unsern Scheffel in einer Weise beurtheilt, daß wir ihm im ganzen recht dankbar dafür sein dürfen, um so dankbarer, je seltener sich solche Stimmen in seinem Vaterlande zu Ehren unserer Lieblingsdichter erheben.

Albert Landenberger.

In Afghanistan.

Reise der russischen Gesandtschaft in Afghanistan und Buchara in den Jahren 1878—79. Von J. L. Jaworskij. Autorisirte Ausgabe. Aus dem Russischen übersetzt und mit einem Vorwort und Anmerkungen versehen von E. Petri. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1885. Gr. 8. 16 M.

Selten trifft die Veröffentlichung eines Werks so sehr das Zeitinteresse wie die des oben genannten. In der mustergültigen Ausstattung und in der tadellosen Uebersetzung des berner Geographen Dr. Petri, der seine treffliche Kenntniß nicht nur der russischen Sprache, sondern auch der russischen Landes- und Volkszustände zu manchen erläuternden Zusätzen verwerthet hat, erhält hier die deutsche Lesewelt den interessanten ausführlichen Reisebericht von jener berühmten russischen Gesandtschaft an den Herrschersitz des Emir von Afghanistan, welche die Veranlassung zum Ausbruch des letzten anglo-afghanischen Kriegs gegegeben hat. Der Verfasser begleitete die Gesandtschaft als deren Arzt; in dieser Eigenschaft war es ihm verstattet, manchen Einblick zu thun sowol in die Kreuz- und Querzüge der diplomatischen Action als auch in das Wesen des afghanischen Volks und der sein Schicksal leitenden Persönlichkeiten. Getreu seinem Motto: „Amicus Plato, sed magis amica veritas", hat er mit der größten Offenheit, selbst ohne schonende Verhüllung der eben bei Gelegenheit jener Gesandtschaft sich zeigenden Schwächen der russischen Politik, in seiner Berichterstattung stets der Wahrheit die Ehre gegeben, was namentlich in hochgestellten militärischen Kreisen des russischen Reichs einen Sturm gegen das vor-

liegende Werk erzeugte, sodaß beinahe dessen Existenz durch die russische Censurbehörde vernichtet worden wäre.

Außer dem lehrreichen Element fehlt dem Werke aber auch keineswegs das ergötzliche. Der Verfasser versteht in schlichtem Unterhaltungston anschaulich zu beschreiben, indem er niemals die Farbenfrische lebensvollen Details durch allgemeine Erörterungen oder gar durch Phrasen trübt. Als Arzt besitzt er einen ganz besonders treffenden Blick für das Charakteristische von Land und Leuten, versäumt aber auch nicht, aus seiner umfassenden Belesenheit den geschichtlichen Rahmen hinzuzufügen, wo seine Bilder althistorischen Boden berühren.

Von der Hauptstadt des russischen Turkestan, von Taschkent, von wo die Gesandtschaft, geführt von Generalmajor Stolettow, im Mai des Jahres 1878 aufbrach, legte dieselbe den weiten Weg über den Sir-Darja, Samarkand, den Amu-Darja an die Grenze des afghanischen Turkestan bis in die zweite Hälfte des Juni zu Pferde zurück. Mit der linken Uferseite des Amuflusses betrat man bereits afghanisches Gebiet; die Richtung auf das in gewaltiger Höhe jenseit des Hindukusch gelegene Kabul nehmend, zog man nun durch die Landschaft Balkh (das alte Baktrien) in den gipfel- und schluchtenreichen breiten Gebirgsgürtel mit höher und immer höher hintereinander sich erhebenden Kämmen hinein, der hier das turanische Tiefland vom iranischen Plateau scheidet. Eine Landschaft schroffer Schieferfelsen umgibt bald unsern Reiterzug; kühne Felszacken begrenzen den Horizont, mitunter ist von einem Gesichtskreis überhaupt nicht mehr die Rede: so eng schließen sich die Thäler aneinander, von rauschenden Bergwassern durchtobt; dann aber öffnet sich wol die Klamm, in der dem Auge stellenweise der Himmel durch überhängende Felswand unsichtbar wurde, zu einem grünen gemächlichen Thal voll Reisfelder und Obstgärten mit Guirlanden von Weinreben am Bachufer. Man schlägt zur Rast die Zelte auf blumiger Aue im Obstbaum- oder Pappelschatten auf, staunt über die mitunter fußdicken Weinreben, über die primitiven Ackerwerkzeuge der Bewohner, deren Pflugschar noch kein Eisen kennt. Obwol es nun schon Juli geworden, hat man doch nicht mehr unter solcher Tagesglut zu leiden wie in der turanischen Niederung, wo 40° C. im Schatten die gewöhnliche Mittagsplage war; hier im Aufstieg durch die Thalung von Bamjan, mit ihren urzeitlichen Troglodytenwohnungen und ihren noch unenträthselten menschlichen Kolossalbildern von etwa 140 Fuß in den Felsnischen, stieg selbst zur heißesten Stunde des Tages der Wärmemesser nicht ganz bis 30°.

Bald erklimmen die Reiter nun Höhen, auf denen der Weizen, den man auf den untern Gebirgsstufen schon Anfangs Juli abgeerntet fand, noch in vollen Aehren steht. Streckenweise schwindet jeglicher Baumwuchs in dem finstern Ernst des alpinen Felsenlabyrinths. Hell bricht sich im Echo der Trompetenschall des militärisch geordneten Zuges an himmelhohen Felswänden; Gruppen der Eingeborenen blicken von den Höhen erstaunt auf die Fremdlinge hernieder; Knaben erklettern Felsvorsprünge, um die noch nie gesehenen „Urussen", die „Kafiren" (d. h. die Ungläubigen, die Nichtmohammedaner) zu schauen. Die Wasserscheide ist überschritten, wir befinden uns an der Quelle des Kabulflusses.

Die Gegend, durch welche wir jetzt zogen, gewann allmählich einen immer romantischern Charakter. Die Granitfelsen der Schlucht waren malerisch von dem dichten Laub der üppigen Gärten beschattet; hoch in den Lüften und mit den benachbarten Felsen an Höhe wetteifernd erhob die Pyramidenpappel ihre grünen Wipfel. Stellenweise schauten goldige Aprikosen unter dem grünen Laube hervor. In die hellen Fluten des lebhaften, unablässig murmelnden Baches hinab neigten die Uferweiden langsam ihre grünen Zweige. Mitunter zeigte sich auf den Anhöhen, bald auf einer, bald auf der andern Seite der Schlucht, ein Schloß.

Der Vesir Emir Schir Ali's, des damaligen Beherrschers von Afghanistan, kam mit einer glänzenden militärischen Escorte den Sendboten des weißen Zaren entgegen. Er ritt auf einem Elefanten und bot auch den Vornehmsten der Gesandtschaft diese gelehrigen Thiere (die hier auch zum Geschütztransport über das Gebirge, ja selbst bei Erdarbeiten u. dgl. als Lastträger benutzt werden) für den Einritt in Kabul an. So gestalteten sich die letzten Marschtage ganz malerisch: voraus ein Trupp stattlicher afghanischer Cavalerie, dann die Reitelefanten einer hinter dem andern — die Russen waren anfangs kaum im Stande, bei dem eigenthümlichen Schaukelgang des mächtigen Dickhäuters die Balance zu behalten —, darauf der Kosackenzug und zuletzt wieder eine afghanische Cavalerieabtheilung, zu beiden Seiten der ganzen Cavalcade aber noch in zwei langen Reihen die Garde des Emirs, imponirende Kriegergestalten von hohem Wuchs in grellrother Uniform. Am 29. Juli ging es in diesem Aufzug nach der Stadt Kabul selbst, eingeholt von des Emirs Bruder, der einen aschgrauen Elefanten mit vergoldeten Stoßzähnen ritt, und von einem Trupp afghanischer Panzerreiter in blinkenden Metallhelmen.

Nachdem wir die Felder hinter uns hatten, gelangten wir in ein mit dichtlaubigen Gärten bedecktes Gebiet. Hin und wieder zeigten sich Plantagen von Taback und Mais. Der Weizen war hier bereits geschnitten. Abseits vom Wege zeigten sich an einigen Stellen Gruppen von Eingeborenen, die den soeben von den Feldern eingeheimsten Weizen ausdroschen. Der Weizen wurde durch Ochsen und Pferde gedroschen, die man auf den auf der Tenne ausgestreuten Garben herumstampfen ließ. An einigen Stellen erhoben sich bereits Kegel von ausgedroschenem und durchgewehtem Weizen, und das bernsteinfarbige Korn desselben blitzte schön in der Sonne.

Die Stadt Kabul breitet sich längs des hier von Südwest nach Nordost fließenden Kabulflusses aus; enge Ladengassen (Bazare) mit herzlich schlechter Pflasterung wechseln da mit ungepflasterten Landstraßen, umsäumt von Weiden und Maulbeerbäumen. Bald strömten die Einwohner in hellen Haufen zusammen, um die „Firindschis" (d. h. die Europäer) zu sehen, denn seit 1842, wo die Engländer ihre schimpfliche Niederlage so grausam an den Afghanen

rächten, hatte sich kein Europäer in diesem Hochland blicken lassen.

Von beiden Seiten unsers Zugs hatte die Menge ein ununterbrochenes Spalier gebildet. Die flachen Dächer der Häuser, ja selbst die Bäume zu beiden Seiten des Wegs waren mit Neugierigen übersät. Da zeigten sich Afghanen mit bronzefarbiger Haut, mit blitzenden Augen und mit pechschwarzem Haar; hier mitten in der Volksmenge zeigten sich aber auch die Mongolenköpfe der Hesaren mit enggeschlitzten Augen und mit abstehenden Ohren.

Neben einer in schlechtem Stande befindlichen Steinbrücke passirte man den dort sehr breiten Kabulfluß in einer kaum mehr als metertiefen Furt und lenkte dann nordwärts zur Hauptstadt heraus auf ein freies Feld, wo afghanische Truppen aller Waffengattungen die Gesandtschaft unter Kanonendonner mit klingendem Spiel begrüßten. Unter dem Gejauchze einer vieltausendköpfigen Volksschar, welche den Segen der vier Khalifen auf die Firindschis aus dem Russenland herabrief, bewegte sich endlich der Zug auf die ein Kilometer entfernten, aber weiß in die Ferne schimmernden Mauern von Bala-Hissar zu, wo der Gesandtschaft hinter dicken hohen Lehmmauern ihr Obdach in nächster Nachbarschaft des Emir-Palastes bereitet worden war.

Die Vorstellungsaudienz gab unserm Verfasser die erste Gelegenheit, den Emir Schir Ali persönlich kennen zu lernen.

Der Emir schien ein ältlicher, aber noch sehr kräftiger Mann von über 50 Jahren zu sein. Er ist nicht groß von Wuchs, untersetzt und dem Aeußern nach voll Kraft und Energie. Die großen schwarzen Augen schauten durchdringend unter den dichten, leicht ergrauten Brauen hervor. Eine Adlernase vervollständigte den Eindruck, den sein Gesicht gewährte und verlieh diesem den Ausdruck von Festigkeit. Ein Vollbart, leicht ergraut, fiel bis auf die Brust hinab. Er sprach mit lauter, fester, aber etwas heiserer Stimme. Letzteres war durch einen Katarrh des Kehlkopfs bedingt, über welchen er sich späterhin bei mir beklagte und gegen den er mich um Hülfe ansprach. Der Metallhelm mit Straußenfedern stand dem Emir gar nicht, seine ohnehin niedrige Stirn wurde dadurch verdeckt, und er gewann das Aussehen eines mit Pfauenfedern geschmückten Häuptlings der Wilden. Er trug eine blaue Uniform mit rothem Bande über die rechte Brust. Der Rock wurde durch einen Gürtel mit Goldborte zusammengehalten; am Gürtel hing ein Säbel, dessen mit goldener und sehr feiner Damascirung reich versehener Griff gewissermaßen für den Werth der Klinge selber sprach. Auf der Brust seiner mit Gold und Seide gestickten Uniform war kein Orden, kein Abzeichen zu sehen. Die Beinkleider mit rothem Streif gehörten zur üblichen Generalsuniform.

Ereignisse ernstester Art bereiteten sich schon damals vor und verursachten alsbald die Abreise des Chefs der russischen Gesandtschaft, während das übrige Personal derselben wunderbarerweise bis in den Winter hinein ohne alle Instruction zu weitern Verhandlungen in Kabul gelassen wurde, wo schon im October der Winter mit Schneefall seinen Einzug hielt. Die Russen hatten sich nicht mit Winterkleidung versehen, weshalb sie bald, in ihrer engen Behausung ohne Ofen und Kamin (mit bloßen Kohlenbecken zu zweifelhafter Erwärmung) wie gefangen gehalten, an Kälte und tödlicher Langeweile zu leiden bekamen.

Um es kurz zu sagen: Rußland war unsanft überrascht worden durch den Ausgang der Berliner Conferenz im Sommer 1878; für den Fall, daß es durch Einbehalten seiner zeitweiligen Eroberung des Nordostens der Balkanhalbinsel, durch die Bedrohung selbst Konstantinopels England zum Losschlagen brachte, sollte durch ein gegen Indien gerichtetes Bündniß mit Afghanistan Schach der Königin geboten werden. Nunmehr jedoch hatte General Stolettow Contreordre erhalten und, wie es scheint, trotzdem Schir Ali gegenüber für eine etwaige Invasion der Engländer von Indien her Versprechungen militärischer Hülfsleistuugen laut werden lassen, die er nicht verantworten, die russische Regierung nicht erfüllen konnte. Die englischen Truppen dringen plötzlich ein; nicht ohne derbe Schlappen erlitten zu haben, bemächtigen sie sich des Khaiberpasses, von wo aus ihnen der Weg auf Kabul offen liegt. Stolettow reist nach Europa ab, Schir Ali wird immer dringlicher mit der Anfrage, wann denn die verheißenen „30000 Mann Russen" erscheinen würden — keins der andern Gesandtschaftsmitglieder weiß die Frage zu beantworten, keins weiß etwas von dem Versprechen. Der Emir entschließt sich zuletzt zum Aeußersten, als infolge der Niederlagen seine Stellung erschüttert wird und die Kaufleute Kabuls durch Confiscation ihres Vermögens (als Strafe für ihre Weigerung, der Anleihe des Emirs ihre Seckel zu erschließen) zum offenen Aufruhr gedrängt werden: er schenkt einem seiner Söhne, Jakub Khan, den er seit Jahren gefangen hielt und dem jetzt das Volk zujubelt, die Freiheit, ja er überträgt ihm die Vertheidigung des Landes gegen die immer näher gegen Kabul vordringenden Rothröcke. Am 1. December 1878 verläßt darauf Schir Ali nebst der russischen Gesandtschaft bei nächtlicher Weile wie ein Flüchtling seine Residenz, die er nie wiedersehen sollte.

Der Leser verfolgt nun das rasch zur Katastrophe führende Drama von Tag zu Tag; er begleitet den unglücklichen Fürsten sammt seinen Getreuen auf demselben Wege über die hohen Gebirge nordwärts, den ein halb Jahr früher die russische Gesandtencavalcade in entgegengesetzter Richtung eingeschlagen hatte. Eine Zeit lang trägt sich der Emir noch mit dem Plane, nach Petersburg zu eilen: dort soll ein europäischer Congreß unter dem Vorsitz des Zaren ihm sein Reich retten (er dachte wol hierbei daran, wie soeben in Berlin auf ähnlichem Wege die Türkei aus den Klauen des britischen Löwen gerettet worden); dann sehnte er sich, wenigstens Taschkent zu erreichen, um dort ein russisches Hülfscorps zur Rückeroberung seines Landes aufzubieten.

In mehrstündigem Gespräch mit dem Verfasser zu Tasch-Kurgan (dem Chulm unserer Karten) äußerte Schir Ali noch zu Weihnachten:

Vor dem Kriege haben die Engländer alle Mittel anzuwenden gesucht, um mich zu gewinnen; sie gaben mir Geld und Waffen und sicherten mir eine Vergrößerung meines Reichs zu. Ich wies jedoch alle ihre Vorschläge zurück und habe die Freundschaft mit Rußland vorgezogen. Ich weiß bereits, was von eng-

lischen Versprechungen und Geschenken zu halten ist; die Geschichte mit den indischen Fürsten ist allzu lehrreich und klar, sie läßt sich nicht vergessen. Mögen sie sich jetzt merken, daß ich die Schlüssel zum Thore von Indien dem mir verbündeten Rußland ausgeliefert habe.

Der hoffnungsselige Fürst! Er träumte von einer treuen Macht vor jener uralten Einzugspforte des Khaiberpasses und besaß dies Thor so wenig, wie er an Rußland einen opferwilligen Bundesgenossen hatte; er meinte noch zu den Gewaltigen dieser Welt zu gehören, und war zur Stunde eigentlich schon seines Reichs bis auf den turkestanischen Antheil, seine jetzige Zufluchtsstätte, verlustig, ja er fühlte schon die Schmerzen seiner leiblichen Auflösung in Mark und Bein nagen.

Unser Reisewerk bietet auch in diesem Theile manche hübsche Schilderung von Städten und Gegenden, die uns dem Elend jener trüben Tagesereignisse entrücken. Welch wunderbares Völkergemisch z. B. in dem erwähnten Tasch-Kurgan! Nicht mehr als 30000 Einwohner zählt die Stadt, aber diese sind gemischt aus Tadschiks (turanischen Persern) und zahlreichern türkischen Ösbegen, ferner aus Afghanen, Juden, Hindus; zeitweise erscheinen auch Iranis, Turkmenen und echt mongolisch dreinschauende Hesaren in den Gassen.

Als Gelenkrheumatismus im Knie kündigte sich die letzte Krankheit Schir Ali's an. Unser Verfasser hatte sich längst das wohlverdiente Vertrauen des Fürsten erworben; er wurde daher auch als Arzt zu Rathe gezogen und beschreibt aufs genaueste den für Fachkenner gewiß recht interessanten Verlauf des bald seltsam sich complicirenden Uebels. Dann bemächtigen sich wol wieder in begreiflicher Eifersucht die afghanischen Leibärzte, natürlich reinste Quacksalber, der Behandlung ihres Emirs, und der Verfasser gewinnt Muße, einen Spazierritt an einem herrlichen Wintertag (dem 24. Januar) in die Umgebung von Masari-Scherif zu lenken, in welche Stadt der Hof und die ihn begleitende Heeresabtheilung nunmehr gezogen ist.

Seit zwei Tagen hatten wir bereits prachtvolles Wetter. Von Schnee und Schmuz war keine Spur mehr zurückgeblieben. Die Sonne strahlte hell von dem azurblauen Himmel herab und überflutete die Mutter-Erde mit ihren heißen Strahlen. Stellenweise begann schon ein verfrühtes Grün aufzuschießen. Es ließ sich ein Zug verspüren wie in den ersten Frühlingstagen; man athmete leicht und frei. Die Saatkrähen krächzten laut und fröhlich aus Vergnügen über das warme, sonnige Wetter. Der Winter schien gar nicht vorhanden gewesen zu sein! Nur im Süden ragten die mit Schnee überladenen Berge empor und redeten dafür, daß der Winter nicht ganz seine Rechte verloren habe und daß vielleicht schon in der nächsten Zeit derartige Schneegestöber vorrücken konnten, wie sie auch im December am Platze gewesen wären.

Erst als es zu spät, gibt sich Schir Ali in die alleinige Cur des Verfassers. Dieser behandelt ihn mit aufopfernder Liebe, ohne Hoffnung auf Rettung. Die Hofquacksalber hatten sich, da sie nicht mehr ein noch aus wußten, der Fürst aber vor Schmerzen stöhnte („wie eine eiskalte Säge", behauptete er, „arbeite es in seinem erkrankten Beine"), bis zum Bestreichen des Beines mit dem Blut einer frisch geschlachteten Ziege und Umhüllen des kranken Theils mit den Kaldaunen derselben verstiegen! Das Bein war bis gegen das Knie hinauf in Fäulniß übergegangen, Amputation das einzig mögliche Rettungsmittel gegen um sich greifende Blutvergiftung. Die Leibärzte freilich protestirten: so was könne man wohl irgendeinem Unterthan, nicht aber einem Fürsten zumuthen! Inzwischen traten unerklärliche Anwandlungen beim Patienten ein, die sich nachmals als Wirkungen der Trunksucht erwiesen, welcher der Fürst fröhnte — er hat einmal mehrere Flaschen Schnaps geleert hinter dem Rücken des russischen Arztes, der vertrauenswürdig versichert, daß eben nur durch Alkoholismus das Leiden in kürzester Frist eine so furchtbare Höhe zu erreichen vermochte.

Am Abend des 8. Februar 1879 ist in nur halbbewußtem Zustande Afghanistans Herrscher zu Masari-Scherif verschieden. Seine feinen, durchgeistigten, etwas semitischen Gesichtszüge, wie sie das schöne Titelporträt unsers Werks wiedergibt, verrathen, daß er kein unbedeutender Mann gewesen. Er war seines großen Vaters Dost Mohammed, der ihm, als Achtzigjähriger sterbend, den Thron überlassen hatte, nicht unwürdig. Die Gründung eines nach europäischem Muster geschulten afghanischen Heeres ist sein Werk; er hat mit berechnender Klugheit dazu englisches Geld und englische Waffen benutzt, verstand indessen sehr wohl die Grenze zu ziehen, als die Engländer nun mit weiterm Werben um Liebe ihn zu umgarnen suchten, ihn zum Vasallen zu machen wie so viele der indischen Fürsten. Da suchte er an Rußland den natürlichen Rückhalt, und noch auf dem Todtenbett redete er von der Freundschaft des großen Zaren!

Ueber dem Leichnam Schir Ali's entzündete sich fast ein Bürgerkrieg unter den Thronprätendenten, wie es in mohammedanischen Reichen als unselige Wirkung der Vielweiberei althergebracht ist. Unser Verfasser läßt uns ahnen, wie das Räthsel zu lösen, daß der Emir seinem Sohn Jakub Chan die interimistische Regierung überließ und ihn doch nicht, als der Tod in seinen Gliedern wühlte, zum Nachfolger bestimmte. Seine Lieblingsgattin nämlich, eine einflußreiche Frau von energischem Charakter, ersehnte die Erbfolge für ihren und des Vaters Lieblingssohn; gewiß nicht zufällig, sondern vermuthlich an Gift starb dieser Liebling im Spätsommer 1878, als sich die englischen Heerhaufen gegen Afghanistan in Bewegung setzten und eine starke Gegenpartei jener mächtigen Frau bereits das Auge auf Jakub Chan gerichtet hatte. Obwol letztere nun dem verhaßten Stiefsohn die zeitweise Führerschaft im Kriege nicht entreißen konnte, hielt sie offenbar den Gatten hin mit der Entscheidung über die Thronfolge, und so war alles in Frage gestellt, als Schir Ali die Augen schloß. Das ist der Fluch orientalischer Polygamie!

Doch wer auch den hohen Thron des Afghanenlandes

inne haben mag: so lange England in Indien seine kostbarste Reichthumsquelle besitzt, der Löwe von Albion aber argwöhnisch lauernd den russischen Bären beobachtet, so lange wird das einzige unmittelbare Uebergangsland von Russisch- nach Britisch-Asien von beiden Mächten umworben werden, bis eine von ihnen es verschlingt. Das ist Afghanistans unvermeidliches Schicksal als eine Folge seiner geographischen Lage. Alfred Kirchhoff.

Novellen.

1. Der geistliche Tod. Erzählungen aus dem katholischen Priesterstande. Von Emil Marriot. Wien, Engel. 1884. 8. 1 M.

Die Verfasserin gehört zu der realistischen Schule, welche das Düstere und Häßliche in möglichst kräftigen Farben darzustellen liebt. Doch ist auch diejenige Richtung, welche in Marlitt ihre typische Vertreterin findet und die man als die sentimental-freigeistige bezeichnen kann, nicht ohne Einfluß geblieben auf die Entwickelung ihres Talents, dem es nur an Größe der Weltanschauung und an der Kraft eines vollgereiften Geistes gebricht, um Bedeutendes, auch nachhaltig auf das Volk Wirkendes zu leisten. Mit weitaus größerm Interesse als so manches Dutzenderzeugniß eines wenn auch berühmtern Namens wird man die meisten Novellen und Romane Marriot's lesen und sich lebhaft angeregt fühlen, freilich manchmal auch zum Widerspruch, aber immerhin doch angeregt. Selbst dann, wenn das ganze Werk an einem organischen Gebrechen leidet, wird man durch Vorzüge der Darstellung, sei es Anschaulichkeit der Schilderung oder scharf umrissene Zeichnung der Charaktere, sei es die Fabel oder die interessant und rasch sich abspinnende Handlung, gefesselt und beinahe bestochen. Dies ist auch bei der vorliegenden Novelle der Fall, über welche das Urtheil sonst nicht günstig lauten kann. An Talente wie Marriot muß man eben einen strengern Maßstab anlegen: da soll nicht wohlwollende Nachsicht, d. h. Mitleid mit den Schwächen die Kritik leiten. Marriot hat hier ein ziemlich abgebrauchtes Thema gewählt, den Conflict zwischen Herz und Beruf bei einem katholischen Geistlichen. In dem Thema selbst liegt wahrlich wenig Reiz, und es läßt auch wenig Variationen zu, das Interesse muß daher durch die Charaktere erregt werden. In dieser Hinsicht sind nun die Figuren in dem „Geistlichen Tod" allerdings derart, daß sie die Aufmerksamkeit erregen, wie ja schließlich eine altmodisch oder phantastisch gekleidete Person oder eine Caricatur auch unsere Beachtung erzwingt. Die Charaktere sind aber weder sympathisch noch vollkommen logisch aus sich heraus entwickelt, daher widerspruchsvoll, was nur dort nicht eintritt, wo conventionelle Schablone — auf diese hätte Marriot billig verzichten sollen — herhalten mußte. Der Conflict wird auch nicht gelöst, sondern rein äußerlich durch den Tod beendet, und der Gesammteindruck bleibt ein total unbefriedigender, weil man es mit lauter schwachen oder schlechten Menschen zu thun hatte, die sich von keiner höhern sittlichen Idee leiten lassen. Der Held wird nicht von einer solchen geleitet, er ist einfach eine sinnliche Natur, welche das Nichtheirathendürfen schmerzlich empfindet und zu wenig Energie besitzt, um auf diese oder jene Art aus seinen unerquicklichen Verhältnissen sich zu befreien. Das, was angeblich ein Kampf sein soll, ist keiner, sondern nur das Raisonniren eines Schwächlings, der im übrigen apathisch und geistig unbedeutend ist. Letztere Eigenschaft kommt auch den andern Personen zu. Daß die Figuren mit lebenswahren Zügen ausgestattet sind, wodurch sie einen gewissen Eindruck machen, entschädigt nicht dafür, daß sie Flachköpfe sind, und daß die Erzählung einer höhern Idee entbehrt.

2. Matrosengeschichten. Von Carlo Enrico Ulrichs. Erstes Buch. Leipzig, F. E. Fischer. 1885. 8. 1 M. 60 Pf.

Nicht Geschichten, sondern Märchen sollte es eigentlich heißen, denn man hat es nicht mit lebendigen Menschen, sondern mit Gespenstern zu thun, und wenn ein wirklicher Mensch vorkommt, so ist er ebenso unmöglich wie der Geisterspuk. Das Sinnige und Naive des Märchens fehlt diesen Treibhausproducten gänzlich; dazu kommt ein grauenhafter Stil, der die Geschichten auch formell ungenießbar macht.

3. In eines großen Königs Armen. Von B. Mercator. Gotha, F. A. Perthes. 1885. 8. 3 M.

Die Geschichte spielt zur Zeit Christi und ist überreich mit Bibelstellen und salbungsvollen Sprüchlein gespickt. Gar mancher hat es schon versucht, die Gestalt des Erlösers in einem poetischen Werke zu verwenden, bisher ist jedoch jeder Versuch mislungen, wie überhaupt die Um- oder Nachdichtung biblischer Stoffe fast immer nur Verfehltes zu Tage förderte. Abgesehen von der frömmelnden Tendenz ist die vorliegende Geschichte an sich langweilig genug.

4. Die Tochter des Majors. Familienroman von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1884. 8. 3 M.

Einer jener Dutzendromane, mit welchen gedankenlose Leute die Zeit todtschlagen können, wenn sie Langeweile haben. Diese würde bei einem denkenden Menschen durch ein derartiges Buch in ausreichendem Maße hervorgerufen werden. Die bekannten Figuren, die üblichen Effecte: Mord, Selbstmord, das alles geistlos durcheinandergemischt und schleppend dargestellt — kurz nicht der Mühe des Lesens werth.

5. Des wilden Jägers Erbe. Roman von A. von Limburg. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1884. 8. 8 M.

Eine Hofgeschichte, in welcher Personen, denen man

schon in unzähligen Romanen begegnet ist, Intriguen spinnen, die nicht minder oft schon dagewesen sind. Hier und da wird ein Anlauf zu einer originellern Charakteristik versucht, aber die Kraft reicht nicht aus, um wirklich etwas Neues zu schaffen. Doch ist die Geschichte wenigstens nicht so langweilig wie die vorhin besprochene, und naive Gemüther mögen ihre Freude an dem „idealen" Helden und der „vollkommenen" Heldin haben, die sich zuerst hassen, dann lieben und über die Intriganten selbstverständlich triumphiren.

6. Am Waldstrom. Roman aus dem norddeutschen Gebirge. Drei Bände. Von F. Sonnenburg. Berlin, Janke. 1885. 8. 10 M.

Die Geschichte, welche hier in drei Bänden breit ausgesponnen ist, hätte viel besser in einem Bande erzählt werden können. Die Fabel ist einfach genug: ein Förster, hochmüthig, rachsüchtig, kurz grundschlecht, wirbt um ein hübsches Mädchen, das jedoch einen schlichten Burschen vorzieht, diesen heirathet und nun allerlei Widerwärtigkeiten erdulden muß, bis den Förster und seinen Helfershelfer die übliche gerechte Strafe ereilt. Die breite Behandlung des Stoffs rechtfertigt sich auch nicht dadurch, daß etwa das charakteristische Volksleben des norddeutschen Gebirges in lebendigen Genrebildern geschildert würde; davon ist leider wenig zu finden, und die Geschichte könnte ebenso gut in Wolkenkukuksheim spielen. Was man Localfarbe nennt, fehlt gänzlich; weder Landschaft noch Menschen weisen Eigenthümlichkeiten auf, welche durch Originalität oder Lebenswahrheit interessiren könnten. Daß bei derartigen Dorfgeschichten die Localfarbe, d. h. die Beziehungen zu Volk und Natur des Schauplatzes der Handlung, ebenso wichtig ist wie bei dem Roman die Zeitfarbe, d. h. die Beziehungen der handelnden Personen zu den geistigen Ideen der Zeit, scheint der Autor nicht zu ahnen; in dieser Hinsicht gleicht er eben den vielen, welche den Büchermarkt mit Leihbibliothekswaare überschwemmen. Nüchtern und poesielos, nirgends anregend oder doch mindestens ein deutliches Bild bietend, bei dem man mit Interesse verweilt, schleppt sich die Erzählung dahin, ermüdend und trotz aller Effectscenen langweilig.

7. Natalie. Eine Erzählung aus der Zeit Kaiser Maximilian's in Mexico. Von H. Keller-Jordan. Tübingen, Osiander. 1885. 8. 2 M. 60 Pf.

Eine schlichte Erzählung, die an und für sich absolut kein Interesse einflößen würde, wenn nicht Kaiser Maximilian in dieselbe mitverflochten wäre. Ein Mädchen geht nach Mexico, weil ihr Verlobter im kaiserlichen Heere dient, und, unterstützt durch einige edle Freunde, kann sie sich ihm nähern, ihm die Hand reichen. Einen Conflict gibt es nicht zu lösen, auch hat der Verfasser es verschmäht, der Vereinigung der Liebenden besondere Schwierigkeiten zu bereiten, oder mexicanisches Leben und Treiben zu charakterisiren, sodaß man am Schluß sich fragt, wozu er eigentlich diese simple Geschichte erzählt.

8. Vor Tagesanbruch. Roman in zwei Bänden von M. Gerhardt. Berlin, Kogge u. Fritze. 1885. 8. 10 M.

In diesem Roman herrscht eine frömmelnde Tendenz vor, es soll offenbar die Verwerflichkeit der Freigeisterei an dem Helden demonstrirt werden. Uebrigens ist der Verfasser gerecht genug, auch die Frommen und Conservativen unter seinen Personen als sehr unsympathisch darzustellen. Insofern in dem Roman die handelnden Personen wirklich von Ideen beseelt und geleitet werden, wird zwar eine der ästhetischen Bedingungen erfüllt, aber dem Autor fehlt die Kunst, seine Figuren sinnlich lebendig auszugestalten, und der Stil ist lehrhaft und pastoral; sodaß man schließlich gelangweilt das Buch beiseite legt, ohne einen nachhaltigen Eindruck empfangen zu haben.

9. Alte Geschichten vom Rheine. Von Konrad Kraus. Erster und zweiter Band. Mainz, Kirchheim. 1884. 8. 6 M.

Historische Novellen erwecken in der Regel leichter das Interesse des Lesers als andere Gattungen, wenn der Autor nur eine halbwegs geschickt erfundene Fabel lebendig zu behandeln versteht. Es gibt zwar auch für die historische Novelle eine Normalschablone — unglückliche Sprößen eines alten Geschlechts, ein edler Charakter, der aus niederm Volke stammt, dann einige rauhe Krieger gehören zu dem eisernen Inventar der Gattung —, man merkt dies aber weniger, weil die Normalfiguren jedesmal in einem andern Costüm auftreten. Die Novellen von Konrad Kraus sind geschichtliche Erzählungen, die in Mainz ihren Hauptschauplatz haben. Die Zeit, in der sie spielen, wird jedoch mehr nur äußerlich charakterisirt; jene Vertiefung und Ausgestaltung des Stoffs, welche uns gewissermaßen die Vergangenheit lebendig macht, findet nicht in wünschenswerthem Maße statt. Darin eben liegt aber ein wichtiges ästhetisch-charakteristisches Moment der historischen Novelle. Das Handeln, Denken und Fühlen des Menschen wird mehr oder minder von dem Zeitgeist beeinflußt; wir können es daher nur voll verstehen, wenn uns auch der Zeitgeist deutlich gemacht wird. Mit äußerlichen Schilderungen ist es nicht abgethan. In dieser Richtung wäre dem Autor bei seinen künftigen Werken eine größere Sorgfalt anzurathen; die Zeit muß er wiedererwecken können, in der seine Erzählungen spielen, dann wird man diesen mit Recht Lob spenden. Die vorliegenden Novellen besitzen manche Vorzüge, die sie der Beachtung würdig machen: die Schreibweise ist natürlich und einfach, nicht geziert und geschmacklos archaisirend, wozu sich so viele verleiten lassen; die Darstellung fließend und lebhaft.

10. Kaiser und Kurfürst. Historische Erzählung aus dem Schmalkaldischen Kriege von Armin Stein. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1885. 8. 3 M. 50 Pf.

In der Vorrede hebt der Verfasser hervor, daß keine einzige handelnde Person erfunden sei; er begnüge sich mit den historischen Persönlichkeiten und den thatsächlichen Vorgängen. Man hat es demnach eigentlich mehr mit Geschichtschreibung zu thun, etwa von solcher Art, wie sie die

Alten betrieben, welche den historischen Personen lange Reden in den Mund legten. Das Hauptgewicht erscheint somit darauf gelegt, die einzelnen Personen zu charakterisiren und dadurch die historischen Vorgänge zu verdeutlichen. Diesen Zweck erreicht der Verfasser, der mit anerkennenswerthem Geschick die einzelnen Figuren gruppirt und die Erzählung in Fluß zu erhalten versteht. Nicht bei allen Personen ist jedoch die Charakeristik gleich sorgfältig ausgeführt; daß sie auch nicht immer historisch getreu ist, darf man ihm freilich nicht zum Vorwurf machen, der poetische Erzähler hat das Recht, sich die Charaktere zurechtzulegen. Das Buch ist geeignet, Interesse zu erwecken, jedenfalls vergeudet man nicht seine Zeit, wenn man es liest.

11. Aus dem deutschen Südtirol. Mythen, Sagen, Legenden und Schwänke, Sitten und Gebräuche, Meinungen, Sprüche, Redensarten u. s. w. des Volks an der deutschen Sprachgrenze. Gesammelt von Alois Menghin. Meran, Plant. 1884. Gr. 16. 1 M. 60 Pf.

Eine sehr interessante Sammlung von Sagen, Späßen, Sprichworten, Kinderspielen u. dgl., wie sie in den deutschen Gemeinden südlich des Brenner gäng und gebe sind, ein werthvoller Beitrag zur Cultur- und Volksgeschichte. Die Sagen sind kurz dem Inhalt nach erzählt, nicht breit ausgesponnen, was sehr zu loben ist, überall auch der Ort notirt, wo die Legende oder das Sprichwort im Schwange ist.

12. Die Blinde von Kunterweg und andere Erzählungen von Maximilian Schmidt. München, Callwey. 1885. 8. 4 M.

Der Verfasser folgt den Pfaden seines berühmten Namensvetters, indem er die Gattung der Dorfgeschichten pflegt, deren Schauplatz das bairische Hochland mit seinem Vorgelände ist. Die Gattung ist populär, einerseits weil das Volk der Berge wirklich charakteristisch und sympathisch ist, andererseits weil in neuerer Zeit auch die Bergwelt in die Mode gekommen. Solche Dorfgeschichten treffen daher meist vorweg auf eine günstige Stimmung, und man verzeiht ihnen manche Schwäche oder Nachlässigkeit, die man bei andern Novellen unausstehlich finden würde. Maximilian Schmidt steht, was Naturtreue der Schilderung und Erzählungskunst betrifft, hinter Hermann von Schmid etwas zurück; an Humor und poetischer Auffassung des Volkscharakters übertrifft ihn Karl Stieler, der wol der Berufenste gewesen wäre, dem bairischen Bergvolk auch in einem großen Roman ein Denkmal zu setzen, wie er es in seinen Liedern gethan. Gegenwärtig freilich darf der Autor den ersten Rang unter den Vertretern der Gattung beanspruchen, und er findet nunmehr auch die Anerkennung, welche den mannichfachen Vorzügen seiner volksthümlichen Erzählungen gebührt. Als die zwei wesentlichsten sind hervorzuheben die treffliche Charakteristik der einzelnen Figuren und ein wohlthuender Humor, welcher den Geschichten einen besondern Reiz verleiht. Auch Maß zu halten und Uebertreibungen zu vermeiden, zu denen der Stoff oft nur zu leicht verlockt, versteht Schmidt. In dem vorliegenden Bande sind drei Erzählungen enthalten. „Die Blinde von Kunterweg" ist eine ebenso originell erfundene wie sorgfältig ausgeführte Geschichte. Flori hat als Bube durch einen schlechten Streich es verursacht, daß Franzei um ihr Augenlicht kam. Nach Ablauf seiner Militärdienstzeit kehrt er zurück, verliebt sich in die Unglückliche, der er Heilung verschafft, und erwirbt nach einigen Misverständnissen ihre Liebe. Das Hauptinteresse wird jedoch weniger durch den Gang der Handlung als vielmehr durch die köstliche Zeichnung der Personen erweckt. „Der goldene Samstag" ist tragischer angelegt: ein Oberaufseher der Finanzwache hat die Tochter eines reichen Bauern geheirathet, der ein Schwärzer ist; bei einem Versuch, Vieh über die Grenze zu schwärzen, treffen sich Schwiegervater und Schwiegersohn, und weitere verhängnißvolle Folgen knüpfen sich daran, bis endlich doch eine glückliche Lösung sich findet. „Der vergangene Auditor" endlich ist eine Humoreske, welche diesen so oft misbrauchten Namen wirklich verdient.

13. Von der Wasserkante. Skizzen aus dem Schifferleben. Von Ph. Kniest. Bremen, Roussell. 1884. 8. 3 M.

Der Band enthält fünf Erzählungen, welche man mit gutem Gewissen als trefflich bezeichnen darf. Heutzutage ist jeder Gebildete im Stande, das Plattdeutsch zu verstehen, und die zahlreich eingestreuten plattdeutschen Wechselreden stören daher nicht, wohl aber geben sie den Erzählungen die Localfarbe und unterstützen damit die Charakteristik der Persönlichkeiten, die durchaus originell und sympathisch sind. „Aus dem alten Hause" und „Jungfrau Dykstra" sind zwei prächtige Stücke, und auch die andern Geschichten enthalten köstliche Partien, deren Humor dem Leser Vergnügen bereitet.

14. Quasimodo. Ein Roman in Versen von Hektor Sylvester. Leipzig, Rust. 1885. 8. 3 M.

Die Bezeichnung „Roman in Versen" macht vorweg den Eindruck eines innern Widerspruchs, und beim Lesen des Buchs befestigt sich die Ueberzeugung, daß derartige Experimente in der That fehlschlagen müssen. „Quasimodo" ist kein Roman, sondern eine Erzählung, zur Noth könnte sie als Novelle gelten; um aber als vollgültige Versdichtung zu erscheinen, ist sie wieder zu wenig sorgfältig in der Form. Das gewählte Versmaß (Trochäen) wäre allerdings für diese epische Dichtung passend, schließlich könnte man ja auch darüber hinwegsehen, daß öfter das Versmaß wechselt; aber die Verse sind mit wenigen Ausnahmen nichts anderes als glatte Prosa, und der Verfasser hätte vieles treffender und kürzer ausdrücken können, wenn er auf die Versificirung verzichtet hätte. Die Fabel dreht sich um die Liebe zwischen einem Freiherrn und einer Künstlerin, die durch eine Intrigue getrennt werden; für die dürftige

Handlung wird man keineswegs durch Originalität der Persönlichkeiten oder feine psychologische Schilderungen entschädigt. Das Ganze ist ziemlich platt, und wegen der wenigen geistreichen Stellen verlohnt es sich nicht der Mühe, das Buch zu lesen, dessen Titel von dem — Papagai der Heldin herstammt. Johannes Emmer.

Neue deutsche Dramen und Lustspiele.

Eine ziemlich bunte Reihe dramatischer Dichtungen ist es, die mir diesmal zur Besprechung vorliegt, aber nur weniges darunter erhebt sich über das Niveau der Mittelmäßigkeit, nur etwa Bulthaupt's „Gerold Wendel" athmet echtes Talent.

Ein harmloser Scherz mag den Reigen eröffnen:

1. Die Schulreiterin. Lustspiel in einem Act von Emil Pohl. Berlin, Lassar. 1885. 8. 2 M.

Eine halbe Stunde mit leichter lustiger Unterhaltung auszufüllen, dürfte wol der Hauptzweck dieses kleinen Werks sein, das wie alles Dramatische von Emil Pohl bühnengerecht und bühnenwirksam ist, obgleich ihm eine gute Dosis geistiger Würze fehlt.

Das Gleiche gilt von:

2. Frauenhaar. Plauderei in einem Aufzuge von A. W. Tietz. Prag, Dominicus. 1884. 8. 60 Pf.

Die Bezeichnung Plauderei soll oft die Schwächen eines Stückes decken: so auch hier. Ein altes abgenutztes Motiv wird in einer keineswegs neuen Weise und obendrein ziemlich langathmig variirt. Mehr Witz und pikant gewürzter eleganter Dialog würden diese Plauderei angenehmer und bühnenwirksamer machen.

Als Lückenbüßer zu verwenden ist:

3. Das rosafarbene Billet. Lustspiel in einem Act, frei nach A. Cornelius von Christian Beydemüller. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 1885. 8. 1 M.

Seitdem im allgemeinen den Lustspielen die Poesie abhanden gekommen ist, die Ingredienz, welche auch das einfachste Motiv genußfähig macht, seitdem befindet sich die Mehrzahl unserer modernen nüchternen Lustspielfabrikanten auf einer fortwährenden Hetzjagd nach neuen seltsamen Situationen und Motiven, gleichviel ob sie möglich sind oder nicht, wenn sie nur momentan überraschen oder verblüffen. Eine geistlose flüchtige Diction, mit albernen Kalauern gespickt, um das Zwerchfell gewaltsam zu kitzeln, ist fast in allen diesen Werken zu finden. Auch „Das rosafarbene Billet" macht davon keine Ausnahme.

Ein in seiner Art originelles scenisches Machwerk sind:

4. Die Heuchler. Lustspiel in drei Acten von Richard Heinzelmann. Berlin, Lassar. 1885. 8. 1 M. 50 Pf.

Ziel und Absicht dieses confusen dramatischen Werks sind unlösbare Räthselaufgaben, die große Ansprüche an die Geduld und Langmuth des Lesers erheben. Die Möglichkeit der Aufführung dieses Lustspiels einmal angenommen, und das Reich der Möglichkeiten ist ja grenzenlos, so möchte ich wol die Empfindungen des Publikums kennen lernen, dem dieser Genuß zutheil wurde. Es würde nicht blos ein Mühlrad im Kopf herumgehen hören, sondern ein halbes Dutzend im tollsten Wirrwarr. Und das wird hochtönend als der fünfte Band der dramatischen Werke Heinzelmann's veröffentlicht.

Es ist ein großer Sprung von dem Dichter Heinzelmann zu:

5. Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Komödien des Freiherrn Ludwig von Holberg. In der ältesten deutschen Uebersetzung mit Einleitungen und Anmerkungen neu herausgegeben von Julius Hoffory und Paul Schlenther. Erste Lieferung. Berlin, Reimer. 1885. Gr. 8. 1 M.

Da die kritischen Acten über Holberg längst abgeschlossen sind, so bleibt uns nur der Ausdruck der Freude über das Unternehmen dieser neuen Herausgabe und deren Empfehlung an alle Freunde eines kerngesunden Humors übrig.

Eine Gelegenheitsdichtung im engsten Sinne des Wortes ist:

6. Die Brautfahrt. Dramatisches Festgedicht von Fr. Helbig. Gera, Burow. 1884. 8. 50 Pf.

Das Festspiel wurde zur Vermählungsfeier des Erbprinzen Reuß j. L. mit der Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg gedichtet und auf dem Hoftheater zu Gera aufgeführt. Sofern nicht eine große poetische Begabung daraus spricht oder der Stempel des Dichtergenies ihnen aufgeprägt ist, und beides wagen wir von diesem Festgedicht nicht zu behaupten, haben derartige Dichtungen nur ein locales Interesse und vergehen in der Regel mit dem Tage, zu dessen Verzierung sie gedichtet sind. Das ist alles, was sich darüber sagen läßt.

Auf gleicher Werthstufe steht:

7. Gedichte von Valentin Rausch. Frankfurt a. M., Keller. 1884. 8. 1 M.

Den Hauptinhalt des bescheidenen Büchleins bilden zwei Festspiele von specifisch localem Charakter, ohne das geringste allgemeine Interesse; ihnen ist eine kleine Anzahl Gedichte angehängt, deren einige von warmer Empfindung und poetischer Begabung zeugen, von denen aber keins sich über das Niveau der Mittelmäßigkeit erhebt.

Großes theatralisches Geschick und dramatisches Talent bekundet:

8. Helene. Schauspiel in vier Acten. Von M. Paar. Berlin, Luckhardt.

Das allerdings schon stark verbrauchte Motiv einer ge-

trennten Ehe, der von vornherein die nöthige Uebereinstimmung der Herzen und die Harmonie der Seelen fehlte, muthet uns wie ein alter Bekannter an. Der Verfasser hat es jedoch verstanden, daraus ein immerhin fesselndes und sogar bis zu einem gewissen Grade interessantes Schauspiel zu formen. Man ist freilich versucht, zu fragen: warum Warbeck Vater bei seinem vorgerückten Alter und den eigenthümlichen Charaktereigenschaften, die wenig geeignet sind, Sympathie zu erwecken, eine junge Dame heirathet, die er nicht genau kennt; noch sonderbarer aber muthet es uns an, daß die ideal veranlagte feinfühlende Helene einem Manne die Hand gegeben ohne Neigung und zwingende Gründe und ohne seine Charaktereigenschaften, die eine Trennung nach sich ziehen mußten, auch nur annähernd zu kennen. Daß Warbeck Sohn die vernünftige Proposition des Vaters nicht gleich annimmt, um sich mit Ehren aus der Schuldenaffaire zu ziehen, sondern sich lieber erschießen will, als seine Wechsel bezahlen, geschieht doch lediglich nur, um Helenen Gelegenheit zu einer opfervollen schönen That zu geben; schließlich kommt Warbeck Sohn dem Verlangen des Vaters ja doch nach, und das von Helenen gebrachte Opfer vermittelt nur ihre Neigung zu dem Grafen Schönburg. Auch kann die Liebe zur Kunst ihr nicht allzu tief im Herzen sitzen, da dieselbe der Neigung zu dem Grafen Schönburg weichen muß, dem sie die Hand zum Bunde für das Leben reicht, während Warbeck Vater am Schluß eine ziemlich klägliche Rolle spielt.

Das Drama sprengt an keiner Stelle den engen Rahmen conventioneller Gesellschaftsformen, keine der handelnden Personen nimmt den Anlauf zu einer That, die erschütternd wirkte, das Ganze verläuft vielmehr sauber und glatt, aber es ist ein scenisch gut gearbeitetes bühnenwirksames Schauspiel, das ganz der Geschmacksrichtung des modernen Publikums entspricht, wenn es auch keine Zukunft haben dürfte. Die Diction ist elegant und nicht ohne Geist.

Fast noch größeres dramatisches Talent bekundet:

9. Verirrungen. Schauspiel in fünf Acten von Joseph Trieb. (M. Paar.) Berlin.

Eine deutsche Sittenkomödie im besten Sinne des Wortes. Das diesem Schauspiel zu Grunde liegende Motiv ist schwach, denn es fehlt ein klarer Conflict von größerer Tragweite, vielmehr ist es nur die unüberlegte und unbedachte Handlung einer jungen lebenslustigen Frau, aus welcher der Dichter das Gewicht schwerer Schuld zu bilden versucht hat. Der erste Act ist als Vorspiel zu betrachten; daß zehn Jahre zwischen dem ersten und den folgenden Acten liegen, worin die Haupthandlung verläuft, ist eine zu große Kluft für eine geschlossene dramatische Handlung, die nur dadurch überbrückt werden kann, wenn der erste Act als Vorspiel gilt. Der Verfasser hat das schwache Motiv sittlich vertieft und so eine interessante spannende Handlung auf demselben aufgebaut, die sich mit warmer geistvoller Diction abspielt. Nur der Schluß erregt einiges Bedenken. Einem Manne wie Robert, der, ohne zu überlegen und zu prüfen, seine Frau des schwersten ehelichen Vergehens schuldig hält, sie sogar wiederholt verurtheilt und von sich stößt, schließlich zu glauben, daß er dies für alle Zukunft nicht mehr thun werde, fällt uns schwer. Ebenso wenig glauben wir, daß der Egoist Egon, dem die moralische Grundlage fehlt, seine Absicht auf Käthe für immer aufgegeben habe. Das arme Mädchen wird ohne jede Verschuldung am schwersten getroffen und nimmt unser ganzes Mitleid in Anspruch. Trotzdem ist jedoch das Schauspiel eine gute dramatische Arbeit und wohl würdig, dem Repertoire der deutschen Bühne einverleibt zu werden.

Eine in ihrer Art auch originell zu nennende dramatische Dichtung ist:

10. Die Herzoge zu Bayern-München. Dramatischer Versuch in fünf Aufzügen von H. S. Berlin, Ißleib. 1885. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Es ist die traurig verarbeitete hochtragische Geschichte der unglücklichen Agnes Bernauer, die leider auch diese dilettantische Behandlung noch ertragen mußte. In dem kurzen Vorwort zu seinem dramatischen Versuch schreibt der Verfasser: das Werk habe fünfundzwanzig Jahre im Pulte geruht, ehe er es an die Oeffentlichkeit brachte. Jedenfalls wäre es für Publikum und Verfasser vortheilhafter gewesen, wenn er dasselbe überhaupt darin hätte liegen lassen. Dieser dramatische Versuch macht den Eindruck einer rohen Skizze, welche Dilettantenhand weder zu gestalten noch auszuführen vermochte. Einzelne Scenen sind zwar von großer dramatischer Wirksamkeit, doch fällt dies Lob lediglich dem hochdramatischen Stoffe zu. Im großen und ganzen empfängt man den Eindruck, als ob das Stück für ein Marionettentheater oder als erläuternder Text zu einer Reihe von Bildern verfaßt worden sei. Die Dichtung ist ein ungelenkes Stammeln ohne jede Spur rhythmischen Wohlklanges; eine kurze Probe mag dies bezeugen:

Von dieses Tages Schimmer nehm' ich Abschied, ach!
Vom treuen Gatten, von der Jugend Freuden, ach!
Ihr heiligen Schmerzen und ihr Mutterfreuden gar, lebt wohl!
Du Gattenlust, im Strom der Thränen noch
Ein letztes, allerletztes Lebewohl.
Leb wohl, du Vater- und du Mutterhaus, leb wohl!
Ihr flügelvollen Jugendtage, lebet wohl!
O frohe Burg, wo ich des ersten Gattenglücks genoß, leb wohl!
Auf mich herab ruf' ich der Schreckensgeister
Dunkeln Spruch, auf die Vermessne mich; den
Freudevollen Gatten schont, leb wohl!

Das wird genügen. Daß dieser dramatische Versuch fünfundzwanzig Jahre im Pulte des Verfassers lag, hat ihn nicht reifer gemacht, und mit einem mislungenen Versuch noch nachträglich wie mit einer Großthat vor das Publikum zu treten, ist mindestens ein gewagtes Unternehmen. Von einer Bühnenaufführung sehen wir gänzlich ab.

Einen vergeblichen Versuch mehr, den gewaltigen Demetrius-Torso Schiller's zu ergänzen, bietet:

11. Demetrius. Trauerspiel in fünf Aufzügen als freie Vollendung des gleichlautenden Schiller'schen Fragments von Heinrich von Zimmermann. Prag.

Diese Vollendung des Schiller'schen Fragments ist keine gelungene zu nennen, wenn wir auch den guten Willen und die redliche Absicht des Verfassers anerkennen; aber damit ist es nicht allein gethan, dazu gehören noch einige Eigenschaften, die erst das Wesen des Dichters ausmachen. Die Handlung des Dramas ist zwar lebhaft und bewegt, stellenweise sogar effectvoll; aber es fehlt ihr der geschlossene Fortgang, und vor allen Dingen gehört zur Vollendung eines Schiller'schen Fragments von so hoher Bedeutung wie Demetrius auch ein wenig Schiller'sches Dichtergenie, und das läßt uns leider Zimmermann gänzlich vermissen. Deshalb enthalten wir uns jeden Vergleichs der Schiller'schen und Zimmermann'schen Dichtung und zollen nur der Mühe, die sich der letztere gegeben, Anerkennung, ja wir glauben sogar an die Bühnenwirksamkeit seines Trauerspiels, aber eine Vollendung des Schiller'schen „Demetrius" vermögen wir mit dem besten Willen nicht darin zu erblicken.

Wieder eins jener dramatischen Werke mehr, die keine feste Heimstätte auf der Bühne finden, ist:

12. Corfiz Ulfeld. Trauerspiel von W. Anhaeuser. Trier, Lintz. 1884. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Die Arbeit zeugt zwar von Talent, doch ist die Handlung stellenweise zu verwickelt, mangelhaft motivirt und ins Breite laufend. Die Fabel gehört zu jenen, die nur ein sehr bedingtes locales Interesse erregen, und die Geschichtsperiode, der sie entnommen, ist eine sehr unerquickliche. Die Tugend unterliegt schließlich und das zu grell gemalte Laster triumphirt; das ist zwar nichts Neues, aber unser ästhetisches Empfinden fühlt sich verletzt, denn wir gewinnen dabei nicht das Gefühl der moralischen Erhebung durch die Wiederherstellung der gestörten sittlichen Weltordnung — und gerade das halten wir für den größten Fehler dieses Trauerspiels.

Ein ebenso von großer dichterischer Begabung wie von Beruf für das Drama zeugendes Werk ist:

13. Gerold Wendel. Trauerspiel in fünf Acten von Heinrich Bulthaupt. Oldenburg, Schulze. 1885. Gr. 8. 2 M.

Die Geschichtsperiode des Bauernkriegs bietet eine reiche Fülle hochtragischer Motive, aber der Mehrzahl derselben haftet die Tendenz an, und sie ist nicht abzuweisen, weil ja der ganze Bauernkrieg eine verfrühte und irrige Auffassung einer hohen sittlichen Tendenz war, mit hervorgerufen durch die große reformatorische Bewegung jener Zeit. Der Vorwurf der Tendenzmacherei ist deshalb unberechtigt, bei den Dramen, deren Motive jener Zeit entnommen sind, aber gleichwol läßt er dieselben nicht recht heimisch auf der Bühne werden. Auch „Georg Wendel" dürfte dies Schicksal theilen, obgleich das Drama bühnengerecht und bühnenwirksam und dabei hochpoetisch ist. Bei allen seinen sonstigen großen Vorzügen hat das Trauerspiel den Fehler, zwei Helden zu besitzen, die das Interesse des Publikums zersplittern und dadurch verringern. Zwei sittlich gleichwerthige Brüder, Georg Wendel und Balder, beide mit edeln Neigungen und hervorragenden Charaktereigenschaften, nehmen den Mittelgrund des Trauerspiels ein und fesseln die Aufmerksamkeit des Publikums fast ausschließlich auf sich, theilen sie aber unter sich, was die einheitliche Wirkung beeinträchtigt. Das ist beklagenswerth, denn das Werk enthält eine Fülle hochdramatischer Situationen, die Charakterzeichnung ist durchweg gelungen und die Diction schön und schwungvoll, von echtem Dichterfeuer durchlodert.

Das Trauerspiel verdient eine bleibende Stätte auf der deutschen Bühne, denn es überragt an dramatischer Gestaltungskraft und dichterischem Gehalt Dutzende jener werthlosen modernen dramatischen Werke, die leider jetzt fast die gesammten Bühnen beherrschen. Karl Nissel.

Zur Alterthumskunde.

Das Kunstgewerbe im Alterthum von H. Blümner. In zwei Abtheilungen. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, Freytag. 1885. 8. 2 M.

Professor Blümner, der gelehrte Verfasser der „Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern", hat nun im Verein mit O. von Schorn seine Studien über diesen Gegenstand auch zu einer populären Darstellung verarbeitet, welche sich dem Rahmen von „Das Wissen der Gegenwart" als Band 32 einfügt. Nicht weniger als 143 in den Text gedruckte Abbildungen (allerdings von verschiedener Qualität) sollen dem Leser das Verständniß erleichtern, und es ist keine Frage: nicht blos der „Gebildete", sondern auch der Gelehrte bedarf zum Verständniß der bildlichen Unterstützung. Es läßt sich auch von vornherein denken, daß eine auf solche Weise verbrämte und illustrirte Darstellung ein Contingent neugieriger Leser finden werde, die gern einen Blick thun in das Innere der Häuser und in den Comfort des antiken Lebens. Für solche freilich, deren berufliche Praxis sie auf dieses Gebiet hinweist, ist das Buch nicht geschrieben; es würde für sie zu viel und zu wenig enthalten, dort, was den Text, hier, was die Illustrationen (ihrer Qualität nach) betrifft; was dagegen jene „wissenschaftliche" Neugier Gebildeter anbelangt, so kann man nichts dagegen einwenden, das Gelüst ist wenigstens nicht ungesund; selbst wenn es einen Beigeschmack von Leckerhaftigkeit hat, kann es seinem Besitzer nichts schaden. So mag sich denn, wer für schönes geschmackvolles Mobiliar schwärmt, in diese

allerliebsten graciösen Sachen und Sächelchen vertiefen, die da unter dem Titel „Mobiliar und Geräthe" figuriren, und deren Typen größtentheils die Todtenstadt Pompeji geliefert hat; wer gern mit Roß und Wagen umgeht, mag sich ein Vorbild entnehmen, wie man das Schöne mit dem Zweckmäßigen verbinden kann; der Liebhaber des Mars mag sich, hier allerdings ohne den Nebengedanken der Nachahmungswürdigkeit, einen Einblick verschaffen in einen antiken „Rittersaal"; wer seine Freude hat an schmucken Trinkgefäßen und dem Comfort, der die Gaben des Dionysos (Bacchus) verschönert und genußreicher macht, wird gleichfalls Befriedigung aus den betreffenden Kapiteln schöpfen. Ja, auch die geschäftige Hausfrau findet in dem Buche Stoff zum Nachdenken und zum Vergleichen, wenn ihre Küchengeschäfte ihr Zeit dazu übriglassen; blos eins wird sie schmerzlich vermissen (und der Referent eigentlich auch), eins, was doch ebenso nöthig ist in der Haushaltung wie die Küche: die Textilindustrie! Nahrung und Kleidung. Warum fehlt die letztere, resp. das Kapitel darüber? Sie gehört doch auch zum Kunstgewerbe! Daß wir nur wenige Reste davon besitzen, ist freilich so wahr als natürlich: die zarten Stoffe, gegenüber jenen massigen und wetterfesten aus Stein und Metall, tragen die Last der Jahrtausende nicht. Aber wir wissen doch auch etwas von ihnen und ihrer Fabrikation. Der gebildete Leser wird — willkürlich oder unwillkürlich — bei jedem Kapitel vergleichende Technologie treiben, d. h. er wird sich fragen, in welchen Stücken wir, d. h. die Jetztzeit, vor den Alten im Vortheil, in welchen wir hinter ihnen zurück sind, und wird Beispiele für beides finden. Er wird mit Genugthuung auf unsern großen Fortschritt in der Beleuchtung blicken, nicht zwar was die Träger des Lichts, Lampe und Candelaber u. s. w., betrifft, denn hierin sind die antiken Formen den unserigen entschieden überlegen, wohl aber was sich auf die Einrichtung bezieht (insonderheit Anwendung des Glascylinders, wodurch die ganze Beleuchtungfrage sofort in ein radical verschiedenartiges Stadium eingetreten ist); dann aber wird er wieder die Alten beneiden um ihren Sinn für Reinlichkeit und Gesundheitspflege, wenn er unser Bausystem mit dem ihrigen vergleicht, wo selbst die ärmlichste Hauseinrichtung ein Badezimmer aufweist, während heutzutage der Reiche zwar sich diesen „Luxus" gönnt (wenn er es wirklich thut!), der Mittelstand aber und gar das Proletariat die „schönen Sommertage" abwartet, „wann lau die Lüfte wehen". Andere Vergleiche anzustellen, müssen wir dem Leser des Buchs überlassen.

J. Mähly.

Poetische Uebersetzungen.

Gedichte von Alexander Petöfi. Aus dem Ungarischen von Ladislaus Neugebauer. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1885. 12. 4 M.

Die erste Auflage erschien 1877. Friedrich Bodenstedt und Moritz Jókai schrieben ihr warme Empfehlungsbriefe. Beide Schreiben sind auch der neuen Auflage vorgedruckt worden. Der Uebersetzer selbst dankt in einem kurzen Vorwort dem Hofschauspieler Joseph Lewinsky für die auch durch ihn dem Buche gewordene Empfehlung, indem der berühmte Vorleser gerade Neugebauer's Petöfi-Uebersetzung in sein Programm aufnahm. Sie liest sich in der That besser als die mir anderweitig bekannt gewordenen Verdeutschungen des ungarischen Dichters, und einige der Gedichte könnten wol gar für deutsche Originale gelten. Es braucht dabei nicht untersucht zu werden, ob die vielen Nummern, in denen von je vier Zeilen immer nur zwei einen Reim haben, sich auf eine gleiche Reimökonomie des Originals berufen können. Das peinliche Festhalten des Metrums und des Reims einer Originaldichtung seitens des Uebersetzers zwingt ihn ausnahmslos zu Verzichten auf dem Gebiete der Stimmung und der sonstigen wesentlichen Eigenschaften des Originals, und wir haben nie Ursache, ihm um solchen Preis für das, was er in Reimen zu Stande brachte, Dank zu sagen. Als einen Mangel wird wol auch bei dieser zweiten Auflage das Fehlen einer biographischen Skizze Petöfi's empfunden werden. Gerade weil sie sehr kurz ausfallen dürfte, hätte sie nicht fortgelassen werden sollen. Einigen Aufschluß über das kurze Erdendasein des Dichters finden die Leser aber wenigstens in dem erläuternden Nachtrag.

Petöfi ist in der Neujahrsnacht von 1822 auf 1823 als der Sohn eines wackern Bauers und Landfleischers zu Klein-Kőrösch im pester Comitat geboren. Er besuchte verschiedene Schulen, auch diejenige zu Schemnitz, hielt es aber auf der Schulbank nirgends lange aus und betrat im Alter von siebzehn Jahren in Pest die Bühne — freilich nur als Statist. Dann schweifte er unstet im Lande umher und ließ sich endlich, aus Scheu vor dem in Oedenburg sich ihm öffnenden Lyceum, als Soldat in einem Infanterieregiment anwerben: eine kurze Episode, deren Gedächtniß er in dem Gedicht „Verfehlter Beruf" in folgenden ironischen Versen feierte:

Aus dem Fenster meines Stübchens
Lug' ich aus,
Auf und ab die Wache geht am
Schilderhaus.
An dem „Bretermantel" schreitet
Sie vorbei,
Majestätisch, als ob sie der
König sei.

Ich auch promenirte einstens
So wie der,

Denn auch ich war so 'ne Art von
Militär;
Und vor schwarz- und gelbgestreiften
Pfählen ließ
Blitzen ich den fürchterlichen
Flintenspieß.

Doch der Himmel strafte mich auch
Fürchterlich,
Weil ich dieses Heldenleben
Ließ im Stich:
Denn ich bin, ach, nur ein Dichter
Nunzumal,
Dorten wär' ich gar schon heute —
Corporal!

Von seinen im Laufe der Zeit auf verschiedenen Wegen in die Oeffentlichkeit gedrungenen Gedichten entsprachen übrigens die politischen so sehr der damaligen tiefen Erregung des Magyarenthums, daß er nicht lange als deren Verfasser unbeachtet bleiben konnte, und in seinem „Abschied vom Jahre 1844" redet der Zweiundzwanzigjährige denn auch schon vom Strahlenkranze des Ruhmes, den ihm das zu Ende gehende Jahr gebracht habe:

Mir in das Haupt, erfüllt von hohen Plänen,
Hast reich die Saat du der Ideen gestreut,
Ich aber darf, beglückt, mit stolzem Wähnen,
So voll gediehn die Früchte schauen heut';
Der Stern des Ruhms, er sandte von den Höhen
Den Strahlenkranz mir zu für all mein Mühn —
Und dennoch schreib' ich nimmer dich dahin,
Wo all die Jahre meines Glückes stehen!

Sehr jung, noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, hat der Dichter dann geheirathet und sich, wie er glaubte, des ziellosen Umherziehens müde, an der Seite einer ihm innig zugethanen Landsmännin zu mußevollem Ehe- und Dichter-Stilleben eingesponnen. Aber wie hätte er, der das ungarische Volk lauter als irgendein anderer zum Abschütteln „des Tyrannenjochs" aufgerufen, wie hätte er daheim bleiben können, nun draußen die blutige Saat zu keimen begann? Er hatte einst vom Himmel erfleht:

Wenn es Gott gefiele, mir zu sagen:
„Wähl' mein Sohn! ich will dir zugestehn
Solchen Tod, wie du ihn selbst dir wünschest",
Würd' ich das von meinem Gott erflehn:

Herbst sei's — Herbst, voll mildverklärter Ruhe,
Gelbes Laub, beglänzt vom Sonnenschein,
Und im Laub stimm an sein letztes Liedchen,
Ein vom Lenz vergessnes Vögelein.

Und so wie der Tod mit leisen Schwingen
Unbemerkt die Herbstnatur ereilt:
Also mög' auch mich er überkommen,
Sichtbar erst, wenn er ganz nahe weilt.

Dann, dem Lied des Vögleins gleich im Laube,
Zaubervoll mein Schwanensang erkling',
Daß hinab es in die Herzenstiefe
Und empor zur Himmelhöhe dring'.

Und ist dann mein Zaubersang verklungen:
Schließe mir ein Kuß die Lippen zu,
Dein Kuß sei's, du schönes blondes Mädchen,
Holdestes der Erdenwesen du!

Wollte Gott dies aber nicht gewähren,
Bät' ich ihn, daß Lenz es möge sein:
Schlachtenlenz, wo Rosen — blut'ge Rosen,
An der Brust von Männern reich gedeihn.

Und es sing' der Schlachten Filomele,
Die Drommet', entfachend Kampfeslust,
Dort sei ich, und eine Todesblume,
Blutigroth, entquell' auch meiner Brust.

Wenn herab ich dann vom Rosse sinke:
Schließe mir ein Kuß die Lippen zu,
Dein Kuß sei's, du schöne heil'ge Freiheit,
Holdestes der Himmelswesen du!

Nun, es rief ihn der Schlachten Filomele in der That in den Kampf hinaus:

Kaum hat's getagt, bricht schon die Nacht herein,
Kaum naht' ich mich, muß ich schon wieder fliehn;
Ich habe dich noch eben kaum begrüßt,
Und muß schon fort auf lange von dir ziehn.
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit dir,
Mein Lieb, mein Herz, du meines Lebens Zier!

Das Schwert ergriff ich statt des Lautenspiels,
Ein Dichter war ich, nun bin ich Soldat;
Und statt des goldnen Sternenstrahls erhellt
Des Mondlichts blut'ger Schimmer meinen Pfad.
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit dir,
Mein Lieb, mein Herz, du meines Lebens Zier!

Nicht Ruhmbegierde lockt mich von dir weg ...
Dem Lorber blieb auf meinem Haupt ja mehr
Kein Raum vor all den Rosen meines Glücks,
Und diese geb' ich nimmer für ihn her.
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit dir,
Mein Lieb, mein Herz, du meines Lebens Zier!

Nicht Ruhmbegierde lockt mich von dir weg ...
Du weißt es ja: die starb mir längst schon aus:
Dem Vaterland weih' ich mich, muß es sein,
Fürs Vaterland kämpf' ich den blut'gen Strauß.
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit dir,
Mein Lieb, mein Herz, du meines Lebens Zier!

Petöfi ist nicht in die Arme seiner Gattin zurückgekehrt. Im Jahre 1848 war er in die Reihen der gegen Oesterreich Aufgestandenen eingetreten. Er avancirte auch bald zum Hauptmann im 27. Honvédbataillon und stieß im Januar 1849 zu Bem nach Siebenbürgen, der ihm bei Mühlbach eigenhändig die Tapferkeitsmedaille an die Brust heftete. In der Schlacht bei Schäßburg, am Abend des 31. Juli 1849, ward Petöfi zum letzten mal gesehen. Sein Leichnam konnte nicht aufgefunden werden. Ungarn wollte bis in die neueste Zeit an den Tod seines Abgottes nicht glauben. „Legendenartig tauchte einige mal die Kunde seines Wiedererscheinens auf", sagt der Uebersetzer. Es liegt außer aller Wahrscheinlichkeit, daß Petöfi, selbst wenn er sich gleich Bem und so vielen andern Honvéds nach der Türkei gerettet hätte, nicht längst wieder in Ungarn aufgetaucht wäre. Alles mußte ihn dahin zurückziehen, die Sehnsucht nach seinem Weibe, nach seinem Vaterlande, nach seinem Volke. Was versteht der Dichter unter seinem Heimatland? Petöfi ist unzweifelhaft nicht mehr unter den Lebenden. Sein dichterisches Dasein liegt abgeschlossen

vor uns. Es wäre Vermessenheit, zu sagen, daß seine Entwickelungsfähigkeit überhaupt an ihre Grenzen gelangt war. Vielleicht hätte der Herbst, dessen Klarheit und Ruhe er nicht nur in den obigen Versen verherrlicht hat, nein, den er überhaupt liebte und feierte, vielleicht hätte der Herbst seines vorzeitig auf die Sommerhöhe gelangten Lebens noch die großen Erwartungen erfüllt, mit welchen jeder rasche und wohlverdiente poetische Erfolg die Zeitgenossen zu erfüllen pflegt. Doch auch für eine entgegengesetzte Annahme läßt sich vieles anführen, und wie der Sangeslorber unsers Theodor Körner nicht zu trennen ist von dem Lorber, den ihm sein Heldentod für Deutschlands Befreiung eintrug, so dürfen sich auch die Ungarn sagen, daß Petöfi, um im Gedächtniß seines Volks fortzuleben, sein junges Erdendasein nicht schöner beschließen konnte.

Robert Waldmüller.

Medicinische Schriften.

1. Eine Flucht nach Paris und die Irrthümer des modernen Frugalismus von Hermann Eichborn. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1885. Gr. 8. 75 Pf.
2. Volksmedicin. Vortrag gehalten im Deutschen Gesellig-wissenschaftlichen Verein von Neuyork von A. Jacobi. 1885.
3. Die Lungengymnastik. Eine Anleitung zur diätetischen Pflege und gymnastischen Ausbildung der Athmungsorgane von Th. Huperz. Neuwied, Heuser. 1885. Gr. 8. 2 M.

Drei Büchelchen, welche das Gemeinsame haben, daß sie, wie man sagt, populär sind und medicinische Gegenstände behandeln, wenn auch H. Eichborn's Schrift: „Eine Flucht nach Paris und die Irrthümer des modernen Frugalismus" (Nr. 1) der Hauptabsicht nach ein theologisch-ethisches Problem im Auge hat. Man hat ja auf gewisser Seite (wie z. B. Baltzer) den Vegetarianismus als ein solches aufgefaßt. Der Verfasser kommt zu dem Resultat: „Nicht das Nichtfleischessen und was noch drum- und dranhängt, Einfachheit, Mäßigkeit und Gesundheit des Lebens macht allein die Menschen gut und tugendhaft, edel und weise ... Glück und Lebensharmonie, Tugend und Menschlichkeit wohnen innerhalb und außerhalb der frugalistischen Kreise. Und wenn so viele, denen ein Mangel an humanem Streben nicht vorgeworfen werden kann, vom Frugalismus nichts wissen wollen, so liegt, zum großen Theil wenigstens, die Schuld an den Uebertreibungen und Irrthümern, den Thorheiten und dem unpassenden Radicalismus, womit eine große Zahl seiner Anhänger ihn der Welt vorführten." Zu Anfang findet man einige unserer Ansicht nach recht schlüpfrige Excerpte aus Kotzebue, dem „vortrefflichen und fruchtbaren Theaterdichter". Das Schriftchen ist ein Separatabdruck aus „Das neue Jahrhundert, Quartalschrift für innere Cultur", welche damit von dem Genannten als Herausgeber und Redacteur eröffnet wurde. Der Vortrag des bekannten deutsch-amerikanischen Kinderarztes A. Jacobi über „Volksmedicin" (Nr. 2) behandelt ein medicinisch-ethisches Problem, den medicinischen Volksaberglauben. Es bringt nicht geradezu Neues, beweist aber, daß in der Neuen Welt der letztere nicht weniger grassirt als in der Alten Welt, ja eher mehr als in dieser. Wendet sich das erste Schriftchen gegen den Fanatismus der „Frugalisten", so das letztere gegen den des medicinischen Volksaberglaubens bei der großen Masse überhaupt und erwartet das Heil von der Schule. Es schließt wie folgt: „Auswendig gelernte Sätze aus der Moralphilosophie kann ein gut erzogenes Kind schon entbehren, einem schlecht erzogenen sind sie ohnedies Ballast. Aber entbehren läßt sich nicht einige Kenntniß des Menschenleibes und seiner Organe und deren Lebensverrichtungen. Die Grundsätze derselben lassen sich von jedem Schulkinde so leicht erlernen wie Rechnen und Schreiben. Wichtig genug ist es, denn die Zukunft der Nation und des Menschengeschlechts hängt von der Kenntniß der Grundsätze und der Befolgung der Gesetze ab, wie in der Politik, so in der Diätetik." Hervorheben wollen wir noch die splendide Ausstattung in Satz und Papier, das auch für das Schriftchen „Die Lungengymnastik" von Th. Huperz (Nr. 3) gilt: der deutsche Geschmack ist seit den letzten Jahren in dieser Beziehung entschieden im Steigen begriffen. Was den Inhalt der „Lungengymnastik" betrifft, so enthält sie eine gute Recapitulation dessen, was Paul Niemeyer, der Schöpfer der „Atmiatrik", zuerst gelehrt hat, dann die praktischen Lehren des Zimmergymnastikers Schreber, pathologische Excurse auf das heute unvermeidliche Gebiet der Bacillenforschung, hygieinische nach Pettenkofer, physiologische über Physik und Chemie der Athmung u. s. w. Im ganzen kann man das Schriftchen dem Laien nur empfehlen; denn es behandelt sein Thema mit Sachkenntniß und mit einer selbst bei einem populären Buch wünschenswerthen, aber nicht trockenen Gründlichkeit.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Eine wirklich meisterhafte Leistung ist eine Sammlung von mehrern tausend größern und kleinen Sentenzen, welche in zweiter Auflage bei C. Brünslow in Neubrandenburg erschienen ist unter dem Titel: „Ausfliegende Worte, natürliche Kinder der geflügelten Worte. Auf der Citatenhatz angetroffen von einem alten Jäger." Das Ganze ist zunächst eine aus Scherz und Ernst gemischte Umdichtung des gesammten von Büchmann gesammelten Citatenschatzes; doch ist nicht blos die Beherrschung der Form so souverän, sondern auch besonders der Gedanken-

gehalt oft so tief und schlagend, daß der anonyme Verfasser hier eine brillante Neudichtung geliefert hat, soweit eine solche überhaupt möglich war. Man würde geradezu in Verlegenheit kommen, wenn man etwas heraussuchen wollte, was flach oder gar banal wäre: das Buch strotzt nämlich von geistvollsten Parodien. Um dem Leser hierfür den Beweis zu liefern, greifen wir in den reichen Citatenschatz blind hinein und bieten folgende Blütenlese: „Er ward nicht in Kanarien geboren, und doch klingt sein Gesang entzückend langen Ohren"; „Ueber die Todten vergißt die Rechte der Lebenden Rechte"; „Die untere Lage ist fürchterlich, und ein Mensch versuche die Blätter nicht"; „Den Mumien bricht die Nachwelt noch die Hälse"; „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo er vom Weltgeist träumt, als wär' er Faust, und freche Fragen richtet an das Schicksal"; „Ein Wühlen war's, ein Wählen nicht zu nennen"; „Was wollt ihr? Bot nicht Rom euch oft die Hand? Gewiß; doch leer; daß wir sie füllen sollten"; „Die Luxushunde werden hoch besteuert, den Lumpenhunden weiß man nicht zu steuern"; „Mag auch der Sturm des Stromes Oberfläche in Wellen rückwärts treiben, vorwärts eilt unhemmbar in der Tiefe seine Flut."

— „Urtheile über fünf Bände mit Handzeichnungen" von Leonardo da Vinci hat der Verleger Hofbuchhändler Theodor Ackermann in München als besondere Broschüre veröffentlicht. Es bestehen diese Urtheile in Berichten des bekannten, jüngstverstorbenen Kunsthistorikers Ernst Förster in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" sowie in einem diesen Berichten beistimmenden Gutachten des Directors Hefner-Alteneck. Wir können nur sagen, daß sowol die Veröffentlichung der Handzeichnungen wie die kunstgeschichtliche Besprechung derselben dem Verleger wie dem Kritiker zur hohen Ehre gereicht. Wer da weiß, welche Nüsse es da zu knacken gibt und wie ungemein leicht ein Irrthum bei der Beurtheilung von Handzeichnungen ist, der wird mit freudiger Bewunderung dem Beweisverfahren von Ernst Förster zustimmen.

— „Die Wonne des Leids" nennt Oswald Zimmermann einen umfangreichen Essay, welcher in zweiter umgearbeiteter Auflage bei Karl Reißner in Leipzig erschienen ist. Der Verfasser benutzt Ergebnisse der naturwissenschaftlichen, psychologischen, ästhetischen und literarhistorischen Forschung, um dem Problem der Verbindung von Lust und Schmerz auf wissenschaftlichem Wege näher zu kommen. Er nimmt mit E. von Hartmann eine Gleichheit von Lust und Unlust in den sinnlichen und geistigen Gefühlen an; es gibt keine Lust ohne Schmerz, und umgekehrt. Die Wonne des Leids steht höher als die bloße Lustempfindung; das Leid ist das positive Gegentheil des Wohls, nimmt jedoch im Zusammenhange des Ganzen die Stelle ein, welche die Dissonanz in der Musik hat. Die Erinnerung wie die Hoffnung haben gemischten Gefühlsinhalt. Bei Richard Wagner ist die Wonne des Leids dichterisch und musikalisch verwerthet. Das Naturschöne, besonders das des Frühlings und des Herbstes, läßt wehmüthige Wonnegefühle aufkommen. Die höchste Mischung von Lust und Leid findet sich in der Liebe. Der innigen Vereinigung zweier Liebenden ist nichts verwandter als der Tod. Wollust und Grausamkeit sind gewöhnlich miteinander verbunden. Endlich wird unsere Literatur auf ihre Ergiebigkeit für das Thema des Verfassers untersucht und die ganze Untersuchung verläuft im Sande. Was irgend geschehen konnte, um eine prickelnde Sentenz zu einem Buche anschwellen zu lassen, das ist hier geleistet; das eigentliche Resultat aber ist gleich Null, der Leser ist am Ende des Buchs so klug wie am Anfange und dankt Gott, in der trüben Flut des Pessimismus nicht ertrunken zu sein.

— In dritter verbesserter und stark vermehrter Auflage erschien das vortreffliche Reisehandbuch von H. E. von Berlepsch: „Durch die Centralschweiz über den Gotthard nach Oberitalien". Für die genannte Tour, die ja seit Eröffnung der Gotthardbahn von deutschen Italienfahrern zumeist frequentirt wird, kann man sich einen bessern, bequemern und kundigern Führer als Berlepsch in der That nicht wünschen. Er begleitet den Reisenden schon auf den verschiedenen Eintrittsrouten in die Schweiz, dann zum Bodensee, zum Vierwaldstättersee, die Gotthardbahn hinauf und hinab an den Lago-Maggiore, den Luganer-, Comer- und Gardasee, nach Mailand, Brescia, Verona, Venedig, Turin, Genua, schließlich die Riviera entlang von La Spezia bis Nizza. Besondere Rücksicht ist auch auf die Rundreisen genommen. Großer, sehr deutlicher Druck gewährt den Nutzen, die Augen zu schonen, namentlich beim Lesen im Eisenbahn-Coupé. Die in verschwenderischer Fülle gebotenen Ansichten, Panoramen, Pläne und Karten, treu nach Originalaufnahmen ausgeführt, erhöhen den Werth und die Brauchbarkeit des Buchs, das in schönem Touristeneinband nicht mehr als 5 Mark kostet.

Bibliographie.

Bartl, H., Adam und Eva oder die Verlobung im Paradies. Komisches Singspiel. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

— — Eberhard und Adelgunde oder das Trauerspiel der Dorf-Komödianten. Burleske Scene. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

— — Der Eifersüchtige im Wurstelprater. Posse mit Gesang. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

— — G'winnst-Fatalitäten oder Nudelwalker und Nudelbrett. Original-Posse. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

— — Die Leich' vor'm Sterben. Duo-Szene mit Gesang. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

— — Unter dem Messer. Komische Duoscene. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

— — Das Talent im Bodenzimmer. Duoscene mit Gesang. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

— — Ein Vater seiner Mutter. Original-Posse. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

— — Die verlorene Wette. Original-Posse. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

— — Der Wirrwarr vor'm Greißlerladen. Posse mit Gesang. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

Berg, Amon, Die Dame mit der seidenen Maske. Original-Posse. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

Bergner, R., Das Wächterhaus von Suliguli und andere Karpathengeschichten. München, Franz. 8. 3 M.

Hellen, E. v., Ursula. Novelle. Leipzig, Lehmann. 8. 2 M.

Kiessling, J., Die Dämmerungserscheinungen im Jahre 1883 und ihre physikalische Erklärung. Mit 5 Holzschnitten. Hamburg, Voss Gr. 8. 1 M.

Knoop, O., Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern. Posen, Jolowicz. Gr. 8. 5 M.

Kohl, E., Eine Reise von Berlin zum Nordkap. Weimar, B. F. Voigt. Gr. 8. 75 Pf.

Kohler, J., Moderne Rechtsfragen bei islamitischen Juristen. Ein Beitrag zu ihrer Lösung. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 1 M.

Der französisch-deutsche Krieg (die Sachsen vor Paris) 1870—1871. Notizen und Erinnerungen eines katholischen Priesters aus der Umgegend vor Paris. Einzige autorisirte Uebersetzung. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 1 M.

Lauer, M., Entwickelung und Gestaltung des belgischen Volksschulwesens seit 1842. Berlin, Th. Hofmann. Gr. 8. 3 M.

— — Entwickelung und Gestaltung des niederländischen Volksschulwesens seit 1857. Berlin, Th. Hofmann. Gr. 8. 4 M.

Marvin, C., Die russische Annexion von Merw. Ihre Bedeutung und nächsten Folgen. Deutsche autorisirte Uebersetzung, nebst einer kurzen Einleitung über die central-asiatische Frage von M. v. Lahdow. Entfernung der russischen Vorposten von Herat 140 englischen Meilen. Entfernung der englischen Vorposten von Herat 514 englische Meilen. Wer hält also den „Schlüssel von Indien"? Odessa, Verlag des Russischen Merkur. 8. 2 M.

Märzroth, Alt-Wien. Bilder und Geschichten. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Nasse, E., F. C. Dahlmann. Rede. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Planck, K. C., Halbes und ganzes Recht. Mit einer Einleitung von A. Gubitz. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 M.

Das Recht der Frau. Das Vermächtniß einer Unglücklichen an ihre Mitschwestern. Gedanken und Vorschläge aus dem Nachlaß einer Verstorbenen. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schneider, A., Der Schutz des musikalischen Kunstwerks in der Schweiz. Zürich, Gebr. Hug. Gr. 8. 40 Pf.

Sher, W., Aufzeichnungen eines Verlorenen. Leipzig, Lehmann. 8. 2 M.

Das Trauerspiel im Kochbuch oder Poesie und Prosa. Duo-Posse. Wien, Neidl. 8. 40 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 179 bis 185.

Der Vertrag von Tien-Tsin zwischen Japan und China vom 19. April. (I/II.) — Aussichten für Elsaß-Lothringen. — Die Zukunft der Verfassungspartei in Oesterreich. — Zur zweiten Lesung des französischen Recrutirungsgesetzes. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Emile de Laveleye zur Währungsfrage.

Kunstgeschichtliche Literatur. Von W. Lübke. — Die Antwerpener Weltausstellung. (VI.) — Die Festtage der Société de statistique in Paris und der Statistical society in London. (V/VI.) — Die Philosophie der Mystik. (I/II.) — Ungarische Bildhauer. — Die Abstammung der Rumänen. Von Dr. C. Schuchhardt. — Ein Fest der Deutschen in Mähren. — Sommerbriefe aus Oesterreich. (II.) — Die internationale Ausstellung von Arbeiten aus edlen Metallen und Legirungen in Nürnberg 1885. Von J. Stockbauer. (II.) — Socialpolitik und Socialethik. (IX.) — Die Sprache der deutschen Lothringer. Von Dr. Follmann. — H. Brunn: Ueber die kunstgeschichtliche Stellung der pergamenischen Gigantomachie. Von Dr. P. Weizsäcker. — Ein Tag im Pinzgau. Von L. Steub. — Ueber den Zweck und die Anlage von Fischwegen. — Ueber elektrische Städtebeleuchtung.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. — Geschäftliche Jahresberichte: Eisenwerkgesellschaft Maximilianshütte. Leipziger Handelskammer. Gotthardbahn. Schweizerische Nordostbahn-Gesellschaft. Württembergisches Exportmusterlager. Württembergische Leinenindustrie, Blaubeuren.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch von

Friedrich Bodenstedt.

Dreizehnte Auflage. 8. Elegant geb. 6 M.

Prachtausgabe. 4. Geb. in Leinwand 12 M., in Pergament 20 M.

Der Dichter selbst nennt diesen zweiten Liederstrauß des Mirza Schaffy im Prolog zu der bereits in 13. Auflage vorliegenden Sammlung:

An Duft und Glut dem ersten gleich,
Wenn auch in Farb' und Form verschieden.

In der That reiht sich der „Nachlaß“ Mirza Schaffy's vollkommen ebenbürtig dessen schon in mehr als 100 Auflagen erschienenen „Liedern des Mirza Schaffy“ an; wie diese ist er ein unerschöpflicher Quell heiterer, im anmuthigsten Gewande erscheinender Lebensweisheit.

Soeben erschien:

Nachtrag zu Othmer's Vademecum für Literaturfreunde.

Zusammenstellung der wissenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der „Schönen Literatur“ aus den Jahren 1878—1884.

Bearbeitet von

Carl, Georg und Leopold Ost.

8. VI. 368 Seiten. Preis 8 M.

Hannover. **Fr. Cruse's** Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Cours abrégé
de la
Littérature française
depuis son origine jusqu'à nos jours.

Ouvrage rédigé d'après
Bougeault, Paris, Albert, Demogeot
par
M. Asmus.

8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Eine kurzgefasste Geschichte der französischen Literatur, sowol zum Gebrauch in Schulen und Privatinstituten wie auch zum Selbstunterricht bestimmt.

Soeben erschien und wird auf Verlangen gratis und franco versandt:

Antiquarischer Katalog: **Carl von Noorden's Bibliothek.** — Geschichte Deutschlands und der frühern Reichslande, besonders im Mittelalter und 18. Jahrhundert. 5018 Nummern.

F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

TIMBUKTU.

Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan
ausgeführt im Auftrage der
Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland
in den Jahren 1879 und 1880
von
Oskar Lenz.

Zwei Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten.

8. Geh. 24 M. Geb. 27 M. 50 Pf.

Die Expedition des bekannten Afrikareisenden Dr. Lenz war von ausserordentlich günstigen Erfolgen für die geographische Kenntniss begleitet, welche allgemein das grösste Aufsehen erregten. Seine nun vorliegende Schilderung des Verlaufs der Reise sowie der von ihm durchreisten, theilweise noch unerforschten Gebiete Innerafrikas wird daher hochwillkommen sein, um so mehr, als sie in sehr ansprechender Form und mit zahlreichen Illustrationen und Karten versehen dargeboten wird.

(Mit zwei Beilagen: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig 1885, Nr. 2, und Prospect von **Th. Grieben's** Verlag [**L. Fernau**] in **Leipzig.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 23. Juli 1885.

Inhalt: Philosophische Schriften. Von Moritz Brasch. — Romane und Novellen. Von Reinhold Ortmann. — Ein neuer Band von Mommsen's „Römischer Geschichte". Von J. Mähly. — Dialektgedichte. Von Hans Minckwitz. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Philosophische Schriften.

1. Grundzüge der Metaphysik. Von Konrad Dietrich. Freiburg i. Br., Mohr. 1885. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser gehört zu den zahlreichen jüngern Kantianern, welche im wesentlichen auf dem Boden der Erkenntnißtheorie des königsbergers Denkers stehen, ohne jedoch auch andere verwandte Elemente auszuschließen. In diesem Sinne hat Konrad Dietrich bisher einige Monographien veröffentlicht, welche einzelne Seiten der Kant'schen Philosophie nach ihrem Ursprung oder in ihrem Zusammenhang mit frühern Denkern (Kant und Rousseau, Kant und Newton) beleuchten. Eine umfassendere nicht unverdienstliche Arbeit ist das zweibändige Werk Dietrich's, welches eine Art innerer Entwickelungsgeschichte der Kant'schen Philosophie darbietet und in Bezug auf einige Specialfragen auf diesem schon gar sehr abgemähten Terrain noch eine Nachlese hält.

Der vorliegende „Grundriß der Metaphysik" hat vermöge seiner gedrängten Zusammenfassung und sachlichen Behandlung des Materials offenbar den Zweck, als Leitfaden für akademische Vorlesungen zu dienen. Nur der mündliche Vortrag vermag und soll den hier in kurzen Kapiteln concentrirten Stoff soweit auflösen und erläutern, daß die Gedanken des Verfassers, die hier wie versteinert in ihren Paragraphen eingebettet ruhen, zu verständlichem Leben erwachen und Form und Farbe annehmen. Wie schon oben bemerkt, sieht Dietrich in Kant's „Kriticismus" nicht ausschließlich die alleinseligmachende Philosophie, obwol die Grundgedanken desselben auch hier überall als die Basis des metaphysischen Gebäudes sichtbar sind. Aber er citirt neben Kant ebenso oft Locke und Hume, wie Herbart und Lotze und nicht minder Fechner und Wundt, als Lange und Helmholz, ja sogar Spinoza und Hegel werden zuweilen herangezogen. Nichtsdestoweniger ist Dietrich kein principienloser Eklektiker. Seine Deductionen sind aus einem einheitlichen Princip heraus entwickelt und, soweit ich dieselben habe prüfen können, in streng logischer Folgerung gehalten. Als die Aufgabe der reinen Metaphysik bezeichnet der Verfasser die Untersuchung der allgemeinsten mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit sich jedermann aufdrängenden, d. h. der a priori gültigen Gesetze der Wirklichkeit, also der gesammten physischen und geistigen Welt. Dagegen stellt sich die angewandte Metaphysik das Ziel, einerseits als Metaphysik der Natur die Ergebnisse der reinen Metaphysik mit den Resultaten der jeweiligen Forschung der einzelnen Erfahrungswissenschaften von der Natur in Beziehung zu setzen, um eine einstimmige Totalanschauung der äußern Natur zu gewinnen, während sie als Metaphysik des Geistes die Aufgabe verfolgt, die Resultate der empirischen Geisteswissenschaften, d. h. im weitesten Sinne der Psychologie und der Gesellschaftswissenschaft, mit den Ergebnissen der reinen Metaphysik zu combiniren.

So ergibt sich eine Reihe von Gesetzen der Wirklichkeit als die Resultate und als Inhalt der reinen Metaphysik, und zwar die logischen Weltgesetze, welche einerseits als Gesetze des Seins (das Inhärenzgesetz, das Wesen des Dings, das Dasein des Dings), andererseits die Gesetze des Geschehens (das Causalgesetz, das Gesetz der Veränderung, das Gesetz der Wechselwirkung) in sich schließen. Diesen logischen Weltgesetzen gegenüber stehen dann die Gesetze des Anschauens (Zeit, Raum und Bewegung) und die Gesetze des Empfindens. Entsprechend der oben formulirten Aufgabe der angewandten Metaphysik hat dann die Metaphysik der Natur die Probleme der Materie, des mechanischen Naturzusammenhanges und der organischen Naturentwickelung zu behandeln, während die Metaphysik des Geistes ihre Untersuchung auf das eigentliche Wesen der Seele und auf die causale Gesetzmäßigkeit des Seelenlebens zu richten hat. Wie dort die Naturphilosophie, so

wurzelt hier nicht nur die eigentliche Psychologie, sondern auch die Ethik, Staats- und Gesellschaftswissenschaft. Denn in letzter Instanz ist es doch die menschliche Seele, ihre Kräfte, Strebungen und Bedürfnisse, was hier in Frage kommt. So münden alle diese Theile der praktischen Philosophie in die Seelenlehre; diese aber ist dann nur als ein Zweig am Baume der allgemeinen Metaphysik anzusehen.

Offenbar liegt weder in dieser formellen Eintheilung noch in dem in ihr eingeschlossenen Ideengehalt eine übermäßige philosophische Originalität. Nichtsdestoweniger wird der vorliegende „Grundriß der Metaphysik" manchem Jünger der Philosophie als Leitfaden willkommen sein, da in ihm die wesentlichen Punkte der neu-Kant'schen Metaphysik Berücksichtigung gefunden haben.

Eine höhere, weil mehr grundlegende Aufgabe hat sich der Verfasser des nachfolgenden auf dem neu-Kant'schen Boden stehenden, aber in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Buchs gestellt:

2. Grundlegung zur Reform der Philosophie. Vereinfachte und erweiterte Darstellung von Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft. Von Heinrich Romundt. Berlin, Nikolai. 1885. Gr. 8. 5 M.

Was zunächst in die Augen springt, ist die Stellung Romundt's innerhalb der philosophischen Bestrebungen der Zeit: auch er ist Neukantianer, und zwar einer von der strengsten Observanz. Wie gewisse strenggläubige und gelehrte Moslems, um über ihre Orthodoxie nicht den geringsten Zweifel aufkommen zu lassen, in ihren Reden und Schriften sich nur der Bildersprache des Koraus bedienen, so spricht auch Romundt nur die Sprache Kant's, obgleich dieser bei aller seiner Bedeutung als Reformator der neuern Philosophie durchaus nicht als Muster eines philosophischen Stilisten angesehen werden kann und auch unsere Sprache seit hundert Jahren an Ausdrucksfähigkeit für den speculativen Gedanken wie an Umfang, Schärfe und Feinheit der philosophischen Terminologie bedeutend gewonnen hat. Doch theilt der Verfasser diese Eigenheit mit manchen andern unserer heutigen Kantianer, wie Albrecht Krause in Hamburg und Hermann Cohen in Marburg, von denen er in dem Bestreben, nur in Kant'schem Idiom zu sprechen, womöglich noch übertroffen wird. Das ist die Sprache, in welcher in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Karl Leonhard Reinhold und der Hofrath Schütz in Jena schrieben, als sie, um für die neue Lehre Propaganda zu machen, jedes Tüpfelchen in der Redeweise des Meisters nachahmen zu müssen glaubten. Aber heute, nachdem wir vor kurzem das hundertjährige Jubiläum der „Kritik der reinen Vernunft" als den Ausgangspunkt der philosophischen Entwickelung unsers Jahrhunderts gefeiert haben! Consequenterweise müßten die Herren nun auch, um echte Kantianer zu sein, den Haarbeutel, die Kniehosen und die Schnallenschuhe des alten königsberger Magisters anlegen: das wäre erst die wahre archaistische Consequenz. Aber ist dieser Archaismus der Form, dem man doch wenigstens eine humoristische Seite abgewinnen könnte, nicht noch etwas Schlimmeres, ist er nicht zugleich ein Anachronismus der Sache?

Wer freilich wie Romundt die letzten hundert Jahre nach Kant als für die Philosophie verloren, die ganze speculative Entwickelung als eine „Verirrung" ansieht: dem muß Immanuel Kant nicht einer der großen Denker in der Reihe der übrigen, sondern der Philosoph κατ' ἐξοχήν sein, wie etwa in dem Mittelalter neben den Kirchenvätern Aristoteles als der eigentliche und alleinige Repräsentant der philosophischen Wahrheit galt. Aber der Stagirit konnte ein Jahrtausend hindurch diese unerschütterliche Autorität bewahren, weil man seine Logik für das beste Mittel hielt, die absolute Wahrheit der christlichen Dogmen zu beweisen. Was ist es aber, was unsern Neokantianer zur Heiligsprechung des königsberger Denkers veranlaßt? Doch nur die Ueberzeugung, daß das ganze Jahrhundert philosophisch delirirt habe, also im Grunde genommen kein positiver, sondern ein negativer Beweis für die Wahrheit des Kriticismus. Erst wenn Romundt sich der kleinen Arbeit unterzogen hätte, die ganze philosophische Entwickelung seit Fichte bis auf die Gegenwart von Kant'schen Principien aus zu widerlegen, hätte man von einem positiven Beweisverfahren sprechen können. Der Weg, den der Verfasser einschlägt, ist aber nicht einmal ein negativer; er ist überhaupt ein wenig wissenschaftlicher und ein noch weniger philosophischer.

Man braucht nicht die Anschauung Hegel's zu theilen von der innern Nothwendigkeit in der historischen Aufeinanderfolge der philosophischen Systeme und daher von der relativen Berechtigung eines jeden derselben, um doch der Ansicht zu sein, daß die Verwerfung einer ein Jahrhundert lang andauernden doch immerhin gewaltigen Denkarbeit und die Verkennung des tiefen Einflusses, den dieselbe auf die Cultur- und Literaturbewegung dieses Jahrhunderts ausgeübt hat, doch von einem sehr unhistorischen Sinne zeugt.

Ist dieses gar nicht sehr wissenschaftlich, so ist der Ton, den der Verfasser den Repräsentanten der großen nach-Kant'schen Systeme gegenüber anschlägt, nichts weniger als philosophisch. Freilich was ist das aber auch für eine Rotte von philosophischen Charlatanen, die bisher als die Träger der höhern geistigen Entwickelung des Jahrhunderts galten! Die reinen Falstaff'schen Rekruten! Das Unglück fing schon mit Fichte an, „diesem ehrgeizigen Manne", diesem „philosophischen Spaßvogel", der selbst kein Geheimniß daraus macht, daß er nur Spaß treibe und flunkere, diese „Denkerei", über welche sich Romundt jedes Urtheil ersparen wolle. Nun der viel gerühmte Idealismus dieses Fichte! Denn „daß es diesem Manne auch nicht mit dem Idealismus Ernst war, daß für ihn in der That das Bierglas als solches schon das absolut Vorhandene war", scheint Romundt gar keines Beweises zu bedürfen. Fichte „thut" nur idealistisch. Im Grunde genommen und im Vergleich mit Kant zeigt er nichts als ein „erbärmliches, sophistisches Gerede", „frevelhaften Un-

sinn", der gar keine Beachtung verdient. Aber Romundt schenkt ihm doch noch weitere Beachtung, indem er meint, der Idealist Fichte schüttle „aus dem Abgrunde seines leeren Kopfes" all die Herrlichkeit dieser Sinnenwelt, wie ein „Taschenspieler aus den Tiefen seines leeren Huts Kaninchen und Blumensträuße herausschüttelt". In diesem Tone geht es um seitenlang weiter. Kann man die Impietät gegen den großen Denker und Patrioten weiter treiben?

Nach dieser Probe kann man sich denken, wie der Verfasser erst die andern nach-Kant'schen Philosophen behandelt, deren ganze Werke, wie Romundt sich geschmackvoll ausdrückt, nichts als „hohlen Bumbum" enthalten. Insbesondere sind es die Begründer der Identitätsphilosophie, dieser „Confusionswissenschaft", die gar schlimm wegkommen. Fichte, Schelling und Hegel sollten, wenn einst in der Hauptstadt des Reichs Kant ein Denkmal gesetzt würde, all ihre monumentale Verewigung dadurch erhalten, daß man sie „als ältere Frauen mit Wischtüchern in den Händen aus Postament setze". Und nun gar dieser Hegel, „der so thut, als treffe er mit dem Absoluten, diesem grauen Götzen der nach-Kant'schen Philosophie, jeden Abend auf der Bierbank zusammen", dieser Hegel, von dessen „Unfug und Unsinn", von dessen „sinnlosem Wortkram" ein halbes Jahrhundert lang einst die geistvollsten Männer in Deutschland sich haben dupiren lassen, ähnlich wie Schopenhauer und Hartmann mit ihren Philosophemen die Gegenwart nasführen!

Und nun gar der Troß der Kleinern, diese Universitätsprofessoren! Soweit sie Anhänger einer dieser bestimmten Richtungen, sind sie nichts als gedankenlose Nachbeter; sind sie aber Historiker der Philosophie, dann betreiben sie geradezu das Geschäft der Fälscher! Wie ist von ihnen Kant nicht entstellt worden, und wie haben sie diese nach-Kant'schen Afterphilosophen in den Himmel erhoben! Solches Fälscherhandwerk haben besonders Karl Rosenkranz und Kuno Fischer betrieben. Ueber sie wird nun aber auch ein fürchterliches Gericht gehalten! Uebrigens wird dieses permanente Schimpfen auf die Professoren der Philosophie, das einst von dem genialen Grobian Schopenhauer, allerdings mit mehr Witz und Sarkasmus, bei uns inaugurirt wurde, nun nachgerade langweilig, abgesehen davon, daß es heute nach Lage der Verhältnisse ganz ungerechtfertigt erscheint. Und welche Wirkung hofft der Verfasser von seiner Polemik gegen die großen Träger der nach-Kant'schen Philosophie? Wenn der deutsche Genius einige wirkliche Ruhmestitel als Träger der Weltcultur hat, so ist derjenige, den er seinen großen Denkern verdankt, sicher nicht der geringste.

Dieses ist unser Urtheil über das Buch Heinrich Romundt's, das trotz all dieser Auswüchse doch einen positiven und beachtenswerthen Kern insofern in sich birgt, als die von dem Verfasser intendirte „Reform der Philosophie", die er nicht an Kant's „Kritik der reinen Vernunft", sondern an dessen „Prologemena zu jeder künftigen Metaphysik" anknüpft, eine nähere Prüfung wol zu verdienen scheint. Aber dieses positive Moment ist wiederum in ein solches Dickicht polemischen Unkrauts eingehüllt, daß seine Bloßlegung weit mehr Raum erfordern würde, als uns hier zur Verfügung steht.

3. Ueber das Gedächtniß. Untersuchungen zur experimentellen Psychologie. Von Hermann Ebbinghaus. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 4 M.

Diese kleine Monographie (dieselbe umfaßt nur 168 Seiten) ist als eine meisterhafte Arbeit zu bezeichnen, sowol in Bezug auf die Strenge und Umsicht der hier angewandten Untersuchungsmethode, als auch in Betreff der Klarheit und Präcision des Ausdrucks. Der Verfasser gehört der Richtung der durch Wilhelm Wundt geschaffenen experimentellen Psychologie an. Diese zunächst noch kleine, aber sehr sicher vorgehende und daher zukunftsreiche Schule gewinnt täglich mehr an Terrain, und zwar je mehr sich die Ueberzeugung befestigt, daß auch für das weite Gebiet des menschlichen Seelenlebens, das bisher der Tummelplatz speculativer Theorie war, die exact naturwissenschaftliche Methode die einzige Garantie bietet, zu sichern Resultaten zu gelangen. Bei diesem Bestreben, die Psychologie zu einer Naturwissenschaft zu erheben, handelt es sich aber gar nicht um die Grundfrage nach dem Wesen der Seele. Der experimentelle Psycholog kann in Betreff dieses rein metaphysischen Problems ebenso gut Spiritualist als Materialist sein, d. h. er kann ebenso wol ein besonderes immaterielles Seelenprincip annehmen, als den Geist als ein Product der Bewegungen und Combinationen der Hirnatome erklären, ohne daß in beiden Fällen die Schärfe seiner experimentalen Methode darunter litte; denn dieses so bewährte Instrument ist nicht auf jenes Grundproblem, sondern nur auf die psychischen Erscheinungen anwendbar, welche unter allen Umständen dieselben bleiben. Je virtuoser aber jene Methode gehandhabt wird, desto weniger wird man daran erinnert, daß der Boden, auf dem hier Beobachtung und Experiment angestellt werden, im Grunde ein sehr schlüpfriger ist, auf dem der festeste Fuß leicht ausgleiten kann.

Thatsächlich verkennt auch Ebbinghaus die Schwierigkeiten nicht, welche die experimentelle Methode auf seelischem Gebiete darbietet. Zunächst kann ja hier eigentlich nur von Selbstbeobachtung die Rede sein, und nicht unter allen Umständen sind die Resultate solcher mühsamen Selbstbeobachtung auch gleich auf andere anwendbar und daher von wissenschaftlicher Allgemeingültigkeit. Indeß wie individuell die hier in Zahlen ausgedrückten Werthe immer bleiben werden, so ist doch nicht zu verkennen, daß in den Beziehungen, die zwischen den zahlenmäßig ausgedrückten Werthen dieser beobachteten Seelenvorgänge existiren, doch immerhin einige Allgemeingültigkeit zum Ausdruck gelangen wird.

Wichtiger noch sind zwei andere Schwierigkeiten, die aus der Eigenthümlichkeit des seelischen Gebiets selbst entspringen. Wenn das naturwissenschaftliche Verfahren, welches in der Naturforschung mit so vielem Erfolg zur Anwen-

dung kommt, und wodurch numerisch genaue Einsichten in die innere Structur der „Causalbeziehungen" gewonnen werden, wesentlich darin besteht, daß man „den Complex von Bedingungen, die sich für das Zustandekommen eines gewissen Effects als maßgebend erwiesen haben, constant zu machen sucht, eine dieser Bedingungen von den übrigen isolirt, und zwar in numerisch fixirbarer Weise, und dann auf der Seite des Effects wiederum in einer Messung oder Zählung die begleitende Veränderung constatirt": so kommt es darauf an, welche Schwierigkeiten sich aus der Uebertragung dieses Verfahrens auf das Seelengebiet ergeben, dann wie dieselben zu überwinden sind. Eine der hauptsächlichsten Schwierigkeiten liegt darin, daß man gar nicht im Stande ist, die Fülle von Bedingungen, die gerade wegen ihrer rein geistigen Natur sich nicht nur unserer Herrschaft fast ganz entziehen, sondern auch in einer fortwährenden Veränderung begriffen sind, bis zu einem gewissen Grade constant zu halten. Zweitens aber (und dies scheint die Hauptschwierigkeit), wie kann man reinen Seelenvorgängen in ihrer mannichfaltigen Complicirtheit zahlenmäßig (und das müssen wir, wenn wir einigermaßen constante Werthe erhalten wollen) beikommen?

Wie weit diese Schwierigkeiten sich für die specielle Untersuchung über das Wesen und die gesetzmäßige Function des Gedächtnisses, welche den Inhalt dieser Schrift ausmacht, modificiren, hat der Verfasser zum Gegenstand einiger Erörterungen gemacht, welche gewissermaßen die methodologische Einleitung zu den eigentlichen sachlichen Untersuchungen bildet. Diese letztern bilden nun den Haupttheil der Arbeit, welche diesen ganzen Theil der Psychologie, der die Erscheinungen des Gedächtnisses umfaßt, in neun Kapiteln behandelt. Will man eine Vorstellung gewinnen von der durchaus exacten Methode, die Ebbinghaus in diesen Untersuchungen befolgt, so darf man nur das letzte Kapitel, das von den „Associationen" handelt, durchstudiren. Man wird Gelegenheit haben, die Vorzüge des „naturwissenschaftlichen" Verfahrens für psychologische Materien vollauf zu würdigen, vorausgesetzt, daß man sich durch das mathematische Element dieser Untersuchungen durchzufinden weiß. Ebbinghaus' Monographie, welche das experimentale und arithmetische Verfahren, das bisher nur auf dem weitem Gebiete der Sinnesempfindungen und dem schwierigen Terrain der psychologischen Zeitmessung zur Anwendung gekommen ist, nun zum ersten mal auch auf die Erforschung der Erscheinungen und Gesetze des Gedächtnisses überträgt, wird ohne Zweifel von den Fachmännern nach Gebühr gewürdigt werden und muß als ein Baustein für den mühvoll langsam fortschreitenden Bau der modernen experimentellen Psychologie angesehen werden.

4. Rechtsphilosophisches aus Leibnizens ungedruckten Schriften. Von Georg Mollat. Leipzig, Robolsky. 1885. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Es ist doch merkwürdig, daß man in dem handschriftlichen Nachlaß des großen Polyhistors immer noch neue, bisher unedirte Bruchstücke auffindet, obgleich die umfassenden Gesammtausgaben seiner Werke durch Erdmann, Pertz, Foucher de Careil, Onno Klopp und neuerdings durch Gerhard das Material nunmehr vollständig erschöpft zu haben scheinen. Insbesondere scheint von Leibniz' naturrechtlichen Arbeiten auf der königlichen Bibliothek zu Hannover noch manches Ungedruckte verborgen und den bisherigen Editoren entgangen zu sein. Hierauf wurde schon früher insbesondere von Hinrichs und Bluntschli hingewiesen, und darauf hin hat auch später Adolf Trendelenburg die Leibniz'schen Manuscripte zu Hannover durchforscht. Als Resultat seiner Bemühungen hat dieser im Jahre 1864 in den „Monatsberichten der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin" ein größeres Bruchstück naturrechtlichen Inhalts publicirt, das er „Definitio justitiae universalis" betitelte und welches später im zweiten Bande seiner „Historischen Beiträge zur Philosophie" zum Wiederabdruck gelangte. Nichtsdestoweniger scheint noch manch ungehobener Schatz in den Regalen der hannoverschen Bibliothek zu ruhen, wenn wir der Versicherung Mollat's, des Herausgebers der vorliegenden kleinen Publication, glauben. Dieselbe enthält einige Abhandlungen und Entwürfe, welche das Natur- und Völkerrecht betreffen. In ersterer Hinsicht sind besonders die Definitionen rechtsphilosophischer Begriffe bemerkenswerth. Dieselben bilden offenbar eine Ergänzung der bekannten Definitionen ethischer und naturrechtlicher Begriffe, die Leibniz seinem 1793 publicirten „Codex juris gentium diplomaticus" vorausschickte. Solcher Begriffsbestimmungen enthalten die „Tabulae duae disciplinae juris naturae et gentium secundum disciplinam Christianorum", ferner die kurze Abhandlung „Juris et aequi elementa", „De justitia" „De tribus juris naturae et gentium gradibus" und „Axiomes ou principes du droit". Eine weitere Ausführung rechtsphilosophischer Begriffsdefinitionen in zusammenhängenderer Darstellung enthält die Abhandlung „Méditation sur la notion commune de la justice". So dankenswerth indeß die Herausgabe dieser von Mollat gewiß nicht ohne Mühe edirten Bruchstücke ist, so wenig, scheint es, wird doch durch dieselben das Bild, das wir bisher von den naturrechtlichen Anschauungen Leibnizens hatten, wesentlich verändert werden. Seine berühmte Fundirung des Rechts auf die Moral, und zwar speciell auf den Begriff der Liebe (justitia caritas sapientis), seine Unterscheidung der drei sittlichen Stufen des Rechts (jus strictum, aequitas, probitas sive pietas), die Eintheilung desselben in die ausgleichende (justitia commutativa) und vertheilende Gerechtigkeit (justitia distributiva) und das hieraus abgeleitete Wesen und die Functionen der Rechtsgemeinschaft oder des Staats: alles dieses kehrt in den vorliegenden Abhandlungen zum Theil in mannichfaltigen Modificationen wieder. Nichtsdestoweniger begrüßen wir freundlich diese neueste Publication zur Leibniz-Literatur mit dem Wunsche an den Herausgeber, in seinen Nachforschungen auf der hannoverschen Bibliothek nur fortzufahren. Vielleicht wird dann seine Mühe einmal durch einen werthvollern Fund belohnt werden.

5. Goethe's philosophische Entwickelung. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie unserer Dichterheroen. Von Ernst Malzar. Neisse, Graveur. 1884. Gr. 8. 1 M.

Es ist bezeichnend für den Charakter der heutigen Goethe-Philologie, welche schon bei der Publication der Wäscherechnungen angekommen ist, daß eine so außerordentlich einschneidende Frage, wie das Verhältniß Goethe's zur Philosophie, verhältnißmäßig wenig bisher in Angriff genommen wurde. Außer den über einige Allgemeinheiten kaum hinausgehenden Bemerkungen in den deutschen Literaturgeschichten ist das Problem, von welcher Einwirkung die Philosophie im allgemeinen und die einzelnen philosophischen Systeme im besondern auf das gewesen sind, was man Goethe's Weltanschauung nennt, so gut wie noch gar nicht gelöst. Man spricht viel von Goethe's Pantheismus, von seiner Vorliebe und Bewunderung für Spinoza, von seiner bei aller Hochachtung gegen Kant doch unverkennbaren Abneigung gegen den großen königsberger Denker. Auch werden Urtheile des Dichters über diesen oder jenen zeitgenössischen Philosophen citirt, aus denen ersichtlich ist, wie gewaltig ihn die deutsche Naturphilosophie im Innern bewegte, welch ein geheimes mit einer Art staunender Bewunderung gemischtes Grausen er vor Hegel's Panlogismus empfand. Auch wissen wir, daß er für die Ideenkämpfe der einzelnen Philosophenschulen mehr inneres Interesse zeigte, als er äußerlich eingestehen mochte. Auch Schopenhauer's geniales Erstlingswerk zog ihn sehr an. Aber alles dieses bedarf einer zusammenfassenden Hand, die uns in einem abgeschlossenen Bilde „Goethe's Philosophie" vorführte, und die uns zeigte, daß durch diese bunte Mosaik, diesen scheinbaren eklektischen Dilettantismus, bald hier tief versteckt, bald dort sichtbar eine einheitliche philosophische Grundanschauung sich hindurchzieht.

Vorliegende Monographie Ernst Malzar's in Neisse, eines jüngern philosophischen Schriftstellers, der in den Bahnen des katholischen Denkers Anton Günther wandelt, ist ein beachtenswerther Versuch hierzu. Es sind eine große Anzahl Aussprüche, welche Goethe's Stellung zu den verschiedenen Systemen illustriren, aus seinen Dichtungen wie seinen Prosaschriften zusammengestellt. Auch was den brieflichen Mittheilungen Goethe's selbst und seiner Freunde entnommen, zur Aufhellung der Sache beitragen kann, ist fleißig beigebracht. Doch ist vorliegendes Schriftchen sowie die vor kurzem erschienene Arbeit von Suphan, des verdienten Herder-Herausgebers, eben nur Material für eine umfassendere Darstellung des Gegenstandes. Moritz Brasch.

Romane und Novellen.

1. Cordula. Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert von Adolf Glaser. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 5 M.

Ein Romanschriftsteller, der seine Stoffe aus weit entlegenen Zeiten holt, hat bei dem heutigen Lesepublikum von vornherein viel mehr Aussicht auf Beachtung als derjenige, welcher seine Kunst nur an Vorwürfen aus dem modernen Leben zu erweisen sucht. Je größer die Zahl der Jahrhunderte ist, welche über die vermoderten Gebeine der Helden eines neuen Romans in Wirklichkeit bereits dahinging, desto lebhafter gestaltet sich das Interesse, mit welchem die Lesewelt ihren Schicksalen folgt, und desto weniger Gefahr läuft gleichzeitig der Autor, auf äußern und innern Unwahrscheinlichkeiten ertappt zu werden, wie sie an den Romanen aus der Gegenwart ja so leicht zu entdecken und nachzuweisen sind. Der nebelhafte Schleier der fernen Vergangenheit deckt liebevoll gar viele dichterische Schwächen zu, und manche psychologische Ungeheuerlichkeit wird ohne jeden Widerspruch gläubig hingenommen, wenn sie nur an einem Helden in der römischen Toga oder im rasselnden Stahlpanzer demonstrirt werden kann. Die ernste Kritik hat angesichts des gar zu weit gehenden Gebrauchs, welchen neuerdings unsere Romanschriftsteller von der Behandlung historischer und culturhistorischer Stoffe und von der damit verbundenen künstlerischen Bequemlichkeit gemacht haben, wol ein Recht, gegen alle neuen Erzeugnisse dieser Gattung etwas mistrauisch zu sein und strenge Unterscheidungen zwischen wirklichen Kunstwerken und zwischen jenen Erzeugnissen zu machen, welche nichts anderes sind als leidige Speculationen auf eine vorübergehende Geschmacksrichtung — um nicht zu sagen: Geschmacksverirrung — der großen Masse. Adolf Glaser's neuer historischer Roman „Cordula" hat vielleicht nicht in allen Stücken Anspruch darauf, zu der erstern Gattung gezählt zu werden; aber er stellt sich doch als eine viel zu ernste, gründliche und gehaltvolle Arbeit dar, um den Verdacht aufkommen zu lassen, daß er einer unkünstlerischen Berechnung seine Entstehung zu verdanken habe. Man könnte freilich von vornherein mit dem Verfasser rechten, ob er befugt war, den Roman einen „historischen" zu nennen. Der Umstand, daß der sauber ausgearbeitete Hintergrund ein streng historischer ist und daß sich die Handlung bei jedem Schritte an geschichtliche Ereignisse anlehnt, gewährte an und für sich kaum eine Berechtigung dazu; denn die handelnden Personen selbst, soweit sie im Vordergrunde des Interesses stehen und als Hauptfiguren der eigentlichen Fabel angesehen werden müssen, sind unzweifelhaft freie Phantasiegebilde des Autors, und können bei der Feinheit der Ausführung wohl als typische Erscheinungen jener Zeit, unter keinen Umständen aber als historische Charaktere angesehen werden. Doch dieser Misgriff in der Titelbezeichnung ist den mannichfachen Vorzügen des Romans gegenüber ein Moment von völlig

untergeordneter Bedeutung. Glaser hat sich durch die Benennung, welche er seinem Werke gab, augenscheinlich zur Beobachtung einer beinahe ängstlichen Treue in Bezug auf die Ausmalung des gewaltigen Hintergrundes und des episodischen Beiwerks seiner Romanhandlung verpflichtet gefühlt, und man darf ihm vorweg das Zeugniß ausstellen, daß er des Guten hier eher zu viel als zu wenig gethan habe. In jenem knappen, einfachen und trotz seiner Kunstlosigkeit anschaulichen und lebendigen Stil, welchen wir schon an andern Werken aus seiner Feder kennen und schätzen gelernt haben, führt uns der Verfasser die große, sturmbewegte Zeit, aus der er seine Helden hervorwachsen läßt, in sorgfältig durcharbeiteten Schilderungen vor, und trotz der weisen Oekonomie, welche er dabei beobachtete, war es ganz unvermeidlich, daß der ungeheuere Stoff hier und da über den Rahmen herausquillt, auf welchen die Erzählung ihrer ersten Anlage nach zugeschnitten ist. Die Nothwendigkeit, alle Lebensschicksale eines einzelnen Menschenkindes, das sich noch dazu allen historischen Geschehnissen gegenüber in durchaus passiver Stellung befindet, getreulich zu berichten, hat den Verfasser zu einer gewissen Ungleichmäßigkeit gezwungen, die bei Gewaltigem oft nur in flüchtigen Andeutungen verweilen kann, während sie scheinbar Nebensächlichem und Geringfügigem mitunter eine viel liebevollere Beachtung schenken muß. Eine Rauferei auf der Landstraße, der Brand eines Gasthofes und mancherlei andere Vorkommnisse, die zwar für die Heldin des Romans von Bedeutung sind, an und für sich aber in ihrer Alltäglichkeit nichts von den charakteristischen Merkmalen eines weit zurückliegenden Jahrhunderts an sich tragen, sind mit großer Ausführlichkeit veranschaulicht, während die ganze hochdramatische Tragikomödie der Wiedertäuferherrschaft in Münster nur mit wenigen — allerdings durchaus wahrhaftigen — Strichen abgethan wird. Aehnlicher Beispiele ließen sich noch mehrere anführen, und angesichts der Unmöglichkeit einer gleichmäßigern und eingehendern Behandlung des weitschichtigen Stoffs möchte man beinahe wünschen, der Verfasser hätte sich die Grenzen von vornherein enger gesteckt, und seine vortreffliche Schilderungskunst und seine geistreiche Beherrschung des geschichtlichen Materials auf die Darstellung eines kleinern Zeitabschnitts verwendet, der eine größere Einheitlichkeit der äußern Form ermöglicht hätte. Dieser Mangel einer völlig harmonischen Ausgestaltung ist es, welcher uns verbietet, den Roman als ein wahrhaftes Kunstwerk zu bezeichnen; aber es hindert uns nicht, mit rückhaltlosem Beifall anzuerkennen, daß er durch viele dichterische Schönheiten in den Einzelheiten der Ausführung, durch eine scharf ausgeprägte und consequente Charakteristik der eingeführten Persönlichkeiten und vor allem durch die schon im Eingang gerühmte Treue in der Wiedergabe des völlig beherrschten historischen Materials bergehoch über die meisten ähnlichen Erzeugnisse der neuern Literatur emporragt und durchaus nicht mit den gewöhnlichen Leihbibliotheksromanen in Eine Linie zu setzen ist.

2. Geld. Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Paetel. 1885. 8. 4 M.

Ein ergreifendes Sittenbild aus dem berliner Leben ist es, das der feinsinnige Verfasser mit scharfer Beobachtungsgabe und sicherer Hand auf einem einfachen, kaum mehr als skizzenhaft angedeuteten Hintergrund ausgeführt hat. Das alte traurige Thema von der verderblichen Macht des Geldes, von seiner vergiftenden und zersetzenden Wirkung auf den schwankenden und haltlosen Charakter einer herzlosen und genußsüchtigen Frau, ist freilich schon von manchem andern vor Frenzel behandelt worden, und wird sicherlich noch den Grundton zahlloser weiterer Romane und Novellen bilden; aber es wird darum ebenso wenig erschöpft werden, wie das Thema der Kastenunterschiede unserer Gesellschaft, und des schneidenden, nimmer zu überbrückenden Gegensatzes von Arm und Reich, der als eine tiefe, sich immer bedrohlicher erweiternde Kluft durch das sociale Leben unserer Tage geht. Sind doch dem Götzen Mammon kaum je zuvor so prunkende Altäre errichtet worden als in der allerjüngsten Gegenwart und hat doch keine andere Gottheit so ungezählte Scharen blindgläubiger Anbeter gefunden wie er! Was ist der Tanz der Kinder Israel um das goldene Kalb gegen jenen Hexensabbat, den wir heute allstündlich im Tempel des Götzen Mammon beobachten können, jenes Götzen, der sich nicht mit Weihrauch und Trankopfern genügen läßt, sondern der in unersättlicher Grausamkeit schon tausendmal mehr blühende Menschenleben verschlungen hat, als die blutgierigsten Gottheiten barbarischer Heidenvölker! Jeder Roman, der sich auf dem Leben und Treiben unserer Tage aufbaut, könnte füglich den Titel „Geld" an der Stirne tragen, und dennoch würde niemals ein Schriftsteller in Verlegenheit kommen, diesem einzigen, stetig wiederkehrenden Grundthema immer neue Varianten abzugewinnen. Der Dämon „Geld" ist der Fluch unserer Zeit. Er hat sie nüchtern und poesielos gemacht, er hat die marmornen Götterbilder des wahrhaft Schönen mit seinem flimmernden Goldschaum zur Unkenntlichkeit entstellt, hat die Altäre reiner Begeisterung und hochherziger Vaterlandsliebe, an denen unsere glücklichern Väter opfern durften, hohnlachend zertrümmert und selbst die Heiligthümer der Liebe und Freundschaft mit abscheulichen Fratzen bemalt. Es wäre wol eine Heldenaufgabe, würdig des größten dichterischen Genius, diesen gleißenden Dämon „Geld" in seiner ganzen verheerenden Furchtbarkeit, in seinem hemmenden und lähmenden Einfluß auf die wahre Culturentwickelung unsers Geschlechts zu überzeugender Darstellung zu bringen, aber es würde freilich der Kraft einen Titanen bedürfen, um das ganze Jammergebäude falschen Glanzes und erlogener Glückseligkeit, das uns die Priester des Götzen Mammon aufgerichtet haben, mit eherner Faust in Trümmer zu schlagen. Nur ein Wunder könnte aus dem Schose unserer schwächlichen Literatur einen solchen Titanen hervorgehen lassen, und dankbar müssen wir deshalb auch den bescheidenern Versuch begrüßen, wenigstens einen Zipfel des

Schleiers zu lüften, hinter dem sich die nackte Erbärmlichkeit der Gottheit „Geld" verbirgt. Wol hätten wir wünschen mögen, daß sich ein Schriftsteller von der Begabung Karl Frenzel's die Grenzen seiner Aufgabe weniger eng gesteckt hätte, daß er für seinen wuchtigen Stoff einen größern, imposantern Rahmen und für einen der tiefsten Conflicte unserer Zeit eine andere Form der Behandlung gefunden hätte, als die der leichten Novelle, welche naturgemäß nur die Oberfläche der Dinge berühren kann. Es hätte weder einer größern Anzahl handelnder Personen, noch einer complicirtern Entwickelung bedurft, um denselben Stoff zu einem bedeutsamen socialen Roman auszugestalten. Ist doch jede einzelne der Figuren, welche uns Frenzel mit einer rasch entworfenen Umrißzeichnung vorzuführen weiß, der typische Repräsentant einer ganzen Gattung, und war doch das kleine Gebiet der Novelle bei weitem nicht ausreichend, jede dieser typischen Erscheinungen in ihrer ganzen Eigenart und in der vollen, ihr zukommenden Beleuchtung zu zeigen.

Die junge Dame aus vornehmer, aber verarmter Familie, welche um des Reichthums willen den alternden, ungeliebten Mann heirathet, ihn in zügelloser Genußsucht zu Grunde richtet und ihn dann in unbarmherzigem Egoismus Schritt für Schritt bis zum Aeußersten, bis zum schwersten aller Verbrechen treibt — der räthselhafte litauische Baron, welcher mit seiner „interessanten" Erscheinung, mit seiner weltverachtenden Blasirtheit und seinem schwermüthigen Klavierspiel den Damen der Gesellschaft die Köpfe verrückt, den man bald für einen Nihilisten, bald für einen Spion hält und der in Wirklichkeit vielleicht von beiden etwas ist — der ehrsame Bürger und Hausbesitzer, hinter dem niemand den abgefeimten, erbarmungslosen Wucherer wittert — der arme, halb gebildete, junge Subalternbeamte, den ein unglücklicher Zufall mit der gleißenden Welt der Vornehmen und Reichen in enge Fühlung bringt, der von ihren Schlangenkünsten umgarnt und aus seinem ruhigen, friedlichen Alltagsgleise geworfen wird — die junge Stickerin mit dem beschränkten Horizont und dem gesunden Sinn: sie alle sind wahrhaftige, blutwarme, aus dem vollsten Leben gegriffene Gestalten, die uns der Autor mit wenigen Worten glaubwürdig zu machen vermag und deren Kämpfen und Leiden uns viel gewaltiger ergreifen und erschüttern würde, wenn wir in jedem Augenblick bis auf den Grund ihrer Seele schauen könnten, wenn der Dichter statt der gefälligen, plaudernden Erzählung äußerer Geschehnisse, statt der vortrefflichen Bleistiftskizze ein mit liebevollster Vertiefung in das psychologische Detail ausgeführtes Gemälde gegeben hätte. Daß er es nicht gethan, ist zwar zu bedauern; aber es vermag das Verdienstliche seiner reizvollen kleinern Arbeit nicht zu beeinträchtigen, wie wir ja auch mit lebhaftem und freudigem Interesse den Anblick jener kleinen, scheinbar nur flüchtigen Studie von eines Meisters Hand genießen, die zwar nur die Vorarbeit und der Vorläufer seines großen Werks ist, die uns aber doch bereits in jedem Zuge des Künstlers Geist und seine schöpferische Kraft verräth.

3. Die tolle Braut. Roman von Eugen Salinger. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1885. 8. 3 M. 50 Pf.

Wenn eine geschickte Aneinanderfügung aufregender Ereignisse, eine flotte, lebendige Darstellungsmanier und eine bemerkenswerthe Sorgfalt und Sauberkeit in der Behandlung der stilistischen Formen genügen würden, einen Roman zu einem wirklich werthvollen literarischen Erzeugniß zu machen, so hätte der vorliegende sicherlich Anspruch auf das allerwärmste Lob. Die Phantasie des Verfassers ist jedenfalls von einer Fruchtbarkeit, die sich ohne Schaden für die Spannung des Lesers manche Beschränkung, welche durch die Forderungen der Wahrscheinlichkeit nur zu dringend geboten war, hätte auferlegen können; und Salinger's Kunstfertigkeit in der beständigen Steigerung des Grausigen und Erschütternden, das den eigentlichen Charakter seiner Erzählung ausmacht, könnte ohne Zweifel den Neid manches für die Bedürfnisse der Leihbibliotheken arbeitenden Collegen wachrufen. Leider aber ist es dem Autor nicht gelungen, jene Grenzlinie zu überschreiten, welche das eigentliche Kunstwerk haarscharf von jener mittelmäßigen Durchschnittswaare scheidet, an der unsere moderne Romanliteratur einen so beängstigenden Ueberfluß hat. Nach den mannichfachen Proben wirklichen Talents, welche Salinger bereits abgelegt hat und welche auch in diesem Roman hier und da aufzufinden sein möchten, könnte man beinahe annehmen, daß er zu Gunsten des Erfolgs bei einem gewissen lesehungerigen und wenig wählerischen Publikum jener Grenze mit voller Absichtlichkeit ferngeblieben ist. Die Behandlung der gewaltigsten seelischen Conflicte würde denn doch wol eine weniger oberflächliche, und die Verwendung wohlfeiler Aeußerlichkeiten zur Füllung der gähnenden Lücken eine weniger reichliche gewesen sein, wenn der Verfasser von dem aufrichtigen Bestreben geleitet worden wäre, etwas anderes als einen „spannenden" und, wie der allerneueste entsetzliche Kunstausdruck lautet, „sensationellen" Roman zu liefern. Er hat sich eben damit begnügt, seinen ganzen Scharfsinn auf die Erfindung einer Handlung zu verwenden, die mit ihrer Fülle von nervenangreifenden Geschehnissen auch den weitestgehenden Ansprüchen aller beim Leihbibliothekar abonnirten Damen Genüge thun muß, und über dem Eifer, mit welchem er seine Figuren aus einer aufregenden, schwierigen und gefährlichen Situation in die andere taumeln läßt, hat er vollständig vergessen, dem Leser den Nachweis zu führen, daß diese Figuren nicht blutlose Hampelmänner und Marionetten, sondern wirkliche Menschen seien. Es fehlt selbst an dem schwächsten Versuch zu einer wirklichen, auch nur halbwegs glaubhaften Charakterzeichnung und einer feinern psychologischen Ausarbeitung, und der Autor wartet statt dessen mit einem ganzen Mustersortiment von Wahnsinn, Tobsucht, Gattenmord, von Gift, Dolch, Treubruch und Verführung, von nächtlichen Rendezvous, Gerichtsverhandlungen und blutigen Stiergefechten auf, unter denen jeder nach Belieben wählen mag, was seinem Geschmack am meisten zusagt. Von den acht Personen, welche in dem — räum-

lich nicht einmal sehr ausgedehnten — Roman auftreten, sterben zwei an gebrochenem Herzen, eine an Tobsucht, eine durch den Dolch, eine an Gift, eine durch die Kugel, eine durch das Horn eines wüthenden Stiers und nur eine einzige eines natürlichen Todes, weil sich unglücklicherweise für diese Person im Augenblick nichts Passendes an bessern Todesarten finden wollte.

Daß bei einer so blutigen Arbeit alle zartern ästhetischen Rücksichten von vornherein in Wegfall kommen mußten, ist einleuchtend genug, und da in unserm Vaterlande die rasche Beseitigung unbequem werdender Romanfiguren nicht ohne mancherlei lästige Einschränkung durch die vorhandenen polizeilichen und gesetzlichen Institutionen möglich ist, so hat der Autor den geistreichen Ausweg gefunden, bis auf einen bescheidenen Selbstmord alles Blutige auf spanischen Boden zu verlegen und nur die gebrochenen Herzen und den Wahnsinn in Deutschland zu belassen. Damit ist zugleich für einen sehr glücklichen Wechsel des Localcolorits Sorge getragen; denn man wird zugeben müssen, daß eine spießbürgerliche Verlobungsfeier im Hause eines kleinstädtischen deutschen Professors und ein Stiergefecht in Andalusien höchst effectvolle Gegensätze sind.

Der gute Magen des großen Publikums, der schon gröbere Kost vertragen hat, wird auch diese „tolle Braut" ohne üble Folgen in sich aufnehmen, und wenige Monate werden genügen, sie in die tiefste Vergessenheit sinken zu lassen — zum Glück für den Verfasser, der sich nach einer flüchtigen Verirrung bald genug wieder auf den rechten Weg zurückfinden wird.

4. Ziele des Lebens. Roman von Wilhelm Berger. Berlin, Paetel. 1885. 8. 4 M.

Eine einfache Herzensgeschichte in schlichter Darstellung, welche alle kleinlichen Hülfsmittel verschmäht und nur durch Knappheit und Wahrhaftigkeit zu wirken beabsichtigt. Es ist ein ehrenvolles Zeugniß für die Begabung des Verfassers, daß ihm dies thatsächlich in den meisten Theilen seiner Erzählung gelungen ist, und daß nur selten bei dem Lesenden der Wunsch nach etwas feinerer Ausmalung der seelischen Vorgänge oder nach etwas poetischern Darstellungsformen aufsteigt. Ernstlich störend wirkt wol allein die zu weitgehende Knappheit in den ersten Kapiteln des Romans, wenn dieselbe auch durch den Wunsch des Verfassers, die psychologische Wandlung, welche den eigentlichen Vorwurf seiner Dichtung bildet, von allem Nebensächlichen freizuhalten, genugsam erklärt wird. Es hätte sich zur Erreichung dieses Zwecks doch vielleicht eine etwas glücklichere Form für die Recapitulation jener Ereignisse finden lassen, welche dem Beginn der eigentlichen Romanhandlung voraufgehen und deren summarische Zusammenfassung jetzt den harmonischen Gesammteindruck des sonst so vortrefflich durcharbeiteten Kunstwerks stört. Daß der Vorwurf an und für sich ein oftmals behandelter ist, und daß es unmöglich war, ihm irgendwelche neue Seiten abzugewinnen, kann bei den sonstigen ausgezeichneten Eigenschaften des Buchs nicht für einen erheblichen Mangel gelten.

5. Auf Wegen und Stegen. Erzählungen, Plaudereien, Sprüche von Heinrich Pfeil. Leipzig, Schlag. 1885. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

In der Vorrede zu seinem Büchlein sagt der Verfasser unter anderm:

> Wenn ich diese Zeitungsbeiträge jetzt in Buchform veröffentliche, so folge ich allerdings mehr dem Andrängen von Freunden und Gesinnungsgenossen als dem eigenen Triebe; denn ich weiß sehr wohl, daß freimüthige Gedanken, wenn sie auch von der Ueberzeugungstreue getragen werden, der heutigen Zeitströmung gegenüber einen schwierigen Stand haben.

Ueber die Berechtigung dieser letztern Ueberzeugung dürfte sich nun zwar allen Ernstes streiten lassen; aber es wäre trotzdem recht wünschenswerth gewesen, daß sie sich in dem Verfasser stark genug geltend gemacht hätte, um ihn trotz des Andrängens von Freunden und Gesinnungsgenossen von der Veröffentlichung seiner sonderbaren Sammlung literarischer Eintagsfliegen zurückzuhalten. Unter den zahllosen überflüssigen Büchern, welche neuerdings den Markt überschwemmt haben, dürfte dieses wol eins der überflüssigsten sein, und der emphatische Hinweis der Vorrede auf die „freimüthigen Gedanken" des „Werks" ist nicht ohne einen leisen komischen Beigeschmack. Reduciren sich doch diese freimüthigen Gedanken auf einige abgebrauchte, inhaltsarme Phrasen der journalistischen Terminologie, denen schon um ihrer Bedeutungslosigkeit willen sicherlich niemand einen „schwierigen Stand" bereiten wird. In der Hauptsache aber präsentiren sich diese sogenannten Erzählungen als wahrhaft erstaunliche Aeußerungen einer rührenden schriftstellerischen Naivetät. Das Talent ihres Verfassers besteht ausschließlich in der Fähigkeit, dasjenige, was er für seine Gedanken hält, in guten stilistischen Formen zum Ausdruck zu bringen, und diese Begabung verführt ihn zu redseligen Ergüssen, die sich schwerlich in eine der bisjetzt anerkannten Dichtungsgattungen einreihen lassen. In seinen Erzählungen ist auch nicht der Schatten einer Idee, einer Handlung oder einer Charakterzeichnung zu entdecken. Es ist nebenher als ein rühmliches Zeugniß für des Autors Bescheidenheit anzusehen, wenn er sich bereit erklärt, „begründeten Tadel mit Dank entgegenzunehmen", und wenn er als einzigen Vorbehalt dabei nur die bündige Erklärung hinzufügt: „auf das politisch beeinflußte Urtheil derer, die gleich den todten Fischen nur mit dem Strome schwimmen, lege ich keinen Werth". Wenn wir es nun selbst auf die Gefahr hin, von dem Autor unter diese politisch beeinflußten todten Fische gezählt zu werden, wagen, die Sprößlinge seines Talents derjenigen Pflanzengattung zuzuzählen, welche allerdings „auf Wegen und Stegen" die häufigste ist, so wollen wir ihm doch die Anerkennung nicht versagen, daß seine Schilderung einiger Misstände in unserer Journalistik eine zutreffende ist. Wir hoffen, daß er „überzeugungs-

treu" genug sein wird, uns auf Grund seines satirischen Spruches:

Ein Kritiker willst du werden, Freund?
Nun, dann vor allem eines lerne:
Nur keinen Tadel, recht viel Lob!
Denn sieh, das haben die Leute gerne —

dafür Verzeihung zu gewähren! Eröffnet uns doch überdies seine bittere Betrachtung:

Ein Trauerwagen steht vor dem Haus,
Dabei neugier'ge Gesichter,
Wen trugen sie denn da hinaus?
's ist nur ein verhungerter Dichter! —

die zuversichtliche Hoffnung, daß der Verfasser selbst ein so undankbares Metier wie das Dichten bald an den Nagel hängen werde!

Reinhold Ortmann.

Ein neuer Band von Mommsen's „Römischer Geschichte".

Römische Geschichte von Theodor Mommsen. Fünfter Band: Die Provinzen von Cäsar bis Diocletian. Berlin, Weidmann, 1885. Gr. 8. 9 M.

Jedes Werk aus der Hand des berühmten Gelehrten Mommsen schlägt sozusagen seine Wellen weit über die Gestade der Gelehrtenzunft hinaus in die Kritik der Gebildeten hinein, oder wenn die Interessen der letztern auch nicht immer so ungestüm und heftig berührt werden, so zieht es doch seine Kreise bis zu der erwähnten Sphäre. Gewöhnlichen Gelehrten und Schriftstellern wird höchstens das Glück zutheil, daß neben dem behandelten Object auch das Subject des Verfassers in den Mund der Leute kommt und hier einen succès d'estime sich erobert, aber es muß schon etwas ganz Außerordentliches sein, wenn der Name des Autors und die Erinnerung an ihn im Gedächtniß und Gerede der Mitwelt unzertrennlich verwoben bleibt mit den Objecten und Resultaten der Forschung, wenn also die schildernde Persönlichkeit mit der geschilderten Sache in eins verschmilzt. Es ist vielleicht nicht ganz in der Ordnung, denn das „Ding an sich" soll in der Wissenschaft sich rein erhalten von aller Contamination persönlicher Natur, aber es ist menschlich und als solches nicht der häßlichste Zug im Gesicht des Jahrhunderts. Die Schriftsteller selber tragen ihr gut Theil Schuld an diesem Verhältniß, das ihnen übrigens nur angenehm sein kann. Und wäre es auch nur denkbar, daß eine so scharf und schneidig markirte Subjectivität wie die des weltberühmten Akademikers und Historikers Mommsen unbesprochen in ihren Werken und ihrem Wirken passirte? daß sie nicht die Augen der staunenden Mitwelt auf sich zöge? Einstweilen, wie nun einmal die Menschennatur beschaffen ist, kaum, aber selbst wenn von seiten der empfangenden Mitwelt eine blos objective kühle und sachliche Receptivität möglich wäre für die Leistungen des Epigraphikers oder des Juristen oder des Forschers Mommsen, der Historiker, d. h. der Geschichtschreiber Mommsen verweist jedenfalls kraft seiner imponirenden Eigenart den blos objectiven Maßstab der Zeitgenossen in das Gebiet der Unmöglichkeit. Wo eine solche Persönlichkeit ihr volles und ganzes Gewicht in die geschichtliche Wagschale wirft, die da jeglichem, er sei gut oder böse, sein Maß zuwägt, da muß sich unser Blick auch auf den Richter, er kann sich nicht nur auf die Thatsachen wenden.

Ist eine objectiv gehaltene Geschichtschreibung überhaupt, ganz abgesehen von der persönlichen Beanlagung des Darstellers, möglich? Gewiß nicht, denn jede Geschichtsdarstellung baut sich auf einer Reihe von Urtheilen auf, jedes Urtheil aber ist ein Resultat des Nachdenkens und als solches subjectiv; blos die brutalen Naturereignisse, welche den Lauf und die Gestaltung des Geschehenden bedingen oder wenigstens bedingen können, fordern das menschliche Urtheil nicht heraus; sonst aber steht, gut oder schlecht verhüllt, hinter jeder geschichtlichen Thatsache die nachprüfende Gestalt des Geschichtschreibers. Das Ideal einer Geschichtsdarstellung ist dies zwar nicht, aber das Ideal ist nun und nimmermehr zu erreichen; es würde darin bestehen, daß in der Darstellung die Geschicke der Menschheit sich gerade wieder in der Beleuchtung und Gruppirung mit den Motiven und Folgen spiegeln würden, wie sie einstmals in Wirklichkeit sich abgewickelt haben; aber dazu bedürfte es einer Unfehlbarkeit des Urtheils, eines Scharfblickes nach vorwärts und rückwärts, einer Ruhe und Erhabenheit, wie sie menschliches Maß weit überragen. Der Geschichtschreiber, und auch der größte, muß zufrieden sein, wenn seine Stimme gleichsam das Echo der denkenden Zeitgenossen wiedergibt. Je mehr Einzelstimmen er zu dem einen Ton dieses Echos zu gewinnen weiß, desto näher kommt er jener Objectivität, desto mehr verschwindet seine Person hinter der Bildfläche der Ereignisse. Aber mit diesem Verschwinden ist nicht allen Naturen gedient, und gerade die gewaltigern drängt es, aus dem Chorus der Zeitgenossen herauszutreten und ihre Sonderstimmen vernehmen zu lassen. Nicht nur malt sich die Welt anders in ihren Köpfen, sondern es reizt sie auch, dieses Gemälde den Mitlebenden zu zeigen, doch nur zu selbstbewußt und selbstherrlich, um sich einer unterschiedslosen Allgemeinheit zu fügen; sie wollen nicht einer unter, sondern über vielen sein, und dürfen dies auch bis zu einem gewissen Grade, weil sie allein sich im Vollbesitz dessen fühlen, was sie zu einem maßgebenden Urtheil berechtigt, sollte dieses auch sich in Widerspruch setzen mit dem der Mitforscher der denkenden Menschheit.

Zu dieser Kategorie von Geschichtschreibern gehört fraglos Mommsen, hierin seinem großen Vorgänger Niebuhr nicht blos gleich, sondern (wenn es in Wirklichkeit ein Vorzug ist) überlegen. Die Art freilich, wie er

römische Geschichte schrieb, hat nicht allen zugesagt, wenn auch die Art, wie er sie trieb, d. h. seine Gelehrsamkeit, seine Universalität, die Tiefe und der Umfang seiner Studien, sein kritisches Rüstzeug jedermann ohne Ausnahme, auch seinen ausgesprochensten Gegnern, imponiren mußte: er zwang jeden Leser in seinen Bann, mochte man auch dieses Maß von Subjectivität nicht blos für vollgerüttelt, sondern für überquellend und überladen halten — der prickelnde Reiz wirkte aber doch und gewann momentan die Oberhand über das Gefühl der Unlust und Verstimmung. Und die Erwartung einer Fortsetzung und des endlichen Abschlusses des großartigen Werks steigerte sich eher mit den Jahren, als daß sie nach und nach abgenommen hätte; selbst als sich das Gerücht verbreitete, daß äußere Umstände das lang ersehnte Erscheinen des Werks auf lange hinausgeschoben, ja für immer verhindert hätten und andere Aufgaben in den Vordergrund getreten seien, sträubte man sich, daran zu glauben; die Hoffnung hielt auch jetzt noch die Resignation in der Schwebe, endlich mit den Jahren gewann letztere den Sieg. Um so angenehmer, ja freudiger war die Ueberraschung, als gegen Ende des vorigen Jahres die officielle Kunde von der Vollendung eines neuen Bandes durch das Land ging und die That sofort dem Worte folgte. Es war freilich nicht die unmittelbare Fortsetzung, nicht der vierte Band, der an Julius Cäsar hätte anschließen und uns die ersten Kaisergestalten vorführen sollen, sondern der fünfte, der die Provinzialzustände im Reich, von Cäsar bis Diocletian, schildert. Darin lag für viele eine Enttäuschung, und correct ist es allerdings nicht, obwol in Deutschland nicht mehr gerade unerhört; es ist eine Unsitte, die natürliche Zeitfolge auf den Kopf zu stellen und einen fünften Band dem vierten, oder gar den zweiten dem ersten voranzuschicken, wie dies ein königsberger Gelehrter zu Stande gebracht hat. Mommsen kann nun allerdings zur Entschuldigung anführen (und er hat es wirklich gethan), daß das Fehlende für das gebildete Publikum eher durch andere Werke vertreten werden könne, während das hier Gebotene „in zugänglicher Fassung nirgends" vorliege, und der Umstand, daß dies nicht der Fall sei, ihm die Ursache zu sein scheine, weshalb das Publikum die römische Kaiserzeit häufig unrichtig und unbillig beurtheile. Ob diese Entschuldigung Stich halte oder nicht, wollen wir nicht untersuchen. Sicherlich fehlt es nicht an Darstellungen der römischen Kaisergeschichte, von Berufenen wie von Unberufenen, aber wie verschieden sehen die Charakterköpfe der Weltbeherrscher aus, je nachdem sie dieser oder jener Maler skizzirt oder porträtirt hatte; man konnte, wenn man diese Physiognomien nach ihren verschiedenen Darstellern von Tacitus an bis zu den Neueren durchmusterte, glauben, sich zuweilen in einer ganz andern Bildergalerie zu befinden, und gerade Mommsen schien vor allen andern dazu berufen und befähigt, endlich einmal die Züge dieser Kolossalfiguren wahrheitsgetreu nach dem Leben in der richtigen Vertheilung von Licht und Schatten zu conterfeien und einen Bildersaal herzustellen, der keine Carieaturen enthielt. Freilich ohne einen Zusatz Mommsen'scher Specialfarbe wären auch diese Kaiserbilder sicher nicht weggekommen, aber das hätte man „zum übrigen gelegt", man ist ja bei und von Mommsen daran gewöhnt.

Eine solche Leistung von Mommsen's Meisterhand wäre nicht blos interessanter, sondern, wie schon bemerkt, auch folgerichtiger gewesen. Jetzt werden wir von ihm weit entrückt von dem Centrum, dem Herzen des Reichs, von der Geburtsstätte des Weltschicksals, der Stadt Rom, an die entlegenen Theile und Grenzen, an die Peripherie des gewaltigen Kreises: nicht mehr urbi, sondern orbi gilt die Darstellung. Bisher war allerdings diese Aufgabe zu sehr als Nebenwerk betrachtet worden: die Stadt galt nicht blos als der Schwerpunkt des Reichs, sondern die Stadtgeschichte auch zugleich für Reichsgeschichte, man vergaß, daß das Herz doch nicht der Leib ist, daß „draußen im Reich" auch noch Leute wohnten. Schon Tacitus hatte zu dieser einseitigen Auffassung das Beispiel gegeben: er berührt zwar auch die Vorgänge in Italien, erwähnt die großen Naturereignisse und sonstigen Katastrophen, ja er zieht auch die Provinzen in seine Kreise, wenn sich dort außergewöhnliche Ereignisse abspielen, vor allem, wenn Kriege ausgebrochen sind, deren Wellenschläge auch noch am italischen Gestade verspürt werden — aber eben doch nur, insofern die Stadt und ihre Interessen davon berührt sind, insofern ein Rückschlag auf die in der Stadt residirende Reichsgewalt ausgeübt wird oder hervorragende Persönlichkeiten der Stadt (Feldherren u. a.) in Action oder Mitleidenschaft versetzt werden. Seiner Darstellung fehlt der warme Herzschlag für das Allgemeine, der weite und zugleich sympathische Blick für das Ethnologische, für das Drama der Völkergeschicke; er ist ein großer Sitten- und Seelenmaler, aber er malt nur städtische Zustände, städtische Figuren; er sieht nichts ex specie aeterni, alles ex specie urbis. Und Mommsen? Er hat in richtiger Würdigung dieses engen Gesichtskreises seinen Horizont aufs weiteste ausgespannt und die nothwendige Ergänzung zu dem Werk des römischen Geschichtschreibers geliefert. Auf biographische Vollbilder mußte hier verzichtet werden, das ethnographische Bild an deren Stelle treten: damit fällt von vornherein ein Reiz Mommsen'scher Kunst weg, denn gerade in der persönlichen Charakteristik bewährt Mommsen seine Meisterschaft. Zwar liefern auch die Provinzen große Männer, die an den Geschicken Roms mitarbeiten; aber die Quellen versiegen und gestatten höchstens die Zeichnung eines farbenlosen Schattenrisses, nicht das Ausmalen eines lebensvollen Bildes.

Was wissen wir über den Befreier Deutschlands Arminius, über das Mannweib Zenobia? Genug freilich, um sie zu Heldenfiguren zu stempeln, aber doch viel weniger, als wir gern wüßten und als für ein Porträt ausreicht. Noch spärlicher aber ist es bestellt mit einer stattlichen Zahl anderer Individuen im Osten und Westen, die kaum durch ihre Namen aus den unterschiedslosen Volksmassen emporragen und schemenhaft unter dem Griff

des Historikers zerrinnen — und doch haften diese Namen gewiß auch, und viel öfter als wir ahnen, an wirklichen Heldenfiguren, denen zu historischen Größen nichts fehlt als die Gunst oder, sagen wir lieber, der Zufall geschichtlicher Ueberlieferung. Hier wie dort galt es also Entsagung zu üben, und Mommsen hat es in einer Weise gethan, welche alles Lobes werth ist; ja es könnte scheinen, als ob er diese Kunst, die seiner Natur jedenfalls keine kleine Ueberwindung kostete, bisweilen in Fällen geübt habe, wo ein mehreres erlaubt war. Wir denken hier beispielsweise an Germanicus. Würde Mommsen diese gleiche Entsagung sich vor dreißig Jahren auch auferlegt haben, oder ist er mit reifender Einsicht behutsamer, ist er skeptischer geworden gegen die Gültigkeit der Ueberlieferung? Hat das Alter ihm ein Merk- und Mahnzeichen gegeben, daß er nicht wie früher das Thatsächliche in den vollen Strom seines Geistes tauchen möge, oder hat vielleicht dieser Strom selber an Fülle verloren? Man könnte versucht sein, aus dem Stil einen oder den andern dieser Schlüsse zu ziehen; dieser ist in der That objectiver und gewissermaßen ruhiger geworden; er zeigt nicht mehr die überraschenden Lichter, das glänzende Colorit, das manche Partien der Darstellung zu wahren Cabinetsstücken stilistischer Virtuosität machte; aber das mag am Stoff liegen und eigentliche Nachlässigkeiten, die diesmal in größerer Zahl sich eingeschlichen haben, scheinen eher durch zufällige und momentane Disposition des Verfassers, als durch abnehmende Kraft verschuldet zu sein. Einstweilen wenigstens bedürfte es eines außerordentlich feinen Formgefühls, um eine solche Abnahme herauslesen zu wollen. Wer Mommsen kennt, wird ihn auch hier wieder in seiner ungeschwächten Eigenart finden und den temperirten Fluß der Darstellung, das Nichtvorhandensein von Stromschnellen und prächtigen Cascaden andern Umständen zuschreiben.

Schon ein äußerer Blick auf den stattlichen Band läßt uns errathen, daß ein reicher Stoff hier niedergelegt und von der Hand eines Mommsen nicht blos aufgespeichert, sondern auch gegliedert, gesichtet und nach allen Seiten verwerthet worden sei. Ist doch diese Eintheilung des Stoffs mehr oder weniger eine Schöpfung des Verfassers, denn wenn auch berühmte Historiker vor ihm (wir nennen hier Gibbon) die römische Kaisergeschichte als Reichsgeschichte aufgefaßt und behandelt haben, d. h. als den Complex sämmtlicher im Reich, nicht blos in Italien oder der Hauptstadt zu Tage getretener geschichtlicher und culturgeschichtlicher Erscheinungen, so hat doch noch kein Geschichtschreiber diese Ereignisse nach ihrem localen, d. h. provinzialen Auftreten geschildert, keiner dem Reich in seiner Sonderung von der Hauptstadt eine so umfangreiche Darstellung gewidmet, wir dürfen auch hinzufügen: keiner einen solchen Quellenreichthum ausgebeutet wie Mommsen. Durch diese Quellen (allerdings mehr durch ihre Beschaffenheit als ihre Ergiebigkeit) ist auch eine Fülle von Stoff zugeführt worden, der anderswo noch nicht gefunden, also auch nicht verwerthet worden war. Wir meinen das Inschriftenmaterial und in zweiter Linie die Münzen. Es genügt, dies hier blos anzudeuten, zugleich aber muß beigefügt werden, daß der von uns berührte Quellenreichthum nur relativ zu verstehen ist, im Vergleich nämlich zu dem Quantum, welches frühern Forschern zu Gebote stand. Zudem ist mit dem Reichthum der Quellen nicht zugleich ihre Brauchbarkeit zugegeben. Klagt doch Mommsen ernstlich, und im allgemeinen gewiß auch mit Recht, über die „sogenannten Quellen dieser Epoche", auch der bessern, indem man „nur schwer den Unwillen bemeistere über das Sagen dessen, was verschwiegen zu werden verdient, und das Verschweigen dessen, was zu sagen nothwendig war". Er meint hierbei natürlich die literarischen, und wer will es ihm verargen, wenn er bei dieser theils unzuverlässigen, theils fragmentarischen Beschaffenheit des Materials zu der Phantasie, welche wie aller Poesie so auch aller Historie Mutter ist, seine Zuflucht nimmt, um durch sie etwas Licht in die dunkeln und den allernothwendigsten Zusammenhang in die klaffenden Stellen des Gemäldes zu bringen. Doch auch diese Hülfe hat nur allzu oft versagt, versagen müssen! Man lese den Abschnitt über „Die Euphratgrenze und die Parther". Scheinbar Detail genug, Siege und Niederlagen, Kreuz- und Querzüge, Stöße und Gegenstöße, Kabalen und Intriguen, Palastverschwörungen und Volksaufstände, Gesandtschaften und Kriegserklärungen, Thronwechsel, Trophäen und Demüthigungen die Fülle — und doch keine Spur von einem einheitlichen Bild, kein leitender Gedanke, kein fester Plan, keine treibende Urkraft, lauter verzettelte, verworrene und widerspruchsvolle Züge, ein wüstes, chaotisch wirbelndes Spiel mit Einsatz von Blut und Menschenleben ohne Abschluß und Ergebniß, und über diesem düstern Leichenfeld kein verklärender Schein irgendeiner Idee, kein scharf begrenzter greifbarer Charakter von menschlich anmuthenden oder groß angelegten Zügen, Schatten und Schemen in Hülle und Fülle, aber keine Menschen. Und doch ist der Mensch nicht nur für den Dichter, sondern auch für den Historiker die „Krone der Schöpfung".

Mommsen's Schuld ist es freilich nicht, daß einzelne Abschnitte so kahl ausfallen mußten; was er vermag, wenn die Quellen reicher sprudeln, zeigt seine Schilderung der beiden größten und blühenden Reichsstädte außer Rom: Antiochia in Syrien und Alexandria in Aegypten, die zwar auch der menschlichen Physiognomie entbehrt, dafür aber durch den Schmuck landschaftlicher, man möchte beinahe sagen Stimmungsbilder und ethnographischer Gemälde hervorragt. Trotzdem aber und trotz der anderweitigen Bestimmung des Buchs, das ja eben mehr Zustände als Persönlichkeiten schildern will, sucht der Leser immer wieder die Fußspuren letzterer zu entdecken, und es gelingt ihm hier und da vielleicht auch zu seinem großen Erstaunen. Freilich daß Tacitus übel wegkommt als der „unmilitärischste aller Schriftsteller" und schlechter Referent, kann bei Mommsen bereits nicht mehr wundern; auch staunen wir bereits als Gewohnheitsgeschöpfe nicht mehr über den historischen Weihrauch, der dem Kaiser Tiberius gespendet

wird als dem „tüchtigsten Herrscher, den das Reich gehabt hat", wenn auch gelegentlich etwas weniger duftende Spezereien beigemischt werden. Dagegen werden wir hier zum ersten mal, wenn Referent nicht irrt, mit Domitian als einem der sorgfältigsten Verwalter, die das Kaiseramt gehabt hat, vertraut gemacht, welches Lob an anderer Stelle wiederholt und nur durch den Zusatz eingeschränkt wird, daß der „gute Reichsverwalter" „stumpf war für die Förderung der militärischen Ehre". Darüber und noch über einiges andere, das der bisherigen Auffassung zuwiderläuft, wird Mommsen hoffentlich die Beweisstücke in der Hand haben; für gewisse Behauptungen wird ihm freilich der Beweis sehr schwer, ja geradezu unmöglich werden, so für die absonderliche Idee, es sei eine der empfindlichsten Lücken der römischen Kaisergeschichte, daß die Standlager der beiden Legionen, die unter den julisch-drusischen Kaisern die Besatzung von Mösien bildeten, der vierten Scythica und der fünften Macedonica, sich bisjetzt nicht mit Sicherheit nachweisen lassen! Ach wie gut stände es, wenn es im großen Kapitel „Römische Geschichte" keine berechtigtern Desiderata gäbe als dieser Stoßseufzer! Auch über Trajan's Denkzettel, den Mommsen ihm anhängt, wird mancher Leser den Kopf schütteln, wenn er darauf liest: „Trajanus war ein Mann großer Thaten, aber noch größerer Worte." Ueber manches Aperçu wird, je nach der Individualität des Lesers, ein ganz verschiedenes Gericht, Beifall oder Misbilligung, ergehen. Der eine wird finden, es widerstrebe der Würde des historischen Stils, wenn Mommsen die Gallier „in der Furcht des Herrn" gehalten sein läßt, es sei ungehörig, moderne Streiflichter am geschlossenen Horizont der alten Geschichte aufzucken zu lassen, wenn sie auch dieser oder jener Stelle zu besserer Beleuchtung dienen könnten. Friedrich der Große, Pitt und Beaconsfield, die Stadt Washington oder gar Schulpforta und Bonn, seien hors d'oeuvre in einer römischen Provinzialgeschichte, vollends die Vergleichung der Lagidenmonarchie mit der Friedericianischen sei unstatthaft, sintemal wir über erstere denn doch nicht in dem Grade unterrichtet seien, der zu einer solchen Parallele berechtigte. Referent kann zwar diesen Standpunkt unbedingter Zurückweisung nicht theilen, wenigstens da, wo das Pendant ungesucht und unwillkürlich dem Leser vor die Seele tritt; warum sollte da der Schriftsteller das spontane Gedankenbild gewaltsam zurückdrängen? Wird nicht ad vocem „Judenhetze" (im alten Alexandria oder sonst wo) jeder Denkende an Erscheinungen unserer Gegenwart gemahnt, mit zwingender Gewalt gemahnt? Oder wenn er Chartum erwähnt findet oder Dongola, muß er nicht eine Parallele ziehen zwischen damals (wo die schriftlichen Denkmäler des Pharaonenreichs bis nach letzterm hineinreichten und nur sechs Tagereisen von ersterm entfernt sich die Trümmer der früh verschollenen Aethiopenstadt Meroë und Gruppen von Tempeln und Pyramiden finden) und jetzt, wo sich wasserlose Steppen dehnen und die Oede der Gegend nur etwa von wilden Mohammedanerhorden vorübergehend belebt wird? Oder wenn er liest von dem großartigen Handel Arabiens mit Aegypten, mit Syrien und Indien, von der Blüte des gesegneten Jemen (dem ausgedehnten Reich der Homeriten), von den Wasserbauten daselbst, oder dem Reich des „Königs der Könige" (d h. dem der Axomiten, in heutigen Habesch), und wie jener Handel von den Römern zum Schutz der ägyptischen Seefahrt jählings zerstört, wie Roms Politik und Eroberungssucht jenen Reichen, die theilweise hellenisches Wesen widerspiegelten, verderblich wurde — muß er nicht seinen Blick nach dem heutigen Abessinien oder dem glücklichen Arabien lenken und vergleichen, was beide unter halb wilden Scheinchristen oder dem Henker des Hellenenthums, dem Islam, geworden sind? Ueberhaupt, wenn die Geschichte die Lehrerin der Menschheit sein soll, so muß auch der Geschichtschreibung, unbeschadet ihres künstlerischen Charakters, vornehmlich, da sie ja auch Wissenschaft ist, erlaubt sein, dieses Lehramt nicht nur durch das Mittel ihrer natürlichen Beschaffenheit, sondern auch durch directe Hinweisung, durch Herbeiziehung und Verwerthung der verwandten geschichtlichen Erscheinungen zu üben. Allerdings unterläßt dies Mommsen manchmal gerade da, wo es am nächsten läge, und macht Gebrauch davon, wo es weniger angezeigt erscheint.

Auch über anderes wird man mit ihm rechten dürfen. Es erscheint als eine äußerst kühne Behauptung betreffs der Juden: „die Uebertragung der heiligen Bücher aus der hebräischen Sprache in die griechische, und zwar in die Volkssprache der ansehnlichsten Judengemeinde außerhalb Judäas, habe dem Judenthum seine Weltstellung gegeben". Was heißt „Weltstellung"? Und kann den Juden zu irgendeiner Zeit eine solche zugestanden werden außer der durch das Kapital bedingten, die doch Mommsen entschieden nicht meinen kann! Neu wird auch für manche die Aufstellung sein, daß „in keinem Lande der antiken Welt die Sklaven mit solcher Humanität behandelt worden seien wie in Hellas". Es ist ja wahr, daß inschriftlich einzelne Vorkommnisse fixirt sind, welche von einem humanen Geiste zeugen; aber solche Einzelheiten zu verallgemeinern, zu einer Sitte zu stempeln und das Griechenvolk aufs Piedestal zu erheben auf Kosten der Römer, welche doch wahrhaftig in ihren maßgebenden und erlauchten Geistern, einem Cicero, Plinius, Seneca u. a., ganz andere Apostel der Humanität und allgemeinen Menschen-, also auch Sklavenrechte besitzen, ist einseitig und ungerecht (man vergleiche einen Plato und Aristoteles). Und konnte wirklich nur in Hellas ein unfreier Mann wie Epictet unter Trajan mit angesehenen Männern senatorischen Standes in der Weise verkehren wie Sokrates mit Kritias und Alkibiades? Was war denn schon längst vorher in Rom mit dem griechischen Sklaven Livius Andronicus geschehen, oder mit dem Lustspieldichter Terenz, dem Sklaven aus Afrika, und Cäcilius, seinem Kunst- und Standesgenossen aus dem cisalpinischen Gallien? Und Cicero's freigelassener Tiro und die massenhaften griechischen Sklaven, die in den vornehmen Häusern Roms das

Amt des Pädagogen versahen, sind diese wirklich im allgemeinen weniger human behandelt worden als die ausländischen oder auch griechischen Sklaven in griechischen Landen? Wer aus seinen Studien diesen Eindruck erhält, hat nicht mit vorurtheilsfreiem Blick gelesen. Indessen solche Unebenheiten verschwinden in der imposant sich ausdehnenden Fruchtebene, die alles liebt, was ein Geschichtschreiber leisten, mehr als was man von ihm verlangen kann. Welche Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten, die überhaupt nur denkbar sind, haben nicht, aus den entlegensten Winkeln zusammengesucht, hier ihren richtigen Platz gefunden oder ihre gelegentliche Erledigung, oft zur großen Ueberraschung des Lesers, wie z. B. die mangelnde Weincultur in Gallien und die Zwangsmaßregeln römischer Herrscher zu Gunsten der italischen Weine, oder das schöne klare Trinkwasser, dessen die Bewohner von Paris sich erfreuten, und wieder, mit solchen Zügen verglichen, die Zergliederung der Offenbarung Johannis!

Aber mitten unter der Mosaik von Detail tauchen stets Ideen, Kerngedanken und große Gesichtspunkte auf, welche jenes beherrschen und zur Einheit zusammenfassen: man vergleiche die meisterhafte Art, wie der Rhein und die Donau aus ihrer blos geographischen Existenz herausgehoben und zu entscheidenden Factoren der gesammten Reichsausdehnung und staatlichen Entwickelung gemacht worden. Für einen geistreichen Mann muß die Versuchung nahe liegen, über die breite Fläche des geschichtlichen Lebens zuweilen den Kopf emporzurecken und nach höhern Warten umzuschauen, oder auch, wenn sie sich nicht zeigen wollen, sich selber solche zu schaffen, ohne gerade „Geschichtsphilosoph" im Hegel'schen Sinne zu werden. Es gibt treibende Factoren, von denen die Durchschnittshistoriker keine Ahnung haben, Gesetze, welche, einmal aufgedeckt, ganze Serien von Ereignissen erklären und dadurch zu einer Einheit zusammenfassen — aber man schaffe solche Gesetze wol auch selber, dann sind es eben geistreiche Phrasen. Auf solche wird man im vorliegenden Bande kaum stoßen, weniger als in den vorhergegangenen; so wird sich jedem Denkenden sofort die schlagende Wahrheit der Bemerkung aufdrängen, schlagend gerade wegen ihrer Einfachheit, welche Mommsen anlaßlich der fortgesetzten römischen Uebergriffe in das Stammgebiet der orientalischen Nationalität gemacht hat. „Der Grund oder, wenn man will, die Entschuldigung dafür, daß diese Uebergriffe dennoch sich fortsetzten, liegt darin, daß das Nebeneinander gleichberechtigter Großstaaten mit dem Wesen des römischen, man darf vielleicht sagen mit der Politik des Alterthums überhaupt unvereinbar ist." Dieser Gedanke ist gewiß ebenso einfach als fruchtbar, und doch vielleicht noch von niemand klar gedacht worden. Was werden aber die Optimisten sagen, jene fröhlichen Agenten für den Fortschritt à tout prix, für den probaten Weisheitsextract, daß „tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes", was werden sie sagen, wenn Mommsen, der doch gewiß reactionärer Gesinnung nicht bezichtigt werden kann, das Facit — denn so darf man es doch wol nennen — seiner Geschichtsbetrachtung also zieht:

Und wenn einmal ein Engel des Herrn die Bilanz aufmachen sollte, ob das von Severus Antoninus beherrschte Gebiet damals oder heute mit größerm Verstande und mit größerer Humanität regiert worden ist, ob Gesittung und Völkerglück im allgemeinen seitdem vorwärts oder zurückgegangen sind, so ist es sehr zweifelhaft, ob der Spruch zu Gunsten der Gegenwart ausfallen würde.

Momentane elegische Stimmung werden die einen es nennen, die andern „das Vorurtheil eines in antiken Anschauungen und Prädilectionen aufgewachsenen Gelehrten", noch andere „Phrase, nichts als Phrase"! Sie haben unrecht alle miteinander und wir wollen ihnen zu Hülfe kommen. Mommsen meint zunächst diejenigen Gebiete, wo früher die gesegnete Arbeit der Kaiserzeit zu suchen und zu finden war, jetzt aber die Uncultur zu Hause ist — den Orient und Afrika. Und er gibt auch die Illustration zu jener Bilanz:

Die dauernde Blüte der culturfähigen Landschaften Kleinasiens erstreckt sich nicht blos auf die Städte glänzenden Namens wie Ephesos, Smyrna, Laodicea — Kleinasien war ja die Provinz der fünfhundert Städte! —, wo immer ein von der Verwüstung der anderthalb Jahrtausende, die uns von jener Zeit trennen, vergessener Winkel des Landes sich der Forschung erschließt, da ist das erste und mächtigste Gefühl das des Entsetzens, fast möchte man sagen die Scham über den Contrast der elenden und jammervollen Gegenwart mit dem Glück und dem Glanz der vergangenen Römerzeit.

Und in Syrien starrt jetzt an der Stelle, wo einst das blühende Apamea lag, eine baum- und saatenlose Felsenwildniß, die Wohnstätte von Räuberhorden, das ganze Thal des wasserreichen Orontes war früher eine große Culturstätte, heutzutage große Wüste, und wo dem heutigen Reisenden das Leben und Gedeihen des Menschen unmöglich scheint, war ein beträchtlicher Theil ehemals das Arbeitsfeld rühriger Arme. Der Weg von Hemesa nach Palmyra muß jetzt mit Kamelen, die Wasser tragen, zurückgelegt werden, aber die ganze Strecke ist bedeckt mit den Resten einstmaliger Villen und Dörfer. Es ist nicht die Aufgabe des Geschichtschreibers, den Weltplan, den der Gang der Geschichte darstellen soll, zu schulmeistern oder zu beseufzen, denn hier wird menschlicher Witz zu Schanden; aber er braucht sich auch von etwas, das er nicht versteht, weder imponiren noch zur Resignation des Schweigens bestimmen zu lassen. Glaubt er einen stetigen Fortschritt im Laufe der Geschichte zu erkennen, gut; scheint ihm jener auf Jahrhunderte gehemmt und zurückgestaut, sodaß niemand das Gegentheil beweisen kann, so darf er es auch offen aussprechen. Wir müßten allerdings am Grunde alles Seins verzweifeln, wenn wir nicht annehmen wollten, die Weltgeschichte sei wirklich das Weltgericht; aber da uns die Sprüche dieses Gerichts in zahllosen Fällen theils als unfaßbar vorkommen, theils jahrhundertelang zu pausiren scheinen, so dürfen wir Menschen doch gewiß die Ereignisse einstweilen in unser menschliches Spectrum fassen und sagen, wie sie sich hier ausnehmen. L. Mühly.

Dialektgedichte.

Gedichte in frankfurter Mundart von Friedrich Stoltze. Zweiter Band. Dritte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. Frankfurt a. M., Keller. 1884. 12. 3 M.

Es ist ein ganz eigen Ding um den Dialekt! Nirgends wol ist des Dichters Wort von der Sprache: „die für dich dichtet und denkt", so zutreffend, wie bei Dichtungen in irgendeinem Dialekt, mit welchem Ausspruch wir übrigens keineswegs irgendeinen der Dichter, welche „in Mundart machen", zu treffen wünschen: unsere Behauptung ist vielmehr ganz allgemein aufgestellt. Wenn z. B. die Werke des bedeutendsten Mundartdichters, Fritz Reuter, in das Neuhochdeutsche übersetzt würden, so würden diese Dichtungen selbstverständlich nicht nur ihres allergrößesten Reizes, ihres einfachen, faltigen, ländlichen Gewandes entkleidet werden und in ziemlich dürftiger und eckiger Gestalt vor uns treten, sondern auch jener ihnen innewohnende, unvergleichliche Humor, jenes tiefe, oft durch ein einziges Wort, eine einzige burleske kurze Wendung sich kundgebende, tiefe Gefühl würde größtentheils verloren gehen. Aehnlich verhält es sich mit den Poesien in andern Mundarten, schlesischer, obererzgebirgischer, thüringischer u. s. w.; ja selbst Edwin Bormann's unübertreffliche „Leibziger Boesieen" würden zum weit überwiegenden Theil ihren urwüchsigen Humor einbüßen und auf das Niveau gewöhnlicher Verse herabsinken. Umgekehrt verhält es sich, wenn Gedichte neuhochdeutscher Sprache in eine Mundart übersetzt werden; diese verlieren dann nur an Eleganz des Ausdrucks, gewinnen aber jene dem Dialekt eigene, eigenthümliche Atmosphäre.

Friedrich Stoltze's „Gedichte in frankfurter Mundart" (er hat bekanntlich auch in neuhochdeutscher Sprache gedichtet) gehören ganz unbestritten zu den allerbesten, was in Mundart, nicht nur frankfurter („Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!"), jemals erschienen ist. Sie sind witzig, knapp im Ausdruck, gesunden Menschenverstandes voll, gefühlvoll, fesselnd. Wir müssen uns leider die Freude versagen, zur Unterhaltung unserer Leser hier mehreres daraus zu citiren, wollen jedoch betonen, daß manches der Erzeugnisse recht wohl sogar die Uebertragung ins Neuhochdeutsche vertragen würde, und zwar um so eher, weil die frankfurter Mundart für jeden, auch den Laien, leicht verständlich ist; viel leichter z. B. als Fritz Reuter. Als Curiosum sei erwähnt, daß jenes bekannte Tingeltangellied: „Eins, zwei, drei, An der Bank vorbei", welches vor wenigen Jahren überall in Alldeutschland über die Tingeltangelbühnen flog, Stoltze, wenn nicht zum „böswilligen Urheber", so doch zum „Doll"-metsch des Volks gehabt (wie „Haidenröslein" Goethe) hat, denn S. 33 finden wir das Original zu jenem „classischen Blödsinn", ausführlich erläutert bereits 1859, nämlich: „Sichel an die Bank"! Die „Wacht am Rhein" findet „gebührende" Abfertigung:

Die Wacht am Rhei, — merr hat kää Ruh,
Merr heert se alsfort brülle. . . .

Heint Nacht um Zwelf ehrscht schlaf ich ei,
Da stolpern Zwää vorüwer. . . .

Wacht ihr am Rhei so viel derr wollt,
In Frankfort laßt mich schlafe!

Hans Minckwitz.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Das heilige Abendmahl des Leonardo da Vinci" von Erich Frantz (Freiburg i. Br., Herder) unterwirft das genannte Bild einer eingehenden Betrachtung. Er bespricht zunächst die Verkörperung dieses Stoffs durch die florentiner Kunst (Taddeo Gaddi im Refectorium von San-Croce in Florenz), die Werke von Giotto (Capella di Scrovegni zu Padua), Schule des Giotto (in der Pinakothek zu München), Duccio di Buoninsegna (im Dom zu Siena), Fra Angelico (eine Zelle von San-Marco), Andrea del Castagno (Santa-Apollonia in Florenz), Ghirlandajo (Refectorium der Ognissanti), Cosimo Roselli (Sixtina zu Rom), Andrea del Sarto (San-Salvi zu Florenz). Hierauf schildert er die vielseitige Thätigkeit des Leonardo in Mailand und geht sodann auf das Abendmahl desselben über. Die eingehend behandelte Geschichte dieses Bildes beweist, welche entsetzlichen Schicksale es im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat. Hierauf zergliedert Frantz das Gemälde in ästhetischer Weise; er thut dies mit überzeugender Feinsinnigkeit und tiefeindringendem Verständniß. Endlich gibt er eine Kritik der Handzeichnungen zum heiligen Abendmahl in Venedig, Paris und London, leugnet die Aechtheit der Blätter in Weimar, und schließt mit einer Besprechung der Copien des da Vinci'schen Werks. Die ganze Arbeit, ebenso tief eindringend wie erschöpfend, verdient hohe Anerkennung; einmal verwechselt er J. J. Winckelmann mit Lessing, dann wieder schweigt er Thausing's meisterhafte Analyse des in Rede stehenden Gemäldes todt, verlangt aber mit Recht, daß der weltbekannte Morghen'sche Stich durch eine Copie ersetzt werde, welche der Kraft und Formengebung Leonardo's näher komme.

— Aus der bekannten „Collection Spemann" liegt uns das erste Bändchen vor von der Serie „Fürst Bismarck als Redner". Das Ganze bietet eine vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden Bismarck's seit dem Jahre 1847, unter Redaction von Wilhelm Böhm. Der erste Theil enthält die Reden aus den Jahren 1847—52. Das Studium derselben ergibt in geradezu überraschender Weise, wie der spätere Bismarck bereits in dem frühern fast fertig vorgebildet ist. Ueber alle schwierigen Fragen äußert er sich schon damals so scharfsinnig und selbständig, fest und bescheiden, daß man diese eminente Klarheit und Charakterfestigkeit bewundern muß. Die Lektüre dieser Reden ist jedenfalls eine hochinteressante.

— „Das Weltbild der Ilias und seine Bedeutung für unsere Zeit." Von Christian Semler (Dresden, Ehlermann). Der Verfasser hat hier gewiß sein Aeußerstes geleistet, um seinen Namen einmal gedruckt zu sehen, und doch muß man ihm das Wort zurufen: si tacuisses. Es gebricht uns hier an Raum, um eine Blütenlese des bombastischen Schwulstes zusammenzu-

stellen, welcher in der kleinen Broschüre wuchert. Wer recht viel überflüssige Zeit hat, mag zu seiner Erheiterung während der Siesta dieses „Weltbild" lesen; im übrigen müssen wir leider dem Verfasser in seinem eigenen Interesse möglichstes Uebersehen seiner „Studie" wünschen. Wenn jemand in die Welt hinausschreiben kann: „Das Thier hat verständige Kinderzucht" . . . „Zu dem Heroischen des männlichen Löwen gesellt sich das erheiternde Bild der Kinderstube, wenn die Jungen der vielgeplagten Löwin unaufhörlich Ohren und Schwanz bearbeiten" . . . „Das Reich der Sittlichkeit ist von ewiger Dauer. Sie soll herrschen, aber nicht in blindem Amtseifer den Hauch irdischer Freude wegwischen wollen. Die Natur wird jedesmal sich auflehnen, wie in Goethe's «Braut von Korinth», denn wir sind zwar «Gottes Kinder», aber doch zunächst noch auf der Erde, wo der Anblick weiblicher Schönheit Lebensfreude und Versöhnung erweckt"; wer auf jeder Seite solches und ähnliches schreiben kann, hat kein Recht, zu der ohnehin schon maßlosen Verschwendung von Druckerschwärze noch mehr beizutragen.

— Von den „Deutschen Zeit- und Streitfragen", herausgegeben von Franz von Holtzendorff (Berlin, Habel), liegen uns vor Heft 209 und 210, welche folgende Themen enthalten: „Deutschland und sein Reichskanzler gegenüber dem Geist unserer Zeit", von Hugo Preuß; „Die Revision der Luther-Bibel", von Emil Zittel. Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Rudolf Virchow und Franz von Holtzendorff (Berlin, Habel), haben wir anzuzeigen die Hefte 457 und 458, in welchen die Themen behandelt werden: „Die Trauer um die Todten bei den verschiedenen Völkern", von E. Wasmansdorff; „Galilei", von Ludwig Pilgrim.

— „Tagebuchblätter aus der Krimm" hat Graf Fr. Berg veröffentlicht (Reval, Kluge). Der Verfasser versteht ebenso gut zu beobachten wie anschaulich und belebt zu schreiben. Allen, welche gelegentlich einmal einen Spaziergang nach dem gelobten Lande der Krimm unternehmen wollen, darf diese Reiselektüre empfohlen werden.

— „Die völkerrechtliche Stellung des Papstes" hat F. Heinrich Geffcken im „Handbuch des Völkerrechtes" behandelt, die Verlagshandlung (Berlin, Habel) aber eine Separatausgabe davon veranstaltet. Der berühmte Gelehrte hat hier einen Essay geschaffen, welcher geradezu ein Meisterstück genannt werden darf. Eminente Gelehrsamkeit, maßvolles und sicheres Urtheil, politische Weisheit durchdringen sich harmonisch, um die Lektüre dieser Broschüre ebenso belehrend wie genußreich zu machen. Nicht blos Staatsmännern und Historikern von Beruf, sondern überhaupt jedem Gebildeten empfehlen wir diese Studie auf das dringendste.

— Im Verlage von R. Oppenheim in Berlin erscheint eine neue Stereotypausgabe sowol des großen „Musikalischen Conversations-Lexikons" von Mendel-Reißmann, als auch des „Handlexikons der Tonkunst" von August Reißmann. Die Probelieferungen dieses Unternehmens sind ausgegeben. Genannte Werke genießen in der musikalischen Welt eines so großen und begründeten Rufs, daß wir Eulen nach Athen tragen würden, wenn wir denselben hier eine neue Empfehlung mitgeben wollten.

— E. Heinrich hat sich veranlaßt gesehen, ein kurzes Lebensbild von „Johann Sebastian Bach" zu entwerfen (Berlin, W. Baensch), welches sich als ein Auszug aus Bitter's großer, in demselben Verlag erschienenen Bach-Biographie einführt, und zwar ohne jedes Eingehen auf die Werke des großen Tonmeisters. Wem mit einer solchen Arbeit gedient ist, dem kann sie empfohlen werden.

— „Die Militärmusik und die militärmusikalische Organisation eines Kriegsheeres", ist der Titel einer hinterlassenen Denkschrift von Wilhelm Wieprecht, dem frühern weltbekannten Director des preußischen Garde-Corps (Berlin, Habel). Dieses Büchlein enthält die Grundzüge, nach denen eine schulgerecht gebildete Armeemusik organisirt werden muß. Diese Grundzüge sind das Ergebniß einer so ausgezeichneten Erfahrung und Sachkenntniß, daß sie allen Betheiligten als mustergültig in ihrer Art gerühmt werden dürfen.

Bibliographie.

Bunte Berliner Mappe, herausgegeben von E. Düsterhoff. Berlin, Kaulah. 8. 2 M.

Leroud, H., Herappel und Rosselthal. Skizzen aus der Rosselgegend. Forbach, Hupfer. 8. 2 M.

Lotheißen, F., Zur Sittengeschichte Frankreichs. Bilder und Historien. Leipzig, Elischer. 8. 5 M.

Lüthi, E., Bern's Politik in der Reformation von Genf und Waadt. Berlin, Fiala. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Marsop, P., Der Einheitsgedanke in der deutschen Musik. Eine kritisch-aesthetische Studie. Berlin, Th. Barth. 8. 1 M.

— — Neudeutsche Kapellmeister-Musik. Eine zeitgemässe Betrachtung. Berlin, Th. Barth. 8. 50 Pf.

Mayer-Bibus, Ottilie, Pater Franz. Sein Ehrenwort. Zwei Novellen. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Mommsen, T., Die Oertlichkeit der Varusschlacht. Bern, Weidmann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Montalembert, Graf v., Gregor VII., Mönch, Papst und Heiliger. Vom Verfasser genehmigte deutsche Ausgabe von J. Müller. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Moser, G. v., Lustspiele. 13ter bis 16ter Bd. Berlin, Lassar. 8. à 4 M.

Nentwig, G., Reisebilder aus der Grafschaft Glatz. Mit verschiedenen Abbildungen. Schweidnitz, Brieger u. Gilbers. 8. 1 M.

Neuert, H., Im Austragsstüberl. Ländliches Volksstück mit Gesang und Tanz. Musik von C. Horak. Augsburg, Schmid. 8. 1 M.

— — 's Christl vom Staffelberg. Oberbayerisches Volksstück mit Gesang, nach der Erzählung „Der Wurzengraber" von Th. Messerer, für die Bühne bearbeitet. Augsburg, Schmid. 8. 1 M.

Neustadt, L., Ungarns Verfall beim Beginn des 16. Jahrhunderts. Budapest, Kilian. Lex.-8. 1 M.

Olfers, E. W. M. v., Moses und die Materialisten. Eine Studie. Königsberg, Jakubowski. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Pawel-Rammingen, Baron W. v., Zwei Briefe an den österreichischen Justizminister. Chur, Kellenberger. Gr. 8. 2 M.

Pitawall, E., Ein verrathenes Herz. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Plechawski, E., Die Weltzeit, populär dargestellt. Wien, Konegen. 12. 40 Pf.

Ramann, A. M. B., Das Gästmahl zu Rudolstadt. Schauspiel. Dresden, v. Grumbkow. 1884. 8. 1 M. 20 Pf.

Rawald, G., Aus meiner Festungszeit. 1stes Hft. Halle, Kaemmerer u. Comp. 8. 50 Pf.

Reichenau, Auguste v., Dramatische Genre-Bilder. Der neue Bursche. Rosenketten. Gastfreundschaft. Berlin, Lassar. Gr. 8. 2 M.

Reinecke, H., Friedrich Fröbels Leben und Lehre. 1ster Bd. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 3 M.

Renner, H., Moderne Erziehung und die sittliche Verwilderung der Jugend unter dem Einflusse der socialen Uebelstände. Pädagogisch-socialpolitische Betrachtungen. Ein Buch für Lehrer, Geistliche und Eltern deutscher Nation. Bernburg, Bacmeister. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Reuß, Zoë v., Das Codicill. Roman. Berlin, Engelmann. 8. 3 M.

Rienau, H., Ut dat Volk för dat Volk un ut de Tied för de Tied. Plattdütsches Geriem. 2tes Hft. Garding, Lühr u. Dircks. 8. 50 Pf.

Ring, M., Die liebe Mama. Humoristische Erzählung. Berlin, Janke. 8. 50 Pf.

Musikalische Salonbibliothek. Herausgegeben von O. Keller. 1ster Bd.: Beethoven. Eine biographische Skizze. Herausgegeben von O. Keller. Wien, Huber u. Lahme. 32. 1 M.

Schäfer, D., Die Hanse und ihre Handelspolitik. Vortrag. Jena, Fischer. Gr. 8. 75 Pf.

Scheffler, H., Die Welt nach menschlicher Auffassung. Leipzig, Förster. Gr. 8. 13 M.

Stanley, H. M., Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Arbeit und Forschung. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit über 100 Abbilduugen, 2 grossen uud mehrern kleiuern Karten. In 2 Bänden. 2ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

Turgenjew, I. S., Vermischte Aufsätze. Aus dem Russischen übertragen von E. S. Mit einer Einleitung von E. Zabel. Berlin, Deubner. Gr. 8. 3 M.

Philosophische Vorträge, herausgegeben von der philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. 9tes Hft.: J. H. von Kirchmann als Philosoph. Vorträge von Lasson und Meineke. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 186 bis 192.

Der Chedive Ismail und Aegypten. — Der neueste Act der preußischen Finanzpolitik. — Militärisches aus Frankreich. — Zu den bevorstehenden Wahlen in Frankreich. — Der nationale Charaker der Mäßigkeitsbewegung. — Militärisches aus Italien. — Die geheime Sitzung des Braunschweigischen Landtags. — Deutsch-österreichische Handelsbeziehungen. — Afghanistans Völkerschaften. — Aussichten in den Vereinigten Staaten. Von Fr. von Löher.

Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Erinnerungen an Moritz Seebeck. Von K. Fischer. (I.) — Aus der Geschichte Stockholms. — Dumas père. — Die Goethe-Gesellschaft in Weimar. — Die Wandlungen des zweiten Kaiserreiches. Von Dr. Wollmann. — Geschichte der Meteorologie. — Der Goethe-Seebeck'sche Briefwechsel. Von K. Fischer. — Die internationale Ausstellung von Arbeiten aus edlen Metallen und Legirungen in Nürnberg 1885. Von J. Stockbauer. (III.) — Briefe vom Starnberger See. (I.) — Eine neue Shakespeare-Ausgabe. Von L. Proescholdt. — Zu Johannes von Müller's Schweizergeschichte. — Socialpolitik und Socialethik. (X.) — Lazarus Geiger. Von E. Neubürger. — Sommerbriefe aus Oesterreich. (III.)

Zur Frage der Ausstattung der künftigen Postsparkassen in Deutschland mit dem Giro- und Chekverkehr. — Die Arbeiterschutzgesetzgebung in den Vereinigten Staaten. — Das Bank- und Commissionsgeschäft und die neue Geschäftssteuer. — Geschäftliche Jahresberichte: Die Allgemeine Versorgungsanstalt zu Karlsruhe. Leipziger Handelskammer. (Schluß.) Handels- und Gewerbekammer von Chemnitz. Württembergische Handels- und Gewerbekammern.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sonne.

Von

C. A. Young.

Mit 82 Abbildungen und 2 Lichtdrucktafeln.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 58. Band.)

Der Verfasser, Professor der Astronomie zu New-Jersey in Nordamerika, bietet hiermit eine übersichtliche Darstellung dessen, was die Wissenschaft bisher zur Kenntniss der Sonne erforscht hat, in einer dem gebildeten Laien durchweg verständlichen Sprache. Nicht blos die gewonnenen Resultate werden vorgeführt, sondern der Leser wird auch mit den Methoden bekannt gemacht, durch die man zu den Resultaten gelangte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Elfter Theil. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der vorliegende elfte Theil des „Neuen Plutarch“, dieses beliebten und weit verbreiteten Haus- und Familienbuchs, bietet die Lebens- und Charakterbilder **Friedrich's des Großen**, von dem Geschichtsprofessor Martin Philippson, und **Gotthold Ephraim Lessing's**, von dem geistvollen Literarhistoriker Julian Schmidt. Beide Biographien, die sich in mancher Hinsicht ergänzen, indem sie zusammen ein umfassendes Bild von dem Geiste des 18. Jahrhunderts entrollen, gereichen dem „Neuen Plutarch“ zu besonderer Zierde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Handels-Correspondenz

Französisch-Deutsch und Deutsch-Französisch.

Eine Sammlung von kaufmännischen Musterbriefen und Formularen, mit grammatikalischen und sachlichen Erläuterungen.

Von

Carl Wagner.

Zweite Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Mit Hülfe dieses nach einer durchaus praktischen Methode verfaßten Lehr- und Handbuchs, das dem Lehrer wie dem Schüler gleich gute Dienste leistet, ist jeder genügend Vorbereitete im Stande, sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem fertigen französischen Correspondenten heranzubilden.

In demselben Verlage erschien:

Wagner, Carl. Lehrbuch der Handels-Correspondenz Englisch-Deutsch und Deutsch-Englisch. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

El P. Isla.

Historia del famoso predicador

Fray Gerundio de Campazas,

alias Zotes.

Primera edicion entera, hecha por **Eduardo Lidforss.**

2 tomos. 8. Geh. 7 M. Geb. 9 M.

(Coleccion de autores españoles, Tomo 42 und 43.)

Isla's „Fray Gerundio“, das berühmte Cultur- und Sittengemälde Spaniens aus dem 18. Jahrhundert, in welchem namentlich das Mönchsleben scharf gegeisselt wird, erscheint hier zum ersten mal in einer nach bisher unbenutzten Quellen vervollständigten Ausgabe, welche zugleich Band XLII und XLIII der beliebten Sammlung „Coleccion de autores españoles“ bildet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 30. Juli 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Denkende Künstler. Von Rudolf von Gottschall. — Vier Biographien aus der Literaturgeschichte. Von Wilhelm Buchner. — Ein philosophischer Roman. Von J. J. Honegger. — Musikalische Literatur. Von Gustav Portig. — Ein serbisches Epos. Von Robert Waldmüller. — Ueber die Vererbung im Organismus. Von Eduard Reich. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Denkende Künstler.

Es ist ein beliebtes Stichwort der Theaterkritik: „denkende Künstler". Das Lob, das darin liegt, ist zweifelhafter Art: denn oft werden damit Darsteller bezeichnet, die alle möglichen Commentare und sogar die Noten derselben in Scene setzen, ohne einen Charakter zu gestalten, an dessen Lebensfähigkeit das Publikum zu glauben vermag. Ohne die Intuition des angeborenen Talents, welche für alle Menschwerdungen auf dem Theater unerläßlich ist, gibt es nur Schatten auf der Bühne — und daß gerade die sogenannten denkenden Künstler oft solchen Schattentanz aufführen, ist zweifellos —, wie viele blos zusammengelesene Rollen haben wir oft auf der Bühne gesehen, lauter Detailzüge oft sehr scharfsinnig ausgetiftelt; im ganzen aber heißt's:

Behalten die Theile in ihrer Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.

Auf der andern Seite gibt es aber beim Theater auch sehr rohe Naturalisten, haarbuschige Gesellen, die eine Leidenschaft in Fetzen zerreißen, die sich ganz dem Instinct überlassen, der bisweilen wol einen glücklichen Treffer erzielt, den guten Eindruck desselben aber wiederum durch eine Fülle von Geschmacklosigkeiten verwischt.

Von einem deutschen namhaften Künstler darf man indeß sicher annehmen, daß er sich mit den Studien, die seine Kunst betreffen, eingehend beschäftigt, daß er die zahlreichen Commentare über die Werke der großen Dichter studirt und sich ein eigenes Urtheil über dieselben gebildet hat, keinenfalls aber erwarten wir von einem Dawison und Emil Devrient, Sonnenthal und Friedrich Haase, daß sie über die Dichtungen, in denen sie auftreten, über die Charaktere, die sie auf der Bühne verwirklichen, dramaturgische Studien veröffentlichen; denn das hieße in Deutschland, wo die Commentare wie Pilze aus der Erde wachsen, Eulen nach Athen tragen, und wir können schon zufrieden sein, wenn die Durchführung hervorragender Rollen durch Darsteller von Bedeutung nicht selbst wieder zu Commentaren Veranlassung gibt, die zu Büchern auswachsen und helfen, daß die Meßkataloge anschwellen.

Anders ist dies in andern Ländern, wie z. B. in Italien, und wenn der erste italienische Schauspieler Ernesto Rossi „Studien über Shakspeare und das moderne Theater" (übersetzt von Hans Merian, Leipzig, Schloemp) veröffentlicht, so muß man an das Werk eines ausländischen denkenden Künstlers nicht den Maßstab anlegen, der bei dem Erzeugniß eines deutschen, mit diesem Titel prunkenden Darstellers angebracht wäre. In Italien gilt es, Shakspeare für die italienische Bühne zu erobern, und das ist Ernesto Rossi gelungen. Wenn er zur darstellenden Praxis die dramaturgische Theorie hinzufügte, so geschah es nur, um seinen Sieg über das Vorurtheil gegen Shakspeare, das in Italien herrschte, vollständiger zu machen. Andererseits hat er durch die Meisterschaft seines Spiels das Vorurtheil widerlegt, daß den romanischen Nationen das Verständniß für Shakspeare fehle. Er war ein jungfräulicher Boden, auf dem Rossi das Shakspeare-Banner aufpflanzte: wir Deutschen, bei denen dieser Boden durch die Cultur und Uebercultur eines ganzen Jahrhunderts gedüngt und mit überwuchernder Vegetation bedeckt ist, können uns kaum in diese italienischen Zustände versetzen; Rossi kommt freilich unserer Phantasie durch seine Aufzeichnungen sehr zu Hülfe. Als junger Schauspieler hatte er bei dem berühmten Darsteller und Bühnenleiter Modena zufällig zwei alte Tragödienmanuscripte erblickt: einen Othello und einen Hamlet. Rossi fragte ihn, ob er diese Stücke aufgeführt?

„Studirt wol, aber aufgeführt nur von da bis da.“ Im Königstheater von Mailand begab es sich, daß der erste Act des „Othello“ nicht zu Ende gespielt werden konnte. Modena hatte das Stück eingerichtet, gekürzt, dem Geschmack und den Sitten Italiens angepaßt; als das Stück die Feuerprobe bestehen sollte, waren alle etwas bange. Als Jago den Weckruf für Brabantio ertönen ließ, da fingen die Zuschauer bereits an zu zischeln und zu murmeln: „Was ist das? Wird heute Tragödie gespielt oder Posse?“ Und als nun gar Brabantio in losem Nachtgewand schlaftrunken auf dem Balcon erschien und sprach:

Was ist die Ursach' dieses wilden Lärms?
Was gibt es hier?

und Rodrigo antwortete:

Ist alles, was euch angehört, im Hause?
Die Thüren zu? —

so brach das Publikum in ein schallendes Gelächter aus, das sogleich in Zischen und Pfeifen überging. Auf dem Zettel hatte es das Wort Tragödie gelesen und glaubte jetzt, eine Scene von Goldoni oder eine Burleske von Gozzi vor sich zu haben. „Genug, Aufhören! Runter mit dem Vorhang! Ja, nein! Fortspielen! Genug, Schluß!“ Man heulte und pfiff, der Vorhang mußte fallen. Der schwarze Othello wusch sich das Gesicht, die Desdemona kehrte in ihr älterliches Haus zurück und die Türken blieben im Besitz von Cypern. Modena hatte recht, wenn er zu seinem Jünger sagte: „Du hast gut reden, aber du weißt nicht, daß schon der Name Shakspearee unserer Zunge schwer fällt, auszusprechen. Unser Publikum ist so sehr an die classische Richtung gewöhnt; die geheiligten aristotelischen Regeln sind mit Fracturschrift den Leuten ins Hirn geschrieben. Wag' es einmal, von ihnen um Fingersbreite abzuweichen, und das Publikum wird Zeter schreien.“

So stand es in Italien, als Ernesto Rossi den festen Entschluß faßte, den großen Dichter, für den er begeistert war, dort auf der Bühne einzubürgern. An demselben mailander Königstheater, an dem jenes Fiasco stattgefunden, spielte er im Frühjahre 1856 den Othello mit glänzendem Erfolg. Shakspeare galt nicht mehr als Barbar, man begann in ihm einen Poeten von echt menschlicher Denkungsweise zu sehen. Und so brachte er auch den Hamlet, den König Lear und andere Shakspeare-Rollen zur Geltung: hochbegabte Darsteller wie Salvini folgten seinem Beispiel.

Wenn Rossi Abhandlungen über einzelne Shakspeare'sche Stücke schreibt, wie sie in jener Sammlung enthalten sind, so wird man ihm unter diesen Verhältnissen nicht den Vorwurf machen können, den Schweif am Papierdrachen der Shakspeare-Commentare unnöthigerweise verlängert zu haben. Er hat Shakspeare für Italien erobert und er befestigt und vertheidigt nun diese Eroberung mit dem kritischen Schwert in der Hand.

Wir haben Rossi als Othello, König Lear und Hamlet gesehen: das Prädicat eines denkenden Künstlers wird man ihm nicht versagen können, aber die bleiche Farbe der Reflexion kränkelt nie seine Schöpfungen an. Wir haben in Deutschland denkende Künstler, deren ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet ist, irgendetwas Neues, Niedagewesenes in ihre Rollen zu legen, und wie wir sinnverrückte Commentare über Shakspeare haben, so haben wir auch sinnverrückte Darstellungen seiner Hauptrollen erlebt. Dies gilt besonders von Hamlet. Was da hineingeheimnißt wird von unsern denkenden Künstlern, und mit welchen Genialitätsmarotten der Dänenprinz aufgeputzt wird: darüber kann ich am besten Auskunft geben, der ich seit länger als dreißig Jahren regelmäßiger Berichterstatter über das Theater bin und so viele berühmte und unberühmte Hamlets gesehen habe, fettsüchtige Hamlets, für die es damals noch keinen Schweninger gab, Hamlets mit Strümpfen, die auf die Knöchel niederhängen u. a. Rossi künstelt sich in Theorie und Praxis nichts zurecht: seine Studie über Hamlet betrifft nur das Wesentliche: in der Auffassung weicht er wenig von der einzig richtigen Goethe's und Vischer's ab; über Hamlet's universalen Genius, über die für den Darsteller wichtigste Frage, ob der Prinz selbst von partiellem Wahnsinn befallen sei oder nur den Wahnsinnigen spiele, finden sich treffende Auseinandersetzungen. Und so ist auch der Hamlet, den Ernesto Rossi spielt, durchaus glaubwürdig und musterhaft weiß er die Stellen hervorzuheben, die seine Auffassung stützen.

Denkender Künstler ist im Grunde ein Pleonasmus; ein Künstler, der nicht denkt, verdient diesen Ehrennamen nicht. Auf der andern Seite aber kann man sicher annehmen, daß ein Schauspieler, dem die vulgäre Tageskritik dies Epitheton zuertheilt, in der Regel wenig darstellendes Talent besitzt und in seinem Spiel mehr zeigt, was er kann, als was er will. Doch auch unter hervorragenden Künstlern gibt es heutigentags manche, die „zu viel“ denken, welche nicht nur Hamlet spielen, sondern auch Hamlets sind, indem Mark und Nachdruck ihres Spiels unter ihren Reflexionen leidet.

Rudolf von Gottschall.

Vier Biographien aus der Literaturgeschichte.

1. Alois Blumauer. Literarhistorische Skizze aus dem Zeitalter der Aufklärung von P. von Hofmann-Wellenhof. Wien, Konegen. 1885. Gr. 8. 3 M.

Das Josephinische Zeitalter, die Literatur der Aufklärungsperiode der beiden letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, liegt weit hinter uns. Oesterreich, welches damals einen Versuch machte, in den vieltönigen Klang der Dichtung aus dem übrigen Deutschland einzustimmen, konnte

die neugeschenkte Freiheit des Schreibens nur benutzen zu den seichtesten Hervorbringungen, denn ihm mangelte völlig der Naturboden einer vieljährigen Freiheit des Denkens, Forschens und Sprechens. Es fehlte dem Oesterreich jener Zeit sicherlich nicht an Männern von Geist; aber es fehlte diesen Männern an allgemeiner Bildung, an Geschmack, an dichterischer Fülle, an einem gebildeten Publikum. Eine Literatur wird nicht geboren aus der Freiheit des Menschen, alles zu schreiben und zu drucken, was ihm durch den Kopf geht; eine Literatur, das lehrt uns die deutsche des vorigen Jahrhunderts, erwächst wie jedes gute und dauernde Werk aus der Arbeit nicht des Einzelnen, sondern einer Reihe von allmählich fortschreitenden, mehr und mehr reifenden Geschlechtern; auf die Schöpfungen eines Goethe sind nicht allein die Producte seines eigenen Genies, sondern zugleich diejenigen so zahlreicher andern, an welchen er gelernt, der griechischen Tragiker und Homer's, Shakspeare's und Lessing's, Herder's und Klopstock's, der Voß'schen Luise und längst verschollener Volksliederdichter von Einfluß gewesen.

Zu diesen Betrachtungen werden wir veranlaßt durch das vorliegende kleine Buch von Hofmann-Wellendorf, das auf sechs Druckbogen den Mann behandelt, welcher als der poetische Hauptvertreter jenes sogenannten Josephinischen Zeitraums gilt, Alois Blumauer. Lesen wir seine „Travestirte Aeneide", so wundern wir uns, wie ein solches Stück Arbeit seinerzeit Bewunderung und zahlreiche Nachahmer fand. Gescheit ist der Mann zwar, auch witzig, aber es fehlt ihm jede Spur von Geschmack, von tiefer Bildung, von Poesie; er ist in der Literatur seiner Zeit, was der nun schon überwundene Offenbach in der Musik der letzten Jahrzehnte war. Aber Blumauer verstand es, mit den freisinnigen Schlagwörtern der Jesuitenfeinde wie mit der seichten Moral der Aufklärer auf die Leserwelt Wirkungen zu erzielen, welche er nicht durch die edlern Kunstmittel der Schönheit und Gedankentiefe zu erreichen vermochte. Wie wenig tiefgründig die österreichische Literatur jener Jahrzehnte war, ersehen wir aus nichts deutlicher als daraus, daß Alois Blumauer als der bedeutendste Dichter jener Zeit galt.

Der Verfasser des vorliegenden kleinen Buchs denkt keineswegs daran, dem Urtheil der Nachwelt über Blumauer zu widersprechen und den Dichter der „Travestirten Aeneide" über Gebühr zu verherrlichen; er hat sich dagegen die verdienstliche Aufgabe gestellt, „in großen Umrissen seine literarische Eigenart und seine Stellung im Rahmen der Zeit zu charakterisiren". Er sagt:

> Es scheint mir nicht ganz gerechtfertigt, über einen Schriftsteller, dessen Popularität in seinen Lebzeiten eine ganz unbestrittene gewesen, der als eine typische Erscheinung für das Josephinische Oesterreich bezeichnet werden kann, mit vornehm geringschätzigem Achselzucken zur Tagesordnung überzugehen. Es will mir um so weniger gerechtfertigt scheinen, als dieser Schriftsteller noch heute ein wohlbekannter und, was mehr sagen will, gelesener ist, was man keineswegs von allen Literaturgrößen des vorigen Jahrhunderts behaupten kann. Vor allem aber ist seine scharf geschliffene Silhouette unzertrennlich verbunden mit dem Gesammtgemälde des deutschen Oesterreich der Aufklärungsperiode, und als Vorkämpfer der Josephinischen Ideen gebührt ihm ein Ehrenplatz in der Geschichte des österreichischen Geisteslebens, den wir ihm allerdings vom rein literarhistorischen Standpunkte heute verweigern müßten.

Mit diesem Vorbehalt, daß es sich lediglich um ein literargeschichtliches Denkmal für eine in ihrer Zeit einflußreiche und charakteristische, wenn auch für uns fast verschollene Dichtergröße handelt, wollen wir das vorliegende Buch mit Dank annehmen. Dasselbe gibt nach einem Blick auf die Zeitverhältnisse Mittheilungen über Blumauer's Lebensgang, soweit derselbe noch festzustellen ist. Daran schließt sich eine Betrachtung seiner literarischen Arbeiten, die freilich außer etwa seiner „Aeneide" längst vergessen sind. So das Ritterstück „Erwine von Steinheim" 1780, eins jener zahlreichen schwachen Nachfolger von Goethe's „Götz"; der „Wienerische Musenalmanach" 1781—94, eine sehr dürftige Nachahmung der um ein Jahrzehnt ältern norddeutschen Musenalmanache; der Gedichte, bei welchen Blumauer stark in Wieland's und Bürger's Schule gegangen ist; der plattwitzigen culturkämpferischen „Travestirten Aeneide", welche Bürger's Bänkelsängerton zu ermüdender Länge spinnt. Daran schließt sich die Betrachtung der freimaurerischen Prosaaufsätze und der Kritiken. Insofern alle diese Arbeiten zur Signatur des Zeitalters gehören, ist eine sorgfältige Zusammenstellung und vorurtheilsfreie Abwägung derselben von literargeschichtlichem Werth. Der Anhang enthält eine Auswahl ungedruckter Gedichte Blumauer's, welche dessen Unselbständigkeit und geistige Dürftigkeit in vollem Lichte zeigen.

2. Bettina von Arnim. (1785—1859.) Ein Erinnerungsblatt zu ihrem hundertsten Geburtstage von Konrad Alberti. Leipzig, O. Wigand. 1885. 8. 2 M.

Am 4. April 1885 waren hundert Jahre verflossen seit der Geburt Bettina von Arnim's, der seltsamen geistreichen Frau, welche zuerst in ihrem funfzigsten Lebensjahre durch ihren „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" sich rasch den glänzendsten Ruhm gewann und von da ab durch eine Reihenfolge weiterer Bücher, unter welchen vornehmlich das über Karoline von Günderode, dann der Bettina's Bruder Clemens Brentano gewidmete „Frühlingskranz" und endlich das an Friedrich Wilhelm IV. gerichtete Werk: „Dies Buch gehört dem König", durch ihre aus fesselndem Geist und springender Willkür, Fülle der Poesie und seltsamer Phantastik gemischte Eigenart abwechselnd anzog und abstieß, aber doch jederzeit den Eindruck einer durchaus merkwürdigen dichterischen und philosophischen Natur machte, deren Wesen nur nicht zu künstlerischer Reife durchgedrungen war. So erscheint es als ein guter Gedanke, wenn Konrad Alberti zum hundertjährigen Gedenktage der Geburt der seltenen Frau ein Buch darbietet, welches, ohne schweres gelehrtes Rüstzeug aufzufahren, uns das Lebensbild Bettina's von ihrer Jugendzeit bis zum Tode, das Bild der Dichterin, Philosophin und politischen

Prophetin klar umrissen und hell beleuchtet vor Augen stellt. Das Buch bezeichnet der Verfasser selbst als eine Studie, als „eine Gelegenheitsschrift und nichts weiter"; er wendet sich an die Gebildeten, nicht an die Gelehrten. Der Verfasser glaubte sein Ziel am besten zu erreichen, indem er alles in gedrängter Kürze zusammenfaßte, was bisher über Bettina festgestellt worden ist. So wünscht er, „das kleine Büchlein möge der Leserwelt eine angenehme Gabe sein, vor allem denen, deren Stolz und Zier die Geschilderte für immer bleibt, den deutschen Frauen".

In vormärzlichen grauen Tagen — es sind jetzt gerade vierzig Jahre her — hat der Berichterstatter als Student die Ehre einstündiger Unterhaltung mit der geistreichen Frau gehabt und den Eindruck nie vergessen. Bettina's Güte gegen den etwas unbeholfenen Jüngling aus der Provinz, die Fülle des Geist- und Gemüthvollen, was sie über meinen dereinstigen Lehrberuf sprach: sind mir in dankbarem Gedächtniß geblieben, wie ich noch des blitzenden Auges, der bräunlichen Gesichtsfarbe, des noch immer schwarzen Haares der Sechzigjährigen lebendig gedenke. So ist es mir eine Freude gewesen, in dem Buche von Konrad Alberti eine schöne treffende Zusammenfassung des Wesens und Wirkens der wundersamen Frau zu finden. „Es ist ein gescheites Buch", das ist der Eindruck, welchen dasselbe auf mich machte; aber es ist auch ein warmherzig empfundenes Buch; es hascht nirgends nach Geist und zeigt uns doch vielfach, daß der Verfasser Geist hat; es sucht nicht den Schein der Gelehrsamkeit und läßt uns doch erkennen, daß Alberti seinen Stoff völlig beherrscht. Mag Bettina auch in ihrem ersten Buche ihr Verhältniß zu Goethe etwas sehr willkürlich zurecht gemacht haben: in der „Günderode" und dem „Frühlingskranz", wo sie sich ohne Rücksicht auf historische Kritik freier bewegen darf, hat sie eine Fülle von Poesie, Geist und Schönheit ausgeschüttet. Unserer Zeit ist die Fähigkeit, diese dithyrambischen Ergüsse über alles und noch etwas mehr zu genießen, abhanden gekommen, und damit auch die Fähigkeit, einer so eigenthümlichen Dichterin wie Bettina von Arnim gerecht zu werden; aber es ist erfreulich, daß zu ihrem hundertjährigen Gedächtnißtage das Bild der geistvollen Frau von so kundiger und kunstreicher Hand gezeichnet und uns damit, wol zum ersten mal, ein Vierteljahrhundert nach ihrem Tode, ein übersichtliches Gesammtbild ihres Lebens und Wirkens dargeboten wird. Hier zum Schluß eine Stelle, in welcher Konrad Alberti die Eigenthümlichkeit Bettina's zusammenfaßt:

> Was Bettina als Frau gewesen, welche Toleranz, welche Wohlthätigkeit, welch furchtloser, stets nach dem Rechten strebender Sinn sie erfüllt, soll weiter unten des Eingehendern ausgeführt werden. Wenn Plato eine ähnliche Frau gekannt hätte, er würde sie die verkörperte Idee des Weibes genannt haben. Die hauptsächlichsten Vorzüge wie Fehler, die ihrem Geschlecht eigenthümlich sind, finden sich in ihr vereinigt, an ihr kann man die weibliche Natur wie an einem Modell studiren. Alle Extreme berührten sich in ihr. Ein großes Herz voll warmer Liebe schlug in ihrer Brust, und sie gab dieselbe willig jedem, der danach verlangte, aber doch war sie von kleinlichen Eifersüchteleien nicht frei; sie war mild und tolerant und kannte keine Unterschiede der Geburt und der Religion, ließ sich aber doch durch Titel und Rang Fremder imponiren und brüstete sich gern mit deren Umgang; sie war wohlthätig um der Unglücklichen willen und liebte aus tiefstem Herzen und vollster Seele, war aber zugleich eitel genug, sich mit ihren Wohlthaten und Liebschaften öfter, als bisweilen nöthig war, in die Oeffentlichkeit zu drängen; nie war ihr wohler, als wenn sie einen Gegenstand der Verehrung besaß, widersprach aber fortwährend, ja ließ oft nicht gelten, was sie selbst behauptet, wenn der andere beistimmte; sie hatte die größte Scheu vor Recht und Gesetz, übertrat es aber häufig, selbst wenn sie andere auf ihre Schuld aufmerksam machten; sie war stets wahr, log nie, und sprach doch bisweilen die Unwahrheit, weil sie ihre Wünsche für Thatsachen, ihre Phantasien für Wahrheit nahm. So waren Bettina's große Vorzüge und kleine Schwächen, und weil sie die ersten nicht ohne die letzten besessen, steht sie uns allen menschlich so nahe.

3. Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840—1860. Von Theodor Fontane. Berlin, Hertz. 1885. Gr. 8. 5 M.

Eine Gabe von Theodor Fontane ist immer willkommen, diese jüngste aber, das Buch über Scherenberg, ganz besonders deshalb, weil wir hier den Altmeister brandenburgischer Sittengeschichte auf einem neuen Felde sehen, demjenigen der literarischen Biographie. Christian Friedrich Scherenberg hat unsers Wissens bisher keine eingehendere Betrachtung erfahren; wol keiner war dazu mehr berufen als derjenige, welcher seit 1844 über drei Jahrzehnte lang ihm als jüngerer Freund nahe stand und zugleich selbst eine Zierde seines „literarischen Berlin" ist, das im Anschluß an die Betrachtung des Dichters von „Waterloo" und „Leuthen" hier seine Darstellung gefunden hat.

Scherenberg ist eine der eigenthümlichsten Dichtererscheinungen unsers Jahrhunderts. Geboren ward er am 5. Mai 1798 zu Stettin, eines Kaufmanns Sohn. Sein Lebensgang war so seltsam wie möglich. Funfzehnjährig ward Fritz „zur Erlangung einer currenten Handschrift" Schreiber bei einem Rechtsanwalt in dem Stettin benachbarten Stepnitz; dann finden wir ihn wieder auf dem stettiner Gymnasium, 1818 zu Berlin mit der Absicht, Schauspieler und Schauspieldichter zu werden. Eine Empfehlung von P. A. Wolff verschaffte ihm 1819 eine Stelle als Liebhaber am magdeburger Theater. Hier verheirathete sich der dreiundzwanzigjährige Schauspieler mit einem blutjungen Mädchen und beschloß infolge dessen die bisherige Laufbahn aufzugeben; er trat als Agent in die Dienste einer Genossenschaft von Ausländern, denen in der Napoleonischen Zeit preußische Domänen als Geschenk überwiesen worden waren, welche dieselben jetzt zurückgeben sollten. Als der Proceß gegen die preußische Regierung 1832 sein Ende fand, war Scherenberg abermals ohne Stellung; ein paar Jahre lang versuchte er es mit kaufmännischen Geschäften; dann zog er, wol 1838, nach der Lösung des allzu früh geschlossenen Ehebundes, welchen er selbst später einen

übereilten und unklugen Schritt nannte, mit den Kindern nach Berlin, wo er sich am Rande des Thiergartens eine sehr bescheidene Wohnung miethete. Hier saß er und schrieb Trauer- und Lustspiele, die nie die Bretter, nicht einmal den Setzkasten gesehen haben, und verdiente das unumgänglich Nothwendige mit der Anfertigung von Schriftsätzen und Abschriften, mit Unterrichts- und Nachhülfestunden für kargen oft ganz ausbleibenden Lohn; der Thiergarten bot dem Ofen Reisholz, der Küche Pilze; es waren Jahre bitterer Noth für Scherenberg und seine Kinder.

Ende 1840 führte der einsame und dürftige Dichter sich ein bei dem Hofschauspieler und nachmaligen Vorleser des Königs, Louis Schneider; derselbe interessirte sich für die ihm überreichten Dramen und lyrischen Gedichte und führte den zweiundvierzigjährigen Poeten in die Gesellschaft der berliner Dichter, den „Tunnel", welcher außer einer Anzahl von Juristen und Militärs die jungen Schöngeister der Hauptstadt vereinigte. Scherenberg trug mehrere Gedichte vor und erzielte damit einen glänzenden Erfolg; 1841 ward er mit dem Gesellschaftsnamen Cook als Mitglied aufgenommen. Der Kreis vereinigte damals und in den nächsten Jahren eine Reihe Namen, welche zu jener Zeit noch dunkel, später glänzend hervortraten, die nachmaligen Minister H. von Mühler und H. Friedberg, den Lieutenant und vortrefflichen Uebersetzer B. von Lepel, von zünftigen Schöngeistern Rudolf Löwenstein den Lyriker, Wollheim den Dramatiker und Dramaturgen, H. Smidt den Seeromanschreiber, Otto Gildemeister den Uebersetzer, Moritz Graf Strachwitz, Emanuel Geibel, welcher übrigens dem „Tunnel" nur einen Winter lang angehörte, den Liedercomponisten Kücken, den Maler T. Hosemann u. a. Obwol Scherenberg in diesem Kreise jugendlicher Talente alsbald eine hochangesehene Stellung einnahm, ging er doch aus seiner selbstgewählten Zurückhaltung und Ungeselligkeit nicht heraus; erst einige Jahre danach suchte und fand Scherenberg Zutritt in dem Hause des gegenwärtigen Justizministers Friedberg, dessen Gastlichkeit die bedeutendsten Mitglieder des „Tunnel" zwanglos vereinigte. Die Freunde suchten ihm bei einer Zeitung oder als Uebersetzer von Dramen aus dem Französischen eine sichere Lebensstellung zu schaffen, aber Scherenberg's ungebundenes Wesen widerstrebte jeder regelmäßigen Arbeit. Auf Friedberg's Drängen ließ Scherenberg Weihnachten 1844 im Alter von siebenundvierzig Jahren ein Bändchen seiner „Gedichte" erscheinen, seine erste Arbeit, welche zum Abdruck gelangte. Das Werk des bisher ganz unbekannten Mannes wirkte gar nicht, aber es verschaffte ihm die Bekanntschaft des Generals von Rostitz, welcher seinerzeit Blücher's Adjutant gewesen und in der Schlacht von Ligny dessen Fährlichkeiten getheilt. Diese Bekanntschaft führte Scherenberg dazu, sich die Geschichte des Feldzugs von 1815 näher anzusehen, und als erste Frucht dieser Beschäftigung entstand 1845 das Schlachtengemälde „Ligny", mit welchem Scherenberg in jene Bahn dichterischer Thätigkeit eintrat, die ihm weiterhin so glänzenden Ruhm bringen sollte. Das Werk fand Beifall, weniger im „Tunnel" als in militärischen Kreisen; noch wirksamer war die drei Jahre danach erscheinende Fortsetzung von „Ligny", das Schlachtenepos „Waterloo". Es trat mit seiner wuchtigen Sprache und seinem großen Stoff in scharfen Gegensatz zu dem andern Lieblingskind jener Zeit, zu Redwitz' „Amaranth"; es brachte in die Katzenjammerstimmung des Jahres 1849 die Trompetenklänge einer markigen preußischen Vaterlandsliebe; Freund Schneider las „Waterloo" dem König Friedrich Wilhelm IV. vor, und dieser war sehr befriedigt; wandernde Vortragskünstler trugen das Gedicht allerorten mit Schall und Beifall vor; nicht blos die Offiziere verehrten Scherenberg als den Herold preußischen Ruhms; auch durchaus freisinnige Männer wie Prutz und der eben dem Zuchthaus entronnene G. Kinkel priesen ihn als einen höchst eigenartigen und bedeutenden Dichter. Aber was half alles dieses dem alternden Dichter, welcher noch immer, mit Armuth und Entbehrung kämpfend, nur in der Resignation seinen besten Trost fand? Zwar hatte er auf Verwendung des Feldmarschalls Müffling seit einigen Jahren ein Aemtlein bekommen als Bibliotheksassistent im Kriegsministerium mit einem Monatsgehalt von zwanzig Thalern; aber auch das war ihm sehr lästig. Allerdings hatte er dafür nichts zu thun; indeß sein Tunnelgenosse und Vorgesetzter Heinrich Smidt, der Romanschreiber, der ebenso wenig zu thun hatte, verlangte doch strenges Einhalten der Dienststunden. Nachdem Scherenberg einmal das eigentliche Feld seiner Dichtung gefunden, dasjenige des Schlachtenepos, floß die Quelle langsam weiter, langsamer, als der dröhnende Schritt dieser gepanzerten Gedichte verräth; 1852 erschien sein „Leuthen", 1855, ohne sonderliche Beachtung zu finden, „Abukir", 1868 „Hohenfriedberg". „Leuthen" verschaffte ihm ein königliches Jahrgeld von dreihundert Thalern; neue Auflagen der ältern Gedichte brachten willkommene Einnahmen; aber trotz alledem, der Dichter des preußischen Kriegsruhmes ward nach und nach ein alternder, halbvergessener Mann; der Rückschlag gegen die Tollheiten des Jahres 1848 hatte sein „Ligny" und „Waterloo" zu glänzender Anerkennung emporgehoben; die faule Zeit der letzten funfziger Jahre ließ diesen Ruhm nach und nach wieder einschlafen; die gewaltigen Kämpfe in der Krim wendeten die Augen ab von den Bildern alter preußischer Heldengröße, für welche die Gegenwart kein Gegenstück bot; Preußen war durch seine Unthätigkeit und bald danach durch die trübe Zeit des Militärconflicts schlachtenmüde geworden, und Scherenberg, zumal da er seit vielen Jahren nichts hatte vernehmen lassen, ward allgemach eine sagenhafte, wenn nicht verschollene Persönlichkeit. Schon vor 1866 hatte er sein „Hohenfriedberg" gedichtet; er widmete das vollendete Werk dem Helden von Königgrätz, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Derselbe bat in einen feinsinnigen Schreiben den Dichter „um die Erlaubniß, fortan einen Theil der Sorgen, welche unsern vaterländischen Dichtern leider nur selten erspart zu werden pflegen, durch Aussetzung eines Jahresgehalts hinweg-

nehmen zu dürfen". Es ward Scherenberg ein Jahrgehalt von dreihundert Thalern gewährt, welchem sich alsbald ein weiteres von fünfhundert Thalern anschloß. So war doch der Dichter für sein letztes Lebensjahrzehnt der bittern Sorge um das tägliche Brot enthoben.

Einem kampfesreichen Leben folgte ein friedlich stiller Abend. Der Hochbetagte hatte so manchen Freund sterben sehen, und nur noch der alte und stets wechselnde „Tunnel" hielt ihn in Verbindung mit der lebenden literarischen Welt. Am letzten Ende der Potsdamer Straße wohnend, hatte der alternde Schlachtenepiker Gartenarbeit und Blumenzucht zu seiner Lieblingsbeschäftigung erwählt. Es ward einsam um ihn. Der älteste Sohn war früh gestorben, der zweite draußen; eine Tochter war in der Ferne verheirathet, zwei Töchter waren in seinem Hause geblieben; die ältere, Auguste, ein Kind aus jener unglücklichen ersten Ehe, war dem Vater bis zum Tode eine treue Pflegerin; Scherenberg's Lieblingstochter Marie starb 1871, zehn Jahre später nach vierunddreißigjähriger Ehe seine zweite Frau. Ihm blieben nur noch zwei Wünsche, neben den beiden Vorangegangenen bestattet zu werden und die Dichtung zu vollenden, an welcher er die beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens arbeitete, schrieb und neuschrieb, ohne sich je zu genügen oder fertig zu werden; es behandelte Franklin's kühne Expedition ins Eismeer; so saß er nach seinem eigenen Wort „ein Vierteljahrhundert im Eismeer eingefroren". Gegen Ende der siebziger Jahre ward Scherenberg von leichten Schlaganfällen heimgesucht, aber er überwand dieselben; im Herbst 1881 befiel ihn die letzte Krankheit. Er ward nach der Anstalt Schweizerhof bei Zehlendorf gebracht, um dort die Pflege eines befreundeten Arztes zu genießen; am 9. September entschlief er sanft; bei seinen Lieben ward er bestattet.

Wir haben den eigenthümlichen Lebensgang des Dichters, welcher schon bei Lebzeiten eine halb mythische Person ward, eingehender wiedergegeben, um sein Bild in der Seele manches Lesers wieder zu erwecken, welcher vor zeiten sich an Scherenberg's „Waterloo" erbaute. Fontane erzählt uns all dies in seiner bequem plaudernden anmuthigen Weise aus eigenen Beobachtungen wie nach den Mittheilungen anderer Freunde, zugleich mit zahlreichen Seitenblicken auf das literarische Berlin der vierziger und folgenden Jahre, wol auch mit Abschweifungen auf andere Mitglieder jenes literarischen Kreises, welche nun schon zu den ganz Vergessenen gehören, wie Widmann, Orelli, St. Paul. Mit eigener eingehender Betrachtung von Scherenberg's Dichtungen hält Fontane sich nicht auf, wohl aber gibt er ab und zu die Stimmen der Zeitgenossen; über den unvollendeten „Franklin" vernehmen wir ebenso wenig Näheres als über die zahlreichen dramatischen Dichtungen, welche nach Fontane's Mittheilung nur entstanden, um ungelesen, unaufgeführt wieder zu verschwinden. Etwas auffallend mag es erscheinen, daß von den lebendigsten Zeugen über Scherenberg's Leben, von seinen Briefen, so merkwürdig wenig mitgetheilt ist; freilich zeigen die mitgetheilten einen etwas springenden Witz, der uns nicht recht zu behaglichem Wohlgefallen komme läßt; im übrigen war wol Scherenberg's ganzes einsiedlerisches Wesen nicht danach geartet, sein Herz in behaglichem Briefschreiben zu ergießen.

Ungeachtet dieser kleinen Bedenken und der hin und wieder etwas zerflatternden Anordnung seines Werks hat Fontane dem seltsamen geistvollen Freunde mit dem Buche ein würdiges Denkmal gesetzt, eine Arbeit geliefert, welche dem Dichter gerecht wird, ohne ihn über das Maß zu erheben, seine Charakterschwächen billig, seine Charakterstärken anerkennend beurtheilt und uns das Bild einer starken eigenartigen Persönlichkeit zurückläßt. Dabei geht das Buch auch äußerlich nicht über das dem Dargestellten entsprechende Maß eines handlichen Bandes von sechzehn Bogen hinaus. Es ist ein erfreuliches Buch.

4. Luise Hensel. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen von Franz Binder. Freiburg i. Br., Herder. 1885. 8. 5 M.

Neben den Dichter des preußischen Ruhms tritt in dem Buche von Binder über Luise Hensel die fromme Dichterin religiöser Lieder. Beide waren Kinder desselben norddeutschen Bodens, beide in demselben Jahre 1798 geboren; beide erlebten ein hohes Alter und fanden weit verbreitete Berühmtheit, wobei man noch zweifeln kann, ob nicht der Name der frommen stillen Frau sich dauernder erwiese als derjenige des Schlachtendichters. Wer weiß es nicht, daß Luise Hensel eine Dichterin geistlicher Lieder ist, welche durch die tiefe Frömmigkeit ihres Inhalts und die anmuthige Einfachheit ihrer Form gleichermaßen wirkt, eine Dichterin, welche in mancher Weise an Novalis erinnert. Aber die Dichterin ist zugleich Convertitin; die Tochter des protestantischen Pfarrhauses ging als zwanzigjähriges Mädchen, wie so zahlreiche künstlerische und dichterische Zeitgenossen der Romantik, zur katholischen Kirche über, welcher sie fortan mit der schwärmerischen Innigkeit des Convertiten angehörte. Ihre Glaubensgenossen feiern daher in ihr nicht blos die Dichterin, wie es der Protestant gegenüber ihr mit einer Annette Droste-Hülshof gleichermaßen thun wird, sondern im Grunde ebenso sehr, wenn nicht mehr, die Uebergetretene. Dieser Grund hat wol auch zur Entstehung der vorliegenden Schrift mitgewirkt.

Luise Hensel ward am 30. März 1798 geboren, und zwar in dem märkischen Dorfe Linum, welches eine Stunde von dem schlachtberühmten Fehrbellin in dem torfreichen Rhinluch liegt. Ihre Jugend verfloß in einem wackern protestantischen ländlichen Pfarrhause; der Vater war ein tüchtiger frommgläubiger Geistlicher, die Mutter eine sanfte poetisch beanlagte Natur, deren Dichtergabe in gesteigertem Maße auf die Tochter überging. Luise war ein frisches heiteres, zu zeiten recht unbändiges Landkind, aber zugleich tiefen Gemüths; eine Schar fröhlicher Geschwister füllten neben Luise das stille Pfarrhaus. Die Besetzung der Mark durch die Franzosen brachte Ungemach und Noth, bitteres Leid aber des Vaters allzu früher Tod im Jahre 1809.

Die Witwe siedelte mit ihren vier Kindern nach Berlin über und lebte dort in recht bedrängten Verhältnissen. Luise besuchte noch ein Jahr lang die Töchterschule, ward mit funfzehn Jahren confirmirt; aber schon um diese Zeit wogten in der jungen Seele religiöse Grübeleien und Kämpfe auf und ab. Die darauffolgende Zeit der Freiheitskriege entzündete Luise zu lebendiger Vaterlandsliebe, welche sich bereits dichterisch aussprach; ihr älterer Bruder, der Maler Wilhelm Hensel, zog als Freiwilliger in den Kampf; er kehrte, nachdem er zweimal mit den Siegern in Paris eingezogen, ehrenvoll als Offizier zurück. Seine Kunst und seine Liebenswürdigkeit führten ihn in bedeutende gesellige Kreise ein, vornehmlich in denjenigen von Eduard Hitzig, welcher, selbst dichterisch kaum thätig, die jungen in Berlin dauernd oder vorübergehend weilenden Dichter zu seinen Freunden zählte, Fouqué, E. T. A. Hoffmann, Chamisso, Z. Werner, Houwald, Helm. von Chézy u. a. Luise verkehrte in dem Kreise des Hitzig'schen Hauses und ebenso in dem Hause des Dichters und Staatsrathes von Staegemann, wo sie in dem Grafen Gneisenau, dem berühmten Kriegsmann, einen väterlichen Freund gewann; die herzlichste Freundschaft verband sie mit Hedwig von Staegemann, der Tochter des Hauses, in welchem auch Wilhelm Müller, der nachmalige „Griechenmüller", und Clemens Brentano willkommene Gäste waren. So finden wir die achtzehnjährige Luise Hensel als lieben Gast der geistig bedeutendsten Kreise der Hauptstadt, gewinnend nicht blos durch den Zauber einer holdseligen äußern Erscheinung, sondern auch ihrer reichen Begabung, ihres Geistes und Gemüths, ihrer fesselnden Liebenswürdigkeit. Aber das bewegte Weltleben störte nicht den Ernst dieser tief angelegten Mädchenseele; stets aufs neue rang sie nach religiöser Erkenntniß, und schon die Siebzehnjährige dichtete eins ihrer schönsten Lieder:

Immer muß ich wieder lesen
In dem alten heil'gen Buch.

Bedeutsam fällt in jene Zeit die Bekanntschaft mit Clemens Brentano, welcher, obgleich unverhältnißmäßig älter, für die anmuthige und tiefe Luise Hensel eine glühende Neigung empfand, die sie ebenso fest zurückwies; in dem 1817 von F. Foerster herausgegebenen Almanach „Sängerfahrt", einem Buche, das uns nach seiner äußern Erscheinung wie seinem Inhalt seltsam romantisch anmuthet, tritt zum ersten mal auch Luise Hensel mit einigen religiösen Liedern auf; verkappt unter dem Namen Ludwiga gesellt sie sich mit vollen Ehren zu Tieck, Schenkendorf, Chamisso, Arnim, Brentano u. a. Im tiefsten Geheimniß bereitete sie sich zum Uebertritt in die katholische Kirche vor; derselbe erfolgte am 8. December 1818. Und wie sie vorher Clemens Brentano's stürmische Neigung und das Werben des Musikers Ludwig Berger abgelehnt, so verzichtete sie blutenden Herzens auf die Liebe Ludwig von Gerlach's, des nachmals so berühmten Politikers, und gelobte sich, lebenslang ehelos zu bleiben.

Hatte Luisens bisheriges Leben trotz schwerer Kämpfe sich im wesentlichen ruhig und durchsichtig abgespielt, erst die Jugendidylle im märkischen Pfarrhause, dann der Verkehr in den hochgebildeten Kreisen der Hauptstadt, so beginnt schon mit dem zwanzigsten Jahre ihr Lebensgang sich in eine gestaltlose Wandelbarkeit aufzulösen, welche jeder übersichtlichen oder künstlerischen Darstellung widerspricht. In vollster Jugendblüte, schön, gewinnend, geliebt und viel umworben, hatte Luise schwärmerischen Sinnes jedem Eheglück für immer entsagt. Nicht einmal der Mutter, geschweige denn der Gesellschaft, in welcher sie verkehrte, mochte sie den Uebertritt zum katholischen Bekenntniß mittheilen; Berlin war ihr verleidet; um ganz frei zu werden, beschloß sie, auswärts eine Stellung zu suchen. Sie findet eine solche, oft in raschem Wechsel als Gesellschafterin oder Erzieherin bei der Fürstin Salm zu Düsseldorf, bei der Gräfin Stolberg in Sondermühlen, als Lehrerin zu Aachen; dazwischen fällt längerer Aufenthalt zu Münster, zu Dülmen am Krankenbett der stigmatisirten Katharina Emmerich, in Wiedenbrück und Koblenz. Ihr lebhaftester Wunsch ging dahin, in ein Kloster einzutreten, und doch scheiterte derselbe immer wieder an diesem oder jenem Hinderniß. Seit 1833 verweilte sie wieder einige Jahre zu Berlin, die kränkelnde Mutter bis zum Tode zu pflegen; zur Wartung vornehmer Kranken ward sie nach Dresden und München berufen, verweilte dann eine Reihe von stillen Jahren in Köln und abermals in Wiedenbrück, und dazwischen machte sie immer wieder große Reisen nach Berlin, Schlesien, Regensburg u. s. w. Es hat keinen Zweck, diesen Wanderfahrten, über welche das Buch an der Hand der Briefe Luisens mit einer zuweilen ermüdenden Ausführlichkeit berichtet, nachzugehen. Im Sommer 1873 siedelte die Greisin über nach ihrer letzten Heimstätte, dem klösterlich eingerichteten „Westfalenhof" in Paderborn; hier starb die Hochbetagte am 18. December 1876.

Ein Leben voll herzlicher Frömmigkeit und edler Selbstaufopferung war damit zu Ende gegangen, und daß Luise Hensel zugleich als Dichterin Schönes und Dauerndes geschaffen, macht diesen verschlungenen Lebensgang um so interessanter. Immerhin gehört dazu, um sich dieser Dinge völlig zu erfreuen, ein wenigstens annähernd gleichgestimmtes Gemüth, und dessen vermag sich der Berichterstatter nicht zu rühmen. Wenn wir sehen, wie die Tochter des protestantischen Pfarrhauses für die stigmatisirte Nonne Katharina Emmerich, für die ekstatische Maria von Mörl schwärmt oder zum heiligen Rock in Trier wallfahrtet, so ist das am Ende nicht einem jeden verständlich und erbaulich, und wenn wir Luisens Lebensgang bis zum zwanzigsten Jahre mit regem Interesse folgen, so macht, wenigstens auf den Berichterstatter, die weitspurige Darstellung der wechselvollen Ereignisse der weitern nahezu sechzig Jahre einen ermüdenden Eindruck. Wer ein gleichgestimmtes Gemüth mitbringt, mag ja all das sehr erwecklich finden, besonders auch die Frauenwelt; und da die Herder'sche Buchhandlung zu Freiburg in ihren übrigen Veröffentlichungen alle Kräfte daran setzt, ihren Lesern so gefährliche Menschenkinder wie

Lessing, Goethe und Schiller zu verleiden, so ist es nicht mehr als billig, daß sie dafür Ersatz biete. Unsers Erachtens hat Luise Hensel bereits vor acht Jahren in Bischof Reinkens einen weit geschmackvollern, freier blickenden, tiefer eindringenden Lebensbeschreiber gefunden als jetzt in Binder, welcher gerade die Werdezeit der Dichterin kurz und die spätere Zeit, in der kein Wachsthum des innern Menschen mehr ersichtlich ist, mit überflüssiger Breite behandelt. Das Buch von Reinkens geht den umgekehrten Gang und macht deshalb einen bei weitem künstlerischeren Eindruck; freilich wird es von der Gegenpartei um so schärfer getadelt, weil es nachweist, wie Luisens schwärmerischer Sinn auch nach dem Glaubenswechsel nicht vollen Frieden gefunden. Das mögen die Theologen unter sich ausmachen. Auch wer der Dichterin in ihrer spätern Entwickelung fern steht, wird sich an ihren stillen frommen Liedern von Herzen erfreuen können.

Wilhelm Buchner.

Ein philosophischer Roman.

Im Kampf um Gott. Von Henri Lou. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 5 M.

Es ist in unserer modernen Literatur etwas Seltenes, wenn wir ein Werk finden, welches gleich auf den ersten Blick durch seine Eigenart auffällt und sich so oder so als hervorragend signalisirt. Hier haben wir den Fall; ein in seiner Art wol einziges Buch und unstreitig ein bedeutendes. Es überrascht und übt auf den Gedankenkreis des ernsten Lesers eine zwingende Gewalt.

Nicht leicht fällt es, zu dieser fast mit erdrückender Wucht auftretenden Arbeit Stellung zu nehmen, und der Autor hat sich auch durchaus nicht bemüht, es leicht zu machen. Sollen wir also das Werk einen philosophischen Roman heißen? Gewiß, obgleich die Bezeichnung nicht eben ausreicht oder nicht genau das bedeuten mag, was man so gewöhnlich darunter versteht. Nicht leicht ist es, sich da hinein zu lesen; schon auf den ersten funfzig Seiten stürmt eine so mächtige und fremdartig gestaltete Gedankenwelt auf uns ein, daß wir stutzen und uns lange besinnen müssen, in welchen Regionen wir weilen und wohin wir geführt werden. Wer nicht denken mag oder kann, intensiv denken, wer nicht die Reproductionskraft in sich trägt, den einzig gearteten Geistesproceß mit dem Dichter oder seinem Helden durchzuringen, für den ist das Buch nicht; es fordert eine eigene Leserwelt, und eine auserlesene.

Der nach Umfang mäßige Roman von etwas über dreihundert Seiten ist nichts anderes als das von einer mächtigen und eigenartigen Individualität getragene Lebens- oder, besser gesagt, Seelenbild eines Denkers, ist ein Ringen mit innern Gewalten, um ein voll auf sich stehendes und in sich ruhendes Menschengebilde herauszukristallisiren, von einer Entschiedenheit und Abgeschlossenheit, die fast tyrannisch erscheint. Der Professor — nennen wir ihn so nach seiner einstmaligen Stellung in der Welt — ist Sohn eines von allerstärkster glaubensfester Frömmigkeit getragenen Geistlichen und soll das werden, was der starrsinnige Vater ist, den wir schlagend gezeichnet finden in ebenso kurzen wie markigen Strichen. Danach wird mit eiserner Consequenz, unter welcher sich fast in verschämter Scheu die tiefste Liebe des Vaters versteckt, der aus der ihm anvertrauten Seele absolut sein Werk, das nach ihm geartete Gebilde schaffen will, der außergewöhnlich angethane und hochbegabte Knabe erzogen; ein Streiter für den Herrn soll er werden, sein Denken und Fühlen Gott, und nur Gott, Aelternliebe und alles Heiligste wird mit diesem Begriff gedeckt. So wird das grüblerisch sich in sein Inneres versenkende Kind eigentlich um seine Jugend gebracht, da sein Kindergott alles andere besitzt, nur keine kindliche Fröhlichkeit oder Unbefangenheit; es ist schon ein Kampf in ihm. In seinen Gottesglauben bricht der Sturm herein, der Sturm des Denkens und Zweifelns; und er muß es, das kann gar nicht anders sein, zumal bei einer so schwer und tief und dabei leidenschaftlich angelegten Natur. Wenn und wie und auf welche Veranlassung das geschieht, ist ganz gleichgültig. Unser Autor führt, genau Buch haltend, sogar die Stunde an, da der zerstörende Bruch mit seinem Kinderglauben in dieses Gemüth eintrat, und da war es überhaupt mit seiner Kindheit fertig, es war ein frühreifer Mann geworden. Den Anlaß gibt eine absichtslos von ihm belauschte Unterredung des Vaters mit einem zweiten und etwas anders gearteten Pfarrherrn; der Zweifel fällt als zündender und verheerender Funke in sein Herz. Damit ist auch der unvermeidliche Zwist mit dem Vater gegeben, dem die mit dem innig geliebten Aeltesten, welchen sich der alte Herr immer nur als den glaubensstarken Fortsetzer des eigenen Lebenswerks gedacht und gezogen hat, vorgegangene Veränderung die Haare erbleichen macht. Da versucht der consequent vorgehende Gottesmann dasselbe Erziehungsexperiment an dem Jüngsten, einem noch ganz zarten Knäblein; und er wird zum zweiten mal an der vorgesteckten Aufgabe scheitern, nur daß er das zum Glück nicht mehr erfährt oder erlebt, sonst würde ihm schon vor dem Tode das bereits halb gebrochene Herz still stehen. Unser junge Kämpe aber besucht die Universität, vertieft sich mit eisernem Fleiß in seine Studien, aus denen ihn nur dann und wann das toll überschäumende Austoben einer heftig lebenskräftigen und mit wilden Trieben ringenden Natur reißt, und wird ein ausgeprägtester Freigeist. Diese Phase des Gärens, Wogens und Kämpfens ist mit geradezu erschreckender Energie gezeichnet. Ich erinnere mich seit Jahren keines Werks, das so viel inten-

sive Gewalt, so tief dringende Einsicht auf die Darstellung eines erschütternden seelischen Umwandlungsproeesses verwendet hätte; geht derselbe doch bis an die Grenze des Wahnsinns oder der Selbstvernichtung. Das in Wahrheit Bewundernswerthe ist hier die eiserne Consequenz der Gestaltung. Da bricht mit erschütternden Schlägen das Leben über den gereiften Mann herein, und der Kampf tritt in eine neue Phase, und die führt ihn Schritt um Schritt, Schlag um Schlag, je weiter er schreitet in der einheitlichen Durchbildung des innersten Selbst, wieder zu Gott zurück. Was er da sucht und findet, ist allerdings ja nicht mehr der Gott seiner Kindheit, denn im Kreise kann sich die gewaltige Entwickelungslinie nicht drehen; aber es ist der vom Denker gesetzte und errungene Gott, wieder ein mächtiger und erlösender Einklang, wie der Sterbende sagt:

> Je tiefer und intensiver ein Mensch kämpft im Ringkampf des Lebens, je machtvoller sein Geist sich herausringt zu seinem eigenen beherrschenden Sieg und Verständniß, desto mehr wird über seine umstürzenden Umwandlungen, seine tiefsten Spaltungen und Entwickelungen hinweg das Leben zu einem Wandeln von Gott zu Gott.

Die zweite Hauptfigur neben unserm Geisteskämpfer, die Heldin neben dem Helden, ist die fein geartete Kaufmannstochter Jane, die überwiegend im Pfarrhause weilende und fast unzertrennliche Jugendfreundin des eigenartigen Knaben. Ist es angeborene Sympathie und Stimmung oder das unwillkürlich geistige Uebergewicht des mächtig auf seine Umgebung einwirkenden religiösen Träumers, kurz, auch das junge Mädchen wird unwiderstehlich in diesen Gedanken- oder Gefühlskreis hereingezogen, in die überflutende Richtung auf Gott; und es ist fast rührend, wenn wir die beiden Kinder etwa auf einem Holzstamm sitzen sehen, das Gesicht der untergehenden Sonne zugekehrt, und über ihre religiösen Herzensfragen mit heiligem Ernst berathend. Und doch ist Jane's Gott in ihrer echt weiblichen Vorstellung wesentlich von dem ihres gedankenkräftigen Kameraden verschieden; er ist eben absolut nach seinem Grundwesen der dem Weibe gemäße Gott der Liebe, und nur der Liebe. Und weil sie selbst in ihrem tief innersten Wesen nichts anderes ist als reine, schöne, treue Liebe, so findet in diesem Herzen auch nicht der furchtbare Kampf um ihren Gott keine Stelle; sie verliert ihn nicht, muß ihn darum nicht wieder suchen, wieder erkämpfen, sie darf ihn einfach festhalten. Doch bricht auch über dieses Wesen das Verhängniß herein. Auf den lange gehegten Wunsch des Vaters hat Jane ohne eigentliche Neigung, aber auch ohne Widerstreben ihre Hand einem Compagnon des Geschäfts gegeben, der sich als ein absolut eitler und leerer, windig genußsüchtiger und denkfauler Mensch geberdet und nach unnützen Versuchen zur Umgestaltung für seine unendlich höher stehende Frau eine Null wird. Da erscheint nach langen Jahren in ihrem Hause der alte gute Jugendkamerad, und unter der Aegide des Ehemannes selbst, der die ablenkende Zerstreuung für seine Frau schon aus Egoismus gern sieht, wird die nie vergessene Kinderfreundschaft neu und nur fester geknüpft. Da liegt die Klippe. Eine Zeit lang bleibt es bei dem intimen Gefühls- und Gedankenaustausch; aber bald steigen in dem Herzen des heftig bewegten Mannes wildere Wünsche auf; und beiden wird jetzt klar, daß tief wurzelnde Liebe, nicht bloße Sympathie sie zusammenführt; eines Abends fällt das Weib und ergibt sich dem Geliebten mit Leib und Seele. Damit ist sie innerlich vernichtet; sie ist ihrem eigensten Lebensprineip, dem der ideal vollendeten Reinheit und Schönheit, untreu geworden, und verzehrt sich unrettbar in sich. Nachdem sie einem Mädchen, eben dem Kinde des Jugendfreundes, das Leben gegeben, stirbt sie. Vielleicht ist auf die Zeichnung des Mannescharakters mehr Mühe und Gedankenarbeit verwendet worden, gewiß aber mehr Liebe auf die der Frau. Das ist ein so fein idealisirtes, ein so ohne Zwang oder Anstrengung rein und hoch strebendes, von allem Ordinären unberührtes Wesen, daß selbst sein Fall, den es ja mit dem Leben bezahlt, einfach weil es innerlich so muß, in unserer Schätzung es nicht herabsetzt. Auch er ist Verhängniß, Bestimmung dieser Natur, die nur zu fein ist, eine ätherische Schlafwandlerin.

Das ist die innere Geschichte der beiden Personen, die des Denkens und Fühlens. Nun ein Wort über das äußere Lebensschicksal des Helden, das zum Theil Ausfluß und Reflex der Leidenschaften ist, welche in dieser breiten Brust nicht weniger gewaltsam auftreten als in dem markig ausgeprägten Kopf das widerspenstige Denken; zum andern Theil aber ist es, vielleicht ein rächendes Verhängniß. Folgende erschütternde Dinge gehen mit ihm vor: Eine junge Studentin bringt er zum Fall, läßt sie sitzen, worauf sie als Geliebte in die Hand eines fein gebildeten Grafen, seines Freundes, übergeht, und mehrere Jahre verstreichen für das sorglose Paar in Freude und Herrlichkeit; da kommt nach diesem bereits abgelaufenen Drama ihr erster Verführer zurück, und es scheint, daß die Arme nochmals in leidenschaftlicher Liebe zu ihm aufflammt, die er nicht theilen kann, und sie vergiftet sich. Seine ideale Jugendgespielin, das sahen wir schon, bringt er durch den Sturm eines Augenblicks zum Tode. Aber noch mehr: ihr Kind, das den Vater nicht kennt und die ersten Lebensjahre in einer stillen Gebirgsgegend zugebracht hat, sucht er auf, fesselt es an sich, indem er, ohne sich Vater zu nennen, mit der äußersten Liebe und Sorgfalt Jahre hindurch es erzieht und überwacht; und als er dem zur Jungfrau herangewachsenen Kinde, das sie bezeichnend Märchen heißen, schließlich als Vater entgegentritt, zeigt sich der tragische Umstand, daß das eigenartige Mädchen mit der vollen Liebe des Weibes an dem Manne hängt, der sein ganzes Innere zur Entfaltung und Gestaltung brachte; den Schlag überlebt sie nicht und stürzt sich in die Wellen des nahen Weihers. Auch damit noch nicht genug.

Der jüngere Bruder des Professors, eine zarte und reiche Natur, die dem Leben widerstandslos entgegentritt,

hat die innigste Liebe zu Märchen gefaßt, und als diese den gewaltsamen Untergang gefunden, legt er sich kränkelnd nieder und steht nicht mehr auf. Wir denken, das ist genug des Erschütternden für das Leben, und es braucht eine starke Natur es zu tragen. Vier Personen hat der wie ein Sturmwind daherfahrende Mann zum Untergang gebracht, seine Liebsten, mit und ohne Schuld. Und da sind denn wieder zwei der allerfeinsten Seelenzeichnungen hervorzuheben: jener Bruder Rudolf, so weichen Herzens und so hart erzogen, was einen nicht mehr auszufüllenden Riß in sein Leben bringt; dann vermöge einer jugendlichen Heldenthat mit halb zerstörter Gesundheit sich hinschleppend; in der Sterbestunde des Vaters durch feierliches Gelübde an eine dem innersten Denken und Fühlen direct widerstrebende Laufbahn gebunden; endlich durch die nicht erwiderte unselige Liebe vollends gebrochen: es ist eine kurze und schwere Herzensgeschichte, ein Dasein, das aus innern und äußern Gründen zum frühen Auslöschen führen muß. Und nun vollends Märchen in ihrer phantasievoll schwärmerischen Welt wie eine leicht und licht dahinschwebende Fee, die sich da unten auch nicht halten läßt, sie selbst nichts anderes als eben auch ein wunderholdes Märchen, ein früh erlöschender Sonnenstrahl.

Der Roman steht in seiner ausgesprochenen Eigenart so einzig da, daß man Jahre hindurch die Romanliteratur verfolgen kann, ohne einem nur entfernt zu vergleichenden Werke zu begegnen. Der Gedanken sind so viele und gewuchtige, daß sie als Grundstein für ein philosophisches System ausreichen könnten; da liegt eine ganze große Weltanschauung begraben. Die Charakterentfaltung hat etwas Bewältigendes; sie ist mit eiserner Festigkeit und Folgerichtigkeit angefaßt, und hat doch wieder in den leisen Uebergängen so viel Weiches, Intimes, so viel von feinen Gemüthszügen an sich, daß sie Herz und Verstand gleich intensiv beschäftigt. Auch wo die Situationen für den Darsteller mislich oder gefährlich werden, wo ungezügelte Leidenschaft, wo wilde Triebe regieren und die von ihnen erfaßten Personen zerstörend treffen: auch da hat die Darstellung so viel von einer Noblesse an sich, die nie und nirgends verletzt wird, daß auch nicht ein Gedanke an niedrige Beziehungen aufkommen kann, nicht ein Hauch degradirender Natur; auch da stehen die Formen classisch rein da. Es liegt über allem jenes Air des Vornehmen, welches gewissen Personen und Situationen an- oder eingeboren scheint.

Von Interesse wäre, dieses Seelenbild mit dem vor einer Reihe von Jahren erschienenen und ebenfalls meisterhaften „Alide", einem Werke der deutsch-englischen Schriftstellerin Harry Hertz, zu vergleichen.

Wo und auf was für einem Felde wir diesem Schriftsteller wieder begegnen mögen? Einstweilen, wie mir scheint, hat er sich mit dem großartigen Wurf ausgegeben.

Ob diese Lektüre gefährlich werden dürfte? Wenn sie es wird, so ist der Leser schuld; er ist zu klein oder zu schwach. Leser mit selbständigem Geiste braucht Henri Lou allerdings. J. J. Honegger.

Musikalische Literatur.

1. Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der Einweihung des Concertsaales im Gewandhause zu Leipzig. Geschichte der Gewandhausconcerte zu Leipzig vom 25. November 1781 bis 25. November 1881. Im Auftrage der Concertdirection verfaßt von Alfred Dörffel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1884. Imp.-4. 7 M. 50 Pf.

Die philosophische Facultät der Universität Leipzig hat sich nur selbst geehrt, indem sie auf Grund dieses wahrhaft monumentalen Werks den Verfasser zum Doctor honoris causa ernannte: eine Auszeichnung, welche schon längst für Alfred Dörffel angezeigt gewesen wäre, wenn nur die wissenschaftliche und technische Befähigung dort maßgebend gewesen wäre. Dörffel besitzt nicht nur die gediegenste Bibliothek, welche in Leipzig auf dem Gebiete der Musikgeschichte und Literatur existirt; er verfügt auch über eine Durchbildung in Geschichte, Theorie und Aesthetik der Musik, wie sie selbst in dem vielgepriesenen Leipzig nur vereinzelt dasteht. Er gehört noch zu jener kleinen Schar, welche es verschmähen, ihre Blößen hinter Phrasengeklingel zu verstecken oder um die Gunst der großen Menge zu buhlen. Um so schmerzlicher bedauern wir, daß Dörffel hier zwar die Probe eines geradezu stupenden Fleißes gegeben, aber seine tiefe musikalische Durchbildung doch hat müssen zurücktreten lassen. Nur der Kenner vermag diese zwischen den Zeilen zu lesen; das Publikum muß sich genügen lassen an der hier aufgespeicherten Fülle von Sammlerfleiß und Gelehrsamkeit. Dörffel hat das getreue Abbild einer vielleicht nie wiederkehrenden Kunstentwickelung lediglich in dem zusammengestellten statistischen Material geben wollen; die Chronik aber sollte so vorgeführt werden, daß alle Erscheinungen lebensvoll im Flusse ihrer Zeit zu erkennen wären. So schenkt er denn die Frucht dreijährigen angestrengten Fleißes nicht blos dem leipziger Publikum, sondern auch der großen Musikgemeinde überhaupt.

Nachdem der Verfasser die Vorgeschichte des weltberühmten Instituts von 1743 bis 1778 und die Zwischenzeit von 1778 bis 1781 behandelt, schildert er eingehend die Concerte unter Hiller, Schicht, Schulz, Pohlenz, Mendelssohn, Hiller, Gade, Rietz, Reinecke. Hieran schließt sich eine Uebersicht der Armenconcerte, der Concerte zum Besten des Orchesterpensionsfonds und der Extraconcerte; es folgen die Mitglieder der Concertdirection und des Orchesters, Stiftungen, eine Saalchronik, Zusätze und kurze Mittheilungen. Fast auf jeder Seite spürt man,

daß die eingehendste Localkenntniß Dörffel zu dieser Arbeit befähigte, wie kaum einen andern; die Art und Weise, wie er bei aller taktvollen Schonung der Persönlichkeiten und Verhältnisse doch der Wahrheit die Ehre zu geben versteht, ist oft hocherfreulich. Meisterhaft wird die Epoche unter Mendelssohn charakterisirt, dann wol Ferdinand David's Bedeutung neben derjenigen von Julius Rietz ein wenig überschätzt, die mit Reinecke beginnende Periode überaus treffend gekennzeichnet. Das ganze Werk wird zwar zunächst den Freunden des leipziger Gewandhauses von hohem Werthe, darüber hinaus aber für immer der Musikwelt ein Quellenwerk ersten Ranges sein.

2. Musikalische Studienköpfe von La Mara. Erster Band: Romantiker. Sechste umgearbeitete Auflage. Leipzig, Schmidt u. Günther. 1884. 8. 3 M. 50 Pf.

Der vorliegende Band enthält die Biographien von Karl Maria von Weber, Franz Schubert, Felix Mendelssohn, Robert Schumann, Frederic Chopin, Franz Liszt, Richard Wagner. Jedem Componisten ist eine Uebersicht seiner Werke beigegeben, alle wichtigern Schöpfungen aber werden im Texte selbst besprochen. Daß diese „Studienköpfe" eine sechste Auflage erleben konnten, ist ein Zeichen unserer Zeit, welches beweist, daß das Studium der Allerweltskunst unendlich mehr in die Breite geht als in die Tiefe. Wir verkennen die musikalische Begabung, das redliche Wollen und die stilistische Gewandtheit der Verfasserin durchaus nicht; mit all diesen Eigenschaften erreicht sie aber doch im Grunde weiter nichts als eine Reiselektüre der bessern Art. Wem darum zu thun ist, dem können wir allerdings diese Biographien auf das wärmste empfehlen; nur hüte er sich, das Talmigold der Phrase für echte Münze zu halten.

Es sei gestattet, einige Proben von der Schreibweise der verehrten Verfasserin beizubringen. Wie ein Superlativ „Unsterblichstes" und ein Comparativ „gegensätzlicher" möglich sind, verstehen wir nicht. Weber soll mehr als Mozart und Beethoven erkannt haben, daß „der Lebensnerv des musikalischen Dramas eben das Dramatische sei". Abgesehen davon, daß diese Bemerkung objectiv nicht zutrifft, ist auch der der Verfasserin vorschwebende Gedanke ganz vag ausgedrückt. Wie man aber im Angesicht des „Don Juan" und „Fidelio" behaupten kann, daß „die Träger des Dramas bei Weber «noch mehr Charaktere seien» als in den genannten Opern"; „daß «Fidelio» mehr in allgemeiner als specifisch deutscher Sprache zu uns spreche", daß „Weber's Kunstwerk am Boden der Wirklichkeit hafte": dies und vieles andere wäre uns unfaßbar, wenn wir nicht wüßten, daß die Wagnerianer zu jedem Saltomortale in der Gedankenwelt fähig sind. Liszt „erspielte sich die Bewunderung eines zahlreichen kunstverständigen Publikums"; „er steigerte das technische Vermögen der Virtuosität (!) unermeßlich"; „er bereicherte die musikalische Literatur um mehrere ihrer aller (!) werthvollsten Erzeugnisse" (während Liszt doch durch Schweigen seinem Ruhme als Literat noch unendlich mehr gedient hätte als Wagner). Eine geradezu rührende Naivetät begegnet dem Referenten in folgenden Sätzen: „Liszt behielt in seinen beiden großartigsten Instrumentaldichtungen «Dante» und «Faust» die Bezeichnung Symphonie bei, beließ es auch bei der Theilung in selbständige Sätze; aber er schaltete innerhalb derselben auf eigene Weise (sic!). . . . Im Liede vertritt Liszt die Durchführung des poetischen Princips (?) bis zu seinen äußersten Consequenzen. . . . Das Oratorium «Christus» ist die größte oratorische Erscheinung unsers Jahrhunderts. . . . Das Ideal eines Gesammtkunstwerks in ausgebildetster Form war eine ureigene Schöpfung von Wagner's Geist. . . . Tiefere Eindrücke als im Schlußact der «Götterdämmerung» gibt es wol nicht im Reiche der Kunst." Dieser Musikdilettantismus kann auf ästhetische Competenz nicht Anspruch machen.

3. Das Kunstwerk der Zukunft und sein Meister Richard Wagner. Von Theodor Schmid, S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1885. 8. 2 M.

Obgleich dieses 205 Seiten umfassende Buch im ganzen mehr den Eindruck einer wissenschaftlich gefärbten Plauderei als einer zusammenhängenden Entwickelung des Hauptthemas macht, so hat es uns doch am meisten befriedigt unter den Arbeiten, welche neuerdings auf dem Gebiete der Aesthetik von Jesuiten ausgegangen sind. Die Beurtheilung Wagner's und seiner Werke gründet sich hier auf genaue Kenntniß der letztern, auf eine achtungswerthe musikalische und ästhetische Bildung. Zuweilen bewegt sich der Verfasser in unvermittelten Halbheiten, meistens aber hält er seine Principien fest. Es freut uns, vielfach mit ihm übereinstimmen zu können; nur kommt er sehr spät, erst dann, nachdem die meisten protestantischen Kritiker ins Feuer gegangen sind. Schmid verdankt ihnen mehr, als er merken läßt. Das schadet ja gar nichts; im Gegentheil: es wäre besser, wenn zwischen protestantischer und katholischer Wissenschaft ein recht lebendiger Austausch stattfände.

Im einzelnen möchten wir Folgendes bemerken. Der „Tanhäuser" trägt ebenso wenig „ein entschieden katholisches Gepräge", weil das Gebet der Elisabeth und die Pilgerlieder kirchlich gehalten sind, wie Schiller's „Maria Stuart" katholisirt, weil in dieser Tragödie Mortimer enthusiastisch den katholischen Cultus preist. Der Grundgedanke des „Tanhäuser" ist vielmehr echt evangelisch. Daß Schmid aber den Brautchor im „Lohengrin" von dem Vorwurf der Trivialität freispricht, verstehen wir; ebenso stimmen wir zu, daß der dramatische Aufbau im ersten Act dieses Tondramas vortrefflich ist. Auch wir stehen für den Satz Schmid's ein, daß ein jedes echte Kunstwerk in jeder einzelnen Kunst schon für sich allein vollkommenes Genügen zu erzeugen vermöge. Auch wir unterschreiben, daß in Wagner's Orchester „der Hörer um jeden Preis gewaltsames Stammeln für mächtige Rede annehmen soll, daß Wagner die Sprachfähigkeit des Orchesters vorwiegend

in die Klangfarbe der Instrumente setzt und dadurch das Hauptgewicht des instrumentalen Ausdrucks in den materiellen Theil der Orchesterkraft verlegt". Schmid gibt schließlich zu, daß Wagner's „musikalisches Drama die Lebensbedingungen eines Kunstwerks in sich trägt"; nur schade, „die Loge hat sich in Wagner's Tendenz-Zukunftsmusik eine Kraft ersehen, welche ihren Zwecken überaus dienlich ist. Wagner's Kunst darf des Beifalls dieser Welt für jetzt sicher sein, denn sie trägt auf ihrer Stirn leserlich genug das Schiboleth: Mysterium, Babylon magna, mater fornicationum et abominationum terrae." Letztere Stelle bezieht sich hauptsächlich auf den „Parsifal", würde aber in maßvollerm Deutsch eine entsprechendere Wirkung machen, als in jenem Kanzelpathos.

Auf die Autorität Schmid's hin glauben wir schließlich noch folgende Wagner-Anekdote unsern Lesern nicht vorenthalten zu sollen. Wagner schrieb seinem „liebsten" Hunde auf dessen Grab in Wahnfried: „Hier ruht Ruß und wartet." (!)

Gustav Portig.

Ein serbisches Epos.

Die Schlacht am Amselfelde. (Kosovo 1389.) Epische Dichtung mit Benutzung von Bruchstücken serbischer Volkspoesie. Von Karl Gröber. Wien, Hölder. 1885. 12. 2 M. 40 Pf.

Auf den ersten Blick wird man sich des Befremdens nicht erwehren können, daß wir Deutschen andern Nationen nun gar ein nationales Epos zurecht machen. Die Serben besitzen kein solches, sie besitzen in ihren vielerlei Heldenliedern nur die Bruchsteine zu einem solchen Bau. Dieselben sind zumeist verdeutscht und wenn man sie in geordneten Zusammenhang brachte, wie Professor Pavić dazu den Weg gewiesen hat, so ließ sich allerdings der serbischen Nation ein Präsent dieser Art machen, wenn auch vorläufig nur ein deutsches Serben-Epos. Karl Gröber hat diesen Liebesdienst den Serben geleistet und zwar mit Sachkenntniß und Geschick, und dies nicht ohne Deutschlands und Oesterreichs Zuthun wieder unabhängig gewordene Völkchen braucht jetzt, um auch im Besitz eines Nationalepos zu sein, nichts weiter als einen Rückübersetzer der Gröber'schen Dichtung ins Serbische, welche Mühe denn wol auch ein des Serbischen kundiger Deutscher bald einmal übernehmen wird.

Man kann dies absonderliche Hinundher unserer literarischen Vielgeschäftigkeit unter Gesichtspunkten sehr verschiedener Art betrachten. Zunächst unter dem ungünstigen der Ablenkung des deutschen Lesepublikums von der wirklichen deutschen Literatur. Die Klage, daß sie pecuniär verkümmere, ist ja unzweifelhaft zum wesentlichen Theil auf das Ueberwiegen der Uebersetzungsliteratur auf unserm Büchermarkt zurückzuführen; daneben nicht minder auf die bei uns immer noch wie früher bestehende Voreingenommenheit für die in fremden Sprachen geschriebenen Bücher, sodaß z. B. englische und französische Autoren jahraus jahrein stattliche Revenuen aus Deutschland beziehen. Daß Bücher, wie Ohnet's „Hüttenmeister", wie Zola's, Daudet's und so mancher anderer fremden Autoren vielgepriesene Romane oder Novellen in Wirklichkeit höher stehen als die Romane oder Novellen unserer bessern und besten Schriftsteller, ist oft, und ich glaube mit Recht, bestritten worden. Dennoch bringen es die letztern nur ganz ausnahmsweise zu einer erklecklichen Zahl von Auflagen, während jene andern Hunderte von Auflagen als etwas ganz Selbstverständliches betrachten dürfen. Haben jene pariser Autoren nicht etwa eine Nation hinter sich, welche sich recht wenig um die literarische Thätigkeit anderer Nationen kümmert, welche aber deshalb auch den Aufwand, die Bücher ihrer heimischen Schriftsteller zu kaufen, bestreiten kann? So verhält es sich nämlich in der That. Es ist immer in Frankreich so gewesen und es wird vermuthlich immer so bleiben. Wie man im Jahre 1821 in dem Theater der Porte Saint-Martin die englischen Schauspieler mit dem Rufe empfing und heimschickte: à bas les Anglais, point d'étrangers en France! so ist die fremde Literatur immer nur einem verschwindend kleinen Bruchtheil der französischen Nation von Interesse gewesen; die Franzosen haben die Ueberzeugung, daß die französischen Autoren allein wirklich gelesen zu werden verdienen; sie suchen ihren Stolz darin und fragen wenig danach, ob man im Auslande hier und da anderer Meinung ist; und da das Ausland Ohnet, Zola und Daudet nicht minder eifrig kauft als Frankreich selbst, so befinden sie sich ja auch scheinbar im Recht. Ich habe früher einmal etwas von einer Unterredung erzählt, die ich im Frühjahr 1867 mit Victor Hugo auf Guernsey hatte, beiläufig gesagt unter dem etwas frostigen Schatten der eben eingetroffenen Nachricht, Frankreich habe in der luxemburger Frage seinen hochangeschlagenen Ton herabstimmen müssen. Der Verbannte von Guernsey suchte das französische Fiasco, als er diese Grenzstreitigkeit berührte, als Bagatelle abzuthun, da die Zeit des Abgrenzens von Nation und Nation ja überhaupt etwas Antiquirtes sei. Dieses französische Begrüßungswort brachte meinerseits die Frage aufs Tapet, wie weit wir einander dann aber sprachlich wol verstehen würden, nämlich in dem allgemeinen Weltparlament, zu welchem wir alle gelangen sollten, worauf Victor Hugo — ich recapitulire hier nur kurz, was ich schon anderweitig damals von mir über dieses Gespräch erzählt habe — auf seine langue universelle hinwies, indem er auf meine Frage nach der präcisern Gestalt dieser Zukunftssprache mich dahin belehrte: sie könne nicht füglich die deutsche sein, da diese zu hart sei, noch auch die italienische, da die wiederum

zu viele weiche Laute habe — „reste donc le français, qui n'est ni trop dur, ni trop mou". Auf meine weitere Erkundigung nach der augenscheinlich erfreulichen Gründlichkeit, mit welcher er die Eigenart der deutschen Sprache studirt habe, erwiderte er sehr unbefangen, er verstehe keine Silbe Deutsch, und ebenso hatte er, wie sich weiter zeigte, trotz seines langen Aufenthalts auf der englischen Insel Guernsey sich nie zum Erlernen des Englischen herabgelassen, obschon ihm, dem Politiker, wol die damaligen französischen Zeitungen unmöglich als Lektüre genügen konnten. Daß er in seinem Buche „Sur le Rhin" sich einst in den Wahn hineingeredet hatte: toute cette rive gauche du Rhin nous aime, — j'ai presque dit: nous attend, das war mir nach dem Eingeständniß, er verstehe keine Silbe Deutsch, nun nicht länger verwunderlich, ebenso wenig wie der Zuruf, den er am Rhein von den todten Steinen gehört haben wollte: il faut que la France reprenne le Rhin!

Victor Hugo stand aber mit diesem ausschließlichen Geltenlassen der belle France und der einzig berechtigten französischen Sprache durchaus nicht allein da. Mit ganz wenigen Ausnahmen stehen alle französischen Schriftsteller und hinter diesen die ganze französische Nation, soweit sie Bücher liest, auf dem nämlichen Standpunkte, und darin liegt vornehmlich, wie erwähnt, der unversiegliche Quell jener großen buchhändlerischen Erfolge, die, wie jeder Erfolg, das Urtheil bestechen, also auch dem Auslande Tribute auferlegen, gegen deren gedankenlose Entrichtung der gute Geschmack so in England wie in Italien, Rußland und Deutschland seit langem vergeblich ankämpft.

Ich habe gesagt, daß unsere literarische Vielgeschäftigkeit im Uebersetzen und im Durchstöbern und Durchsieben der Productionen fremder Länder unter Gesichtspunkten verschiedener Art betrachtet werden könne, und ich habe die ungünstige Seite vorangestellt, wie es sich wol in d. Bl. von selbst rechtfertigt: muß doch die Literatur einer Nation, deren Interesse, statt sich maßvoll zu beschränken, die ganze Erde umspannen möchte, nothwendig dabei zu kurz kommen.

Dem gegenüber steht natürlich manches, auf was wir nicht verzichten möchten und das mit unserer im übrigen bedenklichen Universalität zusammenhängt: unser offener Blick für die Eigenart der fremden Völker, unsere Vertrautheit mit ihrem Wesen und Sein, unsere Theilnahme für alles, was sie menschlich bewegt, unsere Fähigkeit, ihre Vorzüge gelten zu lassen, ihre Schwächen nicht blos zu sehen, sondern auch zu verstehen.

Erschien daher das deutsch-serbische Nationalepos, welches zu diesen Betrachtungen den Anlaß gab, auf den ersten Blick als ein etwas befremdliches Uebergreifen in eine zu weit von der eigentlichen Heerstraße deutscher Poesie abliegende Sphäre, so wird doch vor allem den deutschen Schriftstellern in Oesterreich nicht verdacht werden dürfen, daß sie den Blick nach Osten wenden und den dortigen Spuren einer längst untergegangenen Glanz- und Ruhmeszeit eines bescheidenern Nachbarvolks liebevollen Antheil schenken. Moderne ungarische Dichter sind ohne Zweifel schon mehr als zu viel übersetzt worden ebenso wie die modernen Dichter Skandinaviens längst mehr als nöthig zu Uebersetzungen herangezogen worden sind. Aber die alten Gesänge der Völker, die unter den Hufen der Türkenrosse verbluteten, werden für uns immer ein wohlbegründetes Interesse haben. Und so ist auch Gröber's Versuch, das ruhmvolle Unterliegen der streitbaren Serben in der Schlacht am Amselfelde im Zusammenhange darzustellen, willkommen zu heißen, zumal diese poetische Composition fast durchweg der ihr zu Grunde liegenden Absicht entspricht, d. h. uns wie eine Uebersetzung aus dem Serbischen anmuthet. Robert Waldmüller.

Ueber die Vererbung im Organismus.

Die Thatsachen der Vererbung in geschichtlich-kritischer Darstellung. Von Emanuel Roth. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin, Hirschwald. 1885. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Das Individuum ist als eine mehr oder minder abgeänderte Fortsetzung seiner Vorfahren zu betrachten; es erbt Eigenschaften des Leibes und der Seele von ihnen, aber je nach den Umständen und Verhältnissen, unter denen es lebt, entwickeln sich diese Eigenschaften besonders. Daher kommt es, daß auch die einander ähnlichen Einzelwesen nur einander ähnlich, niemals gleich sind.

Worin die Vererbung besteht, was dieselbe eigentlich ist, konnte bisher noch niemand mit dem Scheine der Wahrheit sagen. Zwar wurden schon viele Hypothesen aufgestellt, mehr oder weniger begründet; allein eine Hypothese gleicht der Luftspiegelung in der Sahara, und die Geschichte der Wissenschaft lehrt, daß die Annahmen wechseln wie die Bilder im Guckkasten.

Auch Emanuel Roth, der auf dem Höhepunkt exacter Naturforschung sich befindet, und dessen Arbeit über Erblichkeit und Vererbung mit Recht eine vorzügliche genannt zu werden verdient, vermochte es nicht, auch nur annäherungsweise den Begriff der Vererbung festzustellen, das Wesen derselben zu ahnen, obgleich, wie keinen Augenblick zu leugnen ist, hier und da der richtige Pfad zur Wahrheit von ihm eingeschlagen wurde.

Solange wir nicht Gewißheit haben über die letzten Ursachen der Erscheinungen im Organismus, nicht das Verhältniß des activen Aethers oder der Seele zu den Formelementen und besonders den Zellen kennen: solange bleibt uns das Wesen der Vererbung ein versiegeltes Buch.

Da wir nun außer Stande sind, gewisse Vorstellungen über das Innere uns zu machen, müssen wir zunächst an die Erscheinung uns halten und diese auf das genaueste zu erfassen suchen.

Eine große Zahl von Ansichten und Aussprüchen der Forscher und Denker über Erblichkeit und Vererbung hat Roth zusammen gestellt; manche derselben klingen geradezu ungeheuerlich, einerlei, ob deren Urheber sich zu den exacten Forschern oder zu den sogenannten wissenschaftlichen Philosophen rechnen. Allzu viel läßt Roth sich von den Forschungen Robert Koch's imponiren; von den spärlichen positiven Ergebnissen derselben wird nur wenig übrig bleiben. Man möge hier das alte Sprichwort „Viel Geschrei, wenig Wolle" nicht vergessen. Die exacten Forscher sind leider nur zu selten exacte Denker und entbehren meistens auch jener Vielseitigkeit, ohne die von einiger Erkenntniß des ursächlichen Zusammenhanges der Dinge gar nicht die Rede sein kann. Roth sagt:

Wir nennen Variabilität die Fähigkeit der organischen Materie, des Protoplasma, auf beliebige Reize hin Abänderungen in ihren individuellen molecularen Bewegungen zu erfahren und dadurch zu veränderten Formen veranlaßt zu werden, d. h. unter verschiedenen Verhältnissen sich verschieden zu entfalten. Die Variabilität stellt die schaffende Kraft dar gegenüber der Erblichkeit als der erhaltenden Kraft. Ohne das Vermögen des Protoplasma, auf äußere Anlässe hin zu variiren, wäre das bunte Bild des Makrokosmos nicht vorhanden. Diese Variabilitätskraft bewirkt, daß schon auf der niedersten Thier- und Pflanzenstufe keine absolute Gleichheit mehr vorkommt.

Im Protoplasma sitzen nun diese Kräfte, von deren Wesenheit niemand eine Vorstellung sich machen kann. Ich nenne die Kraft activen Aether oder Seele, auch auf die Gefahr hin, daß die Exacten die Erlaubniß hierzu mir verweigern. Und mit der Annahme dieser Seele rückt mir die Erklärung der Variabilität und Erblichkeit um einige Schritte näher. Mögen nun mehrere der Vertreter jener exacten Wissenschaft mich als im Gegensatz zur modernen medicinischen Unwissenschaft oder auch Wissenschaft stehend denunciren, so werden sie mir damit nicht Schaden zufügen, noch weniger die Erscheinungen des Lebens richtig erklären. Um einer solchen Erklärung sich zu nähern, müssen sie doch an den activen Aether oder die Seele glauben und von dieser den Ausgang nehmen.

Emanuel Roth behandelt seinen Gegenstand in vier Abhandlungen: „Erblichkeit und Variabilität"; „Disposition und Immunität"; „Degenerescenz und Abschwächung der erblichen Anlage"; „Der menschliche Geist im Lichte der Vererbung". Dieser Autor geht kritisch zu Werke und erweist sich überall als denkender Kopf; aber leider sind seine Bewegungen zum Theil von den Fesseln der augenblicklich noch herrschenden medicinischen Schule gehemmt. Ueber diesen Punkt wird Roth mit Nothwendigkeit hinaus kommen müssen; daß dergleichen mit Sicherheit zu erwarten steht — ob früher oder später, ist gleichgültig — geht aus seinem ganzen Streben deutlich hervor und aus seiner vielseitigen Bildung. Ich möchte demselben an das Herz legen, von dem Zwang der exact-medicinischen Götzen sich loszumachen und seiner kerngesunden Kritik völlig freien Lauf zu lassen, ganz einerlei, ob er mit Ow, Kofer, Chens und Mans sich auch in Widerspruch setze.

Sehr anzuerkennen ist die Methode der Vergleichung, welche Roth anwendet; er gelangt dadurch zu höchst beachtenswerthen Ergebnissen nach verschiedenen Richtungen hin, so z. B. in Bezug auf das Verhältniß von Erblichkeit, Vererbung und Krankheiten, auf das Erscheinen der letztern bei bestimmten Familien und unter bestimmten Verhältnissen u. s. w.

Anthropologen und Aerzte, Seelsorger und Erzieher, Staatsmänner, Geschichtsforscher, Richter und Philosophen werden das Buch von Roth mit großem Interesse lesen und sehr viel daraus lernen; es ist in Wahrheit vortrefflich.

Eduard Reich.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Richard Lepsius. Ein Lebensbild" von Georg Ebers sagt die „Saturday Review", Nr. 1549*): „Richard Lepsius verdient unzweifelhaft ein biographisches Denkmal und es trifft sich glücklich für seinen Ruhm, daß die Aufgabe einem Schriftsteller zugefallen, der zugleich Aegyptolog ist.**) Wäre er nur dies, so hätte er vielleicht kaum ein lesbares Buch zu Stande bringen können sowie einer, der in dieser Wissenschaft gänzlich unbewandert ist, die volle Bedeutung des Helden und seines Lebens nicht ans Licht zu bringen vermocht hätte. Ebers nimmt die glückliche Mitte ein, da er genug Aegyptisches weiß, um Irrthümer zu vermeiden und einen deutschen Stil beherrscht, der das Gegentheil von Hieroglyphen ist. Sein Urtheil sichert ihm daher Vertrauen, während der Inhalt seines Buchs lebendig und anziehend ist. Lepsius war sowol Weltmann wie Gelehrter und ging mit Männern um, welche, wie Bunsen, diese Benennungen noch reichlicher verdienten. Ebers stellt die Beziehungen von Lepsius zu seinen hohen Gönnern in anmuthiger Weise dar und läßt uns zugleich vollkommen erkennen, auf welche solide Grundlage von Verdienst seine Gunst bei Hofe gestützt war. Doch begeht er nicht den Irrthum, zu viel zu beanspruchen: er spricht seinem Helden ausdrücklich jede Prätension zum Genie ab, weist aber darauf hin, daß die Leistungen seiner ungewöhnlichen Begabung und seines systematischen Fleißes deshalb nur um so merkwürdiger waren.

*) Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit unser Bedauern auszudrücken, daß die obengenannte Wochenschrift unter ihrem neuen Redacteur der deutschen Literatur weniger Berücksichtigung schenkt als früher. Statt monatlicher, hält sie jetzt nur eine zweimonatliche Rückschau auf dieselbe; hingegen verfolgt sie die französische Literatur jetzt allwöchentlich.

**) Wörtlich: „der nicht ohne Anstrich von Aegyptologie ist". Wir glaubten, Ebers die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu müssen, diese Wendung, die entschiedene Unterschätzung des vor allem als Aegyptolog berühmten Mannes ausdrückt, nicht beizubehalten.

Man scheint Lepsius des Mangels an Gefühl beschuldigt zu haben; Ebers vertheidigt ihn kräftig gegen diesen Vorwurf, der übrigens kaum wahr bei einem Manne sein kann, der auf seinem Sterbebett eine polemische Abhandlung unterdrückt hat, da er «seine literarische Laufbahn nicht mit einer Dissonanz enden wollte».“

Die Anzeige der Schrift „Die Erziehung Friedrich's des Großen. Aus dem Nachlaß von Ernst Bratuscheck“ schließt mit den Worten: „Wir können durchaus nicht Bratuscheck's Glauben an Friedrich's Aufrichtigkeit und Reue theilen und sind eher der Ansicht, daß die Verstellung, zu der er seine Zuflucht zu nehmen genöthigt war, den Weg zu der Machiavelli'schen Doppelzüngigkeit vorbereitete, die seiner Regierung mit Recht zum Vorwurf gemacht wird.“

Von Ferdinand Lotheissen's „Zur Sittengeschichte Frankreichs. Bilder und Historien“ heißt es: „Erheben sie sich auch nicht über gewöhnliche Magazinartikel, so sind diese Essays doch im allgemeinen leicht und fließend und geben eine richtige Vorstellung von den darin besprochenen Büchern, außer wenn, wie bei Saint-Simon's Memoiren, der Gegenstand für Lotheissen's Gemälde zu umfassend ist. Zu den besten zählen das Ende der Grignans, Madame de Sévigné's Nachkommen, das Kapitel über Grimm's Briefwechsel, die ausführliche Studie der Dilettantenaufführungen von Theaterstücken im 18. Jahrhundert und die Biographie der schönen Griechin, welche die Mutter der Brüder Chénier wurde.“

Ueber „Aus Theodor Körner's Nachlaß. Liedes- und Liebesgrüße an Antoine Adamberger“, herausgegeben von F. Latendorf, heißt es: „Die letztern vermehren den Ruf des Sängers insofern als sie einen weitern Beleg für seine bemerkenswerthe Productivität bilden. Abgesehen von seinen tyrtäischen Ergüssen, ist dies die stärkste Seite seines Talents. Man kann wohl glauben, daß mit der Zeit etwas Außerordentliches aus einer so kräftigen und reichen Natur hervorgegangen sein würde, wenngleich er, wie Schiller in demselben Alter, noch nichts von hervorragender Vortrefflichkeit producirt hatte, mit Ausnahme seiner Kriegslieder zur Zeit seines Todes. Die hier veröffentlichten Dichtungen sind weder besser noch schlechter als seine sonstigen.“

Von K. E. Edler's „Der letzte Jude“ heißt es: „Es ist uns nicht ganz klar, wie jemand über «Den letzten Juden» schreiben kann, außer im prophetischen Geiste; Edler's Roman aber ist historisch. Der Titel wäre verständlich genug gewesen, hätte er gelautet: «Die letzten Tage von Jerusalem». Das Buch ist mit Schilderungen überladen, aber gut geschrieben und ist keine schlechte Probe von dem archäologischen Romane, den Ebers und George Taylor in Mode gebracht haben.“

Ueber „Serapis“ von Georg Ebers sagt das Blatt, dieser Roman sei nicht der am wenigsten interessante dieses Autors, wenn auch der Vergleich mit „Hypatia“, zu dem es herausfordert, nicht zu seinem Vortheil ausfällt. „Mit Kingsley verglichen, scheint das Leben im Romane schlaff und das Colorit matt, während es freilich andererseits auf gründlicherer Kenntniß beruht und der aussterbenden Religion und Cultur des 4. Jahrhunderts gerechter wird, als man es der letztern gegenüber erwarten konnte. Die verschiedenen Parteien sind sehr objectiv geschildert; eine stärkere Theilnahme für oder gegen sie würde dem Werke indessen vielleicht mehr Lebendigkeit verliehen haben. Die packendste Scene ist die, in welcher eine christliche Bittstellerin vom Bischof von Alexandrien abgewiesen wird, weil sie eine Arierin ist.“

Bibliographie.

Arneth, A. Ritter v., Graf Philipp Cobenzl und seine Memoiren. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 M. 80 Pf.

Baumbach, R., Erzählungen und Märchen. Leipzig, Liebeskind. Gr. 16. 2 M.

Blankenburg, E., Ekbert von Braunschweig. Tragödie. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 M.

Dittmar, M., Beiträge zur Geschichte der Stadt Magdeburg in den ersten Jahren nach ihrer Zerstörung 1631. 1ster Thl.: Magdeburg unter kaiserlicher Herrschaft, vom 10. Mai 1631 bis 8. Januar 1632. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 10 M.

Dolberg, L. L. L., Eine Küstenwanderung von der Warnow bis Wustrow durch die Rostocker Haide, Grahl, Müritz, Dämdorf und Dierhagen wie das Fischland. Nebst einer Tafel noch nicht veröffentlichter Hausmarken. Ribnitz, Biscamp. 8. 2 M.

Dorneth, J. v., Die Letten unter den Deutschen. Berlin, Deubner. Gr. 8. 2 M.

Eisler, J., Gedichte. Prag, Dominicus. 8. 2 M. 40 Pf.

Francillon, R. E., Königin Kophetua. Autorisirte deutsche Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Burmester u. Stempell. 8. 8 M.

Girndt, O., Das Reich des Glücks. Geschichtliches Trauerspiel. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 M.

Goldblech. Schalkhafte Citate, nebst einem Anhang humoristischer Gedichte von Mikado. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 1 M.

Gontscharow, J. A., Oblomow. Roman. Aus dem Russischen von G. Keuchel. Mit einem Vorworte von E. Zabel. 2 Thle. Berlin, Deubner. 8. 5 M.

Grasberger, H., Plodersam. Geistli'n-G'schichten, g'sangsweis dazält. Leipzig, Liebeskind. Gr. 16. 2 M.

Haeckermann, A., Der Bauerberg. Ein episches Idyll. Greifswald, Bamberg. 16. 60 Pf.

Hauer, J. G., Edelweiß. (Gsangln u. gspoaßigi Gschichtln.) Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Mit einem Vorworte von P. K. Rosegger. Wien, Gerold's Sohn. 12. 4 M. 80 Pf.

Hauff, G., Christian Friedrich Daniel Schubart in seinem Leben und seinen Werken. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 4 M.

Hollenbach, W., Bilder aus Thüringen. I. Jena, Mauke. 8. 75 Pf.

Hüsgen, E., Chronik der Gegenwart. 1884. Düsseldorf, F. Bagel. 8. 6 M.

Kranichs, † 26. November 1884, Briefe aus dem Jenseits. Mitgetheilt vom Adressaten Mac Clown. Berlin, Cronbach. 8. 1 M. 25 Pf.

Kraus, C., Der Herr Direktor. Schwank. Berlin. 1883. Gr. 8. 80 Pf.

Krebs, H., Nirwana. Neue Dichtungen vermischten Inhalts. Tilsit, Lohauss. Gr. 8. 2 M.

Lohmeyer, J., Gedichte eines Optimisten. Leipzig, Liebeskind. 8. 3 M.

Luber, A., Digenis Akritas. Nach dem byzantinischen Epos wiedererzählt. Salzburg. Gr. 8. 1 M.

Michelis, F., Die naturwissenschaftliche Unhaltbarkeit der Darwinschen Hytothese. Vortrag. Heidelberg, Weiss. 8. 60 Pf.

Nordau, M., Paradoxe. 1ste bis 3te Aufl. Leipzig, Elischer. Gr. 8. 6 M.

Nosinich, J., und L. Wiener, Kaiser Josef II. als Staatsmann und Feldberr. Oesterreichs Politik und Kriege in den Jahren 1763 bis 1790. Verfasst im k. k. Kriegs-Archive. Mit 1 Tafel. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Ohlenschlager, F., Sage und Forschung. Festrede. München, Franz. Gr. 4. 1 M. 20 M.

Piper, W., Die Politik Gregors VII gegenüber der deutschen Metropolitangewalt. Inaugural-Dissertation. Quedlinburg. 1884. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Rößler, J., Erläuterungen zu Goethe's Faust. I. und II. Theil. Ein Leitfaden für die Besucher der Tragödie. Berlin, E. Mecklenburg. 8. 50 Pf.

Rudigier, Bischof von Linz, Franz Josef. Ein Abriß seines Lebens und Wirkens von der Jugend bis zum Grabe. Von J. G. V. Innsbruck, Vereins-Buchhandlung und Buchdruckerei. 8. 60 Pf.

Schenk, F., Ernstes und Launiges aus dem Miesbacher Bezirke. Miesbach. 8. 2 M. 25 Pf.

Schirrmacher, F. W., Johann Albrecht I. Herzog von Mecklenburg. 2 Thle. Wismar, Hinstorff. Gr. 8. 20 M.

Schmidt-Weißenfels, Engel und Teufel. Lustspiel. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 M.

Scholastika. Dramatischer Scherz in 2 Aufzügen, den Alten und Jungen des plauenschen Seminars zur Erinnerung an dessen 75jähriges Jubiläum 1885 gewidmet von E. O. Dem. Plauen, Neupert. Gr. 8. 30 Pf.

Schratz, W., Urkundliche Beiträge zur Geschichte bayerischer Lande. Amberg, Habbel. Gr. 8. 1 M.

Schweiger-Lerchenfeld, A. Freih. v., Im Kreislauf der Zeit. Beiträge zur Aesthetik der Jahreszeiten. Mit einem Titelbild und 60 Text-Illustrationen. Wien, Hartleben. 8. 6 M.

Schwickert, J. J., Zum Frieden zwischen Philosophie und positiver Religion. Eine Recognoscirung auf dem Felde der Speculation in drei Streifzügen: a) Von jeder Philosophie innerhalb der Schranken der Menschen-Natur. b) Kritik eines neuesten Philosophems. c) Ideen zu einer Systematik des menschlichen Geistes. Bonn, Rheinisches Buch- und Kunst-Antiquariat. Gr. 8. 80 Pf.

Seeley, J. R., Stein. Sein Leben und seine Zeit. Deutschland und Preußen im Zeitalter Napoleons. 2ter Bd. Aus dem Englischen übersetzt von E. Lehmann. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 7 M.

Tolstoi, Graf L., Die Kosaken. Kaukasische Novelle. Aus dem Russischen von G. Keuchel. Berlin, Deubner. 8. 3 M.

Verne's, J., Schriften. Autorisirte Ausgabe. 41ster Bd.: Die Schule der Robinsons. — 42ster Bd.: Der grüne Strahl. Wien, Hartleben. 8. à 2 M. 70 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 193 bis 199.

Die Revision der schweizerischen Bundesverfassung und die Lösung der Alkoholfrage. — Zur Braunschweigischen Thronfolge- und Regentschaftsfrage. — Vom Golfe von Aden. — Die neue auswärtige Politik Englands. — Staat und Kirche in Bosnien. — Eine Kriegsphantasie. — Der Vertrag von Tien-Tsin zwischen China und Japan. (III. Schlußartikel.)

General Charles E. Gordon's Mission nach Chartum. Von R. Buchta. (I.) — Deutsche Renaissance-Künstler. Von Dr. A. Svoboda. (III.) — Die internationale Ausstellung von Arbeiten aus edlen Metallen und Legirungen in Nürnberg 1885. Von J. Stockbauer. (IV.) — Staat und Schule. — Aussichten in den Vereinigten Staaten. Von Fr. von Löher. (Schluß.) — Die Antwerpener Weltausstellung. (VII.) — Eine päpstliche Rang- und Quartierliste. Von R. Heinze. — Die Musiknoth unserer Tage. Von Dr. A. Reißmann. — Die Ausstellung für Erfindungen in London. Von E. A. Ehemann. — Antonio Foggazzaro. — Erinnerungen an Moritz Seebeck. Von K. Fischer. (II.) — Ein italienischer Senator über Demokratie und Arbeit. Von Dr. A. Peez. — Historische Landschaftskunde. Von Fr. Ratzel. — Zur ältesten Geschichte des deutschen Kaiserhauses. — Großes römisches Grabfeld bei Worms am Rhein. Von F. Soldan. — Anagramme und Chronogramme. Von R. Kleinpaul. (I.) — Münchener Ateliers.

Das deutsche Wirthschaftsjahr 1884. — Geschäftliche Jahresberichte: Handels- und Gewerbekammer zu Dresden. Handelskammer zu Barmen. Fränkischer Unterverband deutscher Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mechanik

in ihrer Entwickelung historisch-kritisch dargestellt

von

Dr. Ernst Mach.

Mit 250 Abbildungen. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 59. Band.)

Der Verfasser, Professor der Physik an der deutschen Universität zu Prag, behandelt im vorliegenden Werke den naturwissenschaftlichen Inhalt der Mechanik, indem er zeigt, worin dieser Inhalt besteht und wie wir zu demselben gelangt sind. Seine lichtvollen Ausführungen haben für Naturforscher und Mathematiker wie für jeden Gebildeten das grösste und allgemeinste Interesse.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** sind jetzt vollständig erschienen:

Gesammelte Werke

des

Grafen Adolf Friedrich von Schack.

In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Brosch. 15 M. In 6 eleg. Einbänden 20 M.

Inhalt: Nächte des Orients oder die Weltalter. — Episoden. — Weihgesänge. — Gedichte. — Lotosblätter. — Die Plejaden. — Lothar. — Tag- und Nachtstücke. — Drei Erzählungen. — Durch alle Wetter. — Ebenbürtig. — Die Pisaner. — Gaston. — Timandra. — Atlantis. — Heliodor. — Kaiser Balduin. — Der Kaiserbote. — Cancan.

Einzelne Bände aus dieser Gesammtausgabe werden nicht abgegeben.

Zu beziehen durch jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes.

Im Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

Bilder-Atlas

der Wissenschaften, Künste und Gewerbe.

Volksausgabe.

444 Bildertafeln in Stahlstich, Holzschnitt u. Chromolithographie.

In 80 Lieferungen.

Subscriptions-Preis 50 Pf. für die Lieferung.

Von dieser Volksausgabe des „Bilder-Atlas der Wissenschaften, Künste und Gewerbe“, einer populären, alle Wissensfächer umfassenden Encyklopädie in Bildern, wird vom November 1884 an wöchentlich eine Lieferung von 5—6 Tafeln ausgegeben.

Man subscribirt bei allen Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Heinsius' Allgemeines Bücher-Lexikon.

Siebzehnter Band,

die von 1880 bis Ende 1884 erschienenen Bücher enthaltend.

Herausgegeben von **Otto Kistner.**

Erste und zweite Lieferung.

4. Jede Lieferung 3 M., auf Schreibpapier 4 M.

Hiermit beginnt ein neuer, die letzten fünf Jahre umfassender Band des wohlbekannten, für Bibliotheken, Buchhändler und Bücherfreunde unentbehrlichen Katalogwerks.

Bei Abnahme der sämmtlichen bisjetzt vorliegenden wie auch einzelner älterer Bände des Werks werden wesentlich ermäßigte Preise gestellt.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 8.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 6. August 1885.

Inhalt: Romane und Novellen. Von Freiherrn K. von Richthofen. — Reisebilder aus dem Süden. Von Otto Speyer. — Neue philosophische Literatur. Von Moritz Brasch. — Schriften zur Physik. — Vermischte Schriften. Von Franz Koppel-Ellfeld. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Romane und Novellen.

1. Aus stiller Zeit. Novellen von Wilhelm Jensen. Drei Bände. Berlin, Paetel. 1882—84. 8. 12 M.

„Von der Ackerscholle" heißt die ersie Novelle. „Auf 'nen Prediger studiren" sollte der Geerdt nach dem Willen der sterbenden Mutter, aber es ging nicht, er war zu dumm, das sagte der Schullehrer, und der Herr Pfarrer sagte es auch. Lesen und schreiben konnte er schon, aber das Rechnen, das wollte nicht in den Kopf hinein. Ihm war's auch lieber so, Bauer wollte er werden wie sein Vater. Und dem war's auch lieber — freilich: „Wenn du's gewollt hättest, Geerdt! Sie hatt's verdient, daß ich nichts dagegen geredet, auch als sie's nicht mehr sehen konnte." Wem es aber erst recht lieb war, das war die kleine blasse Sivera, die er immer auf dem Heimweg von der Schule begleitete, ihr einziger Freund und Schutz; denn die Kinder neckten und verspotteten sie, weil sie Sivera hieß und weil ihre Großmutter, die alte Hildup Corde, die mit ihren scharfen dunkeln Augen und ihrem verrunzelten Gesicht aus Ostfriesland gekommen war und in dem zerfallenen Lehmschuppen nicht weit von Geerdt Gebauer wohnte, für eine Hexe galt oder doch nicht viel besser. War die Schule vorbei, dann zogen sie wie zwei Vögel durch Busch und Feld, sammelten Steine und Blumen, Beeren und Insekten, lernten sie unterscheiden und gaben ihnen Namen: Waldstern der weißen Frühlingsanemone, Wipp-di-Wipp der Bachstelze, Goldstein dem Glimmerkiesel im Quell. In einem unbenutzten Zimmer in Geerdt's Vaterhause sammelten sie ihre Schätze nach Abtheilungen in zerbrochenen Kästen, Bretern und Thonscherben. Da lagen sie im Dunkeln, aber die Erinnerung an den Sonnenglanz da draußen und den Sonnenglanz in den Herzen der Kleinen, von denen sie gesammelt wurden, lag bei ihnen, und die Kinderphantasie wirkte täglich neue Fäden in das gemeinsame Band, das Geerdt und Sivera umschlang. Da drängte sich die äußere Welt, von der sie doch so weit ablagen, in ihre Stille. Ein Oberst von Cronaug verunglückte auf seiner Reise, mußte in das nächste Haus, zu Gebauer's, gebracht werden und blieb dort sechs Wochen lang. Er hatte aber auch ein Töchterchen, das sich von ihm nicht trennen wollte, die kleine zierliche Adele, der die Landluft recht wohlthuend war. Daran gewöhnt war sie nicht. Als sie sich im Mondschein auf ihr Bett setzte — Geerdt hat ihr seines in das Scherbenzimmer gebracht, es dachte ja alles nur an den Oberst — und mit den feinen Zähnchen in die derbe Brotrinde biß, da meinte sie: „Solches Brot habe ich noch nie gegessen, das ist wol eigentlich nur für die Pferde und Kühe hier auf dem Lande. Zu Hause würde die Miß mich schelten, daß ich mir die Zähne daran verdürbe, aber ich habe auch noch nie solchen Hunger gehabt." Und als Geerdt gehen will, da sagt sie weinerlich: „Ja, wer hilft mir denn, daß ich zu Bett komme? Habt ihr denn keine Bonne im Haus? Ich kann doch mein Kleid nicht allein ausziehen!" Schüchtern versucht er die Perlmutterknöpfe am Rücken zu lösen, aber das goldene Haar wagt er nicht zu berühren. „Du bist fürchterlich ungeschickt! Das kommt davon, weil man auf den Dörfern nichts lernt! Bauernkinder bleiben immer Tölpel ihr Lebelang, sagt die Miß. So nimm doch das Haar und mache es vom Kopfe los, ich habe doch hinten im Kopfe keine Augen!" Sie drückt ihm die goldhellen weichen Locken in die zitternde Hand, zog, während er ging, mit einem Ruck das Kleid ab, doch gleich danach lachte sie mit ihrer glockenfeinen Stimme auf: „Weshalb siehst du mich so groß an?" Das volle Mondlicht fiel auf sie, und sie hob sich in ihrem Unterkleide, ganz weißglänzend, wie eine Gestalt aus Schnee vom Kopf bis zu den Füßen gegen die dunkle Wand ab. Ihr Gesicht und ihre Hände hatten in der flimmernden Beleuchtung einen

ungewiß perlfarbig spielenden Schimmer, nur das Haar floß mattem Golde gleich auf den Nacken und die zierlich schmächtigen Schultern herab. „Bist du — eine Prinzessin?“ fragte stockend der Knabe. So zog Adele in sein Herz ein, immer mehr, bis kein Raum war, in dem sie nicht herrschte. „Pfui, das ist häßlich, das mußt du fort thun!“ Unschlüssig, wohin er sie bringen soll, bückt er sich zu den zerbrochenen Kästen, Bretern und Thonscherben mit all ihren Kieseln und Blumen und all ihren Erinnerungen an Sonnengold und Vogelgesang und aneinanderpochende Kinderherzen. „Du willst das alte Zeug doch nicht aufbewahren?“ lachte Adele, „du!“ Mit den zierlichen Fingern die Scherben fassend, warf sie eine nach der andern mit ihrem Inhalt durchs Fenster, und roth in den Schläfen von Blut übergossen half der Knabe ihr hastig, bis schmetternd und krachend das letzte Stück drunten in einen Winkel auf dem Hofraum hinuntergeflogen war.

Sie schwärmten durchs Feld, auf seinen Armen trug er sie durchs Wasser, in der gelbflammenden Ginsterhalde lagerten sie; er lernte Französisch von ihr, „das Allernothwendigste für einen gebildeten Menschen!“ und war so gelehrig, daß er bald erglühend stammeln konnte: „j'aime les cieux et tes yeux!“ Endlich schieden sie; der Oberst war geheilt. Geerdt reichte ihr blaue Kornblumen und Mohnrosen; sie gab ihm eine blaue Schleife vom Hals; noch ein Händedruck, noch ein Gruß, und alles war vorbei. Und doch nicht vorbei. Geerdt geht zum Schulmeister und zum Pfarrer, daß sie ihn unterrichten; er will nicht mehr Bauer werden; in dem Zimmer, wo er einst mit Sivera spielte, sitzt er jetzt eifrig lernend bis in die Nacht hinein. Im Winkel vor dem Fenster liegen nicht mehr die Scherben; Sivera hat sie gefunden und weinend fortgetragen. Mit eiserner Willenskraft überwindet Geerdt alle Hindernisse, zieht in die Stadt, um das Gymnasium zu besuchen, dann eine polytechnische Schule; er will Ingenieur werden, weil man ihm gesagt hat, daß er auf diesem Wege am schnellsten zu Geld und Ansehen gelangen könne. Sein Vater stirbt; das verschuldete Gütchen muß verkauft werden; Hunger und Noth lagern an Geerdt's Thür, aber er besteht glänzend alle Examina und erhält eine gut besoldete Stelle. Jetzt — zehn Jahre sind verflossen — sucht er Adele auf. „Gerhard Gebauer — woher doch —?“ frägt der Oberst. Dann wird ihm alles wieder erinnerlich; Geerdt's Vater hat für seine Gastfreundschaft nichts annehmen wollen; der Oberst ladet Geerdt ein, ihn recht oft zu besuchen. Dann kommt die Tochter, so groß, so schön und so vornehm! Aber sie erinnert sich noch, freilich nicht mehr an alle Einzelheiten; sie muß noch sehr klein gewesen sein. Er wird zu einer Landpartie eingeladen, aber er kann nicht tanzen, kennt keine Spiele, steht immer unbeholfen in der Ecke, und seine Adele lacht und scherzt und tanzt mit einem glänzenden Husaren, dem Grafen Richard Hartlaub. Aber es ist nicht so schlimm. Hartlaub tanzt und scherzt dann mit einer andern Schönheit, und Adele mag nichts von ihm wissen. Sie nimmt Geerdt's Arm; alle ihre Erinnerungen sind wiedergekehrt, auch an die Conjugation von aimer. Geerdt ist glücklich. So oft auch der Husar zu Cronaugs kommt: sie ist immer eiskalt zu ihm und so lieb und gut zu Geerdt! Zu allen Gesellschaften soll er kommen; sie bittet so lange, bis er es thut, und immer zeichnet sie ihn aus durch Blick und Ton und Wort. Blau ist das Zeichen der Treue, die liebe blaue Schleife! Träumend sitzt er in der Laube, in der Adele gestern die Reminiscenz aus der Kindheit mit so süßem Lächeln wiederholt: „j'aime tes yeux“ — da hört er eine halblachende Stimme: „Und Sie wollten wirklich auf eine derartige Persönlichkeit eifersüchtig sein, Graf Richard? Wissen Sie wohl, daß Sie mir ein recht hübsches Compliment damit gemacht?“ — „Doch ich hörte gestern hier in derselben Laube — und Ihr Benehmen gegen ihn heute Abend — wer ist denn eigentlich dieser Mensch?“ — „Ein Bauernsohn aus einem Heidedorf, der auf Schulen gegangen ist, um mehr Geld zu verdienen als beim Pflügen. Ich begreife nicht, daß Sie nicht auf den ersten Blick an seinem Gesicht, seinen Händen und Manieren erkannt, daß er nicht in die Gesellschaft gehört. Mich däucht, solche Hände allein sagen genug —“ — „Ach so, ein sogenannter self-made-Mann! Da verzeihen Sie mir, meine süße Adele — aber Sie treiben das Revanchespiel für Fräulein von Schönau wirklich etwas weit. Freilich, wenn ich gewußt hätte, daß es sich um einen Bauernsohn handelte.“ Der Traum war aus, und als er erwachte, schien ihm das Leben nichts werth neben dem entschwundenen Traumgesicht. Nur die Erinnerung an die Kindheit war ihm geblieben, an jene Zeit, da er mit dem Dorfkinde als Bauernsohn gespielt, bevor die Märchenprinzessin ihn bezaubert hatte! Er zog ins Dorf, traf Sivera, die Vermögen geerbt und dann seines Vaters Gut gekauft; bei den Steinen und Blumen und Scherben, die sie einst fortgetragen und jetzt geordnet und aufgestellt im alten Raum, fügte sich zum Anfang das Ende und entschwand, was dazwischen lag.

„Der Wille des Herzens“, die zweite Novelle, hat folgenden Inhalt. Ebert Wiegand, des Pastors Pensionär, ein eigenartiger Knabe, der, was er lieb hatte, auch für sich haben wollte, sagte einmal zu dem Kameraden: „Weißt du, meine Frau müßte keine Schwester und auch nicht Vater und Mutter, niemand sonst auf der Welt haben.“ Dafür gibt er auch sein ungetheiltes Herz; er gibt es der Schulmeisterstochter, welcher er das Leben gerettet hat. „Das ist eine Zwetsche, die nicht weit vom Stamme fällt“, sagte der kundige Pastor, wenn er Rhena Wenkstern in ihrem kostspieligen und geschmacklosen Sonntagstaat sah mit ihrem Vater, dem komisch gravitätischen, hochmüthigen, halbgebildeten Schullehrer. Aber den Flitter legt sie ab und wird eine andere, als Ebert ihr Herz gewinnt. Der Knabe zog in die Gymnasialstadt, aber in den Ferien kam er und fand Rhena in immer wundervollerer Schönheit erblüht. Der Vater hört davon und will ihn enterben; Ebert verschmäht seitdem jede Unterstützung, schlägt sich mit

Stundengeben durch die Welt. Als der Vater stirbt, wird er reich und sucht seine Rhena. Sie ist inzwischen, durch Armuth und Schönheit, gesunken; Ebert findet sie — im Tingeltangel. Aber jubelnd schließt er die geschminkte, verwelkte Kindheitsgefährtin in seine Arme — aus Noth kam sie ja nur dahin, sein ist sie ja geblieben; denn sein ganzes Herz gehört ja ihr und er kann ja nur lieben, was ungetheilt auch ihm gehört. Mit der Braut fährt er in das Dorf, wo sie gelebt, um sich mit ihr trauen zu lassen; ihr Herz hatte ihn geliebt, sie konnte ihn nicht betrügen, für sie gab es nur einen Weg. Um — für ihn eine Wasserrose zu pflücken, verunglückte sie. Aber der Tod durfte sie ihm nicht nehmen, sie war ja sein eigen und sollte es bleiben; da gab es für ihn auch nur einen Weg, auf den er sich ruhig und fest entschlossen und freudig begab.

Wer an der Lebenswahrheit der von Jensen vorgeführten Personen zweifelt, braucht nur das Buch zu lesen, um sich zu überzeugen, daß sie alle gelebt haben. Die Fähigkeit des Künstlers und des Dichters, wirkliches Leben zu schaffen, besitzt Jensen in hervorragendem Maße. Jene Leute, welche die Kataloge der Leihbibliotheken auf so überflüssige Weise vermehren helfen, klagen oft, daß man ihre Bücher nicht kauft, sondern leiht. Als ob man aufbewahren möchte, was höchstens als Zeitvertreib dienen kann! Dies Buch aber ist werth, gekauft zu werden, denn man kann es mehr als einmal lesen, und nicht zum Zeitvertreib.

Aus stiller Welt führt uns in wildbewegtes Treiben:

2. Castell Ursani. Roman von Robert Byr. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1885. 8. 12 M.

„Dimbowitza apa dultsche" singen die rumänischen Dichter (Walachen, von Wlach der Knecht, gilt nicht als Ehrenname, sie nennen sich Rumänen). Ist das Wasser der Dimbowitza so süß, daß nicht mehr scheiden kann, wer davon getrunken? Ein schmaler Fluß mit trübem Wasser — aber an seinen Ufern liegt Bukureschti mit seinen Palästen und Hütten und üppigen Gärten, die Stadt der Bojaren und der Zigeuner, die Stadt der heißen Frauen und der wilden Lust. Dort wo europäischer Glanz und asiatische Pracht sich berühren, wo in den berauschenden Blütenduft des Südens die berauschenden Klänge der Zigeunermusik schmettern und jubeln und süß ersterbend verlocken, dort, wo der Flammenhauch versengt was nicht von der Flamme geboren, schwindet Erinnerung und schwindet die Zukunftsorge. Einen farbenreichern Vorwurf wird der Künstler und Dichter schwerlich anderwärts finden. Fürst Rugiano, der widerwillig das trotzigstolze Haupt gebeugt vor dem fremden König, den fremde Diplomaten auf den Thron gehoben, streckt kühn die Hand aus nach dem Reif, den in anderer Form schon seine Ahnen getragen. Der Zauberstab, der im Orient alles erschließt, den Weg zu Herzen und den Weg zur Macht, ist Gold, und mit wilder Energie häuft er Schatz auf Schatz. Leidenschaftlich liebt er die schöne Gräfin Jolanda, aber sie ist arm; er heirathet eine andere. Das Erbe des Neffen bringt er verbrecherisch an sich; falsche Banknoten läßt er massenhaft anfertigen; nicht auf den Schmuz, in dem sein Fuß wandelt, auf die Königskrone blickt er, die über seinem Haupte schwebt. Und sie senkt sich herab auf ihn, näher und näher. Waffengefüllt sind seine Arsenale, goldgefüllt seine Schatzkammern; Bundesgenossen im Lande sind gewonnen; der gewaltige Doppelaar entfaltet schon langsam seine Schwingen, die in zwei Welttheilen vom Eismeer reichen bis zum heißen Süd: da tritt zwischen ihn und das so nahe Ziel ein Weib, Gräfin Jolanda, die er geliebt und doch verschmäht, deren Kinder er tödten ließ, weil das reiche Erbe seines Bruderſohnes seine Macht und seine Mittel vermehrte. Sie fährt nach der Hauptstadt, um die Verschwörung zu entdecken; sie kehrt zurück mit den Truppen, die ihn verhaften sollen, und als sie ihn nicht finden, eilt sie ihm nach in das ihr wohlbekannte Versteck, in welchem er auf seiner Flucht nach der Grenze rastet. Sie dringt ein; sie schießt ihn nieder, und dann sinkt sie in verzweifelndem Schmerz neben dem Sterbenden zu Boden. Sie hat ihn geliebt, als er sie des Geldes wegen verschmähte, geliebt als sie aus Rache seinen Bruder heirathete, damit er stets die Qual empfinde, sie als Frau eines andern zu sehen, als er sie demüthigen, als er sie zu seiner Sklavin machen wollte, selbst als er den Sohn ihr sterben ließ. Jetzt hat sie ihn getödtet; aber sie folgt ihm nach, denn auch er hat sie geliebt, wild und glühend. Er hat sie mishandelt, er hat ihre Frauenwürde mit Füßen getreten, aber all seine Geheimnisse hat er ihr enthüllt, hat sie in seiner Seele lesen lassen und in seinem Herzen. Wer nach einer Krone strebt, muß sein Herz der Liebe verschließen. An des Fürsten Radu Rugiano Leiche stand Barda, sein natürlicher Bruder, sein Intendant, der mit fanatischer Anhänglichkeit dem legitimen Repräsentanten seines Geschlechts ergeben war, der ihm mit eiserner Hand jedes Hinderniß aus dem Wege zum Throne räumte. Mit verschränkten Armen sah er auf ihn nieder. „Wo ist dein Fatum?" sagte er rauh, unsägliche Verachtung im Blick, und stieß mit dem Fuß den leblosen Körper hinweg; „Schwächling, es war ein Weib!" Als nach Castell Ursani die Nachricht vom Anrücken der Soldaten gekommen war, hatte Barda mit einem Blick überschaut, daß die zum Ausbruch noch nicht reife Verschwörung gescheitert sei. Er ließ Pulver in die Keller bringen und die Diener sich bewaffnen. Der Fürst drang auf Flucht. Er war nicht feig, hatte dem Tode manchmal furchtlos ins Auge gesehen; drei Tage später hatte er sich wieder einer Pistolenmündung gegenüberzustellen; jetzt aber, weshalb bleiben, wenn die Vertheidigung nutzlos war? „Zu stehen und zu fallen", erwidert der finstere Bruder. Was Radu nicht fühlte, empfand in seiner schauerlichen Größe Barda, daß, wer nach einer Krone zu greifen wagt, seine Berechtigung zeigen muß durch seine Größe im Unterliegen. Radu ist verständiger: vielleicht läßt sich, wenn er mit seinen Schätzen die Grenze erreicht, das Spiel

wiederholen. Das stolze Castell Ursani fliegt in die Luft, sein Gebieter fällt ruhmlos in dunkler Höhle von Frauenhand.

Robert Byr beherrscht seinen Stoff, bekundet eine genaue Bekanntschaft mit Charakter und Sitten der Nation sowie mit dem Lande und seiner Hauptstadt, wie sie wol nur durch längern Aufenthalt erlangt werden konnte. Die Mischung von pariser Eleganz, asiatischer Pracht und byzantinischer Genußsucht, welche die höhern Stände charakterisirt, die Nähe, in welcher Schmuz und Edelstein, Erdhütte der Eingeborenen, Palast der Großen, Bivuaklager der Zigeuner sich fast berühren, sodaß die Flammen heißer Lust aus dem einen in das andere schlagen, liefert eigenartige Menschenbildungen, von denen Byr mehrere prächtig naturwahre Typen vorführt. Ein historischer Roman soll es nicht sein und ist es nicht. Nicht eine, sondern vier Fürstenfamilien standen in dem Lande sich kampfbereit und gleich stark gegenüber; da keiner Aussicht hatte, drei Gegner zu besiegen, wählten sie einen Fremden zum Fürsten, und diese Sachlage hatte sich nicht geändert bei der letzten Fürstenwahl. Auch in Rußlands Interesse würde ein solcher Regentenwechsel nicht liegen. Ueberraschend ist bei solcher Localkenntniß, wie der Autor sie zeigt, die unrichtige Ansicht von der Stellung des Isprawnik, eines einflußreichen und nach unten allmächtigen Beamten, dessen Wohnung noch vor Jahrzehnten bei der Seltenheit leidlicher Gasthäuser alle reisenden Großen des Landes und Gesandten des Auslandes gastlich aufnahm. Sehr treffend ist dagegen das Verhältniß des bestechlichen Beamten zum Großgrundbesitzer in der Scene geschildert, in welcher Barda die gründliche, zur Entdeckung eines Verbrechens führende Untersuchung eines plötzlichen Todesfalles dadurch abwehrt, daß er die Commission vor ihrem Geschäft bei der mit seltenen Gerichten und Weinen bedeckten Tafel vorbeiführt, welche sie nach Beendigung erwartet. Robert Byr hat sich in diesem Werke, welches manche frühere weit überragt, als Dichter bewährt; es schwebt ein Hauch von wilder Poesie um Castell Ursani. Freiherr M. von Richthofen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Reisebilder aus dem Süden.

Aus der Mappe eines Fahrenden. Bilder aus Italien und Griechenland von Georg Finsler. Frauenfeld, Huber. 1884. 8. 4 M.

Handelt es sich, wie schon der Titel andeutet, bei dem vorliegenden Buche nicht um tiefere und eingehendere Studien über Land und Leute, so haben wir es doch auch nicht mit einer jener Dutzendwaare von Touristenschriften zu thun, die, zumal seit man dank der Eisenbahn in vierwöchentlichen Ferien eine Reise durch Italien machen kann, wie Pilze aus der Erde schießen. Der Verfasser, ein deutschschweizerischer Philolog, ist mit offenem Sinne und klarem Verständniß begabt für alles, was dem „Fahrenden" auf einer solchen Reise entgegentritt: die Denkmäler und Erinnerungen der Vergangenheit, die Meisterwerke sowol der Antike, wie der Kunst des Mittelalters und der Renaissance und die Herrlichkeiten der südlichen Landschaft. Die Erscheinungen des Volkslebens, sociale, nationalökonomische, politische und kirchliche Verhältnisse werden nur hier und da beiläufig gestreift, wol weniger deshalb, weil es dem Verfasser an Interesse und Verständniß dafür mangelte, als weil er keine Lust empfand, wie so viele andere, bei flüchtigem Aufenthalte und ohne die Möglichkeit gründlichen Studiums, oberflächliche Urtheile zu fällen, die nur allzu oft an die bekannte Anekdote von dem Engländer erinnern, der seinen Gasthofkellner als Typus der ganzen Bewohnerschaft von Stadt und Land behandelte. Er besitzt offenbar gediegene Kenntnisse in der Geschichte und Sprache der durchreisten Länder — in Griechenland wenigstens des altclassischen Idioms — sowie in der Kunstgeschichte, obwol weder die einen noch die andern sich je in pedantischer oder aufdringlicher Weise breit machen. Die Naturwissenschaften scheinen ihm, wie bei dem Philologen begreiflich, allerdings vollständig eine terra incognita zu sein, wie das schon aus seiner Bezeichnung der constituirenden Elemente in der Physiognomie der Landschaft bei seinen Schilderungen hervorgeht. So erkennt er z. B. nicht einmal die Oleanderbüsche, welche den Boden des herrlichen Thales der Cava unweit Syrakus bedecken, „die saftreichen Büsche, die wie Weiden aussahen, aber sicher keine waren". *)

Was wir dem Buche zum besondern Verdienste anrechnen, ist, daß sein Verfasser die Leser nicht „den großen Weg alles Fleisches" führt, daß er sie nicht nöthigt, tausendmal Beschriebenes zum tausendundersten male zu lesen und banale oder banausische Urtheile über Kunstwerke zu vernehmen, deren Werth und Bedeutung längst unverrückbar feststeht; daß er sie nicht von dem mailänder Domplatz und der Galerie Vittorio Emanuele zu den Procuratien und dem Dogenpalast, nicht von den schiefen Thürmen Asinelli und Garisenda zu dem von Pisa, nicht von den Uffizien in den Vatican, nicht von dem Monte Cavo nach dem Vesuv schleppt, sondern sie an seiner Seite nur wenig bekannte und selten beschriebene Städte und Landschaften durchwandern läßt, welche die große Masse der Touristen höchstens im Vorbeifliegen mit der Eisenbahn zu sehen bekommt, und ihnen zeigt:

Was in den innern Thälern Köstliches
Das Land verbirgt. . . .

*) Eine eingehende Schilderung des merkwürdigen Thales und seiner Vegetation findet sich in dem Buche des Referenten: „Bilder italienischen Landes und Lebens" (Berlin, Mittler), II, 219 fg. unter dem Titel: „Ein sicilianisches Paradies".

Obwol er, wie aus manchen Andeutungen hervorgeht, Mailand und Venedig, Bologna und Florenz, Rom und Neapel gründlich kennt, werden diese wie die andern großen Städte Italiens, mit einziger Ausnahme Palermos, mit Stillschweigen übergangen oder doch nur ganz beiläufig erwähnt.

Zunächst durchwandern wir mit ihm die Höhenzüge der Appenninen, welche das oberste Arnothal, das Casentino, einschließen. Er beginnt mit der bekannten, allerdings etwas sehr willkürlich veränderten Stelle aus der „Divina Commedia", wo Dante durch den Mund Guido da Bertinoro's dem Rinieri de' Calboli die schlimme Art der Bewohner des Arnothals schildert.*) Aus den ehrwürdigen Hallen von Santa-Croce in Florenz tretend, wo er des Dichters Bild von Giotto's Meisterhand betrachtet hatte, erblickt er die Falterona (deren Anwohner beiläufig, was der Verfasser nicht zu wissen scheint, in ganz Toscana wegen ihrer Unwissenheit und Bornirtheit sprichwörtlich sind), den 1649 Meter hohen Berg an der Ostgrenze Toscanas, an dem der Arno entspringt. Da erwacht seine Wanderlust: mit einem Freunde zieht er zu Fuß von der Station Pontassieve aus über die kahle Wasserscheide der Consuma nach Stia, dem obersten Ort im Arnothal, besucht von hier aus die Quelle des Flusses und den Falteronagipfel, der zwei Meere beherrscht, und wandert dann, dem Gebirgskamm südwärts folgend, über den aussichtsberühmten Poggio Scali nach den Einsiedeleien des Sacro Eremo und dem altberühmten Kloster von Camaldoli, dessen Mönche jetzt wie die aller nicht schon factisch aufgehobenen Klöster Italiens auf dem Aussterbeetat stehen, während in der „Foresteria" (Fremdenwohnung) sich schon ein moderner Hotelbesitzer eingenistet hat. Es ist nicht zu leugnen, daß durch die übrigens sehr gerechtfertigte Aufhebung der Ordenshäuser das Reisen in den stadtfernen Gebirgsgegenden Italiens, wo man früher von Kloster zu Kloster wanderte, nicht wenig von seinem eigenartigen Reize und seiner Poesie verloren hat. Die Gastfreundschaft der Mönche in ihren weißen Kutten und langen Bärten stimmte, wenn auch die „Naturalverpflegung" nur bescheidenen Ansprüchen genügte, ungleich besser zu der ganzen Umgebung als ein befrackter Kellner und eine moderne Table-d'hôte.**)

Auf einem zweiten Ausfluge von Florenz aus führt uns der Verfasser nach dem vierzehnthürmigen San-Gimignano, dieser halb vergessenen Reliquie aus dem Mittelalter, die so reiche Schätze aus der florentinischen Malerschule des 15. Jahrhunderts birgt. Ob außer Benozzo Gozzoli's Bildern ein Chor von Sant' Agostino auch die Fresken des Schiffes der Kirche, die man vor 30 Jahren, als Referent hier weilte, von dem barbarischen weißen Verputze des 18. Jahrhunderts zu befreien bemüht war, glücklich restaurirt sind, erfahren wir nicht. Von der alten Etruskerstadt Volterra, die Finsler von dem nahen San-Gimignano aus besucht, bringt der Verfasser fast nur historische Erinnerungen und kunsthistorische, auf die etruskische Metropole und ihren jetzt zumeist dem Museum der Stadt einverleibten Inhalt bezügliche Excurse; von der wunderbaren Landschaft, welche die Stadt „von schwierigem und vielgewundenem Zugang" umgibt, ist wenig, von ihrer berühmten Alabasterindustrie gar nicht die Rede.

Von Siena aus unternimmt Finsler eine Excursion in die durch die Maremmenbahn und die Fortsetzung der Bahn von Empoli über Siena hinaus nach Asciano und Chiusi auch dem bequemen oder in seiner Zeit beschränkten Reisenden erschlossenen Landschaften des südlichen Toscana. Ueber das berühmte frühere Kloster Oliveto Maggiore mit seinem durch die Fresken Luca Signorelli's und Soddoma's geschmückten Kreuzgang, besucht er die wenig bekannten und doch historisch wie künstlerisch interessanten Städtchen Buonconvento, Montaleino, San-Quirico, Pienza und Montepulciano gleichsam an der Hand der Commentarien des gelehrten Aeneas Sylvius Piccolomini, des spätern Papstes Pius II., der seine engere Heimat in diesem Buche verherrlicht hat, „das in seinen musterhaften Schilderungen eins der ersten Denkmäler des erwachenden Naturgefühls ist". Den beliebten toscanischen Dichter des Seicento, Francesco Redi, scheint dagegen der Verfasser nicht zu kennen; sonst würde er, der so gern citirt, nicht verfehlt haben, seiner und seines berühmten Dithyrambus beim Genusse des Weines von Montepulciano zu gedenken: „Montepulciano d' ogni vino è il re!"

Die Ueberschrift der vierten Abtheilung: „Vor den Thoren Roms", ist nicht ganz wörtlich zu nehmen. Von Orvieto aus besucht der Verfasser das schluchtenumgebene Civita-Castellana und besteigt den kahlen Felsenkamm des Soracte. Dann geht es über Nepi nach dem sagen- und denkmälerreichen Sutri, wo in der nahen Felsgrotte der Volksüberlieferung zufolge Prinzessin Bertha, Karl's des Großen Schwester, Roland das Leben gegeben haben soll. Ein anderer Ausflug führt ihn von Rom aus über das langweilige, wenn auch historisch merkwürdige Viterbo und Toscanella nach Montefiascone und Bolsena, merkwürdigerweise ohne alle Erwähnung des est, est, est und des Denkmals des Bischofs Fugger in der Sanct-Flavianskirche des erstgenannten Orts. Von den Resten des alten Volsinii, die er besucht, hätten wir gern mehr erfahren, wie man denn dem Verfasser vielmehr eine allzu große Knappheit, die zuweilen fast an Dürftigkeit streift, als zu große Weitläufigkeit zum Vorwurf machen kann.

Von Cortona aus, das so trotzig mit seinen riesigen cyklopischen Mauern in das blühende Chienathal hinabschaut, fahren wir mit ihm über Perugia, wo er uns die Entstehungsgeschichte von Rafael's berühmter Grablegung im Palast Borghese zu Rom erzählt, nach Assisi, dessen in ein Spital verwandeltes Kloster ihm Gelegenheit bietet,

*) „Purgatorio", XIV, 15—52. Die Uebersetzung: Un fiumicel — per mezza Toscana si spazia — „mitten durch die (sic!) Toscana schlendert ein Flüßchen" (statt wandert) ist falsch; der Arno schlendert wahrlich nicht.

**) Näheres über die berühmten Apenninenklöster Toscanas in des Referenten „Klosterfahrt im Apennin" („Bilder italienischen Landes und Lebens", I, 143—211).

einen begeisterten Hymnus auf das junge Königreich Italien anzustimmen, und besuchen endlich Fra Filippo Lippi's Grabmal in Spoleto. In „Römische Berge" bewegt sich der Verfasser mehr auf bekanntem Terrain, indem er zunächst das Sabinergebirge mit Tivoli, der Bandusischen Quelle, den Villen des Horaz, Subiaco mit Benedict's Sacro Speco, das alte Malernest Olevano und Palestrina durchwandert und uns dann die vielbesungenen Herrlichkeiten des Albanergebirges von Frascati und Albano bis zum Jupitertempel auf dem Monte Cavo schildert. So knapp auch hier die landschaftlichen Schilderungen, unter denen wir das grandiose Bild der wildromantischen Umgebung der Sacro Speco ungern vermissen, gehalten sind, zeugen sie doch stets von sinniger und poetischer Auffassung der dargestellten Gegenstände.

„Um Neapel" bringt Excursionen nach Capri, dem Busen von Salerno und dem Golf von Bajä bis zum misenischen Vorgebirge. Pompeji, Herculanum und der Vesuv bleiben unerwähnt; auch die Hauptstadt selbst wird nur obenhin gestreift. Anders in Sicilien, wo Palermo, der herrlichen Stadt, wie der Verfasser sie stets bezeichnet, ein besonderer Abschnitt gewidmet wird, der einestheils den Gegensatz der Stadt, ihrer Umgebung und ihres Volkslebens zu Neapel hervorhebt, andererseits kurze Schilderungen des Monte Pellegrino (mit der Felsenkirche der heiligen Rosalie und dem Lager Hamilcar's) und der normannischen Kirchenbauten der Martorana, der Capella Palatina und der Kathedrale von Monreale bringt, aus deren Apsis das Riesenbild Christi als ernster, fast finsterer Weltrichter auf die Gläubigen herabschaut. An den Porphyrsarkophagen der beiden Hohenstaufenkaiser, Heinrich's VI. und Friedrich's II., im Dome zu Palermo dürfen natürlich historische Betrachtungen nicht fehlen. Auch die bekannte Geschichte vom Ausbruch der Sicilianischen Vesper am Ostermontag 1282 wird uns wieder erzählt und zwar so, daß es scheinen möchte, als sei die Frechheit des Franzosen gegen die edle Sicilianerin nicht die zufällige momentane Veranlassung, sondern die wirkliche Ursache der Insurrection des Inselvolks gegen seine Unterdrücker gewesen.

In dem Abschnitt „Sicilische Griechenstädte" begleiten wir den Verfasser nach Selinunt und Segesta, nach Agrigent und Syrakus. Die Eisenbahnen haben natürlich das vor 30 Jahren, als Referent die Insel auf zum Theil ungebahnten Wegen durchritt, höchst beschwerliche Reisen außerordentlich erleichtert, ihm aber auch einen Theil seines abenteuerlich romantischen Reizes geraubt. In Syrakus beschäftigt sich Finsler besonders mit historischen Studien über die Belagerung der Stadt durch die Athener im peloponnesischen Kriege, ihre Niederlage und ihren mislungenen Rückzug, indem er die Erzählung des Thukydides topographisch zu erläutern bemüht ist.

Noch jetzt, nach mehr als 2000 Jahren, betreten wir deshalb das syrakusische Gebiet wie unter dem Eindruck eines frischen Schmerzes. Es muß doch etwas an der Sage sein, daß sich auf den katalaunischen Feldern nächtlicherweile die Geister der Todten erheben, um in den Lüften die grauenvolle Völkerschlacht noch einmal zu schlagen. Hier wenigstens, in Syrakus, sehen wir sie leibhaftig vor uns, die kriegstüchtigen Scharen Athens und die heimatstolzen Bürger der Dorierstadt; vor unsern Augen kämpfen sie ihn nochmals, den Kampf der Vernichtung. Die Natur ist die gleiche geblieben. Keine Erdbewegung hat die Küstenlinien, die Gestalt des Bodens verändert. Wir sind im Stande, jeden Punkt aufzufinden, den uns des Thukydides Berichterstattung bezeichnet.

Im übrigen bringt seine Schilderung der Ruinen nichts Neues und Besonderes. Ist die Arethusa, die, früher kahl und öde, von plaudernden, wäschereibenden Frauen umgeben erschien, jetzt wirklich gleich der Cyanenquelle von Papyrusstauden eingefaßt? Interessantere Resultate als bei Syrakus scheinen die neuen Ausgrabungen an den Tempeln und auf dem Stadtgebiete von Selinunt zu Tage fördern zu sollen. Der Verfasser bringt eine Nacht in den Trümmern zu, erfüllt von melancholischen Betrachtungen über die kurze Dauer und den raschen Verfall der griechischen Blüte und Freiheit.

Die Griechen haben es nie verstanden, sich zu dauernder Vereinigung gegen mächtige Barbarenstaaten zu verbünden. Den meisten Griechenstädten fehlte der Sinn dafür, daß es außer der Unabhängigkeit des eigenen Staats, welcher mit der Stadt identisch war, ideale Güter gegen die Fremden zu vertheidigen geben könnte. . . . Je mehr wir angesichts der Größe und Fülle des öffentlichen Lebens der Griechen von Bewunderung erfüllt werden: um so trüber stimmt uns die Erinnerung an die Gründe, warum dies herrlichste Volk so rasch und unaufhaltsam seine Freiheit verlor. Und wahrlich, diese Gedanken machen noch melancholischer als der Anblick der Trümmerstadt am öden Meeresstrande, als die gigantischen Reste der geborstenen Säulenhallen.

Die zweite kleinere Hälfte des Buchs bringt Skizzen von dem classischen Boden Griechenlands. Auch hier erhalten wir keine zusammenhängende Reisebeschreibung, sondern einzelne Bilder vor allem alter Trümmerstätten, Tempel und Grabmäler, deren Anblick den Verfasser zu einer fast an Schwärmerei grenzenden Begeisterung erregt. Von Catania aus nach Athen fahrend, begrüßt er die hellenische Hauptstadt mit den Worten Pindar's: „Strahlendes, veilchenbekränztes, gepriesenes Athen!" und schwelgt voller Entzücken im Anblick der Akropolis, die er wieder und wieder zu besuchen nicht müde wird.

Bald gab ich es auf, die Besuche zu zählen, die ich der Akropolis machte; schien doch jeder Tag verloren, an dem mich andere Dinge verhindert hatten, die heilige Höhe zu ersteigen, jeder Abend nur halb genossen, an dem ich den Sonnenuntergang nicht vom Niketempel aus gesehen hatte.

Sein Enthusiasmus für den classischen Boden bewegt ihn zu einem lebhaften Proteste gegen die Hinwegführung alter Sculpturwerke aus ihrer Heimat, „zu der sie organisch gehören", in andere Länder, wobei er freilich vergißt, daß, wie die Bildung der modernen Völker zum großen Theile auf dem classischen Alterthum ruht, auch dessen Schöpfungen in gewissem Sinne das Eigenthum der ganzen gebildeten Welt sind, und daß nicht jeder das

Glück hat, sie wie unser Verfasser in Griechenland aufsuchen zu können. Bei der strengen Durchführung dieses Princips müßte derselbe schließlich auf die Abschaffung aller Museen und Kunstsammlungen antragen, wie das ja seitens einzelner Enthusiasten wirklich befürwortet worden ist.

Von Athen aus besucht Finsler Laurion und „den vom Meere bespülten, ragenden Fels, die hohe Warte von Sunion", schildert den weitumfassenden herrlichen Blick von den Trümmern des Athenetempels, blickt von den Abhängen des Aegaleos auf die Berge von Salamis hinüber, vergegenwärtigt sich im Geiste den Schlachtplan des Themistokles und den Gang des großen Seekampfs im Jahre 480 v. Chr., und betrachtet endlich die ehrwürdigen Ruinen des alten Heiligthums von Eleusis.

Uebermächtig verbindet sich hier die Fülle der Erinnerungen mit der Pracht der Natur; unvermittelt, von keiner neuern Cultur umgeben wie in Italien, wirkt hier das Gedächtniß der alten Zeit, und darum ist der Eindruck mächtiger als anderswo; besonders hier, an diesen verlassensten Stätten, in Sunion und Eleusis, tritt kein Gedanke störend vor die sinnende Erinnerung. Himmel, Gebirg und Meer sind noch die gleichen wie damals, wo das athenische Volk in festlichem Zuge zum Tempel der großen Göttinnen hinauszog, und es erfüllt mit wehmüthigem Sinnen, zu denken, daß vielleicht unter den uralten, knorrigen Oelbäumen im Olivenwald noch mancher steht, der einst den Festzug an sich hat vorüberziehen sehen. Aber das herrliche Volk ist vergangen; von seiner Kunst reden nur noch Trümmer, von dem geweihten Feste spärliche Mauern und was die Forschung dem Boden entreißt, darin es begraben war.

Sein Buch erinnert uns vielfach, und ganz besonders bei dem letztgenannten Orte, an die freilich weit speciellern und gründlichern Schilderungen in Böttcher's trefflicher Schrift „Auf griechischen Landstraßen". Die eingehenden Darstellungen cultureller und nationalökonomischer Verhältnisse des heutigen Griechenlands in dem genannten Buche würden wir hier freilich vergeblich suchen; das Thema ist nur hier und da beiläufig gestreift, die seltenen Urtheile über die Neugriechen überall sehr vorsichtig und zurückhaltend.

Nachdem wir mit dem Verfasser, der ein unermüdlicher Fußgänger zu sein scheint, Attika nach allen Richtungen hin durchwandert haben, folgen wir ihm nach dem Peloponnes, mit einem Abstecher von Korinth und durch die Ebene von Amphissa nach Delphi und dem ragenden Doppelgipfel des Parnaß, wo es jetzt übrigens außer der ewig schönen und großartigen Natur der Landschaft wenig mehr zu sehen gibt. Er macht die Tour in Gesellschaft von Deutschen, denen gegenüber er sich hier als Landsmann fühlt, während er in Italien fast nur mit Schweizern verkehrte, und in manchen Dingen eine specifisch schweizerische Anschauung deutlich hervortritt.

Von Delphi aus geht die Reise über Naupaktos (Lepanto) und Patras nach der Insel Zakynthos (Zante), deren Hauptort ihm den in Griechenland sonst, mit Einschluß der Hauptstadt, unerhörten Anblick gepflasterter Straßen bietet. Auf der bloßgelegten Trümmerstätte von Olympia verweilten die Reisenden vier Tage unter der freundlichen Führung des jungen Deutschen, der im Auftrage des Königs von Griechenland das neue Museum in Olympia baut. Auf eine eingehende Schilderung der Ausgrabungen verzichtet der Verfasser. „Ich müßte die vielen Bücher und Schriften, die über Olympia geschrieben sind, einfach wiederholen, . . . und meine Leser würden es mir kaum danken." Von dem abscheulichen Zustande der Verbindungswege — von Landstraßen ist kaum die Rede — im Peloponnes erhalten wir ein abschreckendes Bild in der Schilderung der Reise von Olympia nach dem Tempel von Phigaleia in Arkadien, nach Megalopolis und Tripolitza, der größten Stadt der Halbinsel. Hier wird es ihm auch klar, daß Schiller in seinem Aufsatze „Ueber naive und sentimentale Dichtung" eine vollkommen zutreffende Erklärung gegeben hat, weshalb es den Griechen fern lag, von der Schönheit der Natur zu sprechen oder die Landschaft poetisch zu verherrlichen, während ihre Monumentalbauten uns doch schlagend beweisen, daß sie vollkommen erkannten, was eine schöne und wirkungsvolle Landschaft ist.

Von der vielgepriesenen griechischen Gastfreundschaft weiß er nicht viel zu rühmen: er wird schlecht einquartiert, schlecht beköstigt und noch schlechter bedient, und dafür erwartet der Wirth einen baaren Entgelt, der dem Pensionspreis eines größern Hotels ungefähr gleich kommen muß, sodaß er froh ist, in Tripolitza wieder einen anständigen Gasthof zu finden. Von hier führt ihn sein Weg über Nauplia, die fabelhafte Riesenburg von Tiryns, das älteste Bauwerk Europas, und über Mykenä, mit seinem sogenannten Schatzhaus des Atreus, dem Kreuz der Archäologen, seinem Löwenthor und seiner Akropolis mit den von Schliemann und seiner Frau aufgedeckten goldreichen Schachtgräbern alter Landesfürsten, wenn auch nicht gerade des Agamemnon und der Klytämnestra, nach siebzehntägiger beschwerlicher Rundtour wieder nach Korinth, von wo aus er über Athen, Korfu, Brindisi und Neapel in die Heimat zurückkehrt.

Wenngleich mehr oder weniger flüchtige Reiseeindrücke mit darangeknüpften Betrachtungen keinen hohen absoluten Werth beanspruchen können, so sind wir doch überzeugt, daß kein Leser, der offenen Sinn für die Herrlichkeiten der südeuropäischen Halbinseln in Natur und Kunst wie für ihre geschichtlichen Erinnerungen besitzt, das Buch aus der Hand legen wird, ohne eine Menge angenehmer und zum Theil bedeutender Eindrücke empfangen zu haben und ohne das bereits in ihm lebende Bild jener classischen Länder durch manchen interessanten Zug bereichert und vervollständigt zu finden.

Otto Speyer.

Neue philosophische Literatur.

1. Philosophie der Geschichte. Von Gustav Biedermann. Prag, Tempsky. 1884. Gr. 8. 10 M.

Es ist im Grunde genommen eine noch ziemlich junge Wissenschaft, mit der wir es in dem vorliegenden Werke des bekannten philosophischen Schriftstellers zu thun haben. Kaum ein und ein halbes Jahrhundert sind vergangen, seitdem der Neapolitaner Giovanni Giambattista Vico den bis dahin unerhörten Versuch machte, in seinen „Principi della scienza nuova" die Geschichte der Nationen aus philosophischen Gesichtspunkten heraus zu betrachten.

Seitdem hat die junge Wissenschaft im Verlauf des 18. und 19. Jahrhunderts die merkwürdigsten Wandlungen durchlebt. Als Theil der systematischen Philosophie participirte sie an den mannichfaltigsten Schicksalen derselben, und so sehen wir, daß sie bald aufgeklärt empirisch und skeptisch verfährt mit wesentlich moralisirender und ästhetisirender Tendenz, bald speculativ und metaphysisch, wobei vielfach theologisirende Bestrebungen mit unterliefen. Bald begnügt man sich damit, den Verlauf der Geschichte der Menschheit in umfassenden Culturgemälden zu zeichnen, wobei der intellectuelle und moralische Fortschritt als das Agens der Entwickelung anerkannt wird; bald wird jener Verlauf deductiv construirt, wobei die unendliche Fülle formen- und farbenreichen historischen Lebens verschwindet und nur eine Anzahl von Ideen als das Residuum des ganzen historischen Processes übrigbleibt. Schließlich tritt mit dem alles beherrschenden Einfluß der Naturwissenschaften in der „Philosophie der Geschichte" das Bestreben hervor, auch hier die strenge inductive Methode, durch welche die Naturforschung im Laufe unsers Jahrhunderts so großartige Resultate zu Tage gefördert hat, zur Anwendung zu bringen, und unbekümmert darum, ob das eigenartige Material diese Behandlungsweise verträgt, hofft man schon auf solchem Wege jenes bisher sehr schwankende Gebiet zu dem Range einer exacten Wissenschaft erheben zu können. Hierbei geht diese wesentlich von Comte in Frankreich und Buckle in England inaugurirte Richtung darauf aus, in der Geschichte der Menschheit nicht „Ideen", auch nicht allgemeine „Principien", sondern „Naturgesetze", womöglich „unumstößliche" Naturgesetze zu finden, um so d. h. auf dem sichern Wege der Thatsachen und der Erfahrung jene Einheitlichkeit in der Entwickelung der physischen und moralischen Welt zu constatiren, welche speculative Methode immer nur vorausgesetzt oder doch nur a priori abgeleitet hatte.

Welcher der genannten Richtungen gehört die vorliegende Philosophie der Geschichte an? Gustav Biedermann ist ein etwas abgeblaßter Hegelianer. Wenigstens bewegen sich seine beiden Hauptwerke, welche er vor etwa zehn Jahren veröffentlichte: „Die Wissenschaftslehre" und „Die Philosophie als Begriffswissenschaft", noch ganz in dem Hegel'schen Gedankenkreis. Auch der etwas unbeholfene Stil Biedermann's erinnert noch an jene längst entschwundene, dem heutigen Geschlecht kaum noch verständliche Zeit, wo die so ungelenke, aber so stählerne Terminologie Hegel's in Deutschland die philosophische Alleinherrschaft ausübte. Es gewährt nun einen eigenthümlichen Reiz, zu sehen, wie die eherne Sprache der Schule, welcher der Verfasser angehört, durch seine Neigung zu den gemüthlichen Wendungen des Austriacismus in einer Weise oft gemildert wird, daß der Contrast nicht ohne komische Wirkung ist. So wenn z. B. der Uebergang von der asiatischen zur griechischen Cultur in folgender Weise formulirt wird: „Nachdem der Weltgeist in weiten Räumen und langdauernden Zeitläufen sich umgethan, macht er ausnahmsweise wie «pressirt» den Versuch: in Kleinem groß sich zusammenzunehmen." Oder wenn von dem 1. Jahrhundert der römischen Kaiserzeit gesagt wird: „Auch trägt trotz allem Hangen und Bangen diese Zeit des Zurruhekommens und Wiederauflebens mit Recht seinen Namen, den Poesie und Gelehrsamkeit, Verbreitung der Künste und Wissenschaften, Vervollkommnung der Gewerbe und Zunahme des Verkehrs vergolden helfen. Nur mit der politischen Freiheit ist es vorbei; ... oder wenn solche familiäre Provinzialismen vorkommen wie: «mit Vorstellungen des gesunden Menschenverstandes vorlieb zu nehmen» oder «doch kommt vor Hegel Kant zu nennen»: so stehen solche Wendungen doch in keinem Verhältniß zu der sonstigen würdigen Haltung der Diction und dem hohen Ernst des Inhalts dieses Werks."

Denn um dies gleich hier vorweg zu bemerken, es ist ein gar gewichtiger Gang, den uns der Verfasser durch die gewaltigen Zeiträume weltgeschichtlicher Entwickelung geleitet. Wir gewahren da mächtige Höhen und grausige Abgründe. Aber die Hand des Führers ist fest, sein Auge scharf und sicher auf das Ziel gerichtet, das zu erreichen ist. Uebrigens weicht Gustav Biedermann in der Eintheilung des Verlaufs der Geschichte der Menschen gar sehr von andern Geschichtsphilosophen ab. Ihm zerfällt die Weltgeschichte in zwei Zeitalter, von denen das erste bis zur Entstehung des Christenthums reicht, das zweite hingegen noch fortdauert. Das Christenthum bildet den Wendepunkt bei den Geschichtsepochen: alles, was denselben vorangeht, die gesammte orientalische und griechisch-römische Welt, ihr Staatsleben wie ihre Cultur, ist nur eine Vorbereitung für diesen Wendepunkt. Eine von Grund aus verschiedene Weltanschauung macht sich geltend. Das Christenthum ist ein „neues, geistiges Eigenthum, grund- und wesenbestimmend für die Menschheit geworden, sodaß die gesammte zweite Epoche (in deren „Anfängen" wir nach Ansicht des Verfassers uns erst befinden) nur als eine noch immer fortdauernde Weltenbewegung anzusehen ist, welche von jenem gewaltigen Anstoß herrührt.

Wir kritisiren hier diese Annahme nicht, obwol dieselbe, schwach begründet, die Kritik gar sehr herausfordert. Sie ist das Resultat einer Geschichtsanschauung, die seit etwa zwei Decennien wieder in Mode gekommen ist und vielfach

mit andern Zeittendenzen in Connex steht. Nichtsdestoweniger wäre es irrthümlich, wenn man den geschichtsphilosophischen Standpunkt des Verfassers einen religiösen oder gar kirchlichen nennen wollte, etwa in dem Sinne, wie einst der katholisirende Romanticismus Friedrich Schlegel's die Geschichte als das Ringen der Menschheit nach der Wiederherstellung des verloren gegangenen göttlichen Ebenbildes deducirte. Von solchen Extravaganzen hält sich Biedermann durchaus fern. Obgleich er das Christenthum als den Mittelpunkt des gesammten geschichtlichen Lebens hinstellt, so wird er doch der Bedeutung der ganz individuellen, aus durchaus eigenen Quellen fließenden Culturen des Alterthums wie der Neuzeit durchaus gerecht. Ja in der Schilderung und Würdigung des individuellen Völkerlebens und seiner Civilisationsformen beruht so sehr der Schwerpunkt des Buchs, daß wir nicht anstehen, gerade hierin den Werth desselben zu erblicken.

Aber auch darin hat das vorliegende Werk mit der reactionär-theokratischen Geschichtsphilosophie unserer Romantiker keinen Berührungspunkt, daß es in Bezug auf die Idee der Fortentwickelung von Staat und Kirche im freiheitlichen Sinne auf durchaus modernem Boden steht, indem es überall den Sieg des rein Menschlichen, den Triumph der Humanität, als die Lichtpunkte in dem oft so verschlungenen Gange der Menschengeschichte feiert. Immer aber ist, ein so großer Raum auch der Darstellung der wissenschaftlichen, künstlerischen und religiösen Cultur wie der materiellen Civilisation in dem Völkerleben eingeräumt ist, auf die Entwickelung des Staatslebens und die Hervorbildung einer freien, männlichen Persönlichkeit das Hauptgewicht gelegt. Schließlich hätten doch die alten Republiken das Richtige getroffen, wenn sie die Beschäftigung mit den öffentlichen Fragen und den Staatsgeschäften als die im Grunde einzige eines Mannes würdige Thätigkeit ansahen. Und hier bewegt sich auch der Verfasser ganz wieder im Geiste der Hegel'schen Geschichtsphilosophie, daß er die Entwickelung der Idee der Freiheit als das lebendige Princip, das treibende Agens in der Geschichte nachweist.

Aber erst der Neuzeit ist es vorbehalten gewesen, dieses abstracte Princip mit vollem Bewußtsein in der Gestaltung der gesellschaftlichen Institutionen zu realisiren. Biedermann's Werk schließt mit den Worten: „Die beginnende, seit dem Reformationszeitalter geplante Verwirklichung des auf den Rechtsbegriff begründeten Staats ist ein Fortschritt im politischen Leben, um uns selbst in seinem ersten Gelingen mit einem stolzen Gefühl, wol auch mit der unerschütterlichen Siegeszuversicht für das fernere Gedeihen der liberalen Idee zu erfüllen. Denn Gott in der Geschichte, das ist der in periodischen Wehen immer wieder zur Welt gekommene Geist in der Geschichte, der Natur- und Menschengeist, jener in seiner ewig gesetzlichen Nothwendigkeit, dieser in seiner ideellen Freiheit, damit einer wie der andere in seiner Göttlichkeit; die Weltgeschichte, der Menschheit Geschicke: sie ist das ewige Leben des Geistes, das unerbittliche Naturgesetz, aber auch die leitende Vernunft, das Verhängniß, aber auch unsere Vorsehung."

Der Zufall will es, daß dieser letzte Theil unserer kritischen Uebersicht sich nur mit Werken aus der Hegel'schen Schule zu befassen hat. Wenn irgendetwas, so ist der Umstand, daß eine ganze Reihe philosophischer Publicationen dieser Richtung angehören, mehr als manches andere geeignet, die so oft gehörte Behauptung zu widerlegen, daß diese Schule längst todt sei. Selbst E. von Hartmann, welcher den nach-Kant'schen Richtungen, soweit sie als „Universitätsphilosophie" auftreten, gern jede Wirksamkeit in unserer Zeit absprechen möchte, kann doch nicht umhin, in seinem neuesten Buche „Philosophische Fragen der Gegenwart" (Leipzig 1885) das Vorhandensein einer neu-Hegel'schen Richtung, die sogar schon manche Seitenschößlinge hervorgetrieben hat, zu constatiren. Indeß gehört das Werk, dem wir hier noch einige Bemerkungen widmen wollen, nicht in diese Kategorie, sondern erinnert nach Inhalt und Form an jenen ältern, echten, gewissermaßen naiven Hegelianismus:

2. Wahrheit aus meinem Leben. Von Karl Ludwig Michelet. Nebst zwei Lichtbildern und vier Stammtafeln. Berlin, Nicolai. 1884. Gr. 8. 6 M.

Ein Memoirenwerk, oder vielmehr in zwangloseste Form gehaltene Selbstbiographie des nunmehr fast vierundachtzigjährigen berliner Philosophen. Die Erinnerungen, die Michelet aufgezeichnet hat und hier in einem stattlichen Bande seinen vielen Schülern, Freunden und Verehrern darbietet, reichen bis in seine Studienzeit, eigentlich noch weiter zurück, also bis zu Anfang der zwanziger Jahre unsers Jahrhunderts, wo Hegel eben von Heidelberg nach Berlin berufen worden war, um die absolute Philosophie zu lehren, und gehen bis auf unsere jüngste Gegenwart, umfassen also einen mehr als sechzigjährigen Zeitraum!

Wenn man will, so liegt in diesem Zeitraum die geistige Geschichte des Jahrhunderts. Das umfassendste Gedankensystem, das je der Menschengeist hervorgebracht, übernimmt die Führung, und zwar ist das ein eisernes Regiment, das nirgends ein Sichgehenlassen duldet, sondern die Geister in strammer logischer Zucht zusammenhält. Diese strenge Herrschaft überdauert nicht zwei Jahrzehnte: mit dem Tode des Meisters zerfällt das Reich, und eine Schar von Anführern wirft sich zur selbständigen Herrschaft auf. So entsteht die linke Seite, das Centrum und die rechte Seite der Hegel'schen Schule, von denen jede ihre Abzeichen und ihr Parteiorgan besitzt, eifersüchtig ihre Grenze bewacht und die kaum noch zusammengehe, wo es sich um einen gemeinsamen Gegner handelt. In solchen allerdings seltenen Fällen ist es das Centrum, das die gemeinsame Vertretung übernimmt, und hier tritt der Name Karl Ludwig Michelet's schon in den dreißiger und vierziger Jahren in den Vordergrund. Neben Karl Rosenkranz, dem vielseitigsten und feinsten Kopf dieser mittlern Gruppe, wenn nicht der ganzen Schule, ist es Michelet, der immer als der Wortführer da auftritt, wo Angriffe aus den entgegen-

gesetzten Lagern kamen: so in dem Streit mit Schelling, nachdem dieser 1841 nach Berlin berufen worden war, um die bösen Geister, die der Hegelianismus wach gerufen hatte, durch die Zauberformeln der „christlichen Philosophie" zu bannen. Nicht minder stand Michelet in erster Reihe, um die Attaken abzuwehren, die von andern Seiten gegen die „absolute Philosophie" gerichtet wurden. Unter diesen hat die Polemik mit dem gelehrten Aristoteliker Adolf Trendelenburg, dem damaligen Führer der historischen Schule, in der Philosophie Berühmtheit erlangt. Andere Coalitionen bilden ferner die Herbartianer, mit deren bedeutendstem Führer Gustav Hartenstein er manchen Strauß auszufechten hatte. Auch die Gruppe der speculativen Theisten, an deren Spitze Weiße in Leipzig und Ulrici in Halle standen, konnte ein Wort erzählten von dem schneidigen Schwert des immer kampfbereiten Michelet.

Und als der Fall der Festung unvermeidlich schien, als die Fahne der „absoluten Philosophie" sich immer mehr neigte, da zog er sich mit wenig Getreuen, unter denen Friedrich Förster, Hotho u. a. waren, zurück und gründete die Philosophische Gesellschaft zu Berlin, wo die Anhänger Hegel's noch eine letzte Zuflucht fanden. Auch ein Organ dieser Gesellschaft rief er ins Leben, den „Gedanken", welcher früher ausschließlich den Tendenzen der Schule diente. Man braucht nur in frühern Jahrgängen dieser Zeitschrift zu blättern, um die Umsicht und die Geschicklichkeit zu bewundern, mit der Michelet in der Hochflut der neuen philosophischen Zeitrichtungen, welche mittlerweile zur Herrschaft gelangt waren, sein Schifflein dirigirte. Hier war er freilich nicht mehr nur auf die Defensive bedacht, denn niemand griff mehr die Hegel'sche Philosophie an. Weder der nunmehr zur Geltung gelangende Pessimismus noch der immer übermüthiger sich geberdende Materialismus, noch der immer größeres Terrain occupirende Neukantianismus der sechziger und siebziger Jahre griffen die Hegel'sche Philosophie an, da sie es verschmähten, mit einer Leiche zu kämpfen. Aber Michelet ließ sich nicht todt machen: es gab keine philosophische Streitfrage, kein Problem, über das er nicht im Namen der „absoluten Philosophie" seine Stimme erhob; und als man gar im Jahre 1870 zum hundertjährigen Geburtstage Hegel's diesem im Universitätshof zu Berlin eine Büste errichtete, veröffentlichte Michelet eine Jubelschrift: „Hegel der unwiderlegte Weltphilosoph", worin er urbi et orbi verkündete, daß der „große Meister der Speculation" trotz alledem noch lange nicht widerlegt sei, und daß sein System die Philosophie der Zukunft bleiben werde.

Es liegt etwas ungemein Rührendes in dieser unerschütterlichen Ueberzeugungstreue. Aber sie ist vollständig begreiflich bei einem Manne, dessen ganzes Leben auch sonst nichts war als ein beständiger und ununterbrochener Kampf für die großen Principien der Freiheit in Staat und Kirche. Michelet hat diesen Kampf als echter Mann geführt, d. h. er hat seine Consequenzen mit männlichem Muth getragen. Und diese Folgen waren zuweilen hart genug, und bestanden auch in großen materiellen Opfern (Michelet ist jetzt noch, obgleich er bereits seit über sechzig Jahren an der berliner Universität als Lehrer der Philosophie fungirt, außerordentlicher Professor).

Von diesem langen kampfreichen Gelehrten- und Denkerleben geben uns die autobiographischen Aufzeichnungen ein lebendiges und bewegtes Bild. Aber das Buch bietet mehr als dies: wir erhalten einen vollen Einblick in eine über ein halbes Jahrhundert umfassende Epoche unsers geistigen Lebens. So mancher interessante Charakterkopf taucht da auf, um, wie dies sich in einem Memoirenwerk von selbst versteht, schnell wieder zu verschwinden. Da sind vor allem Hegel selbst und die ältern Vertreter seines Systems, Marheineke, Vatke, Gans, Förster, Göschel, Hotho u. s. w., die hier vorüberziehen; da ist auch der interessante Graf Cieskowski, ein polnischer Magnat und begeisterter Anhänger Hegel's, der sein Interesse theilt zwischen der internationalen Politik und den Problemen der Philosophie. Dann der Minister von Altenstein, der Patron der Hegel'schen Schule, und der Geheimrath Schulze, der langjährige Decernent für das preußische Universitätswesen. Ab und zu tauchen auch die bedeutsamen Gestalten Humboldt's, Lachmann's, Böckh's, Karl Ritter's, Schelling's, Stahl's auf. Die großen Revolutionäre der Schule, die Führer der „Linken", David Strauß, Bruno Bauer, Ludwig Feuerbach, begegnen uns nur wenig. Die Beziehungen des von Michelet geführten Centrums zu diesen Männern, welche in Politik und Religion die äußersten Consequenzen aus den Hegel'schen Prämissen zogen, scheinen keine sehr intimen gewesen zu sein. Aber je näher wir der Gegenwart kommen, desto bekannter werden die Physiognomien: so die eine Reihe jüngerer Philosophen, vor allem der scharf geschnittene Kopf Ferdinand Lassalle's.

Alles in allem also ein sehr gehaltvolles und interessantes Werk: ein autobiographischer Rückblick auf sechzig Lebensjahre, aber voll von Beziehungen zu unserer eigensten Gegenwart.

Das Buch soll den Schlußband der vom Verfasser jetzt veranstalteten Gesammtausgabe seiner Werke bilden, welche die stattliche Reihe von fünfundzwanzig starken Bänden umfassen. Damit documentirt sich Michelet als einen der productivsten philosophischen Schriftsteller nicht nur seiner Schule, sondern auch unsers Jahrhunderts. Er hat alle Theile der Philosophie bearbeitet, die Metaphysik, die Naturphilosophie, die Psychologie, die Ethik und Rechtsphilosophie, ferner die Philosophie der Geschichte, endlich auch als Historiker der neuern Philosophie durch sein dreibändiges Werk sich einen Namen gemacht. Dazu kommen die unzähligen kleinen Arbeiten theils polemischen, theils apologetischen Inhalts, die in den verschiedenen philosophischen Zeitschriften, insbesondere aber in dem von ihm redigirten „Gedanken" enthalten sind. Mögen dem Nestor der deutschen Philosophie noch viele Lebensjahre beschieden sein, damit er diese Gesammtausgabe seiner Werke, das Resultat einer langen und treuen Lebensarbeit im Dienste der Wahrheit, zu Ende bringen kann. Moritz Brasch.

Schriften zur Physik.

1. Natürliche Fliegesysteme, neue Auflage contra Ballonsysteme, berlin-pariser Auflage. Von P. W. Lippert. Mit 21 Holzschnitten. Wien, Manz. 1885. 8. 1 M. 20 Pf.

Seit im vorigen Jahre Renard und Krebs die schon von Giffard (1852), de Lôme (1872), Haenlein (1872) und Tissandier (1883) mit einigem Erfolg begonnenen Versuche bezüglich der selbständigen Bewegung und Lenkbarkeit der spindelförmigen Luftballone mit günstigem Ergebniß fortgesetzt haben, kam wieder ein regeres Leben in die Luftschiffahrtsfrage, was sich selbstverständlich auch in der aeronautischen Literatur äußert. Zunächst beziehen sich die in dies Gebiet einschlagenden Schriften vorherrschend auf die Lenkbarmachung der Luftballone. Allein das Problem über die Möglichkeit der Luftschiffahrt hat noch eine andere Seite. Von jeher existirt nämlich die Frage nach dynamischen Flugmaschinen zur künstlichen Nachbildung des Fliegens ohne Hülfe der Luftballone, deren Erfindung bekanntlich nur etwas älter als ein Säculum ist, während die Versuche hinsichtlich der rein dynamischen Luftschiffahrt oder des künstlichen Fliegens bis zur Sagenwelt des Alterthums zurück datiren. Diesem Stande der Dinge gemäß hat man zwei Hauptparteien in Beziehung auf die Luftschiffahrt: erstens die Aviateure, welche den Flug der Vögel (avis) oder der fliegenden Thiere überhaupt als Muster der Luftschiffahrt ansehen und mithin auf den Luftballon gänzlich verzichten; zweitens die Aerostateure, welche nur mit Hülfe der Luftballone (Aerostaten) die Lüfte durchfahren wollen und daher die Möglichkeit der Aviation oder der rein dynamischen Luftschiffahrt bestreiten. Der Verfasser der vorliegenden Schrift ist Aviateur aus ganzer Seele; für ihn gibt es keinen Uebergang von der Aerostation zur Aviation, er läßt keinerlei Vermittelung zwischen beiden Hauptsystemen gelten, und die Ballonaeronautik gilt ihm überhaupt als höchst nachtheilig für die Luftschiffahrt, in welcher Form jene auch auftreten mag. Eine so starke und consequente Gesinnung erringt ihm selbst bei seinen zahlreichen Gegnern Achtung, welche nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft der Meinung sind, daß die Zeit der praktischen Aviation noch in sehr ferner Zukunft liegen dürfte.

Der polemische Ton dieser Schrift kündigt sich bereits auf dem Titelblatt an und setzt sich selbstverständlich im Inhalt des Buchs fort. Zunächst beleuchtet der Verfasser die Schattenseiten der Ballonaeronautik und hebt als richtig für die rein dynamischen Flugsysteme das Reduciren der Flugwiderstände hervor. Hierauf folgt eine kritische Betrachtung der bisherigen Leistungen der Aviation, woran dann der Verfasser seine Gedanken über den von ihm befürworteten Wellenflug knüpft, wie letzterer als Nachahmung des gut beobachteten, natürlichen Flugmanövers sich ergibt. Indem wir diese selbständige Schrift allen Freunden der Aviation bestens empfehlen, hoffen wir auf eine baldige Fortsetzung des angefangenen Werks sowie auf die endliche Gewinnung glücklicher praktischer Resultate, die leider bisher der rein dynamischen Aeronautik fehlen.

2. Die Ortsbewegungen der Thiere. Von Karl Müllenhoff. Berlin, Gärtner. 1885. 4. 1 M.
3. Die Größe der Flugflächen. Von Karl Müllenhoff. Mit 5 Holzschnitten. Bonn, Strauß. 1884.

Die beiden hier angezeigten Schriften interessiren nicht nur jeden Freund der Naturwissenschaft in hohem Grade, sondern stehen auch mit der vorhin besprochenen Luftschiffahrtsfrage dadurch im Zusammenhang, daß das Studium der willkürlichen Bewegung der Thiere, und insbesondere der Flugthiere, wichtige und nützliche Winke bezüglich der Aeronautik liefern kann. Dies ist namentlich der Fall, wenn man wie der Verfasser die verschiedenen Arten der Ortsbewegungen der Thiere einheitlich erfaßt und von einem gemeinsamen mechanischen Princip aus zu beurtheilen versteht. Bevor Müllenhoff die Ortsbewegung der Thiere erörtert, betrachtet er die Mittel für die Ortsbewegung der natürlichen Organismen überhaupt, wobei er jene für die passive Bewegung von der für die active unterscheidet. Die erstern sind besonders in mannichfaltiger Weise bei der Fortbewegung der Pflanzenwelt durch die Luft verwendet. Im Thierreich kommt vorherrschend der active Transport in Betracht, der sich entweder als Bewegung durch statischen oder dynamischen Druck äußert. Durch jenen bewegen sich einige Fische und die Lungenschnecken im Wasser auf- und abwärts, und sie geben durch Volumenveränderung im Princip das Vorbild für die Erhebung und Senkung der Luftballone. Während der statische Druck nur in beschränkter Weise und selten zum Heben und Senken thierischer Organismen benutzt wird, kommt dagegen der durch Formveränderung bewirkte dynamische Druck in der Regel bei der willkürlichen Locomotion der Thiere zur Anwendung, wobei sich die Bewegungen auf die verschiedenen Hauptarten der Schwingungen zurückführen lassen. In anziehender Weise verfolgt nun der Verfasser dieses Princip in den Details. Die Flugbewegungen der Thiere faßt Müllenhoff als symmetrische Torsionsschwingungen auf, wobei die Bewegungsorgane ähnlich den Schiffsschrauben und der Flug wie die Fortbewegung mittels der letztern erscheinen.

Die Naturforscher, Mathematiker und Philosophen haben von jeher bei ihrer Beobachtung und Analyse der Flugbewegung der „Größe der Flugflächen“ ihr besonderes Augenmerk zugewendet, und diesem wichtigen Thema ist auch die zweite der obengenannten Arbeiten Müllenhoff's gewidmet. In gründlichster Weise kritisirt der Verfasser die ältern Untersuchungen über das Verhältniß der Flügelfläche zum Körpergewicht und bringt dann die Besprechung seiner eigenen neuen Wägungen und Messungen des ganzen Flugthieres, der Flugmuskulatur, der Segelfläche, der Gesammtfläche beider Fittige, der Klafterweite und der Flügel-

länge. Ueberdies berechnet er die verschiedenen Verhältnisse dieser Größen zum Körpergewicht des Flugthieres oder zur Kubikwurzel des letztern. Bei dieser Berechnung wurden ebenso wol die ältern Messungen, wenn sie die Prüfung bestanden, als die zahlreichen neuen Messungen des Verfassers benutzt und das Gesammtergebniß in einer äußerst werthvollen Tabelle zusammengestellt, in welche nicht weniger als 396 Namen von Flugthieren (Vögeln, Fledermäusen und Insekten) sammt den zugehörigen Messungs-, Wägungs- und Verhältnißwerthen aufgenommen sind.

In einer zweiten Tabelle, welche ihre Daten der vorigen entnimmt, findet man die Flugthiere nach ihrem Segelvermögen, d. i. nach ihrer Fähigkeit in der Luft ohne Flügelschlag zu schweben, geordnet. In analoger Weise nun wie die Schiffe sich nach ihrem Segelvermögen eintheilen lassen, so classificirt Müllenhoff dann auch scharfsinnig und zutreffend die Flugthiere nach sieben Haupttypen, welche mit den von Mouillard aufgestellten Flugtypen übereinstimmen.

Da außer der Größe der Flügelflächen noch die Dauer ihrer einzelnen Schläge oder die Geschwindigkeit derselben von großer Bedeutung ist, so finden wir auch diese bisher wenig bearbeitete Frage gehörig beachtet, und eine Tabelle liefert für dreizehn Flugthiere die Zusammenstellung der Werthe von der Anzahl der Flügelschläge in der Secunde, von ihrem Gewicht in Grammen und der Länge beider Flügel in Centimetern. Aus dieser Tabelle folgert Müllenhoff, daß die Zahl der Flügelschläge der Flugthiere nahezu umgekehrt proportional der Kubikwurzel aus dem Körpergewicht ist, und ferner, daß die Endpunkte der Flügel bei großen und kleinen Flugthieren nahezu mit gleicher Geschwindigkeit durch die Luft schwingen. Mit diesem schönen Studienergebniß schließt Müllenhoff seine Schrift, auf welche wir hiermit, da sie sehr klar und leichtfaßlich geschrieben ist, weitere Leserkreise aufmerksam machen. In Fachkreisen ist diese bedeutende Arbeit der Anerkennung sicher.

4. Die Elektricität und ihre Anwendungen. In ihren Principien für weitere Kreise dargestellt von Anton Waßmuth. Mit 119 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Freytag. 1885. 8. 1 M.

Dieses zur „Deutschen Universal-Bibliothek für Gebildete" gehörige Bändchen versucht es, die Principien der Elektricitätslehre und ihre Anwendung für weitere Kreise darzustellen. Schon die Auswahl des Stoffs aus dem überreichen Material hat für einen so beschränkten Raum und für die mannichfach begrenzte Aufgabe ihre großen Schwierigkeiten, die sich noch dadurch steigern, daß alles Wichtige aus älterer wie aus der jüngsten Zeit, wie es in der Gegenwart Geltung hat — der Haupttitel dieser Bibliothek lautet ja „Das Wissen der Gegenwart" —, zu berücksichtigen ist. Denkt man nun noch an die zu wählende Anordnung des durchsiebten Stoffs und endlich an die anzustrebende Leichtfaßlichkeit in der Behandlung der Materie, so sehen wir den Verfasser vor ein Problem gestellt, dessen Lösung zu den allerschwierigsten auf dem literarischen Gebiete gehört.

Wenn wir verfolgen, wie dem Verfasser die Bearbeitung der verschiedenen Seiten des großen und spröden Stoffs gelungen ist, so müssen wir zunächst die gute Auswahl und sachgemäße Anordnung der Materie anerkennen. Allein die zu große Kürze des Vortrags, zu welcher er durch den knappen Raum gezwungen war, hat bewirkt, daß vieles dem nicht genügend vorbereiteten Leser dunkel bleibt. Dagegen bietet das Büchlein geschulten Lesern einen wohlthuenden Ueberblick über das ausgedehnte Reich der heutigen Elektricitätslehre. Bei den constanten Voltaelementen ist es auffallend, daß der Verfasser nicht das Princip der Depolarisation stärker betont und dadurch zur bessern Geltung gebracht hat. Bei einer etwaigen neuen Auflage würde es sich sehr empfehlen, die constanten Elemente nach der Elektrolyse vom Princip der Depolarisation aus einheitlich zu behandeln, weil nur so ihr Wesen klar erfaßt wird.

Ob das vorliegende Büchlein weitern Kreisen ohne öftere und bedeutende Nachhülfe verständlich sein wird, darüber dürften die Meinungen der Fachleute verschieden sein, und jedenfalls wird darüber erst das größere Publikum endgültig und competent entscheiden. Allein sicher ist, daß dasselbe ein gedrängtes Compendium der Elektricitätslehre abgibt, welches, wie schon angedeutet wurde, einem genügend vorbereiteten Lesercirkel um so willkommener sein wird, als 119 Holzschnitte den Text illustriren.

Vermischte Schriften.

„Bei dem Vielschreiben, welches in Deutschland sich immer vermehren wird", klagte Goethe als Recensent vor beiläufig sechzig Jahren. Und es vermehrt sich noch! Immer mehr Bücher, immer mehr Recensionen; nicht einmal in den Krebsmonaten ohne R hat der Recensent Ruhe, höchstens den Trost, daß Kürze der Besprechung Würze ist. Die vorliegenden Werke erlauben ihm diesmal, von dieser Würze ergiebigen Gebrauch zu machen. Mag wie in jeder ordentlichen Literaturgeschichte das Epos den Anfang machen. „Wer Trüffel sagt, sagt ein großes Wort", heißt es bei Brillat-Savarin, und wer sein episches Opus „Der eiserne Siegfried" tauft, der muß von Großem singen und sagen. Das ist denn auch stofflich der Fall:

1. Der eiserne Siegfried. Eine neuzeitliche Nibelungenmär von Hermann Hoffmeister. Berlin, Ebhardt. 1885. Gr. 8. 4 M.

ist kein Geringerer als Held Bismarck, sonst der eiserne Kanzler genannt. Der Kürze wegen sei nur gesagt: wie es

Kapellmeistermusik gibt, so gibt es auch Schulmeisterpoesie. Die „neuzeitliche Nibelungenmär" ist eine gesinnungstüchtige Umwandlung biographischen Materials und stenographischer Berichte in vierfüßigem Trochäenrhythmus mit eingestreuten Liedern aufs Vaterland, Schönhausen, Bier, Taback, Mensurvergnügen und sonstige Allotria — oft in recht ungezwungenem Ton und gewählten, mehr oder weniger verständlichen Ausdrücken, wie „gewölbte Rohrstockspur der Gassenbuben" und „Steißparnassus", womit, glaube ich, ein mehr vom Schulmeister als vom Poeten Hoffmeister zu bearbeitender Körpertheil gemeint ist. Wahrscheinlich würde Eugen Richter es gar nicht ungern sehen, wenn bei der nächsten Wahlcampagne engagirte Rhapsoden ganze Gesänge dieser neuzeitlichen Siegfried-Bismarck-Mär zum Vortrag brächten.

Auch epischen Inhalts ist:

2. Aus dem Lande des Sonnenaufgangs von Paulus Cassel. Berlin, Issleib. 1885. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Originale daran ist, daß Cassel im vorigen Jahre die Freude erlebt hat, einen jungen Japaner zusammen mit einem Israeliten in der Christuskirche zu Berlin zu taufen. Ganz besondere Freude hat es Cassel gemacht, daß die Kinder Sems und Japhets sich vor dem Altar die Hände reichten. Der bekannte Gelehrte hat sich von seinem Täufling Japans Sagen und Traditionen erzählen lassen, wie er sie von Mutter und Tanten überkommen hat, und zu diesen durch individuelle Färbung vor Mitford's und Braun's japanischen Märchensammlungen sich auszeichnenden Originalaufzeichnungen hat Cassel noch Deutungen, resp. Glossen gefügt, die für die Sagenforscher und Freunde von großem Werth sind. Als Erinnerung aber an den gleichzeitig getauften Juden hat der Verfasser den japanischen Sagen eine Untersuchung über „das Zicklein" aus der jüdischen Passahliturgie vorangehen lassen und ein Sendschreiben an das „Berliner Tageblatt" „zur Naturgeschichte der Huzpeh" angehängt. Unter „Huzpeh" ist die Schattenseite des unverfrorenen, dreisten, spitzen Talmudwitzes zu verstehen, „die Pietätlosigkeit, die nicht roth wird". Es ist ebenso lehrreich wie ergötzlich, zu lesen, auf welche Weise der Verfasser das Wesen derselben zu kennzeichnen sucht.

Wenn hier schon wenig mehr von epischer Breite und Ruhe zu finden, so ist dies noch weniger der Fall in:

3. Zerstreute Schriften von Eduard Parrisius. Nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben. Berlin, Parrisius. 1885. 8. 2 M. 40 Pf.

Ganz wie die „Gedenkblätter" des jung verstorbenen Autors, welche vor Jahresfrist die Freunde herausgaben, bilden auch hier, gläubig und poetisch angehaucht, kunstphilosophische Schwärmereien den eigentlichen Inhalt. Es wäre wirklich eine Frende, heute, „wo die bessern täglich schwinden, solchen Jüngling noch zu finden", wenn nicht der unerbittliche Tod ihn vor dem fünfundzwanzigsten Jahre hinweggerafft hätte. Eine große specifische Veranlagung zu ethischer Erfassung der Welt, ein ästhetisches Erziehungstalent ersten Ranges ging da im Keim zu Grunde. Man kann sich ordentlich an der Naivetät erfreuen, welche jeden Eindruck harmlos ausplaudert und es oft gar nicht weiß, daß sie mit den gefährlichsten Dingen spielt. Dazwischen fällt manches tiefsinnige Wort:

Das ganze Weltall liegt im menschlichen Körper. Die höchsten Geheimnisse und die herrlichsten Offenbarungen sind in ihm enthalten. Hier liegt mir auch der Ausgangspunkt für meine dichtenden Bestrebungen. Ja, ich behaupte es: die letzten Gesetze aller Wissenschaft und Kunst können nur mit Rücksicht auf den menschlichen Körper aufgestellt werden.

Ist es da zu verwundern, wenn der Verfasser die „prächtigen blühenden Kinder, die zu Tausenden die Champs-Elysées schmücken, verkörperte Gottesworte, Gesänge des Himmels auf Erden" nennt? Der sittenreinste aller Jünglinge gesteht denn auch mit der ihm nachgerühmten Naivetät:

Paris wäre nicht Paris ohne jene frivolen Kinder der Welt, die förmlich Straßen und Plätze überschwemmen, sich des Abends herzudrängen und den Fremden umringen, ihn mit den reizendsten Bewegungen zur Zärtlichkeit auffordernd. Aber sie sind nicht das Unangenehmste hier. Ja, ich gestehe, sie sind viel zu hübsch, als daß ich ihnen zürnen könnte. Und im Ballet vollends, wo von Röcken gar keine Spur, sondern alles nur Tricot. Hier also staunt man über die vollkommene Schönheit der Glieder. Tadellos ist der einzige Ausdruck, den ich dafür finde.

Derselbe Jüngling singt:

Und fest ist ferner dies in mir beschlossen:
Der Sinnenlust entsag' ich bis zum Grabe,
Es sei denn, daß die echte Lieb' mich labe,
Die Lieb', die über alle Welt ergossen.

Und er starb nach den Worten:

Und nehmet dies als meine letzten Worte:
Wer glühend Schönheit fühlt, dem ist beschieden
Im Leben Kampf, im Sterben Gottesfrieden.

Ein gesundes kräftiges Gegenstück zu den zerstreuten Schriften des jugendlichen Schwärmers bilden:

4. Fünfundzwanzig Jahre zur See. Tagebuch des Kapitäns J. F. Inge. Bearbeitet und herausgegeben von E. Beckenstedt. Leipzig, Denicke. 1885. 8. 2 M.

Darum ist die Welt so groß, daß wir uns in ihr zerstreuen und hinterher unsere Eindrücke sammeln. Die hier gesammelten haben verschiedene Vorzüge: erstens sind sie Wort für Wort dem wirklich geführten Tagebuch eines biedern Seemanns entlehnt und somit das Gegentheil von Jagdgeschichten und sonstigen Reisefeuilletons; zweitens weht ein Geist der Nüchternheit und Prosa durch sie, der ganz geeignet ist, ein Gegengewicht gegen die Phantastik zu bilden, welche von Robinson Crusoe an in der Marineliteratur für unsere reifere Jugend dermaßen wuchert, als ob unsere Mädchen zu Undinen und unsere Jungens zu fliegenden Holländern herangebildet werden sollten. Hoffentlich bringt die praktische Colonialpolitik einen Umschwung in diesen Theil der Literatur.

Da wir nun schon einmal ins Wandern gekommen sind, ist es am Platz, der „Bibliothek für Ost und West" zu gedenken, welche der strebsame wiener Belletrist Alfred Friedmann zusammenstellt. Band 15 enthält:

5. Meilensteine, Wanderbilder aus dem Süden von Egon (Fedor Mamroth). Wien, Engel. 1885. 8. 1 M.

Schon die humoristische Vorrede in Form einer Widmung an Sr. königl. Hoheit den Prinzen Hamlet von Dänemark, welcher als verkappter Journalist sozusagen aufgedeckt wird, muß den Leser für die amusanten Reisekizzen einnehmen, die, an große Ereignisse der Gegenwart anknüpfend, wie Meilensteine den Weg unserer Generation bezeichnen sollen. Mit besonderm Interesse wird man in den „Herbsttagen in Spanien" von der Liebenswürdigkeit des spanischen Königspaares gegen den Vertreter der Presse (nicht blos der „Presse") Notiz nehmen.

Gegenüber den anspruchsvollen Publicationen über die Gesellschaft von Berlin (neuerdings auch von Wien), die sich durch eine im großartigen betriebene Verlogenheit auszeichnen, hat ein kleines mit Liebe und Sachkenntniß geschriebenes Werkchen:

6. Naturgeschichte der Berlinerin von Kohut. Berlin, Ißleib. 1885. 12. 1 M. 50 Pf.

sich rasch die Sympathien der weitesten Kreise zu erobern gewußt. Der talentvolle aus Berlin ausgewiesene Feuilletonist Kohut hat der Berlinerin nichts Böses nachgesagt, sondern eine edle Rache genommen. Die Ausstattung dieses Büchleins ist zugleich eine typographische Neuerung in optischer Hinsicht: es ist dunkelblauer Druck auf hellgrünem Papier und soll sich gesünder für die Augen lesen. Jedenfalls lag es nahe, zuerst die Berlinerin „so blau" erscheinen zu lassen.

In gewöhnlicher Druckerschwärze, aber von der „rothen Erde" stammt der:

7. Sappholt aus Westfalens Dichterhain oder Mirza Schaffy in Holsken. Neue humoristische plattdeutsche Gedichte von Tonius Happenklang. Mit Illustrationen. Leipzig, Lenz. 1885. 8. 1 M. 40 Pf.

Eine liebenswürdige Sammlung von schnurrigen gereimten Anekdoten in westfälischem Dialekt mit Illustrationen. Sappholt ist das frühlingssaftige Weidenholz, aus dem jung und alt sich „Happen", d. h. Flöten, zurecht macht, um als eigenthümlich berechtigter Pan seiner Frühlingsstimmung musikalischen Ausdruck zu geben. Wer an Naturtönen seine Freude hat, wird das Büchlein gern bei sich führen, wie man einstens mit „Kleistens Frühling in der Tasche" auszugehen pflegte.

Ein ähnliches Prognostikon vermag ich dem metaphysischen Weltendrama in fünf Acten:

8. Die Erlösung oder Ende gut, alles gut. Metaphysisches Weltendrama von Faust jun. Quedlinburg, Vieweg. 1885. 12. 1 M. 50 Pf.

kaum zu stellen. Es scheint für den Polterabend eines Privatdocenten der Philosophie gedichtet zu sein und will eine Parodie auf E. von Hartmann's fraglichen Weltproceß vorstellen. Das Bewußtsein, als Factotum, kredenzt der Idee, die als geistreiche Schauspielerin reist und „Vorstellungen" gibt (notabene der einzige Witz im ganzen Drama), einen Liebestrank für den Willen. Dieser „alte Dummerjahn" frißt darauf die Idee vor lauter Liebe auf, wodurch die Katastrophe, der Weltuntergang, nach bekanntem Programm eintritt. Man legt darauf das prätentiös ausgestattete Schriftchen aus der Hand und hat lange nicht so herzlich gegähnt.

Vom Halbverständlichen zum ganz Unverständlichen ist auch nur ein Schritt. Wer ihn thun will, der greife jetzt zu:

9. Vor dritthalbtausend Jahren. Des Assessors Ani Bewerbung um die Hand von Anta, der Perle von On. Nach ägyptischen Quellen bearbeitet von Hegewald. Meiningen, Keyßner. 1885. 8. 1 M. 20 Pf.

Es sind 89 Seiten Brautfahrt nach ägyptischen Quellen in sehr leserlicher Schrift mit eidottergelbem Umschlag. Vielleicht muß es auch solche Käuze geben, für die so etwas einen Reiz hat.

10. Faschings-Brevier von Johannes Bohne und Hermann Conradi.

Ueber die Schrift der schneidigen Journalisten, die kein Blatt vor den Mund nehmen, ist es um Johannis herum zu spät, noch etwas anderes zu sagen, als daß man auf die Fortsetzung dieser polemischen Aphorismen gespannt sein darf.

Ganz apart verhält es sich mit folgendem Werk:

11. Gelehrte und Literaten wie auch studirte Geschäftsleute. Beiträge zur Sitten- und Culturgeschichte nebst Versuchen, große Uebelstände zu beseitigen und deren Entstehung zu verhüten. Von Eduard Reich. Minden, Bruns. 1885. Gr. 8. 9 M.

Der bekannte literarische Gesundheitsapostel eifert in Johannes Scherr'scher Diction gegen die gegenwärtige europäische Gesittung, die er „übertünchte Barbarei" nennt, gegen „das Gemeinwesen von Menschenfressern", Staat genannt, gegen jede akademische, namentlich medicinische Zunft, gegen das eiserne Mammonsgesetz und die Frauenarbeit, gegen den Kapitalphilister und das Advocatenthum, mit einem Wort gegen alles und sonst noch allerlei, und kommt schließlich zu dem Ideal des freien Gelehrten, für den durch „Entlastung und Versorgung" das Gemeinwesen einzutreten hat. Der Verfasser glaubt, die Mittel erkannt und die Wege gefunden zu haben, durch welche die Geistesarbeit und die Geistesarbeiter in der jetzigen Zeit moralischen Niedergangs vor dem Fluch der Zeit sicher leben und gedeihen können. Er erhebt sich manchmal aus der heftigen Schimpfweise zu dem getragenen Ton Sarastro's und predigt den Gelehrten und Literaten, „sie mögen einander die Hände reichen und durch Weisheit, Tugend und Gemeinverbindlichkeit, durch Freiheit und seelische Gesundheit der ganzen Welt zum leuchtenden Beispiel werden und zu Führern auf dem Pfad echter Gesittung"!

Wir tragen keinen Augenblick Bedenken, zum Schluß zu erklären, daß wir das alles auch wünschen. Wer nicht?

Franz Koppel-Ellfeld.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Die Methode des akademischen Studiums." Dieses Collegienheft des frühern Professors der Philosophie an der Universität zu Berlin, Friedrich Harms, hat Dr. H. Wiese, evangelischer Pfarrer in Triebusch, aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben (Leipzig, Grieben). Harms handelt in diesen Vorlesungen von dem Wesen des Gelehrten und der Universität, sodann von dem Studium der Facultätswissenschaften. Ein Gelehrter ist nach Harms ein Mann, welcher nicht blos seine Wissenschaft in ihrem gegenwärtigen Zustand inne hat, sondern der sie auch nach ihrer ganzen, geschichtlichen Entwickelung auffaßt. Kunst und Wissenschaft sind von gleicher Bedeutung für das menschliche Leben. Beide gelten nur so viel, als sich darin eine freie That und sittliche Bestimmung offenbart. Die Wissenschaften sind nicht das Erste, sondern das Letzte, was in der geschichtlichen Entwickelung der Völker erstrebt wird; nur bei den Culturvölkern des indogermanischen Stammes finden wir eine Bildung der Wissenschaft. Diese ist kein Naturproduct, sondern ein Kunstwerk der freien That. Gewißheit und Ueberzeugung erreichen wir nur in unserm Wissen durch die Gesetzmäßigkeit des Denkens. Diese den Anfängen des Buchs entnommenen Sätze mögen dem Leser einen Begriff geben von der Gediegenheit der hier veröffentlichten Arbeit. Das Ganze ist ein tief durchdachtes vortrefflich geordnetes klar geschriebenes Compendium, welches nicht blos dem Gelehrten, sondern jedem Gebildeten verständlich ist.

— Im Verlag der Gebrüder Henninger in Heilbronn erscheinen in Neudrucken „Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts", herausgegeben von Bernhard Seiffert. Zu dieser Sammlung gehören auch „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" von J. J. Winckelmann. Erste Ausgabe 1755 mit Oeser's Vignetten. Der Herausgeber hat diesem Neudruck eine sehr brauchbare Einleitung vorangeschickt. Wir fügen einige culturgeschichtlich interessante Momente bei. Winckelmann erklärt den damaligen König von Sachsen, Friedrich August den Starken, für „den erlauchtesten Kenner und höchsten Richter der Kunst". Im Texte selbst kommt folgende Stelle vor: „Die königliche Gallerie der Schildereyen in Dreßden enthält nunmehro unter ihren Schätzen ein würdiges Werk von Raphael's Hand: eine Madonna mit dem Kinde, dem heiligen Sixtus und der heiligen Barbara. Sehet die Madonna mit einem Gesichte voll Unschuld und zugleich einer mehr als weiblichen Größe, in einer seelig ruhigen Stellung, in derjenigen Stille, welche die Alten in den Bildern ihrer Gottheit herrschen ließen. Wie groß und edel ist ihr ganzer Contour. Das Kind auf ihren Armen ist ein Kind über gemeine Kinder erhaben durch ein Gesicht, aus welchem ein Strahl der Gottheit durch die Unschuld der Kindheit hervorzuleuchten scheinet u. s. w." In unbeholfenen Formen hat doch Winckelmann hier das Richtige getroffen, obwol er Allegorien für die höchste Leistung der Malerei erklärt.

— „Vom Uebelnehmen". Eine Vorlesung über dieses Thema hat der Superintendent J. Horn in Powunden drucken lassen (Königsberg i. Pr., Graefe u. Unzer). Dem Verfasser zufolge hat Jesus sich niemals verletzt oder beleidigt gefühlt. Auch die Jünger Christi haben es später fertig bekommen, nie etwas übelzunehmen. Nur Paulus hat sich diesen Fehler ein paar mal zu Schulden kommen lassen!! Aber es kommt noch besser. Der Herr Superintendent weiß ganz genau, daß wir für jedes Unrecht und jede Beleidigung, die uns widerfährt, in unserer Vergangenheit Vorgänge finden, bei denen wir uns in gleicher Weise an andern versündigt haben. Von keiner Sünde, von keinem Unrecht, von keinem Verbrechen, das begangen ist, können wir behaupten: wir hätten es unter denselben Umständen, Verhältnissen, Bildungsstand und Einflüssen anders gemacht. Bei dieser Art von Beweisführung fällt uns lebhaft jener Halbwilde ein, welcher einem spanischen Missionar erwiderte: „Ich will lieber bei unsern Göttern in der Hölle, als mit euch im Himmel sein."

Bibliographie.

Adler, G., Die Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorieen. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der sozialen Frage. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 9 M.

Brassey, Lady Annie, Eine Familienreise von 14000 Meilen in die Tropen und durch die Regionen der Passate, ausgeführt und geschildert. Frei übersetzt durch Anna Helms. Autorisirte Ausgabe. Mit 290 Illustrationen und 7 Karten. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 6 M. 60 Pf.

Droysen, G., Bernhard von Weimar. 2 Bde. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 18 M.

Das Gefecht von Weissenburg. Eine taktisch-kriegsgeschichtliche Studie von S. v. B. Berlin, Liebel. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Gespräche Friedrich's des Großen mit H. de Catt und dem Marchese Lucchesini. Kritisch festgestellte Auswahl, in deutscher Uebersetzung herausgegeben von F. Bischoff. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 M.

Hackländer, F. W., Die Montecchi und Capuletti. Ein Sperrsitz-Abonnement zu Acht. Illustriert von E. Horstig. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 1 M.

Victor Hugo. Eine biographische Skizze. Basel, Bernheim. 8. 80 Pf.

Humbert, C., Lustige Puppen-Tragödie vom sich selbst entleibenden Lindau oder Schiller, Lessing, Goethe, Molière und — Hrn. Dr. Paul Lindau's „Frische Wissenschaftlichkeit auf dem Markte des Lebens". Bielefeld, Helmich. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Jerusalem, E., Ueber die aristotelischen Einheiten im Drama. Ein Beitrag zur Poetik. Leipzig, Fock. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Kuortz, K., Goethe und die Wertherzeit. Ein Vortrag. Mit dem Anhang: Goethe in Amerika. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 80 Pf.

Ein deutscher Liederstrauß. Eine Festgabe zum 70. Geburtstag des Fürsten Bismarck, allen deutschen Patrioten dargebracht von Wilhelm von der Mulde. Zwickau, Werner. 8. 75 Pf.

Littauer, H., In's Schwarze. Epigrammatiches Allerlei. Berlin, Issleib. 12. 2 M.

Meißner, A., Geschichte meines Lebens. 2 Bde. Billige Ausgabe. Teschen, Prochaska. 8. à 2 M. 50 Pf.

Rinkart, M., Eislebisch-Mansfeldische Jubel-Comödie (Indulgentarius confusus.) Eisleben 1618. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von H. Rembe. Eisleben, Winkler. 8. 2 M.

Seidler, G., Budget und Budgetrecht im Staatshaushalte der constitutionellen Monarchie mit besonderer Rücksichtnahme auf das österreichische und deutsche Verfassungsrecht. Wien, Hölder. Gr. 8. 5 M.

Spättgen, Doris Freiin v., Des Amerikaners Wort. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Spielmann, C., Leicht geschürzt. Neue Humoresken. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 1 M.

Preussische Staatschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs II. Im Auftrage der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin herausgegeben von J. G. Droysen und M. Duncker. 2ter Bd.: 1746—1756. Bearbeitet von R. Koser. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 14 M.

Stern, A., Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit 1807—1815. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 M.

Stern, D., Der Sohn der Chiotin. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Stolz, A., Nachtgebet meines Lebens. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben und durch Erinnerungen an Alban Stolz ergänzt von J. Schmitt. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Sundby, T., Blaise Pascal, sein Kampf gegen die Jesuiten und seine Verteidigung des Christentums. Aus dem Dänischen übersetzt von H. P. Junker. Oppeln, Frank. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Toeppen, H., Hundert Tage in Paraguay. Reise in's Innere. Paraguay im Hinblick auf deutsche Kolonisations-Bestrebungen. Mit 1 Karte von Paraguay. Hamburg, Friederichsen u. Comp. Gr. 8. 6 M.

Wald-Zedtwitz, E. v., Amor in Frack und Uniform. 2te Folge. Humoresken. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 1 M.

Wegener, P., Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 5 M.

Winterfeld, A. v., Humoresken. 1ster Bd. Jena, Costenoble. 12. 1 M. 80 Pf.

Wolff, A., Die braunschweigische Frage. Ein Mahnwort. Leipzig, Renger. Gr. 8. 1 M.

Wossidlo, R., Volksthümliches aus Mecklenburg. 1stes Hft.: Beiträge zum Thier- und Pflanzenbuch. Thiergespräche, Räthsel, Legenden und Redensarten, aus dem Volksmunde gesammelt. Rostock, Werther. 8. 50 Pf.

Zell, W. B., Das Märchen vom Glück. Erzählung. Jena, Costenoble. 12. 4 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 200 bis 206.

Zur Heeresreform in Frankreich. — Die anarchistischen Umtriebe in der Schweiz. — Conservative und liberale englische Politik. — Neues aus dem Sudan. — Aus Neu-Oesterreich. — Engländer und Russen. — Humanität im Kriege.

Die Frage über den Bau der „Omar-Moschee“. Von Professor Dr. J. Sepp. — Die internationale Ausstellung von Arbeiten aus edlen Metallen und Legirungen in Nürnberg 1885. Von J. Stockbauer. (V.) — Paul Bourget. — Deutsche Renaissance-Künstler. Von Dr. A. Svoboda. (III. Schlußartikel.) — Aus und über Dalmatien. Von Professor Dr. von Krones. (V.) — Anagramme und Chronogramme. Von R. Kleinpaul. (II.) — Socialpolitik und Socialethik. (XI.) — H. Stanley: Der Congo und die Entstehung des Congo-Staates. (III. Schlußartikel.) — Die Antwerpener Weltausstellung. (VIII.) — Venedigs Maler und Tizian's Assunta. Von W. Kirchbach. — Aus dem „Vogesenclub“. — Woher stammt der Ausdruck Nihilismus? Von R. Eucken. — Zur Goethe-Literatur. Von Professor Dr. C. von Köstlin. — Die Reisen der deutschen Kriegsflotte im Jahre 1884. (I.) — Quinault. Von Dr. Ellinger. — Zu den Runkelsteiner Fresken. Von Dr. O. Zingerle. — De jure braxandi.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Budgetkritiken und Colonialbudget.) — Französische Stimmen über den Frankfurter Friedensvertrag. — Zum Schutz des gewerblichen Eigenthums. — Geschäftliche Jahresberichte: Großwardein-Essegger Strecke der Alföld-Fiumaner Eisenbahn. Handelskammer von Karlsruhe. Handelskammer zu Hanau.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji

in vier Gesängen

von

Ferdinand Gregorovius.

Illustrirte Prachtausgabe

mit Original-Compositionen von **Theodor Grosse.**

Zweite Auflage. 4. Elegant cartonnirt 7 M.

Die Prachtausgabe von Gregorovius' bekannter und beliebter Dichtung „Euphorion“, durch den Maler Theodor Grosse mit stilvoll componirten Illustrationen geschmückt, ein harmonisches Kunstwerk im edelsten Geschmack, das jetzt in sorgfältig hergestellter zweiter Auflage erschien, darf namentlich auf jedem wohlgewählten Büchertisch einen dauernden Platz beanspruchen.

Die Octavausgabe des Gedichts (cart. 3 M.) liegt bereits in fünfter Auflage vor.

Einladung zum Abonnement.

Am **1. August** erscheint in vierteljährlichen Heften die neue Zeitschrift:

Natur und Kunst, Geschichte und Litteratur.

Herausgegeben

von

Dr. B. T. Sträter.

Den Inhalt derselben bilden naturwissenschaftliche, geschichtliche und philosophische Abhandlungen, abwechselnd mit künstlerisch abgerundeten Novellen, lyrischen Gedichten, spannenden Romanen und dramatischen Versuchen in streng classischer Stilisirung. 6 Mark jährlich.

Man abonnirt direct bei

Reinhold Kühn

Berlin W, Leipziger Straße 115,

und in allen andern Buchhandlungen. Literar. Annoncen und Recensions-Exemplare neu erschien. Bücher sind an obige Buchhandlung von Reinhold Kühn einzusenden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wander's Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

(Fünf Bände. 4. Geh. 150 M. Geb. 160 M.)

Neue Ausgabe in 75 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 2 M. für die Lieferung.

Eine neue Subscriptions-Ausgabe dieses bekannten, für die deutsche Sprach- und Culturgeschichte höchst wichtigen Nationalwerks kommt vielfach geäusserten Wünschen entgegen. Monatlich erscheinen 2 bis 3 Lieferungen. Man subscribirt in jeder Buchhandlung. Prospect gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hermann Hettner.

Ein Lebensbild von

Adolf Stern.

Mit einem Porträt. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Eine Biographie Hermann Hettner's, des bekannten Kunst- und Literarhistorikers, mit Benutzung seiner Briefe aus Italien, Griechenland, England und den Niederlanden. Das frisch und anziehend geschriebene Buch wird den zahlreichen Lesern seiner Werke und den vielen Bekannten und Verehrern desselben eine willkommene Erscheinung sein, aber auch weitern Kreisen vielseitiges Interesse gewähren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 13. August 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Die Genossenschaft dramatischer Autoren. Von Rudolf von Gottschall. — Zur deutschen Literatur. Von Robert Boxberger. — Romane und Novellen. Von Freiherrn K. von Richthofen. (Beschluß.) — Ungarns Hauptstadt und die Sterblichkeit. Von Eduard Reich. — Gedichte. Von Konrad von Prittwitz-Gaffron. — Aesthetische Physiologie. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die Genossenschaft dramatischer Autoren.

Die letzte Generalversammlung dieser Genossenschaft, welche am 12. Juli in Leipzig stattfand, hat den Blick wieder auf dieselbe gelenkt, um so mehr, als sie in neuester Zeit einen erfreulichen Aufschwung genommen hat und die Zahl ihrer Mitglieder im Laufe eines Vierteljahrs um einige dreißig gestiegen ist.

Bald nachdem das Reichsgesetz über das geistige Urheberrecht erlassen worden war, bildete sich diese Genossenschaft, und sie war die Handhabe, durch welche die Bestimmungen dieses Gesetzes, soweit sie die dramatische Production betrafen, praktisch verwerthet wurden. Um die Regulirung der Rechtszustände auf diesem Gebiete hat sich die Genossenschaft Verdienste erworben, welche nur großer Undank oder große Unkenntniß zu leugnen vermag. Ohne sie hätte die Rechtlosigkeit der deutschen Autoren gegenüber den Bühnen fortgedauert: denn der Einzelne hätte den kleinern Theatern gegenüber nicht den nöthigen nur durch sorgfältige Controle zu erreichenden Ueberblick über die Aufführungen seiner Stücke gehabt, während ihm den größern gegenüber, wie das schon früher der Fall war, der Muth gefehlt hätte, seine Rechte geltend zu machen; denn er zog sich damit die Ungunst der Intendanten und Directoren zu, und dies Odium von nachhaltiger Wirkung würde reichlich die Vortheile aufwiegen, die ein gewonnener Proceß dem Autor bringen konnte. Der unzerbrechliche Pfeilbund der Genfen mußte daher die Losung der deutschen Autoren ein; enger Zusammenhalt und gemeinsames Wirken war geboten: in diesem Sinne wurde die Genossenschaft in Nürnberg gegründet und ihr Sitz nach Leipzig verlegt, weil das sächsische Gesetz es ihr möglich machte, alsbald die Rechte einer juristischen Genossenschaft zu erhalten, was in Preußen mit großen Schwierigkeiten verbunden war und andern Genossenschaften jahrelang unerreichbar geblieben ist. Hierzu kam, daß Leipzig in der Mitte der deutschen Lande liegt, bequem für die Genossen im Norden, Süden, Osten und Westen.

Bei der Centralisation der politischen Verhältnisse, als Berlin Hauptstadt des Deutschen Reichs geworden, konnte es nicht ausbleiben, daß sich Stimmen erhoben, welche verlangten, der Sitz der Genossenschaft müsse nach Berlin verlegt werden. In einer der lebhaftesten und besuchtesten Generalversammlungen wurde darüber mit großem Eifer verhandelt: doch einerseits der Protest der süddeutschen Autoren, andererseits die Gutachten angesehener Juristen, welche die Schwierigkeit, in Preußen Corporationsrechte zu erwerben, darlegten, machten, daß die Wagschale sich zu Gunsten Leipzigs neigte. Seitdem sind solche Wünsche öfters aufgetaucht, wenn auch nicht wieder in der greifbaren Gestalt eines vor die Generalversammlung gebrachten Antrags; doch so wenig sich die Vortheile verkennen lassen, die aus solcher Verlegung nach der Hauptstadt der Genossenschaft erwachsen können, so sind doch die frühern Bedenken noch nicht gehoben. Die preußische Gesetzgebung hat das Genossenschaftsrecht noch nicht umgestaltet, und es gibt genug Mitglieder des Vereins in andern deutschen Staaten, die es mit Unbehagen sehen würden, wenn der Schwerpunkt derselben dorthin verlegt würde, wohin die äußere und innere Politik des Deutschen Reichs gravitirt. Berlin hat viele Theater, mehr als irgendeine andere Stadt: aber es ist sehr weit davon entfernt, etwa wie Paris das ganze Theaterwesen zu concentriren; da werfen doch andere Städte, Dresden, München, vor allen Wien, ein sehr bedeutendes Gegengewicht in die Wagschale.

Sollte das Urhebergesetz nicht ein Messer ohne Griff

bleiben, dem die Klinge fehlt, so mußten seine Bestimmungen durch Proceſſe in Fluß gebracht, geklärt und erläutert werden. Der Proceß und das Urtheil der Gerichte sind die fortbildende Macht. Hat doch Frankreich kein Urhebergesetz, sondern nur die allgemeinen Bestimmungen seines Code, und die ganze Legislative des Theaters beruht auf dem prätorianischen Recht, das sich durch die Entscheidungen der Tribunale in den Proceſſen zwischen Autoren und Directoren gebildet hatte. Es gab in Deutschland noch Fragen genug, welche durch jenes Gesetz keineswegs in ausreichendem Maße gelöst wurden, wo in die Lücken desselben die richterlichen Aussprüche treten mußten. Eine der wichtigsten war, ob bei einem Stadttheater das von einem Pächter und Unternehmer erworbene Aufführungsrecht auf seinen Nachfolger übergehe, oder ob jeder derselben das Aufführungsrecht von neuem erwerben müsse. Der große Proceß, den die Genossenschaft gegen die Direction Haase in Leipzig führte, galt dieser Frage, die von verschiedenen Gerichten und von verschiedenen Instanzen nicht gleichmäßig entschieden worden war. Daß der Proceß der ersten Instanz vor dem leipziger Handelsgericht gewonnen wurde, hatte die überaus günstige Folge, daß den größten Theil der Directionen ein heilsamer Schreck ergriff, und daß sie mit der Genossenschaft Contracte abschlossen, in denen ausdrücklich das nur an der Person des Directors haftende Recht anerkannt wurde. Hieran konnte auch dadurch nichts geändert werden, daß die damalige oberste Instanz, das Reichsoberhandelsgericht, besonders im Hinblick auf die früher herrschenden Usancen, den Proceß zu Gunsten der leipziger Direction entschied: eine Entscheidung, welche inzwischen durch mehrere Entscheidungen des Reichsgerichts wesentlich modificirt worden ist. Jene Contracte, besonders über ältere Stücke, abgeschlossen nicht blos mit größern Stadttheatern, sondern auch mit zahlreichen kleinern reisenden Gesellschaften, bildeten eine sichere Grundlage für den Geschäftsbetrieb, sicherten ein festes Princip für die Praxis, machten der bisherigen Freibeuterei, dem Manuscriptendiebstahl, der ganzen Anarchie, die in Theaterkreisen herrschte, ein Ende, um so mehr, als das Syndikat der Genossenschaft aufs genaueste über die strikteste Ausführung der eingegangenen Verpflichtungen wachte. Nachdem diese Grundlage gewonnen war, hatten die andern Agenturen leichtes Spiel; sie ernteten, was die Genossenschaft gesäet. Wie es der Vorstand in seinem letzten Jahresbericht sagte, mag ihre Wirksamkeit nicht immer ihr selbst zugute gekommen sein; jedenfalls aber kam sie allen dramatischen Autoren zugute. Leider deckt sich beides nicht: es liegt in der deutschen Eigenart, stets das Aparte zu wollen, sich nur widerwillig einem gemeinsamen selbstgegebenen Gesetz unterzuordnen. So blieb ein Theil der Autoren von Hause aus außerhalb der Genossenschaft stehen; ein anderer trat wieder aus, um sein Heil bei Agenten zu versuchen, welche durch Vorschüsse, den Ankauf von Stücken und in mancher andern Weise, welche die Statuten der Genossenschaft nicht ermöglichten, den Schriftstellern unter die Arme griffen. Die obligatorische Agentur, welche die Genossenschaft bei der einmüthigen Betheiligung aller Mitglieder ausnehmend gekräftigt und den Bühnen gegenüber eine ausschließlich maßgebende Macht gegeben hatte, erwies sich bei den vielfach bestehenden Beziehungen der Autoren zu den Privatagenten als ein Hinderniß, da sie keine solche Beziehungen duldete, sondern den Gesammtdebit aller Werke für sich in Anspruch nahm. Bei der Zersplitterung der Interessen blieb nichts übrig, als die Genossenschaftsagentur nicht mehr obligatorisch zu machen, um so mehr, als dies schon vorher in der verschiedensten Weise durch den Verkauf von Stücken, durch Mitarbeiterschaft mit andern nicht der Genossenschaft angehörigen Autoren, vor allem durch den stets gestatteten Selbstbetrieb umgangen werden konnte. So wurde der Hauptnachdruck auf den Rechtsschutz gelegt, auf dem er ja im Grunde schon von Hause aus lag, und die Agentur als die bestcontrolirte und beaufsichtigte den Mitgliedern nur vorzugsweise zur Benutzung empfohlen. Dies hatte zur Folge, daß viele der beliebtesten Autoren, die in Bezug auf eine nicht geringe Zahl ihrer Stücke den andern Agenten verpflichtet waren, jetzt der Genossenschaft beitraten, während die Agentur durch Aufhebung der ausschließlichen Verpflichtung fast keinen Schaden nahm, indem ihr die große Mehrzahl der Mitglieder nach wie vor treu blieb. Der Ankauf der „Neuen Zeit", eine neue rührige Direction, Verbesserungen in der innern Verwaltung und dem äußern Betrieb bilden den Ausgangspunkt für einen neuen Aufschwung des Vereins. Niemals hätten ohne die Wirksamkeit der Genossenschaft, wie der Jahresbericht des Vorstandes schon erwähnte, die Einnahmen einzelner Dramatiker, mögen sie nun ihr angehören oder nicht, eine Höhe erreicht, die dem frühern Beherrscher der deutschen Bühnen, dem wackern Roderich Benedix, als schwindelerregend erschienen wäre. Der Veteran der Lustspieldichtung hatte ein Contobuch in Folio, in das er alle seine Einnahmen eintrug: ich habe sie eines Abends mit ihm durchgenommen; er wies mit Stolz auf das „Gefängniß", sein ertragreichstes Stück, hin, welches ihm 4000 Thaler eingebracht hatte. Was sind diese 4000 Thaler gegen die 40000 und 50000 Thaler, welche einzelne Stücke von L'Arronge und Moser den Verfassern eingebracht haben. Die Controle der kleinen Bühnen, und daß durch Anregung der Genossenschaft größere Theater, wie das dresdener Hoftheater, sich zur Zahlung einer zehnprocentigen Tantième bewegen ließen: das allein hat solchen Umschwung zu Wege gebracht.

Und gerade jetzt will man von gewisser Seite die Genossenschaft zu den Todten werfen; man klagt sie sogar mangelhafter Pflege des Rechtsschutzes an, weil der frühere Director einmal Humanität empfahl gegenüber einem verarmten kleinen Theaterleiter. Dieser Vorwurf ist um so befremdender, als gerade von sehr vielen Theaterleitern jenem Director der entgegengesetzte Vorwurf der allzu schroffen und strengen Wahrung der Autorrechte gemacht wurde.

Wir wollen nicht auf die Bilanz, nicht auf den Jahresumsatz, nicht auf die höchst ansehnliche Zahl der alljährlich geführten Processe hinweisen, um der Genossenschaft ein Lebenszeugniß auszustellen: doch ein Verein, der, um zuerst die Verstorbenen zu nennen, über die Werke von Benedix, der Frau Birch-Pfeiffer, von Gutzkow, Laube, Mosenthal zu verfügen hat, der die Dramen von Freytag, Wilbrandt, Wichert, Putlitz, Wehl u. a. und die meisten Stücke von G. von Moser debitirt, dem als Mitglieder, wenn auch zunächst für den Rechtsschutz, L'Arronge, Lindau, Lubliner, Franz von Schönthan beigetreten sind, um nur einige der namhaftesten zu erwähnen: der läßt sich nicht durch die Stilübungen einiger misvergnügter Autoren, nicht durch Projectenmacherei und Secessionsgelüste auf den Aussterbeetat setzen.

Rudolf von Gottschall.

Zur deutschen Literatur.

1. Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus. Herausgegeben von Eduard Ippel. Erster Band. Berlin, Dümmler. 1885. Gr. 8. 10 M.

Wir sind diesmal in der glücklichen Lage, mit einer bedeutenden Publication beginnen zu können, deren Gegenstand die beiden Altmeister unserer deutschen Literaturforschung sind. Auch die Zeit derselben ist eine sehr wohlgewählte, da dieser erste Band gerade zum Grimm-Jubiläum erschienen ist, kurz vor der Feier von Dahlmann's hundertstem Geburtstag (13. Mai), die ja auch auf unsern gelehrten Anstalten nicht spurlos vorübergegangen ist. Der zweite Band, den Briefwechsel mit Gervinus enthaltend, soll in kurzem nachfolgen. Wenn nun auch die deutsche Literaturforschung, wie aus der Richtung der Stndien des Adressaten begreiflich ist, keinen großen directen Gewinn aus dem vorliegenden Buche ziehen kann (was von dem zweiten Bande viel mehr zu erwarten steht), so ist doch der biographische und culturgeschichtliche Gewinn ein bedeutender. Wer etwas von der Lebensgeschichte der drei correspondirenden Männer weiß, wird sich von vornherein, ehe er das Buch aufschlägt, sagen, daß das Hauptinteresse desselben sich um deren göttingische Amtsentsetzung vom Jahre 1837 drehen wird, und er wird nach beendigter Lektüre diese Vermuthung bestätigt finden. Noch einen andern Eindruck wird er von dieser Lektüre mitnehmen: den nämlich, daß die Seele des ganzen männlichen Auftretens, des Protestes der sieben göttinger Professoren gegen den Verfassungsbruch des Königs Ernst August, der ihre Amtsentsetzung zur Folge hatte, Dahlmann war. Denn wahrscheinlich wären die beiden Grimm, wie sie in dem bekannten Lustspielchen dargestellt werden, ruhig weiter bei ihren Folianten geblieben, ja sie hätten vielleicht gar nicht recht gewußt, um was es sich handelt, wären sie nicht, auch durch die Frauen, Dahlmann's Freunde gewesen. Wie mannhaft sie aber den nun einmal gethanen Schritt des Protestes vertheidigen, wie selbstverständlich es den Sieben erscheint, daß keiner von ihnen auf eigene Rechnung einen Schritt zurückthue, daß sie entweder alle zugleich oder keiner nach Göttingen zurückberufen sein wollen: das ist der große Gewinn für Geist und Gemüth, den ein deutscher Gelehrte aus der Lektüre dieses Buchs ziehen kann. Eins freilich wird ihm nicht minder klar werden, wenn es auch weniger erfreulich ist: daß es um den Corpsgeist bei gelehrten deutschen Corporationen eine misliche Sache ist. Neben jenen Sieben, die ihren Mannesmuth mit Amtsentsetzung zu büßen hatten, gab es noch Sechs, die, obgleich sie sich dem Proteste der Sieben nicht formell anschlossen und deshalb im Amte bleiben durften, doch jenen Schritt für gerechtfertigt erklärten; die übrigen, müssen wir annehmen, misbilligten den Schritt überhaupt und wußten sich irgendwie mit ihrem Gewissen abzufinden. Also drei Parteien in einer Sache, die doch klar genug war, und in einer Angelegenheit, in der einmüthiges Handeln durchaus erforderlich war, sollte nicht der Einzelne seine Haut vergeblich zu Markte tragen. Wie wol in einem solchen Falle ein Offiziercorps gehandelt haben würde? Wenn ich recht berichtet bin, trug sich ein ähnlicher Fall 1850 in Kassel zu, und das Offiziercorps kam in corpore um seine Entlassung ein.

Begreiflicherweise horchen die drei Correspondenten, besonders aber die beiden Grimm, nachdem auch Wilhelm Göttingen verlassen hat, sehr neugierig auf Nachrichten von dort her; es ist anzunehmen, daß mancher Klatsch da mit unterläuft, und daß Aeußerungen von Vorgesetzten oder Collegen ihnen nur verdreht hinterbracht worden sind. Denn es stände doch gar zu traurig um die Ehre einer gelehrten Körperschaft, der es doch besonders obliegt, die ihr anvertrauten Jünglinge zu freien, muthigen Männern zu erziehen, wenn solche Aeußerungen wörtlich wahr wären wie die von Wilhelm Grimm aus Langenbeck's Munde berichtete: „Ich bin ein freier Mann, aber gehorsam", hat er neulich zu den Stndenten gesagt. Was sich diese wol bei diesem Orakelspruch gedacht haben müssen! Oder gar die Aeußerung von Kraut: „Ach was, man muß dem Könige gehorchen! Sehen Sie, ich habe auch auf das Staatsgrundgesetz geschworen, habe mich aber doch den Befehlen des Königs gefügt." Hoch erfreulich ist besonders das Benehmen Dahlmann's. Hören wir seine Auseinandersetzung gegen den sächsischen Minister von Lindenau:

> So mußte der Minister sich selbst vertreten und bezog sich auf den Bundesbeschluß, daß Schriften, die eine Verletzung der Verfassung oder Verwaltung eines Bundesstaats enthielten, nicht

gedruckt werden dürften. Es war nicht schwer zu widerlegen und aufzuweisen, daß der Verletzte nicht der Verletzer sei; ich fragte: wo denn ein Ausweg für Unterthanen bleibe, die gesetzliche Wege gehen wollten? „Der Bundestag", sagte er. „Wer aber soll dahin gehen, wenn man einzelne nicht zulassen will (Er: Schwerlich!), wenn der König die Corporation, die es thun will, in dem Augenblick vernichtet, die Ständeversammlung aufgelöst hat?" Er radotirte bis zu dem Grade, daß er meinte, auch die aufgelöste Ständeversammung könne an den Bundestag gehen. Ich erwiderte ihm, dergleichen habe ich bis dahin für Aufstand gehalten, und setzte am Ende ganz kalt hinzu: „Wenn die Theorie Ew. Excellenz die allgemeine wird, so ist es in der Türkei besser wohnen als in Deutschland."

Natürlich getraute sich zunächst keine der übrigen deutschen Regierungen, auch Preußen nicht, den König von Hannover durch Anstellung eines der geächteten Sieben vor den Kopf zu stoßen. Der sächsische Kriegsminister von Zeschwitz sagte später einmal zu Dahlmann:

Hören Sie, ich bin ein alter General, nehmen Sie das Ehrenwort eines alten Generals, das Ihnen etwas werth sein muß; wir meinen es alle gut mit Ihnen, haben den größten Respect vor Ihnen, wünschen dringend und hoffen, Sie zu besitzen, aber ich darf nicht sprechen von den Verhältnissen, die uns den Augenblick einengen. Wenn Sie sie kennten, Sie würden gut von uns denken.

Angesichts dieser Verhältnisse scheut Dahlmann nicht vor folgender Consequenz zurück:

Wenn der Bundestag sich nicht berufen fühlt zu helfen, so muß das Volk sich selbst helfen, und zwar zunächst durch Steuerverweigerung. Man kann einzelne Rechte aufopfern um der Ruhe und des Friedens willen, aber das ist ein verächtliches Volk, das sich seinen Rechtsboden zertrümmern läßt, ohne daß er mit seinem Blute überschwemmt ist.

Magistrat und Bürgerschaft von Göttingen waren zum Theil auf seiten der Sieben, besonders der Bürgermeister Rumann, von dem Wilhelm Grimm an Dahlmann berichtet:

Von Rumann erzählt man folgende Anekdote. Es ist jemand zu ihm gekommen und hat ihm angekündigt, daß er den Befehl habe ihm zu eröffnen, daß er und der Magistrat Esel seien. Rumann hat den Magistrat darauf berufen und die Sache zu Protokoll nehmen lassen, weil ein jeder seinen bescheidenen Antheil haben müsse.

Diese Andeutungen mögen genügen, um darauf hinzuweisen, welche reiche Ausbeute für politische und culturgeschichtliche Studien das Buch gewährt. Da uns aber hier zunächst die deutsche Literatur beschäftigt, so ist besonders auf das „Deutsche Wörterbuch" zu verweisen, welches der Amtsentsetzung der beiden Grimm seine Entstehung verdankt, sodaß man von ihm sagen kann, wie jener Maler unter sein Gemälde schrieb, es ist in doloribus entstanden. Es hatten sich in mehrern Städten Deuschlands Comités zur Unterstützung der vertriebenen Sieben gebildet; dabei benahm sich Leipzig am thätigsten und patriotischsten, und so tauchte denn auch hier bei den damaligen Inhabern der Weidmann'schen Buchhandlung, Reimer und Hirzel, der Gedanke auf, den Brüdern Grimm durch den Auftrag, ein deutsches Wörterbuch auszuarbeiten, Beschäftigung und zugleich dem deutschen Volke ein monumentales Werk zu verschaffen, und er wurde von den Grimms dankbar angenommen. So schreibt Wilhelm an Dahlmann, Kassel, den 16. März 1839:

Ich hacke täglich ein paar Stunden Holz, d. h. ich arbeite an den Sammlungen für das Wörterbuch, und gewinne wenigstens das Gefühl, daß, wenn es fertig wird, es nichts Schlechtes sein wird, und etwas ganz Neues. Seltsam, so wie die Sprache der Betrachtung und Kritik anheimfiel, etwa von Klopstock an so zog sie sich auf einen ziemlich beschränkten Kreis zurück, den Goethe allein zu überschreiten Muth behielt. Es wurde gewaltig viel außer Curs gesetzt. Die Bücher vor jener Zeit gewähren daher für das Wörterbuch ungleich größere Ausbeute; jeder gab, was er im Vermögen hatte, ohne sich um das Gepräge zu bekümmern. Aus Schiller z. B. wird wenig zu gewinnen sein.

Für die Entstehungsgeschichte des „Wörterbuchs", die uns hoffentlich bei dem nicht mehr fernen funfzigjährigen Jubiläum geboten wird, ist dieses Buch und wahrscheinlich noch mehr der zweite Band eine sehr wichtige Quelle. Aber auch ein, wenn ich nicht irre, als solches noch nicht erkanntes Goethianum lernen wir daraus kennen. Dahlmann schreibt aus Jena, den 21. Februar 1842:

Luden hat eine Geschichte der Teutschen abermals begonnen; sie soll kurz werden, aber er kann nicht kurz schreiben, dieser erste Band von 552 Seiten geht bis 752. Das Motto des Titels hat ihm, wie mir Göttling erzählt, Goethe, der nicht genannt ist, Ende 1813 gegeben. Es lautet:

Höchstes hast du vollbracht, mein Volk, Schmachvolles erduldet,
Stets dir selber nur gleich, hast du das Schönste bewahrt.
Wirst du dereinst dich deiner bewußt: . . . .

Das „dich" in dem abgebrochenen letzten Vers ist doch wol nicht zu dulden, insofern es nothwendig auf „bewußt" und nicht etwa auf ein latentes Zeitwort, z. B. erheben, welches folgen könnte, zu beziehen ist.

In Preußen war es bekanntlich ein Weib, allerdings ein Mannweib, das sich aber hier als ganzen Mann bewies, welches die Bedenklichkeiten des neuen Königs und seiner Minister überwand und den Grimms eine neue Heimat in Berlin verschaffte; sei ihr Name auch hier in Ehren genannt, es war Bettina von Arnim.

2. Deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Arnold, G. Balke, K. Bartsch u. a. herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 204—218. Stuttgart, Spemann. 1885. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Mit Lieferung 204 schließt der zweite und, wenn ich mich nicht täusche, letzte Band von Hans Sachs' Werken, herausgegeben von Arnold, welcher die Dramen enthält. Anmerkungen, ein erschöpfendes Wortregister und Facsimiles des ersten Drucks und der Handschrift geben dem Bande wissenschaftlichen Werth. Aus der Einleitung heben wir folgende Charakteristik der Hans Sachs'schen Dramen hervor:

Wenn nun Hans Sachs eine Abtheilung nach Scenen überhaupt nicht kennt, so war doch auch die Acteintheilung in den ersten Stücken nicht vorhanden. Es ist wahrscheinlich, daß die Abtheilung nach Acten erst seit dem Jahre 1531 zur Regel wurde, in welche Zeit die erste Bekanntschaft des Dichters mit der Schulkomödie zu setzen ist. Durch dreimalige Wiederkehr desselben Reimes werden von jetzt ab die einzelnen Acte voneinander geschieden. Der Verlauf eines jeden Stücks erfolgt immer

nach derselben Schablone, in derselben trockenen Weise. In den meisten Fällen eröffnet der Ehrenhold (Herold) die Handlung; er kündigt das Stück an und fordert die Zuschauer zur Aufmerksamkeit auf. Die auftretenden Personen sind ohne Rücksicht auf Zeit und Nationalität nur im Geiste des 16. Jahrhunderts aufgefaßt, was, insbesondere wenn Griechen und Römer vorgeführt werden, recht unglückliche Illusion (?) veranlassen muß. Der Dichter unterläßt nicht den Spielern Vorschriften zu geben, wie sie sich auf der Bühne benehmen sollen. Der Ehrenhold soll sich vor und nach seiner Rede verneigen. Kleopatra soll, wenn sie den Antonius sterben sieht, kläglich reden. Die Leidenschaft soll dadurch bekundet werden, daß man die Hände über dem Kopf zusammenschlägt und weint und schreit, daß man die Augen kratzt und das Haar zerreißt (?). Die fromme Griseldis soll dem ihr entführten Kinde sehnlich nachsehen. Die Handlung selbst ist ohne jede Gliederung, ohne jeglichen dramatischen Bau. Die dramatische Darstellung ist an keinerlei Ort und Zeit gebunden, selbst über die einfachsten, dem Menschen von Natur eingeborenen Wahrscheinlichkeitsgesetze setzt sich die Kühnheit des Dichters hinweg. In der „Griseldis" z. B. kommt am Schlusse des zweiten Acts die Anzeige von der Geburt einer Tochter, als man noch mit Anordnung des Hochzeitsmahls beschäftigt ist, im dritten Acte folgt dann die Geburt eines Sohnes, nachdem der Trabant kaum den Befehl erhalten hat, die neugeborene Tochter der Mutter zu entführen. Nach Art eines epischen Bildercyklus ziehen die Ereignisse an uns vorüber. Am Schlusse pflegt der Ehrenhold abermals zu erscheinen und die vorgeführte Handlung in moralisirender Weise zu deuten.

Lieferung 205 führt Zolling's Ausgabe von H. von Kleist's Werken (Band 4) weiter. Hier hat Zolling nun schon mehr Gelegenheit gehabt, seine Kennerschaft zu zeigen, und er hat dieselbe glänzend bewährt. Diese Lieferung (3) führt nämlich die Erzählungen zu Ende und beginnt die „Kleinen Schriften", die nicht in den gewöhnlichen Ausgaben stehen. Jeder Enthusiasmus ist ehrenwerth, auch wenn man ihn nicht theilen kann. Und so wollen wir denn auch Notiz nehmen von Wilbrandt's Urtheil über den Aufsatz: „Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. An R. von L. (Rühle von Lilienstern)":

> Dieser Aufsatz von Kleist ist gewiß ein Schatz. Was für ein Blick in die geheimste Werkstatt des Gedankens! Was für ein wunderbarer eigenster Genuß, diesen klaren Aufbau klarster Ideen in diesem festen, cyklopischen Gefüge Kleist'scher Prosa langsam, wie eine Mauer, aufsteigen zu sehen!

Zolling's Anmerkungen sind musterhaft; nur scheint er den Nachweis von Citaten zu verschmähen, obgleich doch aus ihnen der Einfluß der Lektüre auf den betreffenden Dichter sich ergibt.

Lieferung 206 enthält Kleist's politische Aufsätze, besonders aus dem so selten gewordenen, von ihm redigirten berliner „Abendblatt". In der Chronologie derselben, in der Zolling sonst sehr sorgfältig ist, hat er nur das kleine Versehen gemacht, daß er S. 305 die Schlacht von Aspern auf den 22. April statt Mai 1805 verlegt. Den 29. April 1805 hat Kleist Dresden verlassen (an Ulrike, S. 150), wie er den 3. Mai aus Töplitz schreibt. Folglich ist es wahrscheinlicher, wenn Zolling mit seiner Chronologie des Aufsatzes (Ende April oder Anfang Mai) recht hat, daß er den Aufsatz in Dresden schrieb und nicht in Berlin. Zolling hat sich durch die Erwähnung des Restaurant von Sala irre führen lassen. Aber auch in Dresden gab es ein solches, in welchem Schiller und Körner verkehrt haben (vgl. deren Briefwechsel, 2. Aufl., I, 59). Den politischen Aufsätzen folgen die übrigen verschiedenen Inhalts aus demselben „Abendblatt", endlich die Einleitung zu den Erzählungen, die musterhaft gründlich, lehrreich und anziehend ist, nur daß mir die heidelberger Skandalgeschichte, die der junge Voß an Goethe klatschte, als Quelle für die Marquise von O..., wofür sie zuerst Bartsch gehalten hat, nicht einleuchten will.

Mit Lieferung 208 beginnt der vierte Band meiner Lessing-Ausgabe, Lessing's erste prosaischen Arbeiten, besonders Recensionen enthaltend. Daß die meisten derselben, bisher noch in keiner Gesammtausgabe erschienen, hier zuerst gebracht werden konnten, ist nicht mein Verdienst, sondern W. von Maltzahn's und B. A. Wagner's. Lieferung 209—213 Fortsetzung Lessing's und der „Kudrun". Mit Lieferung 214 beginnen Tieck's Werke, herausgegeben von J. Minor. Den Anfang macht „Der gestiefelte Kater", wozu Minor die Anmerkung macht:

> In einem fortlaufenden Commentar auf die besondern Beziehungen jeder Stelle hinzuweisen, wäre eine Unmöglichkeit. Tieck selbst sagt, er habe im „Gestiefelten Kater", im „Zerbino", in der „Verkehrten Welt" nur wörtlich wiederholt, was er zufällig in diesem oder jenem Cirkel vernommen habe. Nikolai machte es ihm zum Vorwurfe, daß er auf gewisse unbedeutende berliner Theater- und Parterre-Anekdoten anspiele, welche auswärtigen Personen unbekannt seien. Am deutlichsten ist die persönliche Satire bei dem „Böttticher" des Stücks, unter welchem der Verfasser einer im Jahre 1796 erschienenen Schrift: „Entwickelung des Iffländischen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem weimarischen Hoftheater im Aprilmonat 1796", der bekannte Antiquar und Literat Böttiger in Weimar, dem Gelächter preisgegeben wird. Andere Anspielungen, wie auf die „Zauberflöte" oder auf den „Don Carlos" fallen von selbst in die Augen. Der fremde Fürst ist eine Parodie der bei Kotzebue beliebten Mohren und Araber; die S. 18 fg. eingeführten Deserteure parodieren einen damals beliebten Operettenstoff u. s. w.

Minor mag immerhin recht haben; doch bleibt es eine Aufgabe des Commentators, zu erklären, was noch zu erklären möglich ist. Wenigstens nach Steffens wäre eine commentirte Ausgabe des „Zerbino" ein verdienstliches und für die Wissenschaft fruchtbringendes Unternehmen. Dieser sagt (Was ich erlebte, IV, S. 130 fg.): „Vielleicht ist es eben diese Beziehung auf bestimmte Personen, die Tieck bewogen hat, den «Zerbino» nicht unter seine spätern und frühern Werke wieder aufzunehmen. Dieses Drama fließt, was nicht zu leugnen ist, auseinander, und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände verhindert die dramatische Abrundung. Aber dennoch finden sich dichterische Darstellungen darin, die zu Tieck's vorzüglichen, aus seiner frühern Epoche, gehören. Der Reichthum, ja man kann sagen die Gründlichkeit der literarischen Beziehungen der damaligen Zeit machte es für die Kenntniß derselben zu einem wichtigen Werk. Ein erschöpfender Commentar zu «Zerbino» würde in der That eine vollständige Uebersicht der poeti-

schen Literatur am Schlusse des vorigen Jahrhunderts abgeben." Lieferung 215—218 enthalten Fortsetzungen von Lessing und Tieck.

3. Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Funfzehnter Band: Dichtungen von Johann Rist. Herausgegeben von Karl Goedeke und Edmund Goetze. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 3 M. 50 Pf.

Edmund Goetze sagt im Vorwort:

Lange Zeit ist vergangen, ehe dieser Band vollendet werden konnte. Nachdem Julius Tittmann gestorben, überwachte Karl Goedeke, der seinem geschiedenen Mitarbeiter nachstehend einen kurzen Nekrolog widmet, den Druck der spätern Bogen und schrieb das „Leben und Dichten Johann Rist's" bis zum ersten Absatz auf S. XLIV. Die Vollendung wurde dem Unterzeichneten von der Verlagshandlung übertragen.

Nach diesem Nekrolog hatte Tittmann die sechs Bogen des „Friedewünschenden Deutschlands" corrigirt, und die beiden Zwischenspiele des „Friedejauchzenden Deutschlands" waren, nebst einer Auswahl geistlicher Lieder, zur Herausgabe vorbereitet, als Tittmann durch den Tod (17. Januar 1883) von seiner Arbeit abberufen wurde. Literarisch hatte er sich zunächst 1847 durch ein Werk über die „Nürnberger Dichterschule: Harsdörfer, Klay, Birken" bekannt gemacht, sonst aber nichts Bedeutendes producirt, bis er von Goedeke zur Mitherausgabe der Brockhaus'schen Sammlungen deutscher Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts aufgefordert wurde. Dieser Arbeit widmete er sich bis zu seinem Tode mit angestrengtem Eifer und rühmlichem Erfolg. Ich erfahre durch Goedeke, daß auch seine Mutter als Schriftstellerin aufgetreten ist, indem sie ein romantisches Epos „Alfhilde" veröffentlichte (Hannover 1842). Möglicherweise hat für Goedeke folgende Stelle aus einem Briefe von ihr an A. Müllner (aus Müllner's Nachlaß auf der gothaischen Bibliothek) Interesse: „Eine Frau, die sich in der Lage befindet, ohne Verletzung ihrer häuslichen Pflichten Verse machen zu dürfen, übersendet Ihnen hierbei einige Gedichte, mit dem Wunsche, daß Sie dieselben, wenn sie Ihnen nicht werthlos erscheinen, in das «Mitternachtsblatt» aufnehmen möchten. Es sind von mir unter dem Namen Luise Arnold schon einige Gedichte in der «Abendzeitung» erschienen, die ein Freund von mir zur Aufnahme in dieses Blatt beförderte, und ich beziehe mich deshalb auf die beiden Canzonen, die in Nr. 222 und 291 im Jahrgange 1825 dieser Zeitung erschienen sind, und auf die Terzerime an Goethe, die am Geburtstage desselben 1826 abgedruckt wurden, und zu deren freundlicher Erwiderung mich der verehrte Dichtergreis mit seiner Gabe für die ihm Günstigen, so wie mit dem Gedicht «Die Leier des 7. Novembers 1825» und seinem Bilde erfreut hat. Diese unverdiente Gabe des verehrten Goethe, sowie die Gefälligkeit des Herrn Hofraths Winkler zu Dresden, der mir für meine poetischen Arbeiten seine «Abendzeitung» sowie sein Taschenbuch «Penelope» eröffnet hat, wäre mehr als hinreichend, der Eitelkeit einer Frau zu schmeicheln . . ."

Im übrigen habe ich zu der sorgfältigen und verdienstvollen Publication nur folgende Bemerkungen zu machen: muß es S. 102, Z. 21 nicht heißen: „un latet dat Känneken (statt Hänneken) um den Kop gahn"? In der ersten Strophe des Liedes auf S. 105 heißt es:

Hei lustig, krassibi,
De Butte vull Tibi.

Hier war wol die Anmerkung nöthig, daß die Worte eine Verstümmelung enthalten von: hodi mihi, cras tibi. S. 132, Z. 35 ist wol „Marans" gleich Maradas, dem aus Schiller's „Wallenstein" bekannten österreichischen Feldherrn? S. 134, Z. 109 ist „zum Thoren" wol gleich: zu den Thoren, denn hier in Thüringen gibt es Wirthshäuser Zum drei Linden, Zum drei Gleichen. S. 136, Z. 182: Antorff = Antwerpen, habe ich schon zu Hans Sachs bemerkt. S. 202, Z. 68 ist wol Mark statt „Markt" zu schreiben im Reime auf „Sark", über welche Form ich schon in d. Bl. zu dem Neudruck der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", II, S. C geredet habe. Der „Reisegesang" S. 231 erinnerte mich an einigen Stellen an Rückert's „Reisegebet" (Gedichte, Erlangen² I, S. 81) und an dessen „Führung" (ib. S. 82). Rückert war ein Kenner und Freund alten deutschen Kirchengesangs.

4. Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Sechster Band: Dichtungen von Hans Sachs. Dritter Theil: Dramatische Gedichte. Herausgegeben von Julius Tittmann. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 3 M. 50 Pf.

Auch hier verzichte ich auf eigene Bemerkungen, die ich schon in der Anzeige des zweiten Theils beigebracht habe, und führe statt deren Tittmann's Beurtheilung des „Hörnen Seifrit" an:

Die tiefere Bedeutung der Sage ist in der Dichtung von Hans Sachs völlig verwischt. Alles Glanzes entkleidet, ein Opfer hinterlistigen Verraths, vermag Siegfried kaum ein poetisches Interesse für sich zu gewinnen; selbst die Züge alten Heldenthums, die noch im Liede bewahrt worden, z. B. daß der niederländische Königssohn im Lande zu Worms Recht und Gericht mit starker Hand schützt, sind beseitigt; daß er zu Macht und Ansehen am Hofe gelangt ist, erfahren wir nebenbei erst durch die Unterredung der Brüder; sonst begreifen wir kaum, wie diese den unglücklichen Mann beneiden können. Die Absicht des Dichters wird nur zu deutlich, wenn wir die Schlußworte des Herolds hören. Siegfried ist ein ungerathener Sohn, der seinen Aeltern des Ausgangs wegen Sorge macht, ein Bild zuchtloser Jugend, die sich in alle Fährlichkeit wagt und verdienterweise darin umkommt. In der schönen, aber vorwitzigen und hochmüthigen Kriemhild hat er eine würdige Gattin gefunden. Und daneben wird Dietrich von Bern ohne allen aus dem Stücke selbst ersichtlichen Grund als das Urbild eines frommen und gerechten Fürsten hingestellt. Aber auch in der Volksdichtung war schon die ursprüngliche Heldenkraft zu gemeiner Roheit herabgesunken, und zu ihren Gestalten scheinen die abscheulichen Holzschnitte des gedruckten „Heldenbuchs" nicht übel zu passen. Die Schlußmoral endlich ist ein Beleg dafür, daß das Bestreben,

allem und jedem eine didaktische Tendenz unterzulegen, selbst bei einem hochbegabten Dichter zur Trivialität führen kann. So ist der poetische Werth des Stücks sehr gering. Wenn man die Meinung ausgesprochen hat, daß das Zurückgreifen eines Dichters wie Hans Sachs auf alte einheimische Sage für die Entwickelung des deutschen Dramas zu echter Volksthümlichkeit hätte von Bedeutung werden können, so müssen wir auch darin anderer Ansicht sein. Für Hans Sachs hatte der Stoff keine höhere Bedeutung als jeder andere; ein Gegensatz deutscher Art und deutscher Sitte gegen die Fremde wird überhaupt in seiner Dichtung nicht betont oder gar in den Vordergrund gestellt. Seine Größe besteht eben darin, daß er die poetische Ueberlieferung aller Zeiten und Völker in ihrer rein menschlichen Bedeutung für sein Vaterland zu gewinnen und für seine Zeit zurechtzulegen wußte. Das Volksthümliche liegt ja auch nicht ausschließlich, kaum vorzugsweise in der Wahl einheimischer Stoffe, sondern in der Weise der Auffassung und Behandlung. Auch spätere Erscheinungen dieser Art, wie bei Jakob Ayrer, waren hier ohne Einfluß, und wären sie sogar häufiger und glücklicher gewesen, sie hätten doch das Einbrechen fremdländischen Geistes und fremdländischer Kunstformen nicht abhalten können.

5. Die Zukunft. Ein bisher ungedrucktes Gedicht des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg aus den Jahren 1779—1782. Nach der einzigen bisher bekannt gewordenen Handschrift herausgegeben von Otto Hartwig. Leipzig, Teubner. 1885. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Das Gedicht ist, wie schon auf dem Titel bemerkt wird, ein verbesserter Sonderabdruck aus dem „Archiv für Literaturgeschichte" (dreizehnter Band). Es ist in Hexametern und seinem Inhalt nach in der Manier von Young's „Nachtgedanken" und Klopstock's „Messias" gedichtet und mag für andächtige Seelen, unter denen Stolberg ja noch jetzt viele Verehrer zählt, eine recht erbauliche Lektüre sein. Die Einleitung verbreitet sich in erschöpfender Weise über die Entstehung des Gedichts (zu S. 6 oben wäre zu bemerken, daß die in die „Insel" eingeschalteten Verse sich in der Perthes'schen Ausgabe III, S. 258 hier S. 42 finden mit nicht unwichtigen Varianten) und zeugt von der Sachkenntniß des Herausgebers. Charakteristisch für Stolberg ist folgende Stelle:

Deutschland, heiliges Land, dir wallt in klopfenden Herzen
Heiß mein Blut! ich freue mich dein, wie des Sieges der Held sich
Freut, ich liebe, Vaterland, dich, und werde die Braut nicht
Höher lieben, ehren den Vater nicht mehr und die Mutter!
Viel sind deiner Ehren, und tausendjährig, und immer
Wieder neu! Du Land der rosigen Keuschheit, des alten
Einsamen Muths, der Treue, des freien Sinns, der Einfalt!
Deine Dichter sind so stark wie deine Weine, so feurig
Und so rein, und hoch wie deine kreisenden Adler!
Deine Weisen verkünden der Kenntniß Tiefen und forschen
Unabläßig, bescheiden und kühn, mit prüfendem Bleiwurf.
Keiner forschte tiefer, und höher schwang sich nicht einer,
Luther, als du! Du liebtest mit keuscher Inbrunst die Wahrheit,
Buhltest um die Tochter des Himmels, herztest sie feurig,
Weihtest dich ihr und weckte st aus langem Schlummer die Völker.

Da möchte man wirklich mit Voß fragen: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? Robert Boxberger.

Romane und Novellen.

(Beschluß aus Nr. 32.)

Nicht Kampf um Königskronen, sondern das Ringen um den Lorber des Künstlers bildet den Inhalt von:

3. Beno Donzini. Roman von Alfred Graf Adelmann. Zwei Bände. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1885. 8. 7 M.

Das ist ein Künstlerroman, tief empfunden, begeisterungsvoll; er wird seine Wirkung auf die Jugend nicht verfehlen und Sympathien auch bei denen erwecken, deren Beifall nicht ein unbedingter sein kann. Graf Donzini, Offizier, verläßt den Dienst, um sich völlig der Kunst — er ist Componist — weihen zu können. Sein Grundsatz: fester Wille scheut kein Hinderniß, läßt ihn dem Widerspruch seiner Familie trotzen, deren Vorwürfen er vergebens entgegenhält, daß die Kunst kein werthloser Luxus sei, daß sie die Menschen erhebt, begeistert und zu Großthaten entflammt, daß sie den spätern Geschlechtern in der Hülle der Schönheit die Summe des Wissens und Denkens der Vorzeit, deren Leben und Thaten überliefert. Aus seinem Kreise erkennt nur einer, Graf Hardenfels, an, daß der wirklich begnadete Künstler etwas Großes, daß der Stoff zu einem echten Künstler in der Masse der Menschen ebenso selten sei wie der zu einem wahrhaft großen Staatsmanne und Feldherrn, und daß deshalb die Kunst auch die Wappenkrone des Edelmannes ziere und dessen Werth erhöhe. Durch die Liebe und das Vertrauen seiner Schwester Stella gestärkt, verläßt Beno den Dienst und die Heimat. Ein Lied und eine Oper, auf welche er Hoffnungen gesetzt, werden ihm von Verlegern und Intendanzen mehrmals zurückgesandt, sein Muth beginnt zu sinken; da hört er eine junge Dame eins seiner Lieder singen und belauscht die anerkennenden Urtheile der Sängerin und ihres Vaters über seine Compositionen. Das richtet ihn wieder auf: „wenn der Künstler durch sein Schaffen nur ein einziges Menschenherz bewegt und erhoben, nur ein einziges besser und edler gestimmt hat, so hat er nicht umsonst gelebt"! Er macht bei der Familie Besuch, lernt die Sängerin lieben und erringt ihre Liebe, hält um sie an und heirathet sie, nachdem ein durch die schuldvolle Vergangenheit des Vaters aufgethürmtes Hinderniß überwunden, nachdem seine Werke reichen Erfolg errungen und nachdem er durch die Freigebigkeit einer Tante Großgrundbesitzer geworden. Das Glück wollte ihm so wohl, daß er zur Bewältigung von Hindernissen —

auch seinem Austritt aus der Armee stand ja nur ohnmächtiges Abrathen der Verwandten entgegen — niemals kam.

„Gute Bücher geben halbe Erfahrung!" Auf das vorliegende Werk, welches nicht zu den schlechten gerechnet werden darf, paßt dieser Satz nicht; Erfahrung gibt es nicht. Es ist eine eigene Welt, die der Verfasser sich aufgebaut hat; die Lichtseiten sind breit ausgeführt, der Schatten nur ganz leicht markirt. Die Vorrede drückt die Besorgniß aus, daß ein Werk, welches der Wirklichkeit der Gefühlswelt Berechtigung einräume, bei der zur Zeit herrschenden Richtung kaum Anerkennung finden werde. Diese Besorgniß ist nicht berechtigt; wohl aber kann man anderes als das Geltendmachen der Gefühlswelt bemängeln. Sehr schön schildert der Verfasser, wie der Plan zu einem Kunstwerk in der Seele entsteht, wie es keimt und sproßt, wie ein Bild sich an das andere reiht, wie die Seele an ihnen erglüht und sich begeistert. Diese Genüsse sind es aber nicht, welche den Dichter kennzeichnen. Es gibt kaum einen Backfisch, es gibt keinen phantasiebegabten Primaner, der nicht in Stunden der Muße Bild auf Bild vor seiner Seele aufsteigen sähe, eine erträumte Welt, deren Schauen entschädigen soll für die wirkliche. An diesen Gegensätzen von Traum und Wirklichkeit gehen viele zu Grunde; zum Künstler, zum Dichter wird niemand durch sie. Nur wer das Irdische zum Ewigen verklären, nur wer im Realen die wirkende Idee nachzuweisen vermag, darf sich vollberechtigt Dichter nennen. Um diese Mission zu erfüllen, muß er den geistigen Blick besitzen, der die Oberfläche des Geschauten durchdringt; er muß aber auch über die gestaltende Kraft gebieten, nicht Repräsentanten einer Empfindung, sondern Menschen zu schaffen, deren warmen Pulsschlag man fühlt. Auf manche Täuschungen der Eitelkeit wird der Künstler und Dichter freilich verzichten müssen; er wird nicht wie Beno Donzini glauben, ein Herz veredelt zu haben, wenn er ihm für ein paar Minuten eine Stimmung gibt; er wird sich nicht vorreden, daß jede künstlerische Schöpfung, und sei es auch erst nach dem Tode, auf Anerkennung zu rechnen habe. „Wer Schönes bietet, mag dem Preise entsagen!" Es gibt ja wol wenige, die anonym oder, was gleichbedeutend, unter wechselnden Pseudonymen schreiben; gäbe es aber auch nur einen Einzigen, so wäre er doch Beweis dafür, daß die Poesie nur um ihrer selbst willen ein Herz zu füllen vermag. Wer aber Schönes zu bilden strebt, der muß auch wissen, daß es zwar recht genußvoll ist, Pläne zu entwerfen, daß es aber harte, unverdrossene, nicht ablassende Arbeit erfordert, um die Idee, wenn sie gereift, in dem spröden, widerstrebenden Stoff zu verkörpern. Beno Donzini versichert ohne Unterlaß und sehr oft mit einer Ueberschwenglichkeit, deren allzu häufige Wiederkehr keineswegs fortreißend wirkt, wie herrlich die Kunst sei; daß sie es sei, muß der Künstler nicht versichern, sondern beweisen.

Minder hohe Ziele als die Geschichte „Beno Donzini" steckt sich der folgende Roman:

4. Der Verschollene. Roman von Ewald August König. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1885. 8. 6 M.

Der Titelheld, welcher erst am Schluß erscheint, ist Seemann und wird bei einem Schiffbruch auf eine unbekannte Küste verschlagen. Ein Unglücksgefährte beraubt ihn, ist aber zu feige, ihn zu tödten, und verläßt ihn mit der Hoffnung, er werde dort hülflos seinen Verletzungen erliegen. Daß der Verbrecher es nun wagt, mit Ring und Uhr des Verschollenen sich zu dem Vater desselben, dem General von Steinthal, zu begeben, ist nicht unglaublich, die Annalen der Verbrecherwelt bieten uns ähnliche Züge von Verblendung und Tollkühnheit sehr oft. Er will vom General als Freund des Verstorbenen Geld borgen, versucht auch, das Herz der Tochter zu erobern, und bewirbt sich, als dies mislingt, um die Gunst eines reichen Mädchens, welches mit dem Verschollenen heimlich versprochen ist. Auch dies mislingt, und die Rückkehr des Verschollenen, den ein Anbeter der Generalstochter in Afrika aufgefunden hat und heimbringt, findet keinen noch zu vereitelnden Plan mehr vor und ist nur zur Entlarvung des Schurken, der inzwischen auch noch den Bruder eines von ihm um Geld und Liebe betrogenen Mädchens ermordet hat, im Interesse der Staatsanwaltschaft erforderlich. Nebenher, nur äußerlich verbunden, läuft die Geschichte eines Polizeidieners, der gemeinschaftlich mit seiner Frau jahrelang Diebstähle und Einbrüche ausführt, die Beute im Kohlenkeller seiner Wohnung verbirgt und schließlich entdeckt wird. Mit den Personen der Haupthandlung steht er nur insofern in Verbindung, als er bei ihnen mehrfach einbricht, und als eine Försterswitwe, deren Mann der Polizeidiener ermordet hatte, fälschlich den General für den Thäter hält und ihn häufig als Mörder bezeichnet. Dieser Polizeidiener und seine Frau sind geeigneter, denjenigen Leserkreis, für welchen das Buch anscheinend bestimmt ist, zu fesseln, als der Verschollene, der am Schluß erscheint, sich zwischen Vater und Mutter aufstellt, dem Betrüger moralische Vorhaltungen macht und dann seine Eugenia den Aeltern als seine Braut vorstellt. Wenn der vermeintliche Mörder des Verschollenen in Beziehung zu Heß (dem Polizisten) gebracht würde, vielleicht als Neffe, dann ihn besuchte und von ihm als Werkzeug benutzt würde, um sich in den Besitz des Vermögens des Generals, wenn nicht als Schwiegersohn, dann durch Betrug zu setzen, so könnte aus dem Roman ein einheitlicher zusammenhängendes und spannenderes Werk gemacht werden, dem der Titel „Polizeidiener Heß und seine Frau" mehr Anziehungskraft auf weitere Kreise verleihen möchte. Ohne in der Technik auch nur annähernd mit Temme's Criminalromanen verglichen werden zu können, würde es doch auf noch mehr Absatz in den Leihbibliotheken rechnen dürfen als gegenwärtig. Auf dem Titelblatt erfahren wir, daß der Autor auch den Preisroman „Durch Kampf zum Frieden" verfaßt hat.

Gleich dem „Verschollenen" wird den Leihbibliotheken zur erwünschten Vermehrung dienen:

5. Der Traukaplan des Fleet von Walter Besant und James Rice. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Theile. Berlin, Ed. Krause. 1884. 8. 3 M.

Der Fleetbezirk war derjenige Theil Londons, in welchem die Schuldner wohnten, welche sich aus dem engern Gefängniß des Fleet losgekauft hatten. Zu den Privilegien dieses Asyls gehörte das Recht der Fleetgeistlichen zu einem abgekürzten Verfahren bei Trauungen, ein Recht, welches von der bunt zusammengesetzten, meist tief gesunkenen Einwohnerschaft dieses Asylbezirks in skandalösester Weise misbraucht wurde, bis das Eheschließungsgesetz von 1753 diesem Unfug steuerte. Eine solche Fleettrauung bildet den Gegenstand dieses Romans. Kitty Pleydell's Vater ist ein ehrenwerther Geistlicher, der bei seinem Tode der Tochter nur hundert Guinen hinterläßt und einige Ausstände, welche sie den nicht wohlhabenden Schuldnern stunden oder erlassen soll. Da er sich aber doch wol gesagt hat, daß das sechzehnjährige Kind weder von seiner Handarbeit noch von den Zinsen der hundert Guineen leben kann, so empfiehlt er ihr, zu dem Bruder ihrer verstorbenen Mutter zu reisen und ihre Zukunft in seine Hände zu legen. Allerdings weiß er von ihm nur, daß er Geistlicher geworden und in London wohnt, von wo er ihm jährlich ein Fäßchen vorzüglichen Rum schickt. Das arme Kind folgt dieser Anweisung und findet ihren Onkel im Fleet, wo er sehr gute Geschäfte macht, oft zehn Paare an einem Tage traut, das Paar für eine Guinea und außerdem eine halbe Krone an den Zeugen, Diener und Zutreiber, der die Beute oft mit der Faust den Zutreibern anderer Geistlichen entreißen muß. Das gewonnene Geld vertrinkt der sehr ehrenwerthe Pfarrer und Doctor der Theologie Shove am Abend mit seinen Freunden in wüstem Gelage. Das ist der Mann, den das arme Kind nach dem Willen seines Vaters als Vormund und Beschützer ansehen, dem sie Vertrauen, Ehrerbietung und Gehorsam entgegenbringen soll. Aus Neugier besucht ein junger Lord Chudleigh das Fleet und seinen berühmtesten Traukaplan, welcher in ihm den Sohn seines Todfeindes erkennt und sich zu rächen beschließt. Anfangs will er ihn mit einer verworfenen Dirne verheirathen, dann, milder geworden, mit der jungen, schönen, alle Herzen bezaubernden Nichte. Aus Rache? Der Plan gelingt. Er ladet den Lord zum Gelage ein, macht ihn betrunken, führt dem Unzurechnungsfähigen die Nichte zu, läßt beiden vor Zeugen die Formeln vorsprechen und traut sie. Kitty weiß, daß sie getraut wird, aber sie denkt nicht daran. Sie hatte sich vorher schon zweimal an einem Tage verlobt, auch ohne sich die Sache klar zu machen. Ein Jugendgefährte, Harry, hatte sie gefragt: „Wirst du, wenn ich nach einem Jahre komme, mit mir heimkehren, um nie wieder von mir zu gehen?“ — „O, wie gern!“ hatte sie geantwortet, und als er ihre Hand geküßt und ihr versichert, sie könne das Heim eines einfachen Edelmannes zu einem Arkadien machen, hinzugefügt: „Vergiß nicht, mich zu holen.“ Dann kam Willy, sagt ihr, daß er sie lieb hat, zerbricht einen Sixpence — ein auch ihr wohlbekannter Verlobungsbrauch! —, steckt eine Hälfte ein, legt ihr die andere hin, küßt sie, sagt, ein Jahr wolle er noch seine Freiheit genießen — „in einem Jahr erwarte ich dich auch“, sagt sie. Sie wußte aber nicht, was Harry meinte, nicht, was Willy dachte, nicht, was der Traukaplan mit ihr und dem Lord vornahm. Derartige Mädchen kann es geben und gibt es wol, aber zur Heldin eignet sich nicht, wer an solcher Geistesschwäche leidet. Die doppelte Verlobung ist indeß für die Verwickelungen nach der Ansicht der Autoren erwünscht: Harry und Willy machen ihre Rechte geltend; Willy entführt sie, nachdem sie von einer reichen Dame adoptirt worden; Lord Chudleigh verwundet Willy und flüchtet in das Asyl des Fleet. Er hat sich in Kitty verliebt, ohne zu wissen, daß sie seine Frau ist, und ist unglücklich darüber, daß er sie wegen jener Trauung nicht heirathen kann. Der Traukaplan hatte ihm den Namen seiner Frau nie mitgetheilt, damit die Ungewißheit ihm schreckliche Bilder vormalen könne.

Kitty reist ihm in das Fleet nach, um ihm alles zu beichten und den Trauschein zurückzugeben. Da dies aber überall geschehen konnte, so ist Flucht, Verwundung und doppelte Verlobung überflüssig. Sie verkleidet sich als Magd und bedient ihn ein paar Tage, ohne daß er sie erkennt: ein Vorspiel zur Enthüllung, welches ebenfalls überflüssig ist und bei seiner Unwahrscheinlichkeit wegbleiben konnte. Schließlich wird die Trauacte vernichtet; der Lord verzeiht alles und heirathet seine Kitty zum zweiten mal.

Höhere Ansprüche darf man an dies Buch nicht machen. Diejenigen, denen Zeitvertreib Bedürfniß ist, werden durch die Lektüre desselben befriedigt werden; eigenartige Verhältnisse, ungewöhnliche und unglaubliche Situationen sowie manche ebenso ungewöhnliche und unglaubliche Persönlichkeiten — eine solche ist besonders der Traukaplan — werden durch spannend fortschreitende Handlung verbunden. Die Schilderung der Aeußerlichkeiten ist übrigens ungleich besser als die Seelenmalerei.

Es erscheinen in Deutschland so unsagbar viel Bücher alljährlich, daß es kaum begreiflich wäre, wie sie Absatz finden können, wenn nicht die Mode auch den Büchermarkt beherrschte. Anstands halber hat ja jeder Leihbibliothekar in einem Winkel seiner Räume noch die Classiker stehen — die wenigen, welche sie lesen, besitzen sie; aber nach sehr viel andern Werken wird ebenso wenig gefragt, weil sie einmal in Mode gewesen und weil die Mode fast nie nach frühern Lieblingen zurückgreift. Verkauft können sie nicht werden, das Pfund Makulatur ist so billig, daß man deshalb nicht den prunkvollen Titel „Bibliothek von dreißigtausend Bänden“ reducirt. Bei so vielen überflüssig gewordenen oder werdenden Büchern noch das Ausland seiner Schätze berauben wollen, erscheint als tadelnswerthe Unersättlichkeit, besonders wenn das betreffende Werk eine auch bei uns nicht seltene Gattung vertritt, wie etwa „Der Traukaplan“.

Anders verhält es sich mit einem Werke, das lehrreich und interessant ist, nicht durch seinen Inhalt, aber

durch seine Existenz, welche auf liebenswürdige Anspruchslosigkeit des größern englischen Publikums, falls das Werk ein solches gefunden hat, schließen läßt:

6. Eine edle Lüge. Von Richard Doddridge Blackmore. Autorisirte deutsche Ausgabe. Drei Bände. Berlin, Ed. Krause. 1884. 8. 4 M. 50 Pf.

Ein Buch, das man unbedenklich jedem und jeder in die Hand geben kann; am besten eignet es sich jedoch für englische Sonntagnachmittage, an denen meines Wissens nur Unterhaltungslektüre verboten ist. Lord Delapole hat zwei Söhne, von denen der ältere Taugenichts, der zweite überaus edel ist. Als beide in den Krieg ziehen, verspricht Arthur, seinen schlechten Bruder Philipp wenigstens daran zu hindern, dem Namen Schande zu machen, und als es dennoch geschieht, nimmt er dessen Feigheit vor dem Feinde auf sich, wird durch einen Glücksfall vor dem Erschießen errettet, durch Verbindungen des Vaters, der ihn verstößt, begnadigt, und zieht sich unter falschem Namen von der Welt zurück. Wer so edelmüthig ist, daß er seinem Vater einen braven Sohn entzieht, um ihm einen Taugenichts zu erhalten, dürfte eigentlich keine Frau an sein schmachvolles Dasein fesseln; aber die verständige Rücksicht auf die Nothwendigkeit, die allzu geringe Zahl der dreibändigen Romane zu vermehren, läßt den sonst so edeln Arthur eine Frau heirathen und begraben, um bei Beginn der Erzählung mit einer durchaus idealen Tochter, Rosen züchtend, in abgelegenem Versteck, dem Leser vorgeführt werden zu können. Der Sohn eines frühern Waffengefährten, welcher an Arthur's edle Lüge glaubt, lernt Rosa kennen und lieben; aber ob auch der Tochter Herz zu brechen droht, und ob auch der schuldige Bruder gestorben, der Edelmuth in Arthur's Brust kann nicht ersterben, der Märtyrer hüllt sich in den Mantel der Schande mit so kühnem Faltenwurf, wie nur je ein Cato in seine Römertoga, und züchtet weiter ausgewählte Rosen, auch seltene Geranien, gefüllte Veilchen, Maiblumen, Daphnen und die zierlichen Deutzien, sammtreiche Stiefmütterchen, der Azalien weiße Kelche, im besondern Winkel aber jene herrliche Blume des höchsten Entzückens, in welcher Natur und Kunst zu köstlicher Pracht sich vereinen, die magisch, zauberhaft schöne Aurikel. Viel Selbstüberwindung mußte dazu gehört haben, daß der Vater seine einzige Tochter nicht Aurikel, sondern bescheiden nur Rosa nannte. Im dritten Bande trifft Westcombe einen alten Husaren, der in die edle Lüge eingeweiht war und sie enthüllt; da gleichzeitig der alte Lord stirbt, so tritt Arthur seine Nachfolge an und verheirathet seine Tochter mit dem jungen Westcombe. Außer den angeführten treten noch mehrere, durch Namen, Alter, Geschlecht, wol auch einzelne Merkmale unterschiedene Personen auf: eine verschwenderische Lady Touchword mit ihrem sparsamen Manne und einer sehr schönen, aber einmal geohrfeigten Tochter Julia, ein recht ehrenwerther Pfarrer Short, ein Hausbesitzer Caleb Tucker nebst Familie, eine rechtschaffene Wirthschafterin Tubbs u. a., darunter sogar zwei Bösewichte. Da sie aber keineswegs mit Verschwendung von Farben oder Plastik ausgestattet sind, so kann ihre Vorführung nicht störend in die Sonntagsnachmittagstimmung, welche das Buch erfordert und befördert, eingreifen, sowie ihre Schicksale nicht die Haupthandlung berühren. Das Bedürfniß nach sensationeller Zuthat verleitet den Autor, zuletzt noch zwei Schauerscenen einzuflechten: ein Bösewicht legt sein Gewehr auf den edeln Arthur an, drückt aber nicht ab, und ein Blitzstrahl zerstört eine Kapelle, wobei zwei Menschen sterben. Da wir sie nicht kennen, berührt uns ihr Schicksal doch nur wie eine Zeitungsnotiz unter „Vermischtes". Der Dialog ist stets wohlgesetzt; so lautet z. B. ein Streit zwischen den Gentlemen Westcombe, Vater und Sohn, folgendermaßen:

Sohn: Jetzt ist es fast sechs Wochen her. Vater: Mag sein. Ich nenne das nicht lange. Du hast nicht gut daran gethan. Sohn: Mir scheint das sehr lange, und ich bitte um Verzeihung, wenn ich widerspreche und behaupte, nicht schlecht gehandelt zu haben. Es hätte mir übel angestanden, wenn ich nur deshalb gleichgültig an ihr vorübergegangen wäre, weil du so säumig bist. Vater: Du drückst dich sehr ungeziemend aus, und wenn du mich deshalb nicht sofort um Verzeihung bittest, so werde ich dich nicht für einen Gentleman halten. Sohn: Ich gestehe, daß ich ungeziemend gesprochen, und verspreche, es nicht wieder zu thun. Vater: Gut, jetzt fahre fort, du wirst mich voller Nachsicht finden.

Zur Entschuldigung für die Leidenschaftlichkeit dieses Dialogs muß bemerkt werden, daß ein ähnlicher Wortwechsel nie zuvor zwischen dem Obersten und seinem Sohne stattgefunden habe. Freiherr K. von Richthofen.

Ungarns Hauptstadt und die Sterblichkeit.

Die Sterblichkeit der Stadt Budapest in den Jahren 1876—1881 und deren Ursachen. Von Joseph Körösi. Uebersetzung aus dem Ungarischen. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1885. Lex.-8. 7 M.

In Budapest hat die Sterblichkeit sich vermindert, nicht um kaum merkbare Bruchtheile, sondern um sehr bedeutende Procente. Die Ursache dieser höchst erfreulichen Verminderung liegt in mehrern tief greifenden Verbesserungen der gesundheitlichen Verhältnisse. Hierzu den kräftigsten Anstoß gegeben zu haben, ist das Verdienst von Joseph Körösi.

Die erschreckend hohe Ziffer der Sterblichkeit in Pesth veranlaßte Körösi und nach ihm andere, die Ursachen dieser ebenso betrübenden wie gefährlichen Erscheinung zu ermitteln und auf deren Beseitung hinzuarbeiten; man richtete sein Augenmerk auf die Keller- und Arbeiterwohnungen, auf die Behandlung der Pflegekinder, Vermehrung

und zweckmäßige Einrichtung der Hospitäler, Verbesserung der häuslichen Krankenpflege bei den Armen und auf Herstellung eines Gürtels von Bäumen um die Stadt herum zu dem Zweck, die Straßen vor Flugsand zu schützen. Die rastlosen Bemühungen Körösi's und der von ihm geleiteten Gleichgesinnten sind von gutem Erfolg gekrönt worden. Es ist zu wünschen, daß man auch an andern Orten in derselben Weise zu Werke gehe; die segensreiche und umfassende Thätigkeit Körösi's möge überall als leuchtendes Beispiel gelten!

In Budapest fällt das größte Maß der Sterblichkeit auf das Frühjahr, das kleinste auf den Herbst; im Sommer ist die Sterblichkeit größer als im Winter. Das Durchschnittsalter der Verstorbenen zeigt in der ungarischen Hauptstadt sich um ein sehr Beträchtliches kleiner als in der Mehrzahl großer Städte Europas. Es wird geboten sein, einige Zahlen hervorzuheben. Nach den verschiedenen Ermittelungen während der funfziger, sechziger und siebziger Jahre betrug das mittlere Lebensalter der Verstorbenen:

	Männer	Frauen	beide Geschlechter	
zu s'Gravenhage . . .	48,08	52,77	50,59	Jahre
„ Rotterdam	49,64	56,61	49,62	„
„ London	47,08	50,63	49,30	„
„ Neapel	46,61	49,35	47,91	„
„ München	46,24	49,50	47,80	„
„ Paris	46,96	47,48	47,18	„
„ Breslau	44,51	47,14	46,00	„
„ Turin	47,23	44,18	45,70	„
„ Prag	45,28	46,10	45,69	„
„ Königsberg	42,19	48,85	45,32	„
„ Stockholm	40,67	48,59	44,69	„
„ Triest	44,45	44,04	44,25	„
„ Wien	42,70	45,29	44,11	„
„ Berlin	43,18	43,90	43,64	„
„ Bremen	41,70	45,22	43,52	„
„ Budapest	42,37	43,50	42,87	„
„ Christiania	40,73	44,69	42,67	„
„ Moskau	40,78	45,18	42,66	„
„ Neuyork	39,49	40,43	39,93	„
„ Petersburg	35,30	41,97	37,82	„
„ Bukarest	38,20	35,33	36,90	„

Wir ersehen hieraus, daß in der Hauptstadt Ungarns die Momente, welche verkürzend auf die Dauer des Lebens wirken, recht intensiv zur Geltung kommen; denn selbst als höchst gesundheitswidrig bekannte Orte zeigen bessere Verhältnisse der Lebensdauer als Budapest.

Am meisten werden dort Menschen hingerafft durch Tuberculose, Lungenentzündung, die Kinder durch Diarrhöe, Krämpfe und angeborene Lebensschwäche; an diesen Leiden starb die Hälfte aller in Budapest Verblichenen. Jede dritte Person starb an Tuberkelsucht der Lungen; ja unter fünfundzwanzig Haupt- und großen Städten Europas zeigt Budapest die höchste Sterblichkeit durch diese Krankheit. Während von je 100000 Einwohnern im Jahre 1881 zu Edinburgh blos 201,30 der Lungentuberculose erlagen, wurden in Budapest dadurch 776,48 getödtet, in Lemberg 735,25, in Wien 695,98, in Paris 421,98, in Berlin 326,01.

Man möge mit dem vollsten Maße von Berechtigung behaupten: je mehr Tuberculose, desto mehr Entartung! Zu Budapest kamen auf hundert an Tuberkelsucht verstorbene Frauen einhundertundeinunddreißig daran verstorbene Männer. Und dies bekräftigt meine Behauptung.

Pocken, Masern und Scharlach, deren häufiges Vorkommen besonders auf Vernachlässigung der öffentlichen und persönlichen Gesundheitspflege hinweist, fordern in der Hauptstadt Ungarns sehr zahlreiche Opfer. Körösi zeigt, daß Budapest in diesem Stück nur von Krakau, Köln am Rhein und Liverpool übertroffen werde, die andern dreißig bedeutendsten Städte Europas aber weit übertreffe. Von je hunderttausend Einwohnern verstarben an Pocken, Masern und Scharlach zusammen genommen in Krakau 407,44, Köln am Rhein 238,99, Liverpool 221,08, Budapest 216,42, London 182,99, Wien 177,58, Paris 106,34, Berlin 100,14, Hamburg 66,09, Manchester 62,73, Marseille 53,04, Kopenhagen 37,40, Frankfurt a. M. 27,43, Amsterdam 23,66. Im Verhältniß werde zu Budapest das weibliche Geschlecht weit mehr von den genannten drei acuten Exanthemen ergriffen als das männliche; das Umgekehrte finde in Bezug auf Typhus statt: auf hundert hieran verstorbene Frauen zählt Körösi hundertsiebenundneunzig Männer. Die einzelnen Stadttheile bekundeten sehr verschiedene Verhältnisse der Sterblichkeit an seuchenartigen ansteckenden Krankheiten; Buda (Ofen) war bei weitem schlimmer daran als Pesth trotz seiner gesundheitgemäßern Lage.

Von allgemeinstem Interesse sind Körösi's Untersuchungen über das Verhältniß des Wohlstandes auf das Sterbealter. Er kommt dabei zu folgendem Ergebniß:

Die Mittelklasse unserer Stadt erfreut sich daher, im allgemeinen genommen, recht günstiger Lebensaussichten. Jedes Kind dieser Klasse hat, wenn es das fünfte Lebensjahr überschritten, Aussicht auf noch weitere 41 Lebensjahre und selbst in den ungünstigsten Bezirken auf 31½ Jahre; hingegen in den besten auf nicht weniger als noch weitere 44 Lebensjahre. Für die Kinder der reichsten Klasse beträgt aber die Lebensaussicht noch weitere 6 Jahre mehr.

Daß die mittlere Lebensdauer der gesammten Bevölkerung von Budapest hinter jener der Bewohner westeuropäischer Hauptstädte zurückbleibt, erklärt Körösi aus dem Vorwalten des Proletariats in der Metropole von Ungarn. Und die größere Armuth auf der ofener Seite dieser letztern verschulde trotz der waldigen Gebirgslage des ofener Gebiets doch erhöhte Sterblichkeit, geringere mittlere Lebensdauer.

Von je tausend Lebenden verstarben in Budapest an ansteckenden Krankheiten bei der armen Klasse funfzig, bei der reichen blos dreißig; an nichtansteckenden Krankheiten bei der armen Klasse hundert, bei der reichen blos neunzig. Diejenigen Leiden, welche mit dem Elend ursächlich zusammenhängen, raffen bei den unbemittelten Klassen weit mehr Menschen hin als bei den bemittelten; dagegen sterben an Leiden, welche mit Ueppigkeit und Verweichlichung irgendwie zusammenhängen, mehr Wohlhabende als Arme. Körösi fand, „daß die Armuth das Auftreten von Cholera, Blattern und Masern begünstigt, so auch (bei erwachsenen

Personen) des Typhus; während Croup, Diphtheritis, Keuchhusten und Scharlach bei den ärmern Klassen schwächer auftreten"; daß Tuberculose und Entzündung der Lungen bei den Armen weit intensiver vorkommen als bei den Wohlhabenden und Reichen; daß jedoch bei den bemittelten Klassen Krankheiten des Gehirns, des Herzens, der Nieren, Schlagfluß und Lähmung weit stärker in das Gewicht fallen als bei den unbemittelten Klassen. Alle diese Thatsachen bedürfen keiner weitern Erklärung. Und ebenso begreiflich ist es, daß in der reichsten Klasse ansteckende Krankheiten und Tuberkelsucht weit seltener, Gehirnschlag aber weit häufiger zur Todesursache werden als bei der mittlern Klasse.

Beschaffenheit der Wohnung und Sterblichkeit haben sehr viel miteinander zu thun. Körösi richtete seine Aufmerksamkeit zunächst auf die Kellerwohnungen und fand, daß in Budapest das Wohnen im Keller nicht alle ansteckenden Seuchen und das Sterben durch dieselben begünstige, wie Scharlach, Diphtheritis, Croup und Keuchhusten, dagegen Masern bedeutend fördere; daß aber, abgesehen von diesen einzelnen Krankheiten, durch das Wohnen im Keller die Dauer des Lebens durchschnittlich um zwei Jahre verkürzt werde.

Ueberfüllung der Wohnungen mit Menschen, also eigentlich Uebervölkerung, hat im großen und ganzen auf Gesundheit und Leben der Insassen den bestimmtesten Einfluß, und zwar keineswegs guten, sondern ziemlich durchgängig sehr schlechten. In Budapest wurde durch Ueberfüllung der Wohnungen mit Menschen das Auftreten von Masern und besonders stark das von Keuchhusten befördert, das Auftreten von Diphtheritis und Scharlach jedoch gar nicht.

Auf die durchschnittliche Lebensdauer nimmt das Wohnungsverhältniß Einfluß. Nach den Forschungen von Körösi erreichten die über fünf Jahre alten Bewohner von Kellern im Mittel das Alter von 39 Jahren und 11 Monaten, die Bewohner der dritten und vierten Stockwerke 42 Jahre und 2 Monate, von Erdgeschossen 42 Jahre und 3 Monate, von ersten und zweiten Stockwerken 44 Jahre und 2 Monate. Wir ersehen also hieraus, daß die Reichen und Wohlhabenden mit den besten Theilen der Häuser die besten Aussichten auf längere Lebensdauer sich verschaffen.

Je mehr Menschen in einem Raume, desto schlechter die Lebensaussichten. In Budapest zeigte sich (zwischen 1872 und 1882) die mittlere Lebensdauer dort, wo nur zwei Individuen auf einen Wohnraum kamen, 36 Jahre und 5 Monate, bei drei bis fünf Bewohnern 33 Jahre und 2 Monate, bei sechs bis zehn 31 Jahre und 11 Monate, bei mehr als zehn aber nur 30 Jahre und 6 Monate.

Interessant sind Körösi's Zahlen in Bezug auf das Verhältniß von Sterblichkeit und Beschäftigungsart. Wir ersehen daraus wieder, daß Mühseligkeit, Armuth, Knechtschaft frühzeitig das Leben vernichten. Zum Beleg nur einige Ziffern. Es betrug in Budapest die mittlere Lebensdauer bei von eigenem Vermögen lebenden Männern 65,07, solchen Frauen 60,48, bei Kaufleuten 49,08, Beamten 46,84, Bedienten 44,58, Schustern 41,63, Feuerarbeitern 37,99, Dienstboten 31,32, bei mit weiblicher Handarbeit Beschäftigten 30,59 Jahre. Auch diese Zahlen sprechen deutlich und klagen das gesellschaftliche System des Wieviel-Soviel und des Egoismus an.

Nicht unerwähnt bleibe, daß in Budapest auffallend viel Bäcker und Müller an Cholera verstarben, dagegen auffallend wenig Geistesarbeiter dieser Krankheit zum Opfer fielen.

Dank den Fortschritten der Hygieine ist in der Hauptstadt Ungarns die Sterblichkeit der Kinder in stetiger erfreulicher Abnahme. Die Sterblichkeitsziffer im ersten Lebensjahre fand Körösi bei den Juden am kleinsten; sodann kamen die Lutheraner, die Reformirten und schließlich mit der größten Zahl die Katholiken. Bei den Juden ist demnach die Pflege des Kindes am besten, bei den Katholiken am schlechtesten. Der Unterschied in der Sterblichkeit der ehelich und nichtehelich geborenen Kinder war bei Reformirten und Katholiken kaum nennenswerth, bei Lutheranern und Juden aber höchst bedeutend, zu Ungunsten der außerehelich Geborenen.

Im ersten Lebensjahre verstarben bei den Reichen 48,4, bei den Wohlhabenden 57,2, bei den Armen 62,3, bei den Dürftigen 63,5 Procent Kinder. In allen diesen Besitzesklassen wurden die Früchte außerehelicher Zeugung schneller dahingerafft als die legitimen Sprößlinge. Dasselbe konnte auch bei den Pflegekindern wahrgenommen werden.

Ungemein bemerkenswerth ist folgendes Ergebniß der Forschungen von Körösi: von je hundert bis zum zweiten Lebensjahre verstorbenen Kindern waren umgekommen

	in der Familie		in fremder Pflege	
	bei Ernährung durch Muttermilch	bei künstlicher Ernährung	bei Ernährung durch Muttermilch	bei künstlicher Ernährung
an Gehirnleiden	19,2	12,2	13,0	10,1
„ Croup und Diphtheritis	3,6	1,0	1,7	1,2
„ Lungentuberculose	8,6	14,5	11,9	19,1
„ Lungenentzündung	13,3	6,0	8,0	6,8
„ Diarrhöe	21,0	28,3	32,2	32,9

Diese Zahlen bedürfen des Commentars; aber es ist nicht leicht, eine genau zutreffende Erklärung zu geben, weil eine solche noch gar mancherlei Erhebungen voraussetzt.

Zum Schluß hebe ich nur noch hervor, daß die Arbeiten Körösi's verdienen, auf das fleißigste studirt und in alle Sprachen übersetzt zu werden. Eduard Reich.

Gedichte.

Procul negotiis. Verse von Victor Friedländer. Görlitz Remer. 1884. Gr. 8. 1 M.

Ein dünnes Heft von 56 Druckseiten, das mit dem Liede „Huldigung" beginnt. Es lautet:

Schicksal, ich stammle dir Dank!
Weihevolle Stunden
Schenktest du mir,
Eines reichen Gemüths
Zartes Empfinden
Klar zu erkennen:
Freudig dir, gutes Geschick,
Sag' ich unendlichen Dank!

Wohl sah ich siegende Schönheit
Mit Anmuth hold gepaart
Herzen erfreuen und Sterbliche
Beglücken:
Aber der Seele zarter Duft
Sammt allen Gaben,
Die nur im quellenden Füllhorn
Mutter Natur birgt:
Vor dem Geist allein
Schwebte mir
Solch ein göttliches Wesen.

Aber heute gewann
Leben und Dasein
Mein Gedankentraum:
Holder als Venus
Du mir erschienst,
Von Anmuth beseelt
In herzbezwingender
Schönheit.
Reiner
In deiner Nähe
Wurden meine Gedanken,
Als ob deiner Seele Fühlen
Abglänzte
Mir im Gemüth,
Fern bannte
Kühnere Wünsche.
Doch der sehnenden Seele
Glühenden Wunsch
Gewähret ihr, Musen,
Eurem liebenden Sohn:
Lasset zu ihrem Preise
Nur die Leier mir tönen,
Lasset, o lasset noch
Einmal mich schauen —
Sei's von der Ferne nur —
Meines liebebeseligten Herzens
Einziges Glück!

Wilhelm von Humboldt und Fichte, auch David Friedrich Strauß werden besungen. Von Platen sagt Friedländer:

Dir fehlte Natur und Liebe,
Genie, Bescheidenheit,
Doch warst du ein Priester des Schönen
In deiner romantischen Zeit.

Mit seiner Ansicht, daß Platen das Genie gefehlt habe, dürfte der Dichter wol ziemlich allein stehen — und ohne Genie und Natur ist ein „Priester des Schönen" schwer denkbar.

Verdientes Lob wird Paul Heyse gezollt:

Willst dich an echter Kunst erbaun,
Mußt du in Heyse's Werke schaun:
Ein treu gepflegter Garten,
Vor rauher Luft gefeit,
Und reife Früchte warten
Dort deiner allezeit;
Von Wolken freies Himmelsblau
Wölbt über ihm sich gern,
Und an ihm blinkt als holder Stern
Manch herrlichschöne Frau.

Das den Mächtigen der Erde gewidmete Lied (Mai 1882) malt Zustände, die uns den Eindruck hinterließen, als ob der Verfasser nicht in Deutschland lebe, sondern in irgendeinem barbarischen Lande sein Zelt aufgeschlagen habe. So schlimm steht es denn doch bei uns noch nicht.

Konrad von Prittwitz-Gaffron.

Aesthetische Physiologie.

Die Sprache der Augen. Vortrag gehalten am 2. März 1885 im Musiksaal der Universität zum besten der breslauer Kindergärten von Hugo Magnus. Wiesbaden, Bergmann. 1885. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Es ist eine große Seltenheit, daß man einen medicinischen Vortrag deshalb empfehlen kann, weil er einen ästhetischen Inhalt hat und diesen zugleich in schöner gewandter Sprache darlegt. Beides trifft indeß bei dem vorliegenden zu. Die Sprache der Augen wird mit Hülfe der exacten Kritik der heutigen Medicin zwar im großen und ganzen in die Rumpelkammer der Poesie und Kunst — wie die „echten" Mediciner, zu denen der Verfasser aber, trotzdem er Professor ist, nicht gehört, sich ausdrücken würden — verwiesen und ihres Nimbus entkleidet, indem der Hauptantheil der sogenannten Sprache der Augen den mimischen Gesichtsmuskeln und ihrem Spiel zugetheilt wird; das geschieht aber in so sanfter und gebildeter Tonart, daß es, mit der roh-materialistischen Manier gar vieler „Exacten" verglichen, wahrhaft erquickt. Uebersehen hat der Verfasser, die Wimpern und Brauen bezüglich ihres Werths für die Mimik zu erwähnen, was wir als eine Lücke betrachten.

Für uns hat zwar auch das Mimen- resp. Gesichtsmuskelspiel den Hauptantheil an der sogenannten Augensprache,

und besonders waren wir von jeher der Ansicht, daß in den Fällen, in denen sie am meisten geübt wird, schließlich doch die gegenseitige Mundmuskelsprache wirksamer und wichtiger ist; immerhin aber halten wir die Augen, will sagen den Augapfel trotz seiner geringen eigenen Ausdrucksfähigkeit für einen sehr wichtigen Factor, der sich nicht wegkritisiren läßt; setzt er doch im Grunde erst die Gesichtsmuskeln in Thätigkeit und verleiht dem Gesicht durch das, was er sieht, erst den Ausdruck. Durch das Sehen, das ja allein dem Augapfel zugehört, wird das Gesichtsmuskelspiel, je nachdem das gesehene Bild z. B. ein freudiges oder trauriges ist, geleitet und gelenkt, sodaß in der That zur „Sprache des Auges" wird, was ein Mediciner, der auf die Erscheinungen, nicht auf deren Ursache den Hauptton legt, als Gesichtsmuskelsprache bezeichnen muß. Praktisch ist uns erst recht nicht bange für den fernern Bestand der Sprache der Augen. Auch die Dichter verfahren nicht so „inexact", wie der Verfasser vielleicht glaubt; nur sind sie gerecht und besingen das Auge sowol wie die Gesichtsmuskeln mit gleicher Wärme:

Auf meiner Herzliebsten Aeugelein
Mach' ich die schönsten Canzonen,
Auf meiner Herzliebsten Mündlein klein
Mach' ich die besten Terzinen —

Und so soll es bleiben, trotz aller heiligen „Exactheit"!

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Von Aimée Landauer liegt uns ein neues Bändchen Gedichte „Échos Poétiques" (Wien, Gerold's Sohn) vor, die denen in ihrem Erstlingswerkchen „Mes premiers vers", über die wir so Günstiges zu berichten hatten, an Werth jedenfalls gleichkommen, ja vielleicht sie noch übertreffen. Wenn die Dichterin, wie wol anzunehmen, noch jung ist, so muß man die Lebenserfahrung, die sich in ihren reizenden Gedichten ausspricht, noch mehr bewundern als selbst deren Reiz.

— Alexander Büchner hat seinen in der „Revue Britannique" kürzlich erschienenen Artikel „Shakspeare ou Bacon" nun auch als Broschüre veröffentlicht. Er nimmt einen Rückblick auf die Literatur, welche diese Frage hervorgerufen hat, erwähnt dabei auch den Mylius'schen Artikel in „Unsere Zeit" als vortrefflich, nimmt aber sonst Stellung gegen die Baconianer oder Anti-Shakspeareaner, wie die Bezeichnung lautet. Er wird aber keine von beiden Parteien, also weder die ebengenannten noch die Shakspearomanen befriedigen, da er im letzten Abschnitt, wo er den eigentlichen Grund der Reaction, die sich gerade in Deutschland zuerst gegen die seit 1864 ins Ueberschwengliche ausgeartete Shakspearemanie geltend gemacht und die er die Schule des „bon sens" nennen möchte, die Ansicht ausspricht, daß die Anti-Shakspeareaner von einer falschen Prämisse ausgehen, indem sie seine Dramen überschätzen und den Dichter allzu hoch stellen. Hätten sie seine Schwächen erkannt, meint er, so würden sie nicht auf die Idee gekommen sein, einem andern, größern Manne die Autorschaft seiner Dramen zuschreiben zu wollen.

— Der neueste vierundvierzigste Band der Brockhaus'schen Sammlung spanischer Autoren enthält den ersten Theil der ausgewählten Werke des jetzt wol hervorragendsten lebenden spanischen Dichters und Philosophen D. Ramon de Campoamor. Den Inhalt dieses Theils bilden seine „Ternezas y Flores. — Sonetos. — Fábulas. — Cantares. — Doloras". Voran geht eine kurze biographische und kritische Skizze aus der Feder des Emilio Soulère, die sich besonders auf Revilla's Urtheil über den Dichter stützt. Den Freunden spanischer Poesie wird diese schön ausgestattete, im Auslande allein autorisirte Ausgabe des beliebtesten und originellsten neuern spanischen Dichters gewiß sehr willkommen sein.

— Von der unter dem Pseudonym Neera schreibenden Verfasserin Radius ist soeben wieder ein neuer Roman: „Il Marito dell' Amica" (Mailand, Galli), erschienen, der alle die bekannten Eigenschaften der beliebten Schriftstellerin besitzt, realistisch, pikant und anziehend ist und sich jedenfalls ebenso viele Freunde erwerben wird, wie die schon ziemlich ansehnliche Zahl ihrer frühern Werke es gethan.

— Der Mode wird ja heutzutage in der Literatur ebenso wie auf andern Gebieten gehuldigt und so konnte es nicht ausbleiben, daß die vom pseudonymen Grafen Vasili zuerst ausgegangene, von so großem Erfolg begleitete, immerhin glücklich zu nennende Idee, die Zustände der berliner Gesellschaft zu schildern, weitere Nachahmung finden mußte. Zu den besten Spiegeln dieser Art, welche die Verfasser dem Zeitalter vorhalten, dürfen wir das auch in der Tauchnitz-Collection kürzlich erschienene „Society in London by a Foreign Resident" zählen. Der Verfasser, wahrscheinlich Gesandtschaftsattaché, bewegt sich augenscheinlich in den ersten Kreisen der londoner Gesellschaft und ist ein Eingeweihter. Auch versteht er, was er beobachtet hat, mit Gewandtheit zu schildern und Charaktere zu lesen. Sein Buch bildet daher eine ebenso belehrende wie fesselnde Lektüre.

— Von J. A. W. Hunter ist unlängst eine neue und vollständige englische Uebersetzung des „Wallenstein" von Schiller erschienen (Coleridge hat bekanntlich nur „Die Piccolomini" und „Wallenstein's Tod", nicht aber das „Lager" übersetzt). Es war viel gewagt, den Vergleich zwischen einer neuen und längst anerkannt classischen Uebertragung hervorzurufen; doch sind dem noch jungen Uebersetzer manche Stellen vielleicht noch besser gelungen als seinem berühmten Vorgänger und jedenfalls hat er sich als der deutschen Sprache vollkommen mächtig erwiesen. Man kann ihn daher zu diesem Erstlingsversuche nur beglückwünschen.

— Das neueste Bändchen der K. Vollmöller'schen „Sammlung englischer Sprach- und Literaturdenkmale des 16., 17. und 18. Jahrhunderts" bringt uns die sehr willkommene Gabe einer historisch-kritischen Ausgabe der Marlowe'schen Werke, herausgegeben von Hermann Breymann und Albrecht Wagner; der vorliegende erste Band enthält „Tamburlaine", herausgegeben von Albrecht Wagner. Wir brauchen wol kaum auf die Bedeutung Marlowe's als den größten Vorgänger Shakspeare's und eigentlichen Begründer des vorher nur in epischen Dichtungen verwendeten Blankvers hinzuweisen; wer aber Swinburne's Abhandlung über diesen originellen Dramatiker gelesen, der wird um so mehr bereit sein, sich mit dessen Werken vertraut zu machen und zu dieser ihm nun gebotenen vorzüglichen Ausgabe greifen. In Deutschland sind bisher überhaupt nur Einzelausgaben von seinem „Edward II" und „Faust" erschienen; von „Tamburlaine" unsers Wissens noch keine. Um so dankbarer muß man für die nun vorliegende sein, die außerdem alle Vorzüge der früher von uns besprochenen Bände dieser Sammlung in philologischer Hinsicht besitzt.

— Aus den uns zugesandten zwei Heften der „John Hopkins University Studies in Historical and Political Science", herausgegeben von Herbert B. Adams, wollen wir nur, als auch für Deutschland von nicht geringem Interesse, die Nr. IV der Third Series erwähnen, welche „Recent American Socialism" von Richard L. Ely enthält (Baltimore, Murray). Der Verfasser hat früher „French and German Socialism" veröffentlicht und sich auf diesem Gebiete als Kundigen erwiesen.

— Von Emile de Laveleye's bekanntem Werke über dasselbe Thema ist eine englische Uebersetzung unter dem Titel „The Socialism of To-day" von Goddard H. Orpen erschienen, der ein Bericht über den Socialismus in England aus der Feder des Uebersetzers vorangeht. Dieser sowie die Uebertragung sind sehr verdienstlich und bilden, wie Obiges, nützliche Beiträge zur brennenden Tagesfrage, die sie behandeln.

Eine andere englische Uebertragung und zwar aus dem Deutschen bleibt zu erwähnen; es ist J. Conrad's „German Universities for the last Fifty years" von J. Hutchinson. Das „Athenaeum" schließt seine Besprechung des Werks mit folgenden Aeußerungen: „Ist der praktische Werth dieser Forschungen für unsere pädagogischen Reformatoren nur ein geringer, so kann für den philosophischen Forscher der neuern Geschichte nichts an Interesse diesen großen und gelungenen Versuch einer vergleichsweise erst vor kurzem cultivirten und vielleicht von Natur grobfaserigen Nation übertreffen, die Hindernisse der Armuth und Unwissenheit zu überwinden und sich bis zum höchsten Grade auszubilden. Die Pflege der höhern Bildung und das Interesse, welches nicht nur das neue Deutsche Reich darauf verwendet, sondern auch viele der aufgeklärten kleinen Herrscher des ältern Deutschlands (augenscheinlich ist der Recensent mit der Verfassung des Deutschen Reichs nur ungenügend bekannt!) ihr gewidmet haben, stechen peinlich von unsern Verhältnissen ab, seit der Zeit, wo Eton oder Queen's College in Oxford gegründet wurde und wir nicht nur der Freigebigkeit, sondern auch der Bildung unserer Monarchen glänzende Stiftungen zu verdanken hatten. Wie weit Deutschland bei seinem gegenwärtigen System fortschreiten wird, ist nicht so klar. Alle menschlichen Veranstaltungen scheinen einen gewissen Punkt der Vollkommenheit zu erreichen und dann sich als Hemmschuhe oder Hinderniß zu erweisen. Es ist Gefahr vorhanden, daß in Deutschland, wie es in England der Fall ist, Erziehungssysteme, welche dazu bestimmt sind, das Schlimmste zu verbessern und Mißbräuche zu erschweren, das Beste verhindern und beeinträchtigen dürften. Es liegt eine tiefe Wahrheit in der beständigen Mahnung Thring's, daß der Lehrer (und der Schüler) Freiheit haben müsse. In Deutschland jedoch ist ihnen fast gar keine gelassen und falls, mit der jetzt herrschenden vulgären Nachahmung alles Deutschen, diese Bureaukratie bei uns noch weiter ausgedehnt wird, dürfte das Erziehungswesen in England, so schlecht es in mancher Hinsicht bisher gewesen, durch etwas noch unendlich Dürftigeres und Schlimmeres verdrängt werden."

— Eine ziemlich ausführliche und mit kritischer Schärfe ausgeführte Darstellung des Comte'schen Systems enthält der eben erschienene Wiederabdruck, der „The Social Philosophy and Religion of Comte" betitelten Abhandlungen von Edward Caird, dem gründlichen Kenner Kant's und Hegel's, aus der „Contemporary Review".

— „Francis Bacon" ist der Titel der neuesten Biographie des berühmten Großkanzlers, dessen Name gerade jetzt mehr als je genannt wird, von dem verdienstvollen E. A. Abbott. Er sucht Uebereinstimmung in die sich vielfach widersprechenden Züge des öffentlichen und privaten Lebens Bacon's hineinzubringen und gibt am Schluß einen kritischen Ueberblick seiner Schriften.

Bibliographie.

Barnes, R. H., und C. E. Brown, Charles George Gordon. Eine Skizze. Deutsche Ausgabe von H. Tharan. Gotha, F. A. Perthes. 8. 1 M. 20 Pf.

Bebel, A., und sein Evangelium. Sozialpolitische Skizze von C. A. L. Düsseldorf, Schwann. Gr. 8. 1 M.

Bock, C., Im Reiche des weißen Elephanten. Vierzehn Monate im Lande und am Hofe des Königs von Siam. Deutsche Ausgabe, besorgt durch F. M. Schröter. Autorisirte Ausgabe. Mit vielen Holzschnitten im Text, 1 Farbendruck und Karte. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Böhm, F., Ilias und Nibelungenlied. Eine Parallele. Zuaim, Fournier u. Haberler. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Cramer, W., Tatiana Tumanowna. Drama. Gebweiler, Boltze. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dewall, J. van, Eine Mesallianee. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

— — Der Sklavenhändler. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Geschichte des 6. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 49 1860—1885. Auf Veranlassung des Regiments dargestellt für die Unteroffiziere und Mannschaften. Mit 1 Porträt und 7 Skizzen im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 80 Pf.

Hahn, O., König Maximilian I. in Reutlingen. Ein Volksschauspiel. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Hansen-Taylor, Marie, und H. E. Scudder, Bayard Taylor. Ein Lebensbild, aus Briefen zusammengestellt. Uebersetzt und bearbeitet von Anna M. Koch. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 8 M.

Harnack, A., Naturforschung und Naturphilosophie. Vortrag. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 60 Pf.

Herbeck, L., Johann Herbeck. Ein Lebensbild von seinem Sohne. Mit Porträt. Wien, Gutmann. Gr. 8. 6 M.

Hercher, B., Zur Geschichte und Kritik des Begriffs der Realität. Jena, Doebereiner. 4. 80 Pf.

Hoenig, F., Prinz Friedrich Karl von Preußen, General-Feldmarschall. Berlin, Luckhardt. Gr. 8. 1 M.

Jókai, M., Der letzte Pascha von Ofen. Historischer Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung von L. Wechsler. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

König, E. A., Schatten des Lebens. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 9 M.

Koplhuber, L., Der Bül'haubmteufl. Nach den Original-Handschriften herausgegebeu von S. Mayr. Linz, Ebenhöch. 8. 80 Pf.

Krzyzanowski, H., Im Bruch. Eine Biographie. Stuttgart, Spemann. 8. 3 M.

Lipps, T., Psychologische Studien. Heidelberg, Weiss. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Meysenbug, Malwida v., Gesammelte Erzählungen. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Müller-Weilburg, W., Aus seligen Stunden. Lieder. Berlin, Jßleib. 8. 2 M.

Rieger, K., Schillers Verhältnis zur frauzösischen Revolution. Vortrag. Wien, Kouegen. Gr. 8. 1 M.

Roberts, A. Baron v., Kohinor. Mal' Occhio. Die Trovatella. Die Holzhauer. Novellen. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Rothenbücher, A., Der Philosoph für die Welt. Cottbus, Differt. 8. 1 M.

Sammlung bernischer Biographien. Herausgegeben von dem historischen Verein des Kantons Bern. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Bern, Schmid, Francke u. Comp. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Schulte vom Brühl, Kleinigkeiten. Humoristische Blätter. Leipzig, Bauer. 8. 2 M.

Schwarz und Weiß oder die Preußen in Kamerun. Militärische Burleske mit Gesang und Tanz in 3 Bildern von E. S. Berlin, Liebel. 8. 1 M.

Des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen eigene Lebensbeschreibung. Neu herausgegeben von E. v. Wolzogen. Leipzig, Unflad. 8. 2 M. 40 Pf.

Segebarth, J., Ut de Demokratentid. Erzählung in niederdeutscher Mundart. Pasewalk. 8. 2 M.

Seibt, W., Studien zur Kunst- und Culturgeschichte. III. Helldunkel. 1. Von den Griechen bis zu Correggio. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 1 M.

Semmig, H., Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen. Mit Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Leipzig, Unflad. Gr. 8. 6 M.

Stein, L. von, Lehrbuch der Finanzwissenschaft. 2ter Thl.: Die Finanzverwaltung Europas. 1ste Abth. 5te neubearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 M.

Stieler, K., Kulturbilder aus Baiern. Mit einem Vorwort von K. Th. Heigel. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M. 80 Pf.

— — Ein Winter-Idyll. 1ste u. 2te Aufl. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Stöpel, F., Soziale Reform. Beiträge zur friedlichen Umgestaltung der Gesellschaft. VII. Die socialen Aufgaben des Staats und der Gemeinden. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Svoboda, A., Kritische Geschichte der Ideale. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst. 1ster Bd. 1ste Lfg. Leipzig, Th. Grieben. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Wellmer, A., Die geistliche, insonderheit die geistliche Oratorien-Musik unseres Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Würdigung der geistlichen Musik in ihrer Bedeutung für das christliche Gemeinde- und Volksleben. Vortrag. Hildburghausen, Gadow u. Sohn. 8. 70 Pf.

Wießner, E., Johann Heinrich Pestalozzi. Ein pädagogisches Volksbuch. Bernburg, Bacmeister. Gr. 8. 1 M.

Wilser, L., Die Herkunft der Deutschen. Neue Forschungen über Urgeschichte, Abstammung und Verwandtschaftsverhältnisse unseres Volkes. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Zabel, E., Graf Adolf Friedrich von Schack. Ein literarisches Portrait. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 M.

Ziel, E., Litterarische Reliefs. Dichterportraits. 1ste Reihe. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 3 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 207 bis 213.

Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Militärisches aus Oesterreich-Ungarn. — Die Chioggiotten-Frage. — Zur Criminal-Statistik. — Bewegungen innerhalb der griechisch-orientalischen Kirche in Ungarn. — Taglohn und Accordlohn.

General Charles G. Gordon's Mission nach Chartum. Von R. Buchta. (II.) — Ueber Erhaltung von Bildwerken und öffentlichen Denkmälern. Von Professor K. Knoll. — Der Meistergesang. Von Professor Dr. J. Kelle. — Andrew D. White und die Cornell-Universität. — Die „evangelische Schule“ in Smyrna. — Das bayerische Volk in seinen frühmittelalterlichen Baudenkmalen. Von Dr. B. Riehl. (I/IV.) — Die Reisen der deutschen Kriegsflotte im Jahre 1884. (II.) — Ungarische Hausindustrie. (I.) — Socialpolitik und Socialethik. (XII/XIII.) — Zur Philosophie der Mystik. Von M. Carriere. — Zum siebzigsten Geburtstage des Grafen A. F. von Schack.

Die Uebertragbarkeit der Eisenbahn-Retourbillets. — Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Lateinischer Münzvertrag. Italienischer Schiffsproceß. Semesterabschluß des Credit Foncier. Kabelgesellschaft. Neue Emissionen.) — Zur Frage der Herabsetzung der Personentarife auf den Eisenbahnen. — Deutschlands Eisenbahnen im Betriebsjahre 1883/84. — Die finanziellen Bedürfnisse der Stadt München. — Geschäftliche Jahresberichte: Leipziger Feuerversicherungsanstalt. Oesterreichische Staatsbahnen. Bayerische Immobiliengesellschaft, München. Maschinenfabrik Eßlingen. Panamácanal-Gesellschaft. Deutschlands Außenhandel im ersten Semester 1885.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die menschenähnlichen Affen

und ihre Organisation im Vergleich zur menschlichen.

Von

Robert Hartmann.

Mit 63 Abbildungen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 60. Band.)

Professor Robert Hartmann in Berlin bietet in diesem Werke Fachmännern wie Laien, Anhängern wie Gegnern der Descendenzlehre eine fesselnde Darstellung der merkwürdigen Geschöpfe, welche die *menschenähnlichen Affen* genannt werden. Vorzügliche Illustrationen, nach Photographien und Originalzeichnungen in Holz geschnitten, begleiten den Text, und reichhaltige Literaturangaben erhöhen die Brauchbarkeit des Werks.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

DER KONGO

und die Gründung des Kongostaates.

Arbeit und Forschung.

Von

HENRY M. STANLEY.

Aus dem Englischen von **H. von Wobeser.**

Mit über 100 Abbildungen, 2 grossen und mehrern kleinern Karten.

Zwei Bände. Geh. 30 M., geb. 35 M.

(Auch in 30 Lieferungen zu 1 M. zu beziehen.)

Dieses neue Werk von Stanley wurde allgemein mit Spannung erwartet. Der weltberühmte Forscher schildert hier mit gewohnter Anschaulichkeit den Verlauf und die Ergebnisse seiner 1879—1884 so erfolgreich ausgeführten Expedition von der Mündung des Kongostroms aufwärts bis tief ins Innere des Landes hinein; es ist weitaus das Bedeutendste, was zur Förderung der Colonisation und zur commerziellen Ausbeutung Innerafrikas bisjetzt gethan und geschrieben wurde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kleine Jagd.

Für Jäger und Jagdliebhaber.

Von

F. E. Jester.

Fünfte Auflage, vollständig umgearbeitet von O. von Riesenthal.

Mit 242 Abbildungen im Text und 11 Separatbildern.

8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

(Auch in 12 Lieferungen à 1 M. zu beziehen.)

Jester's „Kleine Jagd“ zählt schon beinahe ein Jahrhundert lang zu den besten Werken der deutschen Jägerei, weil der Verfasser in seltenem Grade Praxis mit Wissenschaftlichkeit zu verbinden wußte und auch die folgenden Auflagen immer in seinem Geiste weitergeführt worden sind. In der gegenwärtigen fünften Auflage, bearbeitet von dem königl. preußischen Oberförster von Riesenthal, hat das Werk abermals sehr wesentliche Bereicherungen erfahren und ist außerdem mit vielen vorzüglich ausgeführten Abbildungen illustrirt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

Drei Abtheilungen:

1. **Vor dem Sturm.** Geh. 6 M. Geb. 7 M.
2. **Das Jahr 1866.** Geh. 6 M. Geb. 7 M.
3. **Im Exil.** Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Meding's Memoirenwerk enthält eine Menge politischer Enthüllungen, namentlich über die braunschweig-hannoversche Welfenfrage. Auch die jüngst von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ mitgetheilten Briefe des König Georgs von Hannover sind großentheils hier bereits veröffentlicht, ebenso wie ähnliche Actenstücke.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 20. August 1885.

Inhalt: Auf Island und in Finland. Von Alfred Kirchhoff. — Romane und Novellen. Von Hermann Conradi. — Zur neuesten Literatur über Rußland. Von Emmerich von Thalac. — Ein lyrisches Sextett. Von Eduard Maria Schranka. — Forschungen auf dem Gebiete der Eigennamen. Von Daniel Sanders. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Auf Island und in Finland.

1. Reisebilder aus Island. Von Konrad Keilhack. Mit einer Karte. Gera, Reisewitz. 1885. 8. 3 M.

Ein deutscher Geologe geleitet uns in diesem anspruchslos geschriebenen, aber gehaltreichen Büchlein zu dem großen Inselland, welches von den Eisbarrikaden, die sich gerade zur Hochsommerzeit vor die tief in seine Nordküste einschneidenden Fjorden legen, den Namen des Eislandes empfing, nach diesem nordwestlichsten Zubehör Europas, dem „trotzigen Ende der Welt“,

> Wo der Feuerberg loht, Glutasche fällt,
> Sturmwogen die Meerbucht umschäumen.

Eine gewaltige Felsmasse, vorwiegend aus basaltischer Lava bestehend, ragt dies Island zwischen den grünen, vom Golfstrom erwärmten Fluten des Nordatlantischen und den von Grönlands Packeisstrom her mit Eismassen übersäten Polarmeer zu hohen Vulkanzinnen empor, die großentheils jünger zu schätzen sind als das Alter des Menschengeschlechts, vielleicht aber eben darum rastloser toben als die meisten andern Feuerspeier mit ihren Ergüssen schmelzflüssiger Gesteinsmasse, ihren furchtbaren Aschenregen, die so oft die Bewohner weiter Landstriche um die Weide betrügen und sie zur Auswanderung zwingen, ja die mitunter schon durch den Seewind bis nach Skandinavien hingetrieben wurden. Heiße Quellen begleiten auch hier den Vulkanismus; die bekannten großen Springthermen oder Geysir östlich von dem einzigen größern Oertchen Islands, von Reykjavik (sprich Rêkjawik), besuchte der Verfasser selbstverständlich auch, jedoch ohne den berühmten Hauptquell, den Geysir par excellence, springen zu sehen, da dieser, noch im Jahre 1810 täglich viermal springend, jetzt nur noch alle zwanzig Tage hervorsprudelt. Die von Schnee- und Eisfeldern jahraus jahrein bedeckten hohen Lavaplateaux des Südostens und auch viele steinige Oedungen des Innern von geringerer Höhe sind unbewohnt. Der bewohnte Theil, die kleinere Hälfte des großen (an Areal Baiern mit Würtemberg noch etwas übertreffenden) Landes, beschränkt sich auf die Küsten und die küstennähern Binnenlandflächen, wo die lachsreichen Meeresbuchten und Flüsse, die grünen Weideflächen ungefähr so vielen Menschen Unterhalt gewähren, wie in Halle an der Saale wohnen.

Der Verfasser läßt uns an seinen persönlichen Reiseerlebnissen sowie an den gewonnenen Eindrücken von Land und Leuten durch ausführliche Schilderung theilnehmen. Seine Streifzüge galten dem Westen der Insel, wo zwei breite Meerbusen, ostwärts in mehrere Theilbuchten sich gliedernd, in die Küste von Westen her eindringen: im Norden der Breidi-Fjördr, im Süden der Faxa-Fjördr (dieser Ausdruck des isländischen Altnordisch entspricht dem norwegischen Fjord). Wir genießen an einem Sommerabend von einem Hügelzug unfern der Küste des letztgenannten Fjords einen herrlichen Sonnenuntergang in dem tiefen Frieden, wie er die hochnordische Natur auszeichnet:

> Es war spät geworden, gegen 10½ Uhr, und die Sonne neigte ihrem Untergang zu. In prachtvoller Klarheit lag der spiegelblanke, unbewegte, weite Faxa-Fjördr mit seinen zahlreichen Inseln, Buchten und Landzungen zu meinen Füßen; seitwärts erhob sich dunkel und massig, immer noch mit einzelnen der Sonne trotzenden Schneefeldern bedeckt, das Gebirgsmassiv der Esja, und im Nordwesten erstreckte sich in 75 Kilometer Entfernung die ebenso lange Snäfellshalbinsel in die See hinaus mit wundervoll vom hellen Horizont sich abhebenden Contouren, dominirend in dem (von weit draußen im Meere aus gesehen) einer Insel gleich sich erhebenden, über und über mit Schnee bedeckten, zweigipfeligen Snäfellsjökull (Jökull = Eisberg). Und alle diese Berge erstrahlten im Lichte der untergehenden Sonne in wunderbaren violetten und purpurnen Farben, während der Himmel selbst im entzückendsten Abendroth prangte. Vom nahen Ufer herauf tönte durch die lautlose Stille des Abends das regelmäßige Geräusch der anschlagenden Wellen, und vom Meere herein

zum Hafen zog langsam, das einzige Lebende in diesem ruhigen Bilde, ein kleiner Zweimaster.

Minder reizvoll freilich ist Islands Inneres. Wohl haben auch hier die vulkanischen Kräfte erhabene Felsscenerien geschaffen, haben rauschende Bergwasser die schwarzen Basalte schluchtig eingenagt und stürzen mitunter in kühnen Sätzen oder schleierartig, zuletzt in bloßen Wolkenwasserstaub zerstiebend, von den Bergwänden. Deckt nicht eine verhüllende Schneedecke diese Binnenlandflur, stürmen nicht gespenstisch die grauen Wolken in der so häufig seemäßig unruhigen, stürmischen Luft darüber hin, so lacht wol auch diese Flur im Nebeneinander von schwellenden, saftgrünen Moospolstern und schwarzem Gestein grotesker Ausstattung unter freundlichem Himmelblau; doch der Hauptzauber Islands wie seines colonialen Mutterlandes Norwegen fehlt: das herrliche Meer an felsiger Küste:

Das Innere der Insel besteht zu einem großen Theil aus öden, unfruchtbaren Heidestrecken, die eine kümmerliche Vegetation von Riedgras, Heidekraut, Krähenbeeren, Bärentrauben und eine Anzahl hochalpiner und borealer krautiger Blütenpflanzen tragen. Es ist mit zahllosen größern und kleinern Seen und Tümpeln durchsetzt, auf denen der Wildschwan in tiefster Abgeschlossenheit vor menschlichen Störungen seine Brütezeit und den ganzen Sommer verbringt. Tückische Sümpfe umgeben oft diese stillen Weiher und machen die Annäherung gefährlich oder unmöglich. Ein anderer Theil des Hochlandes besteht aus völlig vegetationslosen Moränen und Kies- und Geröllablagerungen älterer Gletscher; das sind die schaurigsten Einöden der Welt, die man sich vorstellen kann. Noch ein anderer, und zwar ein sehr ausgedehnter Theil, besteht aus Vulkanen mit ihren zum Theil ungeheuern Lavaströmen, denen hier oben in der Nähe der Schneegrenze außer Moosen und Flechten gleichfalls jede Vegetation fehlt; den Rest nehmen die gewaltigen Eismassen, die Jökulls der Isländer, ein.

Wie jeder nicht voreingenommene Reisende, so schildert uns auch der Verfasser die heutigen Isländer in keineswegs glänzenden Farben. Man sieht diesen Fischern und Bauern, wie sie da auf ihren nicht sonderlich ausdauernden kleinen Pferden daherreiten (das Fahren mit Wagen verbietet die fast vollständige Wegelosigkeit) oder plump daherschreiten in ungefälliger Tracht, die Abkunft von jenen Nordlandsrecken nicht an, die fröhlich nach dem „Schneeland" zogen, um, vor der Unterdrückung durch Königshand gesichert, frei zu leben nach alter Germanenart. Trunksucht ist zur Zeit auch auf Island ein weit verbreitetes Laster, dem auch der Prediger in seiner leicht geisttödtenden Einsamkeit wol verfällt; nicht immer sind's nur die kleinen Gläser, mit denen man sich nach Isländer Weise zutrinkt, erst sich über des Glases Rand zuwinkend, dann nach vollem Trunk bis zur Nagelprobe sich durchs leere Glas zulächelnd — auch ehrliche Humpen mit stärkstem Branntwein machen da die Runde; es soll namentlich beim Abschiednehmen vorkommen, daß ein Isländer vor lauter Rührung zwei volle Liter des „echten Korns" zur Herzstärkung verwendet. Unreinlichkeit und Gleichgültigkeit gegen die scheußlichste Luftverpestung durch enges Zusammenwohnen und Zusammenschlafen ohne alle Ventilation macht dem Fremden in der Regel das Verweilen in den isländischen Wohnhäusern zuwider. So erzählt der Verfasser unter anderm von einem malerisch an einem Vatn, d. h. einem Bergsee, gelegenen Gehöft neben schroff aufragenden Basaltklippen, auf denen weiße Möwen nisteten; er wandte sich diesem Gehöft zu, um einen Führer in die Berge zu bekommen, und berichtet nun weiter:

Zuvörderst ließen wir den Wunsch nach Speise und Trank aussprechen und wurden sogleich bereitwilligst in den besten Raum des Hauses geführt. Dieser war aber so merkwürdig, daß er einer nähern Beschreibung werth ist. Neben dem entsetzlich schmuzigen, aus Torf gebauten Wohnhause stand ein Bretterschuppen, der nach unserer Ansicht zur Aufbewahrung von Brennmaterial und Handelsproducten, also Wolle u. dgl., diente. Da hinein wurden wir geführt, dann angewiesen, eine in der Mitte stehende Leiter emporzuklettern und durch eine Fallthür gefälligst die Beletage zu betreten. Da standen wir nun in der guten Stube: unmittelbar über uns das Dach, auf jeder Giebelseite ein Loch in den Bretern als Fenster, ein etwas größeres in der Diele als Thür und zwei Truhen als Mobiliar. Nach längerm Warten tischte die Frau auf, was sie zu leisten vermochte, nämlich rohen Stockfisch, klitschiges Brot, Butter und Milch. Nach mehrern Versuchen, von dem Stockfisch einige Stücke herunterzuarbeiten, gab ich im Interesse meiner Zähne diese Bemühungen auf, und wir ritten hungerig weiter.

Selbst die alte Gastlichkeit ist, wie der Verfasser an manchem drastischen Beispiel nachweist, den heutigen Isländern ziemlich abhanden gekommen; mehrfach ist sogar eine schnöde Lust, die seltenen Fremdlinge auszubeuten, an deren Stelle getreten, die auch ihr Ziel selten verfehlt, denn der Reisende ist ja, mit Ausnahme der spärlichen Küstenörtchen, wo es Wirthshäuser gibt, einzig und allein auf das Unterkommen im Hause der Eingeborenen angewiesen.

Man sieht an diesen Isländern recht deutlich, was aus dem Menschen, selbst wenn er von Ursprung tüchtig war, im weltvergessenen faulen Inselfrieden abseits der großen Verkehrsstraßen wird, wo der scharfe Sporn alles Fortschritts, der Kampf ums Dasein, allzu sehr mangelt: die alten Vorzüge rosten ein und neue wollen nicht recht keimen.

2. Finland. Schilderungen aus seiner Natur, seiner alten Cultur und seinem heutigen Volksleben. Von Gustav Retzius. Autorisirte Uebersetzung von C. Appel. Mit 93 Holzschnitten und einer Karte von Finland. Berlin, G. Reimer. 1885. Gr. 8. 5 M.

Einer unserer verdienstvollsten Schädelforscher, Professor Gustav Retzius in Stockholm, der Sohn des großen Mitbegründers der Rassenunterscheidung nach den Schädelmassen, versetzt uns in diesem durch C. Appel ins Deutsche übertragenen, auch mit den zahlreichen, ganz ausgezeichneten Holzschnitten des Originals versehenen, dabei nicht umfangreichen Werke auf das europäische Festland; aber wir verlassen darum den hohen Norden nicht, wir verkehren in dem naturfrischen Finland, dem Lande der Wälder und Seen, der weiten Moräste und sandigen Heidestriche, mit einem der wenigen Völker dieses Festlandes,

welche sich noch ursprüngliche Sitten, eine an vorgeschichtliche Zeitfernen vielfach erinnernde schlichte Lebens- und Wohnweise in hohem Grade bewahrt haben. Was von diesen in Finland noch heute lebendigen Alterthümlichkeiten des Volksthums vom Verfasser beobachtet worden auf einer im Jahre 1873 dorthin unternommenen Forschungsreise, das hat er uns hier mit aller Gründlichkeit, die doch nirgends ins Kleinliche ausartet, und mit aller Ausführlichkeit, die doch niemals breit wird, vielmehr mit jener seltenen Kunst dargestellt, welche zugleich den Fachmann befriedigt und den Laien durch Anschaulichkeit, Klarheit, Hingabe an den Gegenstand anzieht.

Abgesehen von den im Norden Finlands lebenden Lappen, den besonders im Südosten des Landes vertretenen Russen, den ebendort herumziehenden Zigeunern, den Deutschen in den südlichen Küstenstädten, besonders in Wiborg, handelt es sich, wenn man die Hauptmasse der finländischen Bevölkerung ins Auge fassen will, um Schweden und Finnen. Bis 1814 zum Königreich Schweden gehörig, hat das Großfürstenthum Finland noch gegenwärtig zu einem Siebentel schwedisch redende Bewohner, allerdings hauptsächlich längs den Küsten des Bottnischen und Finnischen Meerbusens, jedoch auch im Innern, wo man des öftern Leute von echt finnischem Typus mit schwedischer Sprache antrifft, wie auch umgekehrt nicht selten sichtlichen Abkömmlingen von Schweden mit finnischer Sprache begegnet. Der Verfasser beschäftigt sich aber ausschließlich mit den reinblütigen Finnen, die ihrer alten Sprache und Sitte treu geblieben sind, und die er bei seinen tief ins Landesinnere reichenden Wanderungen recht eingehend und in voller Unberührtheit von fremden Einflüssen zu studiren Gelegenheit fand.

Nach einer geschichtlichen Einleitung über die alte Cultur Finlands, wobei namentlich der Periode des Kalewala-Epos gebührende Berücksichtigung zutheil wird, beschreibt er uns die finnische Cultur der neuern Zeit, indem er alle Seiten des Volkslebens beinahe erschöpfend der Reihe nach uns vorführt: wir werden durch Wort und Bild belehrt über die alterthümliche Einrichtung der Wohn-, Bade- und Vorrathshäuser sowie der Stallungen, erfahren, daß die Kota, das spitzkonische wundersame Lattengemach (jetzt gewöhnlich nur als Sommerküche dienend, in der Form dem Lappenzelt oder dem Indianerwigwam innig verwandt), noch immer hier und da bei finnischen Bauergehöften sich findet, nehmen ferner detaillirten Einblick in die tägliche Beschäftigung des Finnen mit dem durch die nordische Natur so arg behinderten Feldbau, mit Viehzucht, Jagd und der naturgemäß ganz allgemeinen Fischerei, sodann in die Anfertigung von Geräth und Kleidung einschließlich der sehr interessanten Birkenrindenindustrie, in die Gesellschaftsordnung, die Nahrungsweise, endlich die Bethätigung des Volksgenius durch Lied und Festfeier:

Als ein Beispiel für die Lebensweise des Landvolks in Finland beschreibe ich hier, wie sie sich im Kirchspiel Pielavesi in Tavastland während des Sommers gestaltet. Man steht mit der Sonne auf, oft um 2 Uhr, ißt gleich ein Frühstück von Roggenbrot, oft mit gesalzenem Fisch, und trinkt saure Milch oder Rapakalja dazu (dermaßen essigsauere Milch, daß sie im Halse brennt). Darauf geht man an die Arbeit. Zwischen 8 und 9 Uhr kehrt man nach Hause zurück und hat dann eine warme Mahlzeit, bestehend aus Pellkartoffeln, oder Roggenmehl-, oder Gerstengrütze, oder Fischsuppe mit Kartoffeln, oder endlich einem Brei von sauerer Milch, Gerstenmehl, Roggenmehl und Wasser. Dann schläft man eine Stunde; darauf geht man wieder an die Arbeit. Ungefähr um 2 Uhr wird Mittag gegessen; dabei gibt es keine warmen Speisen, ebenso wenig Butter — ausgenommen an Sonntagen —, sondern nur Roggenbrot und gesalzenen Fisch und die essigsauere Milch. Am Sonntag leistet man sich oft auch etwas Butter, saure Sahne, bisweilen Beeren, hin und wieder ein wenig gesalzenes Fleisch. Dann schläft man wieder eine Stunde, worauf man bis 9 oder 10 Uhr arbeitet. Das Abendbrot besteht aus Roggenbrot und gesalzenem Fisch, Kartoffeln, Brei, Grütze u. dgl. Darauf geht man zu Bett. So ungefähr ist die einfache Hausordnung des finnischen Landvolks im Sommer; im Winter ist der Unterschied nur der, daß man um 6 Uhr aufsteht und um 6 oder 7 Uhr abends schlafen geht; die Essenszeiten und die Gerichte, sogar inclusive der sauern Milch, sind im übrigen dieselben. Für die ärmste Bevölkerung indessen, die in den sogenannten Einöden in Nordtavastland und in gewissen Theilen von Karelen wohnt, ist dieser Speisezettel ein unerreichbarer Luxus. Hier muß man froh sein, wenn man seinen Hunger mit der dicken Grütze von Roggenmehl und der essigsauern Milch stillen kann. Vielleicht ist man geneigt, eine solche Schilderung für übertrieben zu halten. Ich konnte mich aber auf meiner Reise bei mehrern Gelegenheiten von der Wahrheit derselben überzeugen. So geschah es z. B., daß ich in einem Hause in einem der abgelegenen Theile des Landes von der ganzen Familie nur drei Kinder zu Hause fand, von denen das älteste etwas über sechs Jahre alt war; ihm war der Schutz der andern übertragen, denn die Aeltern waren für die ganze Woche mehrere Meilen weit fort auf Arbeit und wurden erst nach mehrern Tagen wieder zurück erwartet. Auf dem Tisch bei den Kindern lag die Kost, die für sie reichen sollte, bis die Aeltern nach Hause kommen würden; sie bestand nur aus einem groben Teig von Roggengrütze, und wehe den Kindern, wenn sie zu schnell verzehrt wurde.

Aus dem besonders dürftigen Kirchspiel Saarijärvi erzählt der Verfasser (nach Runeberg), daß unser „er ist steinreich" mit den Worten ausgedrückt wird, „er ißt das ganze Jahr hindurch reines Brot". Fragt der Leser, was denn etwa bei Aermern, in Zeiten der Hungersnoth auch beim Reichen dortzulande das Mehlsurrogat sei, so erfährt er es aus der nämlichen Quelle:

Einmal trat ich auf einer Jagd in ein Bauernhaus, um mich auszuruhen. Der Raum war voll von Kindern und erwachsenen Personen. Nahe beim Ofen waren auf Stangen eine Menge gelbbrauner Stücke von der innern Borke der Kiefer aufgereiht; sie sahen aus wie steifes Leder. Ohne näher hinzusehen, fragte ich, was das wäre und wozu das dienen sollte, und der Wirth antwortete: „Lieber Herr, das wird Brot." Mehr Worte sprach er nicht, aber der Ton, der in ihnen lag, „du kennst das nicht?!" war tief ergreifend. Ein anderes mal kam ich zufällig auf eine Wiese, wo man gerade mit der Heuernte beschäftigt war. Rings an den Wänden der Scheune hingen die Vorrathstaschen der Schnitter, und aus Neugier öffnete ich mehrere von ihnen. In allen fand ich aus Borke zusammengeklebte Kuchen, innen pechschwarz, auf der Außenseite mit einem kalkweißen dünnen Ueberzug von Mehl, mehr um das Auge als um den Geschmack

zu betrügen. Außerdem enthielten einige Taschen steifgesalzene schlechte Fische, andere blos ein paar Korn Salz. Man braucht sich nur die Schwere der Arbeit, die in der größten Hitze bei solcher Nahrung besorgt wird, vorzustellen, und man erhält einen Begriff von wirklicher Noth und von der Stärke der Menschennatur, die sie ertragen kann. Das gewöhnlichste Zerstörungsmittel alles Gedeihens, der Branntwein, wird unter solchen Verhältnissen gewiß nicht überall gehaßt werden; aber wie viele Bauern haben wol Gelegenheit und Mittel, ihn sich zu verschaffen? Sieht man hin und wieder jemand betrunken, so kann man sicher sein, daß nicht sowol das Uebermaß starker Getränke seinen Zustand veranlaßt hat, als vielmehr die Ungewohnheit, irgend kräftigere Nahrung zu sich zu nehmen.

Und trotz all der Bitterkeit des Daseins hängt der Finländer mit vollem Herzen an seiner Heimat, wie es schon ein Lied aus finnischer Vorzeit kündet:

Darum wein' ich aller Zeiten,
Darum sorg' ich all mein Leben,
Weil vom eignen Land ich wegschwamm,
Von dem Lande, das ich kannte,
Hin zu unbekannten Thüren,
Hierher zu den fremden Pforten.
Hier verletzt mich jeder Baumstamm,
Jede Tannennadel sticht mich,
Jede Birke ritzt die Haut mir,
Jede Erle reißt mein Antlitz.
Und ich kenne nur den Wind hier,
Nur die Sonne sah ich früher,
Hier in diesen fernen Ländern,
An den unbekannten Thüren.

Nicht die Naturschönheit eines Landes (so gewiß diese den meisten Theilen Finlands mit Recht nachgerühmt wird) ist die Quelle des Heimwehs, das der Eskimo so gut fühlt wie der Schweizer, sondern die Thatsache, daß jeder Mensch leiblich und seelisch mit seiner Wohnstätte verwachsen ist, daher gewissermaßen die Wurzeln seines Daseins verletzt fühlt, wenn er plötzlich das Land meiden muß, das ihm durch längeres Verbundensein mit ihm, vielleicht seit der Geburt, eine traute Gefährtin, ja in mancher Hinsicht eine Mutter war.

Unser Buch enthält noch manche hübsche Probe alt- und neufinnischer Dichtung, auch treffliche Abbildungen verschiedener Formen der Kantele, der finnischen Harfe, zu deren Klängen heute wie im grauen Alterthum die meist schwermüthigen Weisen, nicht selten aus dem Stegreif gesungen werden. Der Verfasser versichert:

Der finnische Gesang spricht zu uns mit wunderbar ergreifender Macht; es lebt eine Wehmuth in ihm, die sich uns unwiderstehlich mittheilt, aber zugleich eine Innerlichkeit, die uns erwärmt, eine Wahrheit des Gefühls.

Es war eben die Natur, welche dem Volk seine Dichtung einflößte, wie ein finnischer Sänger es schön ausmalt:

Eigner Sang ist all mein Wissen,
Meine Kunst nehm ich vom Bache,
Herzens Glut vom grünen Walde.
Singen lehrte mich die Heide,
Meine Weisen gab der Busch mir,
Da ich jung zur Weide auszog,
Mit dem Lamm als Knabe lebte
Auf der honigreichen Matte
Und dem sonnenhellen Hügel.
Worte gab der Wind in Fülle,
Führte viele tausend mit sich,
Strömten wie die Wasserfälle
Und wie Wogenbraus im Sange.

Alfred Kirchhoff.

Romane und Novellen.

1. Männer der Zeit. Ein Roman aus der Gegenwart von J. Boy-Ed. Drei Bände. Leipzig, Schlömp. 1884. 8. 6 M.

Frau Ida Boy-Ed ist wieder einmal eine sogenannte Dritte im Bunde, insofern nämlich, als ihr Bekanntwerden in weitern Kreisen ungefähr in dieselbe Zeit fällt, wo mit ihr zwei andere Damen, Ossip Schubin (Fräulein Lola Kürschner) und Emil Marriot (Fräulein Mataja), anfingen, ein gewisses Interesse für ihre in vieler Beziehung originellen und jedenfalls charakteristischen Federproducte in breitern Publikumsschichten wachzurufen. Ossip Schubin, in mehrern Punkten eine Schülerin Turgenjew's, hat sich hauptsächlich durch ihre Romane „Ehre", „Unter uns", „Bavo Rechts" und verschiedene, sehr markant parfümirte Novellen in literarischen Feinschmeckerkreisen einen pikanten Ruf zu conserviren gewußt. Emil Marriot weist eine bei weitem andere Physiognomie auf. Sie — also Fräulein Mataja — ist kurz, herb, eckig in der stilistischen Form; schwer, düster, hart im Inhalt. „Der geistliche Tod" ist ein Buch, dem jedweder äußere Glanz und Schimmer fehlt, das nicht die leiseste Spur von den Schubin'schen Coloritreizen besitzt, das nur durch die Energie der Fabelentwickelung und die Wucht der Gedankenconcentration wirkt. In der Mitte zwischen beiden, hauptsächlich nach seiten der Form hin, steht Frau Boy-Ed. Sie schreibt nicht so prickelnd wie Ossip Schubin, nicht so kantig wie Emil Marriot. Ihr Stil ist präcis, flüssig, lebendig, geistreich, nicht immer ganz correct, aber doch im ganzen angenehm, anregend, der Scene und Situation entsprechend: bald ruhig, eben, glatt, bald leidenschaftlicher, wilder, aber nie überschäumend, nie eruptiv schrankensprengend, immer noch unter Berücksichtigung eines gewissen ästhetisch-conventionellen Decorums, nie elementar, nie naturgewaltig. Daß Frau Boy-Ed hiermit dem Geschmack des Publikums entgegenkommt, wenn auch vielleicht absichtslos, ist klar. Die Menge liebt das Besondere, das Exceptionelle nicht. Sie goutirt auch nicht immer gerade das Landläufige. Vor allem sagt ihr jene interessante Combination von Maß, Correctheit, geistreicher

Eleganz des Stils und einem Inhalt zu, der, wenn irgend möglich, modern gesellschaftlich ein mixtum compositum von zeitentsprechenden Conflictsscenen und drastisch, vielleicht auch etwas zweideutig pointirten Liebeshistorien bildet.

Boy-Ed's Roman „Männer der Zeit" ist gesättigt mit jenen ernsten, schneidenden Conflicten, wie sie unsere fieberhaft gärende Zeit zu gebären pflegt. Mit Conflicten vorzüglich socialen Charakters. Daneben laufen ein paar höchst reizvolle Liebesaffairen. Auch auf dieses von Nesseln und Rosen überblühte Gebiet greifen natürlich die den socialen Zeitverhältnissen entstammenden Conflicte über und wirken beeinflussend, bestimmend.

Im Vordergrund der reichgegliederten Erzählung stehen drei Personen: André Mintorp, der Sprößling einer armen Arbeiterfamilie, dessen Mutter nach dem Tode ihres Mannes aus Verzweiflung sich und ihre Kinder ums Leben gebracht hat — nur André wird wieder zurückgewonnen und in die Familie eines braven, biedern Mannes aufgenommen. Des letztern Tochter Leonore ist die zweitbedeutendste und jedenfalls am genialsten gezeichnete Gestalt des Romans. Und drittens Dr. Aurel Kensing, die stehende Figur des zeitgenössischen Romans, einer jener interessanten, problematisch angehauchten Menschen, die in Spielhagen's Oswald Stein ihren Ahnherrn zu verehren pflegen. Dieser Dr. Kensing ist natürlich Socialist; er disputirt über socialistische Themata mit seinen Freunden und publicirt socialistische Bücher, die ebenso natürlich auf den Index gesetzt werden und ihren Verfasser aus Berlin hinausärgern . . . Pardon! hinausgeärgert hätten, wenn der Dr. Kensing nicht vorher im Duell gefallen wäre. . . . Also ein echter Schüler Lassalle's, ein echter moderner Zweiseelenmensch: im Herzen Aristokrat, im Hirn Demokrat. Dieser seltene Mann wird natürlich Elenorens Liebhaber, die sich von ihrem soliden, nüchternen Gatten, dem Abgeordneten Mareschalk, nicht ganz verstanden fühlt und deshalb in die Arme eines andern desertirt. Man sieht: alles keine neuen Gestalten, keine neuen Scenen, keine neuen Gedanken. Und doch zweifellos in jedem Punkt interessant und lehrreich und — spannend! Ja die Spannung ist der Hauptvorzug dieses guten Leihbibliothekenromans. Ich habe seit Jahren nicht solch ein raffinirt ausgetüfteltes Buch gelesen. Und doch kann man dem Autor deswegen nicht übermäßig gram sein; denn abgesehen von einigen psychologischen Fehlern, verschiedenen Lapsis in der Entwickelung der Charaktere und der Zeichnung ihrer geistigen Physiognomien — so dünkt mich die Entwickelung André Mintorp's sehr wenig wahrscheinlich —, finden sich kaum andere Unebenheiten und Ungehörigkeiten. Und dazu auf Schritt und Tritt das urmoderne Element, das den Pulsschlag des Lesers beschleunigt und sein Blut schneller fließen macht. Aber trotz alledem kein Buch, das groß und gewaltig, das epochemachend und wichtig für unsere culturelle Entwickelung wäre, weil es nur Altes, tausendmal Dagewesenes, wenn auch in interessanter, reizvoller Form, mit gewandtem Gruppirungsvermögen, mit nicht zu unterschätzender Bildnerkraft, vor uns hinstellt. Ich wünsche, Frau Boy Ed möchte ihre reiche Kraft einmal einem Gebiet zuwenden, das verhältnißmäßig noch zu wenig berücksichtigt wird: der praktischen, dabei aber doch künstlerisch durchgeistigten Darstellung der Freuden und Leiden des „vierten Standes".

2. Veränderte Verhältnisse. Roman von Nora Görner. Drei Bände. Breslau, Schottländer. 1885. 8. 12 M.

Es thut mir leid, daß ein im Grunde nicht übler socialer Roman einen so geschmacklosen Titel führt. Nun ist zwar der Titel nur etwas Aeußerliches. Aber immerhin liegt doch in einem prägnanten Titel ein eigenthümlicher Reiz, dem man sich unbefangen hingibt, ohne zu wissen, warum eigentlich. Ein Titel aber wie „Veränderte Verhältnisse" klingt trivial, ist nicht charakteristisch, sondern farblos, doppelt wenn er einem ziemlich bedeutenden Werk an die Stirn geschrieben ist. Ich nenne Nora Görner's Roman bedeutend nach der Seite des socialen Motivs hin. Weniger in Bezug auf Stil und Composition, die nicht gerade besondere Vorzüge aufweisen. Der Stil ist schlicht, schmucklos, hier und da etwas hausbacken. Die Verfasserin charakterisirt nicht eben fein und plastisch, immerhin aber klar und durchsichtig. Die Fabel ist sehr einfach. Eine Schneiderfamilie, die sich jahrelang unausgesetzt in der Klemme befunden, wird plötzlich durch einen Lotteriegewinn reich. Und damit zugleich aufgeblasen, dünkelhaft. Die guten Leutchen leben lustig in den Tag hinein, machen ein großes Haus, beherbergen täglich mit cordialster Liebenswürdigkeit die elendsten Schmarotzer und Windbeutel bei sich, bis eines Tags ihr Glück wie die bewußten Seifenblasen auseinanderplatzt. Nun kommt für Papa, Mama und das eine Töchterchen der große Läuterungsproceß — die andere Tochter, Ernestine, das enfant terrible der reich gewordenen Familie, weil sie nicht mitthun wollte, sondern in ihrem Beruf als Lehrerin und ihrer keuschen Liebe zu dem blassen, kränklichen Helm, der später noch ein tüchtiger Professor wird, vollständig Genüge findet: diese Tochter, sage ich, personificirt die Moral der Geschichte: daß nur wahre Bildung, echter Geistesadel den Menschen frei macht, nicht aber Reichthum und am wenigsten den, der seiner ungewohnt ist und nicht den ethischen Fonds besitzt, ihn beherrschen und weise benutzen zu lernen. Dieser Gedanke wird an einem ziemlich zahlreichen Personal durchgeführt. Und überdies für drei Bände ausgesponnen. Mußten es wirklich drei Bände sein? Und mußten wirklich so viele Figuren dazu auf die Beine und auf die Bühne gebracht werden? Doch ich will darüber mit der Verfasserin nicht rechten. Sie hat es für nöthig befunden — ergo! Um so weniger rechten, als der Roman in seiner Totalität als sociale Studie aus dem modernen Leben Werth und Bedeutung besitzt!

3. Land-Novellen von E. Bruneck. I. und II. Oranienburg, Freyhoff. 1884. 8. 3 M.

Zwischen den Stadtgeschichten und den Dorfgeschichten steht das Genre, welches E. Bruneck unter dem Titel Land-Novellen cultivirt. Seine „Land-Novellen" spielen auf dem Lande, d. h. auf Gütern und größern Höfen, deren Bewirthschaftung halb eine städtische, halb eine bäuerliche Bevölkerung betreibt. Der Contrast, in dem diese beiden Factoren zueinander stehen, liefert die Motive zu Bruneck's schlichten und einfachen Erzählungen. Wie der Umschlag des mir vorliegenden Exemplars sagt, sind schon fünf Bände solcher Land-Novellen heraus.. Da ich nach dem Charakter der ersten zwei Nummern auf den der übrigen schließe, verspüre ich keine besondere Lust, die übrigen noch kennen zu lernen. Ueber das Durchschnittsmaß dürften sie nicht hinausreichen. Das kann man dreist behaupten. Die beiden Erzählungen „Volontär und Eleve" und „Das stolze Gutsfräulein" charakterisiren so vollständig die Darstellungsmethode, den Stil, die Composition der Verfasserin — Bruneck ist entschieden eine Dame —, daß man sich hinlänglich die Natur, das Wesen der übrigen Bände abstrahiren kann. Das ist aber im ganzen kaum der Mühe werth. Denn die Verfasserin der „Land-Novellen" hat zwar auch ihre Eigenart, aber keine besonders markante, imponirende, die ihr eine scharf ausgeprägte literarische Physiognomie gäbe. Die Geschichten sind glatt und geschickt geschrieben, werden auch gern gelesen werden — warum nicht? —, sind im übrigen aber vollkommen bedeutungslos. Von den beiden vorliegenden ist die erste: „Volontär und Eleve", noch die bessere. Zwist und Versöhnung zwischen dem Volontär, Herrn von Quitzow, und dem Eleven, Hartmann, einem Menschen von echtem Schrot und Korn, von derbem, bäuerlichem Schlage, sind ganz anschaulich und fesselnd geschildert. Weiter wüßte ich allerdings nichts an dem Buche zu rühmen.

4. Einsame Herzen. Novelle von C. Wefing. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1884. 8. 3 M. 50 Pf.

Eine Erzählung für die neuerdings so in Miscredit gekommenen „höhern Töchter", welche galante Kritiker für die Phylloxera der deutschen Literatur erklärt haben! Nun, C. Wefing hütet sich, gegen ihr eigenes Geschlecht zu Felde zu ziehen. Sie war dereinst viel zu sehr selbst eine „höhere" Tochter. So schreibt sie denn in einem ganz netten Stil, gar nicht ungewandt, eine hübsch moralisirende Geschichte aus der Gesellschaft mit dem gewiß höchst ehrenwerthen Refrain: „Wir leben nicht zur Lust, sondern wir leben einzig für unsere Pflicht!" Hm, ich habe nichts dagegen. Ein anderer für die normale Denkweise der Verfasserin sprechender, darum charakteristischer Passus ist folgender. Luise, die Heldin der Novelle, sagt zu ihrem Versucher, dem emancipirten Dr. Roland: „Wer sagt Ihnen, ob nicht die Charaktertüchtigkeit höher zu schätzen sei als die hohe Intelligenz, welche Sklave blinder Leidenschaftlichkeit ist? Sie haben geniale Güter aus der Hand des Schicksals empfangen; um so herber muß der Tadel fallen, daß Sie die ewigen Rechte sittlicher Kräfte so schlecht und unwürdig empfinden." Das Privatissimum ist nicht übel, besonders wenn man bedenkt, daß es aus dem Munde einer schönen Frau kommt. Unsere gediegene Bourgeoisie wird immer in diesem Sinne denken. Ihr besonders empfehle ich darum Wefing's Novelle „Einsame Herzen" zur Lektüre vor dem — Zubettgehen. Man schläft zufrieden ein, einig mit sich und der Welt, in der das Gute immer siegt und das Böse immer überwunden wird! Wenn das auch in Wirklichkeit nicht immer der Fall ist, was geht das eine Schriftstellerin an, die für die „höhern Töchter" schreibt?

5. Berliner Blut. Ernste und heitere Bilder von Paul Lindenberg. Zweite Auflage. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1884. 8. 1 M. 20 Pf.

Paul Lindenberg ist ein junger berliner Feuilletonist, der sich schon durch verschiedene Skizzensammlungen einen kleinen Ruf erschrieben hat. Viel ist's ja nicht, was er bringt. Er plaudert ganz nett, er erzählt ganz flüssig, aber wie oberflächlich nimmt er die ganze Sache! Da ist keine Vertiefung in der Charakterschilderung, kein Versuch, einmal eine feinere psychologische Analyse zu geben. Und seine Motive sind öfter gar nicht übel. Die vierte Skizze aus der Sammlung „Berliner Blut": „Er hatte kein Herz", hätte bei einer sauberern und gewissenhafterern Behandlung und Ausbeutung des Grundgedankens, der recht schlagend modern ist, zu einem Cabinetsstückchen ersten Ranges ausgeschliffen werden können. Aber Lindenberg scheint zu wenig Respect vor der Kunst zu haben! Das ist doppelt bedauernswerth, da er in der Aufnahme werthvoller Stoffe gar nicht unglücklich ist. Er weiß nur nichts mit den Motiven anzufangen. Er bürstet mit allerhand äußerlich glatten Redensarten über den Rohstoff hin und glaubt dann einen Edelstein geformt zu haben. Alle Personen reden ein und denselben Jargon: da gibt es nichts Charakteristisches, nichts Individuelles. Markanten Bildern, plastischen Vergleichen, packenden Scenen begegnet man nirgends. Im ganzen ein Bündel leichter Waare, die der Verfasser nebenbei mit „fertig gemacht"; denn mehr als Abfälle kann das „Berliner Blut" nicht bieten wollen. Ich bin also mit Recht auf die eigentlichen künstlerischen Expectorationen Lindenberg's gespannt. Wann werden die erscheinen?

6. Aus meiner Studienmappe. Drei neue Erzählungen von Eugen Salinger. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1885. 8. 3 M.

Als ich seinerzeit Eugen Salinger's „Schicksalsträgödie" gelesen hatte, konnte ich nicht anders, als große, sehr große Hoffnungen auf diesen Autor zu setzen. Freilich daß er einmal zu der jungdeutschen Realistenschule stoßen würde, erwartete ich schon damals nicht. Heute erwarte ich es noch viel weniger, nachdem ich sein jüngstes Opus gelesen. Die drei Erzählungen aus Salinger's Studienmappe:

„Kapitän Werner", „Donna Elvira", „Frühling im Winter", stehen nicht nur weit hinter der „Schicksalstragödie" zurück — sie unterscheiden sich durch ihren langweilig farblosen Stil, der auch nicht das schmächtigste Charakteristikum hat, durch ihre reizlos banalen Motive, die jeder Blaustrumpf aus seinem Gänsekiel herauskuattern kann, auch nicht um ein Haar von jenen ominösen literarischen Fabrikaten, denen die geistige Impotenz das Durchschnittssiegel aufdrückt, und die darum das Alpha und Omega der Leihbibliotheken bilden. Passionirte Leser, d. h. also Abonnenten dieser Institute, werden darum auch Salinger's „Kapitän Werner" mit Entzücken lesen, werden die im Sonatencharakter componirte Geschichte „Donna Elvira" — übrigens noch die relativ interessanteste und geistreichste der Mappenstudien — verschlingen, werden vergnügt in die Hände klatschen, wenn der brave neunundfunfzigjährige Professor seine ebenso brave Haushälterin zu guterletzt doch noch kriegt, die blitzsaubere Christiane mit der interessanten Vergangenheit. Ja, aber was hat die sogenannte deutsche Literatur von solchen Eintagsfliegen? Nichts! Kommen Sie wieder, verehrter Herr Salinger, wenn Sie gelernt haben, was „modern" heißt! Ich hoffe, Sie lernen das noch! Also auf Wiedersehen!

Hermann Conradi.

Zur neuesten Literatur über Rußland.

Russische Leute. Von Friedrich Dernburg. Berlin, Springer. 1885. Gr. 8. 4 M.

Es wird eines Tags eine interessante Aufgabe für den Literaturhistoriker sein, eine Geschichte der europäischen Literatur über Rußland zu schreiben. Seit Herberstein und Possevin ist das literarische Material so massenhaft angewachsen, daß Graf Modest Andrejewitsch Korff, als er Director der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg war und den Gedanken faßte, eine Bibliotheca Rossica anzulegen, welche alle über Rußland zu irgendeiner Zeit und in irgendeiner Sprache der Erde geschriebenen Werke, Broschüren und in Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen umfassen sollte, schon nach einigen zehn Jahren nahezu 12000 solcher Literaturerzeugnisse aufbrachte. Diese Zahl hat sich während der letzten fünfundzwanzig Jahre verdreifacht und vermehrt sich täglich, um nicht zu sagen stündlich. Es wird die Aufgabe immer schwerer, den qualitativen Werth aus dem Quantum herauszubringen, und es ist wahrscheinlich, daß der Literarhistoriker und der Politiker sich in dieselbe werden theilen müssen, und daß der erstere ein Deutscher und der letztere ein Russe sein wird. Doch dies sind Fragen der Zukunft, welche die Gegenwart nur flüchtig andeuten kann. Uns in unserer schnelllebigen Zeit interessirt zunächst nur die neueste Literatur über Rußland, welche uns einen klaren Einblick in die innere politische und sociale Lage des riesigen Weltreichs ermöglichen soll; denn so viel auch darüber in allen europäischen Sprachen geschrieben wird: es ist gerade dieser klare Einblick, der nicht nur den weitern gebildeten Kreisen der europäischen Culturvölker, sondern auch der Mehrzahl ihrer Staatsmänner mangelt.

Die Gründe dieser Thatsache sind unschwer anzugeben. Der Druck des Absolutismus, der auf den innern Zuständen Rußlands noch immer lastet, und die Erinnerung an den durchaus ungerechtfertigten Einfluß, den di russische Politik auf die meisten Staaten des Continents, namentlich aber auf Deutschland und während einiger dreißig Jahre auf Oesterreich ausübte, haben die öffentliche Meinung Europas von vornherein gegen Rußland und alles, was russisch ist, eingenommen. Das geflügelte Wort des großen Napoleon, Europa werde in funfzig Jahren entweder republikanisch oder kosackisch werden, kam sehr unverdienterweise beinahe zu der Ehre eines historisch-politischen Axioms und erfüllte insonderheit die liberalen Kreise mit allen Schrecken des unabwendbaren Endes der Welt, des Untergangs der auf geistiger und politischer Freiheit mit ungeheuern Opfern geschaffenen europäischen Civilisation. Rußland wurde als Erbfeind der Menschheit in Bann und Acht gethan; der Kampf gegen Rußland wurde in jeglicher Gestalt als gemeinsame sittliche Pflicht der civilisirten Menschheit gepredigt.

Angesichts solcher Ansichten und Stimmungen war es kaum möglich, daß die europäische Literatur über Rußland die wünschenswerthe Ruhe und Unbefangenheit der Anschauung und des Urtheils bewahrte. Sie wurde zum Libell, ihr Refrain war Esrasez l'infame oder Ceterum autem censeo Rossiam esse delendam; daß man einen Nationalstaat von damals 80, heute 100 Millionen Menschen und mit einem den ganzen Nordosten Europas und den ganzen Norden Asiens umfassenden Territorialbestand nicht so wie das Fürstenthum Lichtenstein oder die Republik San-Marino von der Erdkarte wegstreichen kann, und daß man daher mit gegebenen Verhältnissen rechnen muß, focht jene Literatur nicht im geringsten an. Erlebte ich es doch selbst, daß man vor funfzig und vierzig Jahren mit derselben Weisheit „Fort mit den Russen!" rief wie vor einigen Jahren „Fort mit Bismarck!" und natürlich mit gleichem Erfolg bei allen denkfähigen Menschen. Daß eine wirkliche Kenntniß russischer Zustände durch diese Art von Literatur nicht gefördert werden konnte, liegt auf der Hand. Das erste vorurtheilslose, aber deshalb apologetisch erscheinende und grundlegende Werk der europäischen Literatur über Rußland, Haxthausen's „Studien über die innern Zustände, das Volksleben und insbesondere die länd-

lichen Einrichtungen Rußlands", erschien am Vorabend der europäischen Bewegung von 1848 und hätte auch unter günstigern Zeitumständen nur in politisch höher gebildeten Kreisen gewürdigt werden können. Ich erinnere mich, wie es 1847 bei seinem Erscheinen in deutschen liberalen Kreisen als „albernes, reactionäres, von Rußland bezahltes Geschwätz" zurückgewiesen wurde. Der Verlauf der politischen Bewegung von 1848 und die russische Intervention in Ungarn waren auch nicht danach angethan, den europäischen Haß gegen Rußland zu mildern, und die polnische, ungarische und deutsch-österreichische Emigration beutete diese Umstände in der europäischen Presse mit großem Geschick und literarischem Erfolg aus. Erst als mit der Thronbesteigung Kaiser Alexander's II. in der innern Politik Rußlands eine Wendung eintrat, welche für lange Jahre hinaus die russische auswärtige Politik in den Hintergrund drängen mußte, begann die europäische Literatur über Rußland eine größere Unbefangenheit und größern Ernst zu gewinnen; aber der russisch-türkische Krieg von 1878 unterbrach den Fortschritt dieser Besserung, und voraussichtlich wird es langer Jahre bedürfen, bis die europäische Stimmung gegenüber Rußland das Diapason von 1861—74 wieder erreicht.

Die Literatur steht aber nicht still und spiegelt in ihren Erzeugnissen die allgemeine Stimmung des Augenblicks wieder. Von der Furcht, daß Europa kosackisch werden könnte, ist sie seit dem Ablauf des von Napoleon I. bestimmten Termins leidlich befreit; sie sieht und beobachtet daher unbefangener und urtheilt unparteiischer als früher. Ein ernstes, ruhiges, klares Buch ist das Werk Leroy-Beaulieu's; ein ähnliches wie dieses ist seit Haxthausen nicht mehr geschrieben worden, und die Aufnahme, die es fand, zeugt von dem Fortschritt der politischen Bildung Europas seit 1847. Solche Bücher sind historische Meilensteine; man muß ihre Jahreszahlen merken. Aber es sind dies nicht Bücher für jedermann, und sie können auf weitere Kreise nur mittelbar durch den Einfluß wirken, den sie auf andere Schriftsteller ausüben. Diese Vermittelung führt zur Erweckung eines lebhaftern Interesses an der russischen Literatur. Ohne Kenntniß der russischen Sprache ist ein tieferes Eindringen in die russische Volksseele nicht gut möglich. Nachdem man die Sprache erlernt hat, will man auch Land und Volk kennen lernen, und die unmittelbare Berührung erläutert und klärt wieder auf, was man bei der Lektüre nur schwer verstehen kann und bisweilen gänzlich misversteht. „Tout comprendre, c'est tout pardonner." Aber auch wenn man diesen Ausspruch der weitherzigen Madame de Staël gebührlich einschränkt, besagt er immer noch, daß man unbefangener und daher gerechter urtheilen lernt, und dies ist ein großer Fortschritt.

Hier handelt es sich, wohlverstanden, durchaus nicht um Erweckung von Sympathien für Rußland und das russische Volk, sondern einfach nur um Gerechtigkeit und Wahrheit der Beobachtung und des Urtheils. Die Forderung ist im Grunde so selbstverständlich, daß man schwer begreift, wie ein Schriftsteller sich ihr entziehen könnte. Die Erfahrung lehrt aber das Gegentheil. Die Mehrzahl der ausländischen Schriften über Rußland enthält Thesen, deren Verfasser die Absicht hat, zu beweisen, daß alles Russische, weil russisch, schlecht und verächtlich sei. Natürlich sieht und bemerkt er nur, was zum Beweise seiner These dienen kann und soll; alles übrige ist für ihn nicht vorhanden. Diese Manier wird auch heute noch vorzugsweise in der österreichischen Presse gezüchtet und gepflegt. Der Kampf um nationale und politische Gleichberechtigung der verschiedenen Volksstämme, die Oesterreich bewohnen, scheint jedes Gefühl der Gerechtigkeit und Billigkeit ersticken zu wollen. Wer diesen Zuständen fern steht, wird es kaum für möglich halten, daß der persönliche Haß und die Eifersucht zwischen dem Deutschen Herbst und dem Böhmen Rieger die ganze österreichische Presse so in Mitleidenschaft ziehen konnte, daß ein wahrer Vernichtungskrieg zwischen Deutschen und Slawen gepredigt wird, der in Wirklichkeit nur deshalb nicht ausbricht, weil das seit einem Jahrtausend neben- und miteinander lebende deutsche und slawische Volk sich ungeachtet aller Hetzereien der Zeitungen gegenseitig besser versteht und besser verträgt als seine parlamentarischen Führer. Aber diese Streitigkeiten der Anhänger Herbst's und Rieger's hatten Einfluß auch auf die Literatur über Rußland. Nur die norddeutsche und namentlich die preußische Presse hat sich diesen Einflüssen zu entziehen und in allen Gelegenheiten, wo nicht ein Conflict zwischen großen preußischen und russischen Staatsinteressen im Spiel war, die anerkennenswertheste Ruhe und Gerechtigkeit des Urtheils zu bewahren gewußt.

Der bei einem Publicisten doppelt berechtigte Wunsch, das große slawische Nachbarreich aus eigener Anschauung kennen zu lernen und sich von dessen innern Zuständen ein richtiges Bild zu gewinnen, veranlaßte den Chefredacteur der „National-Zeitung", Friedrich Dernburg, im Sommer 1884 eine Ferienreise nach Rußland zu machen, nachdem er sich dazu offenbar nicht nur durch das Studium der Literatur über Rußland, sondern auch durch Erlernung der russischen Sprache gerüstet hatte. Der Rechenschaftsbericht über das in Rußland Gesehene und Erlebte liegt uns in einem handlichen Buche „Russische Leute" vor. Das Buch besteht aus fünfunddreißig an Ort und Stelle unter dem frischen Eindruck des Gesehenen lebendig und mit eleganter Einfachheit geschriebenen Skizzen und Studien, die zum größten Theil unmittelbar im Feuilleton der „National-Zeitung" veröffentlicht wurden und es wol verdienten, gesammelt in Buchform vor dem Vergessen bewahrt zu werden, dem das Feuilleton der Tagesblätter naturgemäß anheimfällt.

Das Buch ist weder eine Compilation aus den zahllosen über ethnographische, sociale, politische, militärische und ökonomische Zustände Rußlands geschriebenen Werke noch eine gewöhnliche Reisebeschreibung, und darin liegt sein Vorzug. Ein Mann von Geist, vielseitiger Bildung, von scharfem, für alles Eigenthümliche eines fremden Volks-

thums empfänglichem Blick, ohne Voreingenommenheit und Vorurtheile, beobachtet Dernburg die Menschen, Verhältnisse und Zustände, welche sich ihm darbieten, und schildert sie in eigenthümlicher, geistreicher, anschaulicher Form, sodaß der Leser alles selbst zu sehen, zu hören und mitzusprechen glaubt. Dadurch wirkt das Buch ungemein anregend. Es scheint in Dernburg ein bedeutendes dramatisches Talent zu stecken, um welches ihn die zeitgenössischen dramatischen Schriftsteller beneiden könnten, welche uns anstatt einer sich vor unsern Augen entwickelnden Handlung gesprochene Beschreibungen ihres Verlaufs zu geben pflegen. Er führt uns die Menschen im Handeln, Porträts aus der Vergangenheit, Institutionen, selbst architektonische Denkmäler mit wenigen Federstrichen vor und macht uns glauben, daß wir mitten unter ihnen stehen und nicht ein Buch lesen. Daher erfährt und lernt man aus diesen scheinbar so flüchtig hingeworfenen Skizzen mehr über Rußland und die Russen, als man aus dem Studium einer beträchtlichen Anzahl anspruchsvoll auftretender Bücher über Rußland lernen könnte, und ist dem Verfasser dafür um so dankbarer, als er uns gar nicht ahnen läßt, daß er uns nicht blos unterhalten, sondern auch belehren will. Ich glaube mich doppelt berechtigt, dies zu bezeugen, da ich Rußland seit lange kenne und als Slawe für das dem Volksleben aller slawischen Stämme Gemeinsame und Verschiedene das angeborene Gefühl habe, welches ein mehr als dreißigjähriges Leben in germanischen und romanischen Ländern mehr geschärft als abgestumpft hat.

Dernburg verfährt in seinen Darstellungen wie ein Physiolog, der ohne jede vorgefaßte Meinung einen vor seinen Augen vorgehenden biologischen Proceß studirt und seine Beobachtungen sorgfältig registrirt. Er thut dies mit solcher Objectivität, daß wir aus seinem Buch kaum erfahren können, ob er irgend persönliche Sympathien für oder Antipathien gegen die Russen hege. Schildert er uns Menschen und Zustände, die uns unangenehm berühren, so liegt der Grund der im Leser angeregten Empfindung einzig im Object und keineswegs in der Absicht des Darstellers. Er will weder einen Anklageact schreiben noch eine Apologie, sondern läßt uns, ohne unsere Ansicht irgend voreinzunehmen, nach unserm eigenen Wissen und Gewissen selbst urtheilen. Dieses Beispiel empfiehlt sich von selbst zur Nachahmung und wird sie hoffentlich auch finden. Hätten andere Schriftsteller, die über Rußland schrieben, sich einer solchen Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit beflissen, so würde Europa heute Rußland besser kennen und richtiger beurtheilen, und ohne den nationalen Haß und die politische Furcht, welche ein großer Theil der europäischen Presse gegenüber Rußland zeigt, und welche in der russischen Literatur und Presse eine begreifliche Reaction gegen das Ausland erzeugen mußte, würde die Conjectur eines Zusammenstoßes zwischen Rußland und Westeuropa schwerlich eine Art von europäischem politischen Dogma geworden sein. Die innere Nothwendigkeit dieses Zusammenstoßes ist freilich niemals nachgewiesen worden und wäre in der That kaum nachzuweisen; aber Vorurtheile, Haß und Furcht wurden auf beiden Seiten mit solchem Eifer und solcher Beharrlichkeit zu Parteizwecken geschürt, daß man sich gewöhnte, eine bloße Möglichkeit wie ein unabwendbares, verhängnißvolles Naturgesetz anzusehen und sich darauf trotzig vorzubereiten. Daß das Heil Europas und Rußlands nicht diesen Zusammenstoß der drei großen Völkerstämme, sondern vielmehr dessen Vermeidung wünschenswerth macht, und daß die Aufgabe der Literatur und der Presse gerade darin bestehen sollte, Westeuropa und Rußland einander zu nähern und durch Aufklärung über ihre gegenseitigen Interessen die Gefahr eines gewaltsamen Zusammenstoßes zu beseitigen, ist eine Lehre, welche auf jeder Seite des Dernburg'schen Buchs dem denkenden Leser aufstößt, obgleich der Verfasser nicht beabsichtigt, sie zu predigen. Je höher eine Nation gebildet ist, desto größer ist ihre sittliche Pflicht, minder gebildete aufzuklären und gefährliche Vorurtheile zu zerstören. Die hundert Millionen Slawen Europas sind nun einmal da, und weil kein Vernünftiger daran denken kann, sie zu vernichten, bleibt nichts übrig, als neben und mit ihnen zu leben und dies Zusammenleben so erträglich und gedeihlich als möglich zu machen. Emmerich von Thalac.

Ein lyrisches Sextett.

1. Anti-Heureka. Gesammelte Bruchstücke von Mephisto. Zürich, Verlags-Magazin. 1885. 8. 50 Pf.
2. Gedichte von Ludwig Gowe. München, Stahl. 1885. 16. 2 M. 50 Pf.
3. Auf stillen Höhen. Gedichte von Alfred Formey. Wien, Rosner. 1885. 8. 4 M.
4. Aus drei Decennien. Gedichte von Anton Ganser. Wien, Konegen. 1885. 8. 3 M.
5. Zeitlosen aus Heimat und Fremde. Dichtungen und Nachdichtungen von Albert Weiß. Leipzig, F. Schneider. 1885. 8. 2 M. 75 Pf.
6. Lyrisches Tagebuch von Karl Bleibtreu. Zweite Auflage. Berlin, Steinitz u. Fischer. 1885. 8. 2 M.

Mephisto's „Anti-Heureka" (Nr. 1) ist die schwächste Stimme, die sich im vorstehenden lyrischen Sextett vernehmen läßt, obwol es ihr am Selbstbewußtsein nicht fehlt; ich habe in Nr. 45 d. Bl. f. 1883 Alfhild's „Heureka" ablehnen müssen, auch das „Anti-Heureka" muß demselben Schicksal verfallen.

Fast möchte ich annehmen, daß Mephisto und Alfhild eine und dieselbe Person sind, denn auch Mephisto hält das lateinische Nihil für ein Oxytonon, was ich bereits damals Alfhild vorgeworfen; ebenso ist die Arroganz beider ziemlich gleich, obwol diese üble Eigenschaft bei Mephisto

schon eher die euphemistische Bezeichnung Selbstbewußtsein erhalten darf. Andererseits aber zweifle ich an der Möglichkeit eines Fortschritts Alfhild's vom Heureka zum Anti-Heureka Mephisto's. Jedenfalls enthält das blos 15 Seiten starke Broschürchen „Anti-Heureka" satirische Sprache und manchen Gedankenblitz. War Heureka dessen werth, zu einem Anti-Heureka den Anstoß zu geben? Gewiß nicht! Abermals ein Grund, in Mephisto doch den Alfhild von damals zu vermuthen.

Ludwig Gowe's „Gedichte" (Nr. 2) gehören zur Dutzend- — nein das wäre zu hoch klassificirt — zur Millewaare. Und doch heißt es so stolz in der Zueignung:

Und du hörst die kühne Tante,
Meines Willens Abgesandte,
Blickst durch sie ins tiefste Herz
Deß, der ewig dir entbrannte,
Schwebest, heilig Ungenannte,
Liedgefeiert sonnenwärts.

Gowe hält viel von seinen Versen, daß er vermuthet, seine Ungenannte sei durch ihn liedgefeiert. Ebenso kühn ist der Vergleich:

Wie Dante mit neun Jahren
Brach mir das Herz entzwei.

Das Bändchen ist in zwei Abtheilungen getheilt, doch so wie die „Studien" weniger Studien, so sind die „Traurigen Lieder" thatsächlich traurig, und der modernen Art, einem Bändchen Gedichte einen charakteristischen Namen zu geben, hätte Gowe durch den Titel „Traurige Lieder" gerecht werden können.

In seiner Sprache liebt Gowe Neologismen; so läßt er seine Leiden „schlummern in Reimesruh'". Uebrigens er hat recht, seine Verse dürften nicht durch allzu häufiges Citirtwerden aus ihrer Ruhe gestört werden. Oder er spricht von einem „Strahlenschwert" der Sonne — kann ich mir nicht gut vorstellen; das Bild Strahlenschwert im Sinne einer Ruthe könnte man, zwar immer noch kühn genug, bei einem Kometen gelten lassen. Andererseits, um gerecht zu sein, sind das Epitheton „schlummerblind" oder das „gottberaubte Haus", wie im Gedicht „Charfreitag" die Kirche genannt wird, ganz glückliche Wendungen.

Ich hatte seinerzeit bei der Kritik der Gedichte Umlauff's von Frankwell seine Vorliebe für braune Augen betont. Seither habe ich in einer anthologischen Studie diese Augen in der Poesie aufgesucht, und es interessirte mich daher zu erfahren, was Gowe in dieser Augenfarbe erblickt:

Mit deinen hellbraunen Augen,
Kleine, kindische Braut,
Was machst du mir für Fragen,
Schwanken und Wogen im Herzen laut.

Alfred Formey betritt nicht das erste mal das Forum; von ihm erschien bereits ein Band Gedichte „Aus Wald und Wogen". Ich kenne seine erste Publication nicht, vermag also nicht darüber zu urtheilen; jedenfalls kann ich mit Rücksicht auf das neue Buch „Auf stillen Höhen" (Nr. 3) den beigebundenen über den ersten Gedichtband ausgesprochenen Recensionen der „Presse", „Wiener Allgemeinen Zeitung" und „Deutschen Zeitung" mich nicht ohne weiteres anschließen.

Wahr ist, daß seine Poesie eine gefühlvolle und bilderreiche, voll dithyrambischen Schwunges genannt werden muß; seine Diction ist oft prächtig, z. B. in dem Poem „Echekrates", der, nachdem er die jugendliche Pythia entführt, den Priestern ihr Goldstandbild sendet. Diese aber hatten beschlossen, künftighin nur eine unbescholtene Frau zur Pythia zu wählen, die bereits das kanonische Alter von funfzig Jahren überschritten. Die letzte Strophe schildert dies:

Zu Delphi's Höhn, in Gold gegossen,
Rückwallt ihr süßes Strahlenbild;
Donnernd wird ihm das Thor verschlossen;
Den Ueberbringern braust es wild:
Pythia schmückt greiser Silberflimmer!
Ihr Blick ist Stein, ihr Fühlen Erz!
Wir kennen solche Pythia nimmer,
Der unterm Lorber schlug ein Herz.

Aber ich vermisse die der meist schönen Form entsprechende Fülle von neuen und tiefen Gedanken. Doch sie fehlen nicht; ich citire z. B.:

Lichtwölkchen.

Seid ihr Bilder? Seid ihr Lettern?
Ihr Lichtwölkchen ohne Zahl,
Die des Frührothes Sturmeswettern
Ausgestreut am Himmelssaal?

Wir sind, ruft ihr, Mattglasfüllung
In dem Weltkaleidoskop,
Das in jeglicher Enthüllung
Kündet seines Meisters Lob.

Auch Formey ist selbstbewußt; singt er doch an die Geliebte seines Herzens:

Dein Lächeln drum, dein lobendes Lächeln, Lieb,
Du meiner Leier leuchtender Genius,
Gilt mehr mir, als der späte Lorber,
Um die erkaltete Stirn gewunden!

Der Autor scheint sich des Lorbers schon sicher zu fühlen — nun, irren mag er nicht, aber sagen muß er es gerade doch auch nicht.

Da ist Anton Ganser mit seinen Gedichten „Aus drei Decennien" (Nr. 4) ungleich bescheidener. Unter alten Bäumen träumt er:

Ihr stolzen, hohen Baumkolosse!
Jahrhunderte euch ziehen groß,
Und kaum berührt vom Zeitgeschosse
Fest wurzelt ihr im Erdenschos.

Wann längst mein „Ich" der Zeiten Beute,
Kein Mensch mehr von den Todten spricht,
Ihr werdet stehen, so wie heute,
Und prangen in der Sonne Licht.

Freilich hat Ganser auch recht, bescheiden zu sein, denn die Form, besonders der Reim, ist vielfach unrein und der besondern Gedanken sind nicht so viele. Was den Reim betrifft, so sind folgende: trieben — trüben, Getümmel

— Himmel, Lied — Gemüth, grün — ziehn, stehn — schön, zwar unreine, ich möchte aber nicht pedantisch sein und würde dergleichen passiren lassen, wenn sie mächtige Gedanken trügen; aber selbst in diesem Falle sind Reime wie Welt — fehlt, still — kühl, Fall — Thal, Qual — Schall, Ruhm — stumm, errathen — Schatten, komm — Dom ganz unstatthaft, und von solchen wimmelt es bei Ganser.

Als die gelungensten Gedichte sind zu nennen aus den „Naturbildern": „Waldquelle", „Das hohe Lied", „Märzveilchen", letzteres zwar ein altes Thema; ferner aus den „Balladen und Romanzen": „Dichterkönig" und „Meister und Geselle". Aus der Abtheilung „Vermischte Gedichte" wären „An eine Hebe" und „Poculiren" ganz nette Beiträge zur Trinkpoesie. Von den Sprüchen citire ich:

Wenn Liebe ist des Lebens Puls,
Den jede Ader in sich schließt,
Dann ist die Thräne wol das Blut,
Das aus geschlagner Wunde fließt.

Was sei das Leben — kann der Dichter sagen,
Viel besser noch als Tiegel und Retorte;
Was diese bringen sind nur lose Theile,
Sowie von dem Gedicht die einz'lnen Worte.

Der echte Dichter kennt das Leben besser,
Als mancher Forscher, trotz Bussol' und Messer;
Der Dichter sagt: Die Welt ist ein Gedicht
Des Geistes, welcher aus den Dingen spricht.

Viele Kritiker pflegen in einem mittelmäßigen Buche oft gar nicht eingehender zu lesen, indeß es doch Pflicht des Literarhistorikers ist, selbst aus einem sonst ganz schlechten Band Gedichte, welche die Bezeichnung „ungenügend" verdienen, falls nur eine einzige Perle darunter sich findet, diese hervorzuheben und der Vergessenheit zu entreißen. So arg bestellt ist es nun mit Ganser nicht; wenn aber auch seine Gedichte in der lyrischen Hochflut sich verlieren sollten, eine Perle muß gerettet werden:

Causalität.

Alle Farben von dem Lichte
Und des Himmels schönstes Blau,
Alles Glück von dieser Erde
Spiegelt sich im Tröpflein Thau.

Trinkt das Vöglein von dem Tropfen
In des Waldes grünem Haus,
Schmettert es in tausend Liedern
Alles Glück der Erde aus.

Verschiedenartiges bietet Albert Weiß in seinen „Zeitlosen aus Heimat und Fremde" (Nr. 5). Wir finden da vor allen eigene Dichtungen, oft nicht die Mittelmäßigkeit erreichend, aber auch ganz schöne Gedanken und echte lyrische Ergüsse, z. B. „Jagoblick" oder „Blick' in deines Kindes Auge" oder:

Du — ich!

Du bist die schönste Blume auf meines Lebens Au' —
Ich aber bin der Sturmwind — mein Blick ist dir zu rauh!
Du bist das hellste Sternbild, bist meines Himmels Blau —
Ich aber bin die Wolke — mein Kleid ist dir zu grau.

Ein großes Contingent stellt bei Weiß auch die Gelegenheitspoesie.

Aus der Abtheilung „Volkssagen" ist die „Bernsteinhexe", nach Wilhelm Meinhold's Chronikenstil des 17. Jahrhunderts bearbeitet, zu nennen. Auch der Räthselliteratur bot Weiß seinen Theil; eine Abtheilung „Knackmandeln" enthält 27 ganz annehmbare Räthsel.

Die Nachdichtungen nehmen den größern Theil des Buchs ein und erhält dasselbe dadurch ein anthologisches Gepräge. Zunächst ist der Reigen eröffnet durch Nachdichtungen aus dem Nieder- und Plattdeutschen. Wir finden Gedichte nach Klaus Groth, Theodor Storm, Fritz Reuter, Karl Broons, nach dem Steirischen von Rosegger. Letzterer behandelt den schönen Gedanken, daß erst das Grab die Welt mit Bretern verschlagen macht. Es folgen Nachdichtungen aus dem Englischen des Thomas Moore, Robert Burns u. a. Den meisten Raum aber füllen die Nachdichtungen aus dem Slawischen, insbesondere Polnischen. Der Schluß endlich bringt sogar einiges aus dem Chinesischen und Arabischen. Dieser anthologische Charakter sichert dem Weiß'schen Buche einen literarhistorischen Werth.

Das „Lyrische Tagebuch" von Karl Bleibtreu (Nr. 6) hat verdientermaßen die zweite Auflage erlebt. Es ist thatsächlich ein lyrisches Tagebuch, aus dem wir viel Geographisches und Historisches, auch Literarhistorisches (ich erinnere an „Vor Byron's Geburtshaus" und „Petöfi in der Hunyadi-Burg") lernen können. Seine Schilderungen und Bilder sind schwunghaft; von der Fingalshöhle heißt es:

Der Menschen spottet die Kathedrale,
Wo zwischen Pfeilern ohne Zahl
Das Meer spritzt wie in Weihwasserschale,
Wo die Felsen orgeln den Sturmchoral.

Vom Weibe singt er:

O Weib, geheimnißvoller Altar,
Wo man anbetet und verflucht!
Warum, o Eva, Blume Edens,
Hast du Erkenntniß uns gesucht?

Du willst statt des verlornen Himmels
Allein des Mannes Himmel sein —
Den Kainfluch mit ihm zu theilen,
Ist süßer dir als Edens Hain.

Ein allerliebstes Bildchen ist auch die Frage:

Die Rose von deinem Busen
Schenkte mir deine Hand —
Ist's aus den Händen der Musen
Ein rothes Ordensband?

Wir begegnen auch vielen an große französische und englische Poeten gerichteten Gedichten.

Echte Kritiken sollen anthologisches Gepräge tragen, es sollen Belege gebracht werden sowol für das Schlechte wie auch Citate und Proben des Guten. Unser talentvoller Autor reißt mich in meinem Hange zum Citiren mit sich fort; ich muß mir aber Zwang anthun, vermag ich doch nicht, sein ganzes Tagebuch hier wiederzugeben. Doch einiges kann ich mir nicht versagen zu allegiren; so vor allem:

Der Genius.

Du fliehst zur Einsamkeit, o Leu, mit deinen Wunden,
Trämmst über dein Geschick,
Und wendest plötzlich zu den kläffend, feigen Hunden
Den majestät'schen Blick.

Sei groß! Zu deinem Fuß sich kreuze Blitz und Sonne,
Umwölke dich kein Weh!
Bewahre im Orkan der Ruhe kalte Wonne,
Wie Alpen ihren Schnee.

Und wie treffend die Sentenz Bleibtreu's ist:

Die Perle schläft, vom Meer umnachtet,
Das Gold birgt sich im Felsenschos,
Der Diamant im Schatten schmachtet,
Ruhm zieht sich im Verborgnen groß —

ebenso sicher ist es, daß wie die Perle gehoben, das Gold geschürft, der Diamant ans Licht gezogen wird, auch Bleibtreu's Ruhm nicht verborgen bleiben kann. Er ist es übrigens schon lange nicht mehr, denn unser Autor hat eine stattliche Reihe gediegener Publicationen hinter sich, welche die günstigsten Kritiken erfahren haben; ich erinnere vor allem an seinen Roman „Der Nibelunge Not". Und doch so bescheiden singt Bleibtreu vom Ruhm:

Es spiegelt sich der Blitz in seines Lichtes Stärke,
Der Schwan sein Abbild schaut, wie es im Weiher steht;
Die Luft schaut sich im Meer und Gott in seinem Werke,
Und in der Nachwelt der Poet.

Die Nachwelt aber ist von Eis ein öder Spiegel,
Gleich wie ein Wintersee, auf dem ein Nordlicht loht.
Was hilft auf diesem Eis des Ruhmes strahlend Siegel?
Es spiegelt nur zurück den Tod.

O blieb' ich unbekannt, doch könnte ich mein Fühlen
Gesellen einem Geist, bis ich von ihm ein Stück!
Sich in ein lauschend Herz als Echo einzuwühlen,
Das ist Unsterblichkeit und Glück.

Des Dichters Wunsch, „unbekannt zu bleiben", ist nicht erfüllt worden; auch der andere wird es nicht werden, denn bei jedem, der mit Bleibtreu's „Lyrischem Tagebuch" Bekanntschaft macht, werden die in prächtiger Diction gebotenen Gedanken ihr bleibendes Echo finden.

Eduard Maria Schranka.

Forschungen auf dem Gebiete der Eigennamen.

Menschen- und Völkernamen. Etymologische Streifzüge auf dem Gebiete der Eigennamen von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Reißner. 1885. Gr. 8. 8 M.

Als mich die Leitung dieser Zeitschrift zu einer Besprechung des obengenannten Buchs aufforderte, hatte ich bereits eine solche für die (münchener) „Allgemeine Zeitung" übernommen, in welcher sie inzwischen auch in der Beilage Nr. 145 erschienen ist.

Indessen wollte ich mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, an meinem Theil auch die Leser d. Bl. eindringlich auf das höchst lesenswerthe und äußerst anregende Buch aufmerksam zu machen, wobei ich mich bestreben werde, Wiederholungen des in der „Allgemeinen Zeitung" Gesagten hier zu vermeiden. Freilich werde ich nicht umhin können, auch hier hervorzuheben, wodurch Kleinpaul's Buch sich von den zahlreichen von Namen handelnden andern Werken unterscheidet.

Dort hatte ich es durch Anführung der Hauptstellen aus dem Vorwort mit den eigensten Worten des Verfassers gethan; hier wird es genügen, zu bemerken, daß der Verfasser nicht die Bedeutung der einzelnen Namen nach ihren Lautbestandtheilen zu erklären sucht, sondern die auf solche Weise erkannte Bedeutung bereits voraussetzt und die nach ihrer Bedeutung sinnverwandten und in dasselbe Fach der Namenbildung gehörenden Benennungen zusammenstellt, wodurch auf die gemeinsamen Grundsätze der Namengebung erst das eigentliche Licht fällt, und demgemäß hat Kleinpaul nicht, wie in der Regel sonst diejenigen, die über Namen geschrieben, und die aus dem Wortlaut des einzelnen sich ergebende Bedeutung zu entwickeln, darzulegen und zu erklären gesucht, sich auf die bei einem einzelnen Volk vorkommenden und üblichen Namen beschränkt, sondern vielmehr die Namen bei möglichst vielen in der Gesittungsgeschichte besonders hervortretenden und bedeutsamen Völkern ins Auge gefaßt, um das ihnen allen für die Bildung von Eigennamen Gemeinsame zur Erkenntniß zu bringen. Um es mit andern Worten zu sagen: alle, oder doch fast alle bisherigen Werke über Namen sind, wenn nicht ausschließlich, doch vorherrschend sprachwissenschaftliche; Kleinpaul behandelt seinen Stoff als ein zu der Geschichte der allgemeinen Menschheit gehöriges Hauptstück, wozu er die Forschungen und Arbeiten seiner sprachwissenschaftlichen Vorgänger als dankbar benutzten Stoff, als Bausteine für sein Gebäude verwerthet.

Während jene die auf einem bestimmten Gebiet vorkommenden Namen möglichst vollzählig aufzuführen und die aus dem Wortlaut jedes einzelnen sich ergebende Bedeutung zu erforschen und zu erklären suchen, wählt Kleinpaul vielmehr aus der unerschöpflichen Fülle eine geringe Anzahl solcher, die für die allgemeine Namengebung als besonders vor- und urbildlich erscheinen. Und hier möchte ich doch den Verfasser mit seinen eigensten Worten sprechen lassen, wobei ich mir nur erlaube, zwei entbehrliche Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen. Kleinpaul sagt:

> Nur das wage ich allerdings zu behaupten, daß kein wichtiger Grundsatz der Namenbildung von mir übergangen worden ist, und daß der Leser in meinem Gebäude für jeden Menschen- oder Volksnamen das Fach finden wird, in welches er gehört. Die Zellen sind da; Honig einzusammeln dürfte die Arbeit eines Menschenlebens sein.

Schon aus dem Vorstehenden wird man ahnen oder erkennen, wodurch sich sehr zu seinem Vortheil das Klein-

paul'sche Buch von einer großen Anzahl sehr verdienstlicher wissenschaftlicher deutscher Arbeiten unterscheidet.

Nicht mit Unrecht hat man es vielen deutschen Gelehrten zum Vorwurf gemacht, daß sie es wol verständen, mit gründlicher Ausdauer und löblichem Fleiß eine große Menge von Bausteinen zusammenzutragen, wie auch ein tüchtiges Baugerüst zu zimmern, aber dann nicht, ein zum Eintritt und Verweilen einladendes Gebäude aufzuführen, weil sie sich namentlich nicht entschließen können, die nicht beim Bau zur Verwendung gekommenen, mühsam herbeigeschleppten Steine fortzuräumen und das den Eingang des Lichts und den freien Ausblick versperrende Gerüst abzubrechen. Diese oft sehr achtungswerthen und verdienstlichen Gelehrten, aber schlechten Schriftsteller erkennen nicht oder beherzigen wenigstens nicht das so treffende Wort Schiller's:

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

Dagegen hat sich Kleinpaul als ein wirklicher Künstler, als ein Meister des Stils bewiesen; seine Arbeit ist ein wirklich lesbares Buch, von vornherein anmuthend, überall anregend und bis zum letzten Blatt fesselnd.

Ich habe nur noch Weniges hinzuzufügen. Als Deutscher für Deutsche schreibend, hat Kleinpaul sein Hauptaugenmerk begreiflicherweise auf deutsche Namen gerichtet; aber er gesteht, daß seine Phantasie auch die fremden Namen, die in Deutschland eingebürgert, oft erst auf deutschem Boden entsprungen sind, höchlich in Anspruch genommen. So hat er offenbar mit besonderer, bei dem ins Weltweite gerichteten Blick des Verfassers leicht erklärlicher Vorliebe die sozusagen „westöstlichen" Namen der Juden ins Auge gefaßt und behandelt. Diesen Punkt habe ich auch bei meiner Besprechung in der „Allgemeinen Zeitung" berührt, und ich möchte hier an eine auch dort behandelte Stelle anknüpfen, um eine kleine, dem Verfasser hoffentlich nicht unwillkommene Berichtigung zu geben, für die sich dort nicht die passende Gelegenheit und der Raum fand. Auf S. 121 heißt es:

Eine eigenthümliche Erweiterung der Eigennamen findet sich bei den Juden; sie hängen -leben an: Bruderleben, Josephleben. . . . Da das mauschelnde Kauderwälsch viele alt- und mittelhochdeutsche Wendungen am Leben erhalten hat . . . so könnte man vermuthen, daß besagtes -leben eine Reminiscenz der Umschreibung einer Person mit lîp = Leib, d i. Leben, vorstelle, welche vom Nibelungenliede her bekannt ist: ritters lîp ist soviel wie Ritter. Viel wahrscheinlicher jedoch ist das jüdische -leben aus dem hebräischen Leb, d. i. Herz, entstanden, sodaß Bruderleben auf das genaueste dem deutschen Bruderherz entspricht; die Anlehnung an Leben war, wenn sie überhaupt stattfand, um so natürlicher, als ja Leben auch bei uns eine Bezeichnung für geliebte Personen ist. Herz selbst kommt als jüdischer Vorname vor und gilt für eine Uebersetzung des oft gehörten jüdischen Vornamens Leib = Leb. . . . Den Zusammenhang beider Formen, Leib und Leb, beweist der Umstand, daß die Juden, welche Leib heißen, in der Synagoge Arjei, d. i. Löwe, gerufen werden: man hat eben aus Leib Leb herausgehört und dies mit Löwe, mittelhochdeutsch lewe, noch bei Luther Lew, verwechselt.

In der That ist der jüdische Vorname Leb oder in breiterer Aussprache Leib, wie seine Uebersetzung in das hebräische Arjei oder in minder breiter Aussprache Arje = Ari *) beweist, nichts weiter als die ältere Form für das heutige „Löwe", und will man einen Schritt weiter zurückgehen, so wird man auf den „gepriesenen" Jehuda oder Juda gelangen, zu dem der sterbende Erzvater Jakob die Worte sprach (1. Buch Moses, Kap. 49, V. 9): „Gur arje Jehuda", wörtlich: Das Junge (oder der Welf) eines Löwen Jehuda, oder wie es in Luther's Uebersetzung lautet: „Juda ist ein junger Lewe". Vgl.: Er hat überwunden, der Lewe, der da ist vom Geschlecht Juda. Offenbarung Johannis, Kap. 5, V. 5. u. s. w.

Dieser Bedeutung des muthigen, starken Löwen sind sich die Juden bei dem Vornamen Leb oder Leib immer bewußt geblieben, wie eben die hebräische Wiedergabe durch Arjei (Löwe) beweist. An das hebräische Wort für Herz wurde aber dabei nicht gedacht, schon weil in dem Munde der deutschen Juden (und nur um diese kann es sich hier handeln) das hebräische Wort nicht Leib oder Leb, sondern vielmehr Leif oder Lef lautete, und weil durchaus kein Grund vorlag, das deutsche Wort ins Deutsche zu übertragen. So hat man auch bei dem jüdischen Vornamen Herz nicht an das heute so lautende deutsche Wort zu denken, das auch in der auf der letzten Hälfte betonten Anrede Bruderherz (vgl. Herzensbruder und Herzbruder) erscheint, sondern vielmehr darin eine Nebenform des mittelhochdeutschen Hirz zu erblicken = Hirsch, s. Kleinpaul S. 128, wo unter den bei den deutschen Juden üblichen Thiernamen auch Herz = Hirsch (Hirzel = Hirschel) aufgeführt ist. In den Synagogen gelten für die mit den Vornamen Hirsch oder Herz Benannten gleichmäßig die hebräischen Benennungen Z'wi (d. i. Hirsch, Gazelle) und Naphthali, das letztere mit Bezug auf die von dem verscheidenden Erzvater an seinen Sohn gerichteten Worte (s. 1. Buch Moses, Kap. 49, V. 21), die in Luther's Verdeutschung lauten: „Naphthali ist ein schneller Hirsch."

Ich habe diese an und für sich höchst geringfügige Einzelheit, in der ich von dem Verfasser abweichen zu müssen glaube, hier etwas eingehender besprochen, erstens weil es überhaupt nur einzelne unbedeutende Kleinigkeiten in dem Kleinpaul'schen Buche sind, die mir vielleicht zur Aeußerung einer andern Ansicht Anlaß geben, während ich im großen und ganzen den Ansichten des Verfassers nur vollständig zustimmen kann, weshalb ich auch sein ebenso anregendes wie belehrendes Buch unbedingt allen aufs eindringlichste und wärmste empfehlen möchte. Zweitens bin ich von einem so gründlichen Forscher überzeugt, daß ihm auch die Berichtigung einer einzelnen

*) Ich habe in meiner Besprechung in der „Allgemeinen Zeitung" auf den befremdlichen Umstand hingewiesen, daß uns Namen wie Löwensohn, Levysohn ꝛc. einen jüdischen Klang haben, der bei der wörtlichen Uebertragung ins Hebräische: Benary oder aufgelöst: Ben-Ari (Sohn des Löwen) verschwindet; s. Kleinpaul S. 109, vgl. ebend., S. 74: „Ariel d. h. der Löwe oder Streiter Gottes, alttestamentlicher, von Shakspeare dem Luftgeist im «Sturm» gegebener Name."

Kleinigkeit nicht als Kleinigkeit erscheinen wird, und drittens schien mir die besprochene Einzelheit ein passendes Beispiel, um zu zeigen, wie die auch von dem Verfasser mit Vorliebe behandelten jüdischen Namen nach ihrer Doppelbeziehung zum Osten und zum Westen besonders geeignet sind, auf die Grundsätze der Namengebung ein helleres Licht zu werfen.

Das bisher Gesagte bezieht sich allerdings zunächst auf die erste, die Menschennamen behandelnde Hälfte des Buchs; aber ich kann und muß hinzufügen, daß auch für den zweiten, den Völkernamen gewidmeten Theil gleichmäßig das dem Inhalt und der Behandlung gezollte Lob seine volle Gültigkeit hat. Damit der Leser von der Art und Weise einen anschaulichen Begriff erhalte, setze ich hier zum Schluß aus dem zweiten Theil eine längere Stelle (nur mit Beseitigung einiger entbehrlichen Fremdwörter) her:

Solange alle Welt einerlei Zunge und Sprache hat, gibt es überhaupt noch gar keine Völker, es gibt nur Menschen, die nicht untereinander, sondern zu der übrigen Schöpfung, zu den Thieren und Pflanzen, im Gegensatz stehen. Sie haben daher auch noch keinerlei Volksnamen, sondern wenn sie von sich sprechen, so sprechen sie von den Menschen oder Leuten. Dann, wenn diese Menschen andere Menschen zu Gesicht bekommen und die Leute merken, daß hinter dem Berge auch noch Leute wohnen, daß es, wie der Grieche sagt, Hyperboreer gibt, stellt sich das Bedürfniß näherer Bestimmung heraus. Die Weißen werden sich weiße Menschen, die Schwarzen schwarze Menschen nennen. Auf diese Weise entstehen die Völkernamen. Aber während das die einen thun, thun es auch die andern, sodaß bei zwei Völkern je zwei Namen, bei drei Völkern je drei Namen entstehen u. s. f. Diese Zahlen vermindern sich, weil die Namen untereinander ausgetauscht und gegenseitig angenommen werden; doch kommt es häufig genug vor, daß mehrere Völkernamen nebeneinander herlaufen, z. B. für die Zigeuner könnte man ein Dutzend namhaft machen. Gewöhnlich hat ein Volk wenigstens zwei Namen: denjenigen, den es sich selbst beigelegt hat, und denjenigen, der ihm im großen Völkerverkehr von Fremden gegeben wird. Wir müssen hier zunächst einem Einwurf begegnen, als ob die Völker selber überhaupt keinen Namen hätten. Jakob Grimm sagt, für die Völkernamen gelte als Regel, kein Volk lege sich seinen Namen selber bei, sondern er werde ihm von andern beigelegt. Wie das neugeborene Kind einen Namen durch seine Aeltern und Freunde erhalte, so sei es auch für die Erklärung der Volksnamen richtig, anzunehmen, daß sie für benachbarte Völker gegeben wurden. Das Bedürfniß, einen dritten zu benennen, sei jederzeit stärker als das, sich selbst zu nennen. Hier möchte ich an den Gründer der deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft nur eine einzige Frage richten: wie denn der Name „Deutsche" entstanden sei. Deutsche sind diejenigen, welche zum Volk gehören; der Deut oder Diet, gothisch Thiuda, heißt das Volk, und deutsch ist ein Wort wie völkisch, volksthümlich, national. Ich kenne einen Namen, welcher dem unserigen sehr genau entspricht, das ist der Name Bantu, der ebenfalls Volk bedeutet: unter ihm werden alle diejenigen Stämme zusammengefaßt, welche Südafrika von den Sitzen der Hottentotten bis zum Aequator hinauf bewohnen. Nun, Deutsche haben sich die Deutschen, Bantu die Bantuvölker unzweifelhaft selbst genannt; beide Namen stammen aus einer Zeit, wo sich die Inhaber als das alleinige Volk fühlten, weil sie noch keine andern Völker kannten oder gelten ließen; es ist ganz undenkbar, daß die nationalen Namen von Nachbarstämmen erfunden worden seien. In diesem Sinne heißt es: deutsch reden, will sagen: deutlich und allgemein verständlich reden; in diesem Sinne braucht Ulfilas den Ausdruck deutsche Sitte für heidnische Sitte; in diesem Sinne spricht man von einem deutschen Manne, von einem deutschen Gemüth und von deutscher Treue. Die Grimm'sche Regel bestätigt sich auch bei andern Völkern nicht: sie sind Neophyten, die sich selber taufen, sie wissen das zehnte mal gar nicht, wie sie in fremden Ländern heißen. Wir die Manoas, Ore Manoas sagen die Indianer am Amazonenstrom. Kein Türke nennt sich selbst Türke, kein Tscherkesse selbst Tscherkesse, kein Grieche selbst Grieche. Eine Tabelle mag anschaulich machen, wie bei den verschiedensten Völkern neben den fremden einheimische Namen nebenher gehen.

Der Raum verbietet, diese höchst belehrende Uebersichtstafel folgen zu lassen; aber ich hoffe und wünsche, auch schon die ausgehobene Stelle wird alle diejenigen Leser, welche über Menschen- und Völkernamen gründliche und zugleich anmuthig anregende Belehrung suchen, wol veranlassen, zu dem Kleinpaul'schen Buche zu greifen.

Daniel Sanders.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Das Recht der Frau" betitelt sich ein hochinteressantes, der Feder einer höher gestellten Dame entstammendes Buch (Zürich, Verlags-Magazin), welches wir in den Händen recht vieler Männer und Frauen sehen möchten. Man braucht noch lange keine emancipirte Frau zu sein, um recht viele Anschauungen und Wünsche zu hegen wie die Verfasserin; daß sie im Uebermaß ihres Schmerzes zuweilen über das berechtigte Ziel hinausschießt, ist wol verzeihlich. „Unbedingt richtig ist, daß durch die Beschützung der Protistution vielen Mädchen die Möglichkeit einer rechtzeitigen Ehe entzogen wird. Ein berühmter Staatsökonom sagt: «Man darf nur sehr geringe Fortschritte der Moral erwarten, solange die Hervorbringung zahlreicher Familien nicht mit demselben Gefühl betrachtet wird wie die Trunksucht. Warum nun strengt der Staat nicht alle Mittel an, um diese einfache Pflicht seinen Bürgern begreiflich und möglich zu machen? Anstatt dessen unterstützt der Staat Maßregeln, welche die grausamste aller Ungerechtigkeiten gegen die eine Hälfte des Menschengeschlechts sind. Der Staat kann nicht alle Menschen zu wohlgesitteten machen. Aber daß die Männer so häufig ihre Frauen mishandeln und ausbeuten, das sollte die gesetzgebenden Mächte doch einmal auf den Gedanken kehren, ob es wohlgethan war, bei der Abfassung der Gesetze niemals die doch zur Hälfte an ihren Wirkungen Mitbetheiligten auch im leisesten nur zu fragen. Es ist Thatsache, daß der Geist der Frau ganz gleich bildungsfähig ist wie der des Mannes.»" Diese Proben mögen genügen. Jedenfalls schreibt die Verfasserin aus tiefem persönlichen Schmerz, nicht aus Herrschaftsgelüsten heraus; sie entwickelt große Besonnenheit und versteht vielfach überzeugend zu beweisen.

— „John Bull und sein Inselheim." Englische Sittenbilder von Max O'Rell. Aus dem Französischen von Arthur Bertow (Berlin, Janke). In 32 Kapiteln wird hier England nach allen nur möglichen Seiten geschildert, fast immer summarisch, aber stets pikant. Wie weit alle einzelnen Angaben wahr sind,

können wir nicht controliren; es mögen wol viel einseitige Urtheile mit unterlaufen, jedenfalls aber besitzt der Verfasser eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe und ungemeine Frische der Darstellung. Wer Zeit und Lust hat, sich beim Lesen dieses Buchs zu „amüsiren", dürfte seine Rechnung dabei finden.

— „Kernworte Bismarck's aus der Zeit 1847—1885. Festgabe zur Jubelfeier des Reichskanzlers" (Leipzig, Findel). In der vorliegenden Sammlung Bismarck'scher Kernworte führt der Herausgeber aus der öffentlichen Wirksamkeit Bismarck's solche Aeußerungen desselben vor, welche die Eigenart seines Wesens, die Beweggründe und Ziele seiner Bestrebungen und Handlungen in treffender Weise kennzeichnen. Er hat versucht, nur denjenigen Bismarck in seinen Worten zu charakterisiren, welcher über den Gegensatz der Parteien hoch emporragt: eine wol kaum rein zu lösende Aufgabe. Eine gut geschriebene Einleitung entrollt dem Leser den Lebenslauf Bismarck's. Die Lektüre all dieser Kernworte gewährt einen Hochgenuß, die Auswahl von Kraftstellen ist wirklich in ihrer Art sehr geschickt.

— „Aus meiner Studienzeit." Erinnerungen von Heinrich Hansjakob (Heidelberg, Weiß). Der Verfasser, bekannt als freisinniger katholischer Pfarrer in der badischen Abgeordnetenkammer, gibt hier gewissermaßen den zweiten Theil seiner Biographie. Seine Jugendzeit hat er schon früher beschrieben, die Schilderung seiner reifern Jahre stellt er noch in Aussicht. Allen badenser Gesinnungs- und Fachgenossen ist diese Gabe des edeln Mannes gewiß von Interesse; sie fesselt durch Geist und Gemüth, durch schmucklose Wahrheit und tiefe Menschenkenntniß.

— Der Oesterreichische Riesengebirgs-Verein zu Hohenelbe veröffentlicht in seinem Selbstverlag eine Schrift „Rübezahl, seine Begründung in der deutschen Mythe". Das Buch enthält vier preisgekrönte Arbeiten über dies Thema, welche alle von liebevollster Versenkung in den Stoff zeugen. Die erste faßt Rübezahl als den Reflex der Sonnengottheit, als Abbild des Donar oder Thor; die boshaft koboldischen Züge erklären sich zum Theil aus dem Teufelsglauben des Reformationszeitalters. Aehnliche Conjecturen enthalten die folgenden Abhandlungen; sie zeugen von großer Belesenheit, sind aber eigentlich nur Vorarbeiten, aus welchen schließlich ein Sachkundiger das bleibende Ergebniß ziehen muß.

— „Verdeutschungswörterbuch" von Daniel Sanders (Leipzig, O. Wigand). Der ausgezeichnete Mitarbeiter dieser Zeitschrift veröffentlicht hier ein Werk, in welchem ein geradezu fabelhafter Fleiß alles übersichtlich geordnet. Wir glauben es ihm auch ohne besondere Versicherung, daß er es seit vielen Jahren vorbereitet hat. Er verlangt möglichste Reinheit der Sprache, ganz besonders von den Lehrern und Tagesschriftstellern; er will nicht etwa alles Fremde ausgemerzt wissen, möchte es aber nur da und so lange angewendet sehen, als es zur Zeit noch unentbehrlich ist. Sanders' „Verdeutschungswörterbuch" soll die Mitte halten zwischen seinem „Fremdwörterbuch" und seinem „Deutschen Sprachschatz". Ersteres bietet für die überhaupt überflüssigen oder wenigstens in gewissen Fällen entbehrlichen Fremdwörter Verdeutschungen. Es ist ein handliches Buch, in welches nur allgemein übliche und doch entbehrliche Fremdwörter aufgenommen worden sind. Wir empfehlen dasselbe als ein Meisterwerk auf das dringendste, können aber den Wunsch nicht unterdrücken, daß bei einer spätern Auflage ein das Auge weniger angreifender Druck gewählt werden möchte.

— „Whately's Grundlagen der Rhetorik." Von Dr. med. G. Hildebrand, Kreisphysikus zu Osnabrück (Gotha, F. A. Perthes). Der Herausgeber glaubt wahrgenommen zu haben, daß die Rhetorik in neuerer Zeit nur spärliche Bearbeiter gefunden hat. Diese Erscheinung bedauert er um so mehr, als die Kunst der Beredsamkeit mit dem Eintritt der modernen Culturvölker in öffentliches politisches Leben eine Bedeutung gewonnen hat, wie sie größer kaum gedacht werden kann. Um diesem Mangel eine vorläufige Abhülfe zu schaffen, hat er sich entschlossen, eine Schrift Richard Whately's, weiland Erzbischofs von Dublin (gest. 1863), dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Dieses Werk „Elements of Rhetoric" (1828) gilt in England noch immer als das allgemein anerkannte Hand- und Lehrbuch der Rhetorik. Dasselbe enthält vier Abschnitte: „Die Argumente", „Die Ueberredung", „Der Stil", „Der Vortrag". Dem Herausgeber, welcher das Werk in fließender Uebersetzung bei uns einführt, gebührt der Dank aller derer, welche die Rhetorik in ihrer Bedeutung auch für unsere Zeit zu würdigen wissen.

Bibliographie.

Amand, C., Tante's Gäste. Lustspiel. Zabern, Mallinckrodt. 8. 1 M.

Becker, H., Cinghala und die Cinghalesen, Land und Volk des alten Paradieses. Dazu 1 Tafel in Lichtdruck mit den hervorragenden Personen aus Herrn Hagenbeck's Cinghalesen-Truppe, nebst deren Original-Namenzügen. Frankfurt a. M. Gr. 8. 60 Pf.

Böckel, O., Deutsche Volkslieder aus Oberschlesien. Gesammelt und mit kulturhistorisch-ethnographischer Einleitung herausgegeben. Marburg, Elwert. Gr. 8. 4 M.

Börckel, A., Der Philosoph von Sanssouci. Schauspiel. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 1 M.

Kurze Darstellung der Geschichte des 6. Ostpreußischen Infanterie-Regiments Nr. 43. 1860—1885. Auf Befehl des Regimentskommandeurs bearbeitet für Unteroffiziere und Mannschaften zur 25jährigen Jubelfeier. Mit 1 Porträt und 3 Skizzen im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 80 Pf.

Dreher, Geschichte des 2. Pommerschen Ulanen-Regiments Nr. 9 von seiner Formation 1860—1885, nach einem älteren Manuscript bearbeitet und vervollständigt. Mit 2 Portraits und 1 Karte in Steindruck. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 1 M. 25 Pf.

Politische Gedanken aus Lettland. Aus dem Lettischen übersetzt. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M.

Die Grenadiere des alten Fritz. Militärisches Lustspiel von F. H. Berlin, Liebel. 8. 75 Pf.

Gréville, H., Die Niania. Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung von A. Röhl. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Haupt, A., Abgefaßt — fünf Monate Königstein! Eine kurze Schilderung der Festungshaft. Leipzig, Roßberg. 8. 50 Pf.

Heinrich, Die ersten 25 Jahre des 4. Magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 67. Im Auftrage des königlichen Regiments nach offiziellen und privaten Mittheilungen bearbeitet und dargestellt. Mit 1 Kartentafel. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Heman, C. F., Die historische und religiöse Weltstellung der Juden und die moderne Judenfrage. Gesammt-Ausgabe. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 M.

Karpeles, G., Heinrich Heine's Biographie. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 M. 20 Pf.

Die deutsche Kolonialpolitik. 4tes Hft.: Die Rechtsverhältnisse der Deutschen in Afrika und in der Südsee. Leipzig, Renger. Gr. 8. 1 M.

Lugano, S., Schiffbruch. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 5 M.

May, Maria Theresia, Ein Räthsel. Pädagogische Novelle. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 12. 1 M. 20 Pf.

Pape, J., Das Lied von der Welt Zeiten. Büren, Hagen. 12. 1 M. 50 Pf.

Pflug-Harttung, J. v., Theodor von Sickel und die Monumenta Germaniae diplomata. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die konservative Presse. Von einem konservativen Journalisten. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 80 Pf.

Rodbertus, Zwei verschollene staatswirthschaftliche Abhandlungen. Neu herausgegeben und eingeleitet von M. Quarck. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Salter, W. M., Die Religion der Moral. Vorträge. Vom Verfasser genehmigte Uebersetzung, herausgegeben von G. v. Gizycki. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Springer, R., Essays zur Kritik und Philosophie und zur Goethe-Litteratur. Minden, Bruns. Gr. 8. 6 M.

Staat und Gesellschaft der Zukunft. Eine Studie von R. E. Altona, Harz. 8. 75 Pf.

Stöckl, A., Ueber Wesen und Zweck der aesthetischen Kunst. Zu Jungmann's „Aesthetik". Mainz, Kirchheim. 8. 75 Pf.

Totzke, A., Deutschlands Kolonien und seine Kolonialpolitik. Mit 11 Karten-Skizzen. Minden, Bruns. 12. 4 M.

Verne's, J., Schriften. Autorisirte Ausgabe. 43ster u. 44ster Bd.: Keraban der Starrkopf. 2 Thle. Wien, Hartleben. 8. à 2 M. 70 Pf.

Wetz, W., Die Anfänge der ernsten bürgerlichen Dichtung des 18. Jahrhunderts. Das rührende Drama und bürgerliche Trauerspiel bis zu Diderot, der Familienroman des Marivaux und Richardson und die dramatische Theorie Diderots. 1ster Bd. Allgemeiner Theil. Das rührende Drama der Franzosen. 1ste Abth. Worms, Reiss. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 214 bis 220.

Einigungsämter und Arbeiterkammern. — Die „Neue Republik“ in Zululand. — Regungen des Deutschthums in Prag. — Die Monarchenzusammenkunft in Gastein und das deutsch-österreichische Bündniß. — Zur afghanischen Frage. — Die lateinische Münzunion. — „L'esprit militaire“ und das französische Offiziercorps. (I.)

Sommerbriefe aus Oesterreich. (IV.) — Die internationale Ausstellung von Arbeiten aus edlen Metallen und Legirungen in Nürnberg 1885. Von J. Stockbauer. (VI. Schlußartikel.) — Ueber Erhaltung von Bildwerken und öffentlichen Denkmälern. Von Professor K. Knoll. (Schluß.) — Die Reisen der deutschen Kriegsflotte im Jahre 1884. (III/IV.) — Ueber Gesetz, Theorie und Hypothese in der Physik. Von Professor Dr. Braun. — Zu Schmeller's hundertstem Geburtstage. Von J. Nicklas. — Neapel. Von Th. Trede. (I/II.) — Richard Leander's Dichtungen. Von G. Ebers. — Briefe vom Starnberger See. (II/III.) — Die Antwerpener Weltausstellung. (IX.) — Die neuen Gebietserwerbungen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Der Werth der französischen Eisenbahnactien und deren Tilgung.) — Die deutschen Lebensversicherungsgesellschaften im Jahre 1884. — Ein neues Bahnproject Augsburg-Innsbruck. — Geschäftliche Jahresberichte: Münchener Trambahn. Handelskammer zu Elberfeld. Handels- und Gewerbekammer zu Sonneberg.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Descendenzlehre und Darwinismus.

Von

Oscar Schmidt,

Professor an der Universität zu Strassburg.

Dritte verbesserte Auflage.

Mit 26 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 2. Band.)

Dieses soeben in dritter verbesserter Auflage erschienene Werk gilt allgemein für die fasslichste Darstellung der vielverzweigten und verwickelten Probleme, welche als Descendenz- oder Abstammungslehre und ihre Begründung durch Darwin bezeichnet werden, und ist daher jedem zu empfehlen, der sich mit Wesen und Gehalt der modernen Naturforschung, sei es als Anhänger oder als Gegner derselben, auf leichte Weise bekannt zu machen wünscht.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Herzog Bernhard.

Eine Geschichte vom Oberrhein aus den Jahren 1638, 1639.

Von

Hans Blum.

8. Geh. Ladenpreis 5 Mark.

Eine culturgeschichtliche Erzählung im Stile G. Freytag's und Scheffel's, welche bereits bei ihrem ersten Erscheinen im Feuilleton der „Magdeburger Zeitung“ ein ganz ungewöhnliches Aufsehen erregte. Zum ersten male wird hier die nationale Politik und der durch diese bedingte, tragische Ausgang des deutschen Helden und Fürsten Herzogs Bernhard von Weimar in erzählender Form streng nach den Quellen dargestellt. Alle geschichtlichen Persönlichkeiten und Ereignisse sind mit größter Treue geschildert und eine Fülle humorvoller Gestalten und Scenen ist in den ernsten Zug der Haupthandlung ungezwungen eingestreut, sodaß auch das Bedürfniß nach leichterer Unterhaltung seine Rechnung dabei findet.

Verlag der königlichen Hofbuchhandlung, **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig.**

Vor kurzem erschien:

Die Harfe von Discatherine.

Bekenntnisse eines Dichter-Philosophen

von

Alexander Jung.

Zwei Bände. Gr. 8. Preis broschirt 10 Mark.

(Ein Seitenstück zu dessen Roman „Rosmarin“.)

In dem Rahmen dieses biographischen Romans werden uns die Kämpfe geschildert, welche der ehemalige Genosse des jungen Deutschlands, der langjährige Freund Gutzkow's zu bestehen hatte, um eine Weltanschauung zu verkündigen, welche als eine christlich-theistische mit dem herrschenden Realismus der Gegenwart in schroffstem Gegensatz steht. Da es niemand, der, wie der im vorigen Jahre verstorbene Nestor der deutschen Schriftsteller, zu eigenen Ueberzeugungen gelangen will, erspart ist, sich wie ein intellectueller Robinson erst selber die geistigen Güter zu erringen, welche die Cultur verarbeitet hat, so dürfen auch diejenigen, welche es mit alles Transscendente ablehnenden Realismus der Gegenwart halten, hier Gelegenheit finden, zu prüfen, ob denn die Vertreter des alten Glaubens gegenüber denen des neuen schon eine ganz verlorene Sache verfechten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grammatik der Spanischen Sprache.

Von

Dr. Julius Wiggers.

Zweite Auflage. 8. Geh. 4 M. 50 Pf.

Wiggers' Grammatik der spanischen Sprache, nach wissenschaftlicher Methode bearbeitet, dient ganz besonders auch praktischen Zwecken, indem sie rasch und sicher zum Verständniß und zur richtigen schriftlichen und mündlichen Handhabung der Sprache anleitet. Vorliegende zweite Auflage ist vom Verfasser noch vielfach ergänzt und verbessert worden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 27. August 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Die Productivität der Dichter. Von Rudolf von Gottschall. — Neue Romane. Von J. J. Honegger. — Pädagogische Schriften. Von A. Sulzbach. — Poetische Uebersetzungen. Von Robert Waldmüller. — Vermischte historische Literatur. Von Hans Prutz. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die Productivität der Dichter.

Er schmierte, wie man Stiefeln schmiert, vergebt mir diese Trope,
Und war ein Held an Fruchtbarkeit wie Calderon und Lope.

Mit diesem Verse geiselte Platen einen andern deutschen Dichter; doch vernichtend war dieser Spottvers nicht, denn der Vergleich mit so hochbegabten Dichtern wie Calderon und Lope mochte das Opfer trösten, das die Satire des formgewandten Grafen über sich ergehen lassen mußte. Graf Platen konnte freilich getrost die Geisel schwingen; denn allzu große Fruchtbarkeit war sein Fehler nicht, und was er außer seinen marmorschönen Versen geschaffen, die ernstgemeinten Dramen und epischen Fragmente, würden an sich kaum nennenswerth sein und wurden nur von seinen Oden, Gedichten und satirischen Literaturdramen im Fahrwasser der Unsterblichkeit fortbugsirt.

Ist solche Productivität nun in der That ein Frevel gegen die neun Musen, welcher die Züchtigung der kritischen Rhadamante verdient?

Die Frage wird uns vorgelegt durch die Mittheilungen über Victor Hugo's dichterischen Nachlaß; denn danach gehört auch Victor Hugo zu den productivsten Dichtern der Neuzeit sowie er ohne Frage einer der vielseitigsten ist. Seinem literarischen Testament zufolge sollen Paul Meurice, Auguste Vacquerie, Victor Hugo's Schwiegersohn, ein talentvoller dramatischer Dichter, und Ernest Lefèvre diesen Nachlaß ordnen, und zwar sollen drei Klassen gebildet werden: vollendete Werke, halbvollendete Werke, Fragmente und zerstreute Notizen. Was die erste Klasse betrifft, so sollen fünf hinterlassene Theaterstücke schon im nächsten October in einem Bande erscheinen, und nächstes Frühjahr unter dem Titel „Les Années funestes" Gedichte, die im Exil entstanden sind. Am umfangreichsten aber ist der Notizennachlaß. Victor Hugo selbst sagt von dieser Klasse: „Diese letzte Kategorie, die an alle meine Ideen anknüpft, wenn auch ohne äußeres Band, wird, wie ich denke, mehrere Bände bilden und unter dem Titel «Océan» publicirt werden. Fast alles das ist in meiner Verbannung geschrieben worden; ich gebe dem Meere wieder, was ich von ihm empfangen." Die Ordner des Nachlasses fanden mehr als 300 Bündel vor, von denen das erste 252 Zettel enthielt: in halbjährigen Bänden soll diese Flut von Aphorismen allmählich ausgeschöpft werden, soweit das die 100000 Francs gestatten, welche Victor Hugo in seinem Nachlaß für diese sämmtlichen Publicationen ausgesetzt hat. Den drei Vertrauensmännern sind von dem Erlös der ersten Kategorie 15, von dem der zweiten 25, von dem der dritten und der Correspondenz, deren Veröffentlichung sich dann anschließen soll, 50 Procent zugesichert. Doch haben sie darauf verzichtet und erklärt, daß die Procente zu Ehren Victor Hugo's: für seine pariser Statue, für die Statue in Besançon und für das Grabmal im Panthéon, verwendet werden sollen.

Der Ocean von Zetteln zeugt jedenfalls von einer unaufhörlichen geistigen Production, deren Niederschläge rasch in aphoristischer Gestalt aufgefangen wurden. Solche Productivität würde Befremden erregen müssen, wenn nicht die Literaturgeschichte genug Beispiele aufzuweisen hätte, daß gerade die gnomische Poesie zu solcher Ueberproduction neigt, so wie ja auch in der Natur die kleinen geflügelten und ungeflügelten Insekten mit und ohne Stachel die Neigung haben, sich ins Unbegrenzte zu vervielfältigen. Wir brauchen hier nur an Rückert zu erinnern: welch ein geistiger Tropfenfall, der nie zur Ruhe kommt, in der „Weisheit des Brahmanen"! Und welch ein Sprühfeuer

von Aphorismen in seinen bändereichen Gedichtsammlungen! Auch Leopold Schefer, der selten so kurzathmig war, und dessen Gnomik oft einen dithyrambischen Zug hatte, goß einen Gedankenstrom aus unerschöpflicher Urne. Je atomistischer die Dichtweise eines Poeten ist, desto unbegrenzter wird seine Productivität sein, und je weniger organische Gestalt ein Dichtwerk oder ein Gedicht hat, je weniger es sich von seinesgleichen unterscheidet, zu desto größerer Zahl werden diese gleichartigen, in derselben Form geprägten diminutiven Geistesproducte anwachsen. Das Kleine sucht auch in der Natur durch die Masse zu wirken: die Infusorien helfen mit ihren Panzerschalen die Erdkruste bilden. Bei seichten Schriftstellern auf diesem Gebiete könnte man von einer blattlausartigen Production sprechen. Jedenfalls wirkt solch ein Zettelkram von Aussprüchen, Sentenzen, Epigrammen, Aphorismen, und wie man diese kleinen Gedankenkinder taufen will, nicht gerade befremdend, wenngleich Victor Hugo, wenn man seine posthumen Gedankenbündel mit den darin enthaltenen Zetteln multiplicirt, gegen 80000 Gnomen der Nachwelt hinterlassen hätte und damit unter allen didaktischen und epigrammatischen Dichtern einen ersten Platz einnehmen würde. Natürlich werden sich unter dieser immensen Zahl viele absonderliche Paradoxen finden und gewiß auch allerlei unreife und unausgetragene Eintagsfliegen.

Auch als Dramatiker ist Victor Hugo fruchtbar gewesen: fünf nachgelassene Theaterstücke kommen zu der stattlichen Sammlung seiner Dramen, deren letztes, „Torquemada", als ein Goethe'scher Tragelaph zu betrachten ist. Doch erreicht er damit noch nicht die Productivität Shakspeare's, noch weit weniger die Calderon's und Lope de Vega's oder diejenige der griechischen Tragiker. Sophokles und Euripides haben jeder mehr als hundert Werke geschrieben. Wenn Schiller, ein geborener Dramatiker ersten Ranges, wenig productiv war, so liegt dies an der langen sterilen Periode seines Lebens, in welcher er seinen Beruf in der Pflege der Wissenschaft, der Geschichte und Philosophie, zu finden glaubte: Gebiete, auf denen er zwar Tüchtiges, aber nicht Bedeutendes leistete, während er als Dramatiker der Erste der deutschen Nation war. Hätte er auch nur in seiner Sturm- und Drangepoche oder in seinen letzten zehn Lebensjahren alljährlich ein Trauerspiel verfaßt: er würde gleichfalls zu den productivsten Dramatikern gehört haben. An schöpferischer Kraft fehlte es ihm nicht; auch zeigen seine Fragmente, mit wie vielen Stoffen er sich beschäftigte: nur die Ablenkung auf das wissenschaftliche Gebiet wurde ihm verhängnißvoll. Goethe war ein zu allseitiger Genius, dem die dramatische Form mehr als eine zufällige erschien: Amtsgeschäfte, Kunstliebhaberei, Naturstudien nahmen seine geistige Thätigkeit während eines langen Lebens in Anspruch. Dennoch war er ein productiver Dichter, wenn auch kein productiver Dramatiker.

Man wird heutzutage geneigt sein, solche Productivität besonders auf dem Gebiete des Trauerspiels und der ernsten Dichtung tadelnswerth zu finden: die Gefahr der Seichtigkeit liegt zu nahe, und Dichter wie Raupach, welche die geschichtlichen Tragödien nur so aus dem Aermel schüttelten, haben diese Klippe nicht vermieden. Gleichwol ist, wie die hellenischen Tragiker, wie Lope und Calderon beweisen, das vorzügliche Werk, das Meisterwerk, auch bei so reicher schöpferischer Thätigkeit nicht ausgeschlossen: man könnte sagen, je mehr Lose in der Lotterie der Musen, desto mehr Aussicht auf das große Los, wenn nur derjenige, der in diese Lotterie setzt, ein Kind des Glücks, d. h. ein Genie ist. Mag man indeß in Bezug auf das Trauerspiel verschiedener Ansicht hierüber sein: ein Lustspieldichter hat das Recht, productiv zu sein, ein Recht, von welchem Kotzebue, Benedix und Moser ja auch ausgiebigen Gebrauch machten. Nicht jeder Wurf glückt, aber unter den vielen einige ... und das genügt. Die heitern Einfälle der Lustspieldichter müssen rasch in dramatisches Leben umgesetzt werden, ehe sie verdunsten. Ueberhaupt glauben wir nicht an den „Löwenwurf" auf literarischem Gebiete. Nur Ein Junges, aber ein Löwe! rufen die Vorkämpfer der dichterischen Sterilität bei einem „Julius von Tarent" und ähnlichen dramatischen Singletons: es ist in der Regel nicht viel dahinter.

Nicht minder productiv ist der Lyriker Victor Hugo: wie viele Gedichtsammlungen, von den „Feuilles d'automne" und „Chants de crépuscule" bis zum „Année terrible", dem sich jetzt die „Années funestes" anschließen sollen, hat er veröffentlicht! Am fruchtbarsten werden immer die Gedankenlyriker sein; denn ihnen bietet sich der größte Reichthum von Stoffen dar: die Empfindung hat zwar auch unzählige Varianten, aber sie werden leicht eintönig durch den gleichartigen Ausdruck. Victor Hugo ist jedenfalls einer der genialsten Reflexionspoeten trotz aller wunderlichen Blasen, welche seine Phantasie wirft.

Auch bei Romandichtern ist die Productivität nichts Verwerfliches; wer die Kunst zu fabuliren besitzt, der wird immer neue Fabeln ersinnen und von dem Drang getrieben sein, sie auszuführen. Victor Hugo hat mehrbändige Romane und Romancyklen geschrieben und gehört auch auf diesem Gebiete zu den fruchtbaren Poeten.

Daß es viele productive Schriftsteller gibt, welche leicht und leichtfertig schreiben und lauter unausgegorene Dichtwerke ans Licht fördern, ist fraglos: doch würden dieselben, auch wenn sie weniger schrieben, nichts Besseres leisten. Auf vielgepriesene Dichter, die jahrelang mit ihren Stoffen ringen, läßt sich oft das parturiunt montes anwenden. Im ganzen gehört der rasche und glückliche Wurf, die Leichtigkeit der Production, die Unerschöpflichkeit der Phantasie zu den Attributen des echten Genius.

Rudolf von Gottschall.

Neue Romane.

1. Baron Fritz Reckensteg. Roman von W. von Kotzebue. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1885. 8. 7 M.
2. Trüber Morgen, goldener Tag. Roman von Maria Lenzen di Sebregondi. Köln, Bachem. 1884. 8. 2 M.
3. Alda Renzoni. Roman. Frei nach Melati von Java von Leo von Heemstede. Köln, Bachem. 1885. 8. 2 M.
4. Der Erbe von Weidenhof. Roman von F. von Pelzeln. Köln, Bachem. 1885. 8. 2 M.
5. Der Zug der Zeit. Roman vom Verfasser von „Im Banne der dritten Abtheilung". Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1885. 8. 8 M.
6. Uffe Hjaelm's und Palle Löve's Erlebnisse. Von Henrik Scharling. Aus dem Dänischen von W. Reinhardt. Drei Bände. Dritte Ausgabe. Norden, Fischer Nachfolger. 1884. 8. 13 M. 50 Pf.

Alle die hier genannten Romane spielen in unserer Zeit und tragen ausgeprägt modernen Charakter. Sie stellen dar: das Lebens- und Charakterbild eines sich rationell entwickelnden jungen Mannes von Stande; ein in erweitertem Kreise spielendes Familien- und Gesellschaftsporträt mit charakteristischen Gestalten; eine durch schwere Gewissensschuld erkaufte Künstlerlaufbahn, die schnell genug traurig endet; die sehr reichhaltig mit einer Fülle von handelnden Personen und wechselnden Scenen ausgestattete Geschichte eines Gesellschaftskreises aus den höhern Ständen; das Leben der petersburger Diplomatenwelt aus der dunkeln neuesten Phase im russischen Staatsgetriebe; endlich ist von seiten des dänischen Schriftstellers, an eine alte Sage aus der Heldenzeit anknüpfend, die allegorisch dichterische Darstellung des dänischen Volksgeistes in seinen neuesten Aeußerungen, in ernsten wie humoristischen Zügen versucht worden.

Der Roman „Baron Fritz Reckensteg" von W. von Kotzebue (Nr. 1) ist eine gute Schrift, deren Hauptverdienst in einer mit den einfachsten Mitteln erzielten durchsichtigen, fast möchte ich sagen classischen Klarheit der innern und äußern Verhältnisse, der Seelenzustände und Lebensphasen liegt.

Was sie uns vorführt, ist der frühere Lebensgang eines jungen Deutschen aus hocharistokratischem Hause, aber mit äußerst kargen Mitteln. Der Vater, durch seine fast derbe Wahrhaftigkeit unbeliebt geworden, ist ein kleiner Provinzialbeamter, der fest und ruhig in seinem beschränkten Kreise waltet. Der Sohn Fritz studirt eifrig und steuert auf nichts weiter als auf eine mühselige Beamtenlaufbahn los. Da rafft ein schreckliches Unglück die Söhne des Vaterbruders weg, der als Majoratsherr ein kolossales Vermögen und ausgedehnte Ländereien besitzt; ihnen folgt der verzweifelnde Vater ins Grab, und eines Morgens steht Fritz als Inhaber eines unermeßlichen Reichthums da. Nun aber beginnt für den Ungeschulten erst die harte Prüfungszeit. Er hat die vornehme Gesellschaft weder kennen noch beurtheilen lernen, verstößt mit seiner einfachen Natur an allen Ecken und Enden, knüpft eine aussichtslose Liebschaft an und kommt schließlich in eine so desperate Lage, daß er freiwillig als Gemeiner mit in den französischen Krieg zieht. Hier zeichnet er sich durch Heldenmuth aus, kommt verwundet zurück, lebt erst einsam und mit dem Gedanken beschäftigt, das Majorat zu Gunsten eines pfiffigen Anverwandten niederzulegen, der ihm die Sache als sehr plausibel vorzuschwatzen verstand. Da wendet sich das Blatt; er gewinnt die Geliebte zur Frau und findet nun in einem ebenso thätigen und wohlthuenden wie beglückten Gutsherrnleben Befriedigung. Der junge Baron hatte sich in der feinen Gesellschaft doppelte Schwierigkeit bereitet durch die unzertrennliche Freundschaft mit einem etwas derben Bürgerlichen, der sich vorübergehend in die hocharistokratische Cousine des Freundes verliebt und verächtlich abgewiesen wird, hierauf aber den Entschluß faßt, ins werkthätige Leben einzugreifen und selbständig zu werden; er nimmt ebenfalls am Kriege theil, kommt aus demselben mit einer lieblichen jungen Frau heim und erringt sofort eine ehrenhafte Stellung als Sachwalter. Es ist also in beiden Persönlichkeiten ein ganz ähnlich sich vollziehender Häutungsproceß, dem wir beiwohnen: zwei Köpfe, die von den Menschen und dem Leben in einem nicht gerade gelinden Verfahren zurecht geschliffen werden, bis sie sich nicht mehr „verblüffen lassen" und darüber klar sind, wo und wie und zu welchem Zweck sie Position fassen sollen.

Ein ganz ausgeprägtes Gesellschaftsexemplar ist die im eigenen Fett fast erstickende, hochmüthige, faule und dumme Frau Baronin, vom Hals bis zum Fuße mit Brillanten geschmückt und mit den löblichen Eigenschaften begabt, kolossal viel Geld zu brauchen und die meiste Zeit zu verschlafen. Es heißt denn doch die Geduld des neuen Majoratsherrn, dessen Dasein in der Welt die hocharistokratische Dame übersehen zu können glaubt, auf eine starke Probe stellen, wenn die anspruchsvolle Frau nach wie vor über die großartigen Gutseinnahmen derart verfügt, daß dem jungen Herrn nicht genug für ein anständiges Auskommen bleibt und er gezwungen ist, bei seinem Rechtsanwalt zu borgen. Diese Frau stellt entschieden einen Typus für jene Stände dar. Ganz anders der alte Baron selbst und sein Tochtermann, beide nie über die gemessene Ruhe und Würde des fein gebildeten Mannes hinausgehend, die ihnen anscheinend leicht über die höchsten Widerwärtigkeiten und Prüfungen hinweg hilft; es sind die perfecten Edelleute von angeborenem Air und Takt, gleichgültig ob mit viel oder wenig innerm Fonds. Jedenfalls ist es eine achtungswerthe Leistung, daß der Baron es fertig bringt, seine wuchtig auftretende bessere Hälfte ohne Murren zu ertragen. Noch zwei charakteristische Figuren aus dem Landedelmannsleben: zuerst der arme vornehme Herr von Helmershausen, der sein Leben lang mit Noth und Sorgen gekämpft hat, um auch nur in dürftigster Weise seinen Stand zu repräsentiren; gegen das Ende hin hat er mit großer Schlauheit seine Fäden um den unerfahrenen jungen Erben von Reckenhausen gesponnen, seinen

„lieben Cousin", um wenigstens den Söhnen das großartige Erbe in die Hände zu spielen; im letzten Augenblick aber reißt das Tau, er fällt in sein armseliges Dasein zurück und wird zum Menschenfeind. Die zweite Figur — ähnlich und doch verschieden wie die beiden Naturen — ist der Kammerherr von Brode, der sich durch verfehlte und theuere Marotten im Gutsbetrieb fast an den Bettelstab gebracht hat. Rettung bringt seiner Familie nach schweren Gemüthskämpfen die schöne Tochter, welche des steinreichen Erben geliebte Frau wird. So noch andere Personen und Familienkreise.

Es sind dies ausgesprochene Charaktertypen aus dem großen Weltleben, frisch und wahr, mit durchsichtiger Klarheit gezeichnet; das macht das Buch anziehend. In das Schicksal der Hauptperson ist eine gemüthvolle Intensität gelegt, deren Walten wohlthuend berührt. Das Ganze bildet eine gute und gesunde Lektüre.

Der Roman „Trüber Morgen, goldener Tag" von Maria Lenzen di Sebregondi (Nr. 2) läßt sich gleich mit den ersten Schritten derart an, daß wir den ausgeprägten neuzeitlichen Familien- und Gesellschaftsroman darin erblicken. Das Erste, was dem Leser auferlegt wird, ist ein ziemliches Stück Arbeit, nämlich die nicht kleine Liste der handelnden Hauptpersonen sich so zu gruppiren und einzuprägen, daß er ihre Beziehungen vor Augen hat. Wir wollen das einleitend für den Leser thun.

Mittelpunkt der Haupthandlung ist die Grafenfamilie von Haalburg auf dem Rodeckener Hof bei Röderstadt.

Familienglieder: eigentliches Haupt des Geschlechts ist die alte reiche nie vermählt gewesene Gräfin Alexandrine von Rodecken, eine Person mit eigensinnig starrem Willen.

Zeitweiliger Chef des Hauses: Graf Ferdinand. Sein Sohn erster Ehe Alexander; seine Tochter zweiter Ehe Emma; seine zweite Gattin Amélie, geborene Freifräulein von Lackstedt, in erster Ehe Gräfin Desendorf; ihr Sohn erster Ehe Ortwin. Anna, eine Nichte der alten Gräfin Alexandrine, das hinterlassene Töchterchen ihrer Schwester, der verstorbenen Leopoldine von Rodecken, war des Grafen Ferdinand erste Frau.

Zweiter Hauptsitz der Handlung ist das Familiengut Beikirchen der sehr reichen Heßborn, zur Zeit Onkel, Mutter und Tochter; die letztere, Lina, spielt eine wichtige Rolle, da sie nach einer Bestimmung des verstorbenen Vaters die Braut des mittellosen Grafen Ortwin Desendorf werden sollte.

Als heillose Kokette ist eine junge schöne Witwe, Baronin Melanie von der Lendhorst, geschildert.

Das wesentlichste Interesse knüpft sich an das designirte Paar Ortwin Desendorf und Lina Heßborn.

Das sind die bedeutsamst eingreifenden Personen und Beziehungen, die der Leser von Anfang an sicher im Auge behalten muß, wenn er nicht den vielfach umsponnenen Faden verlieren soll.

Eigenthümlich gestaltet sich das Verhältniß zwischen den zwei jungen Menschen. Wol unter dem Druck einer von außen ihnen auferlegten Verbindung stoßen sie sich bei der ersten Begegnung ab. Die Dame, ein eben nicht für die feine Welt erzogenes Landmädchen, entpuppt sich als ein noch nicht geschliffener Edelstein, aber Edelstein immerhin; und erst als die zwei sich ziemlich schroff getrennt haben, steigt in beiden eine mehr und mehr wachsende innere Neigung zueinander auf. Für einmal zu spät! Das Schicksal greift herb ein. Von da an geht die Handlung rascher vor, nachdem sie sich im ersten Theil des Buchs etwas langsam hingeschleppt hat. Beide Hauptpersonen trifft zunächst ein sehr unglückliches Los. Lina Heßborn, in freundschaftliche Beziehungen zu einer nahen Gutsbesitzerin getreten, wird von der eigenwilligen Alten in ihrer Todesstunde förmlich gepreßt, ihrem schwächlichen Sohn sich zu verloben. Das Wort ist gegeben und muß gehalten werden; sie verheirathet sich in höchst trauriger Stimmung, wird eine unglückliche Baronin, weiß dann aber durch sorgfältig treue Pflichterfüllung das Verhältniß zu ihrem schwindsüchtig dahinsiechenden Gatten ganz erträglich zu gestalten, und ist nach einem Jahr seine Witwe und Erbin. Noch schlimmer ergeht es dem Grafen Desendorf. Nachdem er Jahre hindurch als Inspector auf den großen Gütern der alten Rodecken eine ebenso gewissenhafte wie fruchtbare Thätigkeit entfaltet hat, kommt ein höchst auffallender Kassendiebstahl vor, der von der starren Alten in brutaler Form dem jungen Mann zugeschoben wird. Sie entzweien sich in schneidender Art; er verläßt das Haus, geht nacheinander in verschiedene Dienste, von denen einer schlechter als der andere, wird krank, will nach Amerika auswandern und steuert, nur noch mit den dürftigsten Mitteln ausgestattet, an einem abscheulichen Decembertag der Richtung nach dem Hafen zu. Verirrt, ermattet und gebeugt, lebensmüde kommt er am Waldsaume der großen Heßborn'schen Besitzungen vorbei und hat nur noch die Kraft, sich im Schnee bis zum Försterhause zu schleppen, wo er niedersinkt und in lange schwere Fieberkrankheit verfällt. Man erkennt ihn, wahrt aber das Geheimniß und pflegt ihn mit äußerster Sorgfalt, indem Lina selbst Tage und Nächte am Bett des bewußtlos Daliegenden zubringt. Auch als er genesen, schont man sein Incognito. Er tritt in den Dienst des alten treuen Oberförsters; aber der Seelenkampf, der ihn in der Nähe seiner Geliebten erfaßt, wird ihm unerträglich, und er will eben heimlich entfliehen, als Lina ihm noch begegnet, die beiden sich von Herzen aussprechen und ein überaus glückliches Paar werden. Auch seine Ehre ist voll gerettet; als Dieb hat sich auf dem Sterbebett der junge Haalburg angegeben, der sein leichtfertiges Leben mit frühem Tode büßt.

Das Buch liest sich gut, ohne gerade eine glänzende Leistung zu sein. Die verschiedenartigen Charaktere sind richtig gezeichnet, die Sprache angemessen, die Haltung natürlich, die Tendenz naiv; die Kunst der Erfindung aber ist nicht eben groß.

„Alda Renzoni" von Leo Heemstede (Nr. 3). Dem

Roman ist eine Novellette kleinsten Stils angehängt: „Ein Lichtblick" von M. Herbert. Dieses Genrebildchen, das wir einen lichten Tag in einem traurig öden Leben heißen dürfen, erzählt im Grunde gar nichts; seine Bedeutung liegt einzig und allein in dem angeschlagenen Ton, und der ist gut getroffen.

Nun der Roman. Wir befinden uns in einem weltvergessenen Nest von ertödtender Langeweile. Die Familie Hagen, mit alten Jungfern gesegnet, stellt uns in ihren vier Gliedern und dem witzelnden Hausfreund das verkörperte Bild der nach der Uhr aufgezogenen Eintönigkeit und Verknorzung dar: Personen, die wie aus einem hundertjährigen Traumdasein ergrauter Tanten auffahren würden, wenn sie einmal Welt und Leben schauen und kennen lernten. Die eine Tochter, in der etwas mehr von Zigeuner- und etwas weniger von dem Fischblut ihrer duseligen Lieben steckte, hat das Leben erfahren, doch nicht zu ihrem Glück. Sie ist mit einem leichtfertigen Schauspieler auf und davon, auch auf die Bühne gegangen, hat genug Noth und Trübsal erduldet, ist dann in der Fremde jung gestorben und hat ihren philiströsen Alten, d. h. Geschwistern, das Töchterchen Alda hinterlassen. Diese, schön und reizend, hat Talent und Neigungen des zum gefeierten Sänger aufgestiegenen Vaters geerbt, heirathet sehr jung einen holländischen Advocaten, ohne einen Begriff von der Ehe und deren Pflichten zu haben, wird nach Jahren von dem bis dahin verschollenen Vater wieder aufgefunden und dringend beredet, Mann und Kinder heimlich zu verlassen und als Sängerin die Bühne zu betreten. Sie thut dies, erntet Geld und Ruhm in Fülle und ist doch nicht glücklich. Wieder nach kurzen Jahren wird sie krank, kommt fast sterbend ins heimatliche Haus zurück und kann mit Mühe vor ihrem Hinscheiden von dem furchtbar verbitterten Gatten Verzeihung erlangen; das ist der letzte Lichtblick, der auf ein verfehltes Leben fällt.

Es sind ganz natürliche Lebensläufe, die uns da vorgezeichnet werden; wir mögen uns Schritt um Schritt sagen, daß das alles unmittelbar vor unsern Augen passiren kann, und daß die Menschen, sei es in ihrer Verpuppung, sei es in dem Flattern der Schmetterlingsfalter, ganz genau sich so bewegen, so fühlen und denken, thun und leiden, so in tiefer Stille altern oder so im Strom der Welt in jungen Jahren untergehen. Die aufgewendete Kunst finde ich auch hier nicht gerade groß. Was der Verfasserin in mehrfacher Variation am besten gelungen, das ist die Zeichnung jenes traumhaften, ausgetrockneten Philisterlebens schon von dem Augenblick an, da der künftige Advocat zur Strafe für verbummelte Zeiten als halber Verbannter auf ein Jahr in den Erdenwinkel geschickt worden ist, der ihm so verhängnißvoll werden soll.

Unter allen heute vorliegenden Werken ist der Roman „Der Erbe von Weidenhof" von F. von Pelzeln (Nr. 4) das künstlichste, meist verschlungene und den reichsten Personenkreis umfassende Gebilde. Um in äußerster Kürze dem Leser ein Bild von dem Inhalt zu geben, müssen wir die kunstvoll durcheinander geschlungenen Fäden auseinander reißen und die Lebensläufe, die sich da in mannichfachst gegenseitiger Reibung entwickeln, einzeln bloßlegen.

Da ist zunächst das Haus des reichen Advocaten und Börsenspeculanten Holm. Der Vater, nach Geld und immer nur Geld jagend, misbraucht seinen Credit und die geachtete Stellung im Rechtsleben, ruinirt sich durch Verschwendung und sinkt zu Armuth und Verbrechen herunter. Eines Abends soll er sich in der Donau ertränkt haben, taucht aber unter fremdem Namen als gemeiner Dieb wieder auf und wird zum Bekenntniß seiner Unterschleife und Fälschungen gebracht, um im Kerker zu enden. Die Mama, die er um ihrer Geldsäcke willen genommen hatte, ist eine phlegmatisch apathische Person, die sich nur zu Zerstreuungen und alltäglichen Vergnügungen aufrafft. Der eine Sohn, Professor der Anatomie geworden, hat eine reiche Frau, was ihn nicht hindert, nebenbei unter trügerischen Vorgebungen mit dem Stubenmädchen ein Liebesverhältniß anzuknüpfen, das dem armen Kinde das Leben kostet: das macht dem Herrn nichts, und nichts macht es auch, als die Herrlichkeit mit den Aeltern zu Ende geht; der nonchalante Gelehrte schließt sich, um nicht belästigt oder angepumpt zu werden, auch gegen diese, als das Unglück da ist, hermetisch ab. Der andere Sohn ist ein mit Kunstanlagen begabter Bummler, der erst an einer reinen Neigung sich läutern und bessern könnte, dann aber in die Schlingen einer Theaterprinzessin fällt. Die glänzend schöne Tochter wird, nachdem sie eine verfehlte Speculation mit ihrer Hand überstanden, an einen abgelebten, aber sehr reichen Bankier verschachert, wo sie die ihr geziemende Rolle der vornehmen Dame fortspielt. Dieses Haus mit seinen fünf Gliedern ist der schärfste, crasseste, aber auch klarste Repräsentant unserer neuesten Geldspeculationszeit und ihrer Leute. Roher, brutaler, als diese Jungen die von dem herrlichen Papa ihnen ertheilten Erziehungsregeln, deren Summe die gemeinste Selbstsucht und das Fernhalten jeder Spur von einem Ideal ist, in Praxis setzen und im Unglück ungenirt gegen den eigenen väterlichen Erzieher aussprechen und verwenden, um am leichtesten jede unbequeme Verpflichtung abzuschütteln, ist die moderne Weisheit gewiß selten verkündigt und verbraucht worden; die Waffen kehren sich gegen den, der sie geschmiedet, und wir bedauern ihn nicht. Kurz, die Familie Holm im Glanz und im Sinken ist das leibhaftig anschauliche Conterfei unserer Credit-, Börsen- und Industrieperiode, in welcher die Kassirer auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Durchbrennens zu verschwinden pflegen. Wir greifen die Gestalten mit Händen: so sprechend sind sie, so ganz und voll ihre Art ausprägend.

Zweiter Hauptsitz der Handlung mit nicht weniger erschütterndem Wechsel des Familienschicksals sind Palast und Gut des Grafen Weidenhof. Der schon etwas alternde Graf, der bis dahin als frivoler Weltmann seine Lebenszeit nur zu leichtfertigen Vergnügungen benutzt hat, macht später den dummen Streich, sich mit einer durch ihre Schön-

heit blendenden jüngern Dame zu verheirathen, die nicht weniger genußsüchtig und pflichtvergessen ist als er selber. Sie sorgt dafür, daß die frühern Vergehen an dem alten Sünder sich rächen, indem sie mit einem Sänger entläuft, was dem Grafen das Vaterland derart verleidet, daß er sofort nach Brasilien aufbricht, alle seine Geschäfte dem Rechtsanwalt Holm überträgt und sein Söhnchen in den Händen des Leibdieners François zurückläßt. Dieses Familiendrama spielt sich folgendermaßen weiter. Der gewissenlose Diener schiebt unter Holm's Mitwissen das eigene gleichalterige Söhnchen dem jungen Grafen zum Erben unter und läßt das wirkliche Grafenkind unbekümmert in einem elenden kleinen Nest sitzen, wo eine Bettelfrau es aufnimmt und auferzieht. Des François' Sohn, an des Vaters betrüglicher Handlung unschuldig, tritt nach etwa funfzehn Jahren, nachdem er sorgfältig als Cavalier erzogen ist, als Graf auf, ein gediegener junger Mann, und ruft den vermeintlichen Vater, nach welchem er sich sehnt, heim. Dieser kommt wirklich zurück. Da zerreißt das Gewebe; ein besonders charakteristisches Körpermerkmal führt auf die Entdeckung des Betrugs, den François denn auch vor seinem Tode eingesteht. Der Grafensohn selber aber wird gefunden in der Person eines sehr tüchtigen und braven Arbeiters, der nun weiter nichts bedarf als eine feinere Ausbildung und Unterweisung, und dieses Werk vollzieht an ihm am besten sein unfreiwilliger Doppelgänger, der zu dem alten und dem jungen Grafen in das Verhältniß nicht eigentlich eines Dieners, sondern eines wahrhaften Freundes tritt. Hochromantisch ist der Auftritt, wie Vater und Sohn, dieser noch in der Arbeiterblouse, zum ersten mal sich begegnen, und zwar in einer Situation, da leicht der eine den andern tödten könnte. Die obenerwähnte verführte Käthe nämlich, das Opfer des jungen Holm, ist die Verlobte des Arbeiter-Grafen gewesen und hat diesem, um den wirklichen Sünder zu verstecken, als ihren Galan fälschlich den alten Grafen genannt, was nach dessen mislicher Vergangenheit sehr viel Wahrscheinlichkeit hatte. Da dringt in seiner Wuth der junge Mann in die Gemächer von Weidenhof ein mit der Absicht, den Sünder zu strafen. Vater und Sohn sind eben im Zweikampf, als François' Sohn, Käthe's Bruder, der als Secretär im Schlosse fungirt, hereintritt, die beiden trennt und das verhängnißvolle Misverständniß aufklärt. Und dieser Moment erst führt, da die Schulter des durch einen Wurf des Alten stark verletzten und ohnmächtig gewordenen Eindringlings untersucht wird, zu der hochwichtigen Entdeckung: der unscheinbare Arbeiter ist der Grafensohn. Auch die ungetreue Mutter und Gattin, gebeugt und krank, ist zurückgekommen und findet vor ihrem Ende Verzeihung, da auch der Gatte nach den schweren Schicksalsschlägen ein Anderer und Besserer geworden.

Vom Leben dreier jüngerer Personen war schon die Rede, nämlich von dem des vermeintlichen und des wirklichen jungen Grafen und der Schwester des ersten, der Verlobten des zweiten, deren Schönheit sie zur Koketterie, zum Fall und traurigen Ende führte. Wir haben aber noch einen vierten Lebenslauf in diese Klasse zu setzen: das ist derjenige der Steffi, der im Holm'schen Hause aufgenommenen armen Schwestertochter des Advocaten, die dort eine traurige Jugend verlebt. Nachdem sie früh Vater und Mutter auf eine schreckliche Weise verloren und arm und hülflos zurückgeblieben, hat der reiche Verwandte, um sich einen Schein der Gutmüthigkeit zu geben, sie in die Familie gezogen, zu der das feinsinnige Mädchen in keiner Weise paßt; natürlich ist sie da nicht viel besser als Magd, gewinnt dann aber die Liebe von Käthe's Bruder und wird seine glückliche Frau.

Rühmenswerth ist ferner die überaus feine seelische Gestaltung, welche das Familienleben des hochgeachteten Doctor von Reihern nach zweifelhafter Beleuchtung zu klarer Schönheit umbildet.

So sind also die reichhaltigsten Kreise und Geschicke, die alle durcheinander spielen, vorgeführt, um am bestimmten Hauptpunkt abzubrechen. Man muß gestehen, daß es nicht geringe Kunst braucht, um erstlich die so sehr verschiedenartigen Charaktere in voller Natürlichkeit durchzubilden und dabei die Porträts so zu zeichnen, daß sie unser volles Interesse wachhalten; und um zweitens die mannichfach sich durchkreuzenden Fäden dieser reichen Reihe von Lebensläufen derart zu führen, daß aus dem Gewebe eine künstlerische Einheit wird. Beides ist glücklich erreicht, ja diese Holms sind vom kräftigsten realistischen Leben, alle Entwickelungen natürlich, frisch und klar. Jedenfalls ist von den drei Werken aus Bachem's Romansammlung dieses entschieden das künstlerisch am besten durchgebildete und gehaltvollste.

Der Roman „Der Zug der Zeit" (Nr. 5) fängt so an:

Dunst! Alexander Wladimirowitsch — Rauch und Dunst! Damals, als Iwan Sergejewitsch diese bittere Satire geschrieben, habe ich ihm um seiner pessimistischen Anschauung willen gezürnt. So sehr es mir auch an Verständniß für den blinden Fanatismus unserer Nationalen gefehlt, so konnte ich seine Schwarzseherei nicht theilen. Heute pflichte ich ihm bei. Es ist in Wahrheit bei uns alles so geblieben wie es war. Unausgesetzt werden Umgestaltungen vorgenommen, und sie bestehen niemals die Feuerprobe. Die Personen werden verrückt, die Sache erscheint in einer neuen Gewandung, aber — sie bleibt dieselbe. Dunst, nichts als Dunst!

Mit diesen Anfangsworten des Romans, die nach Turgenjew's Vorgang der unglückliche Czar Alexander II. kurz vor dem entsetzlichen Ende, das ihn erwartete, zu seinem Freunde Grafen Adlerberg spricht in verbitterter Verzweiflung — mit diesen Worten ist der ganze Inhalt und das Wesen desselben gekennzeichnet. Er schildert in der über alle Maßen trost- und aussichtslosen politisch-socialen Umwälzung Rußlands die Zeit von dem berüchtigt gewordenen Proceß Sassulitsch an bis über den Mord des Czaren hinaus und den Antritt eines neuen Regiments von unentschiedenem Charakter.

Der Autor, der natürlich schon vermöge seines im Titel erwähnten ersten Werks mit allen Verhältnissen vertraut

ist, dem die ganze heillose Periode nach ihrem Ablauf und Charakter, dem Personen und Zustände so bekannt sind, als läge das alles in einem Gemälde ausgebreitet vor ihm, begeht den Fehler, auch beim Leser eine sehr weitgehende Specialkenntniß vorauszusetzen. Ich habe das Gefühl: wer nicht die neue Geschichte Rußlands zu seinem Specialstudium gemacht hat, nicht von vornherein die Stellung der einzelnen Hauptactoren in diesem chaotischen Wirrsal kennt, dem wird der Roman nicht verständlich sein. Das Bild sinnloser Erschütterungen wird er allerdings recht lebhaft davontragen; aber das Getriebe und die Motive muß er schon zum voraus verstehen. Das ist von der gewöhnlichen Leserwelt zu viel verlangt oder erwartet.

Wir stoßen da und dort auf ein bedenkliches Deutsch. Es sind keine guten Satzgefüge, die z. B. so lauten: „So wurde Se. Majestät am folgenden Tage, als er, nur in Begleitung seines gewöhnlichen Adjutanten, dem Stadthaupmann einen Besuch gemacht, demselben in höchsteigener Person seine Misbilligung über das ihm durch die Freisprechung der Sassulitsch zugefügte Unrecht auszudrücken, von der Volksmenge, die sich rasch angesammelt hatte, mit lautem Jubel begrüßt.“ Noch mehr: ich bin auf eine ganze Masse sprachlicher Detailfehler gestoßen, die sich so kleinlich und unbegreiflich ausnehmen, daß ich sie anfänglich einfach dem Mangel an Sorgfalt beim Corrigiren des Druckes zuschrieb; sie wiederholen sich aber so oft und in so verschiedenen Formen, daß ich sie schließlich dem Autor selbst anrechnen muß, sei es sehr tadelnswerthe Unachtsamkeit oder Unkenntniß. Vgl. I, 3, 19, 26, 93, 114, 141 u. a. m. Solche Verstöße berühren in einer deutschen Schrift sehr unangenehm.

Und was erzählt der Roman? Kurzweg die Geschichte der russischen, d. i. hier der petersburger Gesellschaft in der letzten Zeit des besten und unglücklichen Herrschers: barbarische Acte der Nihilisten und barbarische der Staatsgewalt gegen sie, Zerrüttung der Familien und Untergrabung des Staatsgebäudes, Kerker und Verbannung, Brand und Mord. In allererster Linie ist es die aufgeblasene Nichtigkeit, trostlose Leere und unabsehbare Fäulniß in den hohlen hocharistokratischen Gesellschaftskreisen von Petersburg. Da haben wir unter andern als lebendiges Beispiel einen reichen Grafen Rahden, welcher sich erst mit einer überaus liebenswürdigen Generalstochter verlobt, sich dann leichthin wegen politischer Meinungsverschiedenheiten von ihr trennt und binnen kurzem eine halb überspannte und hochmüthig herzlose Kokette heirathet, an der er auch wirklich fast zu Grunde geht. Jedenfalls ist sein Leben verzettelt, und auch die erste Verlobte verwindet den Schmerz nicht, sie geht ins Kloster. Rahden und seine nichtsnutzige Frau überwerfen sich bald in geradezu feindseliger Weise; ein zum Nihilisten gewordener Student, dem die jetzige Gräfin, als sie noch arm war, ihre Gunst schenkte, mischt sich dämonisch ein, beherrscht und tyrannisirt sie; er wiegelt die Bauern des Gutsherrn zum Aufstand auf und kommt mit der Gräfin im losbrechenden Wirrwarr um. Oder man nehme den Streber Titularrath Jegorow, das elende Werkzeug der politischen Tyrannei, der im blinden Verlangen, um jeden Preis zu Reichthum und Macht aufzusteigen, die eigene wegen früher Ueberweisung in fremde Hände ihm unbekannt gebliebene Mutter in Gefängniß und Tod verstrickt, darauf bei verändertem System fallen gelassen wird und sich erschießt. Die Auftritte im kaiserlichen Palast, die fortwährende Beängstigung und die verkehrten Schutzmaßregeln, die zwecklosen Wechsel der gouvernementalen Lenker, die einen schwach und ohne Einsicht, die andern tyrannisch gefühllos: das alles ist trostlos genug, der Staat ein Schiff ohne Steuer, das ganze Walten und Gebaren ein Tappen im Ungewissen.

Der Roman ist reich an Tragödien: drei Personen aus den sich reibenden Parteien werden gewaltsam gemordet, andere sterben im Gefängniß oder im Exil, eine nimmt sich selbst das Leben, das liebenswürdigste Wesen geht verzweifelnd ins Kloster, und der Held der Geschichte schleppt ein verfehltes Dasein nach.

Daß die Erzählung mit einer gewissen kecken Frische, Bewegung und Anschaulichkeit vorschreitet, mögen wir dem Verfasser nicht zum großen Verdienst anrechnen; das liegt in der natürlich gebotenen Art des Stoffs. Die aufgewandte Kunst scheint uns nicht erheblich zu sein, und der Eindruck, den die Lektüre hinterläßt, ist ein überaus niederdrückender.

Ganz andern Tones, ein Werk des Humors, ist „Uffe Hjaelm's und Palle Löve's Erlebnisse“ von Henrik Scharling (Nr. 6). Wenn nach des Verfassers kurz einleitender Erklärung die nach uralter Sage aufgenommene Erzählung eine allegorische Darstellung des dänischen Volksgeistes sein soll, so müssen wir gestehen, daß er mit möglichster Objectivität verfahren und sein Volk oder dessen Geist nicht eben geschont oder verschönert hat. Er sagt:

> Die alte Sage von dem Königssohn Uffe dem Langsamen, welcher heranwuchs stark an Gliedern und groß am Körper, aber eigenthümlich scheu und zurückhaltend, bis er sich plötzlich erhob in seiner ganzen Körper- und Geisteskraft, die Feinde schlug, das Vaterland befreite, ist allen Nordländern bekannt, welche überhaupt Kunde von dem Heldenleben der Heidenzeit haben. Aber besonders hat das dänische Volk mit tiefer Aufmerksamkeit dieser Erzählung gelauscht, weil dasselbe in Uffe dem Langsamen ein geistiges Spiegelbild seiner selbst sah. Wie Uffe ist auch das Dänenvolk eigenthümlich scheu im Sinnen und Denken, langsam zum Entschluß und noch langsamer zur That, sodaß es seinen Gegnern oft ein Gegenstand des Hohnes und Spottes wurde, bis es sich endlich, wenn der Augenblick der äußersten Gefahr kommt, plötzlich aus seinem geistigen Schlummer erhebt.

Die Sage soll übrigens auf die neueste Zeit angewendet und der Krieg der Dänen gegen Deutschlands Uebermacht aus den Jahren 1848 und 1849 herangezogen werden. Die zweite Hauptfigur Palle Löve ist, wie Uffe das Ideal, so die Caricatur dieses Volksgeistes und stellt sonach die komische Seite am Gegenstand dar.

Der erste Band bringt die Jugend- und Erziehungsgeschichte der beiden Helden, um die es kläglich genug steht,

da sie beide eigentlich gar keine Erziehung genießen, wenigstens keine rechte.

Wer sind sie, und wie gestalten sie sich? Uffe Hjaelm ist Sohn eines fast menschenfeindlich mismuthigen Obersten, welcher „auf die verkehrte Seite des Daseins gekommen ist", d. i. ein verfehltes Leben beklagt, und nebenbei seinen unförmlichen Sprossen, aus dem weder körperlich noch geistig viel zu werden verspricht, eher haßt als liebt. Dieser wächst als verworrener Träumer auf, arbeitet, lernt und denkt so wenig als möglich, hat an nichts Freude und bekommt von nirgends her einen Sporn, ausgenommen von einer schnell über ihn gekommenen Jugendliebe, verfährt aber auch hierbei mit seiner fabelhaften Langsamkeit und Schüchternheit, sodaß er die Geliebte, die sein hätte werden können, verliert, weil er gerade vierundzwanzig Stunden zu spät seine Erklärung gegeben hat. Sein einziger Hausgenosse und Jugendfreund ist der Sohn des reichen Grossisten Löve, der umgekehrt von dem eiteln Alten von früh auf als ein gottbegnadetes Genie angesehen und behandelt wird, deshalb womöglich noch weniger lernt und arbeitet als der dachsartige Uffe, dafür aber ziemlich queckfilbern sich bewegt, für sie beide spricht und die ganze hoffnungsvolle Jugendzeit damit verbummelt, daß er in „grüner" eiderdänischer Politik macht, wobei sein gefeierter Lehrer und Meister der aufgeblasene Zeitungsredacteur Klemmesen ist, das Ideal von Palle's an Größenwahn kränkelndem Alten. Es kommt freilich auch nach Christian's VIII. Tode und im günstigen Augenblick des Thronwechsels bei dieser großmauligen Politik auf nichts anderes heraus als auf hohle Worte und posaunende Artikel in „Skandinaviens Morgenröthe", wie der Redacteur in überfließender Bescheidenheit sein Blättchen genannt hat, dann auf allerlei Festaufzüge, die benutzt werden, um „Es lebe die Constitution (oder Congestion)!" zu brüllen, allerdings nur wenn die Studenten in respectvoller Entfernung von der Polizei stehen, kurz also auf unschuldige Krawalle; die größte That ist die „Schlacht von St.-Nikolai", eine thörichte Rauferei mit den Nachtwächtern, die den guten Uffe für eine Nacht ins Gefängniß bringt, bis Palle's Thaler heldenmüthig das Arrestlocal sprengen. Sie alle, der thatkräftige Redacteur voran, unter ihnen auch ein Kapitän Röslin, der in Südamerika das wundervollste Aufschneiden und Lügen erlernt hat, entwickeln mit der Feder und den Lungen einen bewundernswerthen Heldenmuth und vertilgen unbarmherzig alle Gegner ihrer reifern Ansichten. Glückliches Vaterland, das solche Söhne hat! So verzetteln die beiden Rangen ihre gesegnete Jugend. Bis dahin ist zwischen ihnen, was Werth und Bedeutung des Lebens betrifft, nicht der geringste Unterschied zu bemerken: das Ideal und die Caricatur scheinen gleich wenig zu taugen; denn der Fonds, der in jenem liegt, ist so tief versteckt und zunächst noch so wenig entwickelt, daß es einer besondern bergmännischen Arbeit braucht, um ihn nur überhaupt zu entdecken.

Da tritt die Wendung ein. Der Krieg in Schleswig ist ausgebrochen, und beide, Uffe und Palle, ziehen als Freiwillige mit, jener aus purem verzweifelnden Ueberdruß, da er mit seinem langweiligen Leben nichts anzufangen weiß. Und wie er einmal draußen ist, springt die Rinde und entpuppt sich der Held. Der gute Palle, der so viel Heldenmuth besitzt wie eine junge Katze und vermeint, es gelte bei der Kriegführung nur, in einer schmucken Uniform zu glänzen und sich im Quartier auf einem Edelhof gütlich zu thun, spielt eine überaus jämmerliche Rolle, weiß sich aber immer wieder mit seinem großen Maul herauszubeißen und wunderbar bramarbasirend die Streiche schimpflichster Feigheit in Heldenthaten umzuwandeln. Er vertritt genau die Rolle des Don Quixote oder die des Horribilicribrifax bei Andreas Gryphius. Von köstlichem Humor sind Kriegserlebnisse wie die folgenden. Ein Freischärlerheld ganz gleichen Kalibers, nämlich ein durchgebrannter kieler Student, hat ihn gefangen genommen, trinkt gemüthlich mit ihm Duzbrüderschaft, findet dann aber Palle's Uniform schöner als seine Fetzen, zieht ihn aus bis auf die Unterhosen, verliert beim eiligen Rückzug den martialisch riesigen Dreimaster vom Kopf, den Palle als Trophäe aufstülpt, und in diesem wundervoll reglementwidrigen Aufzug greifen ihn seine vorrückenden Dänen wieder auf. Ein anderes mal läßt er sich von einem ähnlichen deutschen Helden fangen; aber der Deutsche und der Däne wissen nicht, welcher eigentlich den andern gefangen genommen hat, und schließen eine großmüthige Capitulation miteinander ab. Ein drittes mal schießt er auf dem Vorpostendienst todesmuthig ein Schwein nieder, in dessen Bauch er einen verkappten Freischärler vermuthet; das Parlamentiren zwischen den beiden würdigen Feinden, wobei das Schwein unzufrieden grunzt, der Held declamirt, ist vom tollsten Pathos.

Auf der andern Seite vertritt Uffe den Ernst der Situation. Wie er heldenmüthig vorgeht, jung von Rang zu Rang bis zum General aufsteigt, eine liebliche Braut gewinnt, ein glückliches Heim in der Familie und dazu viel Ehre und Auszeichnung; wie er dann später nach einer ansehnlichen Reihe von Jahren, als die Dänen im letzten Entscheidungskampf Schleswig verlieren, sich wieder in die Reihen stellt und auf dem Danewerk den rühmlichen Tod für das Vaterland stirbt: das ist theils rührend, theils erhebend.

An der ganzen Arbeit lobe ich weniger die Kunst oder die Erfindungsgabe des Autors: die scheinen mir beide nicht besonders hervorragend zu sein, ja mich will bedünken, zwei Bände statt der drei hätten es auch gethan. Es gibt Partien, die matt sind oder sich wiederholen, indem der lachende und spielende Humor mehrfach ganz ähnliche Streiche vorführt. Aber was uns fesselt und uns sehr erklärlich macht, wie die dänische Leserwelt, für die das Buch zunächst geschrieben ist, ihm besondere Neigung entgegenbringt, das ist der von Herzen kommende und zum Herzen gehende tief gemüthliche Ton und Geist.

J. J. Honegger.

Pädagogische Schriften.

1. Die moderne Berechtigungsjagd auf unsern höhern Schulen. Ernste pädagogisch-militärische Bedenken. Von K. W. Meyer. Hannover, Norddeutsche Verlags-Anstalt. 1885. Gr. 8. 2 M.
2. Realgymnasium oder Oberrealschule? Von H. Seeger. Wismar, Hinstorff. 1884. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Beiträge zur Pädagogik der Gegenwart. Gesammelte pädagogische Aufsätze von Karl Cassau. Zwei Bände. Langensalza, Schulbuchhandlung. 1885. Gr. 8. 3 M. 25 Pf.

Daß die Berechtigungen, welche zu einer wesentlichen Lebensbedingung unserer höhern Schulen sich entwickelt haben, vielfach Missstände herbeigeführt, daß die Jagd nach ihnen manche Schulkategorie durch die ihr zuströmenden Elemente in eine bedenkliche Lage bringt und andererseits wieder für diejenigen oft verhängnißvoll wird, die zu einem am wenigsten für sie geeigneten Bildungswege gedrängt werden, ist eine nicht hinwegzuleugnende Thatsache. In Wirklichkeit ist dieser Punkt von Pädagogen schon oft ins Auge gefaßt worden, und man neigt sich im allgemeinen der Ansicht zu, daß die schädlichen Folgen solcher Berechtigungen nur durch Ausdehnung derselben auf verschiedene Schulkategorien gemindert werden könnten, daß also nicht blos Eine Schule im Besitz der weitgehendsten Berechtigungen zu belassen sei. Wir freuen uns, mit K. W. Meyer, dem Verfasser der Schrift „Die moderne Berechtigungsjagd auf unsern höhern Schulen" (Nr. 1), in der Beurtheilung des J. Conrad'schen Vorschlags, der einer Aufhebung des Realgymnasiums gleichkommt, übereinzustimmen, wie sich aus unserer Besprechung des Werks „Das Universitätsstudium" in Nr. 15 d. Bl. f. 1885 ergibt; doch mit seinen weitergehenden Vorschlägen, die nichts anderes als eine Beseitigung der Realschulen bedeuten, können wir uns nicht einverstanden erklären. Die Vergünstigung zweijähriger Dienstzeit, die den Schülern der Mittel- und Bürgerschulen zutheil werden soll, kommt dagegen nicht in Betracht. Die leidige Jagd nach den Berechtigungen würde durch des Verfassers Vorschläge auch kaum gemindert sein; es würden sich um dieser Vergünstigung willen und namentlich um die der einjährigen Dienstzeit Elemente zu den Realgymnasien drängen, die jetzt von denselben durch die Realschulen zurückgehalten werden. Wir besitzen eben noch keinen einheitlichen Schulorganismus, und da werden sich immer Missstände zeigen, wie man sich auch drehen und wenden möge. Die lateinlose Realschule hat sich als eine nothwendige Einrichtung herausgestellt; an dieser sollte man nicht rütteln, es würde aber keinen Eingriff in ihre Existenz bedeuten, wenn man, da doch einmal der Gesichtspunkt verlassen ist, welcher seinerzeit bei der Einführung des einjährigen Militärdienstes geltend gemacht wurde und maßgebend war, die Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienste auch auf die Mittelschulen mit nur einer Sprache ausdehnte. Damit könnte Schülern und Lehrern geholfen werden. Im übrigen empfehlen wir die Meyer'sche Schrift den Fachmännern zur Lektüre; man wird manches Beherzigenswerthe und manches Anregende in derselben finden, was wohl geeignet sein dürfte, das Nachdenken der Schulmänner zu beschäftigen und eine fruchtbringende Discussion zu veranlassen.

Sollen nach den Vorschlägen Meyer's die Realschulen zu Gunsten der Realgymnasien so ziemlich in den Hintergrund treten, so will H. Seeger in seiner Schrift „Realgymnasium oder Oberrealschule?" (Nr. 2) der Realschule eine höhere Stellung eingeräumt wissen dadurch, daß man ihr die Berechtigungen zuerkennt, die das Realgymnasium theils schon besitzt, theils noch zu erkämpfen strebt. Wenn heute ein Fachmann aufträte und verlangte, daß die Zulassung zu den akademischen Studien nicht mehr von der Kenntniß der classischen Sprachen abhängig zu machen sei, und dann auch für die lateinischen Realschulen die Berechtigung beanspruchte, ihre Abiturienten zur Universität zu entlassen, so läge hier eine Forderung vor, die sich durch Consequenz auszeichnete, und ein Verlangen, für welches gewiegte Pädagogen, ich nenne beispielsweise Bain, eintreten würden. Der Verfasser der vorliegenden Schrift verlangt nicht die Abschaffung der bisherigen conditio sine qua non, nichtsdestoweniger aber die Zulassung der Realschulabiturienten zu den Universitätsstudien — darin scheint ein Widerspruch zu liegen; doch dieser wird dadurch gehoben, daß er für die vier obern Klassen je vier Lateinstunden als Unterrichtsgegenstand verlangt, wie dies factisch schon in seiner Schule zu Güstrow eingeführt ist. Sein Petitum betreffend die weitergehende Berechtigung der Oberrealschulen ist also mehr eine oratio pro domo, die man wol niemand verübeln darf, die aber, indem sie mit dem Anspruch auf öffentliche und allgemeine Berücksichtigung auftritt, der Kritik sich nicht entziehen kann. Der Verfasser läßt es nicht an Citaten fehlen, welche das unbefriedigende Resultat der Leistungen der Realgymnasien im fremdsprachlichen Unterricht erhärten, und erblickt in der Stellung, welche der lateinischen und französischen Sprache in dieser Anstalt zugewiesen ist, die Hauptschwierigkeit, an welcher die Leistungen des Realgymnasiums scheitern: nach dem Lectionsplane sei nämlich das Lateinische, nach der Prüfungsordnung das Französische die Hauptsprache; das sei aber vom Uebel, und darum glaube er mit Wiese, „daß die Realgymnasien die Zwischenstellung, in welche sie sich hineingedrängt sehen, auf die Dauer nicht werden ertragen können, und daß dieselben, je reger sich das unterrichtliche Leben in ihnen entfaltet, um so schneller sich dazu entschließen werden, zu einer der beiden reinen Schulformen überzugehen, welche sich frei aus sich selber heraus haben entwickeln dürfen". Mit andern Worten: das Realgymnasium wird mit der Zeit aufhören zu existiren; es wird entweder Gymnasium oder Realschule werden. Wenn wir annehmen, daß dieser Glaube, den der Verfasser von der

Zukunft der Realgymnasien hegt, des Wunsches Kind sei, so wird er darin wol nicht eine ungehörige Unterstellung erblicken; sagt er doch selbst, daß man nicht für die eine Schulgattung eintreten könne, ohne gegen die andere zu Felde zu ziehen. Will man aber etwas als das minder Gute aus der Welt schaffen, um etwas Besseres dafür zu setzen, so muß das, was man dafür setzen will, auch wirklich etwas Anderes und Besseres sein, und da liegt denn die Frage nahe, was denn nun Anderes und Besseres die Stelle der bisherigen Realgymnasien ausfüllen soll. Nun, die Oberrealschule, in die man nur in den obern vier Klassen etwas Lateinisch einzuführen brauche; hier müsse es nicht mit der Sexta beginnen, hier könne man abwarten, bis im Französischen schon ein Erkleckliches erzielt sei. Der Verfasser selbst spricht zwei Seiten vorher ziemlich wegwerfend vom Lateinischen, das die Schüler „weder ethisch noch ästhetisch" zu erziehen im Stande sei, und doch verlangt er für die Oberrealschule den Unterricht im Lateinischen in den obern Klassen. Ist das nicht die reine Berechtigungsjagd, die sich nicht darum kümmert, ob die mit mathematischen Fächern reichlich bedachte Oberrealschule das Lateinische, das „weder ethisch noch ästhetisch" zu erziehen vermag, eine solche Ueberbürdung vertragen kann? Sieht denn nicht ferner der Verfasser, daß er mit seiner Oberrealschule eben das Realgymnasium, dem er wegen dessen Zwischenstellung keine lange Dauer prophezeit, wieder schaffen will? Ob mehr oder weniger lateinische Stunden, das ist ganz irrelevant; denn dem Verfasser wird es wol nicht entgangen sein, daß auch für die Gymnasien schon eine Verminderung der lateinischen Stunden und eine Hinaufschiebung derselben vorgeschlagen wurde, wie es z. B. von Soden verlangt. Wenn nun gar noch der Verfasser die Gutachten, welche sich gegen die Berechtigung der Realschulen I. Ordnung, jetzt Realgymnasien, aussprechen, ihre Abiturienten zur Universität zu entlassen, bekämpft — und wir setzen hinzu, mit Recht bekämpft —, um für die Oberrealschule sich dieses Recht zu erobern, so werden in dem betreffenden Kapitel die Realschule, von welcher die Gutachten sprechen, d. i. das jetzige Realgymnasium, wie auch die für die Realschulen, d. i. für die Realgymnasien, sprechenden Stimmen frischweg mit der Oberrealschule identificirt, was einer Begriffsverwirrung nahe kommt. Wir wünschen ebenfalls die Rechte der Oberrealschule erweitert zu sehen, aber nicht vermittels der Concession, daß das Lateinische in den Stundenplan aufgenommen wird, sondern durch eine Reform der Universitäten, die auch lateinlosen Mathematikern die Möglichkeit bietet, akademische Bürger zu werden.

Die „Beiträge zur Pädagogik der Gegenwart" von Karl Cassau (Nr. 3) verarbeiten einen reichhaltigen Stoff aus dem weiten Gebiete der Pädagogik. Der erste Band erörtert Fragen der allgemeinen und praktischen Pädagogik, der zweite bringt vier Abhandlungen unter der Rubrik „Zur Geschichte der Pädagogik" und fünf unter der „Zur Kindergartenfrage". Sind auch die Abhandlungen nicht alle gleichwerthig, so wird uns doch eine ganz stattliche Reihe von solchen geboten, die verdienen öfters gelesen zu werden; besonders sind es diejenigen der allgemeinen und praktischen Pädagogik wie auch die über die Kindergartenfrage, von denen wir nur wenige aus der Sammlung ausgeschlossen sehen möchten. Stellen wir hiermit dem Verfasser das Zeugniß aus, daß er beachtenswerther Leistungen fähig ist, so erscheint folgender merkwürdige Gedankenpurzelbaum desselben, noch dazu in einer Abhandlung, die sich „Erziehung zum Denken" betitelt, um so auffallender. An Rückert's bekannten Spruch, in dem das Auswendiglernen dem Inwendiglernen gegenübergestellt wird, sich anlehnend, verurtheilt er das mechanische Memoriren und sucht durch ein Beispiel aus seiner eigenen Kindheit zu beweisen, wie leicht das Kind die Dichtungen, wenn es sie auch untadelhaft auswendig weiß, misverstehe, sobald der Lehrer durch seine Erklärungen ihm nicht den richtigen Sinn erschlossen hat:

> Wir hatten in der Seminarschule, wo ich nebenbei gesagt als Knabe schon oft Gelegenheit hatte von den Seminaristen zu lernen, wie man es nicht machen muß, häufig das Lied gesungen: „Ich hatt' einen Kameraden"; erklärt war es uns nie. Die Stelle nun: „Als wär's ein Stück von mir", deutete ich mir in meinem zwölfjährigen Knabenkopfe so: der Todte sei so plötzlich niedergestürzt, als wie etwa ein abgeschossener Arm von mir zur Erde gefallen sein würde; daß es bedeuten solle: als habe ich dieses Bubenstück selbst vollbracht, darauf kam ich nicht.

Darauf wird wol aber auch außer Cassau bisjetzt niemand gekommen sein, und der zwölfjährige Knabenkopf hat in diesem Falle besser gedacht als der Kopf, dessen Gedanken über das Denken jetzt Schwarz auf Weiß in die Welt hinausgegangen sind. Wenn wir nicht so sehr von der Richtigkeit des Satzes durchdrungen wären, daß dem Kinde das Gelesene und das Auswendigzulernende durch die Erklärung des Lehrers zum vollen Verständniß gebracht werden müsse, so könnten wir durch das Beispiel des Verfassers verleitet werden, es für besser zu halten, die Erklärung dem Kinde selbst zu überlassen. Was nun die Abtheilung „Zur Geschichte der Pädagogik" betrifft, so begegnen wir da vier Abhandlungen: „1. Ein Erinnerungsblatt an Lessing", „2. Adalbert von Chamisso und pädagogische Reminiscenzen aus seinen Dichtungen", „3. Moses Mendelssohn" und „4. Rückert als Pädagoge". Bei Nr. 3 sieht sich der Verfasser veranlaßt, eine Erklärung voranzuschicken, wie Saul unter die Propheten komme: „Wenngleich das nachfolgende Bild nicht den Lebensgang eines Pädagogen, sondern eines Lehrers der Philosophie anrollt, so hat dasselbe doch für die Schwesterwissenschaft, die Pädagogik, viel Interesse, sodaß es füglich im pädagogischen Rahmen wol Raum beanspruchen kann." Nun ja, das Gebiet der Pädagogik ist gar weit, und da der Lebensgang eines bedeutenden Mannes wol für die Pädagogik verwerthet werden kann, könnte man am Ende alle biographischen Werke in einen pädagogischen Rahmen bringen. Dennoch glauben wir nicht, es ohne Widerspruch hinnehmen zu sollen, daß auf diese Weise Schriften

für pädagogische ausgegeben werden, die es streng genommen nicht sind. Von den genannten Abhandlungen gehört nur Nr. 4 hierher, eine in Wirklichkeit treffliche Arbeit; die übrigen rechtfertigen ihrem Inhalte nach nicht die Aufnahme in ein Buch, welches pädagogische Aufsätze bringen will. Selbst Nr. 2, die vorgibt, pädagogische Reminiscenzen aus Chamisso's Dichtungen zu bringen, läßt alles vermissen, was an Pädagogik erinnert. Was erwähnen denn die Citate aus den Dichtungen? Daß der Dichter bescheiden war, daß er Frau und Kinder geliebt, daß er mit den Kindern gespielt habe; es finden sich Citate zum Preis der Mutterliebe, über den Werth des Weibes, weitere Citate, die von der Menschenkenntniß des Dichters zeugen. Wie man aber diese Stellen als pädagogische Reminiscenzen bezeichnen kann, ist uns unerfindlich. Nun aber gar Nr. 3. Das hatten wir alles schon einmal anderswo gelesen; richtig! Die ganze Nr. 3 ist ein Extract aus der im Jahre 1862 zu Leipzig erschienenen Biographie Mendelssohn's von M. Kayserling!! Ein Auszug, in dem zum Theil ganze Sätze wörtlich abgeschrieben, zum Theil Gedankenauszüge gegeben sind, oftmals aber so ungeschickt aneinandergereiht, daß die Uebergänge fehlen und dadurch Irrthümer entstehen. Bei einem solchen Gebaren hätte Cassau sich um so mehr besinnen sollen, ehe er in der Vorrede seine Angriffe gegen Dittes richtete, weil dieser seine frühern Arbeiten ungünstig beurtheilt und ihm literarischen Diebstahl vorgeworfen, und ehe er alle die Kritiker, die sich wie Dittes zu tadelnden Bemerkungen über seine Schriften veranlaßt fanden, als „übelwollende Gegner" bezeichnete. A. Sulzbach.

Poetische Uebersetzungen.

1. Französische und magyarische Dichtungen in metrischer Uebersetzung von Heinrich Melas. Wien, Graeser. 1885. 8. 3 M.

Die ungarischen Dichtungen nehmen zwei Drittheile des Buchs in Anspruch. Petöfi, Arany, Bajza, Yaray, Kisfaludy, Kölczey, Szasz, Tompa, Toth und Vörösmarty werden in zumeist fließender Verdeutschung vorgeführt. Die meisten Gedichte sind von Petöfi. Das Interesse, welches Lenau einst für die ungarische Dichtung wachgerufen hat, ist in Deutschland seit geraumer Zeit in der Abnahme begriffen; doch kann man dem Uebersetzer immerhin dankbar sein, daß er in kundiger Weise eine gut orientirende Nachlese gehalten hat, wenn schon unter dem hier Zusammengetragenen außer den Gedichten Petöfi's nicht gar vieles von poetischem Schwergewicht ist. Lohnender ist die Lektüre der französischen Abtheilung. Sie enthält nur Gedichte von Victor Hugo und Lamartine, bietet aber namentlich von ersterm manche Dichtung, die belangreich genug ist, um immer neue Uebersetzungsversuche zu rechtfertigen, z. B. „Das himmlische Feuer" aus „Les orientales" und anderes. Den meisten kann auch nachgerühmt werden, daß sie nicht allzu sehr von der Schwierigkeit beeinträchtigt worden sind, welche jede metrische Uebersetzung mit sich bringt.

2. Dichtungen von Alfred de Musset, übersetzt von Otto Baisch. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1885. 12. 4 M.

Der Verfasser verfügt über eine ungewöhnliche Fähigkeit, den Zauber des französischen Originals im Deutschen nahezu unverkürzt wiederzugeben. Wer daher sich mit Uebersetzungen begnügen muß, dem kann der für unser deutsches Empfinden geeignete Theil des Buchs aufs beste empfohlen werden; es ist vornehmlich die lyrische Partie; sie ist geistvoll, lebhaft erregt, voll feinen Gefühls und trotz mancher Spuren krankhafter Blasirtheit voll echter Poesie. Den Stempel der letztern lassen auch die zwei erzählenden Gedichte „Namouna" und „Rolla" nicht ganz vermissen. Aber das letztere Gedicht geht doch weit über die Grenze des dichterisch noch Berechtigten hinaus: es handelt von der Verkuppelung eines funfzehnjährigen Kindes an einen ruinirten jungen Lebemann, der auf diese letzte „Erdenfreude" und deren Abschluß, die Giftphiole, sein letztes Goldstück verwendet: ein von moralisirenden Arabesken dicht überwucherter, in häßlicher Weise anschaulich gemachter Vorgang. Und das andere Gedicht, „Namouna", obschon durch seine muntere Ausgelassenheit und treffliche Uebersetzung seinem Gegenstande eine heitere Seite bewahrend, bewegt sich doch ebenfalls auf einem Gebiete, das zu unserer Sprache nicht taugt, wie denn ja auch schon das von Musset für den zweiten Gesang gewählte Motto:

> Was ist die Liebe? Ein Austausch zweier
> Phantasien und die Berührung zweier Epidermen —

durchaus für ein französisches Lesepublikum berechnet ist.

3. Le rime di Michelangelo Buonarroti. Nachdichtungen von Hans Grasberger. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1885. Gr. 16. 2 M. 50 Pf.

Die im Jahre 1871 in erster Auflage erschienene, auch in d. Bl. anerkennend gewürdigte Grasberger'sche Uebersetzung der „Rime" hat zur Kenntniß der poetischen Leistungen des großen Florentiners sehr Verdienstliches beigetragen und kann auch insonderheit wegen der gut orientirenden Einleitung allen denjenigen empfohlen werden, welche tiefere Blicke in die Seele dieses unserm deutschen Ernste so nahestehenden Künstlers thun möchten. Hier eins seiner spätesten Gedichte:

> In Gluten bald und bald in eis'gem Froste,
> Gealtert, leidgebeugt und schambefangen
> Schau ich im Spiegel dessen, was vergangen,
> Der Zukunft Bild mit trübem, herbem Troste.

Das Gute selbst, nur mehr von kurzer Dauer,
Erweckt, wie Schlimmes, mir nur Schmerzensschauer.
Verzeiht mir, Glück und Misgeschick auf Erden,
Ihr beide mußtet an mir müde werden!
Das wahre Heil und Glück sind — kurze Stunden,
Von Trübsal macht uns nur der Tod gesunden.

4. Lieder und Balladen von Robert Burns. Deutsch von Adolf Laun. Dritte Auflage. Oldenburg, Schulze. 1885. 12. 2 M.

Die Vorrede, welche eine gut orientirende Lebensbeschreibung „des schottischen Pflügers" enthält, stammt aus dem Jahre 1869, sodaß also seit Erscheinen der ersten Auflage funfzehn bis sechzehn Jahre verstrichen sind; immerhin bezeugt das Erscheinen der dritten Auflage, daß die vielen seitdem veröffentlichten Concurrenzübersetzungen den Markt noch nicht ausschließlich beherrschen, obschon sie zum Theil etwas reichhaltiger sind, wogegen nicht alle, soweit es das Verständniß des Originals gilt, sich vor Irrthümern zu hüten wußten. Manches in diesem Licht erscheinende mag übrigens ja auch auf Reimschwierigkeiten zurückzuführen sein, da bei der Silbenknappheit des Schottischen und Englischen der sprachkundigste deutsche Uebersetzer sich nur zu oft der Unmöglichkeit gegenüber befindet, mehr als eine blasse Copie des farbenprächtigen Originaltextes zu bieten, und da überhaupt Dialektgedichte — also die meisten und schönsten Gedichte von Burns — eigentlich nur wieder eine Dialektübertragung erlauben. Klaus Groth's Versuche trafen hierin das Richtige und es ist zu verwundern, daß wir nicht längst eine umfangreichere Burns-Uebersetzung im Plattdeutschen haben.

Hier möge die erste Strophe eines durch Mendelssohn's Composition allbekannt gewordenen Gedichts in der Laun'schen Uebersetzung mit dem Original in Parallele stehen:

Oh wert thou in the Cauld blast
On yonder lea, on yonder lea,
My plaidic to the angry aird,
I'd shelter thee, I'd shelter thee:
Or did misfortune 's bitter storms
Around thee blaw, around thee blaw,
Thy bield should be my bosom,
To share it a', to share it a'.

O ständest du, von Frost erstarrt,
Im Felde dort, im Felde dort,
Dann wär' ich mit dem Mantel warm
Dir Schutz und Hort, dir Schutz und Hort.
Und bräche wild des Unglücks Macht
Auf dich herein, auf dich herein,
Dann sollte stets mein Busen dir
Ein Obdach sein, ein Obdach sein.

Robert Waldmüller.

Vermischte historische Literatur.

1. Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, im Auftrage der Historischen Gesellschaft herausgegeben von J. Hermann, J. Jastrow, Edm. Meyer. Vierter Jahrgang. 1881. Berlin, Mittler u. Sohn. 1885. Gr. 8. 18 M.

Nach dem Vorbilde der Jahresberichte, in denen seit längerer Zeit über das auf dem Gebiete der classischen Philologie sowie auf dem einiger der exacten Wissenschaften neu Geleistete regelmäßig eine zusammenfassende Uebersicht gegeben wird, hat die Historische Gesellschaft zu Berlin in den von ihr ins Leben gerufenen „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft" ein Organ geschaffen, welches vermöge der planmäßigen und wohlorganisirten Gesammtarbeit einer beträchtlichen Anzahl von Fachmännern eine gruppenweise geordnete, kurz und knapp resumirende Darstellung von allem geben soll, was auf den verschiedenen mit regem Wetteifer angebauten Gebieten der Geschichtsforschung im Laufe eines Jahres wissenschaftlich neu errungen worden ist. Wer die unendliche Mannichfaltigkeit der Production auf diesem Gebiete kennt und weiß, wie es selbst für denjenigen, der jederzeit über eine große und wohlverwaltete Bibliothek verfügt, außerordentlich schwer ist, auch nur für ein bestimmt umgrenztes Studiengebiet eine wirklich erschöpfende Kenntniß der dasselbe betreffenden neuen Literatur zu gewinnen und sicher zu sein, daß ihm nicht die eine oder die andere Monographie, besonders wenn sie als Programm oder als Dissertation erschienen oder in entlegenen Zeitschriften von zunächst nur localem Interesse veröffentlicht worden ist, entgeht, der wird die Verdienstlichkeit dieses Unternehmens und die außerordentlich praktische Bedeutung desselben für alle an der fortlaufenden historischen Forscherarbeit Betheiligten sofort anerkennen und würdigen. Selbstverständlich kann es sich bei einem Sammelwerke dieser Art nicht um eine Kritik der einzelnen Leistungen, über die Bericht erstattet wird, handeln, sondern nur darum, daß das Neue, was die einzelne zu Tage gefördert hat, constatirt und damit dem Fachmann ein genaues Bild von dem gegenwärtigen wissenschaftlichen Stande der betreffenden Frage gegeben werde. Außerdem aber liegt auf der Hand, daß ein Unternehmen der Art eines großen Apparats und einer wohldurchdachten und straff gehandhabten Organisation bedarf, die von seiten der Leitung ebenso viel Energie und Umsicht wie von seiten der Mitarbeiter selbstlose Hingebung und Unterordnung erfordert. Dazu aber ist weiter eine gewisse Erfahrung, zu dieser wieder eine längere Zeit nöthig, die andererseits aber auch nicht zu lang ausgedehnt werden darf, damit die das Geleistete zusammenfassenden Berichte nicht allzu lange hinter den literarischen Erscheinungen, auf die sie sich beziehen, hinterhergehen: denn das bis dat, qui cito dat, gilt auf diesem Gebiet ganz besonders.

Nur in diesem letzten Punkte lassen die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft", von deren praktischer Anord-

nung und sorgsamen Ausarbeitung schon bei dem Erscheinen der ersten Bände in d. Bl. ausführlich Nachricht gegeben worden ist, noch zu wünschen übrig. Der im Jahre 1885 erschienene vierte Band referirt über die historische Literatur des Jahres 1881 — es liegen also vier Jahre dazwischen: ein Uebelstand, der gerade für die Kreise, denen das Unternehmen zunächst dienen und die nach Lage der Dinge von demselben am meisten gefördert werden sollen, recht empfindlich in das Gewicht fällt. Herausgeber und Mitarbeiter aber sind, wie die Vorrede beweist, sich selbst in diesem Punkte völlig klar und es ist an ihrem Streben, möglichst bald und gründlich Abhülfe zu schaffen, nicht zu zweifeln. Hoffentlich gelingt das auch, obgleich es kein kleines Stück Arbeit ist, die historische Literatur der Jahre 1882—85 so zu bewältigen, daß der Zwischenraum zwischen dem Berichtsjahr und dem Jahr, in dem der betreffende Band erschien, allmählich immer kleiner wird und schließlich nur noch ein Jahr beträgt: denn auf dieses Ziel muß doch aus allen Kräften hingearbeitet werden. Um unsern Lesern einen Begriff von dem Umfang der hier geleisteten Arbeit zu geben, heben wir schließlich nur noch einige Zahlen hervor. In den drei Abtheilungen dieses Bandes, deren jede besonders paginirt ist, Alterthum, Mittelalter und Neue Zeit, von denen die erste in neun, die zweite in siebenundzwanzig und die dritte in fündundzwanzig Abschnitte zerfällt, sind im ganzen nicht weniger als 7000 historische Arbeiten, von den kleinsten Publicationen, einzelnen Urkunden u. dgl. bis zu den umfänglichsten Werken, inhaltlich kurz reproducirt und in Bezug auf den Gewinn, den die Wissenschaft daraus ziehen kann, so charakterisirt, daß der mitarbeitende Fachmann über die Beziehung derselben zu seinen besondern Studien sofort Auskunft erhält. Dem höchst verdienstlichen Unternehmen ist ein rascher Fortgang und die wachsende Theilnahme aller Fachgenossen zu wünschen, wie demselben auch von seiten der preußischen Unterrichtsverwaltung mit Recht lebhaftes Interesse und thatkräftige Förderung zugewandt wird.

2. Filippo Maria Visconti und König Sigismund 1417—31. Ein Beitrag zur Geschichte des 15. Jahrhunderts von Ernst Kagelmacher. Berlin, Siemonroth. 1885. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Diese Monographie, offenbar eine erweiterte Doctordissertation, wendet sich auf Grund der neuern Quellenpublicationen, namentlich des in den Reichstagsacten zugänglich gewordenen reichen Materials gegen die Darstellung der italienischen Politik Kaiser Sigismund's, wie sie seit Aschbach's allzu panegyrisch gehaltener Biographie des vielgeschäftigen und gewandten Luxemburgers üblich geworden ist. Sie zeigt, daß man Sigismund in Bezug auf seinen ersten italienischen Zug 1413 unterschätzt und namentlich sein Verdienst um das Zustandekommen des Konstanzer Concils zu gering angeschlagen, andererseits aber seinem zweiten Zug nach dem Süden Motive untergeschoben und eine Bedeutung beigemessen hat, die ihm nicht zukommen. Hier und da wird der Nachweis geführt, daß der König 1413 in der Hauptsache um des Concils willen, dessen endliche Berufung er dem widerstrebenden Papst abringen und damit die Herstellung der Ordnung in der arg zerrütteten Kirche sichern wollte, nach Italien ging, daß aber weiterhin die damals angeknüpfte Verbindung mit Filippo Maria Visconti an dem zweck- und zeitlosen, in einem sehr übel gewählten Augenblick 1431 ausgeführten zweiten Zuge nach Italien schuld gewesen ist. Trotz seines Alters von Eitelkeit und Ehrsucht verblendet, ließ Sigismund sich damals von dem schlauen Italiener als Werkzeug benutzen, und zwar gelang dies Visconti, indem er den alten Haß Sigismund's gegen die Venetianer, die Feinde des ungarischen Königreichs, anstachelte, denselben so in die Oberitalien zerrüttenden wilden Kämpfe hineinzog und ihm Hoffnung machte, durch Vernichtung der Venetianer die Kaiserkrone zu gewinnen. In der Gier nach den zwei Kronen, deren trügerisches Bild ihm Visconti vorhält, hätte demnach für Sigismund das Hauptmotiv dafür gelegen, daß er das in der tiefsten Zerrüttung befindliche Reich, obgleich die Hussiten nach ihrem furchtbaren Siege bei Tauß dasselbe eben zu überfluten drohten, sich selbst überließ und nach dem Süden zog, ein unsteter Geist und luftiger Projectemacher.

3. Die Letten unter den Deutschen. Den baltischen Landleuten gewidmet von J. von Dorneth. Berlin, Deubner. 1885. Gr. 8. 2 M.

Auf Grund einer populär gehaltenen und einer auf die landläufigsten Hülfsmittel zurückgehenden geschichtlichen Uebersicht dessen, was die Deutschen für die Cultur der russischen Ostseeprovinzen geleistet haben, wendet sich die Verfasserin dieser Studie, die eine brennende Frage der Gegenwart aufgreift, mit großer Entschiedenheit gegen die zur Unterstützung der im Gange befindlichen planmäßigen Russificirung ihrer Heimat betriebene Aufhetzung der Letten gegen die Deutschen und zeigt, wie dieselben, weit entfernt den Letten gegenüber den Deutschen zu ihrem angeblichen Rechte zu verhelfen, vielmehr nur im Interesse des Russenthums arbeitet und nach dem Untergang des schwer bedrohten Deutschthums die Letten schutzlos jeder Gewalt preisgeben wird. Auf eine eitle und verderbliche Selbsttäuschung läuft es demnach hinaus, wenn die Letten, den russischen Vorspiegelungen Gehör gebend, sich in der Phantasie wiegen, sie seien zur Begründung einer neuen nationalen Selbständigkeit berufen und der Jungrusse werde ihnen dazu verhelfen. Denn das wirthschaftliche Gedeihen der Ostseeprovinzen ist das Werk der Deutschen; die heutige lettische Bildung wurzelt vollständig im Deutschthum, sodaß mit Vernichtung des Deutschthums in den baltischen Landen auch das Lettenthum in sich zusammenfällt, weil es des nöthigen Culturbodens beraubt ist. Die Verfasserin mahnt deshalb Letten und Deutsche, ihre Zeit verstehen zu lernen und sich zu gemeinsamer Vertheidigung der höchsten Erdengüter vertrauensvoll die Hand zu reichen.

4. Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland im Zusammenhang der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714. Von Onno Klopp. Elfter Band: Die Kriegsjahre 1704 und 1705. Wien, Braumüller. 1885. Gr. 8. 15 M.

Die unfreiwillige Muße, zu welcher die Ereignisse von 1866 und 1870—71 den durch seinen leidenschaftlichen Preußenhaß bekannten welfischen Agitator und eifrigen Convertiten verurtheilt haben, benutzt derselbe zur Abfassung einer auf die Schätze des wiener Archivs basirten Geschichte Europas im Uebergang von dem 17. zum 18. Jahrhundert, in deren Mittelpunkte die Katastrophe der Stuarts von 1688 und die endgültige Ausschließung derselben von dem englischen Throne durch die Berufung des Hauses Hannover auf denselben steht. Das Werk ist zu unverhältnißmäßigem Umfang angewachsen: denn mit dem vorliegenden starken elften Bande ist es erst bis zum Schluß des Jahres 1705 gekommen, sodaß zu seiner Beendigung nach diesem Maßstabe mindestens noch fünf Bände gehören, es also im ganzen sechzehn Bände umfassen würde. Schon darin liegt ein Theil seiner Mängel begründet: es entbehrt der innern Einheit, des festen Zusammenhalts und der geistigen Durchdringung und Beherrschung seines Stoffs; die Darstellung, allzu breit in das Detail eingehend, löst sich in eine lange Reihe mehr äußerlich aneinandergereihter Monographien auf, von denen manche ohne Nachtheil für die Sache ganz fehlen, andere auf ein viel bescheideneres Maß reducirt sein könnten. Auch der bekannte Standpunkt des Verfassers macht sich in der Beurtheilung von Personen und Ereignissen vielfach geltend und hat schon aus Anlaß der frühern Bände manche Anfechtung erfahren. Wie weit O. Klopp von einer Geschichte der von ihm behandelten Zeit fernbleibt, lehrt am besten ein Vergleich seines Werks mit dem leider unvollendet gebliebenen großen Werk Karl von Noorden's über den Spanischen Erbfolgekrieg. Immerhin bleibt Klopp das Verdienst, aus den Schätzen des wiener Archivs eine Menge neuen Materials zuerst verwerthet und der Wissenschaft zugänglich gemacht zu haben.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Revue Critique", Nr. 27 d. J., bespricht Konrad Hense's „Shakspeare. Untersuchungen und Studien" in sehr anerkennender Weise und findet nur etwas Weitschweifigkeit daran zu tadeln. Uebrigens sagt sie: „Hense ist vor allem ein Forscher; seit 30 Jahren hat er Shakspeare zu wiederholten malen und einige der größten Dichter des Alterthums und der Neuzeit gelesen; er bestrebt sich nun, ihn zu charakterisiren und uns alles mitzutheilen, was er in diesem emsigen Umgang mit ihm gefunden hat: geistreiche Gedanken und erhabene oder tiefe Gesinnungen; daher der Reichthum und die Fülle der Annäherungen, die er entdeckt hat, die indessen oft doch nur rein zufällige sind und für die Kenntniß, die Shakspeare vom Alterthum gehabt haben soll, nichts beweisen."

— Die „Academy", Nr. 689 d. J., enthält eine längere Anzeige der zweiten Auflage vom sechsten Bande des Werks „Die Könige der Germanen" von Felix Dahn und empfiehlt ihn ebenso wie die übrigen Bände aufs wärmste der Aufmerksamkeit aller mittelalterlichen Geschichtsforscher.

— Im „Athenaeum", Nr. 3012, lesen wir: „«Prusias» von Ernst Eckstein, einem Schriftsteller, der rasch zur Berühmtheit in Deutschland gelangte, ist einer jener scheinarchäologischen Romane, die gegenwärtig bei unsern teutonischen Nachbarn große Gunst finden. Wie seine Vorgänger, so ist auch «Prusias» von schwerfälliger Darstellung und Handlung; das Streben nach historischer Genauigkeit ist sehr augenfällig, und es liegt ein Mangel an Spontaneität im Laufe der Erzählung, der sie zur mühsamen Lektüre macht. Auch ist sie so voll von jenem eigenthümlich deutschen Gefühle, welches, in den Mund eines alten Römers gelegt, dem Leser als besonders unpassend auffällt."

— Ueber Hermann Schmid's „Der Kanzler von Tirol", von welchem Dorothea Roberts eine englische Uebersetzung veröffentlicht hat, sagt die „Saturday Review", Nr. 1551: „Dies ist einer jener vortrefflichen historischen Romane, welche deutscher Fleiß mit so gewissenhafter und genauester Beachtung alles dessen, was die Nahrung, Bekleidung und Unterhaltung betrifft, hervorbringt. Es ist ein echtes Stück Arbeit von jener Art, von der heutzutage in England, seitdem die Hochflut des Scott'schen Einflusses sich verlaufen hat, sehr wenig producirt wird, und wir wenden uns ihr mit einem Gefühle der Erleichterung zu, nach den hysterischen Romanen der modernen Schule mit ihrer rücksichtslosen Nichtachtung literarischer und socialer Schicklichkeit.... Schmid ist nie besser, als wenn er ein malerisches Gepränge schildert, wie es dem Verfasser von «John Inglesant», woran dieses Werk uns zuweilen erinnert hat, so willkommen ist."

Ueber „Serapis" von Georg Ebers heißt es in derselben Wochenschrift, Nr. 1552: „Man weiß es im voraus, daß viel Gutes über dieses Werk zu sagen sein wird. Ebers besitzt eine so ausgebreitete Kenntniß der Zeiten und Personen, die er behandelt, daß er, mit Ausnahme einiger wenigen Punkte, die wahrscheinlich von persönlichem Gefühl gefärbt sind, innerhalb seiner eigenen Schranken eine so zuverlässige und unparteiische Autorität ist, wie man sie nur finden kann. Unter solchen Umständen können seine Werke nicht umhin, bei der mannichfaltigen und malerischen Belehrung, die sie über die Sitten und Gebräuche einer längst dahingeschwundenen Zeit und Menschenrasse gewähren, zu interessiren. Nachdem dies zugegeben worden, und es ist dies kein geringes Lob, tritt uns des Verfassers Schwäche entgegen. Als Alterthums- und Geschichtsforscher, als Schilderer vergangener Zeiten, die er seinen Lesern so lebhaft vor Augen führt, daß es fast den Anschein hat, als kenne er sie aus eigener Anschauung, ist er alles, was man wünschen kann; als Erzähler jedoch leistet er gar nichts. Es ist eine ebenso schwere Aufgabe, einen lebendigen Antheil an seinen Charakteren zu nehmen, wie bei denen der französischen Classiker erregt zu werden, außer wenn ihnen vom Genius einer Rachel oder Sarah Bernhardt Leben eingehaucht wird. Die mise-en-scène ist prächtig, die Costüme und Details unanfechtbar correct; die Menschen aber sind wenig besser als Puppen, mit einem Geschmack für langathmige metaphysische Abhandlungen. Ebers kleidet seine todten Knochen in schönes Fleisch und passende Gewänder; er vermag aber nicht, ihnen den Lebenshauch einzuflößen. Es finden sich herrliche Schilderungen in diesem Romane, die dem Leben

so ähnlich sind, daß es unmöglich scheint, sie seien nicht der Bericht eines Augenzeugen; wir haben aber fast immer Ebers dafür zu danken und kaum je seinen Charakteren. Selbst die großartigste Scene, die Zerstörung des Serapis durch Konstantin, die, wie es angenommen wird, wir mit den Augen der Geliebten des letztern, der schönen Heidin Gorgo, erblicken, leidet an diesem Nachtheil. Beinahe sämmtliche Charaktere sind gleichsam mit einer Etikette versehen, die ihre Tugenden und Mängel kurz zusammenfaßt, und wir acceptiren ihre Kennzeichen pflichtschuldigst, da uns mehr daran gelegen ist, zu den wirklich glänzenden Schilderungen zu gelangen, an denen «Serapis» so reich ist, als an der Erzählung, die blos als Haken dient, sie daran zu hängen. In Wahrheit ist der Götze Serapis der wirkliche Held des Buchs, und jede Scene, in welcher er erscheint, ist höchst interessant. Der Kampf zwischen den Anhängern der beiden Religionen, der christlichen und heidnischen, ist eine merkwürdige psychologische Studie; sie würde aber gerade ebenso anregend sein, wenn die streitenden Parteien Katholiken oder Protestanten genannt würden. Kurz, abgesehen von einer leisen Localfärbung, haben wir hier, falls Ebers die Gesinnungen jener Zeiten richtig wiedergibt, einen neuen Beweis für die im französischen Sprichworte enthaltene Wahrheit: «Plus ça change, plus c'est le même». Die Gefühle, welche die fanatischen Mönche und die wüthenden Anachoreten in Ebers' Werke bewegen und die zum Sturze der schönen Statue des Serapis und seines prächtigen Tempels führen, sind genau dieselben wie die, welche Jahrhunderte später die Zerstörung oder Verstümmelung unserer alten Dome und Tempel in den Tagen des puritanischen Siegs veranlaßten. Die zwei sympathischsten Charaktere sind der sanfte alte Decan Eusebius und der Gutsbesitzer, wie wir ihn nennen würden, Demetrius. Eusebius kann seinen weitherzigen Glauben an Gottes Liebe und Barmherzigkeit nicht mit den strengen Lehren vereinbaren, auf welchen der starrorthodoxe Bischof Theodosius und seine Anhänger bestehen und geräth so in Schwierigkeiten, weil er sich es nicht vergegenwärtigt, daß ein irrgläubiger Christ, wie gut oder bedürftig er auch sein möge, auf weit weniger Theilnahme und Duldung seitens seiner Glaubensgenossen zu zählen hat als der ärgste Heide. In der That kann man nicht umhin, zu wähnen, daß dies einer der Fälle sei, wo Ebers' persönliche Gefühle ins Spiel gekommen sind und er so dem Charakter Leben verliehen hat, das demselben sonst fehlt. Demetrius ist erfrischend durch den Gegensatz zur demüthigen Aufführung der Uebrigen, die, selbst in ihrer Unart, um einen Kinderstubenausdruck zu gebrauchen, es ermöglichen, immer noch einen empörenden Anstand beizubehalten. Die Art und Weise, wie er durch Benutzung ihrer religiösen Eitelkeit die Einwilligung seiner frommen Stiefmutter zur Verheirathung ihres Sohnes, seines Stiefbruders, mit der hübschen Sängerin Dada erlangt, ist in amusanter Weise erzählt und läßt den Wunsch aufkommen, Ebers möchte seine Metaphysik etwas fallen lassen und dafür der Ausarbeitung seiner Charaktere mehr Aufmerksamkeit widmen. Wie sie jetzt beschaffen sind, bilden sie blos die Haken, an welche der Verfasser ein beliebiges Detail oder eine Theorie hängen kann, die er zu betonen wünscht. Es mag die Vollendung der Charakterschilderung kein so hohes Studium sein wie Metaphysik; doch ist der Geist der Männer (und bisjetzt noch sogar der einiger Frauen) zuweilen kleinlich, und für solche wird «Serapis» eine ziemlich schwerfällige Lektüre sein, selbst wenn die darauf verwendete Mühe durch die vortrefflich geschilderten Scenen im Serapeum, dem Circus und auf dem canopischen Wege belohnt wird."

Bibliographie.

Altes und Neues aus der Briefmappe. Altona. 8. 1 M.

Bergmann, J., Vom Strudel her. Gedichte. 2te, verm. Aufl. Karlsbad, Knauer. 12. 1 M. 20 Pf.

Bierling, E. R., Die konfessionelle Schule in Preußen und ihr Recht. Zwei Abhandlungen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Böhm, E., Geschichte des Westfälischen Dragoner-Regiments Nr. 7 von seiner Formirung bis zum Schluß des Jahres 1884. Auf Befehl zusammengestellt. Mit 1 Porträt, 1 Uniformbild, 1 Skizze und 3 Karten. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Brenning, E., Graf Adolf Friedrich von Schack. Ein litterarischer Essay. Bremen, Rocco. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Der Selbstmord in der Literatur. Vortrag. Bremen, Rocco. 8. 60 Pf.

Cassel, P., Aus Literatur und Geschichte. Abhandlungen. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 10 M.

Ebner-Eschenbach, Marie v., Zwei Comtessen. Berlin, Ebhardt. 8. 4 M.

Findel's, J. G., Schriften über Freimaurerei. 6ter Bd.: Die moderne Weltanschauung und die Freimaurerei. 1stes Hft. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 M.

Glogau, G., Ueber politische Freiheit. Vortrag. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 60 Pf.

Hagen, E. v., Philosophische Abhandlungen und Aphorismen. Beiträge zur Einsicht in ächte Weisheit. 1ster Hauptthl.: Genius, Geist und Gemüth. 1stes Hft.: Intellectuelles. Hannover, Schüssler. Gr. 8. 3 M.

Häpe, G., Sozialreform und innere Mission. Vortrag. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Heeß, J., Rudolf von Habsburg. Dramatisches Bild aus der vaterländischen Vorzeit in 3 Aufzügen. Mainz, Kirchheim. 8. 75 M.

Herquet, Die Renaissancedecke im Schlosse zu Jever, ihre Entstehungszeit und ihr Verfertiger. Emden, Haynel. Gr. 8. 3 M.

Hildebrand, E., Wallenstein und seine Verbindungen mit den Schweden. Aktenstücke aus dem schwedischen Reichsarchiv zu Stockholm. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 2 M.

Holz, A., Das Buch der Zeit. Lieder eines Modernen. Zürich, Verlags-Magazin. 1886. 8. 5 M.

Hoppe, J., Der psychologische Ursprung des Rechts. Würzburg, Stuber's Verlag. Gr. 8. 3 M.

Jung, A., Die Harfe von Discatherine. Bekenntnisse eines Dichter-Philosophen. Ein Seitenstück zu des Verfassers Roman Rosmarin. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 10 M.

Kemmer, O., Phantastische Geschichten. Novellen. Leipzig, Lemme. 8. 1 M.

König, C. A., Deutsche Lieder. Leipzig, Rocca. Gr. 8. 50 Pf.

Kostomarow, N., Russische Geschichte in Biographien. Nach der 2ten Aufl. des russischen Originals übersetzt von W. Henckel. 1ste Lfg. Leipzig, F. Duncker. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Lansdell, H., Russisch-Central-Asien, nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merw. Deutsche autorisirte Ausgabe, bearbeitet durch H. v. Wobeser. Mit vielen Illustrationen im Text, 4 doppelseitigen Tonbildern, Karte und Photographie des Verfassers, sowie einem einzeln käuflichen, wissenschaftlichen Anhang, enthaltend Fauna und Flora von Russisch-Turkestan und Bibliographie. 1ster Bd. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Mann, L., Das Wesen der Electricität und die Aetiologie der Pest und der Cholera. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Nebst der literarischen Beilage. Redigirt von L. Schlesinger. 24. Jahrg. 1885/86. 4 Hfte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. à Hft. 2 M.

Morwitz' Neues Wörterbuch der Englischen und Deutschen Sprache mit Berücksichtigung der Amerikanismen sowie aller im geschäftlichen, gewerblichen, technischen und wissenschaftlichen Leben gebräuchlichen Wörter nebst Aussprache-Bezeichnung in beiden Sprachen. In zwei Theilen. Englisch-Deutsch und Deutsch-Englisch. Leipzig, Brockhaus. (Philadelphia, Morwitz u. Comp.) 8. 6 M.

Perls, A., Herr Stöcker und sein Prozess. Zeitbetrachtungen. 2te Aufl. Leipzig, Unflad. 8. 60 Pf.

Radenhausen, C., Die Sozialdemokratie. Ihre Wahrheiten und ihre Irrtümer. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Ruepprecht, C., Der Mensch und seine Wohnung in ihrer Wechselbeziehung. Eine kulturgeschichtliche Skizze. München, Th. Ackermann. 12. 50 Pf.

Schanz, C., Elsasser Bauern-Krieg. Dramatische Skizzen. Zabern, Mallinckrodt. 8. 1 M.

Schöning, v., Geschichte des 2. Brandenburgischen Ulanen-Regiments Nr. 11 von seiner Stiftung bis zum 1. Januar 1885. Auf Befehl des königlichen Regiments zusammengestellt. Mit 1 Porträt, 1 Uniformbilde und 3 Karten. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Schottky, E., Clytia. Eine Begegnung. Wiesbaden, Feller u. Gecks. 8. 2 M. 50 Pf.

Schulenburg, Graf von der, Geschichte des Magdeburgischen Dragoner-Regiments Nr. 6 auf Veranlassung des Regiments geschrieben, unter Mitwirkung von Briesen. Mit einem Porträt, 1 Skizze und 3 Karten. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Schwengberg, M., Das Spies'sche Faustbuch und seine Quelle. Berlin, Parrisius. 8. 1 M.

Friedliche Social-Reform. Ein Vorschlag zur Lösung der socialen Frage. Von Ernst Vorwärts. Altona, Harz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wachenhusen, H., Die tolle Betty. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Waldmann's, L., Lieder. Breslau, Waldmann. Gr. 16. 1 M.

Weckesser, A., Der empirische Pessimismus in seinem metaphysischen Zusammenhang im System von Eduard von Hartmann. Bonn. Gr. 8. 2 M.

Wild, R., Des Einjährigen Freud und Leid. Humoristische Erzählung aus dem Soldatenleben. Berlin, Luckhardt. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 221 bis 227.

Der Brüsseler Eisenbahncongreß. (I/II.) — England und Rußland in Centralasien. — „L'esprit militaire“ und das französische Offizierscorps.. (II.) — Gladstone's Meerfahrt und die liberale Parteilosung. — Eine Hauptaufgabe für den künftigen Statthalter von Elsaß-Lothringen. — Die Criminalstatistik des Deutschen Reichs. — Zur Beförderung der Hochseefischerei. — Die Reisen der deutschen Kriegsflotte im Jahre 1884. (V.)

Die militärische Bedeutung des römischen Grenzwalls. — Norisches Eisen. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. (I/II.) — Colberg und Colbergermünde. Von Dr. L. Trost. — Eine Künstlerfamilie der Renaissance. Von C. von Fabriczy. — Ueber die Fortschritte der wissenschaftlichen Witterungskunde während der letzten Jahrzehnte. Von Professor W. von Bezold. — Die Antwerpener Weltausstellung. (X.) — Die Form der Nibelungen. Von W. Bormann. (I/III.) — Culturelle Beziehungen der Ungarn und Böhmen im 14. und 15. Jahrhundert. — Neapel. Von Th. Trede. (III. Schlußartikel.)

Die Entwickelung Mannheims unter dem deutschen Zollverein. — Geschäftliche Jahresberichte: Die deutschen Banken im Jahre 1884. Türkische Tabakregie-Gesellschaft. Die französischen Localbahnen 1884. Die österreichisch-ungarischen Eisenbahnen im ersten Semester 1885.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Henry M. Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil.

Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von **Dr. Berthold Volz.**

Dritte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Die von Dr. Berthold Volz, Director des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam, verfaßte Bearbeitung der berühmten afrikanischen Reise Stanley's hat sich als echtes Volksbuch und vorzügliche Jugendschrift in kurzer Zeit so zahlreiche Freunde erworben, daß bereits eine dritte Auflage nöthig wurde, welche der Verfasser unter Berücksichtigung der inzwischen gewonnenen geographischen Kenntniß sorgfältig revidirt hat.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Aus dem alten Pitaval.

Französische Rechts- und Culturbilder aus den Tagen Ludwig's XIII., XIV. und XV.

Ausgewählt und erläutert von

Hans Blum.

Erster Band.

8. Geheftet. Ladenpreis 5 Mark.

Dieses Werk ist das Ergebniß vieljähriger Forschungen und Vorarbeiten. Es vermittelt dem deutschen Leser eine Auswahl der culturhistorisch, rechts- und sittengeschichtlich interessantesten Fälle der Sammlung des alten Gayot de Pitaval (starb 1743 als Advocat zu Paris), welcher der Stammvater aller modernen Sammlungen berühmter Criminalfälle geworden ist.

Inhalt des ersten Bandes: Einleitung: Der alte Pitaval. Ein Opfer des Cardinals Richelieu. Der falsche Herr von Caille. Ein geheimnißvoller Mord. Auf den Spuren der Frau von Maintenon. Die Geschichte des Fräulein von Sfrondate. Die Tragödie der Juden von Metz. Eine Gespenstergeschichte.

Der zweite (Schluß-)Band des Werkes wird im September d. J. ausgegeben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Soeben erschien:

TECHNICAL VOCABULARY

ENGLISH AND GERMAN.

Technisches Vokabular

für technische Lehranstalten und zum Selbststudium für Studierende, Lehrer, Techniker und Industrielle.

Von

F. J. WERSHOVEN.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Geh. 3 M. Cart. 3 M. 20 Pf.

Der Director der Technischen Hochschule in Aachen Geh. Reg.-Rath von Kaven bezeichnet dieses englisch-deutsche Vokabular in einem Vorwort dazu als ein treffliches Hülfmittel beim Studium der technischen Literatur wie für den mündlichen Verkehr, das sich auch durch praktische Einrichtung und Handlichkeit zur Einführung empfiehlt. Vorliegende zweite Auflage wurde vom Verfasser vielfach erweitert und vervollständigt.

In demselben Verlage erschien:

Wershoven. Vocabulaire technique français-allemand. Geh. 1 M. 80 Pf. Cart. 2 M.

——— The Scientific English Reader. Englisches naturwissenschaftlich-technisches Lesebuch. 3 Theile. Geh. 5 M. 50 Pf.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 9.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 3. September 1885.

Inhalt: Vom Büchertisch. Von Wilhelm Buchner. — Ein russischer Roman. Von Robert Waldmüller. — Kunstwissenschaftliche Literatur. Von Gustav Portig. — Zur religiösen Literatur. Von Friedrich Groch. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Vom Büchertisch.

Die heute mir zur Besprechung vorliegenden Bücher sind von so verschiedenem Stoff und Wesen, daß dieselben füglich nur unter der eigentlich nichtssagenden Ueberschrift „Vom Büchertisch" sich zusammenstellen lassen.

1. Hau- und Bausteine zu einer Literatur-Geschichte der Deutschen. Wahrheit und keine Dichtung von Sebastian Brunner. Erstes bis drittes Heft. Wien, Kirsch. 1885. Gr. 8. 3 M.

Der Ultramontanismus der Gegenwart hat neben andern auf dem Gebiete der Religion und mehr noch der Politik liegenden Aufgaben sich auch die weitere gestellt, im Kreise seiner Leser die Thatsache, daß unser deutsches Schriftleben um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts auf stolzer Höhe stand, und daß wir an der geistigen Ernte jener Jahrzehnte noch geraume Zeit weiter zehren werden, als einen Mythus, als eine kolossale Lüge darzustellen. Eine ganze Schar katholischer Schriftsteller, darunter eine Anzahl Geistliche, macht sich das Vergnügen, einen Lessing, Goethe, Schiller u. a. als jämmerliche Hampelmänner, ihre Schriften als werthlosen Schund, als schnöde Ausgeburten der Freigeisterei und Freimaurerei zu verdammen; mit einer, besserer Ziele werthen Belesenheit tragen sie allen Klatsch, welcher — Gott sei es geklagt! — schon damals in Briefen ausgeheckt und weiter verbreitet ward und seitdem veröffentlicht worden ist, auf offenem Markt zu Hauf, und beweisen daraus sonnenklar, daß auch jene Größten sehr kleine Menschen gewesen, unwahr, untreu, sich widersprechend und auch geistig im Grunde keineswegs bedeutend. Es wird ihnen nicht schwer, nachzuweisen, daß auch dieser oder jener Zeitgenosse das Gleiche gesagt; an ähnlichen Stimmen aus dem strenggläubigen protestantischen Lager fehlt es nicht; all das wird fein säuberlich zusammengetragen, die nöthige Würzbrühe von Pfeffer, Salz und Essig darüber geschüttet und damit dem gläubigen Publikum untrüglich bewiesen, daß die ganze Mär von der Höhe und Bedeutung unserer classischen Literatur eitel Schwindel ist. Und so werden die Hunderttausende, welche diese Früchte der Jesuitenliteratur genießen, unmerklich unserer edelsten nationalen Dichtung, unserm gesammten nationalen Geiste entfremdet.

Einem der rüstigsten Mitarbeiter bei diesem würdigen Geschäft des Kleinmachens und Herunterreißens, dem Jesuitenpater Alexander Baumgartner, gesellt sich der Oesterreicher Sebastian Brunner mit seinen „Hau- und Bausteinen" zu, von welchen die ersten drei Hefte vorliegen, deren jedes sechs bis acht Druckbogen umfaßt. Zwar im Vorwort zu dem ersten Hefte erklärt der Verfasser „phantasiereicher Verlogenheit gegenüber":

daß er keineswegs im Sinne hat, einen tollen Feldzug gegen das Lesen sowol alter als moderner Classiker zu eröffnen; er hat im Gegentheil von jeher der Ansicht beigepflichtet, es solle die Lektüre derselben als ein unentbehrliches Bildungsmittel der Jugend verwendet werden. Es handelt sich aber darum: wie sind die Classiker zu lesen? Inwiefern können sie als ein Bildungsmittel dienen? Und die Hauptfrage: Kann der Cultus des Genius, wie er in der jüngsten Zeit proclamirt worden ist, die positive Religion, das in der Kirche ausgeprägte und auch von christgläubigen Akatholiken festgehaltene Bekenntniß und die christliche Sittenlehre ersetzen? Auf diese letzte Frage antworten wir auch wieder gleich im Anfang mit einem entschiedenen Nein! In Beziehung auf die höchsten Lebensfragen, auf das Verhältniß des Menschen zu Gott, zur Natur, zu seinen Mitmenschen gehen die Anschauungen der modernen Classiker oft so diametral auseinander, daß sie sich ebenso paralysiren wie die Systeme moderner Philosophen, mit einem Wort, in Beziehung auf Religion und Sitte können die Ansichten und Aussprüche (aber auch das ethische Leben) vieler Classiker schon ihrer contradictorischen Widersprüche wegen weder auf eine Autorität noch auf eine Geltung als Muster Anspruch machen. Wir haben größtentheils protestantische Schriftsteller zur Bestätigung unserer Anschauungen und Urtheile angeführt, um den uns schon oft gemachten lächerlichen

Vorwurf von Fanatismus und Parteilichkeit auch gehörig zu würdigen.

Der erste Band, zu welchem diese drei Hefte den Anfang bilden, wird, wie es scheint, eine Einleitung, eine Vorlese bilden, um den Beweis zu liefern, „daß manche Literarhistoriker, von ihrem Enthusiasmus für den einen oder andern Dichter geblendet, ihre Leser wie Schuljungen der untersten Klasse behandeln, ihnen die wichtigsten historischen Thatsachen vorenthalten und ihnen Phantasien und Romane darbieten, daß der Cultus des eben gefeierten Dichters ja durch keine unliebsame Religionsstörung unterbrochen werde". Das Ganze wird in zwanglosen Heften zur Ausgabe gelangen, in welchen nach und nach über hundert Schriftsteller besprochen werden sollen; schon die Zahl derer, bei welchen eine eingehendere Behandlung in Aussicht genommen ist, beträgt 49. So wird also das Unternehmen ein sehr umfangreiches sein, und man muß billig den Muth und die Arbeitskraft des einundsiebzigjährigen Verfassers bewundern, in seinem Alter eine voraussichtlich vielbändige, die mannichfaltigsten und weitschichtigsten Stoffe behandelnde literarische Arbeit zu beginnen.

Das erste Heft der „Hau- und Bausteine" beschäftigt sich mit Vater Gleim, das zweite mit Vossens „Luise", das dritte bringt unter der wunderlichen Ueberschrift „Drei Stichproben aus der Goethe-Literatur" Aufsätze über das weimarer Theater, Friederike Brion und August von Goethe. Wenn jemand in dieser Auswahl und Reihenfolge kein System fände, könnte ich ihm nicht gerade unrecht geben. Sebastian Brunner gebraucht den Kunstgriff, zum Zweck gesteigerter Wirkung mit dem Kleinen anzufangen. Zunächst hat er die sieben Bände der „Gesammelten Werke" Gleim's durchgelesen, um zu beweisen, daß derselbe kein Dichter gewesen. Ein harmloses Vergnügen! Wenn seinerzeit Paul Lindau die Mußestunden seiner Sommerfrische dazu benutzte, diesen oder jenen jungen Poeten zu verarbeiten, wie die Katze mit der Maus spielt, so war das vielleicht grausam, aber immerhin ergötzlich; heutzutage, achtzig Jahre nach des hochbetagt Geschiedenen Tode, mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit und sittlicher Entrüstung nachweisen zu wollen, daß Gleim's Anakreontika dürftig und schwächlich, seine „Grenadierlieder" nüchtern und unvolksmäßig, sein „Halladat" ein großartiger Aufbau von Nichtigkeiten ist u. a. m., das ist in der That sehr überflüssig, zumal da Sebastian Brunner durch reichliche Belegstellen aus Goethe, Vilmar, Roquette, Koberstein, Wachsmuth u. a. erweist, daß diese schon längst dasselbe gesagt, wenn auch nicht in demselben Kraftmeierstil wie unser Verfasser. Wer weiß nicht, daß die ganze halberstädter Dichtergesellschaft stark war in gegenseitigem Anschwärmen und Beräuchern, daß der Dichter von über zwei Dutzend Trinkliedern — Brunner zählt sie mit Entrüstung auf — sehr mäßig war, daß der anakreontische Dichter der Liebe lebenslang Junggeselle blieb, daß der „Grenadier" seine Kriegslieder im bequemen Arbeitszimmer zu Halberstadt schrieb, und daß der treffliche Mann und schwache Poet einen guten Theil seines längst erstorbenen Ruhmes den zahlreichen Freunden dankt, mit denen er durch Briefwechsel und persönliche Anhänglichkeit und theilweise auch durch bereitwillig gewährte Geldspenden verbunden war? All das zu wissen, brauchen wir wahrhaftig Sebastian Brunner's Heftlein nicht, und er hätte füglich das Lesen der sieben Bände Gleim sparen können. Daß er nochmals sagt, was andere längst gesagt und was wir längst wissen, verletzt uns nicht, sondern wie er es sagt, dieser bald polternde, bald witzelnde Biedermeierton, mit welchem der gutherzige, aber etwas verwöhnte, eitle, weichliche Mann wie ein nichtsnutziger Schuljunge abgekanzelt wird. Um von diesem witzelnd polternden Kraftmeierstil, gegen welchen Johannes Scherr's klobigste Bierhausprache ein sanfter Elfengesang ist, ein Beispiel zu geben, nur ein paar Kapitelüberschriften

11. Wie Gleim erst im zehnten Gesange die überraschende Mittheilung macht, daß er als „Weiser" im Halladat seine besten und freiesten Gedanken niedergeschrieben hat; wie aber trotzdem der ungläubige und frivole Leser das ganze Halladat für eine miserable Marionettenbude hält, in welcher hölzerne Derwische sich hinabzappeln.

17. Wie Gleim in seine poetische Begeisterungfalle den ranzigen Speck ewigen Ruhms hineinhängt, um sämmtliche Cavalleristen, Infanteristen und Artilleristen in dieselbe hineinzulocken, und Gleim sich selber den königlich preußischen Horaz benennt!

23. Wie Gleim's Poesie in seinem Hüttchen immer mehr einschrumpft. Wie er einmal unsern Herrgott, dann den Amor, dann gar den Epikur anruft, zu den Charitinnen, Liebesgöttinnen, Venus, Hercules, Apoll betet, den Musen einen Krakehl macht, weil sie den Mord Winckelmann's nicht verhindert haben, und sich total in heidnische Andachtsübungen hineinheuchelt.

Kurz, der „alte Honig- und Methtiegel, der immer süße Gleim", der „königlich preußische Tyrtäus und abgehärtete Lindenspartaner" kommt erbärmlich schlecht weg. Dabei macht sich, 120 Jahre nach dem Ende des Siebenjährigen Kriegs, der Grimm des Oesterreichers gegen den Preußen in vollem Maße geltend. Gleim hat in zwei Kriegsliedern des Jahres 1757, um das Völkergemenge des österreichischen Heeres zu bezeichnen, dasselbe angeredet: Tolpatsch und Pandur. Sebastian Brunner gibt dieser fürchterlichen Thatsache die Ueberschrift:

18. Wie Gleim in einem Schlachtliede, um den Muth der Soldaten aufzubessern, die österreichischen Soldaten Tollpatschen und Friedrich II., seinen Brotherrn, den Siegesgott benennt.

Dazu die Anmerkung:

Es zeugt von einer besonders edeln Gesinnung, die armen Soldaten des gegnerischen Heeres mit Schimpfworten der niedersten Sorte zu tractiren, sie als Dummköpfe hinzustellen.

Diese sittliche Entrüstung ist sehr überflüssig. Sebastian Brunner hätte sich aus dem nächsten deutschen Wörterbuch, etwa Weigand, belehren können, daß Tolpatsch ein ungarisches Wort ist und einen Fußsoldaten bedeutet; das Wort ist seitdem, wol um seines Anklangs an zwei deutsche Stammwörter willen, mit der Bedeutung eines plumpen

tölpelhaften Menschen in unsere Volkssprache übergegangen. Eine andere Lesefrucht. Gelegentlich der Betrachtung des „Halladat" heißt es:

Am Ende dieses Gottgesanges läßt Gleim eine astronomische Raketengarbe gegen Himmel steigen, die von seiner glänzenden Gelehrsamkeit hellleuchtendes Zeugniß ablegen soll. Es erinnert uns dieser Gleim'sche Versuch, die Erde recht zu verkleinern und verächtlich zu machen, an den sentimentalen Hoppelpoppel der Gebetbücher Ende des 18. Jahrhunderts, wo die Erde immer nur wie ein Tropfen am Welteimer schwebt! Merkwürdigerweise hat dieses Bild, aus dem Bilderkreise eines Bierwirthes genommen, in jener Zeit allgemeine Verbreitung gefunden.

Mit Verlaub! Die schöne Vergleichung der Erde mit dem Tropfen am Eimer ist nicht aus dem Bilderkreise eines Bierwirthes genommen, sondern aus Klopstock's prachtvollem Hymnus „Die Frühlingsfeier", daher auch die allgemeine Verbreitung andern Leuten gar nicht merkwürdig erscheint.

Fügen wir noch hinzu, daß das ganze Büchlein den Eindruck eines Feuerwerks macht, abwechselnd das polternde Bumbum der sittlichen Entrüstung und dann wieder das Raketenzischen eines platten Witzes, daß Sebastian Brunner, obwol gewiß kein jugendlicher Dilettant mehr, auf jeder Seite so und so viel mal das rhetorische Lieblingsmittel des schriftstellernden Dilettanten, die Sperrschrift anwendet, um uns auf jede Grobheit, auf jeden Witz mit der Nase aufzustoßen, und daß all das geschieht, um Dinge zu beweisen, die keines Beweises bedürfen, so legen wir schließlich das Heft aus der Hand mit der erstaunten Frage: „Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?"

Ich habe herzlich gelacht beim Lesen der possirlichen Schrift, nicht über den Vater Gleim, den „Seher Gottes", sondern über Sebastian Brunner, welcher uns zeigt, daß die Rasse der Abraham a Santa Clara an der Donau noch nicht ausgestorben ist. Aber ich fürchte fast, daß mit dieser Vergleichung dem geistvollen Prediger des 17. Jahrhunderts ein Unrecht geschieht.

Allzu scharf macht schartig. Wer das Donnerwetter, in welchem Sebastian Brunner dem alten guten Gleim den Kopf wäscht, mit durchgemacht hat, der ist hartschlägig geworden, komme was da wolle. Und so warf ich mich denn mit frischem Muth in der „Hau- und Bausteine" zweiten Haufen, betitelt „Vossens Luisentempel". Als Jüngling habe ich das Gedicht gern gelesen. Es kam mir zwar vor, als ob der Küchenzettel des biedern Pfarrers von Grünau etwas sehr reichlich sei, als ob die Leute ein bischen viel Kaffee tränken und Taback rauchten, als ob des theologischen Gesprächs mit dem edeln bescheidenen Walter etwas weniger sein könne; aber bei alledem, es ging in dem Pfarrhause so idyllisch gemüthlich zu, und Luisens Spaziergang mit dem Candidaten war so nett, und das Kaffeetrinken am See und die Heimfahrt im Kahn und schließlich Luisens rasche Trauung und das Ständchen der Dorfmusikanten; alle Leute sind so freundlich und gut miteinander, alle von der gnädigen Gräfin bis zum Hausknecht sind so satt und zufrieden; da ist nirgend Sorge und Herzweh; Gegenwart und Zukunft liegen in rosigem Scheine da; kurz, Vossens „Luise" erschien mir als die anmuthigste Schilderung eines norddeutschen Pfarrhauses auf dem Lande, und auch jetzt noch, vierzig Jahre nach jenem ersten Eindruck, lese ich das Gedicht ab und zu abermals, Störendes übersliegend, Anmuthendes behaglich genießend. Daß Dorothea-Goethe ein ungleich tieferes, kräftigeres Menschenkind ist als die anmuthige Luise-Voß, habe ich mittlerweile gelernt, aber ich sehe nicht ein, warum ich mich nicht auch an dieser zur guten Stunde erfreuen soll.

Sebastian Brunner sieht die Sache anders an, wie schon der Spruch auf dem Titelblatt besagt:

Man mußt' vor hundert Jahren
Beim Lesen von Luisen
Vor lauter Rührung niesen;
Jetzt hat man mehr erfahren
Und kann es anders machen:
Man darf beim Lesen lachen!

Besonders daß Voß, „der Robespierre des deutschen Gewürzkrämer-Rationalismus", in die Gespräche der beiden Geistlichen seine etwas gar altbackenen rationalistischen Anschauungen über religiöse Fragen niedergelegt hat, wird ihm mit ermüdender Weitschweifigkeit vorgehalten und was nicht noch alles? Das Essen und Trinken, das Kaffeekochen, das Tabackrauchen, der Schlafrock, der Bettquast und überhaupt, daß der Pastor von Grünau eine Frau hat sowie einen Hausknecht, ferner die in Homerischer Weise wiederholten Beiwörter der Personen u. a. Wer weiß nicht das alles längst? Triumphirend schleppt auch hier Brunner eine Traglast Zeugen herbei, Herbst und Vilmar und Nathusius u. a., um zu beweisen, daß das Gedicht seine Schwächen hat, und daß Vater Voß im Leben ein etwas ungemächlicher niederdeutscher Hartkopf war. Wie dem armen Gleim ein Dutzend mal vorgehalten wird, daß er Kriegslieder gedichtet, ohne zu fechten — hat etwa Brunner's Landsmann Grillparzer, der Dichter des gefeierten Radetzky-Liedes, gefochten? —, so muß sich Voß stets von neuem vorwerfen lassen, daß er als Student großwortige Oden gegen die Tyrannen gedichtet und als alternder Mann von etlichen deutschen Fürsten einen Ruhegehalt angenommen. Und all das in demselben bald pathetisch polternden, bald platt witzelnden Ton, mit einem Springen vom Hundertsten ins Tausendste, eine endlose Nörgelei mit boshaften Anmerkungen ausgeziert; es ist schon nicht mehr zum Lachen, sondern zum Gähnen. Ganz besonders zugute thut sich Brunner auf die Späße, die er schon vor funfzig Jahren als Gymnasiast über die „Luise" gemacht hat, einen vierten Gesang nämlich: „Der um sein Trinkgeld beschummelte Küster von Grünau", Hexameter von einer polizeiwidrigen Schauderhaftigkeit, welche indeß an Kläglichkeit noch übertroffen werden durch die gereimten Hexameter S. 90 und die auf S. 80 zu lesenden Distichen. Voß hatte nämlich als dürftiger Hauslehrer und Hauspoet derer von Oertzen auf Ankershagen zu einer Familien-

hochzeit eine Festrede gedichtet, drucken lassen und in Goldschnitt gebunden überreicht, war aber in der Hoffnung auf Entschädigung für seine Mühe und Auslage in Gestalt eines Goldstücks schmählich getäuscht worden. Diese Trauergeschichte gibt Brunner zu folgender Dichtung Anlaß, welche zugleich als Beispiel für die Qualität der Brunner'schen Distichen wie des Brunner'scher Humors dienen mag:

Hell auf metallenen Saiten sollen erklingen die Lieder,
In unsere Sparbüchse dumpf falle das Goldstück hinab.
Nicht mit Gold zu bezahlen ist die Ode des Sängers,
Und der Dukaten verbleibt in dem Familienschatz.
Unser Lob muß die Lyra des Plebejers verkünden,
Denn Klavier und Gesang ist ausgemacht: obligat.
Wir haben ihn gemiethet, uns gehört seine Arbeit,
Dafür hat er Gehalt sechzig Thaler das Jahr.
Das Majorat zu erhalten muß man immer bedacht sein,
Und ein Dukaten hat Sinn in dem Lande Schwerin.
In dem Prunkkasten liegen soll er für ewige Zeiten,
Und da bezeuge er stumm, wie man mit Geld warf herum,
Als die zwei Häuser sich einstens durch eine Hochzeit vereinten,
Und den gemeinsamen Schund doppelt der Dichter empfund!

Wenn Brunner wenigstens von dem „Robespierre des deutschen Gewürzkrämer-Nationalismus" gelernt hätte, anständige Hexameter und Distichen zu machen, so wäre das nicht vom Uebel gewesen.

Das dritte Heft der „Hau- und Bausteine" bringt „Drei Stichproben aus der Goethe-Literatur". Was an der Donau eine Stichprobe bedeutet, weiß ich nicht; ich bekenne, daß ich mir nichts darunter vorzustellen vermag. Zunächst erscheint ein Aufsatz über die „Kunsthöhe" des weimarer Theaters. Es mag sein, daß die Lobredner desselben den Mund zu zeiten etwas voll genommen haben; daß es etwas ärmlich dabei herging, die Gehalte dürftig, die Ausstattung bescheiden war, daß die Winterbühne einer kleinen armen Residenzstadt Thüringens keine besonders hervorragenden Kräfte besaß oder, wenn solche sich entwickelten, bald verlor, daß die Schauspieler in Lauchstädt den Flegeleien der rohen hallischen Studentenschaft ausgesetzt waren: all das ist längst bekannt; aber daß Goethe diese Mittelkräfte durch seine einsichtsvolle Leitung zu höherer Bedeutung hob, daß die weimarer Bühne als diejenige, über welche zuerst die classischen Dramen unserer beiden Heroen gingen, zu ihrer Zeit trotz ihrer Aermlichkeit sehr geachtet war, daß jedenfalls Goethe und Schiller den wenn nicht allezeit musterhaften, doch gut zusammengespielten Darstellungen ihrer Meisterwerke alle Anerkennung zollten, das scheint mir zweifellos zu sein, wenn auch der verwöhnte und von sich eingenommene Holtei Ende der zwanziger Jahre, also fast drei Jahrzehnte nach der Blüte dieser Bühne, nur noch Trümmer des vormaligen Glanzes fand und sich demgemäß abfällig äußert. Daß Brunner alles, was zur Verunglimpfung des weimarer Theaterwesens dienen kann, mit Vorliebe herbeizieht bis auf die bescheidene Rechnung des von einem Goethe geschätzten und gefeierten Mieding, das versteht sich von selbst; ebenso daß es mit jenem Tone überlegener Witzelei und nörgelnder Kleinmeisterei geschieht, welcher ihm eigenthümlich ist: gehört es ja doch zu seinem Vergnügen, offene Thüren mit Getöse einzurennen und dann ein Triumphjauchzen zu erheben, welches sich zuweilen bis zum Versemachen steigert. So z. B. S. 38, wo er, anknüpfend an eine allerdings recht backenaufblasende und geschmacklose Lobschrift von Gotthardi, welche sogar den Mitgliedern des Orchesters Weihrauch streut, folgende Hexameter leistet:

O du schlauer Aufschneider, erfindungsreicher Odysseus,
Zähme den Kampf mit dem Leser, du alles verderbender Prahler,
Siehe, es wackelt schon in dem Orchester die Geige des Basses
Ob des Lobes, der ersten Violine gespendet!
Der du den Primgeiger machst zu einem gelehrten Professor,
Der zuerst seine Geige, dann den Homer packt beim Kragen;
Sage dem Leser es lieber rund heraus und in Wahrheit:
Hat der Müller auch keine Bedeutung als Geiger,
Classiker liest er dafür, griechische auch noch dazu,
Vor dem Fallen des Vorhangs, nach des Actes Vollendung,
Bis der Kapellmeister kommt und mit dem Taktstock aufs Pult schlägt —
Sodaß jeder zuerst sich sein Instrument möge richten,
Ist accurat er fertig immer mit einem Gesange
Abwechselnd aus den Werken des alten Vaters Homeros.

Ich verspreche eine wahrhaft unschätzbare Belohnung, nämlich Brunner's erste drei Hefte, dem „erfindungsreichen Odysseus", der diese „Hexameter" skandiren kann!

Folgt eine Abhandlung über die Pfarrerstochter von Sessenheim. Die arme Friederike hat im Leben und Tod viel aushalten müssen; ein Berg von nichtsnutzigem Klatsch ist auf ihrem Grabe aufgehäuft worden; Goethe hat schon in seiner straßburger Zeit und ebenso in „Dichtung und Wahrheit" seine Schuld gegen sie eingestanden, und damit könnte die Sache als abgethan gelten. Es ist ja richtig, daß Friederike der ungeschickten Verhimmler, Goethe der ungeschickten Vertheidiger mehr als zur Genüge gehabt hat; aber die Art und Weise, wie Brunner über all das spricht, erinnert allzu sehr an Goethe's Wort:

Getretner Quark
Wird breit, nicht stark.

Die dritte und erfreulicherweise letzte Abhandlung dieser „Stichproben" handelt über August von Goethe. Sein Los ist im Grunde tief tragisch. „Kein gewöhnlicher Mensch", wie Holtei anerkennt, war er der einzige Sohn des hochgefeierten Dichters, des einflußreichen Staatsministers, und doch aufgewachsen unter der niederdrückenden Nachwirkung des kranken Verhältnisses zwischen Goethe und Christiane, deren Verheirathung er, der funfzehnjährige Jüngling, beiwohnte. Er möchte gern im Freiheitskriege mitkämpfen wie jeder rüstige Jüngling jener großen Zeit, aber des Vaters allmächtiger Wille hindert ihn; er möchte gern wie der Vater ein bürgerliches Mädchen freien, aber der Vater will es nicht; das arme Mädchen gibt sich den Tod und August von Goethe heirathet Ottilie von Pogwisch. So steht dem unseligen Menschen allerorten des Vaters wohlmeinender, aber übermächtiger Wille im Wege; er erliegt wie Hamlet dem Fluch, daß nach des Meisters Wort „eine große That auf eine Seele gelegt ist, die der That nicht gewachsen ist". So wird er kalt und trotzig,

verbindet mit angeborener Vornehmheit eine selbstangelernte Roheit und sucht sich über das Misbehagen, das ihn bedrückt, durch den Wein hinwegzuhelfen. So erscheint uns August von Goethe, wenn wir Holtei lesen und in Eckermann's „Gesprächen" zwischen den Zeilen lesen; eine ursprünglich edel angelegte Natur, erlag der Unglückliche unter dem Fluch, der Sohn des größten Dichters seiner Zeit zu sein, und fand, eine glückliche und rechtzeitige Lösung, sein Grab unter den Cypressen an der Pyramide des Cestius; aber unter demselben Fluch des Namens Goethe haben noch August's Söhne geseufzt bis zum Tode.

Goethe's Lebensbeschreiber hatten keinen Grund, sich eingehender mit seinem Sohne zu beschäftigen, und das mag wol erklären, wenn sie an diesen betrübten Geschichten schweigend vorübergehen oder wie Düntzer einen Schleier darüber ziehen; aber andererseits kann man fragen: zu welchem Zweck hebt Brunner den Schleier von diesen Unglücksgeschichten weg? Was hat August von Goethe, der nur ein paar unbedeutende Gedichte gemacht hat, mit den „Hau- und Bausteinen zur Literaturgeschichte der Deutschen" zu thun? Natürlich ist der einzige Zweck, den Vater Goethe im voraus als einen Unmenschen, der an seines Sohnes Untergang schuld gewesen, zu kennzeichnen, und das ist Zweck genug. Sogar Brunner kann, was er sagen will, höchstens sechs- bis zehnmal sagen, und das thut er denn auch; hat man am ersten Heft mit seiner Klatscherei nach todten Fliegen sich ganz nett unterhalten, sogar bisweilen gelacht, so gähnt man beim zweiten Heft über diesen Lärm um nichts, und beim dritten hat man schon die Empfindung, als ob man durch einen endlosen Sumpf tappen müßte, und spricht nach Ueberwindung von S. 128: Gott lob, nun bin ich durch!

Nun haben wir Gleim erledigt und Vossens „Luise" — eine umfassendere Betrachtung von Voß ist uns noch in Aussicht gestellt — und außerdem drei Stichproben aus der Goethe-Literatur. Und hundert Schriftsteller sollen wir durchkosten, darunter funfzig eingehend. Schöne Aussichten!

2. Deutsche Dichterinnen und Schriftstellerinnen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn von Karl Schrattenthal. Brünn, Irrgang. 1885. 8. 2 M.

Insofern das deutsche Volksthum in Oesterreich gegenwärtig in schwerer Bedrängniß ist, bringen wir einer Beleuchtung seiner literarischen Thätigkeit um so größern Antheil entgegen. Freilich handelt es sich hier nur um einen Theil von Deutsch-Oesterreich und obendrein nur um dessen Dichterinnen. Als frühestes Beispiel wird aufgeführt Katharina Junker aus Eger um 1542, geistliche Liederdichterin im Sinne der Reformation; ihr folgt Anfang des 17. Jahrhunderts Elisabeth Johanna Leon, geborene Weston aus London, eine lateinische Dichterin. Im 18. Jahrhundert beschränkt sich die Ausbeute auf drei längst verschollene Dichterinnen. Das 19. Jahrhundert, in welchem so zahlreiche Frauen bei den verschiedensten Nationen, darunter auch in Deutschland, mit den bedeutendsten dichterischen Leistungen erscheinen, geht auch an Böhmen, Mähren und Oesterreichisch-Schlesien nicht ohne Anregung vorüber, aber unter den mitgetheilten zahlreichen Namen von Frauen, welche sich vornehmlich auf dem Felde des Romans oder der Novelle bewegen, dürften wol kaum mehrere als Pauline Gräfin Nostitz, eigentlich eine geborene Berlinerin, welche an ihres ersten Gatten, des böhmischen Naturforschers Helfer, Reisen in Vorderasien und Indien theilnahm und dieselben literarisch darstellte, sowie die Verfasserin der geistreichen „Aphorismen" und etlicher guten Romane, Freiin Marie von Ebner-Eschenbach, oder endlich die unter dem Namen Ossip Schubin schreibende Pragerin Lola Kirschner (nicht Kürschner, wie der „Deutsche Literatur-Kalender" schreibt) hervorzuheben sein. Zu letzterm Buche wie zu einem dereinstigen „Goedeke" der Gegenwart gibt das Büchlein brauchbare Notizen.

3. Zusammenstellung der Faust-Schriften vom 16. Jahrhundert bis Mitte 1884 von Karl Engel. De Bibliotheca Faustiana (vom Jahre 1874). Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze. 1885. Gr. 8. 18 M.

Das Buch von Engel, das sich laut Titel als zweite Auflage der „Bibliotheca Faustiana" vom Jahre 1874 bezeichnet, liegt mir in jener ältern Gestalt nicht vor; ich muß daher zunächst auf eine Vergleichung verzichten und mich begnügen mit der Angabe des Inhalts. Derselbe ist ausschließlich bibliographischer Art, denn das Vorwort über den geschichtlichen Faust ist ganz kurz. Der Verfasser hat mit ungemeinem Fleiße zusammengetragen, was seit der ersten brieflichen Mittheilung des Trithemius und dem ersten frankfurter Volksbuch an Prosa, poetischen und künstlerischen Darstellungen über Faust und ihm nahestehende oder verwandte Persönlichkeiten, Wagner, Ahasverus, Theophilus, Don Juan u. s. w., vorhanden ist. Und so erwachsen 15 Abtheilungen mit 2714 Nummern, ein Buch von nahezu 48 Druckbogen. Es ist, wie die Vorrede bemerkt, für den Forscher und Kenner ein Berather und auch für den Bücherfreund im allgemeinen von Werth. Aber auch nur der Forscher und Kenner kann es wagen, hier Lücken nachweisen zu wollen, was um so schwieriger erscheint, da die Anordnung keineswegs überall durchsichtig ist. So haben wir es also hier zu thun mit einer Arbeit von außerordentlichem Fleiß, die indeß nur einem eng beschränkten Leserkreise von Gelehrten dienen kann.

Wilhelm Buchner.

Ein russischer Roman.

Die Brüder Karamasow. Roman von F. M. Dostojewsky. Vier Bände. Leipzig, Grunow. 1884. 8. 16 M.

Ein höchst merkwürdiges, schwer zu bewältigendes Werk, für die Beurtheilung russischer Zustände und russischer Volkscharaktere von ungewöhnlicher Bedeutung, schon deshalb, weil die ganze russische Nation auf den unlängst verstorbenen Verfasser wie auf einen ihren edelsten Geister, ja nahezu wie auf einen Messias blickte. Ueber seine Schicksale hier das Wesentlichste.

Dostojewsky ist 1818 in Moskau geboren, wurde in der petersburger kaiserlichen Ingenieurschule erzogen und erhielt als Offizier später im Ingenieurdepartement eine Anstellung. Er gab diese Stelle aber bald auf, da sie ihm nicht gestattete, seinem literarischen Triebe Befriedigung zu gönnen. Im Alter von achtundzwanzig Jahren trat er als Romanschriftsteller auf, und zwar wies der Titel seines ersten Romans: „Arme Leute", schon auf die Richtung hin, in welcher er als Schriftsteller Abhülfe zu verschaffen sich berufen glaubte. Diese jugendliche Begeisterung für die Hebung der untern Volksschichten mußte ihn mit politischen Schwärmern in Berührung bringen, denen eine Verbesserung der socialen Zustände nöthigenfalls auch auf gewaltsamem Wege erreichbar schien, und so gerieth er mit in die Untersuchung, welche als der Communistenproceß Petroschewsky's viel von sich hat reden machen. Zu zwölfjähriger Strafarbeit in Sibirien verurtheilt, lernte er dort nicht nur die Armen, sondern auch die Unglücklichen aus nächster Nähe und in engstem Verkehr mit ihnen kennen, und da recht viele darunter waren, welche gleich ihm selbst aus menschenfreundlichem Drange den Wetterstrahl des Gesetzes auf ihr Haupt gelenkt hatten, so grübelte er sich immer tiefer in die labyrinthisch verschlungenen Wege hinein, auf denen der Mensch zu dem verhängnißvollen Absturz in das „Schuldig vor dem Gesetz" gelangt, und bildete jenes leidenschaftliche Mitgefühl in sich aus, das kaum jemals bei einem andern Schriftsteller so ganz der Impuls alles seines dichterischen Schaffens gewesen ist.

Als Kaiser Alexander II. zur Regierung kam, wurde Dostojewsky begnadigt und erhielt auch die Erlaubniß, nach Petersburg zurückzukehren. Im Jahre 1860 erschienen Dostojewsky's „Memoiren aus dem Todtenhause", Reminiscenzen aus Sibirien, welche den Zweck hatten, die allgemeine Theilnahme dem tiefen Unglück der nach Sibirien Verbannten zuzuwenden. Später folgte der Roman „Die Erniedrigten und Beleidigten", dann „Verbrechen und Strafe" und noch eine Reihe verwandter Romane, bis Dostojewsky, zweiundsechzig Jahre alt, im Februar 1880 inmitten der größten literarischen Arbeit seines Lebens zusammenbrach.

Wie sehr es ihm Bedürfniß war, den Gesunkenen — gleichviel wie groß ihr eigenes Verschulden — durch herzliche Zusprache ihr Los zu erleichtern, geht aus dem Umstande hervor, daß er es sich angelegen sein ließ, oft die Gefangenen zu besuchen und mit ihnen als Freund zu verkehren. In der Leichenrede, welche ein hochgestellter Justizbeamter ihm hielt, wurde dieses humanen Zuges in warmen Worten gedacht. Bei seiner Beerdigung — sie brauchte nach allem diesen nicht demonstrativ im Armenwagen zu geschehen — gab ihm denn auch eine lebhaft bewegte, laut schluchzende Menge das letzte Geleit — man schätzte sie auf 40000 Köpfe.

Das vorliegende vierbändige Werk ist nur die Einleitung zu dem von Dostojewsky geplanten, aber nicht mehr von ihm in Angriff genommenen Hauptroman. Der ungenannte, mit der russischen Sprache und Literatur offenbar sehr vertraute Uebersetzer hat sich in einer Nachschrift zu dem vierten Bande über den eigentlichen Grundgedanken des Verfassers wie folgt ausgesprochen:

> Die Familie Karamasow hat das russische Volk in seiner gegenwärtigen Erscheinung zu repräsentiren: der Procureur in der Gerichtsverhandlung des vierten Bandes stellt diesen Satz auf und der Vertheidiger bestätigt ihn ohne Einschränkung. Die Familie Karamasow soll uns die hervorragenden, tonangebenden Typen des russischen Volks darstellen, und zwar in drei Entwickelungsstadien: die gewaltsam zurückgedrängte rohe Vergangenheit im Vater Feodor Pawlowitsch; die sich selbst in materieller und geistiger Unzucht zu Grunde richtende Gegenwart in den Söhnen Dmitri und Iwan Feodorowitsch; die erhoffte Zukunft, die Wiedergeburt der Nation im Sohne Alexei Feodorowitsch. Mithin hatte der „Hauptroman" das Stadium der Wiedergeburt und die wiedergeborene Nation darzustellen, und Alexei Karamasow als Träger der läuternden Prineipien hatte im Mittelpunkt desselben zu stehen. Wie in dem einleitenden Roman die verschiedenen untergeordnetern nationalen Typen der Vergangenheit und Gegenwart in locker aneinandergereihten Episoden den Hauptcharakteren zur Seite gestellt worden sind, so sollte wol auch im Hauptroman eine Anzahl typischer Entwickelungsbilder der Zukunft nebeneinander vorgeführt werden, zusammengehalten durch den einheitlich vermittelnden und versöhnenden Gedanken Alexei's. Keinerlei Andeutungen jedoch bietet der Verfasser über Alexei Karamasow's zukünftige Stellung in Gesellschaft und Staat, über die Art seiner Wirksamkeit. In gleicher Ungewißheit hat uns der Verfasser gelassen hinsichtlich der Grundlinien, welche ihm für die Zukunftsgestaltung der Nation vorgeschwebt haben. Der Staat — jeder Staat — hat in der Weltkirche aufzugehen; die alles, das ganze Weltall umfassende, geläuterte, vom Mönchsthum befreite orthodoxe Kirche aber hat nicht Beherrscherin, sondern nur Beratherin und Leiterin der Menschheit zu sein. So etwa stellte sich wol Dostojewsky's Zukunftstraum dar, auf dessen Verwirklichung sein inbrünstiges Sehnen gerichtet war. Gedanken, die Dostojewsky, der glänzendste aller Panslawisten und Slawophilen, in seinen „Brüdern Karamasow" zu lebendigem Ausdruck gebracht, scheinen Früchte im Gebiete der praktischen Wirklichkeit tragen zu wollen. Noch war kein zweiter Frühling über Dostojewsky's Grab aufgegangen und schon verfaßte der hervorragendste der jetzt lebenden russischen Schriftsteller in Form von Selbstbekenntnissen über seine Rückkehr zum Christenthum eine Schrift, die einen unwiderstehlichen Protest gegen den Rußland unterwühlenden Atheismus und eine ebenso beredte Kritik der orientalischen Orthodoxie ent-

hält. Ihre Wirksamkeit ist durch das Verbot der geistlichen Censur erhöht worden; in zahlreichen Abschriften cursirt sie von Hand zu Hand und gierig wird sie gelesen. Dringt sie schließlich zur Oeffentlichkeit durch, so findet sie aufgeackerten Boden und mag dann tausendfältig Frucht tragen. Beachtet man, daß der Panslawismus unstreitig geistlichen, klösterlichen Ursprungs ist, daß die rückläufige Bewegung desselben auf dem geistlichen Gebiete begonnen hat, und andererseits, daß Dostojewsky's Zukunftspläne den Hebel entschieden auf dem geistlichen Gebiete, und zwar in reformatorischem Sinne ansetzen, so geht man wol nicht fehl in der Annahme, daß ihm ein hervorragendes, wenn nicht gar das Hauptverdienst an dem sich anbahnenden Umschwung beizumessen ist.

Was ist nun in kurzem Abriß der Inhalt des Romans, soweit er vollendet worden ist? Ein als liederlich verrufener kleiner Gutsbesitzer und Trinkstubenverpachter Namens Feodor Pawlowitsch Karamasow hat nach der vom Verfasser festgehaltenen Fiction vor dreizehn Jahren in dem auch von dem Verfasser bewohnten Kreise ein tragisches Ende gefunden. Der Roman ist solcher Art in der Hauptsache eine Criminalgeschichte und er endet mit den Proceßverhandlungen über den gewaltsamen Tod des Mannes: ein sensationelles Ereigniß, um dessentwillen einer der drei Söhne des Erschlagenen, ein ehemaliger Offizier, zur Deportation nach Sibirien verurtheilt wird. Ob mit Recht das wird der Leser am besten im Buche selbst aus den darüber mitgetheilten quasi stenographischen Gerichtsverhandlungen ermitteln. Der verurtheilte Sohn Dmitri stammt aus der ersten Ehe; Iwan und Alexei sind aus der zweiten Ehe gebürtig. Die beiden Mütter der drei Kinder starben jung. Der Vater bekümmerte sich um keins von den dreien. Verwandte der Mütter mußten für ihre Erziehung sorgen. Solcher Art wuchs der eine hier, der andere dort auf. Der älteste wurde, wie erwähnt, Offizier, der zweite, Iwan, studirte und schriftstellerte, der dritte, Alexei, wurde Novize in einem Kloster. Sie lernen einander erst kennen, als die Ansprüche des Aeltesten an sein mütterliches Erbe diesen, Dmitri, in einen Proceß mit dem alten Karamasow verwickelt haben, wodurch später jene Katastrophe herbeigeführt wird. Zu dieser Zeit ist der Aelteste schon achtundzwanzig, der zweite, Iwan, vierundzwanzig, der dritte, Alexei oder Aljoscha, zwanzig Jahre alt. Der letztere, eine durchaus reine Natur, sollte, wie schon erwähnt, der eigentliche Held des Hauptromans werden. Dieser jüngste Karamasow, welchem trotz seines Noviziats von seinem Lehrer und Vorbild, dem Mönch Sossima, eine spätere weltliche Rolle zugedacht worden ist, verlobt sich einstweilen mit einer etwas wunderlichen und halb gelähmten Jugendgespielin Namens Lisa; der älteste, Dmitri, hat seine reiche Braut Katherina Iwanowna unter dem Einfluß der Reize einer etwas anrüchigen Schönen Namens Gruschenka aufgegeben und befindet sich in der übeln Lage, eine von seiner gewesenen Braut ihm vorgeschossene beträchtliche Summe nicht zurückzahlen zu können, überdies aber auch Gruschenka von seinem eigenen Vater umworben zu sehen; Iwan, der mittlere Sohn, steht kühl betrachtend zwischen den Parteien, gleich Dmitri voll gründlicher Verachtung für den liederlichen Alten, aber dennoch sein Hausgenosse und anscheinend ohne ein tief gehendes eigenes Interesse an der ganzen Verwickelung, die er mehr als ein Object psychologischen Studiums auffaßt.

Sind diese Verhältnisse nun an sich eher abstoßend als anziehend, und befindet man sich in vielen Partien des weitschichtigen Werks in der Gesellschaft von Leuten, denen man im Leben recht gern aus dem Wege gehen würde, so fühlt man andererseits für einige der von dem Verfasser geschilderten Personen ein um so lebhafteres Interesse. Das gilt z. B. von dem greisen als Heiligen verehrten Mönch Sossima: ein Wesen, erfüllt von der lautersten Menschenliebe und als solches der Vertreter jener eigenartigen Weichheit des russischen Nationalcharakters, von der wir im allgemeinen nur eine unvollkommene Vorstellung haben; dann gilt es von seinem mehrerwähnten Schüler Alexei oder Aljoscha und nicht minder von einzelnen der weiblichen Anhänger Sossima's; endlich auch von dem leidenschaftlichen haltlosen Dmitri und in gewissen Phasen selbst von der einst als halbes Kind durch einen Polen verführten Gruschenka, die einem später von ihr erhörten ältlichen Liebhaber eine kleine Rente verdankt und trotz ihrer solcher Art anstößigen Vergangenheit und ihrer theilweise noch geradezu bacchantischen Aufführung sich die Fähigkeit bewahrt hat, schließlich für einen Unglücklichen, den verurtheilten Dmitri, alles, was sie hat und ist, zu opfern.

Wer auch nur einiges von Dostojewsky's frühern Werken gelesen hat, weiß, daß alles, was er schrieb, einem warmen, von Menschenliebe erfüllten, ja überströmenden Herzen entsprang. Diese Seite seines literarischen Schaffens, gepaart mit scharfem Verstand, vielseitiger Bildung und genauer Kenntniß fast aller Stimmungen des Gemüths, muß für die Mängel entschädigen, die den nach reinem Kunstgenuß verlangenden Leser auf Schritt und Tritt stören: ich meine die Geduld, mit welcher der Verfasser bei Unschönem verweilt, die Ausführlichkeit, mit der er auch Menschen zu Worte kommen läßt, deren zu weit ausgesponnene oder gar hirnverbrannte Ideen uns ermüden, und endlich die epidemische Nervosität, welche unter mehrern der Hauptpersonen immer weiter und lästiger um sich greift.

Wie anschaulich seine Feder zu schildern weiß, möge das Porträt beweisen, welches er von dem alten Karamasow entwirft:

Ich sagte schon, daß er sehr aufgedunsen war. Damals gab seine Physiognomie ein scharfes Zeugniß ab für die Art und Weise seines Lebenswandels. Außer langen und fleischigen Säckchen unter seinen kleinen, stets frech, mistrauisch und höhnisch blickenden Augen, außer vielen tiefen Falten in seinem kleinen fetten Gesicht hing unter seinem spitzen Kinn noch ein großes Doppelkinn wie ein fleischiger Beutel, was ihm ein unsäglich widerliches, sinnliches Aussehen gab. Dazu denke man sich einen gefräßigen großen Mund mit aufgeworfenen Lippen, hinter welchen kleine Ueberreste schwarzer Zähne sich sehen ließen. Mit Speichel besprühte er einen jedesmal, wenn er zu sprechen begann. Uebrigens liebte er es, über sein Gesicht selbst Späße zu machen, obgleich er, wie es schien, damit nicht unzufrieden war. Namentlich wies er auf seine Nase, welche nicht sehr groß, aber

sehr schmal und sichtlich gekrümmt war, „eine echt römische", sagte er, „zusammen mit dem Doppelkinne die echte Physiognomie eines römischen Patriziers der Verfallzeit". Darauf war er, wie es schien, stolz.

Daneben stehe das Porträt des Mönches Sossima, des sogenannten Staretz:

Es war ein mittelgroßes, gebeugtes, auf sehr schwachen Füßen stehendes Männlein von nicht mehr als sechzig Jahren, das aber infolge von Krankheit viel älter erschien, mindestens um zehn Jahre. Das hagere Gesicht war ganz mit feinen Runzeln besäet, besonders dicht um die Augen. Die Augen waren mäßig groß und hell, sehr beweglich und glänzend, zwei glänzenden Punkten gleich. Wenige graue kurze Haare waren an den Schläfen übrig geblieben, der kleine Bart war dürftig und undicht nach unten verjüngt; die Lippen, die oft lächelten, dünn wie zwei kleine Fäden. Die Nase war nicht eben lang, aber etwas spitz wie bei einem Vögelchen.

Dann eins der kleinen meisterhaften Bilder, welche mit so vielem zu derb Realistischen aussöhnen. Die Mutter Aljoscha's ist hysterischen Anfällen ausgesetzt gewesen, und man hat ihre Kinder vor ihr behüten müssen. Einer dieser Anfälle hat sich dem Gedächtniß Aljoscha's aus den ersten Jahren seines Lebens eingeprägt:

Solche Erinnerungen können selbst aus noch jüngern Jahren bleiben, selbst aus dem zweiten Lebensjahre; sie treten jedoch während des ganzen Lebens gleichsam nur als helle Punkte aus dem Dunkel hervor; sie leuchten gleichsam hervor aus einer kleinen Ecke eines großen Gemäldes, welches sonst verloschen und verschwunden ist — mit Ausnahme dieses Eckchens. So war es auch mit Aljoscha. Er erinnerte sich eines Abends, es war ein stiller Sommerabend, das Fenster geöffnet, schräge Strahlen der untergehenden Sonne fielen herein (schräg waren die Strahlen, dessen erinnerte er sich besonders deutlich), in der Zimmerecke ein Heiligenbild, vor demselben eine brennende Lampe, und davor wie in hysterischem Krampf laut weinend, schluchzend und aufschreiend seine Mutter, wie sie ihn mit beiden Händen hielt, ihn bis zum Wehthun heftig umarmte, für ihn die Gottesmutter anflehte, ihn dann mit beiden Händen emporhob zum Bilde gleichsam in die Obhut der Gottesmutter ... und plötzlich lief die Amme herzu und entriß mit Schrecken der Mutter den Knaben. Das ist das Bild! Seit dem Augenblick behielt Aljoscha das Antlitz der Mutter im Gedächtniß. „Es war wie rasend", sagte er, „aber schön nach meiner Erinnerung."

Zum Schluß die Schilderung einer energischen Generalswitwe, der frühern Pflegemutter der eben Erwähnten:

Gerade drei Monate nach dem Tode der Ssofja Iwanowna (nämlich jener hysterischen Mutter der damals noch kleinen Brüder Iwan und Aljoscha) erschien die Generalin in unserer Stadt und fuhr höchstpersönlich unmittelbar vor der Wohnung des Feodor Pawlowitsch vor; im ganzen hat sie sich damals in unserm Städtchen nur eine halbe Stunde aufgehalten, dabei aber vieles ausgerichtet. Es war zur Abendzeit. Feodor Pawlowitsch (der Vater Karamasow), der sie acht Jahre lang nicht gesehen hatte, empfing sie etwas angetrunken. Man erzählt sich, daß sie sofort ohne irgendwelche Erläuterungen, sowie sie ihn nur zu Gesicht bekam, ihm zwei prächtige, schallende Maulschellen verabfolgt und ihn dreimal am Schopfe geschüttelt habe; darauf verfügte sie sich, ohne ein Wort zu verlieren, geradewegs in das Gesindehaus zu den Knaben. Nachdem sie sich auf den ersten Blick überzeugt hatte, daß die Kinder ungewaschen seien und in schmieriger Wäsche steckten, verabfolgte sie sogleich auch dem (Diener) Grigory eine Maulschelle und verkündete ihm, daß sie beide Kinder mit sich fortnehmen werde; darauf hat sie dieselben hinausgeführt, wie sie waren, hat sie in ein Plaid gewickelt, in ihre Kutsche gesteckt und mitgenommen. Grigory ertrug diese Maulschelle als gehorsamer Diener ohne irgendein unziemliches Wort, und als er die alte Dame zur Kutsche begleitet hatte, verneigte er sich tief und sagte salbungsvoll, Gott werde ihr für die Waisen lohnen. „Dennoch bist du ein Dummkopf", rief ihm die Generalin beim Fortfahren zu. Als Feodor Pawlowitsch sich die Sache überlegte, fand er, daß es so ganz gut sei, und später machte er, als es sich um seine formelle Einwilligung dazu handelte, daß die Kinder bei der Generalin erzogen würden, in keiner Hinsicht einen Einwand geltend. Was aber die empfangenen Ohrfeigen anbelangt, so fuhr er in der Stadt umher, um davon selbst zu erzählen.

Wie man sieht, gibt der Verfasser das Russenthum, das er dennoch leidenschaftlich liebt, ohne alle Schminke, und schon um dieser belehrenden Seite willen verdient der Roman ein ernstes Studium. Ohne Zweifel hätte er für deutsche Leser sehr erheblich gekürzt werden dürfen und sollen. Der Uebersetzer wäre aber dabei schwerlich im Stande gewesen, es allen recht zu machen, und so mag jeder Leser ganze Partien getrost überschlagen — um so weniger wird er die auf die Lektüre des Uebrigen verwandte Zeit bereuen. Robert Waldmüller.

Kunstwissenschaftliche Literatur.

1. Geschichte der modernen Kunst. Von Adolf Rosenberg. Zweiter Band. Erste Lieferung. Leipzig, Grunow. 1885. Lex.-8. 2 M.

Wir haben den ersten Band dieses Werks während seines Erscheinens in vier Lieferungen wiederholt in d. Bl. besprochen. Derselbe erweckte für die fernere Behandlung des gewaltigen Stoffs die günstigsten Erwartungen. Diese fangen denn auch an in Erfüllung zu gehen, denn vom zweiten Band, welcher „Die deutsche Kunst von 1795—1848" umfassen soll, ist die erste Lieferung erschienen. Auch hier wieder treten uns die bekannten Vorzüge Rosenberg's entgegen. Ueber bloßen Notizenkram und kritische Anläufe hinaus erhebt er sich zu wirklicher Geschichtschreibung, deren gleichmäßige Beherrschung auf entlegenern Partien wirklich Bewunderung erregt. Rosenberg erreicht trotz aller wissenschaftlichen Gediegenheit des Inhalts doch eine edle Popularität, welche leider der Mehrzahl den Kunstgelehrten versagt bleibt. Dabei will er zunächst nur „der realistischen Historiographie der Neuzeit" dienen, läßt sich aber von gesunden ästhetischen Grundgedanken leiten und beweist glänzend das Vorrecht des echten Kunsthistorikers, den verschiedenen Richtungen innerhalb der großen Künstlerwelt gerecht zu werden.

Auch Rosenberg beginnt in der üblichen Weise die Ge-

schichte der neuern deutschen Kunst mit Carstens und all jenen Männern, welche vom Geiste Winckelmann's mehr oder minder erfüllt waren. Seiner Kennzeichnung der Architekten jener classischen Epoche stimmen wir zu; nur hätte er näher begründen sollen, ob und wie weit „in der Formensprache der antiken Kunst moderne Ideen zum Ausdruck gebracht werden können". Fein und geschichtlich zutreffend ist die Bemerkung, daß die Architektur des erwachenden Classicismus und die Gartenkunst jener Zeit einen elegischen Zug gemein haben; nur hätte Rosenberg diese Erscheinung dem Leser daraus erklären sollen, daß damals die letztere fast ausschließlich von den Architekten beherrscht wurde. Erfreulich ist ferner der Muth, mit welchem Rosenberg die Bedeutung des Malers Carstens auf das richtige Maß zurückführt. Er hat das Lebensbild dieses Künstlers nach den neuesten Quellenforschungen richtiggestellt und die Fehler in den Anschauungen, Leistungen und besonders im Charakter desselben offen anerkannt. Riegel's übertriebene Werthschätzung jenes unglücklichen Meisters können auch wir nicht theilen, wir nehmen ihn aber doch gegen Pecht und Rosenberg in Schutz ungefähr in der Weise, wie dies Springer und Woltmann gethan haben. Amusant ist bei Rosenberg der Nachweis, daß schon der Maler J. G. Koch 1834 das neuerdings durch seinen Collegen Karl Hoff wieder in Scene gesetzte Wort „Kunstschreiber" weidlich traktirt hat; komisch wirkt in einer Kritik A. W. von Schlegel's dessen emphatische Bemerkung, daß man „zu schwebenden Engeln keine Modelle sitzen oder stehen lassen könne".

Sehr eingehend wird sodann Thorwaldsen besprochen. Hier hat der Verfasser übersehen, daß nicht erst Reber 1884 der Ueberschätzung dieses großen Bildhauers entgegengetreten ist, sondern schon im vorigen Jahrzehnt H. Lücke. Wenn nun aber Reber und Rosenberg Thorwaldsen's Größe einzuschränken suchen mit dem Hinweis darauf, daß er nicht „bahnbrechend" gewesen sei, so müßte denn doch das Gleiche von Rafael und andern gesagt werden, wenn es richtig wäre. Geradezu ungerecht ist es, Canova's Bedeutung bis zur bloßen „Handfertigkeit" herabzudrücken, Thorwaldsen's Gruppe der Grazien „Feingefühl für die Eurythmie des Gruppenumrisses" abzusprechen und die Venus desselben Meisters mit einer „ausgekleideten Kammerzofe" zu vergleichen; Thorwaldsen und Makart sind denn doch himmelweit voneinander entfernt. Auch hätte Rosenberg wissen sollen, daß H. Lücke's Ausgabe von Thorwaldsen's „Alexanderzug" nicht blos 1870, sondern auch 1882 und zwar da in vierter Auflage erschienen ist. Er mußte unter Thorwaldsen's Werken die Statue der „Hoffnung" bei Schloß Tegel erwähnen; besonders bedenklich aber ist der Fehler, den weltberühmten Thorwaldsen'schen „Christus" als einen „segnenden" zu bezeichnen, da doch notorisch der Meister nach vielen unbefriedigenden Versuchen von dem betenden oder segnenden zum einladenden Heiland überging. Im übrigen wollen wir gern bezeugen, daß trotz dieser und anderer abweichenden Ansichten uns der hohe Werth des Rosenberg'schen Werks außer Zweifel bleibt.

2. Reale Encyklopädie der christlichen Alterthümer. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen bearbeitet und herausgegeben von F. X. Kraus. Mit zahlreichen Holzschnitten. Freiburg i. Br., Herder. 1885. Lex.-8. In Lieferungen zu 1 M. 80 Pf.

Von diesem Zeugniß eines unermüdlichen deutschen Gelehrtenfleißes und relativ großer geschichtlicher Objectivität, welches wir schon mehrmals in d. Bl. angezeigt haben, liegt uns die elfte und zwölfte Lieferung vor. Es würde heißen, Eulen nach Athen tragen, wenn wir die in die Augen springenden und allgemein anerkannten Vorzüge des Werks hier noch einmal im einzelnen anführen wollten. Wir begnügen uns daher, aus dem überquellenden Reichthum auch dieser beiden Lieferungen einige Momente herauszugreifen.

Der Unterschied der Lectionarien und Antiphonarien in den alten Liturgien wird richtig angegeben, dagegen ist in der Definition der Legende die spätere katholische Bedeutung verschwiegen. Dankenswerth ist die Abbildung eines Basrelief, welches, auf der unter Commodus errichteten Antoninschen Säule befindlich, den Jupiter Pluvius darstellt, wie er das feindliche Heer in seinen Regengüssen ertränkt. Ob die Gleichstellung des Neuen Testaments mit dem Alten in den liturgischen Lesungen auf die Apostel zurückzuführen sei, dürfte doch wol auch dem gläubigsten Katholiken eine offene Frage bleiben. Sollte es ferner zutreffend sein, daß der siebenarmige Leuchter (des jerusalemischen Tempels) in der alten Kirche nur auf jüdischen Monumenten angebracht worden sei? Interessant ist der Nachweis, daß das unter Protestanten berühmte Herder'sche „Licht, Liebe, Leben" sich als „Licht, Leben" bereits auf einem uralten Kreuz eingegraben findet, welches bei Biblos in Phönizien aufgefunden wurde. Bei Erklärung der Limina Martyrum (vel Apostolorum) hätte wol bemerkt werden können, daß der Ausdruck im Mittelalter nicht blos die Basiliken Roms, sondern geradezu Rom selbst bedeutet. Sehr dankenswerth sind die mehr oder minder großen Artikel: „Liturgie und Liturgien", „Loculi", „Lukasbilder", „Mönchthum", „Monogramm Christi", „Mosaik" und „Münzen." Einen erfreulichen Beweis dafür, daß Kraus auf dem Gebiete der Archäologie ein sehr toleranter Katholik ist, gibt Folgendes: die Orante der Katakomben ist nach ihm nicht blos eine betende Marie, sondern kann auch bedeuten eine Personification der Kirche, einer Märtyrerin oder einer Verstorbenen. Endlich bemerken wir, daß de Rossi's Auslegung uns als berechtigt erscheint: die Maria mit Kind (Freske) in dem Cubiculum der Katakombe von St.-Priscilla auf Jes. 7, 4 zu beziehen, wo das Aufgehen eines großen Lichts (Sternes) über die Heiden geweissagt wird.

3. Bunte Blätter aus Schwaben. 1866 bis 1884. Von Wilhelm Lübke. Stuttgart, Spemann. 1885. Gr. 8. 6 M.

Eine neue Gabe des literarisch fruchtbarsten und meistgelesenen unter den lebenden Kunsthistorikern. Referent

hält es nicht etwa wie die dii majorum gentium der letztern für einen Vorzug, „lübke-rein" zu sein; er spendet im Gegentheil den Verdiensten volle Anerkennung, welche sich Lübke in erster Linie durch Populariſirung, in zweiter durch eigene Forschungen auf kunstgeschichtlichem Gebiete erworben hat. Man mag immerhin die größere Strenge der wissenschaftlich exacten Methode bei andern Gelehrten anerkennen; den Gelehrtenstolz der Herren, mit welchem sie sich in eine dem Gebildeten undurchdringliche Sprache einhüllen und in den Schmollwinkel ihrer Repertorien zurückziehen, bedauern wir, und wir rechnen es dagegen Lübke hoch an, daß er jenen Bannkreis mit vielem Eifer und großem Erfolg durchbrochen hat. Daß einem so außerordentlich thätigen Manne Flüchtigkeiten mit untergelaufen sind, ist verzeihlich; bedenklicher erscheinen uns persönlich die vagen Allgemeinheiten, in welche Lübke so oft verfällt, wenn er den ästhetisch-culturgeschichtlichen Kern einer kunstgeschichtlichen Erscheinung bloßlegen will; er ist ein Kunsthistoriker im Sinne von Kugler, die Stärke Schnaase's bleibt ihm versagt.

Referent glaubte diese seine Stellung zu Lübke vorausschicken zu müssen, um desto freiere Bahn für die folgende Kritik des obengenannten neuesten Buchs zu gewinnen. Da drängt sich denn ganz von selbst zunächst die Frage auf: hatte Lübke die Berechtigung, Zeitungsartikel einer fast zwei Jahrzehnte umfassenden Periode auf 417 Seiten von neuem darzubieten? Unsers Erachtens verdienen nur solche Aufsätze durch Reproduction in einem Sammelwerke der Vergessenheit entrissen zu werden, welche ein mehr als zeitgeschichtliches Interesse beanspruchen dürfen. Legt man diesen Maßstab an, so möchte freilich die nochmalige Veröffentlichung so manches Artikels in dem vorliegenden Bande auf Bedenken stoßen. Indeß wir wollen über eine derartige Gefühlssache nicht mit Lübke rechten; die ihm eigene publicistische Gewandtheit berührt jedenfalls auf allen Seiten seiner neuesten Gabe wohlthuend. Wir erlauben uns nunmehr zur Orientirung des Buchs einige der hier veröffentlichten Aufsätze kritisch zu streifen.

In „Die heutige Kunst und Kunstwissenschaft" (1866) geht uns Lübke darin zu weit, daß er den schaffenden Künstlern der Neuzeit nur „das ungewisse Tasten der Reflexion" zugesteht. Wir haben noch nie ein so universell und gründlich durchgebildetes Künstlergeschlecht besessen wie in den letzten beiden Menschenaltern; das bewußte Erzeugen ist kein Hinderniß des bedeutenden Schaffens. Lübke selbst erkennt ja an anderer Stelle die Universalität und Tiefe der modernen Kunst an; er rühmt mit Recht den pädagogischen Werth der Kunstgeschichte als einer Stellvertreterin der humanistischen Studien und schreibt uns aus der Seele: „Eine gediegenere ästhetische Bildung ist unserm Volke dringend zu wünschen, und die Beschäftigung mit den Werken der Architektur, Plastik und Malerei wird zu dem gar zu stark überwiegenden, den Volksgeist leicht verweichlichenden Dilettantismus in der Musik ein kräftiges Gegengewicht bilden."

Sehr gelungen ist die Beschreibung eines von Lübke entdeckten „Todtentanzbildes" und eines Taufbeckens in Badenweiler. Mehr pikant als wahr ist eine Parallele zwischen Hans Makart und Richard Wagner. Es ist bei solchen Vergleichungen gefährlich, eine gewisse Grenzlinie zu überschreiten, z. B. Genelli und Brahms nebeneinanderzustellen, Makart gemalte Zukunftsmusik zu nennen. In der Abfertigung der Wagner'schen Musik unterscheidet Lübke viel zu wenig die verschiedenen Perioden derselben; er schadet nur sich selbst, nicht jenem Tonmeister, wenn er in die Welt hinausschreibt: „Die Musik zu «Tanhäuser», «Lohengrin» und den «Meistersingern» weiß mit den kolossalsten Tonmassen dem blasirtesten Trommelfell beizukommen." Ebenso entwirft er von dem Idealismus unserer neudeutschen Malerei ein Zerrbild; was er da sagt, mag bis zu einem gewissen Grade gelten von dem Pseudo-Idealismus einer äußerlich antikisirenden Richtung, nicht aber von unsern Classikern in Malerei und Plastik.

Wir theilen die Ansichten, welche Lübke in dem Artikel „Die Kunstgeschichte und die Universitäten" vertritt; ob aber der Localpatriotismus unserer Staaten und Städte noch heute in deren Architektur Bürgerrecht behalten solle, erscheint uns sehr fraglich. Trotz Lübke möchten wir unsererseits bei der Ketzerei verharren, daß die dresdener Holbein'sche Madonna doch irgendwie mehr mit jenem Meister zusammenhängt, als Lübke zugibt und viele andere zugeben wollen.

Es folgen Artikel über „Unsere Kunstpflege", „Das Kunstgewerbe und die Architektur", „Südwestdeutsche Idyllen", „Würtemberg und die Renaissance" u. s. w.

Wie sehr Lübke zuweilen in Gefahr ist, in geistreich zugespitzten Urtheilen lieber sich reden zu lassen als das Kunstwerk, beweist die folgende Auslassung. Ueber Kaulbach's berühmtes Wandgemälde Die Zerstörung Jerusalems sagt er: „Dieses geschickt arrangirte, mit allen Beleuchtungseffecten in Scene gesetzte Drama kommt über den Eindruck einer bei bengalischem Feuer abgespielten Schlußscene in der großen Oper kaum hinaus." Darin liegt ein Wahrheitskern; was würde aber Lübke wol sagen, wenn man ihn lediglich nach den Fehlern beurtheilen wollte, die ihm früher einmal H. Riegel nachgewiesen hat? Wenn man Lübke vielleicht längst vergessen haben wird, bleibt der Kaulbach'schen Schöpfung noch die gerechte Bewunderung der Nachwelt gesichert.

Endlich bemerken wir, daß der Dachreiter des kölner Doms keineswegs „in zu breiter und anspruchsvoller Weise" ausgeführt ist, sondern im richtigen Verhältniß steht zu der Höhe des Mittelschiffs und der beiden Hauptthürme. Die deutschen Hallenkirchen als bürgerlich einfach, den Kathedralenstil als aristokratisch zu bezeichnen, grenzt an Phrase; der letztere ist unter allen Umständen eine ästhetisch und architektonisch höhere Leistung als der Stil der Hallenkirchen. Umgekehrt aber müssen wir dem neuerdings sich

wieder breit machenden Gerede von der Gothik als einem französischen Gewächs entgegentreten. Lübke selbst vertrat diese Ansicht vor 1870—71; nach dem damaligen großen Krieg schlug er sich auf unsere Seite; ungefähr zehn Jahre später kehrte er zu dem frühern Standpunkte zurück, weil ihm die Gothik nicht so sympathisch ist wie der romanische Stil. Die Sache ist vielmehr die, daß darum, weil die Gothik auf nordfranzösischem Boden entstand, sie noch nicht ein Product des specifisch französischen Geistes war, sondern ein Erzeugniß der damals noch wesentlich germanischen dort seßhaften Stämme. Ihre harmonische Durchbildung erlangte sie dann auf deutschem Boden.

Sehr fleißig und instructiv sind nachfolgende Abhandlungen gearbeitet: „Neues über Peter Vischer", „Zur Geschichte der holländischen Schützen- und Regentenbilder", „Die pergamenischen Funde", „Die kunstgewerblichen Bestrebungen der Gegenwart", „Zur französischen Renaissance", „Das Jüngste Gericht im Münster zu Ulm", „Botticelli's Dante-Zeichnungen", „Wittenberg und Rom", „Die Frauenkirche zu Rom", „Nationale Kunst". Gustav Portig.

Zur religiösen Literatur.

Wir haben zuerst über zwei Werke zu berichten, die einen neuen Beitrag zu dem noch immer unerschöpften und, wie es scheint, unerschöpflichen Thema des Lebens Jesu liefern:

1. Der Irrgang des Lebens Jesu. In geschichtlicher Auffassung dargestellt von Albert Dulk. Zweiter Theil: Der Messiasgang und die Erhebung ans Kreuz. Stuttgart, Dietz. 1885. 8. 4 M.
2. Unsere vier Evangelien erklärt und kritisch geprüft von Moritz Schwalb. Berlin, Habel. 1885. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Der erste Theil des Werks von Albert Dulk: „Der Irrgang des Lebens Jesu" (Nr. 1), ist von uns schon in Nr. 39 d. Bl. f. 1884 besprochen worden. Der Verfasser ist seitdem, im October des vergangenen Jahres, plötzlich verstorben; die Befürchtung seiner Freunde jedoch, sein Werk werde nun unvollendet bleiben, hat sich zum Glück nicht bewahrheitet, denn das Manuscript des zweiten Theils ward in seinem Nachlaß druckfertig vorgefunden und tritt hier in die Oeffentlichkeit. Es lag nahe, bei dem Erscheinen des nachgelassenen Werks einen Rückblick zu geben über des Verfassers Leben und schriftstellerische Thätigkeit, und Robert Schweichel in Berlin, ein langjähriger Freund des Verstorbenen, hat sich in dem Vorwort dieser Pflicht in eingehender und pietätvoller Weise entledigt. Wenn wir uns jetzt dem Werke selbst zuwenden, so wollen wir an dieser Stelle nochmals wiederholen, daß die originellste Seite bei Behandlung des Gegenstandes in der Methode liegt, die der Verfasser einschlägt, in der Methode nämlich, durch Rückschluß von dem Leben der Kirche das Bild ihres Stifters zu gewinnen. „An seinen Früchten kann man den Baum erkennen, an seinen Gläubigen den Messias", sagt er an einer Stelle des zweiten Theils. Bis auf einen gewissen Grad ist dieser Satz ganz richtig, und er kann von den verschiedensten Standpunkten aus unterschrieben werden; aber wir haben schon bei der Besprechung des ersten Theils auf das Gefährliche und Verführerische desselben aufmerksam gemacht, und es scheint, daß auch Albert Dulk der in ihm liegenden Gefahr nicht entgangen ist. Der Abscheu vor den Greueln, die sich im Gefolge der Kirche finden, hat ihm jene Unbefangenheit beeinträchtigt, die der Historiker für seinen Helden mitbringen soll. Der Raum d. Bl. gestattet nicht, dies im besondern nachzuweisen; wir haben vielmehr jetzt, wo das Werk complet vorliegt, ein zusammenfassendes und abschließendes Urtheil abzugeben. Dasselbe wird sich vornehmlich mit der Frage zu beschäftigen haben, ob es dem Verfasser gelungen ist, das Leben Jesu als einen „Irrgang" nachzuweisen. Wir müssen die Frage verneinen. Renan nimmt die Phantasie zu Hülfe, um die Lücken der geschichtlichen Berichterstattung zu ergänzen; Dulk läßt sich durch eine polemische Tendenz leiten, in deren Dienst sich manches fügen muß, gegen das eine unbefangene Geschichtsbetrachtung sich sträubt. Beide gelangen dann zu demselben Resultat, Schatten in das Lebensbild Jesu hineinzutragen, deren Vorhandensein ein anderer mit Recht bezweifeln mag. Doch fehlt es auch nicht an anerkennenden Urtheilen bei Dulk. Er bewundert in Jesus die Energie des weltüberwindenden Willens, die Macht der persönlichen Ueberzeugung und meint, daß durch ihn ein neues Lebensgesetz des herrschenden Geistes über alles Natürliche emporgekommen sei. Dieses Großartige und Charaktervolle im Christenthum will er auch für die Gegenwart erhalten, aber in den Dienst des Humanismus gestellt wissen, der, wie er versichert, das Erbe der Kirche antreten werde.

Moritz Schwalb, reformirter Prediger in Bremen, der uns schon in frühern Jahrgängen d. Bl. Anlaß geboten hat, Kenntniß zu nehmen von einer regen schriftstellerischen Thätigkeit, will sich zwar in seiner neuesten Schrift „Unsere vier Evangelien" (Nr. 2) mit der Erklärung und Kritik dieser neutestamentlichen Urkunden beschäftigen; im Grunde genommen jedoch handelt es sich hier auch nur um ein Leben Jesu. Die Methode, die er anwendet, ist eine andere als diejenige Dulk's. In der Schule des Augustin, namentlich bei dem Studium der Johannes-Predigten des genannten Kirchenvaters hat er die Methode allegorischer Auslegung kennen gelernt und liebgewonnen; diese ist es, die er bei Darstellung des Lebens Jesu anwendet. Es ist jedoch hier auf einen Unterschied aufmerksam zu machen. Allerdings hat Augustin in den Johannes-Predigten der allegorischen Deutung eine mannichfache homiletische Ver-

werthung gegönnt, aber er hat damit keineswegs die Thatsächlichkeit des neutestamentlich Ueberlieferten anfechten wollen. Anders ist es bei Schwalb, der darauf ausgeht, die Erzählungen des Neuen Testaments, namentlich die Wunderberichte, in allegorische Dichtungen aufzulösen, und wenn wir nun im einzelnen diese Art der Erklärung näher prüfen, so finden wir, daß er allerdings in der Kunst allegorischer Auslegung Erstaunliches zu leisten weiß. Wollen wir in einem Rückblick die beiden besprochenen Werke ähnlichen Inhalts noch einmal zusammenstellen, so ist nach unserm Dafürhalten das Lebensbild Jesu von Dulk in den Linien verzeichnet, dasjenige von Schwalb in den Farben verblaßt.

Aus dem bekannten Verlag von F. A. Perthes in Gotha liegen uns drei kleine Schriften theologischen Inhalts vor, von denen zwei aus der Feder von Pastoren stammen, während die dritte von Schulmännern für den Gebrauch der Schule bearbeitet ist.

3. Das Evangelium eines Empiristen. Von Hans Gallwitz. Gotha, F. A. Perthes. 1885. Gr. 8. 2 M.
4. Der Kampf zwischen Glauben und Wissen. Ein Wort zum Frieden. Von Fr. Dallwig. Gotha, F. A. Perthes. 1885. Gr. 8. 80 Pf.
5. Vademecum aus Luther's Schriften. Für die evangelischen Schüler der obern Klassen höherer Lehranstalten zusammengestellt und herausgegeben von Gustav Krüger und Johannes Delius. Gotha, F. A. Perthes. 1885. Gr. 8. 1 M.

Die ersten beiden Schriften liefern den erfreulichen Beweis, daß ihre Verfasser noch über etwas mehr als die theologische Fachbildung gebieten. Hans Gallwitz überträgt in dem „Evangelium eines Empiristen" (Nr. 3) gewissermaßen die inductive Methode, die in der Naturwissenschaft von der Betrachtung des Einzelnen und Besondern ausgeht, um von da das allgemein wirkende Gesetz zu finden, auf das Gebiet der christlichen Philosophie. So geht er in streng philosophischem Gange von dem einzelnen erkennenden Subject aus und gelangt schließlich zum Reich Gottes. Das geflissentliche Hervorheben seines empiristischen Standpunktes soll wol eine gelinde Kriegserklärung gegen die voraussetzungslose Speculation ausdrücken. Er ist kein Freund der allgemeinen Ideen, sondern faßt vor allem die einzelne concrete Erscheinung ins Auge. Auch die Gottesoffenbarung, so meint er, tritt nicht in der Form einer Idee oder allgemeinen Wahrheit auf, sondern vollzieht sich auf geschichtliche Weise und in bestimmten einzelnen Persönlichkeiten. Eine solche maßgebende religiöse Persönlichkeit ist ihm Jesus von Nazareth, und er verlangt, daß wir bei allen den Fragen, wo uns die Speculation im Stich läßt, z. B. in der Frage des ewigen Lebens, uns ihr anschließen und unsere übrige Welterkenntniß unterordnen. Somit erweist sich seine Schrift als eine philosophische Apologetik der im Christenthum gegebenen Offenbarung. Im besondern wollen wir noch hervorheben, daß er die von Kant behauptete Idealität von Zeit und Raum bekämpft. Erschwert wird die Lektüre der kleinen Schrift durch die philosophische Schulsprache, deren sich der Verfasser bedient und welche die Zahl seiner Leser auf einen kleinern Kreis beschränken wird, als ihn sonst der Inhalt seiner Schrift beanspruchen dürfte. Könnte überhaupt der wissenschaftliche deutsche Stil ein wenig von seiner doctrinären Schwerfälligkeit lassen und mehr von der praktischen Gediegenheit des englischen oder auch dem Actuosen des französischen Stils entlehnen, so würde ihm das nicht schaden.

In der letztern Beziehung leistet Fr. Dallwig in seiner Schrift „Der Kampf zwischen Glauben und Wissen" (Nr. 4) das Erforderliche; er versteht es, ohne gelehrten Apparat zu allen Gebildeten zu reden. Ist ihm Gallwitz durch die Tiefe der Behandlung überlegen, so übertrifft er diesen durch die Frische der Darstellung. Wollte der erstere Religion und Sittlichkeit in einen organischen Einklang bringen, so sucht der letztere Glauben und Wissen zu versöhnen. Beide treffen in der Behauptung zusammen, daß auch die Wissenschaft des Glaubens bedürfe und daß die Einheit aller wissenschaftlichen Erkenntniß nicht in einer anthropocentrischen, sondern in einer theocentrischen Weltanschauung zu suchen sei.

Das „Vademecum aus Luther's Schriften" (Nr. 5) ist der deutschen evangelischen Jugend zur Erinnerung an die Luther-Feier gewidmet, es möchte ihr durch diese Anthologie aus des Reformators Gedankenwelt ein bleibendes Andenken an dieselbe in die Hand geben. Die Auswahl selbst ist mit prüfender Sorgfalt getroffen und nicht blos für den Religionsunterricht bestimmt, sondern auch dem Lehrer der Geschichte und des Deutschen zugedacht. Es ist ein ganz richtiger Gedanke, der die Herausgeber geleitet hat, der Jugend etwas von Luther selbst zu hören zu geben, anstatt nur über ihn zu berichten.

In das Gebiet der Reise- und Memoirenliteratur gehört:

6. Aus Welt und Kirche. Bilder und Skizzen von Franz Hettinger. Zwei Bände. Freiburg i. Br., Herder. 1885. Gr. 8. 7 M.

Franz Hettinger, ein katholischer Theolog, bietet uns hier in zwei starken Bänden von zusammen 934 Druckseiten Reisefrüchte und Lebenserinnerungen aus dem Zeitraum von mehr als dreißig Jahren. Als Sohn der katholischen Kirche, der er sein bestes Besitzthum verdankt, hat er Italien, Deutschland und Frankreich durchwandert und der Menschen Art und Schaffen betrachtet. Und so, wie er es gesehen, hat er es niedergeschrieben in den sorgenfreien Stunden glücklicher Ferientage, unter dem Schatten hundertjähriger Bäume des deutschen Waldes, oder in den stillen Thälern Umbriens, oder mitten im geräuschvollen Treiben großer Städte. Seine frühesten Aufzeichnungen haben wol eine nachträgliche Ueberarbeitung erfahren; wenigstens haben wir in formeller Hinsicht keine Ungleichheit des Stils und der Darstellung bemerkt, vielmehr machte das Ganze auf uns den Eindruck einer Arbeit aus Einem Guß. Ueber die genannten Länder noch

etwas Neues zu sagen, ist gewiß schwer; der Reisebücher über Italien haben wir nachgerade genug, sein Vaterland kennt der gebildete Deutsche aus eigener Anschauung, und auch Frankreich ist uns nahe genug gerückt, daß ein Spaziergang über die Grenzen unserer Heimat uns bald in das Herz des Landes führt. Es kommt bei den Reiseberichten über bekannte Länder weniger auf die Sache an als auf die Persönlichkeit des Reisenden, auf das Auge, mit dem er die Dinge sieht, oder auf den Zweck, den er bei seinen Aufzeichnungen verfolgt. Hettinger sieht alles mit dem Auge des ultramontanen Katholiken, und das ist das Besondere und Einseitige seines Reise- und Memoirenbuchs. Es ist zu verstehen, wenn der Verfasser, der in dem deutschen Collegium zu Rom seine theologische Bildung und die Vorbereitung zum Priesteramt empfangen hat, dem Lande glücklich verlebter Jugendjahre eine dankbare Erinnerung bewahrt; aber er kann nicht beanspruchen, daß ein größerer Kreis von Lesern für alle die Orte, wo sein Fuß geweilt, dasselbe Interesse empfinde wie er selber. Noch weniger wird er auf Zustimmung rechnen können, wo es sich um seinen kirchlichen und politischen Parteistandpunkt handelt; seine Schwärmerei für das Rom des Kirchenstaats, seine Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen des geeinten Italiens wird bei einem großen Theil seiner eigenen Glaubensgenossen auf lebhaften Widerspruch stoßen. Einen eigenthümlichen Bestandtheil bildet die bald offen, bald versteckt auftretende Polemik gegen die protestantische Kirche, die sich durch das ganze Buch hindurchzieht. Es sieht fast so aus, als sei das Buch um dieser Polemik willen geschrieben worden. Die Reformation ist dem Verfasser eine Komödie, die mit der Heirath endigt. Die Wiedergabe dieser Aeußerung soll nur den Geist des Buchs kennzeichnen, und wir haben nicht die Absicht, etwas hinzuzufügen. Mögen überhaupt theologische Zeitschriften, wenn sie wollen, sich mit dem Verfasser in einen Streit über theologische Differenzpunkte einlassen, hier ist kein Raum dafür. Wenn der erste Band Rom und Italien bespricht, so hat es der zweite mit Deutschland und Frankreich zu thun. Der Verfasser, der in Würzburg zu Hause ist, macht eine Wanderung durch den Thüringer Wald, um sich den Protestantismus in der Nähe zu besehen. Er findet denn hier auch, was sein ultramontanes Herz in Freude versetzt. Er hat auf seinen Fußwanderungen das Glück, Leute zu finden, die sich in misliebiger Weise über protestantische Zustände auslassen; findet er dagegen Vertheidiger, so weiß er sie glänzend ad absurdum zu führen, worauf er schnell auf einen andern Gegenstand des Gesprächs übergeht, um ihnen die Beschämung zu ersparen. Man wirft den katholischen Rednern der Centrumsfraction vor, daß ihre Reden vielfach zum Fenster hinaus gehalten werden; es scheint, daß diese Vorträge auch für fernere Ohren zurecht gemacht sind. Alle Wohlgesinnten in den verschiedenen Confessionen bemühen sich zur zeit, einen erträglichen modus vivendi zu schaffen, der auf gegenseitiger Anerkennung und Achtung beruht. Es ist nicht wohlgethan, das Wort des Friedens im Munde zu führen und die Völker heimlich zum Streit zu hetzen. Die Kehrseite jener Polemik bildet natürlich die Verherrlichung der katholischen Kirche, für deren Schatten und Fehler Hettinger ein weniger scharfes Auge hat. Wenn er gelegentlich die Verquickung von Politik und Religion tadelt, so vergißt er, daß selten eine Macht sie so weit getrieben hat wie Rom, und wenn er weiter mit verstellter Naivetät sagt, das unscheinbare Aeußere sei so recht ein Kennzeichen der katholischen Kirche, ihres Wesens und Lebens, so wird das bei allen Kundigen nur ein Lächeln hervorrufen. Der Verfasser ist sich übrigens seiner isolirten Stellung wohl bewußt und rechnet auf unbedingte Heeresfolge seiner Ansichten nur bei einem kleinern Kreis gleichgestimmter Seelen; er scheint es instinctiv zu fühlen, daß er mit einem großen Theil seiner Expectorationen einen Schlag ins Wasser thut. Wozu auch dieser Aufwand von katholischer Apologetik, wenn man seiner Sache ganz sicher ist!

Wir haben noch über ein Werk erzählenden Inhalts zu berichten, das in zwei Bänden drei Novellen bringt aus der Feder einer bekannten englischen Romanschriftstellerin:

7. Bilder aus dem kirchlichen Leben Englands von George Eliot. Deutsch von G. Kuhr. Zwei Bände. Leipzig, F. Duncker. 1885. 8. 10 M.

Es sind provinzielle religiöse Geschichten, wie sie von der Dichterin gelegentlich genannt werden, in denen jedoch das geschilderte kirchliche Leben nur die Stelle des Beiwerks einnimmt, nur den Schauplatz für die Personen und Begebenheiten hergibt. Aus diesem Grunde erscheint uns der Titel, unter dem diese in sich abgerundeten und auf eigenen Füßen stehenden Erzählungen gesammelt sind, nicht ganz der Sache entsprechend, insofern das Buch mehr bietet, als sein Titel verheißt. Auch sind es keineswegs immer Vertreter des geistlichen Standes, um welche die andern Personen der Erzählungen sich gruppiren, vielmehr sind es stets Frauencharaktere, die in dem Mittelpunkt der Handlung stehen und das größte Interesse in Anspruch nehmen, und wenn sie in den beiden ersten Erzählungen zufällig die Gattinnen von englischen Geistlichen sind, so interessiren diese letztern kaum an und für sich selber, sondern nur als die Männer ihrer Frauen; nur in der letzten und umfangreichsten Novelle, „Janet's Reue", tritt neben die Gestalt der Titelheldin die Figur eines Geistlichen von edelster Art, der unsere ungetheilte Sympathie gewinnt. Das Buch bietet recht ergötzliche Scenen. Da treffen wir z. B. einen Verein von jungen und ältern Damen, die sich zu Arbeiten der innern Mission zusammengethan haben, aber bei dem Werk der Frömmigkeit den Beifall des noch unverheiratheten jungen Geistlichen nicht entbehren mögen. Diese Scenen sind mit Humor und feiner Satire gezeichnet, durch die jedoch immer wieder ein echtes Wohlwollen und eine unverkennbare Theilnahme hindurchbricht. An der Art, wie hier tausend dem Leben abge-

lauschte Kleinigkeiten zu einem lebensvollen Bilde vereinigt werden, erkennen wir die eigenartige Fähigkeit der englischen Schriftstellerin. Diese „Bilder aus dem kirchlichen Leben Englands" bieten eine gewählte, fast vornehme Lektüre und waren es werth übersetzt zu werden. Die Uebertragung selbst liest sich leicht und angenehm und erinnert an keiner Stelle, daß wir es mit einer Uebersetzung zu thun haben.

Friedrich Goch.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Wilhelm Buchholz, welcher in seiner Bearbeitung der Klein'schen „Zenobia" für die Bühne ebenso viel Bühnenkenntniß wie poetische Feinfühligkeit bewiesen, fährt fort in seinen Bestrebungen, dramatische Dichtwerke hervorragender Autoren, die durch ihre Fassung von der Bühne ausgeschlossen waren, für dieselbe zu erobern. Es gibt einen Schatz deutscher Dramatik aus unserm Jahrhundert, zu welchem allein die Literaturgeschichte die Schlüssel hat; anerkennenswerth ist das Bestreben, diesen verschlossenen dichterischen Schatz auch der Bühne zugänglich zu machen. Leider sind die Theater fast ausschließlich mit Vorführung der dramatischen Augenblicksbilder beschäftigt; es fehlt den Bühnenleitungen an Muße, den Blick etwas weiter zurückzuwenden auf die Production verfloffener Jahrzehnte, obschon selbst unter den Werken der Dichter, die mit einzelnen Schöpfungen auf den Bühnen heimisch sind, noch eine reiche Auslese möglich wäre. Freilich würde zur Aneignung solcher Dramen für das Theater kaum der Rothstift der Regie genügen: es bedürfte wenigstens dazu einer Umarbeitung, die ein feines dichterisches Verständniß voraussetzte.

Eine weit schwierigere Aufgabe als die Bühnenbearbeitung der „Zenobia" hat sich Wilhelm Buchholz mit der Einrichtung des Karl Immermann'schen Dramas „Alexis" gestellt (Stuttgart, Metzler). Immermann's Dramen haben sich auf unserer Bühne nicht eingebürgert; die Mehrzahl derselben ist gar nicht zur Aufführung gebracht worden. Der dichterische Ton hat etwas Schroffes und Herbes; dazu kommen die Auswüchse der Shakspearomanie. Auch „Alexis" ist nie gegeben worden: hier kam es darauf an, eine Trilogie für einen Theaterabend einzurichten — und das ist immerhin ein gewagtes Unternehmen; Karl von Wolzogen hat sogar mit Schiller's „Wallenstein" das Experiment versucht. Bei „Alexis" galt es aber nicht, eine Trilogie, mit welcher die Nation vertraut geworden und die sie in ihren einzelnen Dramen und oft sogar im Zusammenhang an einem Theatertage, wie die Trilogien der griechischen Tragiker, auf der Bühne gesehen, in einen fünfactigen dramatischen Extract zusammenzuziehen, sondern ein Werk, welches dem Volke, abgesehen von einem kleinen Leserkreise, ziemlich fremd geblieben ist, zum ersten male für die Bühne möglich zu machen. Die Immermann'sche Trilogie besteht aus drei Theilen: dem Schauspiel „Die Bojaren", der Tragödie „Das Gericht von St. Petersburg" und dem Epilog „Eudoxia", der in achtfüßigen Trochäen, in Trimetern und gelegentlich in Anapästen geschrieben ist. In dieser an die hellenische Tragödie anklingenden Form, die, unserm dramatischen Ton fremdartig und in ihrem antiken Faltenwurf nicht frei ist von einer gewissen dem Stoffe nicht angemessenen Feierlichkeit und damit ins Gespreizte verfällt, wird uns hier die letzte Begegnung zwischen dem Zaren Peter und seiner verstoßenen Gattin Eudoxia vorgeführt, sowie der Tod des Zaren; es ist begreiflich, daß Buchholz das Nachspiel einfach ignorirt. Was nun aber die beiden ersten fünfactigen Theile der Trilogie betrifft, so bilden den Kern der Buchholz'schen Bühnenbearbeitung „Die Bojaren", während aus dem „Gericht von St. Petersburg" nur einzelne Scenen herausgenommen sind für den fünften Act. So können wir natürlich kein vollständiges Bild der Immermann'schen Dichtung erhalten; doch es kam dem Bearbeiter ja auch nur darauf an, die Hauptscenen des Stücks in logischer Folge und dramatischem Zusammenhang für die Bühne zu retten. Bei einem dramatischen Werke von straffer Concentration wäre ein solcher Extract für das Theater eine Unmöglichkeit gewesen, da man aus einem künstlerischen Organismus keine Glieder herausbrechen kann, ohne seine Lebensfähigkeit zu untergraben. Doch Immermann gehörte der Schule der Shakspeareaner an, welche das geschichtliche Drama in eine Historie zu verwandeln pflegen, und bei Historien kann man ohne Gefahr für das Ganze halbe Acte amputiren, wie ja auch die verschiedenen Einrichtungen der Shakspeare'schen Historien zur Genüge beweisen. Wilhelm Buchholz hat schon bei der Einrichtung von Klein's „Zenobia" gezeigt, daß er das dramatisch Wesentliche von dem überwuchernden Beiwerk wohl zu sondern weiß, und so hat er auch hier mit unleugbarer dramaturgischer Sicherheit den Conflict zwischen Vater und Sohn als den Kern des Dramas erfaßt und scharf in das Licht der Prosceniumslampen gerückt. Die dramatischen Zusammenziehungen in den ersten Acten des „Alexis" sind, abgesehen von zahlreichen Abkürzungen, im Interesse der theatralischen Technik ermöglicht; einzelnes, wie das erste Auftreten der Kaiserin Eudoxia, ist stimmungsvoll und bühnenwirksam gestaltet, ebenso die Schiffsscene. Der große Auftritt zwischen Vater und Sohn, die Schlußscene der „Bojaren", ist an den Schluß des vierten Aufzugs gerückt. Der fünfte Act, freilich, ist ein fünfactiges Stück in dramatischem Auszug; man mag hier bedauern, daß so große für Peter und Katharina charakteristische Scenen fehlen, auch die große Ensemblescene des Gerichts; man mag sogar die für die Entscheidung des Hauptconflicts nicht unwichtigen Scenen mit Euphrosyne vermissen, die im „Alexis" zu einer ganz episodischen Figur herabgedrückt ist; doch die dira necessitas cum clavis stand hinter dem Dichter in Gestalt eines Theaterabends, der nicht mehr als fünf nicht allzu lang gemessene Acte duldet, und es galt aus der Noth eine Tugend zu machen, und Buchholz hat auch hier seinen Sinn für das dramatisch Wesentliche bewährt; freilich hat er damit einen Eingriff in die Immermann'sche Dichtung gemacht, der den Anhängern desselben allzu empfindlich erscheinen wird, da er die tragische Katastrophe gänzlich anders motivirt. Bei Immermann vergiftet der Vater selbst den Sohn. Das erschien dem Bearbeiter allzu herb und hart für den Geschmack des Theaterpublikums; er läßt Alexis durch Menschikoff vergiften: diese Umwandlung nöthigt ihn indeß, einen Monolog und eine Schlußscene hinzuzudichten, die nicht ganz im Stil des Immermann'schen Werks gehalten sind. Das Drama enthält eine so scharfe Charakteristik, in einzelnen Scenen so glückliche dramatische Wendungen, daß wol der Wunsch entstehen konnte, es in etwas veränderter Gestalt auf die Bühne zu bringen. Ob indeß die dramatische Kunst des Bearbeiters ausreichend war, die Immermann'sche Muse, die in ihrer schroffen und herben Gestalt wenig Sympathisches hat, auf unserer Bühne einzubürgern, wird die bevorstehende Aufführung des „Alexis" in München zeigen: doch wie auch der Erfolg sei, das Verdienst des Bearbeiters kann dadurch nicht beeinträchtigt werden.

— Die rührige, besonders nach der Richtung der neuern

Sprachen hin ihre Thätigkeit erstreckende Langenscheidt'sche Verlagshandlung in Berlin hat soeben einen „Abriß der Geschichte der antiken Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung der Langenscheidt'schen Bibliothek sämmtlicher griechischen und römischen Classiker in neuern deutschen Musterübersetzungen" von Erwin Rex veröffentlicht. Der Abriß umfaßt einen kurzen Hinweis auf den „Werth und Nutzen der Lektüre der Classiker", einen „Abriß der Geschichte der antiken Literatur" und zwar: „1. Sachlicher Ueberblick", „2. Biographien der namhaftern griechischen und römischen Classiker" und „3. Ergänzungsschriften"; außerdem ein Sachregister und Anhang. Die Verlagshandlung hat nämlich die von Karl Hoffmann in Stuttgart ins Leben gerufene rühmlichst bekannte „Bibliothek sämmtlicher griechischer und römischer Classiker in neuern deutschen Musterübersetzungen" käuflich erworben und zur Vollendung gebracht, sodaß nun den Gebildeten, die nicht im Stande sind, die Werke der alten Classiker in der Ursprache zu lesen, oder es nur mit großer Mühe vermögen, wodurch der Genuß beeinträchtigt wird, Gelegenheit geboten ist, dieselbe in anerkannt meister- und musterhaften Uebertragungen kennen zu lernen. Da diese „Bibliothek" übrigens die einzige ist, welcher die neuern Fortschritte der Fachwissenschaft in den kritischen Einleitungen und culturhistorisch-biographischen Anmerkungen zugute gekommen sind, so darf das Unternehmen als ein patriotisches und die allgemeine Bildung unsers Volks bedeutend förderndes empfohlen werden. Unsere tüchtigsten Altphilologen haben sich an demselben betheiligt, sodaß wir hier nicht etwa eine Schülerbibliothek, aus sogenannten Schwarten bestehend, vor uns haben, sondern eine Sammlung, die den herangereiften Männern und Frauen eine ebenso erhebende wie bildende Lektüre bietet und sie mit dem Besten bekannt macht, was der Menschengeist geschaffen.

— „Aufzeichnungen über die europäische Gesellschaft" hat Georg Dahlen veröffentlicht (Berlin, Lentz). Der Verfasser meint, daß verschiedene Strömungen in der europäischen Gesellschaft auf das Herannahen eines neuen Zeitalters hindeuten. Darauf beziehen sich diese Aufsätze, welche zum Theil auf eigener Beobachtung, zum Theil auf vertraulichen Mittheilungen beruhen. Dahlen gesteht selbst ein, daß seine Aufzeichnungen nur lose Notizen sind, und so spricht er denn über die verschiedenartigsten Dinge. Er thut es aber mit eindringendster Schärfe und vielem Geist, sodaß die Lektüre seines Buchs jedenfalls den Eindruck einer Luftreinigung nach einem Gewitter macht. Wir empfehlen dasselbe allen denen, welche von der Höhe wahrhaft staatsmännischer Philosophie herab das Treiben der Politik und das Leben der Gesellschaft beurtheilen wollen.

— Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Rudolf Virchow und Franz von Holtzendorff, haben wir anzuzeigen Heft 459 und 460, deren Themen folgende sind: „Die Nialssaga ein Epos", von Wilhelm Goetz; „Marco Polo", von K. Schumann. In der Reihenfolge der „Deutschen Zeit- und Streitfragen" ist Heft 211 zu verzeichnen, welches enthält: „Bilder aus der russischen Revolution", von Alphons Thun. Bekanntlich erscheinen diese Sammlungen im Verlag von Karl Habel in Berlin.

— „Deutsche Warte" nennt der Herausgeber Engelbert Pernerstorfer Monatshefte, aus deren fünftem Jahrgang (1885) uns einige Proben eingesendet sind (Wien, Selbstverlag des Herausgebers). Eine Anzahl von deutsch-österreichischen Gelehrten behandelt in diesem Jahrgange folgende Themen: „Das Deutschthum in Südungarn", „Der conservative Socialismus", „Ueber einige Einflüsse der Antike auf unsere heutige Cultur", „Ueber den Einfluß der Elekrotechnik auf das Kleingewerbe", „Der Socialismus und die nationale Idee", „Die Weiterbildung der Arbeitsgesetzgebung im Deutschen Reich", „Pläne zum Neubau der deutschen Kunst" u. s. w. Es fehlt uns hier an Raum, um auf dieses Unternehmen tiefer einzugehen; das, was wir gelesen, macht nach Form wie Inhalt einen günstigen Eindruck und beweist, daß die im Durchschnitt so hochbegabten Deutschösterreicher auf der Warte der Zeit stehen. Die Richtung dieser Blätter ist die eines gesunden Liberalismus; der Kampf derselben für deutsche Cultur in ihrem Vaterlande muß, mit diesen Waffen geführt, über lang oder kurz für unsere Stammesgenossen siegreich enden.

Bibliographie.

Die Aufgaben des deutschen Offizier-Corps. Eine Studie von v. F. Hannover, Helwing. Gr. 8. 80 Pf.

Bahr, H., Die Einsichtslosigkeit des Herrn Schäffle. Drei Briefe an einen Volksmann als Antwort auf „Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie". Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Bastian, A., Indonesien oder die Inseln des malayischen Archipel. 2te Lfg.: Timor und umliegende Inseln. Reise-Ergebnisse und Studien. Mit 2 Tafeln. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 6 M.

Berger, Johanna, Verloren und wiedergefunden. Roman. Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 4 M.

Blum, H., Herzog Bernhard. Eine Geschichte vom Oberrhein aus den Jahren 1638, 1639. Leipzig, C. F. Winter. 8. 5 M.

Bourdon, Mathilde, Die arme Verwandte. Aus dem Französischen übersetzt von H. v. G. Freiburg i. Br.. Herder. 8. 1 M. 40 Pf.

Christensen, J. L., Gegen unsere Kolonialpolitik. Ein ruhiges Wort in bewegter Zeit. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 70 Pf.

Gaedeke, A., Wallensteins Verhandlungen mit den Schweden und Sachsen 1631—1634 mit Akten und Urkunden aus dem königl. sächsischen Hauptstaatsarchiv zu Dresden. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 7 M.

Geißler, R., Frauenzauber. Berlin, Speyer u. Peters. 8. 3 M.

Grabe, F., Die beiden Peter. Singspiel. Text und Musik von F. G. Celle, Schulze. 8. 30 Pf.

— — Das Müller-Klärchen. Singspiel. Text und Musik von F. G. Celle, Schulze. 8. 30 Pf.

— — Fritz Reuter. Schwank. Mit Benutzung einer Thatsache. Celle, Schulze. 8. 30 Pf.

Hagen, E. v., Geschichte des Neumärkischen Dragoner-Regiments Nr. 3. Mit vielen Kunstbeilagen und 2 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. 4. 27 M.

Haymerle, A. Ritter v., Ultima Thule. England und Russland in Central-Asien. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Helfenstein, L., Allerseelen. Ein Vorspiel. Gotha, F. A. Perthes. 8. 1 M.

Höfler, C. R. v., Donna Juana, Königin von Leon, Castilien und Granada, Erzherzogin von Oesterreich, Herzogin von Burgund, Stammmutter der habsburgischen Könige von Spanieu und der österreichischeu Secundogenitur des Hauses Habsburg. 1479—1555. Aus den Quellen bearbeitet. Wien, Gerold's Sohn. Imp.-4. 6 M.

Hoehne, E., Nordkap und Mitternachtssonne. Eine norwegische Reise. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 M. 50 Pf.

Krause, A., Die Tlinkit-Indianer. Ergebnisse einer Reise nach der Nordwestküste von Amerika und der Beringstraße, ausgeführt im Auftrage der Bremer geographischen Gesellschaft in den Jahren 1880—1881 durch Arthur und Aurel Krause, geschildert von A. K. Mit 1 Karte, 4 Tafeln und 32 Illustrationen. Jena, Costenoble. Gr. 8. 11 M.

Leixner, O. v., Das Apostelchen. Eine stille Geschichte. Berlin, Janke. 1886. 8. 5 M.

Müller, L., Geschichtliche Nachrichten über die Umgegend von Erlangen. Erlangen, Deichert. 8. 1 M.

Santamar, G., Der Hausberg und die Hausberg-Sage. Hirschberg, Heilig. 16. 30 Pf.

Schack von Igar (Elsriede Jakisch), Licht, mehr Licht! Ein livländischer Roman in 3 Bdn. Breslau, Schottländer. 8. 12 M.

Schaible, K. H., Geschichte der Deutschen in England von den ersten germanischen Ansiedelungen in Britannien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 9 M.

Schmitz, M., Fürst Karl Anton von Hohenzollern. Ein Erinnerungsblatt und Mahnruf. Düsseldorf, Schwann. Gr. 8. 75 Pf.

Schneider, H. E. (E. Sartorius), Flickschneidereien. Ernstes und Heiteres in Prosa und Versen. Leipzig, Hucke. 8. 2 M.

— — Das Lied vom Prinzen Friedrich Karl. Mit dem Porträt des Prinzen Friedrich Karl. Leipzig, Hucke. 8. 1 M.

— — Von St. Louis nach Bremen. Poetische Reise-Tagebuchblätter. Leipzig, Hucke. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Steinhausen, H., Der Korrektor. Szenen aus dem Schattenspiele des Lebens. Leipzig, Lehmann. 8. 3 M.

Stilgebauer, E., Das Jahr. Ein lyrisches Gedicht in 5 Teilen mit einem Prologe und Epiloge. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. Gr. 8. 1 M.

Stinde, J., Der Familie Buchholz zweiter Theil. Aus dem Leben der Hauptstadt. Berlin, Freund u. Jeckel. Gr. 8. 3 M.

Der falsche und der wahre Stöcker. Von einem Mitgliede des deutschen Reichstags. Leipzig, Böhme. 8. 40 Pf.

Wipfli, J., Der Gang ins Kloster. Gedicht. Solothurn, Schwendimann. 16. 40 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 228 bis 234.

Militärisches aus Frankreich. — Der Besuch des Grafen Kálnoky in Varzin und die handelspolitische Frage. — Der Brüsseler Eisenbahn-Congreß. (III.) — Zur Wahlperiode in Frankreich. — Die Magyarisirung der Siebenbürger Sachsen. — Statistik Elsaß-Lothringens. — Steuerreform. — Die ungarisch-croatische Frage.

Die Reisen der deutschen Kriegsflotte im Jahre 1884. (V. Schlußartikel.) — Congreß für Reform und Codification des Völkerrechts. — Jungfranzösische Wandlungen. Von A. Bettelheim. (I/II.) — Zur kirchlichen Kleinkunst. Von H. Semper. — XVI. Anthropologen-Congreß zu Karlsruhe. (I/II.) — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (IX.) — H. M. Stanley: Der Congo und die Entstehung des Congo-Staates. (IV. Schlußartikel.) — Christopher Marlow. Von L. Kellner. — Ungarische Hausindustrie. (II.) — Geschichte der Electricität. — Römische Annalen. (XXI.) — Kunstliteratur. Von Fr. Pecht. — Philosophie und Religion. — Im orientalischen Pavillon zu Pest.

Die Gewerbekammern in Preußen. — Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Neue Bahn-Concessionen. Feldwege-Subvention. Pariser Anlehen und Steuerprojecte. Capitalverminderung des Crédit Mobilier. Proceß und Zustände in Nizza. Mandel's „Banque Victoria“ geschlossen.) — Jahresbericht der Handelskammer zu Breslau.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

WIE ICH LIVINGSTONE FAND.

Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika.

Von

Henry M. Stanley.

Zweite Auflage.

Zwei Bände. Mit 54 Abbildungen und einer Karte.

8. Geh. 20 M. Geb. in 1 Band 22 M. 50 Pf.

Dieses mit grosser Frische und lebendiger Anschaulichkeit geschriebene Reisewerk Stanley's war der Vorläufer von dessen beiden Werken „Durch den dunkeln Welttheil“ und „Der Kongo“, mit denen es sich zu einer zusammenhängenden Trilogie der Afrikaforschung von höchstem wissenschaftlichen wie praktischen Werthe verbindet. Vorliegende zweite Auflage erhielt noch durch einen Abriss von Livingstone's Leben eine gewiss willkommene Bereicherung.

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Geschichte der Architektur. Von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von **Wilhelm Lübke.** Sechste unter Mitwirkung von Professor Dr. **C. von Lützow** reich vermehrte Auflage. Mit ca. 1000 Illustrationen. Zwei starke Bände. Preis broschirt ca. 27 Mark, geb. ca. 32 Mark, in Halbfranz ca. 34 Mark.

Um den Besitzern früherer Auflagen die Anschaffung der völlig umgearbeiteten sechsten zu erleichtern, tauscht die Verlagshandlung die frühern Auflagen gegen die neueste ein, indem sie den Käufern 10 Mark für die alte Auflage vergütet, gleichviel ob gebunden oder broschirt. Jede Buchhandlung kann den Umtausch vermitteln. Die Bestimmung besteht bis Ende 1885.

Raffael und Michelangelo. Von **Anton Springer.** Zweite Auflage in zwei Bänden. Mit vielen Illustrationen und Kunstbeilagen. Elegant cart. 21 Mark, in Halbfranz 25 Mark, in Liebhaberbänden 30 Mark.

Das Werk wird von der Kritik einstimmig als eine biographische und historische Meisterleistung bezeichnet.

Dürer. Geschichte seines Lebens und seiner Kunst von **Moritz Thausing.** Zweite Auflage in zwei Bänden. Reich illustrirt und sehr elegant ausgestattet. Elegant cart. 20 Mark, geb. in Halbfranz 24 Mark, in Liebhaberbänden 28 Mark.

Dieses Werk stellt sich in Bezug auf geistigen Inhalt und äussere Ausstattung dem vorhergehenden würdig an die Seite.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Von

Dr. Lorenz von Stein.

Zweiter Theil.

Die Finanzverwaltung Europas.

Mit specieller Vergleichung Englands, Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs, Italiens, Rußlands und anderer Länder.

Erste Abtheilung.

Fünfte, neubearbeitete Auflage. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

In dieser fünften Auflage ist das ausgezeichnete Werk sehr wesentlich erweitert worden, sodaß der zweite Theil nun zwei Abtheilungen umfaßt; während die vorliegende erste Abtheilung den Staatshaushalt, die Staatsausgaben, die wirthschaftlichen Staatseinnahmen und den allgemeinen Theil der Steuerlehre behandelt, wird die zweite Abtheilung das positive Recht der bestehenden Steuern in den verschiedenen Staaten Europas und die Grundzüge des Steuercreditwesens enthalten. Der erste Theil, „Die Finanzverfassung Europas“, kostet geh. 8 M., geb. 9 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RES. SULRCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 10. September 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Die Klinik in der Poesie. Von Rudolf von Gottschall. — Romane und Novellen. Von Hermann Treicher. — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Neue deutsche dramatische Dichtungen. Von Karl Nissel. — Historische Werke. Von Arthur Kleinschmidt. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die Klinik in der Poesie.

Der Naturalismus, der jetzt auch in Deutschland mit lauten Posaunenstößen als das neue welterlösende Princip der Aesthetik verkündigt wird und zwar als das Princip einer ganz neuen Epoche, eines neuanbrechenden Jahrtausends der Dichtung, etwa wie der Sirius, der bei den Aegyptern ein neues Weltjahr einleitete, kann sich allerdings rühmen, Früchte gezeitigt zu haben, wie sie das letztverflossene Jahrtausend der Dichtung nicht aufzuweisen hat. Es ist das wol auch ein Ruhm, der sich ausposaunen läßt: aber das absolut Neue der Dichtung kann doch dann nur auf schätzenswerthe Originalität Anspruch machen, wenn es sich innerhalb der Grenzlinien der Schönheit bewegt.

Das kann man von Emile Zola's Neuerungen nicht immer sagen; ja in seinem Roman „La joie de vivre" wird die Aesthetik des Häßlichen durch Kapitel bereichert, für die wir in der Literatur aller Zeiten vergeblich nach Analogien suchen: wir meinen die pathologischen Schilderungen dieses Romans, welche uns geradezu an die Krankenbetten einer Klinik führen und mit dem Detail eines wissenschaftlichen Lehrbuchs der Pathologie ausgeführt sind.

Wer würde die Schilderung der Krankheit ganz aus der Poesie verbannen wollen? Von dem verwundeten Philoktet und dem tobsüchtigen Ajax bis zu den Schwindsuchten der Cameliendame und der Geliebten Clavigo's, von den Geblendeten der Shakspeare'schen Dichtung bis zu den Blinden der dänischen Dramatik, von dem aussätzigen Armen Heinrich bis zu den Somnambulen der Romantiker spielt sie eine Rolle in der Literatur aller Zeiten: doch meistens wurde sie nur im Contrast verwendet oder in ihren psychologischen Folgen geschildert; eine Darstellung der Krankheit selbst und ihres Verlaufs mit medicinischer Detailmalerei lag den Autoren fern.

Dasselbe gilt von der darstellenden Kunst: das Sterben und der Tod wurden nur in ihren Hauptzügen in einer allgemeingültigen stilvollen Haltung dargestellt. Erst die neuern französischen Schauspielerinnen besuchten die Spitäler, um das Sterben dort zu studiren, und errangen dann glänzende Erfolge als Adrienne oder in den neuen Sensationsstücken, in denen die Heldinnen, mögen sie an der Schwindsucht oder an Vergiftung zu Grunde gehen, einem langen Todeskampf erliegen.

Der frühere Buchhandlungsgehülfe Emile Zola, der mit den Kliniken nie etwas zu thun hatte, scheint die Physiologie zu seinem Steckenpferd gewählt zu haben. Destillirt er doch seine neue Aesthetik des Roman Experimental aus einem Werke des großen Physiologen Bernard heraus. Von der Physiologie bis zur Pathologie ist nur Ein Schritt — Zola thut ihn in seinem Roman „La joie de vivre", einem Roman, aus dem uns ein wahrer Lazarethgeruch entgegenweht; denn von Anfang bis zu Ende bewegen wir uns in lauter Krankenzimmern, und der Autor scheint diese Krankheitsbilder entworfen zu haben, indem er pathologische Werke abschrieb oder die wissenschaftliche Symptomatologie aus dem Abstracten ins Concrete übersetzte, gleichsam die gelehrte Leinwand in poetische Charpie zerzupfte. Das hat ungefähr den gleichen Kunstwerth wie die Zeichnung des Pferdes, in dessen Leib sämmtliche Krankheiten eingetragen sind, eine Zeichnung, die das Titelkupfer zu den Veterinärhandbüchern zu bilden pflegt. Dieser Roman Zola's wird dadurch zu einem seiner schwächsten Werke. Die Handlung desselben ist dürftig und uninteressant, und die Charaktere sollen nur insoweit unsere Theilnahme erwecken, als sie Patienten und mit lehrreichen Krankheiten behaftet sind. Der Eindruck, den das Buch macht, ist der trostloser Langeweile, und es gehört schon eine

blinde Abgötterei dazu, um ihn mit den andern größern Sitten- und Culturbildern dieses Autors in Eine Linie zu stellen. „Au bonheur des dames“ und „Germinal“, in denen doch Lebenskreise geschildert werden, sind Meisterwerke, verglichen mit „La joie de vivre“, und selbst die skandalöse „Nana“ übt doch wenigstens durch ihre pikant wollüstigen Schilderungen eine allerdings bedauerliche Anziehungskraft aus.

Folgen wir Emile Zola in seine Klinik. Da ist zuerst der alte Chanteau, der in seinem Lehnstuhl sitzt und sich nicht rühren kann, weil er an der Gicht leidet: er ist der jammernde Chorus des Romans; die Zwischenräume der Handlung füllt er mit Wehklagen und Geheul aus. Bisweilen wird er indeß der Hauptheld, wir erhalten dann seitenlange Beschreibungen seines traurigen Zustandes: „Seine Füße, die sich auf sich selbst zurückbogen wie die Krallen eines kranken Vogels, seine Hände von schrecklicher Misgestalt, angeschwollen mit rothen leuchtenden Knoten in allen Gelenken, beide wie von unten nach oben verkehrt.... Weder die Hände noch Füße konnte er rühren; die wenigen Gelenke, die sich noch zur Hälfte bewegten, machten ein Geräusch, wie wenn man einen Beutel mit Kugeln schüttelt. Zuletzt schien sein Körper selbst wie versteinert in der Stellung, die er eingenommen hatte, um das Leiden besser ertragen zu können, vornübergeneigt, mit einer starken Beugung nach rechts, gleich als wenn er die Form des Lehnstuhls angenommen hätte. Der Schmerz verließ ihn nicht, die Entzündung erschien immer wieder bei dem geringsten Temperaturwechsel, nach einem Fingerhut voll Wein oder einem Bissen Fleisch, den er gegen die strenge Vorschrift des Arztes zu sich genommen.“

Aehnliche Schilderungen des Gichtkranken, mit allerlei medicinischen Kunstausdrücken gewürzt, kehren immer wieder, besonders auch am Schlusse des Romans: es handelt sich hier um ein chronisches Leiden, welches zugleich ein chronisches Leiden der Dichtung ist.

Die Heldin Pauline dagegen, die sich am Strand erkältet hat, gibt uns zunächst das Bild einer acuten Krankheit; sie hat einen Bräuneanfall. Ihr Freund Lazare, ein junger Mediciner, schlägt in allen Büchern nach, um zu erfahren, ob dies etwa gar die Diphtheritis sei; er gibt ihr zunächst Morphium. Der sehr spät kommende Arzt beruhigt ihn darüber: das sei eine einfache Bräune, zunächst sei keine Gefahr vorhanden. Der Arzt untersucht sie, verordnet ihr Senfpflaster und Decocte: das wird alles genau beschrieben. Die Krankheit wird schlimmer; mit heftigsten Fieberschauern, welche die Kranke schütteln wie der Sturm einen jungen Baum, tritt indeß die Krisis ein. Es hat sich ein Abscess gebildet, der aufgeht; die Kranke ist gerettet.

Schlimmer ergeht es der Madame Chanteau: sie leidet an der Wassersucht, und Zola ist grausam genug, sie daran sterben zu lassen. Das Krankheitsbild ist jedenfalls sehr correct: wir verfolgen die Anschwellungen, die von den Beinen bis an den Bauch aufsteigen: Aderlaß, Pillen, Digitalis, alles hilft nichts. Lange Seiten erfüllt diese Schilderung; es wird uns kein Zug der Krankheit erspart. Endlich tritt die Katastrophe ein: Madame Chanteau hatte mit einer letzten heftigen Anstrengung ihre angeschwollenen Beine aus dem Bette herausgeschleudert; ohne Hülfe der Bonne wäre sie auf die Erde gefallen. Sie war wie vom Wahnsinn ergriffen, stieß unartikulirte Töne aus, die Faust geballt wie zu einem Ringkampf, als müßte sie sich gegen ein Gespenst vertheidigen, das sie an der Gurgel packte. In dieser letzten Minute mußte sie sich sterben sehen; sie öffnete hellblickende Augen, wie durch den Schrecken erweitert. Ein schrecklicher Schmerz machte, daß sie einen Augenblick die Hände auf die Brust legte, dann sank sie zurück aufs Kopfkissen und wurde schwarz. Sie war todt.

Die Angehörigen, die ein geliebtes Wesen nach langem Leiden verlieren, empfinden bei allem Weh doch ein Gefühl der Erleichterung und der Erlösung: dies empfinden auch die Leser von „Joie de vivre“, nachdem sie so lange am Krankenbette der Madame Chanteau gestanden haben, um so mehr, als die würdige Dame ihnen auch nicht die geringste Sympathie einzuflößen vermochte, solange sie noch unter den Lebenden weilte.

Von der allgemeinen Klinik wandern wir jetzt in die geburtshülfliche. Daß Zola gründliche Studien der Gynäkologie gemacht, bewies er schon in dem Kapitel von „Pot-Bouille“, in welchem er die Selbstentbindung eines jungen Mädchens schilderte. In „La joie de vivre“ haben wir es nicht mit einem solchen an die Sitten der wilden Stämme erinnernden Vorgang zu thun: hier bei der Entbindung Luisens ist nicht nur die Hebamme, sondern am Schluß auch der Doctor thätig. Es ist eine schwere Entbindung, das Kind will mit der rechten Schulter in die Welt. Der Leser kann sich daher wieder auf zwanzig bis dreißig Seiten gefaßt machen, die diesen schwierigen Geburtsact beleuchten. Die Schilderung ist den Schülerinnen der Hebammeninstitute zu empfehlen: die Lehrer der Gynäkologie werden sie tadellos und correct finden. Vom ästhetischen Standpunkte aus wird man aber bescheidene Bedenken nicht unterdrücken können betreffs der Vorliebe, mit welcher Zola die Nuditäten dieses Naturprocesses und das Abstoßende dieser Vorgänge darstellt: doch wir sind schon von „Pot-Bouille“ her daran gewöhnt.

Und jetzt noch einen Schritt in die Veterinärklinik: wir wohnen dem Todeskampfe des treuen Hundes Mathieu bei, dessen Darstellung allerdings blos einige Seiten füllt, aber ebenfalls mit einer scrupulösen Genauigkeit geschildert wird, die den Beifall eines Thierpathologen finden muß.

Die Klinik in der Poesie — es ist eine der gröbsten Verirrungen des neuen Naturalismus: das heißt nicht dichten, wenn man zu den Kapiteln der Physiologie und Pathologie die erläuternden Illustrationen zeichnet. Das Vomitiv, das Zola den neun Musen eingegeben, scheint indeß auch in Deutschland in Anwendung zu kommen: denn in den Romanen unserer jungen Stürmer und Dränger

zeigt sich ein bedenklicher Cynismus in dieser Hinsicht, eine Vorliebe für das Ekelhafte. O wenn doch Rosenkranz jetzt erst seine „Aesthetik des Häßlichen" geschrieben hätte: welche überwuchernde Fülle von Beispielen böten ihm die Naturalisten jenseit und diesseit des Rheins! Auch hier ist es Zeit zu dem Mahnruf: Videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica.

Rudolf von Gottschall.

Romane und Novellen.

1. Graf Petöfy. Roman von Theodor Fontane. Zwei Theile in einen Band. Dresden, Steffens. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.

Die poetische Begabung Theodor Fontane's trat, soweit sie sich nicht in Balladen, patriotischen Liedern u. dgl. geltend machte, bisher am deutlichsten in seinen prächtigen „Wanderstudien" hervor, denen sie gewissermaßen als gebundenes Element im Verein mit schneller und sicherer Auffassung und gewandter Darstellung einen Reiz der Frische und Unmittelbarkeit verlieh, der den meisten derartigen Schriften, die auf hundert Schritt nach der Studirlampe riechen, durchaus abgeht oder von den Autoren mit künstlichen Mitteln zu erreichen versucht wird. Neuerdings hat sich der Autor mit Glück auf die erzählende Prosadichtung geworfen. Er ist nicht productiv im landläufigen Sinne, im Gegentheil, die Arbeit fließt ihm nur langsam vorwärts; aber er ist ein gewissenhafter Künstler, ein sorgfältiger Techniker, und wenn er mit einem neuen Buche auf den Markt tritt, darf man sicher sein, daß es in der äußern Form vollendet, in der Composition, der Vertheilung der Effecte, der Spannung und Steigerung des Interesses mit künstlerischer Weisheit geordnet und im Punkt der Charakteristik mit Geist und Originalität ausgeführt ist. Eine leichte Neigung zu aphoristischer Darstellung vermag er freilich selten ganz zu unterdrücken; bei der Ausarbeitung des psychologischen Gemäldes überläßt er es dem Leser, ein gutes Theil der feinern Linien selbst nachzuziehen — eine Thätigkeit, die dem denkfähigen Leser Genuß und Freude bereitet. Dagegen gelingt es ihm fast immer, jene Sucht nach Paradoxien in Stil und Gedanken zu unterdrücken, welche seine Theaterkritiken in einer großen berliner Zeitung manchmal zum Gegenstand kopfschüttelnden Befremdens machen.

„Graf Petöfy" ist ein Werk von außerordentlicher Feinheit der Ausführung. Ob der Dichter seinem Verleger nützlich sein wollte, als er den Namen des berühmten ungarischen Dichters und Patrioten als Lockvogel auf den Titel setzte, wollen wir hier nicht untersuchen; für die Sache selbst ist es gleichgültig, aber ein anderer Name hätte es auch gethan. Die Originalität des Werks liegt nicht in der Erfindung oder der Schürzung des Knotens — und dies sind ja in der That Momente, die, so wichtig sie sein mögen, erst in zweiter Linie in Betracht kommen —, als vielmehr in der Zeichnung der Charaktere. Im Mittelpunkt der Handlung steht eben der Graf Petöfy, ein Gentleman innen und außen in des Wortes bester Bedeutung, welcher in sehr vorgerücktem Alter sich entschließt, einer jugendlichen, schönen und geistvollen Schauspielerin die Hand zu reichen. Der Charakter dieser Franziska, einer protestantischen Predigerstochter, die schließlich durch allerlei nebeneinander und nacheinander wirkende Einflüsse, durch die Erfahrungen des eigenen Herzens sowie durch einen stark sinnlichen Zug ihres Wesens, dem auch abergläubische Vorgänge nicht fremd sind, zum Katholicismus gedrängt wird, ist vom Dichter mit außerordentlicher Liebe und Feinheit behandelt worden. Die Ehe mit dem Grafen befriedigt, wie natürlich, das junge und heißblütige Weib nicht, und als Graf Egon, der frische, lebhafte, geistvolle Neffe Petöfy's, in den Kreis tritt, vermögen der Adel der Gesinnung, das Bewußtsein der Pflicht, die Stimme des Gewissens ihre aufflammende Neigung nicht zu unterdrücken. Als der alte Graf die Lage erkennt, wählt er den einzigen Ausweg, der seinem Edelmuth möglich scheint: er erschießt sich. Franziska wird frei, aber zwischen sie und Egon tritt das blutige Bild ihres Gatten, und auf die Frage der alten Gräfin: „Wirst du Egon deine Hand reichen?" erwidert sie: „Ich wünsche, daß er sie nicht fordert, aber wenn er sie fordert: nein":

„Es klingt etwas Hartes in deiner Antwort. Verdient er es?" — „Nein. Aber wir sind allemal hart gegen die, die schuld sind an unserer Schuld. Und um so härter, je schuldiger wir uns selber fühlen." — „Und wer soll dich schützen?" — „Ich denke sie, die schon so viele Gräfinnen Petöfy beschützt hat." Und sie wies auf die Nische, daraus das Bild der Maria niederblickte.

Mit diesen schmerzlich ruhigen, entsagenden und doch herben Worten klingt das Buch aus. Nicht mindere Sorgfalt als auf den Hauptcharakter hat der Autor auf die Nebenfiguren, die bigote alte Gräfin, den Pater Feßler und die liebenswürdige und leichtlebige Schauspielerin Phemi, verwendet. Seine Vortragsweise ist durchweg geistreich, ohne daß die Subjectivität des Schriftstellers durch die den Nebenfiguren vorgebundene Maske hindurchblickt. Als Probe der Lebendigkeit und Anschaulichkeit seiner Schilderungen möge eine Erzählung Franziska's aus ihrer Jugendzeit dienen:

Aber mit einem mal gab es einen unheimlichen Stoß uns zu Häupten, ein Rütteln und Schütteln begann, und wir fuhren aus unserm Kinderschlaf in die Höhe und sahen erschreckt und blaß einander an, denn wir wußten nun, daß der Nordwester doch gekommen sei, derselbe gefürchtete Nordwester, von dem wir gehofft hatten, er werde diesmal wenigstens an uns vorübergehen, und von dem uns die Kindermuhme von Jugend auf erzählt hatte: der könn' uns wegschwemmen, und eines Tags werd' er's auch, denn er sei der eigentliche Herr hier und wir lebten

nur von seiner Gnade, und wenn er wolle, so wär' es mit uns vorbei. Ja, dann beteten wir, aber wir wußten nicht, was wir sagten, denn wir dachten nicht an Gott und Glauben, sondern blos an unsere Noth und Gefahr, und unsere Seele war nichts als Angst und Aufhorchen auf den Sturm. O, noch jetzt überrieselt's mich, wenn ich an jene Schreckensnächte denke. Die vom First abgerissenen Hohlsteine klinkerten über das Dach hin, in dem Rauchfang ging ein Geheul, alle Läden und Thüren klappten oder klapperten, und wenn dann mit eins eine Pause kam, so war es am schlimmsten und zitterten wir am meisten, denn dann hörten wir durch das tiefe Schweigen hin das Gebrause des Meeres draußen, das an die Dünen und Dämme schlug und die großen eingerammten Steine wie Kiesel aus der Westermoole wusch. Am Bollwerk aber trotz der Ziegel und Fahnenstangen, die niederstürzten, war alles Geschäftigkeit, und wir sahen durch unsere Giebelfensterscheibe, deren kleine Gardine wir ängstlich zurückgestreift hatten, wie sie drunten die Schiffe fester an die Pfähle banden, aber doch auch zugleich die Boote von Bord her ans Ufer brachten, um eine letzte Rettung zu haben für den Fall, daß es zum Schlimmsten käme; denn der Nordwester staute nicht nur den Strom zurück, sondern trieb auch das Flutwasser mit solcher Gewalt von draußen her in den Strom hinein, daß es am Kai hin oft nur noch zollbreit unter der obersten Balkenlage stand. Und einmal — ich seh' es, als ob es gestern gewesen wäre — stieg es drüber hinaus, und im Nu war die niedriger liegende Stadt ein See von einem Punkt zum andern, und in unsern Flur hinein stürzte die Welle. Da schrien wir auf, denn nun erfüllte sich unser Schicksal, und wir mußten untergehen, wie Vineta untergegangen war. „Aber der Herr, der den Winden gebietet" — gebot ihnen auch diesmal wieder, und was in der Nacht unser Entsetzen gewesen war, das war Tags darauf unsere Lust und unsere Wonne, die flott gemachten Boote fuhren jetzt hin und her: unser Nachbar, der Bäcker, landete mit seinen Wecken und Semmeln, und als es Tag geworden und ein klarer blauer Himmel über der Stadt war, waren wir glücklich, uns zu Schiff abholen und zu Schiff in die Schule fahren zu können. Und glücklich wie wir war die ganze Stadt. Ueber Tonnen und Breter hin ging der Verkehr, bis nach abermals einer Woche die große Sintflut verlaufen und ein dichter Schnee gefallen war. Und unter Schellengeläute ging's nun durch die verschneite Stadt hin, über deren Schneedächern die Wimpel und Flaggen jetzt wieder flatterten, und beinahe lustiger noch flatterten als um Johannistag und um die Sommerszeit.

Und zur Charakteristik des Grafen Petöfy und des vielfach eingestreuten, aber niemals über den Rahmen der Handlung hinausgehenden geistreichen Geplauders, wählen wir die Stelle, wo der Graf, von Sehnsucht nach der ihm noch nicht verlobten Franziska getrieben, plötzlich von seiner Badereise zurückkehrt:

Der Graf in seiner Antwort schwankte zwischen Zugeben und Bestreiten und versteckte dabei den eigentlichen und wahren Grund seiner Rückkehr hinter allerlei Scheingründen, in deren übermüthiger und etwas grotesker Ausmalung er sich gefiel. Es sei wirklich sein Plan gewesen, während der heißen Monate nach Trouville zu gehen, aber weil die Saison erst Mitte Juli beginne, habe er zu viel Zeit gehabt, sich in seiner Phantasie mit dem Badestrand und seinen Bildern zu beschäftigen, eine Beschäftigung, an der schließlich die ganze Reise gescheitert sei; was übrigens niemand in Verwunderung setzen werde, der das Uebergewicht der Vorstellung über die Wirklichkeit irgend einmal an sich selbst erfahren habe. Das fait accompli bedeute gemeinhin nicht viel, aber in der Erwartung der Dinge liegt Himmel und Hölle. Das habe sich ihm in den Tagen seiner Phantasiebeschäftigung mit dem trouviller Badestrand auch wieder recht fühlbar gemacht. Er habe nichts gegen Urzuständlichkeiten, und das letzte, woran er kranke, sei Prüderie; ja, das Paradiesische, das Mittelafrikanische, das Mythologische, gleichviel welcher Ausdruck seitens der Damen bevorzugt werde, werde niemals von ihm beanstandet werden; aber er hasse die Mischgattungen und müsse statt ihrer auf Einheit und Reinheit des Stils dringen. Jeder ehrlich gemeinte Versuch, das alte Theatervorhangthema: Neptun und Arion sammt dem ganzen Corps de Ballet der Weltmeere, zu neuem, wirklichem Leben erblühen zu lassen, dürfe seiner Zustimmung ein für alle mal sicher sein; aber verschämte Halbzustände, Zustände, die nicht Fisch und nicht Vogel seien, hätten diese seine Zustimmung mit gleicher Entschiedenheit nicht. Und so dürfe er sich denn allerdings berühmen, ausschließlich unter der Wucht ästhetischer Bedenken einen fluchtartigen Rückzug aus Frankreich angetreten zu haben.

2. Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von Paul Heyse und L. Laistner. Achter und neunter Band. München, Oldenbourg. 1884. 8. Jeder Band 1 M.

Von diesem Sammelwerk liegen uns wiederum zwei Bände vor. Der achte Band enthält eine Novelle von Theodor Fontane: „Grete Minde", welche Heyse mit Recht eine Dichtung von erschütternder Kraft und hoher poetischer Schönheit nennt. Wir enthalten uns indessen einer eingehendern Besprechung derselben, da sie ebenso der Literaturgeschichte angehört wie etwa Franz Dingelstedt's in denselben Band aufgenommene Novelle „Schule der Welt", und weisen nur darauf hin, daß Ludolf Parisius neuerdings in seinen „Bildern aus der Altmark" die Gestalt der Grete Minde aller romantischen Zuthaten entkleidet und documentarisch festgestellt hat. Deshalb bleibt ihr poetisches Bild, wie es Fontane zeichnet, ebenso wahr wie jenes des Tell wahr bleibt, mag seine geschichtliche Existenz auch mit noch so überzeugenden Gründen bestritten werden. Ueber Dingelstedt macht Heyse in seiner knappen Einleitung die zutreffende Bemerkung, daß sich derselbe oft in der Novelle versucht, auch einen sogenannten Roman, „Die Amazone", geschrieben habe, ohne es doch jemals zu erreichen, daß man ihn zu den Novellisten rechnete, und sieht den Grund dieser Erscheinung darin, daß er es nie zu einem echten erzählenden Stil zu bringen vermochte, sondern seine Geschichten im Tone des geistreichen Plauderers vortrug, überall mit Citaten, Anspielungen, sich witzig geberdenden Glossen verbrämt, die selbst einen bedeutendern, sogar einen ergreifenden Inhalt durch das Vordrängen einer falschen Manier entstellen und schwächen. Es ist zuzugeben, daß die „Schule der Welt" von diesen Fehlern des Dingelstedt'schen Stils verhältnißmäßig frei und für die dichterische Erscheinung ihres Verfassers, in dessen Brust die Sentimentalität mit der Blasirtheit und Spottsucht im Kampfe lag, gewissermaßen typisch ist. „Reden oder Schweigen?" ist eine der beiden Novellen von Otto Ludwig aus Reichenbach (E. von Puttkamer), deren irrthümliche Aufnahme in die Gesammelten Werke Otto Ludwig's, des Dichters des „Erbförster", einen kleinen literarischen Krieg entfesselte. Sie ist ebenso wie desselben Verfassers „Der Todte von St.-Anna's Ka-

pelle" eine tüchtige und spannende Criminalgeschichte. Ludwig Laïstner's Novelle „Bezauberte Welt" wandelt mit Glück in den Pfaden volksthümlicher Romantik.

3. Ein Familienzwist. Roman von L. Westkirch. Zwei Bände. Freiburg i. Br., Kiepert u. von Bolschwingh. 1885. 8. 8 M.

Haben wir uns bisher auf der mittlern Höhe des Parnasses bewegt, so müssen wir jetzt in seine Niederungen hinabsteigen, wo die Fabrikanten von Leihbibliothekswaare, welche den Ikarusflug nach dem Gipfel auch nicht einmal in der Phantasie unternehmen, ihre Werkstätten aufgeschlagen haben. Der Inhalt des vorliegenden „Familienzwistes" ist ein so verbrauchter und trivialer, daß sich seine Wiedergabe kaum verlohnt. Zunächst handelt es sich um einen unverheiratheten pommerschen Majoratsherrn, Kurt von Arning, dessen Erbe voraussichtlich sein um vieles jüngerer Bruder Otto sein wird. Wie es alten Herren öfter geht, fällt es indessen dem Baron Kurt ein, noch kurz vor Thorschluß eine ehemalige Gesellschafterin, eine etwas hochmüthige und kalte Dame, Therese Fliedner, zu heirathen, und zum größten Aerger einer alten Tante Bernhardine, deren einziges wärmeres Gefühl in der unbedingten Begeisterung für Otto's Successionsrechte besteht, wird er Vater eines Kindes, Beatrice. Nun tritt die Zigeunerromantik in ihre privilegirten Romanrechte. Beatrice ist eines Tags im Walde verschwunden; gewisse geschickt angelegte Spuren lenken den Verdacht auf den unschuldigen Otto, und dieser wird, obgleich Beatrice schließlich in etwas verwahrlostem Zustande wieder zum Vorschein kommt, unter Anklage des Kinderraubes u. s. w. gestellt. Trotz einiger Meineide oder vielleicht Falscheide, die ein intriganter Verwalter des alten Barons schwört, wird der Angeklagte „wegen mangelnder Beweise" freigesprochen; er zieht sich mit einem Stachel in der Seele auf sein einsames Gehöft zurück, das einzige, was ihm von dem einstmals erhofften Reichthum geblieben. Der alte Baron stirbt, und von Reue über sein Verfahren gegen den jüngern Bruder ergriffen und zugleich von dessen Unschuld überzeugt, hat er ihn zum Vormund Beatrice's eingesetzt. Beatrice liebt den Onkel zärtlich, dieser aber will nichts von ihr wissen und stößt sie bei passenden und unpassenden Gelegenheiten von sich. Nun entwickelt sich die alte Geschichte, wie etwa im Marlitt'schen „Geheimniß der alten Mamsell" zwischen der Felicitas und dem Professor: nach altem bewährten Proceß, wenn auch physikalisch nicht correct, stoßen sich die Pole als entgegengesetzt zunächst sehr heftig ab, um sich dann als verwandte um so inniger zu berühren. Otto macht auf wiederum sehr romantische Weise — es ist da noch eine Art Waldhexe mit ihrer irrwischartigen Tochter im Spiel — die Entdeckung, daß Tante Bernhardine den Kindesraub auf eigene Faust in Scene gesetzt hat, um ihm das Majorat zu sichern; der ungetreue Verwalter, dessen Defecte eine ganz pyramidale Höhe erreicht haben, wird entlarvt, das Laster erbricht sich und die Tugend darf sich zum Hochzeitsschmause setzen. Mit Beatrice's und Otto's Verbindung ist der „Familienzwist" beendet.

Wie man sieht, ein zum tausend und ersten mal behandeltes Thema, ohne Reiz, nüchtern und farblos vorgetragen, ohne Spannung in der Fabel, ohne Interesse in den durch die Schablone getuschten Charakteren. Wir würden des Werks keiner Erwähnung gethan haben, wenn wir nicht in der Schilderung der Art, wie allmählich das Verhältniß zwischen Otto und Beatrice sich entwickelt, ein gewisses Verständniß für psychologische Vorgänge zu entdecken glaubten. Otto, mit dem rauhen, verschlossenen Wesen, ist zwar gerade ein Held, und Beatrice mit ihrer Griseldisnatur gerade eine Heldin, wie sie in der Phantasie von Backfischen sich zu gestalten pflegen, aber einige Züge verrathen ein tiefer gehendes Beobachtungsvermögen, und deshalb wollen wir der Verfasserin nicht alle und jede Berechtigung zum Romanschreiben absprechen. Ueber ein bescheidenstes Mittelmaß wird sie freilich nie herauswachsen.

4. Die Rose von Urach. Historischer Roman von Franz Siking. Zwei Bände. Zweite Auflage. Leipzig, W. Besser. 1884. Gr. 8. 4 M.

Man braucht die energische Thätigkeit der Herren Hugo Busse und Consorten gar nicht näher zu kennen, um zu wissen, mit welchem Eifer jeder halbwegs spannende und erfolgreiche Roman von scherengewandten Bearbeitern dramatisch eingeschlachtet wird. Der umgekehrte Fall ist seltener, und bei der principiellen Verschiedenheit im Bau beider Kunstgattungen erscheint das natürlich. Zudem gehört zur Umwandlung eines Dramas in einen Roman immerhin ein gewisses Maß eigener Thätigkeit, wenn es auch nur in der mechanischen Arbeit des Schreibens besteht, während im umgekehrten Falle Schere, Rothstift und Gummi arabicum genügen, und allenfalls noch die Eintheilung in Acte und Scenen, das Scenarium und das Personenverzeichniß den Gebrauch der Feder erfordern.

Das vorliegende Werk würde schwerlich das Licht der Welt erblickt haben, wenn unsere Literatur nicht einen gewissen Friedrich Schiller aufzuweisen hätte. Es ist eine freie Transscription von „Kabale und Liebe" und schildert den Präsidenten Walter („Regierungsrath von Pfeil"), dessen Sohn Ferdinand u. s. w. gerade wie sie der große Dramatiker geschildert. Als eigene, wenn auch keineswegs originelle Erfindung tritt die Geschichte der Rose von Urach, einer schönen Försterstocher, hinzu, welche mit Zuhülfenahme einer Trauungskomödie von einem aristokratischen Wüstling verführt wird. Die gute alte Zeit, da Deutschlands Stämme unter dem Scepter von hundert und aber hundert Landesquälern seufzten, wird in grellen Farben geschildert, leider aber nicht mit jener Energie der Unmittelbarkeit und jener blitzartigen Beleuchtung der entscheidenden Momente, die ein Charakteristikum des Genies sind und Schiller's Tragödie, abgesehen von ihrer theatralischen Kraft und Wucht, schon in culturgeschichtlicher Beziehung unsterblich machen. Dabei soll nicht verkannt werden, daß der Verfasser in einzelnen Scenen, wie beispielsweise der in der Ahnengruft sich abspielenden, ein lebendiges Darstellungsvermögen in der Kunst effectvoller

Steigerung bekundet. Würde seine Erzählungsweise ein etwas gemäßigieres Tempo annehmen und wollte er seine Charaktere sorgfältiger schattiren, statt sich mit Umrißlinien nach Art des Malers Genelli zu begnügen, so dürften ihm spätere Schöpfungen vielleicht besser gelingen als diese zerfahrene und über Stock und Stein vorwärts stürmende Hofgeschichte, zu deren Veröffentlichung um so weniger ein Grund vorlag, da alles, was der Verfasser zu erzählen weiß, bessere Erzähler längst besser vorgetragen haben. Geradezu komisch ist es, wenn er im Schlußkapitel Schiller selbst in der üblichen bengalischen Beleuchtung vorführt, wie derselbe den Entschluß faßt, „Kabale und Liebe" zu schreiben. Der Verfasser hat übrigens die unangenehme Manier, jedes betonte Wort zu unterstreichen, als setze er Leser voraus, die den Sinn der Sätze ohne solche Hülfsmittelchen nicht zu verstehen im Stande wären. Diese Manier hatte namentlich Brachvogel in seinen Romanen auf die Spitze getrieben, der fast jedes Wort entweder sperrte oder unterstrich oder fett drucken ließ. Für Leute, die überhaupt lesen können, und namentlich solche, die schnell lesen wollen, ist das ebenso störend — vom ästhetischen Misbehagen ganz abgesehen — wie die Anmerkungen unter dem Text, zu denen auch Franz Siking greifen muß, weil er zu den starren Fanatikern gehört, welche uns durchaus die Terminologie der alten deutschen Göttersagen aufdrängen wollen. Aber sie wird trotz Richard Wagner und Felix Dahn e tutti quanti nicht populär, und weil der Autor dies fühlt, sieht er sich genöthigt, seinen Allfauthr, seinen Gimle, seine Ygdrasil u. s. w. in ausführlichen Noten zu erläutern. Ein Kunstwerk, und zumal ein zeitgenössisches, bei welchem der Commentar eine allzu aufdringliche Rolle spielt, hat im vornherein starke Bedenken gegen sich.

Eine recht mäßige Leistung sind auch:

5. Salonnovellen. Gesammelte Erzählungen von Hermann Hirschfeld. Leipzig, Bergmann. 1885. 8. 6 M.

Es sind vier Novellen, deren erste, „Spät", in Tagebuchform die Geschichte eines ältern Kaufmanns erzählt, welcher durch eine späte Heirath und ein, übrigens höchst oberflächlich motivirtes, Misverständniß zum Verbrechen und Selbstmord getrieben wird. Freilich, wenn wir den phrasenhaften Brief lesen, den er zur Erklärung seines gewaltsamen Todes an einen Regierungspräsidenten richtet und mit welchem die Novelle beginnt, glauben wir nur schwer an den Ernst seines Vorhabens; wir glauben nicht, daß ein Mann in diesen Jahren, trotz aller Leidenschaftlichkeit des Empfindens, mit einem solchen Gemisch von Bombast und falschem Pathos, mit solch theatralischen Geberden aus dem Leben scheidet. Ein hochtrabender und auf Stelzen gehender Stil ist überhaupt die schwache Seite des Verfassers; es berührt unangenehm, die trivialsten Dinge mit einem Aplomb aussprechen zu hören, als seien es nie geahnte Weisheiten oder weltbewegende Gedanken. An den auf italienischem Boden, in Genua und in Parma, spielenden übrigen Novellen: „Die Katze des Doria", „Die vergötterte Aebtissin", „Der Engel des Friedens", ist dieser Ton erträglicher; wir haben uns nun einmal daran gewöhnt, daß in unserer erzählenden Literatur die Italiener bis in die untersten Volkskreise hinein mit einem imposanten Kothurnschritt auftreten.

Im schroffsten und zugleich wohlthuendsten Gegensatz zu der geschraubten Erzählungsweise der Hirschfeld'schen „Salonnovellen" steht der Ton, welchen der Verfasser der interessanten literarischen Satire „Memphis in Leipzig" und des historischen Romans „Irmela" in der folgenden Novelle anschlägt:

6. Marcus Zeislein's großer Tag. Novelle von Heinrich Steinhausen. Barmen, Klein. 1884. 12. 1 M.

Steinhausen ist ein Humorist im Stil oder besser von der Richtung Wilhelm Raabe's; mit Vorliebe vertieft er sich in die kleinen und kleinsten Leiden und Freuden der engsten und beschränktesten Lebenskreise, und mit freundlicher Milde und herzlicher Antheilnahme ruht sein Auge auf jenen stillen, unscheinbaren Existenzen, die nur ihrer Pflicht lebend in bescheidenem Kreise Gutes und Tüchtiges wirken. Sein Stil läßt sich dagegen mit dem Raabe's nicht vergleichen; während dieser unruhig und nervös, launisch und wechselvoll ist, fließt der Steinhausen's glatt und ruhig dahin wie ein Wiesenbach, der mit behaglichem Murmeln über rundliche Kiesel gleitet, das Vergißmeinnicht am Ufer küßt und mit den Sternen des Himmels plaudert. „Marcus Zeislein's großer Tag" ist ein überaus anmuthiges Werk. Es erzählt die Geschichte eines kleinstädtischen Malers, der sich anfänglich mit großen Plänen trägt, bald aber, um seine alte Mutter nicht ohne Stütze zu lassen, sich bescheidet und in seiner engen, kleinen Heimat Schilder und Fahnen malt. Die rührende Zärtlichkeit des Sohnes für die Mutter, der Stolz der Mutter auf den Sohn, ihr ängstliches Bemühen, seine Honorare, die meist in Victualien bestehen, einzutreiben: dies äußerlich beschränkte und innerlich doch so reiche Leben ist mit ergreifender Innigkeit und in den einfachsten Farben geschildert. Marcus Zeislein sitzt in der Dämmerstunde in der tiefen Fensternische und malt mit seiner Seele an seinen alten und neuen Bildern weiter:

Dies alles wäre ihm beim Lampenlicht nimmer gelungen; außer Mond- und Sternenlicht taugte ihm keine Beleuchtung dazu. Wenn aber drüben in der andern Fensternische seine Mutter saß und er hörte das leise Surren der Spindel in ihrer unermüdlichen Hand und wußte, ihr Blick ruhte auch jetzt voll Zärtlichkeit und Sorge auf ihm: dann sah er deutlicher als am Tage all die vielen Runzeln ihres greisen Angesichts, die da die Jahre in unverdrossener Emsigkeit eingegraben hatten, und in jeder erkannte er ein Zeichen mehr der Aufopferung und Liebe, und die dürren zerarbeiteten Hände sah er dann, die jetzt die Spindel drehten und den Faden hielten, er sah sie ganz genau, wie sie troffen von Segen und Wohlthun. Dann glänzte ihm ein Bild seiner Mutter von unaussprechlicher Schönheit auf, das er nicht malen konnte, nein! auch nicht wollte, von dem er nur wußte, daß es seinen Glanz nicht von dieser Erde hatte, sondern von einer jetzt noch verdeckten Sonne, wie der Mond dort über ihm. Und dann schlich wol eine sanfte Rührung in seine

Seele ein, daß sie dort im Fenster saß als seine Mutter, und der sonst ungekannte Wunsch und die Ahnung eines unbekannten Glücks ergriff ihn, das er ihr bereiten möchte — ihr!

Eine Reihe prächtiger Nebenfiguren belebt die Erzählung; so der wackere Nachtwächter Blobel, der vielgewandte Primus omnium, dem der schöne Vers gelingt:

Froh, fromm, frei, frisch!
Vierfacher Strahl, uns nie erlisch! —

der Rector, welcher an einem Werke arbeitet, das den verheißungsvollen Titel führt: „Pragmatische Gedanken über die Folgen der Catilinarischen Verschwörung, falls selbige geglückt wäre" u. s. w. Zeislein's großer Tag tritt nun ein, da ihm die Bemalung der Turnerfahne übertragen war und er für das wohlgelungene Kunstwerk nicht nur Ruhm und Ehre, sondern auch blankes Silber in reichlicher Fülle einstreicht. Die Beschreibung dieser Fahne selbst ist voll köstlicher Ironie:

Auf dem Avers hatte sich unsers Mareus Künstlerschaft in ihrer vollsten Kraft entfaltet. Er hatte sich nicht etwa darauf beschränkt, nur durch ein leicht herzustellendes Sinnbild die Bestimmung der Fahne für den Dienst der Turnerei auszudrücken und so seinen Erfolg mehr der Einbildungskraft des Beschauers als der Gestaltung seiner Hand zu verdanken. Er hatte auch verschmäht, eine wohlfeile Wirkung durch einseitige Hervorhebung eines, wenn auch vielleicht der Menge besonders deutlichen Zweckes des Turnwesens zu erzielen. Sondern sein Pinsel hatte das Ganze der Turnerei in der vollen Entfaltung seiner Wirklichkeit, wenn auch in hoher Verklärung, auf die Seide gebannt. Die ganze Bildseite war zum Bilde verwendet. Es stellte die Turnkunst in fröhlichster Mannichfaltigkeit ihrer Ausübung dar: einen Turnplatz mit allen denkbaren Turngeräthen ausgestattet und von jugendlichen Turnern in ihren verschiedensten Uebungen aufs anmuthigste belebt. Offenbar lag hier für den Künstler die Gefahr nahe, in technische Einzelheiten, in das trockene Lehrhafte oder in das platte Wirkliche sich zu verlieren. Aber wie vollkommen war ihm die Ueberwindung dieser Gefahr gelungen! ... Er hatte die Wirklichkeit in das Reich der Ideale emporgehoben und gesteigert. Sein Turnplatz hatte nichts gemein mit jenen staubigen, öden Flächen, auf denen man die Barren, Recke, Leitern und Gerüste sich erheben sieht, sondern es war eine üppige Wiese, schwellend in smaragdenem Grün und von den buntesten Blumen geziert, von deren Farbenpracht die bei uns heimischen nur eine schwache Andeutung geben; es war ein Fleck der Erde, vielleicht nur mit dem Frühjahrsschmuck der Prairien zu vergleichen, welche die Sonne Virginiens bestrahlt. Und nun erst die Turner selbst! Die graue leinene Turnjacke mag in Hinblick auf Halt- und Waschbarkeit unentbehrlich sein; aber ihre künstlerische Verwendung würde eine unerträgliche Einförmigkeit und Armseligkeit der Wirkung hervorbringen. Scheitern nicht eben an dieser Wiederholung immer derselben Uniformen unsere tüchtigsten Schlachtenmaler? Zeislein's Genius war kühn genug gewesen, hier der verständnißlosen Sucht des Publikums nach äußerlicher Richtigkeit eines Kunstwerks kein Zugeständniß zu machen: die Kleidung seiner Turner unterschied sich von der gebräuchlichen wie das Kleid des Paradiesvogels von dem des Sperlings; nur hatte sich seine Phantasie als wahrhaft unerschöpflich in dem Wechsel erwiesen, mit dem er die bunteste Farbenpracht mischte und erhöhte, indem er bald gelben Hosen blaue Jacken und rothe Mützen, bald weißen grüne und braune und dann in umgekehrter Reihenfolge zugesellte. Denn was die Mützen betrifft, war ihm wohlbewußt, daß nur das gelockte Hinterhaupt malerisch wirkt, nicht das kurzgeschorene, welches letztere er doch als bezeichnendes Merkmal turnerischen Wesens beizubehalten gezwungen war. Nimmt man nun hinzu, daß unter den Mützen die Turnergesichter ohne Ausnahme mit einem beglückten Lächeln und mit einem Roth frischester Jugend auf ihren Wangen hervorsahen, welches auch durch die schwierigsten Uebungen, in denen sie begriffen waren, nicht im mindesten gestört zu werden schien, sodaß hier jener schmerzliche Ausdruck einer der menschlichen Natur mit Mühe abgezwungenen Kraftanstrengung gänzlich ausgelöscht war, so kann man leicht ermessen, welchen überwältigenden Eindruck dieses springende, kletternde, schwebende, sich schwingende, kopfstehende Leben auf den Unbefangenen machen mußte, während der Kenner die große Feinheit zu bewundern Ursache hatte, mit welcher der Künstler die allzu unruhigen Verkürzungen und Verschiebungen der Gestalten durch die Darstellung sämmtlicher Figuren in der Seitenansicht weise eingeschränkt und gemildert hatte. Wir erwähnen nichts von dem Himmel, der sich über dieser Scene wölbte. Er strahlte im tiefsten Azurblau, durchschnitten hier und da von Seglern der Lüfte, welche, um uns an einen Schiller'schen Ausdruck anzuschließen, gleichsam diese verklärte Turnerwelt mit dem Himmel verknüpften.

7. Von der deutschen Nordostmark. Vier preußische Historien von Ernst Wichert. Leipzig, Reißner. 1885. 8. 6 M.

Die Gediegenheit der Darstellung und die psychologische Feinheit, welche der Herausgeber d. Bl. in seiner „Deutschen Nationalliteratur" Ernst Wichert als Novellisten nachrühmt, finden wir auch in den vorliegenden Erzählungen, ohne daß uns dieselben an dem dichterischen Charakterbilde des Autors neue Züge enthüllten. „Der Schulmeister von Labiau" schildert einen Bauernaufstand in Ostpreußen kurz nach der im Jahre 1525 erfolgten Umwandlung des Ordenslandes zum weltlichen Herzogthum unter Albrecht von Brandenburg-Ansbach. Die Physiognomie der Zeit, der culturelle Zustand des Landes, die sich kreuzenden und einander widerstreitenden religiösen und politischen Interessen sind mit Schärfe und Klarheit geschildert; der Dichter hält sich im allgemeinen streng an die Geschichte und knüpft nur zwischen den Hauptpersonen, dem Schulmeister von Labiau und spätern Conrector der Domschule zu Königsberg, Martinus, und dem Hofprediger des Herzogs, dem Dichter geistlicher Lieder („Es ist das Heil uns kommen her") und Mitarbeiter Luther's, Dr. Paulus Speratus, einen novellistischen Faden an. In dem Führer der Bauern, dem Müller von Kaymen, Valentin Moldenhauer, lernen wir einen jener trotzigen Bauerncharaktere kennen, die nichts von dem strengen Pfade dessen abzubringen vermag, was sie, irrthümlich oder nicht, für Recht erkannt haben, und die das verletzte Recht zu Aufruhr und wildem Leben treibt wie den Michael Kohlhaas, nur daß Valentin Moldenhauer weit mehr für das Allgemeine als für seine persönlichen Interessen eintritt. Zwar hat ihm sein Amtmann Andreas Nippe seiner Wiesen und Fischerei wegen ein Wehr in den Teich gestellt, das der Mühle das Wasser nahm, und da es der Müller mit Gewalt entfernte, mußte er harte Strafe leiden; aber nicht so sehr dies wie die allgemeinen Klagen der Bauern, die Thränen der Weiber, der Uebermuth und die Willkür des Adels verbitterten sein

Herz und weckten seinen Zorn. Die aufrührerischen Bauern zwangen den friedlichen Schulmeister, ihnen eine Schrift an den Herzog aufzusetzen, in welcher ihre Beschwerden der Reihe nach maßvoll und mit gebührender Ehrfurcht vorgetragen wurden; aber das bekam dem wackern Martinus schlecht: er wurde mit den Rädelsführern verhaftet, und nur die Intervention des Dr. Speratus rettete ihn vom Tode durch das Beil. Die zweite Erzählung: „Resi, die Salzburgerin", führt uns ins 18. Jahrhundert und schildert im Bilde einer einzelnen Familie die ersten Schicksale der salzburgischen Einwanderer in Ostpreußen und ihre allmähliche Einbürgerung. Nach Sitte der guten alten Zeit greift König Friedrich Wilhelm I. höchsteigenhändig als deus ex machina in das Triebwerk der Handlung ein, um den durch bäuerischen Stolz und Eigensinn geschürzten Knoten zu lösen. „Das Bannrecht" spielt zur Zeit der Stein-Schön'schen Reformgesetzgebung und zeigt an einem drastischen Beispiel die Schwierigkeiten, welche das Neue im Kampf gegen das Alte, die Reform zu Gunsten der Gesammtheit im Kampf wider das Privilegium zu überwinden hat. Wieder ist es die bis aufs äußerste getriebene Vertheidigung eines vermeintlichen Rechts, die hier den tragischen Untergang eines ehrlichen Mannes zur Folge hat. „Er war in seiner Art ein sehr braver Mann, und in seinem Recht war er doch gekränkt, obschon zum gemeinen Besten. Hätte der König sein halbes Privilegium gefordert, er würde es nicht verweigert haben, aber sein Recht war seine Ehre, und davon gab er selbst seinem König nichts ab." Die Novelle ist von erschütternder Wirkung, und es herrscht in ihr eine ähnlich schwüle Gewitterstimmung wie in Otto Ludwig's „Erbförster", nur daß Wichert es vermieden hat, seinen Helden auf Grund einer Begriffsverwirrung zum Märtyrer zu machen. Während uns der Gedankengang des Erbförsters von vornherein als ein anomaler erscheint und demnach das tragische Mitempfinden eine wesentliche Einbuße erleidet, vermögen wir uns in des Müllers Lebrecht Meinerz Seele voll und ganz zu versetzen. Den Schluß des Bandes bildet die Erzählung „Fanchon", in welcher die Aufführung des gleichnamigen Kotzebue'schen Singspiels im Jahre 1807 in Memel den Mittelpunkt bildet. Der düstere Hintergrund der Zeitverhältnisse und die ernsten Consequenzen, die ein leichtsinniger Schauspielerstreich für die ganze politische Lage nach sich zu ziehen droht, sind mit Geschick als Folie für die überwiegend humoristische Haupthandlung verwerthet. Besonderes Interesse erweckt ein vom Autor mit großer Liebe skizzirtes Charakterbild des Ministers von Schön.

8. Das Spiel ist aus! Roman von Konrad Telmann. Drei Bände. Leipzig Reißner. 1884. 8. 9 M.
9. In Glück und Leid. Novellen von Konrad Telmann. Siebente Folge. Zwei Bände. Leipzig, Bergmann. 1885. 8. 8 M.

Unter unsern jüngern Romandichtern nimmt Konrad Telmann trotz seiner Jugend — er hat kaum das sechste Lustrum überschritten — eine bevorzugte Stellung ein, die er zunächst wol seinem starken und unermüdlichen Fabulirtalent verdanken mag, die aber in erster Linie auf einer stark ausgeprägten Individualität und einem unermüdlichen Vorwärtsstreben beruht. Seine Fruchtbarkeit erscheint selbst in unserer mit Dampf producirenden Zeit erstaunlich, und selten nur muß man den Vorwurf erheben, daß er durch diese Schnellfertigkeit zur Oberflächlichkeit und zur Vernachlässigung der Kunstform geführt werde. Zudem ist Telmann ein durch und durch moderner Autor, der mit sicherm Scharfblick diejenigen Probleme unserer Gesellschaft herausgreift, welche dieselben am tiefsten und nachhaltigsten bewegen. Wie sein großer Roman „Götter und Götzen" beweist, scheut er dabei auch vor der Behandlung einschneidender politischer Tagesfragen nicht zurück, wenn er sie auch stets sub specie aeterni behandelt und die actuellen Zwiste auf den Gegensatz principiell voneinander getrennter Weltanschauungen zurückzuführen pflegt. Das hat dem ebengenannten Roman bei einem Theil der Kritik den Vorwurf der Tendenzmacherei eingetragen: ein Vorwurf, der immer dann erhoben wird, wenn die betreffende Tendenz der Parteirichtung des Recensenten und seines Blattes wider den Strich geht. Der Dichter wird sich darüber keine grauen Haare haben wachsen lassen; er mag sich mit dem Gedanken trösten, daß derartige Vorwürfe in den meisten Fällen der ihrerseits auch nicht löblichen Tendenz entspringen, die Dichtkunst ganz von dem Pulsschlag der Zeit abzudrängen und so für gewisse Strebungen und Machenschaften ungefährlich zu machen. Dies pharisäerhafte Beginnen hat schon oft genug seinen Meister gefunden. Telmann ist, wie wir sehen, unbeirrt weiter geschritten und hat seither neben einem größern Roman nicht weniger als fünf Serien von Novellen veröffentlicht. Es ist uns unmöglich, das uns vorliegende Material in allen Einzelheiten zu beurtheilen; die Vorzüge Telmann's: spannende Führung der Handlung, scharfe Sonderung der Charaktere, rege, plastische Phantasie, Gedankenreichthum und Schwung der Sprache, sind überall gleichmäßig zu finden, und eine gewisse schwüle und nicht ganz absichtsfreie Sinnlichkeit, welche noch in „Götter und Götzen" mitunter störend hervortrat, klärt sich allmählich zu einer gesunden Auffassung der Beziehungen der Geschlechter ab. Gelegentlich möchte man dem Autor allerdings eine sorgfältigere Behandlung des Stils empfehlen; es ist nicht erfreulich, wenn man plötzlich lesen muß: „Schmollen that Blanda nie" („In Glück und Leid", II, 130), oder: „um ihres tragischen Geschickes halber" (I, 271) und ähnliches.

Der Roman „Das Spiel ist aus!" (Nr. 8) kann sich an Bedeutung mit „Götter und Götzen" nicht messen; es ist ein Ausschnitt aus dem Leben und Treiben der vornehmen Kreise, und der Schauplatz der Handlung, Monte-Carlo, charakterisirt zur Genüge die Absicht des Autors, dem es diesmal darauf ankam, das Wesen des Spiels und der ihm huldigenden Gesellschaft zu charakterisiren. Die Galerie der von ihm entworfenen Charakterköpfe ist sehr geistreich gezeichnet; nur einige, wie der Baron Elimar, ver-

rathen allzu sehr die landläufige Schablone. Einzelne Scenen, wie Eugen's Ritt mit Blanche, sind von großer poetischer Schönheit. Telmann versteht es vortrefflich, die wunderbaren Reize der paradiesischen Gegend als stimmunggebende Folie für die einschneidenden Situationen zu benutzen. Seine landschaftlichen Bilder weiß er in die leuchtendsten Farben zu tauchen. So die Schilderung des Gartens beim Casino auf Monte-Carlo:

Rings umher blühten die Büsche, und die Einfassungen der Beete hoben sich mit tausend und abertausend blauen Kelchen von ihrem dunkeln Hintergrunde ab. Im Bach spielten die Goldfische unter überhängendem Gesträuch, die Lachtauben gurrten in ihrer grün umrandeten Volière, und der frische Morgenhauch strich erquickend durch die wehenden Zweige fremdländischer Bäume und weckte unbekannte Düfte aus Blumen und Gebüsch. Weit hinaus nach Osten erstreckte sich in klarer Beleuchtung, wie umzittert von bläulichem Duft und warmem Goldlicht der Sonne, die vielgestaltige Küste mit ernst majestätischen Berghäuptern, grünenden Weingeländen und meerumspülten Uferbüschen im dunkeln Gestein. Fast drohend blickte von felsiger Höhe das alte Bergnest Roquebrune mit seinen eng zusammengedrängten düstern Häusern herab, und unterhalb desselben lief das vorspringende Gestade in den dunkeln Pinienwald des Cap Martin aus, dessen aufstarrendes Gezack die Meereswelle mit weißem Gischt umbrandete und hinter dem sich mit schmalem lichtblauen Strich der Busen von Mentone abhob, bis den Fernblick weiter hinten das leuchtende Bordighera auf der äußersten Spitze der sanftgeschwungenen Uferlinie abschloß.

Unter den Novellen (Nr. 9) zeichnet sich „Ein genialer Sohn" durch eine gewisse düstere, unbarmherzige Herbigkeit der Darstellung aus. Es ist „Mein Leopold" ins Tragische übersetzt und psychologisch vertieft; die von Eitelkeit nicht freie Affenliebe eines Vaters für seinen angeblich genialen Sohn, der nebenher ein herzloser Schurke ist, zieht eine ganze Familie in den Abgrund: ein Proceß, den der Autor mit der eisernen Consequenz eines Hebbel sich entwickeln läßt. In diesen kleinen Novellen und Skizzen tritt das Charakterisirungstalent Telmann's noch schärfer hervor als in seinen größern Romanen. Hermann Trescher.

Neuere philosophische Literatur.

1. Gesammelte Essays und Charakterköpfe zur neuern Philosophie und Literatur. Von Moritz Brasch. Erster Band: Essays. Leipzig, Huth. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.

Die in dem vorliegenden Bande enthaltenen vier Essays benennen sich: „Zur Philosophie der Weltgeschichte"; „Socialistische Phantasiestaaten"; Die Idee des ewigen Friedens mit Bezug auf Politik und Völkerrecht"; „Zur Philosophie des Schönen". Auf Grund einer reichen Belesenheit gibt uns der Verfasser eine orientirende Uebersicht über den Stand der Literatur und des öffentlichen Denkens über die von ihm behandelten Gebiete. Es sind dieses alles zur zeit noch mehr oder weniger schwankende und ungelöste Fragen, und es liegt auch nicht in dem Bestreben oder der ganzen Art des Verfassers, dieselben durch eine bestimmte und entscheidende Antwort zu einem, doch vielleicht voreiligen, Abschluß bringen zu wollen. Es waltet hier überall eine gewisse Gärung ob, welche mit den sonstigen Bestrebungen der Zeit zusammenhängt. Unsere Zeit ist sich noch über vieles unklar, was sie sehr nahe angeht, und erst die Zukunft wird sich zur vollkommenen Klarheit hierüber erheben. Ob es zunächst eine Philosophie der Geschichte im Sinne einer eigentlichen Wissenschaft geben könne, ist bis auf weiteres noch ein fragliches und bestrittenes Problem. Als eine wirkliche und organische Disciplin der Philosophie ist dieses ganze Gebiet in der neuern Zeit namentlich zuerst eingeführt und bearbeitet worden durch Hegel, an den sich unter seinen Jüngern insbesondere neuerlich noch Michelet angeschlossen hat. Das Entscheidende in der Stellung Hegel's und seiner Schule aber ist von dem Verfasser und auch sonst in der neuern Literatur hierüber nicht nach seiner vollen Bedeutung anerkannt und gewürdigt worden. Es war immerhin ein erster, wenngleich noch mangelhafter, roher oder misglückter Versuch, den ganzen Complex der Erscheinungen oder des Inhalts der Geschichte an der Hand einer bestimmten gegebenen und feststehenden Methode als einen einzigen sich in einem geistigen oder logischen Zusammenhang fortsetzenden Faden oder Proceß der allgemeinen Entwickelung des menschlichen Geistes nachzuweisen oder zur Darstellung zu bringen. Hierbei handelte es sich doch bereits um das wissenschaftliche Begreifen der innern Einheit und Ordnung des gesammten concreten Stoffs oder Materials der Geschichte selbst, während alles, was außerdem etwa Philosophie der Geschichte genannt werden mag, doch nur in einem bloßen abstracten Denken über die allgemeinen Principien oder die methodische Behandlung dieses Stoffs bestand. Hegel hat mit der hier gestellten Aufgabe zuerst wahrhaften und eingehenden wissenschaftlichen Ernst gemacht. Seine Behandlung der Geschichte aber steht und fällt mit der ganzen Methode und wissenschaftlichen Weltanschauung seines Systems selbst. Nach Hegel sind namentlich noch von R. Flint, Rocholl, Jodl u. a. Versuche zu einer kritischen Durcharbeitung der Bestrebungen und Methoden auf diesem Gebiete angestellt worden. Auch der Unterzeichnete hat in seiner „Philosophie der Geschichte" (Leipzig, 1870) ebenso wie in dem Buche „Hegel und die logische Frage der Philosophie in der Gegenwart" (Leipzig, 1878) den Standpunkt Hegel's namentlich in Rücksicht seiner Methode und deren Anwendung auf die Geschichte einer Kritik unterworfen und ihn im allgemeinen in dem Sinne einer sich mehr an das Gegebene anschließenden teleologischen Auf-

fassung fortzubilden versucht. Der zweite Essay behandelt eine Reihe von Phantasieproducten, denen allen das Sehnen nach dem Ideal eines vollkommenen und in sich befriedigten socialpolitischen Lebenszustandes zur Grundlage dient. Dieselben sind theils einfache Utopien, bei denen es sich um eine bloße Befriedigung des künstlerischen Bedürfnisses der Phantasie handelt, theils aber auch Tendenzschriften oder Staatsromane, welche von einem bestimmten ethischen oder sich sonst direct auf das praktische Leben beziehenden Grundgedanken getragen oder geleitet werden. Es ist eine lange Reihe von Erscheinungen, welche hier etwa zwischen dem politischen Ideal eines Xenophon und dem eines Comte in der Mitte liegt. Dieser ganze Idealismus hat aber doch auch immerhin zu der Weiterbildung des realen politischen Lebens mitgewirkt, und so sind auch jetzt noch alle socialistischen und ähnlichen Ideale wenigstens insofern von Werth, als sie auf das Unbefriedigende des Bestehenden hinweisen und der wirklichen Staatskunst noch weitere zu erreichende Ziele oder Probleme stellen. Der dritte Essay schließt sich an das Thema des vorhergehenden an, da ja auch der ewige Friede als ein allgemeines Ziel oder Ideal des weitern internationalen Lebens der Menschheit angesehen werden darf. Dieses Ideal aber ist naturgemäß erst in der neuern Zeit auf der Grundlage des allgemeinen Humanitätsgedankens entstanden, während früherhin der Krieg ja eigentlich als der regelmäßige oder normal nothwendige Zustand im Völkerleben erscheinen mußte. Es wird jetzt zwar niemand mehr ein reiner Lobredner des Kriegs um seiner selbst willen sein wie in jenen Zeiten, wo derselbe wesentlich die einzige Beschäftigung der Völker und die einzige Bethätigung der männlichen Thatkraft war; zur zeit aber werden wir ihn doch auch noch nicht vollständig entbehren können, und es darf den Fanatikern des Friedens um jeden Preis immer vorgehalten werden, daß auch der Krieg mit zu den nothwendigen Einrichtungen des menschlichen Lebens oder der Geschichte gehört, und daß derselbe nicht ein einfaches Uebel, sondern auch die Quelle mancher Tugenden sowie ein unentbehrliches Element in allem Culturfortschritt ist. Es würde uns manches an den Mitteln zur moralischen Vollkommenheit fehlen, wenn nicht wenigstens die Möglichkeit des Kriegs noch uns fortwährend vor Augen stände. Auch der vierte Essay bezieht sich auf ein immer noch schwankendes und in vielfacher Weise bestrittenes Problem, auf das der Aesthetik oder wissenschaftlichen Erkenntniß und Bearbeitung des Schönen. Einen vollkommen festen und ausreichenden Boden gibt es hierfür zur Zeit ohne Frage noch nicht. Ueberhaupt muß es als fraglich erscheinen, ob und inwieweit das Schöne jemals in nicht wissenschaftlicher Weise werde erkannt oder dem Denken gegenständlich gemacht werden können. Ueber schöne Dinge schön zu reden, das kann nicht der Begriff der Aesthetik im wissenschaftlichen Sinne des Wortes sein. Es ist aber auch in dieser Wissenschaft in der neuern Zeit insofern eine Wandlung eingetreten, als man die ganze bisherige Geschichte derselben in geordneter oder organischer Weise zu behandeln angefangen hat. Dieses ist namentlich geschehen in den Werken von R. Zimmermann, Holze und Schasler. Auch die Schrift des Unterzeichneten: „Die Aesthetik in ihrer Geschichte und als wissenschaftliches System", gehört hierher. Im ganzen aber ringen in der neuern Zeit zwei allgemeine Richtungen miteinander, welche als die Aesthetik des Gehalts und diejenige der Form bezeichnet zu werden pflegen. Der Gegensatz dieser beiden Richtungen hat in der Natur des Schönen oder des ästhetischen Problems selbst seinen Grund, indem von der einen Seite auf das Element des im Schönen uns erscheinenden geistigen Wesens oder idealen Gehalts, von der andern aber auf diejenige der diesen Gehalt umschließenden sinnlich realen Form oder auf das harmonisch Zusammenstimmende seiner einzelnen Theile und Verhältnisse das entscheidende Gewicht gelegt wird. Die erstere Richtung, der sogenannte ästhetische Idealismus, wird namentlich durch die Schule Hegel's und durch Vischer, die letztere, der Realismus, durch die Schule Herbart's und Zimmermann vertreten, wozu auch die immerhin bedeutungsvollen Untersuchungen Zeising's über die Regel des sogenannten Goldenen Schnittes zu zählen sind.

Ohne dem Verfasser in allen seinen Ansichten und Ausführungen beipflichten zu wollen, können wir doch im ganzen in diesen Essays einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Unterrichtung und Orientirung über eine Anzahl der wichtigsten Fragen und Probleme der Gegenwart begrüßen.

2. Gesammelte Schriften von A. Spir. Dritter und vierter Band. Leipzig, Findel. 1885. Gr. 8. 7 M.

Die verhältnißmäßig geringe Beachtung, welche die schriftstellerische Thätigkeit Spir's gefunden hat, läßt sich wol, abgesehen von der in diesen Dingen überhaupt unter uns herrschenden Hochflut, auf den Mangel einer scharf ausgeprägten, leicht zu erfassenden und irgendwie originellen oder pikanten philosophischen Grundansicht zurückführen. Wir können Spir immer nur, unbeschadet der anzuerkennenden Eigenschaften der Nüchternheit, Gründlichkeit und Vielseitigkeit seines Denkens, unter die Klasse der philosophischen Eklektiker unserer Zeit subsumiren. Es fehlt überall an einem eigentlich neuen, markigen und entscheidenden Grundprincip in seiner Auffassung des Stoffs und der Fragen der Philosophie. Dieser Mangel dürfte sich insbesondere in dem dritten Bande, der von der moralischen Frage handelt, geltend machen. Hier treffen die beiden entgegengesetzten Principien der Nothwendigkeit und der Freiheit oder des natürlich Wirklichen und des ethisch Idealen anscheinend in schneidendem Contrast zusammen, und es bedarf eines schärfern und tiefer eindringenden Denkens als desjenigen der bloßen relativen Abwägung dieser Begriffe, um sich hierbei zu einem festen und scharf begrenzten Standpunkt zu erheben. Spir mag sich über den mangelhaften Erfolg seiner Schriften mit so vielen andern trösten. Wir können in ihnen zwar überall

ein ernstes Ringen mit den Problemen der Welt, aber nicht eine eigene feste und sichere Hand für die Lösung derselben erblicken. Auch die einzelnen Aufsätze des vierten Bandes zeigen diesen unbestimmten und verschwommenen Charakter, und man wird aus dem allen zwar manche geistvolle Anregung, aber nicht eine in sich abgeschlossene Befriedigung des Verlangens nach Wissen zu ziehen vermögen.

Konrad Hermann.

Neue deutsche dramatische Dichtungen.

Nicht ohne Bangen greifen wir bei jeder neuen Sendung dramatischer Arbeiten nach den einzelnen Büchern, und selbst die eleganteste Außenseite vermag uns nicht mehr zu Gunsten des Inhalts zu bestechen, wenngleich wir das stille Gelüst nach einer angenehmen Ueberraschung und Enttäuschung nicht abweisen mögen. Aber nur selten wird uns diese Freude bereitet, da aus der Menge stümperhafter Versuchs- und Erstlingsarbeiten selten ein wahrhaftes Kunstwerk auftaucht, die Löwenklaue des echten Dichters sich zeigt, oder gar aus dem dürren Heidekraut des Dilettantismus eine duftende Poesieblume emporschießt und Entschädigung bietet für manches Leid, was wir über uns ergehen lassen mußten.

In das Bereich der culturhistorischen Beiträge, die der ästhetischen Kritik weniger anheimfallen und ohne große Prätensionen auftreten, gehört:

1. Das Passionsspiel von Vorderthiersee. Nach den alten Motiven neu bearbeitet von Robert Weißenhofer. Wien, Hölder. 1885. 8. 1 M. 80 Pf.

In diesem Passionsspiel ist die ganze Leidensgeschichte des Stifters der christlichen Religion nicht ohne Geschick in eine ziemlich festgeschlossene dramatische Handlung zusammengefaßt, die sich in einer Reihe oft wirkungsvoller Tableaux abspielt und in einzelnen Charakteren sogar den Humor nicht vermissen läßt. Vor, zwischen und nach der eigentlichen Haupthandlung läuft eine symbolische Nebenhandlung, die das erbauliche religiöse Moment des Gesammtwerks verstärken soll, der jedoch gerade zu diesem Zwecke eine größere Dosis poetischer Zuthat zu wünschen wäre. Jedenfalls wird die Aufführung dieses Passionsspiels eine sehr wirkungsvolle sein und besonders auf naive Gemüther, für die es vorzugsweise verfaßt ist, ihren Eindruck nicht verfehlen. Jede Profanation der großen ernsten Sache, die es behandelt, ist sorgfältig vermieden, sodaß das subtilste religiöse Empfinden sich nirgends durch die dramatische Handlung verletzt fühlt, sich vielmehr daran erfreuen kann. Damit dürften Zweck und Ziel dieser Arbeit, die eine ernste kritische Besprechung nicht herausfordert, erreicht sein.

Eine dramatisirte Sensationsnovelle in ziemlich grober Ausführung ist:

2. Die Quadrone. Schauspiel in drei Aufzügen, neu für die Bühne bearbeitet von F. A. Strubberg (Armand). Kassel, Keßler. 1885. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Der fruchtbare Verfasser einer großen Anzahl Romane, die zumeist sich mit amerikanischen Zuständen und Ereignissen beschäftigen und das Leben und Treiben in dem Westen Nordamerikas ziemlich drastisch schildern, hat einen seiner Romane in diesem Schauspiel dramatisch behandelt. Aber er hat dabei außer Acht gelassen, daß die Motive in der Bearbeitung eine ganz andere und sorgfältigere Behandlung erfordern als im Roman, und daß vor allen Dingen das seit „Onkel Tom's Hütte" verbrauchte und abgehetzte Thema der Negersklaverei endlich einmal als abgethan beiseitegelegt werden möchte. Dasselbe hat seine Schuldigkeit hinlänglich gethan und die Thränendrüsen der Frauenwelt genugsam ausgepreßt; eine neue Seite ist ihm in diesem Stück nicht abgewonnen, auch hat es seinen prickelnden Reiz für empfindsame Nerven verloren, seit die Sklavenfrage für Nordamerika eine so durchgreifende und gründliche Lösung erfahren hat. Die dramatische Wirkung des Stücks auf das große Publikum zugestanden, sind es doch eben nur die alten längst abgethanen Motive, die, in der flüchtigsten Weise verarbeitet, darin ausgeführt werden, und da es weder einen eigentlichen Kunstzweck hat, noch ein ästhetisches Interesse erregt, so wird es auf der Bühne auch kaum eine bleibende Heimstätte finden.

Eine nicht gerade gelungene satirische Behandlung wichtiger socialer Zustände und Dinge bietet:

3. Leute von damals. Volksstück mit Gesang in sechs Bildern von Hartwig Köhler (H. Kegel). Altenburg, Schnuphase. 1885. 8. 1 M.

Gegen die große Fülle veralteter Vorurtheile, die Menge socialer Schäden und Gebrechen und den Hang, das morsche Alte dem guten Neuen vorzuziehen, überhaupt gegen alle Schrullen und Thorheiten, die der Menschennatur anhaften, wirksam zu kämpfen, ist allerdings die Posse die geeigneteste Waffe, und als solche soll auch das vorliegende sogenannte Volksstück gelten. Doch muß diese Waffe von der Bühne aus gut und richtig geführt werden, und um sie dazu brauchbar zu machen, muß sie in der Werkstatt des Geistes geschmiedet und mit Witz geschärft sein. Sie muß auch eine gut erfundene Fabel, eine logisch mögliche Handlung bieten und Charaktere, die aus dem Leben herausgenommen zu sein scheinen. Sie muß durch den Contrast der Dinge und Erscheinungen unsere Aufmerksamkeit fesseln, sowie durch die wohlthätige Erschütterung unsers Zwerchfells auf unsern verdüsterten innern Menschen heilsam wirken. Von alle dem ist in dem Stück „Leute von damals" kaum eine Spur zu finden; auch wird durch dasselbe weder ein Culturzweck gefördert, noch das bescheidenere Ziel erreicht, durch drastische Komik Erheiterung hervorzurufen. Die Diction ist theils stillose, theils gereimte Prosa, pointen- und witzlos. Ob dieses Volksstück Aufnahme auf der

deutschen Bühne finden wird, wagen wir weder zu bejahen noch zu verneinen. Bei den oft scheinbar unmöglichen Dingen, die man in dieser Beziehung geschehen sieht, ist es nicht ausgeschlossen, daß auch die „Leute von damals" den Versuch ihrer Lebenfähigkeit auf der Bühne zu machen berufen sind.

Harmlose Waare ist:

4. Spottvogel in der Schlinge. Lustspiel in einem Act von P. van Griesholm. Berlin, Lassar. 1885. 8. 2 M.

Das Motiv dieses kleinen Lustspiels ist zwar nicht neu, aber es ist recht geschickt verarbeitet, und selbst die schon vielbenutzten Situationen werden uns so gewandt vorgeführt, daß wir sie um der halben Stunde Erheiterung willen, die uns der Einacter bietet, in den Kauf nehmen und gelten lassen.

Auf gleichem Niveau stehen:

5. Dramatische Genrebilder. Von Auguste von Reichenau. Der neue Bursche. Dramatisches Genrebild in einem Act. Rosenketten. Dramatisches Genrebild in einem Act. Gastfreundschaft. Dramatisches Genrebild in einem Act. Berlin, Lassar. 1885. Gr. 8. 2 M.

Als Lückenbüßer verständig benutzt, mögen diese Genrebilder ihre einzige und höchste Bestimmung erfüllen. Der Diction wäre feinerer Schliff und eine schärfere Pointirung zu wünschen, doch treten sie so bescheiden auf, daß man viele ihrer Schwächen übersieht. Ohne Zweifel erregen sie bei der Darstellung eine heitere Stimmung, und das ist eine genügende Entschuldigung ihres Daseins.

Zum Schluß weisen wir auf eine neue Uebersetzung hin:

8. Oedipus in Kolonos. Drama von Sophokles. Aus dem Griechischen im antiken Versmaß übertragen von H. A. Feldmann. Hamburg, Grüning. 1885. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Wir erwähnen dieser neuen Uebersetzung eines der Meisterwerke von Sophokles an dieser Stelle nur, um unserer großen Freude darüber Ausdruck zu geben, daß durch dieselbe die classische Dichtung populärer gemacht und dem leichtern Verständniß des großen Publikums zugeführt wird. Das ist alles, was wir darüber zu sagen haben; es mag zur Empfehlung des Werks genügen.

Karl Nissel.

Historische Werke.

1. Gießener Studien auf dem Gebiet der Geschichte. III. Beiträge zur neuern Geschichte. Von Wilhelm Oncken. Gießen, Ricker. 1885. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
2. Gestalten aus Wallenstein's Lager. Von Hermann Hallwich. II. Johann Aldringen. Ein Bruchstück aus seinem Leben als Beitrag zur Geschichte Wallenstein's. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 3 M.
3. Die Erziehung Friedrich's des Großen. Aus dem Nachlaß von Ernst Bratuscheck. Mit Vorwort von E. Mätzner. Berlin, G. Reimer. 1885. Gr. 8. 3 M.
4. Generalmajor von Stille und Friedrich der Große contra Lessing. Von Richard Fisch. Berlin, Weidmann. 1885. Gr. 8. 2 M.
5. Karl Gottlieb Svarez. Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Adolf Stölzel. Mit drei Abbildungen und einer Stammtafel. Berlin, Vahlen. 1885. Gr. 8. 10 M.
6. Stein. Sein Leben und seine Zeit. Deutschland und Preußen im Zeitalter Napoleon's. Von J. R. Seeley. Zweiter Band. Aus dem Englischen von Emil Lehmann. Gotha, F. A. Perthes. 1885. Gr. 8. 7 M.
7. Gespräche Friedrich's des Großen mit H. de Catt und dem Marchese Lucchesini. Kritisch festgestellte Auswahl, in deutscher Uebersetzung herausgegeben von Fritz Bischoff. Leipzig, Hirzel. 1885. Gr. 8. 3 M.

Auf Angriffe antwortend und selbst zum Angriff vorgehend, hat Wilhelm Oncken in seiner Schrift „Gießener Studien auf dem Gebiet der Geschichte" (Nr. 1) eine Reihe berichtigender Aufsätze zur neuern Geschichte gesammelt, die zum größern Theil von ihm schon anderwärts publicirt worden sind. Mit Koser gerieth er in Fehde über die Frage, ob das berühmte „Mémoire raisonnée" von 1756, welches Friedrich der Große herausgab, aus der Feder Hertzberg's stamme, der sich als Verfasser bezeichnete, oder nicht; Koser hatte außerdem verschiedene Ausstellungen an Oncken's Werke über das Zeitalter Friedrich's gemacht, die Oncken als ungerecht nachweist, während er zugleich dem Tadler Versehen vorwirft. Aehnlich verfährt er mit Max Lehmann; dieser hat acht Jahre nach dem Erscheinen von Oncken's Werk „Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege" in sehr schroffen Ausdrücken bestritten, daß ein dem berühmten Freiherrn vom Stein zugeschriebener Brief vom 17. Februar 1813 von diesem an Hardenberg gerichtet war; Oncken glaubt ebenfalls, daß er von einem andern Stein verfaßt worden sei, weist aber auf die schnöde Abfertigung des Staatsarchivars hin ihm grobe Unterlassungssünden nach. In den Aufsätzen „Zur Maria Stuart-Frage" wiederholt Oncken seine Behauptung, Maria's zweiter Gemahl habe Darley und nicht Darnley geheißen; er gibt einen treffenden Ueberblick über Maria's Stellung in Schottland und verwirft die am entschiedensten gegen Maria zeugende Hauptquelle, Buchanan, als einen feilen Parteimann; er fußt hauptsächlich auf dem wahrheitsliebenden Camden, reinigt Maria durch Briefe Elisabeth's, Cecil's und ihrer eigenen Schwiegermutter, und begründet in überzeugendster Weise, daß die Kassettenbriefe böswillige Erfindungen und Fälschungen Murray's seien. Mit besonderm Behagen schwingt er, auch Harry Breßlau widerlegend, die Geisel unbarmherzig über Gaedeke und hebt manche Mängel scharf hervor, die denselben zum Forscher unfähig machten.

Dem Bilde Merode's, dessen wir in d. Bl. früher gedachten, läßt Hermann Hallwich, der berufenste Kenner

der Wallenstein'schen Galerie, eine zweite der „Gestalten aus Wallenstein's Lager" (Nr. 2) folgen, das Bild Aldringen's, wieder aus dem Staube der Archive hervorgezogen und glänzend ausgestattet. Johann Aldringen tritt vor uns als ein begeisterter Verfechter der katholischen Sache, für die er in spanischen, ligistischen und kaiserlichen Diensten stritt. Hallwich gibt nur ein Bruchstück aus seinem abenteuerreichen Leben, indem er mit dem Jahre 1626 abbricht. Die unglückliche Liebe zu einer Novize, die den Schleier nahm, knickte das weichen Regungen zugängliche Gemüth des Soldaten; er wurde ein ehrsüchtiger Landsknecht, ein kalt berechnender Verstandesmensch und suchte sein Glück einzig im Erfolge. Ein eminenter General Wallenstein's, conspirirte er, von diesem verletzt, gegen ihn und erniedrigte sich zum Verräther, indem er die Seele einer Militärverschwörung wurde, die dahin abzielte, den Friedländer durch Collalto zu ersetzen.

Aus dem Nachlaß des 1883 verstorbenen gießener Professors der Philosophie Ernst Bratuscheck gibt Eduard Mätzner das vorliegende Buch, betitelt „Die Erziehung Friedrich's des Großen" (Nr. 3), heraus, welches er ganz fertig vorfand und dem ein größeres Werk über Friedrich's II. Philosophie folgen sollte. Der Erziehungsplan für Friedrich den Großen rührte, wie wir erfahren, von Leibniz her; dieser hatte ihn auf Wunsch der philosophischen Königin Sophie Charlotte einst zum Zweck der Erziehung Friedrich Wilhelm's I. ausgearbeitet. Letzterer änderte ihn zwar mannichfach nach seinem Geschmack und seiner Orthodoxie ab, im ganzen aber ließ er den Sohn in dieser philosophischen Manier erziehen. An Bratuscheck's Hand durchwandeln wir noch einmal die so oft geschilderte traurige Jugend Friedrich's II., lernen mit ihm Duhan de Jandun lieben und den König fürchten, und begreifen nun, daß Vater und Sohn niemals intim miteinander stehen konnten. Die weichliche Natur des Thronerben ist erst in Leid und im Kerker gestählt worden, erst in Küstrin wurde er der große Fürst der Zukunft, aber die „brüderliche Liebe", die der Vater erwartete, stellte sich nie ein.

Richard Fisch hat sich mit der Schrift „Generalmajor von Stille und Friedrich der Große contra Lessing" (Nr. 4) die wenig Lohn versprechende Aufgabe gestellt, Friedrich den Großen von dem Vorwurf zu reinigen, er habe an der Entwickelung der deutschen Literatur keinen directen Antheil genommen. Durch gründliche Darlegung seiner Beziehungen zu dem gelehrten Generalmajor von Stille und zu dem in Gleim's Gefolge stehenden Pastor Lange will er beweisen, daß Friedrich sich für die nationale Literatur interessirte; recht merkwürdig war jedenfalls das Unternehmen des Triumvirats Augustus-Friedrich, Mäcen-Stille, Horaz-Lange, den Horaz herauszugeben, da Lange so himmelweit von einem Horaz entfernt war. Daß Lessing die Horaz-Uebersetzung misbilligte und Lange unverblümt verhöhnte, ihn literarisch tödtete, brachte, wie Fisch darlegt, dem König eine nicht wieder zu besiegende Abneigung gegen Lessing bei und veranlaßte ihn, fortan sich von jeder activen Theilnahme an der deutschen Literatur zurückzuhalten; gewann er auch einigen Geschmack an Wieland und Gellert, so achtete er Klopstock gering, Goethe noch geringer, und war bestrebt, Lessing todtzuschweigen. Die Gleichgültigkeit gegen unsere Literatur bleibt gewiß trotz Fisch's begütigender Darlegung eine der schwersten Unterlassungssünden des in manchem Punkte eigensinnigen und befangenen Monarchen.

Einen von Friedrich's bedeutendsten Mitarbeitern an der Neuordnung der preußischen Rechtspflege, einen der vorzüglichsten preußischen Juristen, Karl Gottlieb Svarez, hat der Geheime Oberjustizrath Adolf Stölzel in dem Werke „Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts" (Nr. 5) auf Anregung des Justizministers Friedberg zum Gegenstande seiner Betrachtung gewählt. Svarez kam nach tüchtigen Leistungen in Schlesien mit dem Großkanzler Carmer Ende 1779 nach Berlin und wurde dessen rechte Hand bei der Bearbeitung des „Allgemeinen Landrechts", das unter Friedrich Wilhelm II. in Kraft trat. Stölzel hat alle Quellen erschöpft, die ihm überreich zu Gebote standen, und ist zu der Ansicht gelangt, ohne Svarez wäre Friedrich's des Großen Plan, ein Allgemeines Landrecht zu schaffen, unausführbar geblieben, in ihm habe sich die Rechtswissenschaft seiner Zeit verkörpert, die er wie kein zweiter beherrschte; Stölzel nennt Svarez geradezu den Schöpfer des Landrechts. Der Autor behandelt nicht nur Svarez' Leben und Thätigkeit, sondern auch die ganze Carmer'sche Justizreform und die darauf einwirkenden Strömungen. Das an sich verdienstvolle Werk leidet an einer ungewöhnlichen Breite und an Hineinziehung abseits liegender Dinge, sehr zum Nachtheil der Darstellung.

Wie im ersten Bande, den wir in Nr. 16 d. Bl. f. 1884 besprachen, ist in dem zweiten Bande des Werks „Stein. Sein Leben und seine Zeit" von J. R. Seeley (Nr. 6), den uns Emil Lehmann jetzt in deutscher Uebersetzung vorlegt, nicht blos Stein's Leben, sondern die Geschichte Deutschlands und Preußens im Zeitalter Napoleon's behandelt; Stein ist ja der größte Staatsmann der europäischen Revolution gegen Napoleon gewesen. Und im zweiten Bande steht er gerade auf der Höhe seines Wirkens: sein Ministerium bringt Preußen Reformen auf allen Gebieten der Verwaltung und Gesetzgebung, z. B. die Städteordnung, von der Seeley Auszüge gibt. Als mit der spanischen Revolution der vierte Act in Napoleon's Leben begann, schlug die nationale Lohe hinüber in Stein's Brust, er meinte, Preußen müsse sich aufraffen und das rostende Schwert wieder schärfen; aber trotz Scharnhorst's Militärreform, trotz der Bestrebungen des Tugendbundes, trotz Arndt und Fichte wagte Friedrich Wilhelm III. noch nicht, mit Napoleon zu brechen. Stein ward geächtet und ging ins Exil: da rief ihn Alexander nach Rußland, als er gegen Napoleon zu Felde zog; ungewöhnlich interessant hat Seeley die russische Zeit Stein's und seine Thätigkeit für Deutschland auf russischem Boden entwickelt. Wie Stein völlig gewürdigt wird in seinen eminenten Verdiensten, so ist Dalberg in seiner

Hohlheit ebenso meisterhaft gekennzeichnet und manche andere Persönlichkeit echt charakteristisch entworfen. Aber etwas breit sind auch in diesem Bande manche Abschweifungen ausgefallen, die vom Stoff abführen, ohne darauf besonderes Licht zu werfen. Die Uebersetzung Lehmann's vermied die früher gerügten Härten im Ausdruck und liest sich fließend.

Bereits zweimal sind in diesem Jahre die Memoiren und Tagebücher des Vorlesers Henri de Catt, welche die Unterredungen des großen Monarchen mit ihm wiedergeben, publicirt worden, und wir haben beider Ausgaben in Nr. 26 d. Bl. gedacht. Warum noch eine dritte Auswahl in „Gespräche Friedrich's des Großen mit J. de Catt und dem Marchese Lucchesini" von Fritz Bischoff (Nr. 7), erscheint, wissen wir nicht, da sie nichts Neues bieten kann. Hingegen hat die beigefügte Auswahl aus dem im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin befindlichen Tagebuch des Marchese Girolamo Lucchesini, das demnächst im italienischen Original erscheinen soll, den Reiz der Neuheit und bereitet auf ein interessantes Bild vom Leben an Friedrich's Tafelrunde in seinen Greisentagen vor. Der Marchese aus Lucca, der in Berlin Kammerherr wurde, saß an dieser einzigartigen Tafel von September 1780 bis September 1783 und wiederholt in seinem Tagebuch wortgetreu, was Friedrich II. täglich sprach, wobei, da er sich auf einfache Wiedergabe beschränkt, Wiederholungen unvermeidlich blieben. Manches ist äußerst fesselnd, z. B. die Mittheilungen über die berühmte „Histoire de mon temps", die Lucchesini nicht nur als ein Meisterwerk verherrlicht, sondern in ihrer ungewöhnlichen Wahrheitsliebe und Bescheidenheit charakterisirt. Wir sehen den König wenig bewandert in der Naturgeschichte und Mathematik; die überseeische Geographie ist ihm fremd; er unterschätzt oft die Leistungskraft der fremden Staaten; voll Verachtung spricht Friedrich von der deutschen Literatur, obwol er glaubt, es werde jetzt ein Anfang zu ihrer Besserung gemacht, und Canitz hochschätzt. Der Staat ist wie ein Familienhaushalt einzurichten, in dem jeder Posten des Soll und Haben vom Hausherrn abhängen muß; die Hauptseiten der Regierung sind Gesetzgebung, Politik, Heerwesen und Handel; der König aber ist der erste Diener des Staats. Besonders bemerkenswerth sind Friedrich's Bemerkungen über Gott und Religion; er liebt Plato nicht, weil dessen Philosophie der Religion viel Träumereien beigebracht habe, und verwirft den Fatalismus; durch Voltaire's Spott zumal erscheint ihn die Religion zerstört; er leugnet ein Jenseits, einen persönlichen Gott und die Unsterblichkeit der Seele.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Die Heuchelei und Hetzerei der Ultramontanen" beleuchtet der altkatholische Stadtpfarrer J. Rieks in Heidelberg (Zürich, Verlags-Magazin). Wir empfehlen dringend das Studium dieser Schrift, denn sie wirft grelle Schlaglichter auf die Kampfesweise, mit welcher man den Altkatholicismus aus dem Wege zu räumen sucht. Rieks' Darlegungen machen objectiv wie subjectiv den Eindruck der Wahrheit; sie enthüllen Nachtseiten, welche besser verschwiegen geblieben wären; da er indeß im Falle der Nothwehr sich befindet, so mögen seine Angreifer die Verantwortung tragen. Er schreibt unter anderm: „Bei sehr vielen Geistlichen, auch bei manchen Bischöfen, ist die Furcht vor Enthüllungen das beste Mittel, sie unter dem Daumen der römischen Curie zu halten. Die Hierarchie schreibt die Ehelosigkeit vor, damit die Geistlichen sittlich gebrochen werden und dann wie willenlose Maschinen von den Führern verwendet werden können." Weiter wird das Urtheil des päpstlichen Hausprälaten Savarese über das römische Brevier ins Treffen geführt: „eine Compilation von planmäßigen Fälschungen, absurden Heiligenlegenden, Verhimmelungen von Meuchelmordsgenossen" u. s. w. Jedenfalls wirft die Broschüre ein trauriges Licht auf die Glaubenskämpfe im Großherzogthum Baden; ihr Verlauf beweist so recht deutlich, daß die Altkatholiken persönlich höchst ehrenwerthe Männer waren und sind, aber daran scheiterten, daß sie auf halbem Wege stehen blieben

— Eine [illegible]erung der Gegensätze von Realismus und Kriticismus [illegible]cht A. Naumann in der Abhandlung „Spencer wider Kant" (Hamburg, Gräfius u. Möller). Der Verfasser steht dem [illegible] mistrauisch gegenüber und rühmt am Materiali[illegible]. er darauf verzichte, unsere Empfindungen und Bedi[illegible] maßgebend zu machen für die Außenwelt. Er citirt nun, was der Engländer Herbert Spencer gegen Kant sagt, und stellt das Lustprincip in der Moral der Kant'schen Ethik entgegen. Jeder Versuch, ein Uebersinnliches herbeizuziehen zur Erklärung natürlicher Vorgänge, muß in Zukunft scheitern. Der hohe Werth, welchen der Geist für uns hat, darf uns nicht verführen, demselben nach außen einen Werth beizumessen, von dem wir keine Gewißheit haben. Ein gewisser Egoismus ist der Grundtrieb alles menschlichen Handelns. Wie das einfachste Thier nicht bestehen kann ohne Befriedigung seines Hungers, so kann auch das Geistesleben des Menschen nicht bestehen ohne Befriedigung der Lust. Weil die Lust als Urtrieb die unentbehrliche Grundlage des menschlichen Lebens ist, bemächtigt sie sich der Nothwendigkeit und tritt an die Stelle des Zwanges. Die Triebe und Neigungen, denen der Mensch sich überläßt, sind die Bedingungen, von denen sein Menschenthum abhängt. Es ist eine Thorheit, sondern zu wollen zwischen einem Streben für die Zeit und einem Streben für die Ewigkeit. Der Denker, der seine Kraft an die Erforschung der tiefsten Wahrheiten setzt, lebt nicht weniger für den Augenblick als der Sinnes- und Genußmensch. Von selbst und ohne Gebot wandelt sich die niedere Lust in eine höhere um. Die Lehre, daß der Mensch immer gezwungen sei, nach der größtmöglichen Summe von Lust zu streben, ist geeignet, Optimismus und Pessimismus zu versöhnen. So weit Herbert Spencer durch den Mund von A. Naumann. Die Entscheidung überlassen wir dem Leser.

— Im Verlage von Karl Graeser in Wien erscheint eine Reihe von Flugschriften unter dem gemeinsamen Titel „Gegen den Strom". Wir haben Gelegenheit gehabt, folgende Nummern (1—5) eingehend zu prüfen: „Nur nicht Oesterreichisch", „Wien war eine Theaterstadt", „Unsere Kunstpflege", „Der Roman, bei dem man sich langweilt", „Das gemüthliche Wien". Auf Grund unserer Lektüre müssen wir bezeugen, daß die hier genannten Artikel in hohem Grade von Geist und sittlichem Ernst

erfüllt sind. Die geübte Kritik ist oft eine herbe, aber leider eine berechtigte, die Weltanschauung und die Sachkenntniß der Verfasser eine imponirende. Aufs neue sind wir hier zu unserm Schmerze daran erinnert worden, welch eine hohe Begabung doch in unsern, jetzt so sehr bedrängten Brüdern in Oesterreich steckt; möchten sie doch „das Salz der Erde" in diesem vielsprachigen Lande auch fernerhin bleiben. Die Schrift „Der Roman" empfehlen wir allen Deutschen, die andere aber: „Wien war eine Theaterstadt", nur starknervigen Lesern.

— Das neunte Heft der „Philosophischen Vorträge", herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft in Berlin, behandelt das Thema „J. H. von Kirchmann als Philosoph" (Halle, Pfeffer). Professor Lasson und Gerichtsrath Meineke halten hier Vorträge über dasselbe Thema. Sie bringen den Zoll der Dankbarkeit dem Vorsitzenden ihrer philosophischen Verhandlungen. Man muß sagen, daß beide nach einem gerechten, von jeder Ueberschätzung freien Urtheil gestrebt haben. Recht brauchbar ist die beigegebene Uebersicht über Kirchmann's philosophische Hauptgedanken.

Theater und Musik.

Zur Nachfeier des siebzigjährigen Geburtstages des Grafen Adolf Friedrich von Schack ist am münchener Hoftheater dessen Trauerspiel „Timandra" gegeben worden mit einem den Dichter ehrenden Erfolg. Am 2. August, dem Geburtstage desselben, waren von allen Seiten, von den schriftstellerischen Genossenschaften, von namhaften einzelnen Dichtern und von zahlreichen Freunden und Verehrern ihm warme Glückwünsche zugegangen. Sein Landesherr, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, ertheilte ihm den Rang eines Wirklichen Geheimen Raths, wodurch Graf Schack zur „Excellenz" erhoben wurde. Hinter den allgemeinen Huldigungen wollte das münchener Hoftheater nicht zurückbleiben, es führte eins der werthvollsten Trauerspiele des Dichters auf. Timandra ist die Mutter des Spartanerkönigs Pausanias, dieselbe, die nach der Ueberlieferung den ersten Stein zum Tempel der Athene trug, in welchem ihr Sohn Schutz gesucht hatte. Dies zu motiviren, hat der Dichter zwischen Mutter und Sohn einen tragischen Conflict geschaffen, der sich allmählich steigert und gegen den Schluß hin zu der historisch gegebenen Katastrophe führt. Der Spartanerkönig ist im Banne Persiens und im Liebesbanne einer schönen Perserin, Mandane, die zu ihm nach Sparta kommt. Die Mutter sucht ihn zu retten, bis sein Vaterlandsverrath offenkundig geworden ist; dann betheiligt sie sich an dem Gericht. Das Stück hat in Bezug auf Motivirung, Architektonik und Charakteristik große Vorzüge. Uebrigens hat der verrätherische Spartanerkönig, der üppige in orientalische Sitten verstrickte Eroberer und Herrscher von Byzanz, neuerdings eine große Anziehungskraft auf deutsche Dramatiker ausgeübt. Heinrich Kruse hat ihn zum Helden seines Dramas „Das Mädchen von Byzanz" gemacht, und vor kurzem wieder ist ein Drama „Pausanias" von Elisabeth vom Berge erschienen.

— An den berliner Bühnen schwingen jetzt die gekrönten Buhlerinnen der Weltgeschichte ihr Scepter. An dem kleinen Residenztheater ist Victorien Sardou's „Theodora" in Scene gegangen, ein großartiges Ausstattungsstück, dessen glänzender pariser Erfolg ihm für Berlin die Wege bahnen mußte. Auch Director Anno hat das Stück überaus glänzend inscenirt; die berliner Kritik verhält sich im ganzen indeß ablehnend gegen dieses Effect- und Sensationsdrama. Die Liebe der ehebrecherischen Kaiserin zu einem Jüngling, der auf den Sturz des Thrones hinstrebt und der sie liebt, ohne sie zu kennen, ist das dramatische Hauptmotiv: die Wirkung beruht auf Mord- und Marterscenen zum Theil gräßlicher Art, die aber durch ihre nervenerschütternde Ausführung das Publikum anlocken; es ist etwas von der Anziehungskraft der Hinrichtungen in diesen Scenen. Fräulein Frohn spielt die üppige Kaiserin, die Rolle, in welcher Sarah Bernhardt neue Lorbern in ihren bereits etwas welken Kranz fügte, ebenso charakteristisch wie Herr Reichert den Justinian, der ein vortreffliches Charakterbild sein soll. Gleichzeitig geht im Victoriatheater ein großartiges Ausstattungsstück, das historische Ballet „Messalina", in Scene, dessen Heldin die berüchtigte Kaiserin ist. Daß sich der berliner Geschmack auf einmal der Geschichte des römischen Kaiserthums zuwendet und die gekrönte Demi-Monde in glanzvoller Costumirung bewundern will, gehört vielleicht zur Signatur der Zeit; daß dabei französische Stücke und italienische Ballets eine Hauptrolle spielen, stellt dem deutschen Patriotismus, wenigstens auf dem Gebiete der Kunst und Literatur, kein rühmliches Zeugniß aus. Besonders beschämend aber ist es, daß wir ein deutsches Trauerspiel besitzen, welches in echt dichterischer Haltung und genialer Auffassung das weibliche Cäsarenthum der Messalinen, allerdings mit dem entsprechenden Contrast, auf die Bühne bringt, und daß dies Stück gegen die ausländischen Producte von gleichem Stoff und gleicher Tendenz, die so tief unter ihm stehen, zurückgesetzt wird. Wir meinen „Arria und Messalina" von Adolf Wilbrandt, ein Drama, dem ja gerade das Hauptmotiv der „Theodora", die Liebe eines edeln Jünglings zu der verworfenen Kaiserin, die er nicht kennt, entlehnt ist. Victorien Sardou nimmt die Motive, wo er sie findet; die Kunde der „Arria und Messalina" ist jedenfalls über den Rhein gedrungen, und wir verdanken ihr den zweiten dramatischen Aufguß: „Theodora".

Bibliographie.

Börckel, A., Strandlieder. Mainz, v. Zabern. 8. 1 M.

Buchner, O., Aus Gießens Vergangenheit. Culturhistorische Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten. 1stes u. 2tes Hft. Gießen, Roth. 8. à 50 Pf.

Buchwald, G. v., Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Zur deutschen Bildungsgeschichte im endenden Mittelalter. Zehn Vorträge. Kiel, Homann. 8. 4 M.

Denk, V. M. O., Die Verwelschung der deutschen Sprache. Ein mahnendes Wort an das deutsche Volk und die deutsche Schule. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 60 Pf.

Das Deutschthum und der katholische Clerus in Oesterreich. Von einem Katholiken in Deutsch-Oesterreich. Leipzig, O. Wigand. 8. 60 Pf.

Fleischer, H. L., Kleinere Schriften. Gesammelt, durchgesehen und verm. 1ster Bd. 2 Thle. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 24 M.

Hasse, T., König Wilhelm von Holland. (1247—1256.) 1ster Tl.: 1247. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Mantegazza, P., Indien. Aus dem Italienischen von H. Meister. Autorisirte deutsche Ausgabe. Jena, Costenoble. Gr. 8. 8 M.

Marx, K., Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie. 2ter Bd. Buch II: Der Cirkulationsprocess des Kapitals. Herausgegeben von F. Engels. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 8 M.

Meyer, A. B., Das Gräberfeld von Hallstatt. Anlässlich eines Besuches daselbst. Mit 3 Lichtdr.-Taf. Dresden, W. Hoffmann. Gr. 4. 4 M.

Nachrichten für und über Kaiser Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel. Herausgegeben im Auftrage der Neu-Guinea-Compagnie zu Berlin. 1stes Hft. Juni 1885. Berlin, Neuenhahn. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Nicklas, J., Johann Andreas Schmellers Leben und Wirken. Eine Festgabe zum 100jährigen Geburtstage des großen Sprachforschers. Mit dem Bildnis Schmellers. München, Rieger. Gr. 8. 3 M.

Preger, W., Die Politik des Papstes Johann XXII. in Bezug auf Italien und Deutschland. München, Franz. Gr. 4. 2 M. 80 Pf.

Sarrazin, J. V., Victor Hugos Lyrik und ihr Entwickelungsgang. Ein kritischer Versuch. Baden-Baden, Sommermeyer. 4. 1 M. 40 Pf.

Schultheß, H., Europäischer Geschichtskalender. 25. Jahrg. 1884. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 10 M.

Polnische Stimmen. I. Ausrotten? Aus Anlass der in der „Gegenwart" 1885 Nr. 1, 2 und 6 veröffentlichten Aufsätze von E. v. Hartmann. Zürich, Verlags-Magazin. 1886. Gr. 8. 50 Pf.

Wermert, G., Neuere sozialpolitische Anschauungen im Katholicismus innerhalb Deutschlands. Jena, Fischer. Gr. 8. 2 M.

Sociale Zeitfragen. Sammlung gemeinverständlicher Abhandlungen. Herausgegeben von E. H. Lehusmann. 10tes Hft.: Staatliche Lohnregulirung und die socialreformatorischen Bestrebungen der Gegenwart. Von M. Schippel. Minden, Bruns. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 235 bis 241.

Die Kaiser-Entrevue in Kremsier. (I/III.) — Zur Kaiser-Entrevue in Kremsier. — Die politische Lage in Spanien. (I/II.) — Nach der Kremsierer Entrevue. — Kritische Anzeichen. — Die letzten Einjährig-Freiwilligen und der Unteroffizier-Ersatz in Frankreich.

General Ulysses S. Grant. (I/III.) — Norisches Eisen. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. (III/IV.) — Congreß für Reform und Codification des Völkerrechts. — Die ältesten Culturperioden. Von Professor J. von Pflugk-Harttung. — Aus dem Salzkammergut. — Andrieux' „Erinnerungen eines Polizeipräfecten“. — Preußische Staatsschriften aus der Zeit Friedrich's des Großen. (I/II.) — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (X.) — XVI. Anthropologen-Congreß zu Karlsruhe. (III.) — Capri. Von Dr. R. Schöner. (I.) — 350jähriges Reformations-Jubiläum der Stadt Genf.

Der 26. Allgemeine Vereinstag der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften. (I/III.) — Handlungslehrlinge. — Die Bestimmungen des Börsensteuergesetzes bezüglich des Waarenverkehrs. (I/II.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DER KONGO

und die Gründung des Kongostaates.

Arbeit und Forschung.

Von

HENRY M. STANLEY.

Aus dem Englischen von **H. von Wobeser.**

Mit über 100 Abbildungen, 2 grossen und mehrern kleinern Karten.

Zwei Bände. Geh. 30 M., geb. 35 M.

(Auch in 30 Lieferungen zu 1 M. zu beziehen.)

Dieses neue Werk von Stanley wurde allgemein mit Spannung erwartet. Der weltberühmte Forscher schildert hier mit gewohnter Anschaulichkeit den Verlauf und die Ergebnisse seiner 1879—1884 so erfolgreich ausgeführten Expedition von der Mündung des Kongostroms aufwärts bis tief ins Innere des Landes hinein; es ist weitaus das Bedeutendste, was zur Förderung der Colonisation und zur commerziellen Ausbeutung Innerafrikas bisjetzt gethan und geschrieben wurde.

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Zeitschrift für bildende Kunst.

Herausgegeben von Professor **Dr. C. von Lützow** in Wien. Mit den Beiblättern **Kunstgewerbeblatt** und **Kunstchronik.** Monatlich ein Heft von 6—8 Bogen mit vielen Illustrationen, Radirungen, Heliogravüren, Lichtdrucken u. s. w. Hoch 4. Alle drei Blätter zusammen halbjährlich **14 Mark.** — Das

Kunstgewerbeblatt,

Monatsschrift für Geschichte und Litteratur der Kleinkunst, herausgegeben von **Dr. A. Pabst** in Berlin, kann auch apart mit der wöchentlichen Beilage **Kunstchronik** zum Preise von 6 Mark pro Halbjahr bezogen werden. **Beginn des 21. Jahrgangs: im October 1885. — Probehefte der Zeitschrift für bildende Kunst und des Kunstgewerbeblattes durch alle Buchhandlungen!**

Moderne Kunst.

Studien zur Kunstgeschichte der Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Münchener, Berliner und Pariser Ausstellungen im Jahre 1883. Von **Fritz Bley.** Ausgabe I mit Kupfern auf chinesischem Papier. 25 Mark. Ausgabe II mit Kupfern auf weißem Papier. 20 Mark.

„In vornehmer, kostbare Pracht mit keuscher Schlichtheit glücklich vereinigender Ausstattung, die auch in den kleinsten Einzelheiten von einem geläuterten Kunstverständniß Zeugniß ablegt, liegt ein Buch vor uns, das wir als eine der hauptsächlichsten Zierden des diesjährigen Weihnachtsmarktes bezeichnen dürfen... Die anziehenden Schilderungen des begabten Schriftstellers, die trefflichen Leistungen der auf dem Höhepunkte ihrer Vollendung angelangten Illustrationskunst und wahre Muster an Geschmack und Eleganz in den Zuthaten des Kunstgewerbes, was Druck und Einband angeht, vereinigen sich in diesem Buche zu einem Ganzen, wie es harmonischer und stimmungsvoller kaum gedacht werden kann. Und dabei ist der Preis so außerordentlich bescheiden“ u. s. w.

(Straßburger Post.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Henry M. Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil.

Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von **Dr. Berthold Volz.**

Dritte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Die von Dr. Berthold Volz, Director des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam, verfaßte Bearbeitung der berühmten afrikanischen Reise Stanley's hat sich als echtes Volksbuch und vorzügliche Jugendschrift in kurzer Zeit so zahlreiche Freunde erworben, daß bereits eine dritte Auflage nöthig wurde, welche der Verfasser unter Berücksichtigung der inzwischen gewonnenen geographischen Kenntniß sorgfältig revidirt hat.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 17. September 1885.

Inhalt: Neue Dramen. Von Heinrich Bulthaupt. — Literarische Essays. Von Konrad Alberti. — Romane. Von Freiherrn K. von Richthofen. — Nippsachen vom Büchertisch. Von Franz Koppel-Ellfeld. — Zur Geschichte des Alterthums. Von J. Mähly. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dramen.

1. Luigia Sanfelice. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Mit dem „Räuberjubiläumspreis" am Schillertage zu Mannheim gekrönt. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 2 M.
2. Drei einactige Trauerspiele und ein Lustspiel von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1884. 8. 2 M. 60 Pf.
3. Die Tochter Roland's. Drama in vier Aufzügen. Nach dem Französischen des Vicomte Henri de Bornier von Anton Giers. Freiburg i. Br., Herder. 1885. 8. 3 M.

Die „Luigia Sanfelice" von Richard Voß (Nr. 1) erhielt in Mannheim den Preis des „Räuberjubiläums" vom 13. Januar 1882. Die Aufführung schien das Urtheil der Preisrichter nicht zu bestätigen, und das übliche Gerede von der Nutzlosigkeit solcher Concurrenzen, von der Unbrauchbarkeit solcher Preisstücke ging wieder durch die Zeitungen. Dennoch hat die Jury in diesem Falle ein Werk von großem poetischen und dramatischen Werth gekrönt, und es sind für das Publikum zwar leicht bemerkbare, künstlerisch betrachtet aber doch sehr geringwiegende Gründe, die seiner Bühnenwirksamkeit im Wege stehen. Sie liegen im Stoff, dem der Künstler, der echte Künstler, ja selten oder nie die Bedeutung beilegt, die er für die Menge hat; er ergreift, was ihn selbst packt, und je spröder das Material, je schwieriger es zu bewältigen ist, desto größer ist die Schaffensfreude und der Triumph des Könnens — dieses aber ist bei Richard Voß ein sehr großes, und schon allein um seiner Technik willen sollte man das Werk hochachten. Die Bedenken gegen den Stoff sind folgende. Es handelt sich um den Kampf der Monarchisten gegen die Anhänger der unglücklichen Parthenopäischen Republik, den Untergang dieser und den Henkertod der armen Luigia, die ihren Geliebten, den Offizier Gino Ferri, mit einem schützenden Zeichen versieht, um ihn beim Ausbruch der Verschwörung (einer Art Sicilianischer Vesper) vor der Ermordung durch die Monarchisten zu sichern, und damit das geplante schändliche Gemetzel vereitelt. Dem kurzen republikanischen Jubel folgt indeß bald ein furchtbarer Rückschlag. Der heilige Vater und König Ferdinand siegen, und Luigia Sanfelice, noch kurz zuvor als die Retterin Neapels gepriesen, nun aber von dem Volke, das sich verloren sieht, verklagt und geschmäht, besteigt als die erste, nachdem sie im Kerker von einem Kinde entbunden worden, das Blutgerüst: das Opfer einer unmenschlichen Justiz. Die Handlung beruht also im wesentlichen auf politischen Conflicten; Luigia fällt einem plötzlichen Umschwung in den öffentlichen Dingen zum Opfer, der sich nicht absehen, künstlerisch nicht vorbereiten und berechnen ließ, der außerhalb ihrer tragischen Collision steht und für sie somit nur die Bedeutung eines Zufalls hat. Mit diesem brutalen Ausgang rächen sich nur die vielen politischen Voraussetzungen des Stücks, die immer vom Uebel sind, wenn sie nicht auch einer psychologischen Quelle entspringen. Warum ist z. B. der alte eisenköpfige Don Valerio Azeglio Republikaner wie Gino und Luigia, und warum sind seine Kinder Sandro und Grazia Monarchisten? Der Vater hat gar nicht so unrecht, wenn er seinem Sohne zuruft, Jünglinge pflegen sonst die Freiheit zu lieben; mit demselben Recht freilich dürfte Sandro zurückfragen, warum der Graukopf nicht der conservativen Neigung des Alters folge und dem angestammten Herrscher getreu bleibe. Es sind also weniger Ausflüsse des innersten Herzens als Meinungsverschiedenheiten, bloße Etiketten, in dem Kampf der Leidenschaften, der das Bedeutsamste auch dieses Dramas ausmacht, nicht viel mehr als äußerliche Dinge, die wir wohl oder übel als Voraussetzungen annehmen müssen und zuerst auch ohne Bedenken annehmen, denn das Feuer des Dichters nimmt uns gefangen und die ergreifende Vorbereitung des Hauptschlags, der Schlußscene des zweiten Acts, läßt uns kaum zu Athem und Besinnung kommen. Hernach meldet sich freilich doch die

Kritik. Der andere Scrupel des Publikums ist dagegen für den dramatischen Werth des Stücks von keiner Bedeutung. Er betrifft die Mutterschaft Luigia's und ihr rührendes Getändel an der Wiege des Kleinen in den Kerkerscenen des letzten Acts. Alles daran ist wahr und ergreifend, aber es ist allerdings nicht theatralisch. Säuglinge auf der Bühne wirken immer komisch, die Geheimnisse des Wochenbettes vertragen das Lampenlicht nicht. Mögen die menschlichen Vorgänge künstlerisch so keusch und geheim wie möglich behandelt sein: in der Oeffentlichkeit des Theaters gewinnt alles den Anschein der Preisgebung, und was in Wahrheit vollkommen sittlich und schicklich ist, kann auf die Zuschauer unter der falschen Insinuation einer Bloßstellung unsittlich, unschicklich oder lächerlich wirken. Wie manches dramatische Motiv muß um dieser Rücksicht willen von der Bühne ausgeschlossen bleiben! Mich persönlich würden diese Dinge im Schlußact der „Luigia Sanfelice" kaum stören: die Mehrheit des Publikums aber stößt sich daran, und dies zu verhüten war der Dichter nicht vorsichtig genug. Im Grunde macht ihm dies Ehre, und die dramatischen und psychologischen Schönheiten jener Scenenreihe leiden unter dem kleinlichen Bedenken nicht im mindesten.

Alles andere in dem Stück fordert zum Respect vor dem Dramatiker und zur Sympathie mit dem Poeten heraus. Die heißblütige Ader des Dichters konnte sich in die Menschen Neapels ungehindert ergießen, in den Herzen aller Personen hämmert das italienische Blut. Je wilder die Leidenschaft, je mehr ist Voß in seinem Element; Sohn und Tochter der alten Azeglios sind darum die glaubhaftesten Gestalten, ihre Hauptscenen wahre Meisterstücke. Der Auftritt Luigia's mit dem von ihr verschmähten Sandro, der seiner immer noch angebeteten Geliebten das Schutzzeichen gibt und unter einem Schwur den Anschlag auf die Republikaner verräth, ist ebenso hinreißend wie die entsprechende Scene der Grazia mit dem jungen Gino, dem sie nicht mit ihrer ersten Liebe ihre Ehre geopfert. Ein wahres Kunstwerk ist auch die Scene, in der Luigia während des Hochzeitsschmauses unter dem ausgelassenen Lachen der Gäste und dem Wirbel der Tarantella in der Todesangst ihrem Verlobten das Kreuz auf das Gewand heftet, das sie selbst schützen sollte; wie erschüttert die Verzweiflung, in der sich ihr die Sinne verwirren, wie packt der Moment, da auf dem Castell statt der erwarteten königlichen die Fahne der Republik aufgezogen wird: ein Zeichen, daß Luigia's ungewollter Verrath die Stadt vor dem furchtbaren Blutbad, das die Monarchisten ihr bereiten wollten, bewahrt hat. Und trotz des bewegten Auf und Ab der Handlung, trotz der hochgradigen Erregung der Leidenschaften — wie knapp, wie scharfgeschnitten ist der Dialog, wie steht der Dichter so völlig über seinem Stoff, und welch kenntliche Charakterköpfe tragen auch die Figuren zweiten Ranges: die stolze, mannhafte Donna Sanfelice zum Beispiel und der junge Kapuzinermönch, der seine Liebe zu Luigia unter dem geistlichen Gewand für immer begraben zu können glaubte. Der zweite Act bezeichnet den dramatischen Höhepunkt. Der dritte, eine Gerichtssitzung, in der Azeglio seinen eigenen Sohn Sandro richtet, kommt unter dem Zwang der gerichtlichen Formalität nicht recht in Fluß, die letztern werden durch die erwähnte von außen eindringende politische Umwälzung um ihren Zusammenhang mit den vorangehenden gebracht; aber die großen Vorzüge des Werks lassen auch sie noch bedeutend erscheinen, und alles in allem ist „Luigia Sanfelice", mag sie nun auf der Bühne Fuß fassen oder nicht, eine der werthvollsten Schöpfungen, welche die Neuzeit in Deutschland hervorgebracht hat.

Die einactigen Stückchen, die Paul Heyse in einem Bande, dem vierzehnten seiner „Dramatischen Dichtungen", vereinigt hat (Nr. 2), sind von ungleichem Werthe. Das Lustspiel „Unter Brüdern" braucht keinen Poeten zum Verfasser zu haben. Es zeigt uns den Professor Karl, den Pfarrer Emanuel und den Naturforscher Hans Guntram im Bunde wider ihre Schwester Klara, die sie vor der Ehe mit einem jungen Regierungsbauinspector auf alle Weise und aus ziemlich egoistischen Gründen behüten wollen. Sie lassen es denn auch an Schnödigkeiten gegen den Werber nicht fehlen, unterliegen aber ihrer List und bitten schließlich zu ihrem eigenen Besten die Schwester um Eingehung des Ehebündnisses, das sie ihr anfangs so gesinnungsvoll verweigerten. Darauf wollte Klara hinaus. Sie läßt Gnade vor Recht ergehen, begnügt sich, wie sie sagt, statt dreier Vormünder fortan mit einem, ihrem Bräutigam, und hilft auch ihrem Bruder Karl, dem sie bisher den Haushalt geführt, unter den Pantoffel. Unterhaltend, aber ohne die Feinheit in Dialog und Charakteristik, die man von Heyse erwartet, verliert sich das Stückchen in dem großen Schwarm der Lustspieleintagsfliegen.

Von den drei Tragödien stelle ich den „Simson" am niedrigsten, einmal, weil der Einacter für den bedeutenden Stoff nicht ausreicht, wir uns somit nur mit einem Fragment, dem Schlußstein eines Dramas, begnügen müssen, dann, weil dem Dichter die Anempfindung für das alttestamentliche Pathos, die dröhnende Wucht seiner Rede fehlt und der gewöhnlich Jambus an die Stelle charakteristischer und poetischer Sprache tritt — immer mit schönen und ergreifenden Ausnahmen, die sich bei Heyse von selbst verstehen. Die „Ehrenschulden" sind ihres Meisters ungleich würdiger und haben nebenbei ihre theatralische Wirkung schon des Oftern bewährt. Der Kaufmann Leinburg, der zu seinem Entsetzen bei der Rückkehr von einer Reise die Nachricht erhält, daß seine schöne junge Frau mit dem Sohne eines verstorbenen Fremdes, dem Baron Hubert, eine ehebrecherische Beziehung unterhält, dieser einfache, bescheidene, vertrauensvolle Mann, der Glück und Unglück von dem Ehrenwort des leichtsinnigen Frevlers abhängig macht, ist sogar eine vorzügliche Schöpfung. Baron Hubert weniger. Zwar zeigt er eine plausible Mischung von Gutmüthigkeit, Frivolität, Feinheit der Empfindung und Ritterlichkeit der Gesinnung, aber sein Ehr-

begriff ist lax und tastet auch den Kern des Stücks an. Denn als er, um den ehrlichen Leinburg nicht zu vernichten, für dessen Unschuld gegen die Wahrheit mit seinem Ehrenwort gezeugt, ist es einzig der Misbrauch der Cavalliersparole, der ihn martert und schließlich zum Selbstmord treibt: nicht die viel sühnenswerthere Schuld des Ehebruchs, nicht der unedle Verrath an dem Manne, dem er so viel zu verdanken hat. Daß er davon auch nicht einmal redet, daß ihm auch nicht der Schatten dieses Gedankens kommt, das verschiebt den sittlichen Standpunkt, der sich, wenn richtig verstanden, ganz und gar mit dem künstlerischen deckt, und trübt die ästhetische Freude an dem trefflichen und ergreifenden kleinen Drama. Dagegen ist „Frau Lucrezia" („Das Fagott") ein echter Heyse, ein venetianisches Bild von bestrickendem Zauber der Farbe und Stimmung. Hier redet der Dichter mit den nur ihm eigenen weichen Liebeslauten, die doch dem stärksten Gefühl entquellen; hier in der wachsenden Neigung der Madonna Lucrezia für den armen blassen Lionello, der zu ihr wie zu einer Göttin betet, findet er jene zarten, kaum merklichen Empfindungsübergänge, die der Gipfel seiner Kunst sind. In leiser Bewegung, nur gegen das Ende durch einen starken Ruck erschüttert und bald auch zerschnitten, schieben sich die Fäden weiter, und bei der Musik dieser Sprache, zu der sich, ganz zu der Stimmung taugend, der schwermüthige Klang des Instruments gesellt, das Heyse seinem verliebten Jüngling in die Hand drückt, hat man mehr den Eindruck eines sich nach und nach entwickelnden und auflösenden Accords als eines eigentlichen Dramas. Auf der Bühne würde das Stückchen nur durch ungewöhnliche Sorgfalt der Inscenirung zu seiner vollen malerischen und musikalischen Wirkung gebracht werden können, die meines Erachtens dann aber auch unwiderstehlich sein müßte.

Der Uebersetzung der „Fille de Roland" vom Vicomte Henri de Bornier (Nr. 3), die Anton Giers besorgt hat, kann ich nur mit sehr getheilter Anerkennung gedenken. Das Original, das sich weitab von der Heerstraße der französischen Sittendramen auf hohem Kothurn bewegt und seinen Stoff dem Ritterkreise Karl's des Großen entnimmt, wurde in seiner Heimat bekanntlich mit dem großen akademischen Preise gekrönt und erfreute sich, anständig wie es ist, einer gewissen Verbreitung in Pensionaten und allen Kreisen, die es nicht nach den pikanten und anrüchigen Gerichten der Realisten und Naturalisten von dem ernsten Meister Augier bis zu Zola gelüstete und gelüsten durfte. Es mag den Preis immerhin verdienen, denn es ist ein durchaus correctes, rhetorisch tüchtiges, ein sogenanntes edles Werk, nur durchweg akademischer als poetisch. Ein wohlanständiges Ritterthum mit den besten Vorsätzen und von tadelloser Aufführung füllt seine fünf Acte; wir haben Respect vor ihm, vor dem jungen Helden am meisten, der als der Sohn des alten Verräthers Genelun, der Roland erschlug, und als Roland's Bruder trotz seiner glorreichen Waffenthaten auf die Hand der Tochter des Todten von Ronceval freiwillig verzichtet, sobald er den Makel seiner Abstammung erfährt — aber es fehlt diesen Recken allen, deren Ruhmwort loyal Giers so spießbürgerlich wie möglich mit „bieder" übersetzt, an Mark und Frische, an jenem unwiderstehlichen Zauber der poetischen Persönlichkeit, die sich uns aufzwingt wie ein sympathisches Menschenantlitz, auch ohne daß wir den Grund ihres Reizes zu definiren vermöchten. Der dramatische Apparat ist vorsichtig und klug und immer zur rechten Zeit vorbereitet, aber eben allzu sichtbar, als daß wir uns seiner weisen Technik recht erfreuen könnten, und dieser Umstand trägt nur noch mehr dazu bei, daß wir statt wirklicher Menschen nur ausgezeichnete Drathfiguren vor uns zu haben glauben. Leider hat nun der Uebersetzer diesen Zug des Geradlinigen, Mechanischen durch seine Uebersetzung noch verstärkt. Sie ist fleißig und zuverlässig in Bezug auf Sinn und Wortlaut, aber sie ist unpoetisch und scheut vor Prosaismen und Versen wie „Scheint Lüge mir eure Vergangenheit" nicht zurück. Ich citire noch einige andere derartige Stellen:

Nayme, jener edle Greis, vor allen bieder,
Der Nestor er, der Christen, sowie Roland
War ihr Achill;

Jener Tod
Roland's ist gar ergreifend, drum möcht' ich
Von euch alles erfahren, was darüber
Euch jetzt noch vorschwebt;

Wahrhaftig, das begreife ich: grausam
Ist seine Qual;

Der Himmel Mohammed's sehnt sich schon wieder
Nach seinen Auserwählten; trachtet denn,
Daß noch vor Abend einen mehr er habe —

lauter Stellen, die ich auf das Gerathewohl herausgreife, die aber mit ihren undeutschen Wortumstellungen, ihrer Misachtung der Kürze und Länge der Silben, ihren verletzenden Hiatus zum Beweis dienen, daß der Uebersetzung die erforderliche Freiheit der Wortbeherrschung und die Melodie der Sprache abgeht. An gelungenern Stellen fehlt es freilich auch nicht: in einer Scene, die mit zu den besten des Dramas gehört, der Begegnung des Genelun-Amaury mit Karl dem Großen, erhebt sich der Uebersetzer zu erfreulichem Schwunge, dessen guten Eindruck einige mislautende und trockene Wendungen nicht aufheben. Eine dieser Partien lautet:

Es naht die Nacht; die Sterne treten
Aus dunkelm Schleier in gewohnter Ordnung
Hervor... Das ist mein himmlisch Buch; gar oft
Hat jene Feuerschrift den Willen Gottes
Mir offenbart; oft las dort oben ich
Beim hellen Scheine glänzender Gestirne
Sieg oder nahes Misgeschick. Auch jetzt
Fragt, Himmel, dich mein Geist mit Zagen, denn
Auf Erden wird kein Rath mir. Du, o Himmel,

Du unbeweglich Meer mit blauer Flut,
In das der Blick der Magier Chaldäas
Sich einst versenkte, das der Bösen Auge
Mit Schrecken anschaut, und ihr lichten Sterne,
Ihr Offenbarer Gottes, zeiget mir
Das wahrhaft Gute, das aus jener Quelle
Des Himmels nur entspringt, das klare Recht,
Das reine Licht! Vertreibt aus meinem Geiste,
Vertreibt von dem befangnen Auge mir
Die Schatten, o ihr Sonnen! . . .

Daß Giers mit seiner Uebersetzung Bornier's Drama den deutschen Theatern zugeführt hat, glaube ich nicht. Auch wäre dieser Zuwachs wirklich überflüssig, denn unsere eigene neueste Literatur besitzt bessere Dramen.

Heinrich Bulthaupt.

Literarische Essays.

1. Graf Adolf Friedrich von Schack. Ein literarisches Porträt von Eugen Zabel. Wien, C. Gerold's Sohn. 1885. 8. 1 M.
2. Literarische Reliefs. Dichterporträts von Ernst Ziel. Erste Reihe. Leipzig, Wartig's Verlag. 1885. 8. 3 M. 60 Pf.
3. Vermischte Aufsätze von J. S. Turgenjew. Aus dem Russischen übertragen von E. S. Mit einer Einleitung von Eugen Zabel. Berlin, Deubner. 1885. Gr. 8. 3 M.

Das literarische Leben unserer Tage ist durchaus nicht so geringfügig und unbedeutend, wie einzelne Kritiker uns glauben machen wollen. Auf der ganzen ausgedehnten Linie desselben knattert und dröhnt es von heftigem Kampf, und mit lauter Stimme rufen die Streitenden als Losung und Feldgeschrei einander die Worte: „hie Idealismus — hie Naturalismus", „hie historisch-phantastisch — hie modern-realistisch", zu. Freilich hat das Ganze mehr den Charakter lebhafter Tirailleurvorpostengefechte, welche die eigentlichen Entscheidungsschlachten, die literarischen Sadowas und Sedans, für die Zukunft vorbereiten sollen. Wir können diese Fehden nicht recht begreifen und verschmähen es, an denselben theilzunehmen; wir halten es mit dem alten Voltaire: uns erscheint jedes Genre erlaubt mit Ausnahme des langweiligen. Wir erkennen dem historischen Drama so gut seine Berechtigung zu wie dem Roman aus dem modernen Leben, vorausgesetzt, daß beide gut und schön sind und den Gesetzen der Kunst entsprechen, und wir verurtheilen archäologische, unserer modernen Anschauungsweise unverständliche Spitzfindigkeiten gerade so wie die Auswüchse cynischer Roheit und die blos photographische Wiedergabe platter, uninteressanter Scenen aus dem Alltagsleben. Daß man ein Idealist und ein Realist zugleich sein, im höchsten Sinne beide anscheinend widerstrebende Kunstrichtungen vereinigen kann, daß man ausgerüstet mit dem ganzen philosophisch-ästhetischen Ideengehalt des 19. Jahrhunderts doch tief in die Zeiten vor uns hinabsteigen darf, um dieselben in durchaus neuer, wunderbarer Beleuchtung erscheinen zu lassen: davon ist der Mann und Dichter ein leuchtendes Beispiel, dessen siebzigster Geburtstag dem ganzen künstlerischen und kunstsinnigen Deutschland ein wahrer Festtag gewesen: Graf Adolf Friedrich von Schack. Wäre ich ein bildender Künstler, ich hätte ihn an seinem Ehrentage mit einem Gemälde oder einer Gruppe erfreut: wie er, den Lorber um die Dichterstirn, die sich noch ein wenig sträubende Göttin der Poesie den nach beiden Seiten abgewendet voneinander stehenden Göttinnen der Vergangenheit — einer idealen, träumerischen, zarten Gestalt — und der Zukunft — einer frisch und keck in die Welt hinausschauenden derben Mädchenfigur —, zuführt und ihr, die beiden an den Händen zu fassen, sie zu versöhnen und zu vereinigen, befiehlt. Denn das eben ist ja des wahren, gottbegnadeten Poeten Pflicht und Recht, daß er alle Zeiten und Menschen zugleich wie von einem höhern, außerhalb der Erde liegenden Standpunkt betrachtet und doch mitten zwischen ihnen wandelt und sie alle bei Namen zu nennen und ihre Thaten, Verdienste und Fehler auf der Stelle zu nennen weiß, wie Wallenstein die seiner Kürassiere, und daß vor ihm wie vor der Gottheit ein Tag wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag sind, daß er seinem Volk zugleich Rhapsode und Prophet, Sänger seiner Vergangenheit und Herold seiner Zukunft, Rufer im Streit und Bote des Friedens sei. Solch ein Mann ist Graf Schack. Und wenn er bei seinem Volk die Anerkennung noch nicht gefunden hat oder nicht gefunden zu haben glaubt, welche er sowol durch seine Dichtungen wie durch sein edles, kunstsinniges, nur von den höchsten Bestrebungen erfülltes Leben verdient hat, so wird ja auch er, der große Kenner so vieler Zeiten und Völker, wissen, daß es immer so gewesen, bei unserm Volk wenigstens. Wir sind ja keine Hellenen, wir sind Deutsche und glauben das Recht zu haben, unsere großen Männer zu peinigen, zu kränken, zu misachten, um sie nach ihrem Tode zu vergöttern. Echte Größe hat sich in Deutschland darum fast stets vor der sogenannten Popularität gefürchtet, zum mindesten sie gering geachtet, sie nicht gesucht, sondern sich begnügt, den Besten ihrer Zeit genug zu thun. Auch Goethe dachte und handelte so, wie bei Eckermann zu lesen ist. Wer hätte nicht schon in einem zoologischen Garten bemerkt, daß die Menge, die sich um das Affenhaus drängt, stets weit größer ist als die, welche, wenn es nicht gerade um die Fütterungsstunde ist, vor dem Löwenkäfig steht? Wird darum das Seiden- oder Kapuzineräffchen König der Thiere werden?

Eugen Zabel wollen wir es Dank wissen, daß er uns in seiner knappen und warmen Weise ein in frischen, lebhaften Farben gemaltes Bild des Dichters in der Schrift

„Graf Adolf Friedrich von Schack" (Nr. 1) gegeben hat. Wir haben auf die Begabung des Autors schon in d. Bl. bei Besprechung seines Buchs über Turgenjew hingewiesen und freuen uns, hier bestätigen zu können, daß er auch in dieser neuen Schrift alle Vorzüge in die Erscheinung treten läßt, die uns damals an ihm so wohl gefielen: Klarheit der Darstellung, eine feinsinnige Analyse, Wärme der Sprache und ein bescheidenes Zurücktreten der eigenen Person hinter dem Gegenstande. Er bemüht sich hier namentlich, den durchaus modernen Ideengehalt der Schack'schen Dichtungen darzulegen und ihren echt vaterländischen Standpunkt zu betonen. Wir glauben, daß Zabel auf dem Gebiete der literarischen Essays noch Tüchtiges leisten wird.

Ernst Ziel leitet sein Buch „Literarische Reliefs" (Nr. 2) mit folgenden den Titel desselben rechtfertigenden Worten ein:

Mitten inne zwischen dem in Farben ausgeführten Porträt und der zu plastischer Rundung herausgemeißelten Büste steht in der bildenden Kunst das Menschenbildniß en relief. Das farbige Porträt legt den Hauptaccent auf die coloristische Wirkung, es wendet sich demgemäß an unsere Empfindung; das plastische Porträt, die Büste, wirkt durch das Mittel der Form, es beschäftigt zunächst unsern Geist. Das Relief dagegen will aus seiner centralen Stellung zwischen beiden heraus in den moderirten Formen seiner Gattung die Gesetze beider, indem es dieselben findet, annähernd miteinander verschmelzen, das Flachbild mit dem Rundbilde. In seiner halben Plastik ist es unplastisch genug, um sich der Weichheit des farbigen Porträts zu nähern, und doch wieder plastisch genug, um die strenge Rundung der Büste mehr als anzudeuten. Diese Darstellung von Porträt, Büste und Reliefporträt in der bildenden Kunst findet eine Art von correspondirendem Gegenbild in der andern Kunst des Porträtirens, in der durch das Wort: dem farbigen Bildniß entspricht hier in gewissem Sinne jene rein belletristisch geartete, oft novellistisch gefärbte Studie über einen Einzelcharakter, wie namentlich die heutige bessere Journalistik sie nicht selten zeitigt; die in großer Linie modellirte Büste findet annähernd ihr literarisches Pendant in der vornehm gelehrten, biographisch-psychologischen Monographie, der unserer Zeit eine nahezu classische Pflege angedeihen läßt. Zwischen beide aber, bald dieser, bald jener Grenze näher und der Stellung des Reliefporträts in der bildenden Kunst nicht unähnlich, schiebt sich der moderne literarhistorisch-kritische Essay ein, der einerseits, ohne die künstlerische Form des belletristischen Charakterporträts erreichen zu wollen, doch dessen farbige Frische nicht entbehren möchte, und andererseits unter Verzichtleistung auf den vollen akademischen Apparat doch der Strenge und des Ernstes der wissenschaftlichen Monographie sich nicht ganz entschlagen darf. In diese Mitte nun zwischen zwei gleich achtbaren Spielarten einer und derselben literarischen Gattung glaube ich meine hier zuerst gesammelten Dichterporträts rubricieren zu sollen ... sie mögen durch das Gleichmaß und den Einklang von Frische und Strenge in dem obigen Sinne ihren Anspruch auf die Bezeichnung „Literarische Reliefs" einigermaßen legitimiren.

Dieser feinsinnige Vergleich gibt zugleich einen kleinen Vorgeschmack von der Durchführung im großen und ganzen, vom Plan des Buchs und seinem Stil. Dasselbe gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen der kritischen Literatur der letzten Jahre, es ist ebenso geistreich wie gehaltvoll. Der Verfasser behandelt darin: Fürst Pückler, Wilibald Alexis, Adolf Böttger, Moritz Hartmann, Fritz Reuter, H. Lingg als Lyriker, G. Kinkel, Robert Hamerling, Gottfried Keller als Lyriker, Emanuel Geibel, J. L. Runeberg. Wie man sieht, eine recht bunte Gesellschaft, und daß sie ein wenig zusammengewürfelt ist, ist auch der einzige Vorwurf, den man dem Verfasser machen könnte. Wie kommt der Romanschriftsteller Wilibald Alexis unter die Lyriker und Epiker, wie das schwächliche Halbtalent des schon beinahe vergessenen Adolf Böttger unter jene bedeutenden Sänger, wie der Finne Runeberg unter die übrigen, ausschließlich Deutschland angehörigen Dichter? Vielleicht läßt der Verfasser bei der Zusammenstellung des nächsten Bandes, den wir recht bald erwarten, ein wenig mehr System walten. Von diesem kleinen Monitum abgesehen, gestehen wir gern, durch das Buch vielfache Anregung und Belehrung empfangen zu haben. Es ist mit außerordentlicher Frische und Lebendigkeit und wahrhaft poetischem Auffassen der wesentlichen Charaktereigenthümlichkeiten der verschiedenen Dichterköpfe geschrieben. Am gelungensten scheint uns das geistige Porträt Fritz Reuter's herausgearbeitet zu sein. Auch der Essay über Hamerling ist ein Meisterwerk künstlerischen Mitempfindens und feinsinnigen Eindringens in die Schönheiten der Werke dieses österreichischen Dichters. Dagegen hätte dem Geibel-Nekrolog eine kleine Ueberarbeitung nicht geschadet; in seiner vorliegenden Gestalt macht er mehr den Eindruck einer Momentphotographie oder einer Todtenmaske in Gips als den eines Reliefporträts.

Wir empfehlen allen denen, welche sich für deutsche Literatur interessiren, das Buch auf das wärmste, besonders solchen, welche noch immer an der alten, zopfigen Ansicht festhalten, daß die deutsche Literatur seit Heine's Tode nichts von Bedeutung hervorgebracht, sondern nur noch schwächliche Epigonen aufzuweisen habe.

Daß mit der Veröffentlichung der „Vermischten Aufsätze" von J. S. Turgenjew (Nr. 3) den Verehrern des großen russischen Dichters ein besonderer Dienst geleistet worden, kann man nicht gerade behaupten. Turgenjew ist nur groß und unübertrefflich, wo er als Erzähler auftritt; als Kritiker und Essayist wird er von gar manchem Deutschen und Franzosen übertroffen. Das hat der bedeutende Mann, wie eine in Zabel's Einleitung mitgetheilte Anekdote beweist, in weiser Selbsterkenntniß wohl empfunden. Von seinen Essays ist, soweit sie mir bekannt sind, nur einer, der über „Hamlet" und „Don Quixote", der Träger neuer, von andern noch nicht ausgesprochener Gedanken, und gerade diesen vermissen wir in der vorliegenden Sammlung. Der Aufsatz über Goethe's „Faust", 1845 geschrieben, kann uns heute wesentlich Neues nicht mehr sagen, ebenso wenig die Rede über Puschkin. Daß Turgenjew sich in diesen Arbeiten auch als Meister des klaren, gedankenreichen Stils zeigt, bedarf wol nicht erst der Erwähnung. Sonst enthält die vorliegende Sammlung noch einige Kritiken, Nachrufe, Berichte über die pergamenischen Aus-

grabungen, den Nachtigallensang, Turgenjew's Jagdhaus und die Schilderung einer Feuersbrunst auf dem Meere: kleine Aufsätze, die nur den Werth haben, das geistige Porträt des Dichters zu vervollständigen. Wir werden um ihretwillen den Mann und Dichter nicht mehr und nicht weniger lieben, als wenn wir keine Kenntniß derselben hätten. Wir möchten gleich bei dieser Gelegenheit (doch ohne auf die vorliegende Sammlung Bezug zu nehmen) Verwahrung dagegen einlegen, daß man das heutzutage so beliebte Verfahren der Waschzettelveröffentlichung, wie man es namentlich mit Heine's Nachlaß betrieben, auch bezüglich Turgenjew's anwende. Gegen solches Vorgehen hätte der Dichter gewiß selbst am lebhaftesten protestirt. Allerdings sollen sich, wie verlautet, in Turgenjew's Nachlaß eine Anzahl Erzählungen im Stil derer des „Tagebuch eines Jägers" befinden, allein es würde eine sorgfältige Prüfung des Kunstwerthes derselben durch literarisch gebildete Männer vor ihrer Veröffentlichung dringend anzurathen sein.

Die Verdeutschung des vorliegenden Buchs ist übrigens, soweit ich es beurtheilen kann, nicht fehlerlos. So ist ein Aufsatz überschrieben: „Vorwort zu Auerbach's Roman: «Das Wirthshaus am Rhein»", und in demselben Aufsatz ist von einer Erzählung Auerbach's: „Die Frau des Professors", die Rede. Jemand, der es unternimmt, Turgenjew ins Deutsche zu übertragen, sollte doch wissen, wie die Originaltitel der Auerbach'schen Erzählungen lauten.

Konrad Alberti.

Romane.

1. Der namenlose Schatten. Eine Familiengeschichte von Agnes Giberne. Autorisirte Uebersetzung von Marie Morgenstern. Hannover, Weichelt. 1885. 8. 4 M.

„Der namenlose Schatten" liegt auf der Familie des Kapitäns Aubrey, welche ruhelos umherziehen muß und nirgends dauernden Wohnsitz findet. Sie wird überall mit Freuden aufgenommen, mit Freundschaft überhäuft, zum Mittelpunkt der Geselligkeit gemacht, denn wenige Familien gibt es, die mehr liebenswürdige Eigenschaften besitzen als diejenige des Kapitäns, eines schönen, eleganten Mannes, welcher hervorragendes Verständniß für Kunst mit vielseitiger Bildung und den angenehmen Umgangsformen der guten Gesellschaft verbindet. Herzgewinnend ist seine Frau, taktvoll und mild, echt weiblich im Lieben und Dulden; aber über ihre Heiterkeit ist ein Schatten gebreitet, für den niemand einen Namen hat und den selbst der Anblick ihres ehrenhaften, edeln Sohnes und ihrer beiden schönen Töchter nicht verscheuchen kann. Beatrix und Raimonda ergänzen sich: Beta mit ihren blauen Himmelsaugen und ihrem raphaelischen Engelsgesicht gehört zu den „edeln Naturen", welche „zahlen mit dem, was sie sind", und welche extra deshalb in die Welt gekommen, um sich von allen lieben zu lassen; Raie ist eine Schönheit anderer Art, ausgeprägter, charaktervoller, mehr ringendes Menschenkind als lichtumflossener Engel, liebend, sich opfernd, zahlend mit dem, was sie thut. Wenn zwei nebeneinander gehen, kann nur einer die breite Seite der Treppe für sich haben; das Gesetz des Trichters nennt es der Spanier. „Versprich mir, für Beta's Glück, wenn es sein muß, dein eigenes zu opfern", sagt die Mutter, und Raie verspricht es feierlich, sie findet es so natürlich, daß alle für Beta sich opfern müssen. Sie staunt fast, als sie Robert Cecil kennen lernt und als sie wahrnimmt, wie all sein Denken und Sehnen nur sie zum Ziel hat, sie, deren Herz mit dem vollen Lerchenjubel des erwachenden Frühlings ihm entgegenschlägt, deren geistige Schätze sein Blick aus den Tiefen gehoben. Da flüstert Beta: „er ist so lieb", und Raie kämpft den schweren Kampf durch, den die Erfüllung des Gelübdes ihr auferlegt hat. Sie gehört ja nicht zu denen, die nur dazu da sind, um alles anzunehmen und dafür Zahlung zu leisten blos durch die Thatsache, daß sie existiren, und daß alle Mitmenschen sich an ihrer Existenz fern oder nah erfreuen dürfen. Raie opfert ihr Lieben, zeigt sich mürrisch, unliebenswürdig gegen den Geliebten, behandelt ihn eiskalt, bis er endlich zur Schwester sich wendet. Nun aber senkt sich der Schatten auch über Beta herab. Ihr Vater ist Eustace, Bruder der Frau Aubrey; er hat lange Jahre im Zuchthause gesessen wegen Einbruch und Diebstahl. Aus Barmherzigkeit und Großmuth hat der Kapitän die Tochter des Geächteten zu sich genommen und als sein Kind erzogen; all ihre heiße Liebe zu dem edeln Bruder, an dessen Schuld sie nicht glaubt, hat Frau Aubrey auf dessen unglückliches Kind übertragen, denn sie ihr und ihrer Tochter Raie Glück zu opfern bereit ist. Ihr Glück — kann man die Familie glücklich nennen, die nirgends wenige Monate weilen kann, ohne daß alle Thüren sich ihnen schließen, Beta, der Tochter des Zuchthäuslers, und Raie, der Tochter des Ehrlosen, der von allen Leuten borgt und niemand bezahlen kann? Das ist der zweite Flügel des Schattens, der über ihnen schwebt: der elegante schöne Mann mit den feinen Manieren, der begeisterte Kunstenthusiast, für den der Staub der Erde nicht vorhanden zu sein scheint, befriedigt seine vornehmen Neigungen durch Geld, um welches er andere betrogen hat und ferner betrügt. Während die Seinigen entbehren und ihr Haupt beugen unter der Schande, wählt er mit feinem Verständniß Kunstsachen für die Vermehrung seiner Sammlung aus. Endlich erreicht auch ihn der Schatten: nicht sein Schwager, sondern er selbst war der Dieb und Einbrecher; für ihn hat Eustace der Schwester wegen einen Theil seines Lebens im Zuchthause zugebracht, den Rest in Schande. Sein Tod befreit die Familie; nach dem fernen Westen zieht mit

ihrem Mann Beta, da der Tochter des Zuchthäuslers die Heimat verschlossen ist; Raie, die Tochter des Schuldigen, zieht mit ihm auf ein einsames Landgut. Beide hoffen auf Glück, finden das Leben wieder schön, obschon die Liebe, welche ihre Wahl leitete, weder nach dem Probepfeil der zweite, richtige war, noch sonst Aehnlichkeit hatte mit jener von den Dichtern unermüdlich besungenen Leidenschaft, die in um so hellern Flammen emporlodert, je schneller sie in Asche erstirbt.

Die Verfasserin bewährt in diesem Roman eine nicht gewöhnliche Gestaltungskraft, reich genug, um trotz der großen Anzahl von Haupt- und Nebenpersonen doch jede störende Aehnlichkeit zu vermeiden. Agnes Giberne hat mit feiner Beobachtung das Leben in seinen innerlichsten Tiefen studirt und oft geistvoll wiedergegeben. Daß der Name der Verfasserin klein, derjenige der Uebersetzerin recht groß gedruckt ist, überrascht um so mehr, als die Uebersetzung auffallende Flüchtigkeiten zeigt. Wenn, um eins der ersten Beispiele herauszugreifen, S. 2 Raie die Schere auf den „Vorfinger" paßt (forefinger = Zeigefinger), so könnte man glauben, die Uebersetzerin sei eine Engländerin, welcher die deutsche Sprache nicht genügend bekannt ist; ebenso bei „wie kann sie's überall (statt: überhaupt), wenn sie verreist"; „ich halte mich fest überzeugt" u. a. Das häufig vorkommende Wort „impulsiv" ist nicht falsch, sondern gar nicht übersetzt. Vieles wiederum ist sehr fließend und gelungen geschrieben — ist es freie Uebersetzung?

Aus dem Treiben der Gesellschaft führt uns unter schlichte Fischerleute:

2. Die Fischerrosl von St. Heinrich. Lebensbild vom Starnbergersee von Maximilian Schmidt. München, Callwey. 1885. 8. 2 M.

Ein sehr stimmungsvolles Lebensbild, künstlerisch aufgefaßt und künstlerisch wiedergegeben. Mittelpunkt ist des alten knorrigen Fischerpauli von St. Heinrich Enkelin, Fischerrosl genannt, an Kraft und Gesundheit, an Heiterkeit und Schönheit alle überragend. Märchenhaft schön sind ihre Augen, blau wie der Duft der fernen Berge, aber sonst ist nichts Märchenhaftes an ihr; sie ist keine Salonfischerin, so goldgelb auch die dicken Zöpfe sind, so rein der Schnitt ihres Gesichts und so prächtig die Figur; die weite Zwilchhose ist ihr Arbeitskleid, ihre Arme sind kräftig wie die eines Fischerknechts, braun von der Arbeit sind die Hände. „'S gibt ja nix Schöners, als seim G'schäft so mit Leib und Seel anz'ghörn; da verdrießt eam koa Arbet von der Frnah bis auf d' Nacht, und mei Oedl sagt anemal: je mehr Arbet, je mehr Ehr'." Aber das Singen schadet beim Rudern nicht; prächtig hell ist ihre Stimme, jodeln kann sie wie keine andere, ihr Juchzer schmettert weit über Wasser und Land. Nur beim Fischfang muß alles still sein, sonst wird der mächtige Waller verscheucht und der wuchtig herabgestoßene Fünfzack bohrt sich in den Grund. Zu seinem Schaden wußte das der schmucke Jäger Castl, des alten Posthaus Sohn, nicht, als er die Fischerrosl zum ersten mal sah. Es war ein Abend, der keine Alltagsstimmung aufkommen ließ; die üppigen Wasserrosen, gewiegt von der klaren Flut, das hellgrüne Schilf, der dunkle Forst, darüber das blauduftige Gebirg mit seinen weißen Firnen; alles war übergossen und verklärt von Sonnengold und geheimnißvoll still. Es fehlt nur die Fee, die dies Stück Paradies bewohnt. Dort aber, zwischen dem Schilf über das hohe Seegras empor ragt ein Zauberbild, wie aus Nordlands Sagenkreis geboren. Goldgelbes Haar wallt überreich über Hals und Rücken, untermischt mit Seerosen, die aus dem Kranz, der die Stirn schmückt, malerisch an grünen Stengeln niederfallen. Den kräftigen, schön gerundeten Arm hatte sie erhoben, ihre Hand hielt den schweren Ger zum Wurf in die Tiefe bereit, in die sie unbeweglich wie eine Statue hinabblickte, sodaß von ihrem Gesicht nur das herrliche Profil sichtbar war. Des Jägers Hund bellt, der Waller eilt in die Tiefe, der Fünfzack verfehlt ihn. „Höllseiten!" schrie die Fischerin erzürnt, „wer hat mir dös antho'?" Castl hatte sie schon vor Jahren gesehen, ehe er zum Militär ging, und seinem Vater, dem Postknecht, hatte sie das Leben gerettet, als er vor die Räder seines Wagens gefallen war, aber es war ihm doch, als habe er sie jetzt zum ersten mal gesehen. Heimführen möchte er sie, aber sie ist reich, er wagt nicht zu sprechen; erst als er fürstlicher Oberjäger geworden, gibt ihm die neue Uniform den Muth, um sie zu werben; aber ein Misverständniß hält ihn wieder ab, und ein anderes Misverständniß — der Fischerpauli und seine Enkelin suchen Castl's Mutter auf, weil sie ihn für ertrunken hielten — führt sie zusammen. Auf den „langen Uniformsrock", über den der Fischerpauli gutmüthig spottet, hatte Castl umsonst seine Hoffnungen gesetzt; durch einen Fall ins Wasser ward der schöne Rock durchnäßt, und als die Rosl ihrem Castl an die Brust sinkt, hat er nur seine alte Joppe an. Die behält er auch, gibt den Dienst auf, bleibt daheim. Die Fischerrosl mit ihrem tiefen Fühlen und klaren Denken und braven Handeln hat zu viel Innerlichkeit, um nicht auch von ihrem Schatz nur dasjenige zu verlangen, was durch eine bunte Schale nichts gewinnen kann.

Von den Nebenfiguren ist unter andern recht gelungen der alte Zacheriesl, der tief unglücklich ist über seinen Sohn, den Toni, den Faullenzer, Trunkenbold und Thunichtgut. Als aber Toni, um der Fischerrosl Liebe und Achtung zu gewinnen, sich ermannt, keinen Tropfen mehr trinkt und rechtschaffen arbeitet, da freut sich der Alte so unbändig, daß er vor Freuden sich den ersten Rausch antrinkt. Wie das nur so plötzlich kam? Er hatte doch gar nichts gemerkt, bis es zu spät war. Der erste war's, aber nicht der letzte, und jetzt mußte Toni der Mutter beistehen, daß der alte Vater vor dem bewahrt wurde, was er früher am Sohn beklagt hatte.

Manche Landschaftsbilder sind recht gelungen. Aus allen Theilen dieses Lebensbildes strömt dem Leser reine Seeluft und Waldesduft mit wohlthuender Frische entgegen.

Während hier in sich abgeschlossene Kreise ein harmonisches Gesammtbild gewähren, wird uns in dem folgenden Werk der Contrast der Natur mit dem von ihr abgewandten Leben vorgeführt:

3. Lichter und Schatten. Novellen von Konrad Telmann. Dritte Folge. Zwei Bände. Hannover, Weichelt. 1883—85. 8. 4 M.

„Campanula." Dem blühenden Leben entfremdet, in das Studium des ergrauten Alterthums vertieft, sitzt der noch junge Gelehrte in seinem gegen Blütenduft und Sonnenschein, aber nicht gegen den lebenslustigen Bruder, den Oberförster Heinz, abgesperrten Studirzimmer. Faust läßt sich von dem wilden Mephisto in dessen Reich, den Wald, entführen; auf dem Rückweg — er empfindet den Zauber dieses Reichs, er sucht seine Lieblingsblume, die blaue Glockenblume Campanula — findet er sein Gretchen. Nicht aus der Kirche kommt sie, sie weilt im Waldesdome. Still ist es in der Runde. Wie Säulen streben die schlanken Baumstämme aufwärts, um oben mit dem golddurchschimmerten Grün ihrer Bogen und Wölbungen das gewaltige Kuppeldach des Firmaments zu tragen, das sich in unendlicher Bläue darüber breitet. Der Wind schlummert; nur hin und wieder geht ein leises Wehen durch die Wipfel der alten Riesen und rührt mit seinem Geisterhauch ihre geheimnißvollen Stimmen auf. Rings dämmerige Schattenkühle. „Der liebe Gott geht durch den Wald." Dort sitzt sie auf dem Baumstamm die holde Menschenblume Campanula mit ihren hellgoldenen Flechten und ihren tiefblauen Augen und dem vollen Liebeszauber knospender Jugend. Neben ihr pickt die kluge Meise, zu ihren Füßen spielt die schimmernde Lacerte, in ihr Anschauen versunken steht der aus dem Traum des Alterthums erwachende Gelehrte. Er geht, aber die Erinnerung geht mit ihm; er versenkt sich in seine Studien, aber unter den Säulen des Hellenentempels, dort, wo der Göttervater seine Aegis geschwungen, sieht er ein junges liebreizendes Kind sitzen mit langen lichtblonden Zöpfen, eine blaue Campanula in der Hand. Und Monate sind vergangen, da harrt auf dem Platz, auf dem Hellmuth sie gesehen, sein Bruder Heinz. Ein leichter Fuß gleitet über das Moos, sie blicken sich an, tief, ernst, zum letzten mal. „Wie hat das alles kommen können, Else?" Sie schüttelt den Kopf. „Frage lieber, warum hat es kommen müssen?" entgegnet sie klanglos. „Du kamst und fragtest mich, ob ich eines andern Weib sein wolle, und sprachst mir von deinem eigenen Herzen nichts. Ich wartete auf einen einzigen leisesten Ton, der mir verrathen sollte, du empfändest für mich, was ich so tausendmal aus deiner Stimme gehört, von deinen Augen gelesen — aber es blieb alles still, und der Trotz und der jähe wilde Schmerz kamen über mich, und ich sprach das Todesurtheil über unsere Liebe. Mußte das sein? Ich habe die ganze Nacht danach gefragt, aber ich finde keine Antwort, keine, die mir das Blut ruhiger durch die Adern fließen ließe — keine!" — „Durfte ich denn sprechen?" erwiderte traurig Heinz, „sollte ich das Vertrauen, das mein Bruder in mich setzte, dem ich alles verdanke, hintergehen? Konnte ich verrathen, daß ein «Ja» für ihn der todbringende Dochstoß für mein eigenes Glück war, da er doch in so voller, freudiger Zuversicht sein Lebensglück in meine Hände gelegt hatte? Wir rechneten beide falsch, Else; du täuschtest dich, wie ich mich täuschte, und wir lernten einander fremd werden. Dann ließ uns der Zufall, der so oft blind waltend in der Menschen Schicksale eingreift, die Wahrheit erkennen, und nun — nun ist es zu spät, viel zu spät. Wir halten einander bei den Händen, nicht um beieinander zu bleiben, sondern um voneinander zu gehen — für immer." Sie scheiden. Die Hochwaldsstille lag wieder über den Wipfeln. Ein welkes Blatt taumelt vom Zweige nieder, scheint eine Zeit lang nach einem Halt zu suchen und fällt dann lautlos in das weiche Laub, das seit Jahren am Boden aufgeschichtet liegt. Es war ein Traum, der Traum eines Herzens, das im Walde aufgewacht war zur Liebe, der Traum Hellmuth's. Was will der Gelehrte, der jahrelang unter griechischen Ruinen geweilt, im grünen Wald? Das ist seines Bruders Domäne, des frischen Jägers, dem alle Herzen entgegenschlagen. Er hat schon so viel für den Bruder gethan, er darf vor dem letzten Opfer nicht zurückbeben. Ein Opfer ist es ja gar nicht, er hat Elsens Herz nicht besessen. Unsere Zeit verlangt Specialisten; wer die alten Schriftsteller studirt, darf nicht daneben für die blaue Campanula schwärmen. Der Professor reist nach Italien und Griechenland, und nach Jahren schreibt er: „Die Welt ist doch noch werth, daß man in ihr lebt, auch wenn die Träume des irrenden Herzens in Nebel zerrannen. Ich weiß es, und so grüße ich dich und grüße Else und grüße die Heimath!" „Campanula", an desselben Verfassers Novelle „Bis zum Tode" erinnernd, ist das beste Stück der vorliegenden Sammlung.

Zurück zu den Schatten, welche des Sonnenlichts der Natur und noch mehr des Kerzenglanzes der Gesellschaft spotten, führt uns:

4. Die Schule des Lebens. Drei Novellen von Victor von Strauß. Heidelberg, C. Winter. 1885. 8. 6 M.

„Die Schuld." Mit dem Recht des Dichters, der Welt, wie sie ist, die Welt, wie sie sein sollte, vorzuhalten, läßt der Autor den Rittmeister von Feldrichshausen sich mit dem ganz armen Fräulein von Eibisch verloben. In das sonnige Liebesglück der Verlobten wirft die Romantik ihr geheimnißvolles Dunkel: der Rittmeister hat einen Vater, aber wo derselbe lebt, das darf er auch der Braut nicht sagen. Er wohnt ganz in der Nähe; um völlig zurückgezogen, allen verborgen zu leben, hat er ein kleines Städtchen gewählt: eine poetische Licenz, welche von dem rührenden Bedürfniß der Kleinstädter nichts weiß, um den Nächsten sich mehr zu kümmern als um sich selbst. In die Einsamkeit hat er sich verbannt, um eine Schuld zu sühnen. Vor Jahren, als er noch ohne Vermögen und oft in Geldverlegenheit war, hatte er sich an seinen kinderlosen Vetter, den Ma-

joratsherrn, mit der Bitte um Hülfe gewandt, war aber unfreundlich zurückgewiesen und schließlich nicht mehr vorgelassen worden. Das erbittert ihn derartig, daß er sich so weit vergißt, dem Bedienten des Vetters mitzutheilen, er werde letztern fordern oder niederschießen; vorher hat er sich betrunken. Der Diener erklärt, er könne seinen Herrn sehr leicht aus der Welt schaffen. Auf Befragen, wieviel er geben wolle, erbietet sich Werner zu zehntausend Thaler. Am folgenden Morgen wird er vorgeladen: der Vetter hat sich erschossen, er ist Majoratsherr geworden. An Selbstmord ist gar nicht zu zweifeln, wird ihm versichert. Dann kommt aber der Diener und verlangt seine Belohnung. Werner hat bisjetzt nichts auf dem Gewissen als ein in unzurechnungsfähigem Zustande gegebenes Versprechen. Hat der Vetter sich nicht, wie das Gericht versichert, selbst erschossen? Ist es glaublich, daß der Diener durch die Zusage eines Betrunkenen sich zum Morde bewegen ließ? Diese und ähnliche Fragen legt sich Werner gar nicht vor; er zahlt, begibt sich natürlich durch diese erste Zahlung in die Gewalt des Elenden und muß zahlen, so oft und so viel der andere will. Frau und Töchter sterben, er mag von dem durch ein Verbrechen erkauften Genuß der Erbschaft nichts haben, tritt das Majorat an den Sohn ab und lebt in entsagender Einsamkeit. Als er dem aus Amerika zurückgekehrten Diener Preßhut nichts mehr geben kann, wendet sich dieser an den Rittmeister, der den Entschluß faßt, zu zahlen, gleichzeitig aber seinen Abschied zu nehmen, seine Verlobung aufzulösen und sich am amerikanischen Bürgerkrieg zu betheiligen. Bevor er diesen Entschluß ausführt, erhält er ein von dem Diener zu dessen eventueller Rechtfertigung unterschlagenes Tagebuch des Vetters, worin dieser seine Absicht, sich zu tödten, in bestimmtester Form ausspricht. Dieses Tagebuch rettet ihn und seinen Vater, als dessen Schuld nur die Worte eines Schwerbetrunkenen zurückbleiben.

„Renata" erzählt die Geschichte eines armen Fräuleins aus adelicher Familie, das unter bürgerlichem Namen eine Stelle als Erzieherin annimmt; der Bruder ihres Zöglings lernt sie lieben und überwindet auch schließlich die Abneigung der Mutter; nach deren Einwilligung wird die Ebenbürtigkeit der jungen Dame festgestellt, und diese schließt mit dem Selbstbekenntniß: „Was ist der Stolz auf ruhmwürdige Vorfahren, auf Rang, auf Besitz, auf eigene Thaten gegen den viel schlimmern Stolz auf das eigene Selbst! Und der — nun erst erkenne ich es — der war es, der mir den Mund verschloß. In heimlicher Selbstüberhebung wollte ich allein um dieses Selbst willen von Bodo geliebt, von seiner Mutter als Tochter aufgenommen sein, und darum schwieg ich. Noch mehr, ich hielt dieses Schweigen für edel und lobenswerth." Durch die ganze Novelle zieht sich eine feurige Vertretung des Rechts der Liebe auf Beseitigung aller entgegenstehenden Bedenken und Hindernisse, obwol es, wie der Autor zugibt, „nichts Eigensinnigeres und Paradoxeres gibt als die Liebe". Daß ein Proletarier, obwol übel beleumundet, seine Tochter nicht einem kesselflickenden Zigeuner zur Frau geben will, weil er meint, „alle Zigeuner sind Diebe", empört den Autor, der solche Anschauung für Wahnsinn hält und die Entdeckung bisjetzt noch nicht gemacht hat, daß der Mensch nicht nur das Resultat seiner Genesis, sondern auch seiner gesammten Vergangenheit, aller Einflüsse, die auf ihn gewirkt haben, aller Eindrücke, die er empfangen hat, vor allem aber das Resultat seiner Kinderstube ist.

„Das Glück". Einem Arbeiter, der sich vergebens nach Geld gesehnt, die Reichen beneidet und verurtheilt hat, wird in der Lotterie das große Los zutheil. Sofort ändert sich sein Standpunkt, er nennt seine socialdemokratischen Anschauungen überwundene unreife Träumereien, bricht das Verlöbniß mit einem armen Mädchen und sucht sich mit Hülfe eines Agenten, der ihn ausplündert, in höhere Kreise einzuschmuggeln. Die beständig von ihm geforderte Verleugnung seiner Natur und seiner Gewohnheit wird ihm aber bald unerträglich; er kann sich nicht Glück, nicht einmal Wohlbefinden mit seinem Gelde erkaufen, verliert es rasch und kehrt ohne Schmerz, aber in seinen Anschauungen geläutert, zur Armuth, Arbeit und zu der treu gebliebenen Braut zurück, an deren Seite er in Pflichterfüllung das Glück sucht, welches er durch Geld sich nicht verschaffen konnte.

Es finden sich in den drei Novellen von Victor von Strauß geistreiche Bemerkungen und Gedanken, die aus reicher und tiefer Lebenserfahrung hervorgingen.

Nicht mindere Anerkennung trotz mancher Einzelheiten, die vielleicht nicht jedem sympathisch sind, verdient:

5. Lora. Roman von Ursula Zöge von Manteuffel. Leipzig, Böhme. 1885. 8. 4 M.

Polykrates warf seinen Ring ins Meer, weil die Sterblichen unaufhörliches Glück nicht vertragen — hieran hat die Verfasserin des vorliegenden interessanten Romans nicht gedacht. Hubert Styffberg ist ein Heros, dem alles glückt, namentlich die Herrschaft über sich selbst, sodaß er nur wünscht, was er erreichen kann, genug für einen, dessen Macht eine so ausgedehnte ist: Thier und Menschen beugen sich dem „Löwenbändiger", dem hochragenden, erzgegossenen Mann, der jedem Widerstand gegenüber nur sein gutmüthig überlegenes Lächeln hat; alle Frauen lieben und bewundern ihn, die Unnahbarsten heirathen ihn, sobald er nur will, und küssen ihm demüthig die Hand, sobald sie seine Frauen sind, die erste wie die zweite. Seine zweite ist Lora, die Titularheldin, denn sie ist eigentlich doch nur geschaffen, um dadurch, daß sie gebändigt wird, die Kraft ihres Bändigers zu erweisen. Als sie endlich nicht mehr verbergen kann, wie sehr sie ihn liebt — er weiß es natürlich viel früher als sie —, macht er sich das Vergnügen, noch eine Zeit lang mit ihr zu spielen, sie in den Glauben zu versetzen, er wolle eine andere heirathen; ein grausames Spiel nennt es, allerdings ohne es zu tadeln, selbst die für ihren Helden ersichtlich sehr eingenommene Verfasserin. Lora weint bitterlich, er läßt sie „eine Zeit gewähren", dann sagt er plötzlich: „Lora, komm

zu mir!" Natürlich stürzt sie sofort an seine Seite, er legt den Arm um sein erobertes Besitzthum und lächelt „in siegreichem Triumph". So benimmt sich kein Mann von Herz, so lächelt in solchem Augenblick nur ein Geck. Die „Bändigung" war allerdings eine besondere Leistung; denn Lora, in verarmten Verhältnissen aufgewachsen, dann als Erbin ihres Großvaters sehr reich geworden, besaß viel Eigenwillen und Neigung zu männlicher Selbständigkeit. Sie war begeistert für Frauenemancipation, kümmerte sich nicht um gesellschaftliche Gesetze, rauchte Cigarren, ließ die Reitpeitsche nicht aus der Hand und trug ein Phantasiecostüm, uniformartige blaue Blouse mit rothem Kragen und rothen Aufschlägen. Diese Blouse — war es eine Erinnerung an den Dragoner, den Lora einst geliebt? — hätte die Verfasserin ihr erlassen können. So den Männern trotzend, stolz auf die eigene, nicht zu brechende Willenskraft findet sie der „löwenbändigende" Vormund. Prüfend blickt er sie an, ruhig spricht er die Worte „Gesetz", „muß", „beugen" vor ihr aus. „Er sah, daß seine Worte grausam waren wie Schlingen, in denen man ein wildes, freiheitsdurstiges Thier, das noch nie eine Beschränkung seines Willens kannte, einfängt. Sie begann zu zittern, während sie ihn starr anblickte. Dann kam eine wilde Angst über sie, er sah, wie sich die kleine Hand krampfhaft schloß und das Blut aus der Wange wich." ... „Die Sache fängt gut an", dachte er, „das nenne ich ein lebendes Geschöpf, Leben in jeder Fiber, aber werden wir mit ihr fertig werden?" Eine harte Arbeit lag vor ihm, und doch sah er zufrieden und behaglich aus, als handle es sich um eine Lieblingsarbeit. Das erinnert doch allzu sehr an die Manège. Lora ist mit warmen Farben geschildert, trotz Dragonerblouse und Frauenemancipation eine Erscheinung, für die man sich interessiren kann; sie „militärfromm" machen zu sehen, berührt peinlich. Der Verfasser muß nie sein Ideal verwirklichen wollen, die Objectivität des Schaffens leidet darunter und das Resultat entspricht selten der Absicht. Uebrigens hat die Verfasserin ganz entschiedenes Talent, weiß spannend zu erzählen und sehr anschaulich zu schildern.

Während die bisher besprochenen Romane die Gegenwart und die Nähe behandeln, ist der folgende der Geschichte eines Volks entnommen, welches von classischen Erinnerungen umstrahlt ist:

6. Agape. Altgriechische Novellen von Johannes Flach. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 3 M.

Daß der historische Roman und die historische Novelle das Interesse der Leser in ungleich höherm Maße in Anspruch nimmt als die Erzeugnisse der Phantasie, beruht auf bekannten psychologischen Gesetzen. Fast alle bekannten Völker, fast alle Zeitalter haben ihre Vorrathskammer von Stoffen, Sitten, Trachten und Decorationen hergeben müssen, damit der Schriftsteller daraus wähle, was für den wechselnden Geschmack des Publikums zur Zeit passend erscheint. Der historische Staub wird sorgfältig abgestreift, Verblichenes aufgefrischt, Formen und Farben dem Geschmack der Zeit angepaßt, fehlende Stücke werden ergänzt. Reichen die vorhandenen Antiquitäten nicht aus oder ist ihre Erwerbung zu kostspielig (die Zeit des Studiums ist Geld), so weiß man auszuhelfen; die Zahl der Liebhaber ist groß, die Zahl der Kenner verschwindend gering. Selten nur wird ein Specialist vor ein solches Gebilde treten und mit kritischem Auge die Züge der Klio prüfen; geschieht es aber dennoch und entdeckt er unter der Maske derselben das verführerische Antlitz der Maja und ihre Flügelspitzen unter dem schweren Gewand, so wird er seine kritischen Bedenken verschweigen, wenn er noch Empfänglichkeit besitzt für den Blick der Maja. Oft freilich fehlt die Göttin, die nach historischem Schnitt gefertigten Gewänder sind über Gliederpuppen geworfen, die nach den Regeln der Kunst am spannenden Draht sich bewegen; ihr Publikum finden auch sie, bisweilen das größte, besonders wenn sie unter zeitgemäßer Firma auftreten. Zeitgemäß ist die altgriechische Geschichte, in welche die vorliegende Novellensammlung uns einführt, jedenfalls nicht. „Kalliste", eine lesbische, „Eurypyle", eine samische, „Telesilla", eine dorische, „Berenike", eine syrische, „Stratonike", eine Novelle aus der Diadochenzeit, führen uns Bilder vor, deren historisches und ethnographisches Colorit durch die Feinheit seiner Nuancen gewiß den Kenner entzücken, schwerlich aber vom Laien in der Treue seiner Wiedergabe gewürdigt werden kann. Kalliste ist durch das Los zum Opfer der Götter bestimmt, um Trockenheit zu beseitigen. Aus den Fluten, in welche der Priester sie schleudert, rettet sie Makarios und bringt sie nach Arisbe. Während die Bewohner ihrer Vaterstadt, welche das Opfer zurückholen wollen, die obere Stadt verwüsten, verschlingt Erdbeben und Sturmflut die untere, mit ihr Kalliste und Makarios. Eurypyle, eine blonde Schönheit, geliebt und verlassen von ihm, der „stand auf seines Daches Zinnen", läßt Polykrates durch den persischen Satrapen Orötes nach Magnesia locken und dort tödten. „Ist das wahr, Eirene?" sagt Anakreon zu des Fürsten Tochter, „wiederhole es mir noch einmal, daß ich die süßen Worte nimmer aus meinem Gedächtniß verliere! Ja, dann bin ich das glücklichste der Geschöpfe, die des Prometheus kundige Hand geschaffen, und mit leichtern Schwingen fliegt meine Seele zu den Höhen des Olympos empor, getragen von deiner Liebe, mein liebes Mädchen!" Sowie die Könige früher häufiger das Diadem getragen haben als jetzt die Krone, so haben vielleicht auch die Dichter in alter Zeit häufiger sich der Verse bedient, um an ihren hohen Beruf zu erinnern, und in diesem Falle mußte die Qualität unter der Quantität leiden. Auch in der Novelle „Telesilla", deren Heldin die Ehre geopfert, um ihr Vaterland zu retten, und dann sich den Tod gegeben hat, bricht Euxenidas am Leichnam seiner Gattin, von mächtigem oratorischen Bedürfniß ergriffen, in die Worte aus: „O Telesilla, warum hast du mir das gethan? Konntest du nicht am Leben bleiben, mein geliebtes Weib? Nun läßt du mich allein zurück, daß ich die öden Stunden meines

traurigen Lebens ohne dich zubringen muß in Schmerz und Verzweiflung! Wie konntest du fürchten, daß ich dir einen Makel nachrechnen würde, den deiner Reinheit widerwärtige Bosheit und Gemeinheit zugefügt haben? Durch deinen Tod habe ich das Beste verloren, was ich in dieser Welt hatte, und nun bin ich nichts! Weh mir! Weh mir! Ihr Götter, womit hatte ich dies harte Schicksal verdient? Oder waret ihr von Neid erfüllt, da ihr unser Erdenglück saht, so rein, so ungetrübt?" Diese und ähnliche Declamationen wirken störend auf den Leser, der nicht daran gewöhnt ist, daß wirklicher Schmerz sich in derartigen Sätzen Luft macht. Berenike, ägyptische Prinzessin, Gattin des Syrerkönigs Antiochos II., wird nach dessen Tode von Laodike, des Antiochos erster, verstoßener und dann zurückgerufener Frau entthront und von Selenkos, ihrem Stiefsohn, ermordet. Eine Fortsetzung davon ist die Geschichte der Stratonike, des Selenkos Tante, welche den Neffen heirathen will, seine Geliebte tödtet, von ihm zurückgewiesen und ermordet wird.

Weniger Studien erforderte, ohne deshalb weniger Unterhaltung zu gewähren:

7. Im Sonnenschein. Roman von Ludwig Habicht. Drei Bände. Breslau, Schottländer. 1885. 8. 12 M.

Die alte Fürstin Zani hat die Tochter ihres verstorbenen Sohnes, Sigismonda, aus England zu sich nach Venedig kommen lassen. Die Enkelin ist ihre einzige Erbin; von Toni, dem Sohne ihrer Tochter, welche mit einem musicirenden Taugenichts durchgegangen ist, will sie nichts wissen. Als herauskommt, daß Sigismonda ein von einer Wärterin untergeschobenes Bettelkind ist, versöhnt sich die Fürstin mit ihrem Enkel Toni und gibt die Einwilligung zu dessen Verheirathung mit Sigismonda, die schließlich zwar ein untergeschobenes, aber nicht eines Bettlers, sondern eines Lords Kind ist. Die Handlung, mannichfaltig durch die Zahl und Gruppirung der Personen, entwickelt sich spannend, der Autor hat sich mit den Gesetzen des Aufbaues und der Gliederung bekannt gemacht. Fleiß ist halbes Genie. Seine überall hervortretende Neigung aber, nicht zueinander Passendes zusammenzustellen, beeinträchtigt oft die Wirkung; daß die Comteß Cicogna dem Livréebedienten, der soeben die Stiefeln ihres Vaters geputzt hat, in die Arme sinkt, macht im Roman keinen bessern Eindruck als im Gemälde, und wenn der Autor nur Paare sich heirathen läßt, die nach Stellung, Anschauung, Gewohnheit, Lebensform und Umgangskreis verschiedenen Welten angehören, so ist es ja für den Schriftsteller nicht schwierig, solche Ehen zu schließen, etwas schwieriger aber für die Betreffenden, in derartigen Ehen zu leben, die bereits in „Une chaumière et son coeur" mustergültig abgethan sind. Die Fortschritte des Autors sind unverkennbar; über das Niveau der Unterhaltungsliteratur erhebt sich zwar auch der vorliegende Roman nicht, aber auf diesem Gebiete erfüllt er seinen Zweck. Die Schilderungen der Oertlichkeit sind ersichtlich aus eigener Anschauung hervorgegangen, minder glücklich ist die Schilderung der Personen; es ist doch schwer, wenn man auch fürstliche Paläste besichtigt hat, die fürstlichen Bewohner zu ergänzen, ohne deren Redeweise und Sitte zu kennen.

Ein „Allerlei" möge den Cyklus der Besprechungen beschließen:

8. Aus lichten Stunden. Erzählungen und Skizzen von L. von Döring. Hagen, Risel u. Comp. 1884. 8. 2 M.

Recht hübsch ist die Zueignung „An meine jungen Freundinnen":

Das Glück ist da;
In jedem Menschenherzen
Ruht es oft dunkel;
Doch von dem Geist der Liebe oder Dichtung leis berührt,
Wird es zu einem Stern in unserer Brust,
Der uns das Leben zeigt im Glanze der Verklärung.

Die Absicht, „zu zeigen, wie Kampf und Trübsal dieses Lebens im Geiste der Dichtung ihre Lösung finden", ist besser gemeint als durchgeführt. Unbedeutende kleine Erzählungen, aber zum Theil recht ansprechend, vielleicht mehr für Feuilletons als für ein Buch geeignet, immerhin aber besser als viele Bücher, die gedruckt werden. „Eine Frühlingsnacht in Venedig" hätte wegbleiben können; um das zu schreiben, braucht man nicht einmal in Venedig gewesen zu sein.

Freiherr K. von Richthofen.

Nippsachen vom Büchertisch.

Auf dem Gebiete der humoristischen Literatur ist selbst in den Hundstagen Nachfrage und nicht blos Angebot. Wenn die Production stockt, kann man die Todten ausgraben — Beispiel: die illustrirte Ausgabe von Hackländer's vergessensten Einheftern, wie „Trouville", „Ein erster und letzter Ball" u. s. w. Der Eifer Schliemann's gehörte dazu, dergleichen auszugraben; aber die Krabbe'sche Verlagshandlung in Stuttgart kann heute schon von einem Erfolg reden und wird Nachahmer finden. Um wieviel mehr können die lebenden Humoristen darauf rechnen, verlegt, illustrirt und neu aufgelegt zu werden.

1. I nu herrn Se mal! Allerleehand nachdenkliche Stammdisch-Geschichden aus Kleen-Paris. Von Edwin Bormann. Mit Illustrationen von M. Adamo und A. Oberländer. München, Braun u. Schneider. 1885. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Firma Braun u. Schneider in München, die ein reichhaltiges Ausgrabungsterrain in den alten Jahrgängen der „Fliegenden Blätter" besitzt, hat zeitgemäß daran gethan, die „Allerleehand nachdenkliche Stammdisch-Geschichden aus Kleen-Paris" von Edwin Bormann mit den köstlichen Illustrationen von Adamo und Oberländer zu veröffentlichen in einer wirklich gediegenen und brillanten Aus-

stattung unter dem imperativischen Titel: „I nu herrn Se mal!" Wer wird denn da nicht darauf hören, namentlich auf Eisenbahnstationen und in Sommerfrischen?! Ein bischen Sächsisch — das macht sich gleich urkomisch und kommt immer mehr in die Mode bei unsern modernen Spaßmachern, literarischen und dramatischen Clowns.

Aber auch andere Dialekte behaupten ihre Beliebtheit über die engste Localgrenze hinaus; das beweist die Schrift:

2. Heiterkeiten von Adolf Stolze.

Es sind muntere Gaben in Versen und größtentheils im edeln Idiom des Sachsenhäusers geschrieben, der in manchem Betracht als Antipode des Sachsen gilt z. B. im Punkt der Höflichkeit. Davon ist aber in den „Heiterkeiten" nichts zu merken; es ist Hausmannskost, eher Kartoffeln in Montur als Trüffeln in Burgunder, aber schmackhaft und gesalzen, und haben die zweite Auflage, in der sie uns vorliegen, wohl verdient.

3. Der neue Plutarch. Federzüge aus der Welt der Feder von Crome-Schwiening. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1885. 8. 60 Pf.

Diese „Federzüge" sind, beim Lichte betrachtet, beißende Epigramme auf unsere literarischen Zeitgenossen. Man kann von ihnen sagen: Sechse treffen, sieben äffen. Die aber treffen, die treffen den Nagel auf den Kopf des betreffenden — vielmehr betroffenen Autors. Daher auch schon die dritte Auflage. Es ist klar, das Publikum will lachen, einer über den andern.

Vielleicht kommt diese allgemeine Lachlust auch dem hübsch ausgestatteten Büchlein:

4. Lose Blätter. Humoresken und Plaudereien von Max von der Weser. Hannover, Weichelt. 1884. 8. 1 M.

zu statten; ich möchte wenigstens nicht der Kritiker von der Oder sein, der auch anderer Meinung sein kann.

Zum Schluß müssen wir noch von einem ernstgemeinten Büchlein reden. Das tritt schon prätentiöser auf. Es ist aber auch in Commissionsverlag erschienen:

5. Berliner bunte Mappe, herausgegeben von Eugen Düsterhoff. Berlin, Kamlah. 1885. 8. 2 M.

Zu welchem Zweck, fragt man, sind diese lyrischen Ergüsse herausgegeben worden? Zu einem wohlthätigen. Die Explosion in der Grube Camphausen bei Saarbrücken hatte viele Nothleidende geschaffen. Es handelte sich darum, raschen Beistand zu leisten. In solchem Fall greift man in die Tasche und gibt sofort — einen Band lyrischer Gedichte heraus in der Hoffnung, daß „reges Interesse für die anspruchslos dargebotene poetische Gabe es ermöglichen wird, daß mit Erfolg den unglücklichen Witwen und Waisen die helfende Hand dargeboten wird". So steht es wörtlich im Vorwort zu lesen. Sehen wir uns nun die Berliner Mappendichter in der Nähe an. Im Inhaltsverzeichniß macht der Herausgeber die Anmerkung, daß die mit *_* bezeichneten Autoren „zum Kreis der modernen Stürmer und Dränger gehören". Ob das Publikum von diesem Thierkreis am modernen Literaturhimmel schon sonst etwas bemerkt hat? Seine Schuld, wenn dies nicht der Fall ist. Die Herren sollen aber ihr Zodiakallicht gleich selbst leuchten lassen.

Karl Henkell dichtet als „Streichholzverkäufer":

Meine dürren Glieder beben,
Daß die Schwarte kracht.

Bin ein armes Huhn.

Und als „Mantelnähterin" (sic):

Bist doch keine Schickselpuppe . . .

Langsam laß dein Herz nur brechen,
Bricht's, so brichts,
Schadet nichts.
Wirf dich trostlos an die Gosse . . .
[An, nicht in, also eine Nuance.]

Kommst du um,
Bist du dumm.

Und mit der „Mantelnähterin" hat der Dichter, wie der Herausgeber ausdrücklich versichert, einen bedeutenden Fortschritt gemacht.

Von dem Dichter Wilhelm Arent ist vorauszuschicken, daß er bereits einundzwanzig Jahre alt ist, während die andern Stürmer und Dränger dieses gereifte Alter noch lange nicht erreicht haben dürften. Dafür hat er auch schon unter vier angenommenen Namen unsägliches Leid in Liedern verspritzt. Diesmal sind, wie der gewissenhafte Herausgeber bekannt macht, verschiedene Beiträge von ihm auf dem Wege in die Druckerei im Manuscript verloren gegangen, also unwiderbringlich dahin; denn zweimal wird so etwas auch von demselben Dichter nicht gedichtet und zu Papier gebracht. Wir müssen uns an das Gelieferte halten, und da bringt Arent Folgendes:

Die „höhere Tochter".

Am Tag sie tief erröthet,
Als wär sie keusch geknetet,
Im Bett beim Lampenlichte
Schmeckt sie Zola's Gerichte.

Indeß das Laster froh und fett,
Verkommt die Tugend still im Bett.

Und dazu macht der Herausgeber die wichtige Mittheilung: „Dieser Gedanke durchzieht wie ein Leitmotiv Arno Holz' realistisches Epos «Ecce Homo»."

Die Beiträge von Düsterhoff selbst und Karl Bleibtreu sind weit besser als das Uebrige in dieser Mappe.

Der mit siebzehn Jahren verstorbene Wedepol, dessen posthume Gedichte hier an die Nachwelt adressirt werden, läßt den lieben Gott sagen — doch nein, er ist ja todt und de mortuis nil nisi bene. Wir wollen lieber dem Dichter Karl Treuhold das Wort geben. Er seufzt:

Mein sturmverschlagner Geist vermißt
Der Weisheit Stern —

nachdem er vorher geseufzt:

Schon lang der rosige Abendstrahl
Sich bang verschlich.

Ich fürchte, der Leser hat sich auch schon lang verschlichen, und da er wahrscheinlich nichts vermissen wird, wenn wir den Rest Schweigen sein lassen, so wollen wir das Büchelchen zuklappen. Moderne Stürmer und Dränger? Das heißt Lyriker, die es, ohne daß sie jemand bestürmt, drängt, ihre Gedichte herauszugeben.

Immerhin soll nicht geleugnet werden, daß Spuren und Anzeichen eines ans Licht drängenden dunkeln poetischen Dranges reichlich vorhanden sind, wenn die guten Leutchen in demselben auch sich des rechten Wegs noch nicht immer bewußt sind. Der jugendliche Kreis muß erst noch einen Gärungsproceß durchmachen und in der Selbstbescheidung immer mehr sich vervollkommnend auch den bloßen Schein des Größenwahns meiden lernen. Dann mag aus diesem gärenden Most noch einmal perlender Wein werden.

Franz Koppel-Ellfeld.

Zur Geschichte des Alterthums.

Der Feldzug des Germanicus im Jahre 16 n. Chr. von Paul Höfer. Mit einer Karte. Zweite Ausgabe. Bernburg. Bacmeister. 1885. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Die uns vorliegende Schrift erscheint als die Erweiterung einer vor kurzer Zeit der Philologenversammlung zu Dessau (1884) gewidmeten Abhandlung, welcher die Ehre zutheil ward, daß sie von Th. Mommsen für anregend genug gehalten wurde, um neue Studien und Untersuchungen über den Schauplatz der Varianischen Niederlage ins Leben zu rufen. Auch ist der Gegenstand ihrer Untersuchung wichtig genug — und wurde von jeher so angesehen —, um die Aufmersamkeit des Forschers zu beschäftigen, da die Ereignisse der Jahre 14—16 n. Chr., wie der Verfasser mit Recht und ohne Uebertreibung bemerkt, einen „Hauptwendepunkt der Weltgeschichte enthalten"; werthvoll aber werden solche Studien dann, wenn sie (was bisher leider stets der Fall war) nicht mehr zu blos problematischen Resultaten führten, sondern sichere und fortan nicht mehr anfechtbare Ergebnisse liefern. Solche liegen aber hier in der That vor und werden dem Verfasser, der mit erlaubtem Selbstvertrauen seine Siegesgewißheit ausspricht, kaum mehr bestritten werden. Schon der Umstand, daß Mommsen selber in dem kürzlich erschienenen fünften Bande seiner „Römischen Geschichte" die Localfrage in völliger Uebereinstimmung mit dem Verfasser löst, ist ein, wenn auch nicht entscheidendes, so doch immer werthvolles Moment in dieser Angelegenheit. Die Kritik des Verfassers ist eine echt philologische, d. h. methodische, deren Stärke darin liegt, daß sie das Terrain nach allen Seiten abmißt und ebnet, gleichsam nach und nach erobert, bevor sie dem Haupt- und Kernpunkt auf den Leib rückt. Darum mußte vor allem nach den Quellen geforscht werden, aus welchen die Darstellung des Alten geflossen ist: sind diese trübe oder gar verschüttet, sind sie nur noch in einem vom Ursprung entlegenen Nebenkanal auffindbar, oder sind sie gar von Anbeginn niemals ursprünglich, d. h. im Bewußtsein eines Augenzeugen, vorhanden gewesen, so darf sich der moderne Forscher an allen den Punkten von ihnen emancipiren, wo der heutige Augenschein gegen die alte Ueberlieferung Protest einlegt. Stammt nun wirklich der erhaltene schriftliche Bericht über jene Feldzüge des kaiserlichen Prinzen Germanicus aus der Darstellung eines Augenzeugen, die dem Geschichtschreiber Tacitus vorlag, so hat er allen Anspruch auf Beachtung, und die neuere Forschung hat Punkt für Punkt mit ihm zu rechnen, muß Schritt für Schritt ihn controliren und sich auch von ihm controliren lassen; ist der Augenzeuge freilich ein Dichter, so darf die Strenge dieser Controle gemildert, vielleicht auch völlig beiseite gelassen werden. Beides, sowol den Augenzeugen wie den Dichter (natürlich in Einer Person), glaubt der Verfasser nachgewiesen, ja sogar die Persönlichkeit herausgefunden zu haben — doch nimmt er hier, zu kühn und auch zu geistreich, einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit für Gewißheit: sein Pedo Albinovanus bleibt einstweilen noch Hypothese. Dagegen ist dem Verfasser allerdings der Beweis gelungen, daß der römische Geschichtschreiber, Tacitus, keine klare Vorstellung von den geographischen Voraussetzungen der Feldzüge des Germanicus hatte und solche auch nicht aus seiner Quelle gewinnen konnte; aber auch für die Heeresleitung und die von Germanicus erreichten (oder nicht erreichten) Ziele und Erfolge war die genannte Quelle keine zuverlässige, weil sie durch und durch parteiisch gefärbt ist. Es war darin abgesehen auf eine Verherrlichung des jugendlichen ehrgeizigen Prinzen, und Tacitus selbst hat dieser Neigung zu viel nachgegeben und zu wenig einen andern, den Germanen gerecht werdenden Bericht, der ihm erwiesenermaßen auch vorlag, zu deren Controlirung, resp. Berichtigung benutzt. Die „Siege" des Germanicus — das ist das Resultat des Verfassers — sind weder so unzweifelhaft noch so erfolgreich gewesen, wie Tacitus es darstellt: die Operationen des römischen Feldherrn schließen im Gegentheil mit einem totalen Miserfolg. Darüber kann in der That jetzt kaum mehr ein Zweifel sein.

Wir können dem kundigen Verfasser auf der Marschroute, die er dem Germanicus nachzuwandeln sucht, hier nicht folgen, bemerken aber für spätere Leser der Schrift, daß seine Darstellung dieser spröde scheinenden Fragen unsere Aufmerksamkeit unausgesetzt in Spannung erhält durch die gleichsam siegesgewisse Art ihres Vorgehens, nicht zum mindesten da, wo sie sich in das Gebiet der Sage vertiefen muß, um auch von hier ihre Beweisstücke hervorzuholen. Wer ihm folgt, kann nicht mehr zweifeln: an der Porta-Westphalica, und nirgendwo anders, ist die große

Schlacht bei Idistaviso geschlagen worden: weniger sicher, als der Verfasser glaubt, ist seine Aufstellung, daß die von Tacitus erwähnten in Germanien befindlichen Säulen des Hercules nichts anderes gewesen seien als eben die Porta. Ebenso überzeugend aber wie sein erstes Schlachtfeld hat der Verfasser auch das Local der zweiten großen Schlacht am Angrivarenwalle nachgewiesen, die er an die Hunte verlegt, und auch seiner Darstellung dieser Kämpfe wird man beistimmen müssen. Den ersten Sieg verdankte Germanicus größtentheils dem Verrath und der Ueberraschung (letzteres ist nun allerdings für einen Feldherrn eher ein Lob als ein Tadel), schon nach diesem Siege aber mußte er sich rückwärts wenden, wenn er sein Heer nicht wollte verhungern lassen, denn seine Verbindung mit dem Rhein war abgeschnitten. In der zweiten Schlacht kämpfte er lediglich um seine Rettung und mußte froh sein, sich den Ausweg aus Feindesland glücklich erstritten zu haben. Ein glänzender Abschied aus Germanien war dies auf keinen Fall. Es war darum auch nicht der Neid (wie dies ältere und jüngere Panegyriker des Prinzen dargestellt haben), wenn der kluge vorsichtige Tiberius den nicht immer besonnenen Neffen von diesem gefährlichen Schauplatz abberief. Wenn es eines Menschen Werk war, das ihn aus Germanien vertrieb, so war es nicht das des Kaisers, sondern der nachhaltige Widerstand und Erfolg des Arminius. Und fragt man: was ist denn der Grund dieser übertriebenen Glorification des Neffen? Ist es blos der gewöhnliche Weihrauch, der auf den Altären der Hofburgen dampft? Keineswegs, sondern der Contrast mit dem nichts weniger als liebenswürdigen Oheim. Germanicus scheint gerade die Tugenden besessen zu haben, welche dem Misanthropen auf dem Thron abgingen. Mochte dieser auch ein umsichtiger, ja vortrefflicher Kriegs- und Staatsmann sein — Eigenschaften, welche Mommsen in seinem neuesten Bande mit dem vollen Glanze des Superlativs verklärt hat —, liebenswürdig war er nicht und war es nie gewesen; sogar in seiner Jugend, also da, wo es erlaubt und natürlich ist, ging dieser reservirten, früh verbitterten Natur das Jugendliche vollständig ab: Tiberius ist nie jung gewesen. Ganz anders der ritterliche feurige Germanicus — und solche Vorzüge, wie er sie hatte, gewinnen die Herzen von alt und jung. So war es von je und wird es immer bleiben.

Der Verfasser hat seiner Darstellung einige etymologische Zukost beigegeben, Namenserklärungen, welche die Germanisten goutiren mögen; dem Referenten sind dieselben zum größern Theil nicht plausibel vorgekommen.

L. Mühly.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Eine kritische Studie: „Aus dem Nachlasse eines Kraftgenies", hat Paul Mannsberg herausgegeben (Berlin, Nauck). Nachdem der Schauspieler Karl Ludwig 1884 das Buch „Reinhold Lenz, Lyrisches aus dem Nachlasse" hat erscheinen lassen, versucht nun auch der wiener Kritiker P. Mannsberg, eine Lanze für Lenz zu brechen. Er thut dies mit Gerechtigkeit gegen Goethe, während Ludwig den Lenz glorificirt hatte. Es werden die Werke des R. Lenz angeführt und kritisirt, seine Lyrik mit Recht tief unter die Goethe'sche gestellt und schließlich Lenz' Verhältniß zu Friederike von Sesenheim besprochen. Die kleine Arbeit kennzeichnet so recht den Alexandrinismus in unserer Literaturgeschichtschreibung, dessen Ueberschrift auch hier lauten dürfte: parturiunt montes, et nascitur ridiculus mus.

— „Das kritische Verfahren Ed. Hanslick's, beleuchtet von Robert Hirschfeld" (Wien, Löwit). Der Verfasser bekennt sich als einen dankbaren und bewundernden Schüler des Musikprofessors Hanslick, will aber eine Ungerechtigkeit des Musikreferenten H. bekämpfen. Hanslick hat nämlich einmal in der „Neuen Freien Presse" (am 5. März 1885) „über eine ganze große herrliche Kunstepoche den Stab gebrochen". Er hatte gesagt, die Vorläufer von Bach und Händel seien als Objecte des Studiums dem historischen Interesse verfallen. Vor Händel und Bach habe es lebendige Musiker gegeben, es gebe aber damals für uns keine lebendig gebliebene Musik. Hirschfeld erblickt in diesen Worten einen Ausfall gegen die von ihm in Wien ins Leben gerufenen musikalischen Renaissance-Abende, welche die Aufführung hauptsächlich weltlicher Chorgesänge aus dem 16. Jahrhundert bezwecken; er kämpft „für ein mächtiges, hochstrebendes Gebäude von unsäglichem Formenreichthum, das der ganzen Welt gehört". Hanslick hat nun von seinem Standpunkte aus gewiß recht und gönnt jedenfalls Hirschfeld und Genossen die Freude, sich für die Blütezeit des Acapella-Gesanges zu begeistern. Wenn aber Hirschfeld das Urtheil von Hanslick als „nahezu eine Blasphemie" bezeichnet, so verfällt er selbst in den Fehler, den er eben bekämpfen will. Er mag immerhin eine kleine Schar von Kennern und Liebhabern um seine Meister versammeln: ein Verständniß für jene Schöpfungen wird stets nur der Musikgelehrte, nicht die breitere Masse des Volks haben.

— „Ergebnisse einer zoologischen Untersuchung der beiden Koppenteiche im Riesengebirge" (Hohenelbe, Verlag des Oesterreichischen Riesengebirgs-Vereins). Eine ausgezeichnete Arbeit des bekannten Naturforschers Otto Zacharias, welche für alle Fachleuten von hohem Interesse sein wird.

— „Die Krankheiten des Willens" behandelt Georg Friedrich in einer kleinen, aber überaus gediegenen Schrift (München, Friedrich). Der Wille ist nach Friedrich die Centralkraft des Geistes; daher drehen sich auch die geistigen Zerrüttungen hauptsächlich um den kranken Willen. Die Entwickelung der Vernunft und des Verstandes ist zum Willen so unbedingt nothwendig wie das Licht zum Sehen. Wahrhafter Wille, als die zum Zwecke der Selbsterhaltung und Selbstvervollkommnung sowie der Arterhaltung sich selbst bestimmende Thätigkeit, wird sich nur im Bereiche des Guten bewegen. Die Hauptursache der menschlichen Uebel kann nur in den Krankheiten des Willens gesucht werden. Von gesundem Willen geht heilend ein dynamischer Strom aus. Ein Hauptgrund der Willenskrankheiten ist falsche Erziehung und Schuldbewußtsein. Die Heilung liegt schließlich nur im Umgange mit Menschen von gesundem Willen. Dies die Grundgedanken der lesenswerthen Studie, deren Einzelausführung oft mit schlagenden Beispielen durchsetzt ist.

— „Die Musik als Ausdruck von Friedrich von Hausegger" (Wien, Konegen). Wir haben die Mühe nicht gescheut, diese fast 200 Seiten umfassende, ab ovo anfangende,

alles mögliche heranziehende Schrift zu lesen, aber nichts weiter gefunden als eine nur scheinbare Gelehrsamkeit, welche auch nicht das mindeste Neue und Selbständige zu Stande bringt. Mit dem Hauptsatz des Verfassers können auch wir uns einverstanden erklären, fürchten aber, daß er seine langathmige Schrift für einen Beweis hält, was sie eben nicht ist. Erst auf Seite 189 erfahren wir, was der Titel schon ahnen läßt. „Nicht das Kunstmittel an sich ist uns von Werth, sondern das, was durch dasselbe ausgedrückt wird; das aber ist nichts anderes als der Mensch.“ An andern Stellen wird die Schopenhauer'sche Auffassung der Musik wiederholt. Um dem Leser aber einen Begriff zu geben von der Schreibweise Hausegger's, setzen wir folgenden gesperrt gedruckten Satz hierher, welcher mit Emphase als das Ergebniß langer Untersuchung gepriesen wird: „Wir verlangen vom reproducirenden Künstler nichts anderes, als daß er das Kunstwerk als Ausdrucksäußerung auffasse und ihm demnach die entsprechende, unser Mitempfinden befriedigende Bewegung verleihe.“

— „Das dunkle Treiben der Freimaurerei“ wird in einer Broschüre (Paderborn, Bonifacius-Druckerei) „beleuchtet von einem Exilirten“. Referent ist selbst nicht Maurer, empfiehlt aber den „Brüdern“ dringend die Lektüre dieser Schrift zum Nachmittagskaffee oder vor Schlafengehen. Vielleicht dürften folgende Proben es rathsam erscheinen lassen, den empfohlenen Versuch zu wagen. „In Italien können die zahmern Maurer ihre ungestümern Brüder, die Männer der Anarchie und Revolution, nur noch mit Mühe und wol nicht für die Dauer im Zaume halten. Die Brüder aller Zonen erhoben fast gleichzeitig den Hammer der brutalen Gewalt, der die Katholiken der einzelnen Länder zunächst vom Felsen Petri sprengen und dann zermalmen sollte. Dieser echten Maurerarbeit gab man den schönen Namen «Culturkampf».“ Dieser Culturkampf wird nun in Farben gemalt, welche der Hölle entliehen sind. Dann heißt es weiter: „Die Loge von heute wie von jeher ist eine gefährliche politische Wühlerin, die unter Thron und Altar arbeitet. Die Männer mit Hammer und Kelle fraternisiren ganz entschieden mit der rothen Internationale; längst ertönten von allen Seiten die Klagen über die Corruption von Wählern, Zeitungen, Richtern und Beamten, seitens der Loge. Unsittlich sind die schrecklichen Schwüre, welche die Candidaten, besonders der höhern Grade, leisten. Die Zerstörung der Monarchien, vor allem die Oesterreichs, ist bei den Hochgradsmännern beschlossene Sache. Zu helfen ist gegen diese Pest der Freimaurerei nur dadurch, daß das echt maurerische Schulmonopol des Staates fällt.“

— „Geschichtslügen“ nennen „drei Freunde der Wahrheit“ ein ziemlich dickleibiges Buch, welches die Geschichte zu Gunsten der Katholiken richtig zu stellen sucht (Paderborn, Schöningh). Es ist hier nicht unsere Aufgabe, uns über alle streitigen Punkte in einen literarischen Kampf einzulassen; ist doch — diesem Buche zufolge — kein Engel so rein wie die katholische Geschichtschreibung. Indeß hoffen wir, daß die bösen Protestanten doch etwas daraus lernen und das Richtige annehmen, das Falsche widerlegen. Auf das Zeugniß der drei unbekannten Ehren- und Gewährsmänner hin heben wir folgende Punkte heraus. Es wird zunächst mit ziemlich eingehender Kenntniß der protestantischen Literatur nachgewiesen, daß die bisherige protestantische Auffassung des Urchristenthums falsch sei. Sodann wird der Primat und die Anwesenheit von Petrus in Rom vertheidigt, und zwar mit ziemlich gewichtigen Gründen. Weiter wird das Papstthum gegen seine Gegner vertheidigt und geweissagt, daß der ganze, bis auf die Fundamente schon zerrüttete Bau des Protestantismus bald in einen chaotischen Trümmerhaufen verwandelt sein werde. Pseudo-Isidor wird rein gewaschen; die protestantischen berühmtesten Geschichtschreiber haben wider ihren Willen die Ehrenrettung der meisten Päpste vornehmen müssen. Die Jesuiten haben nie gelehrt, daß der Zweck die Mittel heilige, und die Aufhebung des Jesuitenordens ist von den Gegnern falsch dargestellt. Unter allen Umständen ist das Buch hochinteressant, fordert zum Nachdenken resp. zur Widerlegung heraus; es ist aber so geschickt abgefaßt, daß die urtheilslosen Laien unter den Protestanten irre werden müssen, wenn nicht eine ebenso umfängliche Widerlegung erfolgt.

Bibliographie.

Athenstaedt, L., Die ersten 25 Jahre des 5. Ostpreußischen Infanterie-Regiments Nr. 41. Im Auftrage des Regiments dargestellt. Breslau. Gr. 8. 6 M. 75 Pf.

Ballestrem, Eufemia Gräfin (Frau von Adlersfeld), Die Augen der Assunta und andere Novellen. Dresden, Pierson. 1886. 8. 4 M.

Bilek, T., Beiträge zur Geschichte Waldstein's. Prag, Rziwnatz. 1886. Gr. 8. 8 M.

Blum, H., Aus dem alten Vitaval. Französische Rechts- und Culturbilder aus den Tagen Ludwig's XIII., XIV. und XV. Ausgewählt und erläutert. Leipzig, C. F. Winter. 8. 5 M.

Bodemann, E., Von und über Albrecht von Haller. Ungedruckte Briefe und Gedichte Hallers, sowie ungedruckte Briefe und Notizen über denselben. Hannover, Meyer. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Borée, W., Heinrich VIII. von England und die Curie in den Jahren 1528—1529. Göttingen, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Böttcher, K., Brunnengeister. Marienbader Saisonbilder. Karlsbad, Feller. 8. 3 M.

Denifle, H., Die Universitäten des Mittelalters bis 1400. 1ster Bd. A. u. d. T.: Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 24 M.

Droysen, H., Untersuchungen über Alexander des Grossen Heerwesen und Kriegführung. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 2 M.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. Auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs von Bayern herausgegeben durch die historische Kommission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. 20ster Bd.: Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus. Von F. X. v. Wegele. München, Oldenbourg. Gr. 8. 12 M.

Gilles, F., Arbeitsrecht und Bodenreform. Eine Auseinandersetzung mit meinen Kritikern. Leipzig, F. Duncker. Gr. 8. 75 Pf.

Der Heptameron. Erzählungen der Königin von Navarra. Aus dem Französischen übersetzt von W. Förster. 1stes Tausend. Berlin, Jacobsthal. 1886. 8. 1 M.

Körper und Geist. Zeitschrift des Zentralvereins für Körperpflege in Volk und Schule. Red.: E. Hartwich und Schmidt. Juli 1885. Düsseldorf. Gr. 8. 1 M.

Langwerth von Simmern, H. Freih. v., Die deutschhannoversche Partei und die braunschweigische Frage. Celle-Hannover, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 1 M.

Liliencron, D. Freih. v., Kunt der Herr. Drama. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Lortsch, A., Fern von der Heimat. Australischer Roman. 3 Bde., Berlin, Janke. 1886. 8. 10 M.

Maier, W., Gedenkblätter und Culturbilder aus der Geschichte von Altötting. Großentheils nach archivalischen Quellen bearbeitet. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 3 M.

Marquardt, A., Kant und Crusius. Ein Beitrag zum richterlichen Verständniss der crusianischen Philosophie. Kiel, Lipsius u. Tiseher. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Pederzani-Weber, Die soziale Frage und die Frauen. Eine Studie. Leipzig, M. Schäfer. 8. 75 Pf.

Quidde, L., Studien zur deutschen Verfassuugs- und Wirthschaftsgeschichte. 1stes Hft.: Studien zur Geschichte des rheinischeu Landfriedensbundes von 1524. Frankfurt a. M., Jügel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rawald, G., Aus meiner Festungszeit. 2tes Hft. Halle, Kaemmerer u. Comp. 8. 50 Pf.

Rocholl, D., Dunkle Bilder aus dem Wanderleben. Aufzeichnungen eines Handwerkers. 1ste Lfg. Bremen, Wiegand. Gr. 8. 50 Pf.

Schmeller, J. A., Die Ephesier. Drama. Als Festgabe des königl. Wilhelmsgymnasiums in Münehen zu Schmellers Säkularfeier aus dem literarischen Nachlasse desselben veröffentlicht von J. Nicklas. München, Rieger. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schnitter, W., Dramatische Festgabe. Drei Lustspiele. Berlin, Scheller. 8. 1 M.

Semmig, H., Ein Genzianenstrauß. Novellen und Reisebilder aus den Schweizer Alpen. Zur Feier der 100jährigen Mode der Schweizerreisen mitgetheilt. Leipzig, Peterson. 8. 5 M.

Steiger, E., Ein deutsehes Pamphlet wider die Schweiz. Ein Wort zu Schutz uud Trutz. Leipzig, F. Duncker. Gr. 8. 50 Pf.

Waitz, G., Friedrich Christoph Dahlmann. Gedächtnissrede. Kiel, Universitäts-Buchhaudlung. Gr. 8. 1 M.

Watzl, R., Josuahs Ring. Eine Erzählung. Wien, Kubasta u. Voigt. 8. 1 M. 20 Pf.

Wittenow, E. v., Harun al Raschid. Lustspiel. Pilsen, Steinhauser. 1884. 8. 1 M.

Zur Erinnerung an Edmund Vogt. Essen, Bädeker. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Anzeigen.

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Zeitschrift für bildende Kunst.

Herausgegeben von Professor **Dr. C. von Lützow** in Wien. Mit den Beiblättern **Kunstgewerbeblatt** und **Kunstchronik.** Monatlich ein Heft von 6—8 Bogen mit vielen Illustrationen, Radirungen, Heliogravüren, Lichtdrucken u. s. w. Hoch 4. Alle drei Blätter zusammen halbjährlich **14 Mark.** — Das

Kunstgewerbeblatt,

Monatsschrift für Geschichte und Litteratur der Kleinkunst, herausgegeben von **Dr. R. Pabst** in Berlin, kann auch apart mit der wöchentlichen Beilage **Kunstchronik** zum Preise von 6 Mark pro Halbjahr bezogen werden. **Beginn des 21. Jahrgangs: im October 1885. — Probehefte der Zeitschrift für bildende Kunst und des Kunstgewerbeblattes durch alle Buchhandlungen!**

Moderne Kunst.

Studien zur Kunstgeschichte der Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Münchener, Berliner und Pariser Ausstellungen im Jahre 1883. Von **Fritz Bley.** Ausgabe I mit Kupfern auf chinesischem Papier. 25 Mark. Ausgabe II mit Kupfern auf weißem Papier. 20 Mark.

„In vornehmer, kostbare Pracht mit keuscher Schlichtheit glücklich vereinigender Ausstattung, die auch in den kleinsten Einzelheiten von einem geläuterten Kunstverständniß Zeugniß ablegt, liegt ein Buch vor uns, das wir als eine der hauptsächlichsten Zierden des diesjährigen Weihnachtsmarktes bezeichnen dürfen... Die anziehenden Schilderungen des begabten Schriftstellers, die trefflichen Leistungen der auf dem Höhepunkte ihrer Vollendung angelangten Illustrationskunst und wahre Muster an Geschmack und Eleganz in den Zuthaten des Kunstgewerbes, was Druck und Einband angeht, vereinigen sich in diesem Buche zu einem Ganzen, wie es harmonischer und stimmungsvoller kaum gedacht werden kann. Und dabei ist der Preis so außerordentlich bescheiden" u. s. w.
(Straßburger Post.)

In meinem Verlage erschien:

Melzer, Dr. Ernst, Goethe's philosophische Entwickelung. Gr. 8. 72 S. VII. Preis 1 M. (Vgl. darüber die Recension von Brasch in den „Blättern für literarische Unterhaltung", Nr. 30 d. J., wo auch der Druckfehler im Namen des Verf. zu berichtigen ist.)

Neisse. **Josef Graveur's Verlag,**
Gustav Neumann.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 242 bis 248.

Dänemarks Zukunft und seine Stellung zu Deutschland. — Die welfischen Bestrebungen. (I/II.) — Die römische Curie und das deutsche Element. — Rückgang der deutschen Sprache? — Die Heilsarmee in der Schweiz.

La Revanche. — General Vogel von Falckenstein. (Nekrolog.) — Memoiren Arsène Houssaye's. — Aristoteles und Homer. Von Professor Dr. P. W. Forchhammer. — XVI. Anthropologen-Congreß zu Karlsruhe. (IV/V.) — Alfred Meißner. (Nekrolog.) Von F. Muncker. (I/III.) — Die Drei Brunnen. Von R. Kleinpaul. — Oesterreich und Brandenburg. — Friedrich Schiller. Von Professor Dr. Fr. von Vischer. — Nekrologe Münchener Künstler. (XLII. Emil Kirchner. Karl Ebert.) — Die französischen Colonien in Preußen.

Die Sonntagsarbeit.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kurze Elementargrammatik

der

Sanskrit-Sprache.

Mit vergleichender Berücksichtigung des Griechischen und Lateinischen.

Von

Hermann Camillo Kellner.

Dritte Auflage. 8. Geh. 5 M.

Kellner's Sanskrit-Grammatik hat ihre praktische Brauchbarkeit bereits hinlänglich bewährt. In der vorliegenden dritten Auflage wurde sie wieder vielfach verbessert und mit einem reichhaltigen Vokabular vermehrt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig und Morwitz & Co. in Philadelphia.

MORWITZ'
Neues Wörterbuch
der Englischen und Deutschen Sprache
mit besonderer Berücksichtigung der Amerikanismen.
Zwei Theile. 8. Geb. in 1 Band 6 M.

MORWITZ'
Taschen-Wörterbuch
der Englischen und Deutschen Sprache
mit besonderer Berücksichtigung der Amerikanismen.
Zwei Theile. 8. Geb. in 1 Band 4 M. 50 Pf.

Diese neuen englisch-deutschen und deutsch-englischen Wörterbücher zeichnen sich aus durch Reichhaltigkeit an Wörtern aus dem geschäftlichen, gewerblichen, technischen und wissenschaftlichen Leben, sowie namentlich auch durch Aufnahme des amerikanischen Idioms und durch deutliche Aussprache-Bezeichnung der englischen und der deutschen Laute. Sie sind daher von ebenso grossem Nutzen für Amerikaner, die mit Deutschland, wie für Deutsche, die mit Amerika in Verkehr stehen oder sich dahin begeben wollen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

ALEMANNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 24. September 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Ueber „Ideenkauf". Von Rudolf von Gottschall. — Zur Goethe-Literatur. Von Wilhelm Buchner. — Neue Romane, Erzählungen und Skizzen. Von Konrad Alberti. — Naturwissenschaftliche Schriften. — Historische Literatur. Von Hans Prutz. — Vermischte Schriften. Von Eduard Reich. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber „Ideenkauf".

Wir lasen jüngst in der „Schriftstellerzeitung" von einem Literaten B. Busch, der, um dem Hungertode zu entgehen, sich in Bremen erhängt habe. Ein tragisch beleuchtetes Bild aus unserm Literaturleben! Freilich, es gibt ja Schriftsteller genug, die zu dem Mangel an Beruf noch den Mangel an Glück hinzubringen; doch jenem Unglücklichen rühmt man ein ansprechendes Talent nach; kleinere Lustspiele von ihm sind an ersten Bühnen zur Aufführung gekommen; eine gewisse Hast in seinem Wesen, eine innere Ueberproduction, die uns, nach jenen Mittheilungen, doch auf eine leichte Störung seines geistigen Räderwerks hinzuweisen scheinen, ließen ihn nicht zu ruhiger Arbeit kommen. Dagegen hatte er so viele Ideen, daß er davon denjenigen einiges ablassen konnte, welche dergleichen zu fructificiren wissen — und das ist gerade der Punkt, in Bezug auf welchen sein trauriges Schicksal, abgesehen von dem Mitleid, welches wir einem liebenswürdigen und so kläglich untergehenden Manne widmen, auch unser Nachdenken erregen muß.

In der That, diese Nachricht nebst vielem andern, was man gelegentlich liest und hört, beweist zur Genüge, daß wir tiefer bereits ins literarische Metier hineingerathen sind, als in der Regel angenommen wird, und daß wir hierin vor unsern Nachbarn jenseit des Rheins nichts voraus haben; im Gegentheil, es bestehen dieselben Verhältnisse, aber sie sind bei uns noch durchaus primitiv, willkürlich geordnet oder nicht geordnet; es wird noch ein gewisser Schleier über sie gebreitet, ein verschämtes Dunkel: dies gilt besonders von der Mitarbeiterschaft, die bei uns oft eine ganz apokryphe ist und auf welche nur durch gelegentliche Notizen in den Blättern einige Streiflichter fallen. Namentlich ist die Production für die Bühne oft eine durchaus handwerksmäßige oder vielmehr fabrikmäßige und der auf dem Zettel oder Buchtitel genannte Autor bisweilen nur der Fabrikant, der die Firma hergibt, während das Fabrikat selbst durch die Arbeit mehrerer Hände in verschiedenen Ateliers und mit verschiedenen Werkzeugen ans Licht gefördert wurde. Gewiß entziehen sich derartige Hülfsleistungen, die ganz auf privaten Abmachungen beruhen, der öffentlichen Kritik; aber wo sie einmal ans Licht der Oeffentlichkeit gebracht werden, da wird doch das kritische Gewissen wach und es regt sich der Wunsch, auch auf diesem Gebiete mit Hülfe der öffentlichen Meinung einige Festsetzungen zu machen, welche diesen Privatbetrieb reguliren.

Der unglückliche Busch verkaufte seine „Ideen". Hören wir zunächst Heinrich Heine, der das zweite Buch seiner „Reisebilder" mit diesem Titel versehen hatte. „Madame, haben Sie überhaupt eine Idee von einer Idee? Was ist eine Idee? «Es liegen einige gute Ideen in diesem Rocke», sagte mein Schneider, indem er mit ernster Anerkennung den Oberrock betrachtete, der sich noch aus meinen berlinisch eleganten Tagen herschreibt und woraus jetzt ein ehrsamer Schlafrock gemacht werden sollte. Meine Wäscherin klagt: der Pastor S. habe ihrer Tochter Ideen in den Kopf gesetzt, und sie sei dadurch unklug geworden und wolle keine Vernunft mehr annehmen! Der Kutscher Pattensen brummt bei jeder Gelegenheit: «Das ist eine Idee! Das ist eine Idee!» Gestern aber wurde er ordentlich verdrießlich, als ich ihn frug, was er sich unter einer Idee vorstelle. Und verdrießlich brummte er: «Nun, nun, eine Idee ist eine Idee! Eine Idee ist alles dumme Zeug, was man sich einbildet!» In gleicher Bedeutung wird dieses Wort als Buchtitel von dem Hofrath Heeren in Göttingen gebraucht."

In dieser Bedeutung aber wird es allerdings von dem Verfasser jenes Artikels über Busch nicht angewendet, eher in dem Sinne, in welchem der Schneider sagte: es liegen einige gute Ideen in diesem Rocke! So liegen in manchen modernen Lustspielen einige gute Ideen, und diese sollen die Verfasser jener Stücke von Busch bezogen haben, bezogen, das heißt erworben auf Angebot oder Nachfrage und ehrlich bezahlt. Es wird ausdrücklich angeführt, daß G. von Moser und Schönthan für die Idee zu „Krieg im Frieden" 600 Mark, und Rosen für die Idee zu „Halbe Dichter" 500 Mark bezahlt haben. Die Ideen stehen gegenwärtig in unserm praktischen Deutschland nicht allzu hoch im Curs: früher bezahlte man sie nicht, weil man glaubte, daß sie dafür allzu hoch stehen; jetzt bezahlt man sie aber zu niedriger Taxe, weil man nicht gerade viel von ihnen hält.

Wofür haben nun die erwähnten Lustspieldichter an Busch gezahlt? Die Idee zu einem Lustspiel: das ist doch wol der Grundgedanke, die komische Verwickelung, auf welcher das ganze Stück basirt ist, vielleicht noch etwas mehr: die Art und Weise, wie die Intrigue geschürzt und wie sie gelöst wird, dieser oder jener komische Charakter u. dgl. m. Wir müssen uns hierbei auf Vermuthungen beschränken; die betreffenden Herren Autoren könnten genauere Auskunft darüber geben.

Nun kann man zwar solche Ideen nehmen, wo man sie findet, in Novellen, Erzählungen, irgendwelchen alten Stücken: es wird immer nur darauf ankommen, daß ein Lustspieldichter seine Eigenart in den Stoff legt, mit seinem Geist, seinem Humor das Ganze in origineller Weise belebt. Es ist ja allgemein bekannt, daß der Dramatiker Shakspeare in solcher Weise zu Werke gegangen ist und, was er für sein Genie nutzbar machen konnte, ohne Bedenken aus den verschiedensten Quellen zusammentrug. Je tiefer unsere Shakspeare-Gelehrsamkeit in jene Quellen eindringt, desto mehr bestätigt sich diese Thatsache, die ebenso von des Schauspieldirectors praktischem Griff wie von seiner ausgebreiteten Belesenheit Zeugniß ablegt; ja gerade diese Studien der Shakspeare-Orthodoxen haben nicht wenig dazu beigetragen, die Ketzerei zu befördern, daß Shakspeare im Grunde eine Firma sei, unter deren Schild auch andere große Autoren, wie Bacon, ihre dramatischen Erzeugnisse zu Markte getragen. Klagten ihn doch schon neidische Zeitgenossen wie Robert Greene an, daß er eine Krähe sei, die sich mit fremden Federn schmücke. Jedenfalls aber drückte er allem, was seinen Namen trug, auch das Gepräge seines Geistes auf: den Stempel Shakspeare's verleugnen auch nicht die Stücke, die mehr blos Bearbeitungen und Einrichtungen sind.

Etwas anderes aber ist es, wenn die Idee zu einem Lustspiel eine Originalidee ist, aber dem Kopfe eines andern lebenden Dichters entsprungen. Wenn es sich dabei um mehr handelt als um einen flüchtigen, aber zu verwerthenden Einfall, so erhält jener Ideenmann dadurch das unzweifelhafte Recht eines Mitarbeiters. In Frankreich, wo die Mitarbeiterschaft bei dramatischen Werken zur Regel gehört, herrscht darüber gewiß kein Zweifel. Lacan in seinem vortrefflichen Werke „Traité sur la législation et la jurisprudence des théâtres" sagt gegen den Schluß des zweiten Bandes: „Ueber die Rechte der Mitarbeiter hat ein Beschluß des pariser Gerichtshofs am 22. März 1853 gewisse Principien festgestellt; er sagt in diesem Beschluß: «daß das Verdienst der für das Theater bestimmten Werke nicht ausschließlich in der Form liegt, die dem Gedanken gegeben ist, daß es ebenso wesentlich zusammenhängt mit der Idee, der Disposition der Scenen, der Entwickelung der Charaktere, und daß derjenige, der durch seine Rathschläge, seine Kenntniß der dramatischen Effecte und seine Vertrautheit mit dem Geschmacke des Publikums den Erfolg der Vorstellung vorbereitet, mit gutem Recht als Autor betrachtet werden kann, quoique étranger à la rédaction»." Wer also zu einem Stücke die „Idee" gegeben hat, mag er sich auch an der Dialogisirung nicht betheiligt haben, wird in Frankreich als Mitarbeiter nicht nur betrachtet, sondern meistens auch genannt werden und hat einen nicht unbeträchtlichen Antheil an dem Gewinne des Stücks. Wir wissen ja nicht, wie weit sich dieser Antheil in den obenerwähnten Fällen erstreckt hat: immerhin muß eine „Idee", die mit 600 Mark Honorar bezahlt wird, schon etwas aus dem embryonischen Stadium heraus sich zu festerer Gestalt entwickelt haben.

Aehnliche Fälle sind überhaupt früher in Deutschland nicht vorgekommen: und gewiß haben jene Schriftsteller ihren „Ideenmann" optima fide und nach ihrer Ansicht glänzend ein für allemal abgefunden: auch hat er wol kaum den Ehrgeiz gehabt, als Mitarbeiter genannt zu werden. Wir meinen aber, daß sich hierüber auch in Deutschland feste Usancen bilden sollten, und daß man einen Ideenmann, welcher Idee und Stoff, also die eigentliche Handlung und Grundlage eines Stücks gibt, nicht blos als Handlanger betrachten und bezahlen dürfe. Busch hat mit seinen Ideen jedenfalls schlechte Geschäfte gemacht, sonst wäre er nicht Hungers gestorben ... in Frankreich hätte das sicher nicht vorkommen können. Der Unterschied zwischen den 600 Mark, womit ihn die Autoren von „Krieg im Frieden" abgefunden, und den 150000 Mark, welche diese selbst für das Stück eingenommen, erscheint doch zu bedeutend, um nicht den Wunsch rege zu machen, daß auch in Deutschland die „Ideen" besser bezahlt werden möchten.

Rudolf von Gottschall.

Zur Goethe-Literatur.

1. Goethe als Jurist. Von J. Meisner. Berlin, Kortkampf. 1885. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
2. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Nr. 21: Die guten Frauen von Goethe. Mit Nachbildungen der Originalkupfer. Heilbronn, Henninger. 1885. 8. 70 Pf.

Wenn der Umfang einer Schrift maßgebend sein sollte für den Umfang der Besprechung, so würden wir über die drei Druckbogen starke Arbeit „Goethe als Jurist" von J. Meisner (Nr. 1) uns kurz genug fassen müssen. Und das wäre schade, denn Goethe den Juristen uns etwas näher anzuschauen kommen wir um so weniger in Versuchung, weil bei Betrachtung seiner allumfassenden dichterischen, künstlerischen, wissenschaftlichen Thätigkeit uns gar nichts daran erinnert, daß seine eigentliche Fachwissenschaft die Rechtskunde war. Wenn nun aber eine kleine Schrift zusammenfaßt, was über Goethe den Juristen zu sagen ist, und dabei zu dem Schlußergebniß gelangt, daß Goethe „als ein eminenter Geist, der wie kein anderer die leitenden Ideen der geistigen Bewegung seiner Zeit in sich zusammenzufassen wußte, auch der Rechtswissenschaft und dem Rechtsleben weit mehr, als gewöhnlich angenommen wird, sein tief-verständnißvolles Interesse zugewandt hat", so kann das uns nur eine Veranlassung sein, einer solchen Arbeit besondere Beachtung zuzuwenden.

Es ist bekannt, daß Goethe, fast noch Knabe, durch seinen Vater mit den Anfangsgründen der Rechtswissenschaft vertraut gemacht wurde, wenngleich in trockenster Form, indem er ein in Frage und Antwort gekleidetes kleines Lehrbuch der Institutionen auswendig lernte. Auch im Corpus juris wußte er Bescheid, wie er denn zugleich das wichtigste deutsche Reichsgesetz, die Goldene Bulle, kennen lernte. Ebenso ward Struve's lateinisch geschriebene „Römisch-deutsche Jurisprudenz" durchgearbeitet, und bei allem dem war nach Goethe's Wort „seines Vaters Art zu dociren nicht so liberal, daß sie ihn angesprochen hätte". Trotz oder vielleicht infolge dieser verfrühten Einführung in das Rechtsstudium ging das ganze Trachten des Jünglings dahin, sich auf der göttinger Hochschule den alten Sprachen und der Geschichte zu widmen und sich zu einem akademischen Lehramte vorzubereiten. Der kaiserliche Rath aber wollte den Sohn dereinst in Amt und Würden der Vaterstadt sehen, was nur durch Rechtsstudien zu erreichen war, und wählte für ihn die leipziger Hochschule. So zog denn unser sechzehnjähriger Goethe im Herbst 1765 von dannen nach Leipzig.

In den Vorlesungen, welche er zunächst belegte, Rechtsgeschichte und Institutionen, zeigte sich freilich nach Goethe's Wort „der Schaden, wenn man junge Leute auf Schulen in manchen Dingen zu weit führt". Er wußte gerade schon so viel, wie der Lehrer ihnen zu überliefern für gut fand. Es war ihm höchst langweilig, dasjenige nochmals aufzuzeichnen, was er bei seinem Vater theils fragend, theils antwortend oft genug wiederholt hatte, um es für immer im Gedächtniß zu behalten. So vernachlässigte er die Jurisprudenz, um mit desto größerm Eifer sich seinen andern wissenschaftlichen oder künstlerischen Liebhabereien zu widmen, und es ist eigentlich von einer Ausbeute dieser leipziger Jahre für Goethe's Fachstudium nicht viel Rühmliches zu sagen. Schwer erkrankt, kehrte er im Herbst 1768 ins Vaterhaus zurück; die dort verbrachte anderthalbjährige Zwischenfrist ward zu allem eher benutzt als zu einer Fortsetzung und Vertiefung rechtswissenschaftlicher Studien. Ihm diese lieb zu machen, war Straßburg ebenso wenig der Ort. Zwar gab das mündliche Verfahren der französischen Gerichtshöfe ihm nachmals Muster und Anregung, in seinen advocatischen Ausarbeitungen die Streitfragen natürlicher und lebhafter zu behandeln, als es deutscher Gerichtsbrauch war, aber andererseits war in Straßburg von einer Rechtswissenschaft nicht die Rede, sondern nur von trockener, lediglich auf die Erlernung des Praktischen gerichteter Rechtskunde; also galt es hier abermals Einpauken auf Grund der in Fragen und Antworten geschriebenen Hefte seines Repetenten. Danebenher ging als Herzstärkung der Besuch von Vorlesungen über Chemie und Anatomie. Im übrigen schreibt er August 1770 an Fräulein von Klettenberg: „Die Jurisprudenz fängt an mir sehr zu gefallen. So ist's doch mit allem wie mit dem merseburger Bier: das erste mal schauert man, und hat man's eine Woche getrunken, so kann man's nicht mehr lassen." Auch erhellt aus Aufzeichnungen seiner Tagebücher, daß er allerhand gelehrte lateinische Rechtsbücher für sich durcharbeitete, darunter auch solche über Kirchenrecht. Bei alledem ließen der Verkehr mit Herder, die Beziehungen zu Friederike Brion und das mannichfache Weltgetriebe der belebten Stadt es sicherlich auch in Straßburg nicht zu einer gründlichen Fachvorbildung kommen. Freilich muß dabei anerkannt werden, daß auch ohne ein eigentliches „Ochsen" und „Büffeln" — welch unvergleichlicher Sprachhumor! — ein Goethe- oder Bismarck-Kopf sich in der Praxis nachmals trefflich zurechtfinden kann, nur daß beide nicht sowol in der Rechtstheorie als in der Verwaltung oder in einer großartigen staatsmännischen Thätigkeit ihre volle Kraftentwickelung bewähren.

Nach und nach ward es wünschenswerth, daß der Studiosus juris Goethe seine fast schon sechsjährige Studienzeit beschließe. Der Vater wünschte, daß er dies durch eine gediegene wissenschaftliche Arbeit thue; Goethe begann auch für eine solche zu sammeln, ward sich aber alsbald der Lückenhaftigkeit seiner Kenntnisse bewußt; da er indeß in der Kirchengeschichte und dem Kirchenrecht vornehmlich bewandert war, verfaßte er eine Abhandlung „De legislatoribus", in welcher er nachzuweisen bemüht war,

daß der Staat, der Gesetzgeber, das Recht habe, einen Cultus zu bestimmen, nach welchem die Geistlichkeit lehren und sich bei

nehmen solle, die Laien hingegen sich äußerlich und öffentlich genau zu richten hätten; übrigens sollte die Frage nicht sein, was jeder bei sich denke, fühle oder sinne. Dadurch glaubte ich alle Collisionen auf einmal gehoben zu haben. Ich wählte deshalb zu meiner Disputation die erste Hälfte dieses Themas: daß nämlich der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Cultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich lossagen dürften.

Ein seltener Satz, doppelt seltsam, wenn ihn im Zeitalter Friedrich's des Großen und J. J. Rousseau's ein Goethe ausspricht. Seine eigenen Erläuterungen zeigen die Sache in einem andern Lichte. Goethe wollte nicht den veralteten, aber immer noch rechtsgültigen Satz „Cujus regio, ejus religio" bekräftigen und vertheidigen, sondern, erwachsen in einem Gemeinwesen, wo die verschiedenen Bekenntnisse sich streng abschlossen und miteinander in Hader lagen, gedachte er, gerade um dieser Ausschließlichkeit, diesem Hader entgegenzuwirken und im Geiste Friedrich's des Großen allgemeine Duldung herzustellen, dem Gesetzgeber, d. h. dem Staate, auch das Recht der Gesetzgebung auf dem vielumstrittenen Gebiete der Religion und des Cultus zuzuweisen. Er dachte sich also den Gesetzgeber als einen Vertreter jenes religiös neutralen, aufgeklärten Despotismus eines Friedrich II. und wies ihm in Anschluß an Rousseau's Gesellschaftsvertrag die Befugniß zu, im Interesse des bürgerlichen Friedens äußerliche Cultusformen sowie eine gewisse Religion der Aufklärung festzustellen, nach welchem sich männiglich zu richten habe. Das seltsame Product, welches die Glaubensherrschaft des Staats im Dienst der Aufklärung begründen sollte, fand bei der straßburger Rechtsfacultät keinen Beifall und ward als zur Veröffentlichung nicht geeignet zurückgewiesen. Welches Aufsehen Goethe's Dissertation in den betreffenden Kreisen erregte, ergibt sich aus folgender Stelle aus dem Briefe eines elsasser Bekannten:

Der Herr Goethe hat eine Rolle hier gespielt, die ihn als einen überwitzigen Halbgelehrten und als einen wahnsinnigen Religionsverächter nicht eben nur verdächtig, soudern ziemlich bekannt gemacht. Er muß, wie man fast durchgängig von ihm sagt, in seinem Obergebäude einen Sparren zu viel oder zu wenig haben. Um davon augenscheinlich überzeugt zu werden, darf man nur seine vorgehabte Inauguraldissertation „De legislatoribus" betrachten, welche selbst die juristische Facultät ex capite religionis et prudentiae unterdrückt hat, weil sie hier nicht hätte können abgedruckt werden anders, als daß die Professores sich hätten müssen gefallen lassen, mit Urtheil und Recht abgesetzt zu werden.

Vater Goethe war damit gar nicht zufrieden und wollte die Abhandlung gesondert herausgeben, aber der Sohn beschwichtigte ihn mit dem Vorgeben, dieselbe müsse erst reiflicher ausgeführt werden, was im übrigen nie geschah; Wolfgang Goethe dagegen beschloß nunmehr, nach einem in Straßburg vielfach üblichen Brauche, über Thesen zu disputiren, welche freilich theilweise etwas sehr allgemein ausfielen. Es geschah am 6. August 1771. „Die Disputation", berichtet Goethe, „ging unter Opposition meiner Tischgenossen mit großer Lustigkeit, ja Leichtfertigkeit vorüber, da mir denn meine alte Uebung im Corpus juris aufzuschlagen gar sehr zu statten kam und ich für einen wohlunterrichteten Menschen gelten konnte. Ein guter herkömmlicher Schmaus beschloß die Feierlichkeit."

Goethe erlangte durch diese Disputation nicht den Grad eines Doctors der Rechte, sondern nur den geringern eines Licentiaten, lehnte auch die bald danach an ihn ergangene Aufforderung der straßburger Facultät, nachträglich den Doctorhut zu erwerben, ab. Er unterzeichnete sich in seinen Proceßschriften stets als Licentiat; daß er allgemein Doctor Goethe genannt ward, ließ er sich gefallen.

Eine nähere Betrachtung der im Anhang der Meisner'schen Schrift mitgetheilten 56 Thesen ist an dieser Stelle nicht angemessen; eine etwas eingehendere Besprechung derselben vom Standpunkte des Fachmannes oder im Hinblick auf die Gesetzgebung der Gegenwart, besonders eine solche der eigentlichen Principienfragen, wäre wol nicht unzweckmäßig gewesen. Jedenfalls zeigen uns diese Thesen, daß Goethe auf dem vieltheiligen Gebiete des bürgerlichen und Strafrechts gute Studien gemacht und seine eigenthümlichen Ansichten sich gebildet hat.

Im Herbst 1771 kehrte der Licentiat der Rechte Wolfgang Goethe nach Frankfurt a. M. zurück und beantragte am 28. August, seinem zweiundzwanzigsten Geburtstage, seine Zulassung zur Anwaltschaft in der geziemenden zopfigen Ausdrucksweise jener Zeit; dem Gesuch ward alsbald stattgegeben und Goethe am 3. September als Rechtsanwalt und Bürger vereidigt. Gelegenheit zur Arbeit fand sich bald, da sein Oheim Textor wie sein Freund Georg Schlosser, nachmals sein Schwager, ihm eine Anzahl kleinerer Sachen übergaben; auch der kaiserliche Rath stand dem Sohne mit Rath und That gern bei, um ihm mehr Zeit zu dichterischem Schaffen zu lassen; die Schriftstücke verfaßte Goethe selbst mit der ihm eigenen stilistischen Leichtigkeit, ein geübter Schreiber fügte dann die versteinerten Herrlichkeiten der damaligen Rechtssprache bei. Die von ihm bearbeiteten Proceßacten werden im städtischen Archiv zu Frankfurt aufbewahrt und sind 1874 von Kriegk herausgegeben worden. Sie zeigen nach unsers Verfassers Worten

einerseits allerdings noch die barocken und schwülstigen Formen des damaligen Geschäftsstils, andererseits aber kennzeichnen sie den jungen Anwalt als Mann von klarem hervorragenden Geiste, der, wenn er auch in den äußern Formen dem Altherkömmlichen Tribut und Concession darbrachte, doch in der Behandlung der Sache selbst neue Bahnen einzuschlagen wußte, gegenüber dem von den Gegnern gern betonten, das materielle Recht so oft gefährdenden Buchstaben des Gesetzes einer tiefern Auffassung des Rechts Geltung zu verschaffen suchte und mit sicherm Urtheile in klarer, warmer, mitunter selbst gewissermaßen schwungvoller Darstellung überall die allgemeine, die einzelne positive Satzung beherrschenden Principien von Recht und Gerechtigkeit — „das Recht, das mit uns geboren ist" — zu verfechten bemüht war.

An den damals üblichen steifen Redensarten, schwülstigen Wendungen, an dem zeitweiligen Gebrauche zahlreicher lateinischer Wörter und Rechtsredensarten kam auch ein Goethe nicht vorbei; andererseits aber riß ihn

der Dichterschwung zu zeiten hinweg zu einer heutzutage wol kaum mehr vorkommenden Deutlichkeit des Ausdrucks, wenn wir nicht lieber das ehrliche Wort Grobheit gebrauchen wollen. „Großsprecherischen Eigendünkel, gehässigste Grobheit, unverschämteste Unwahrheit, aufgebrachtesten Haß, ausgelassenste Schmähsucht" wirft Goethe dem Anwalte einer Gegenpartei vor; er spricht von „widerrechtlichen Schlichen, schändlichen Griffen und Kniffen, juristischen Taschenspielerstreichen" des Gegners. Er sagt in einem Actenstück vom 16. October 1771,

daß der Ton der ganzen gegnerischen Schrift dem Ton eines zanksüchtigen aufgebrachten Weibes gleicht, deren erhitztes Gehirn, unfähig mit Vernunft und Gründen zu streiten, sich in Schimpfworten erschöpft und, weil sich ihr kein so großer Reichthum darbietet, als sie zur Fortsetzung ihres Grimms braucht, sich in Schimpfworten wiederholt und wiederholt, dem Theilnehmer zum empfindlichsten Verdruß und denen Zuschauern anfangs zum Gelächter und bald zum Ekel.

Das war denn freilich eine höchst ungehörige Fechtweise, in welcher sich mehr der flotte Schriftsteller als der ruhige Jurist offenbart; natürlich antwortete der Gegner im selben Tone, und schließlich ward vom Gerichte den beiden Anwälten „die gebrauchte unanständige, nur zur Verbitterung der ohnehin aufgebrachten Gemüther ausschlagende Schreibart ernstlich verwiesen". Ich bin geneigt zu der Annahme, daß Goethe dieses gröbliche Fechterspiel mehr zum Spaß aufgeführt hat, denn sein Gegner Moors war zugleich sein Jugend- und Studiengenosse aus Leipzig, und es sähe den Tollheiten der Geniezeit ganz ähnlich, wenn die beiden guten Freunde, um sich über den Gerichtshof oder den damaligen Rechtsstil ein bischen lustig zu machen, einander diese faustdicken Beleidigungen ins Gesicht geworfen hätten, ja es erscheint mir das als die einzig richtige Erklärung. Goethe selbst bemerkt über seine Anwaltsthätigkeit in „Dichtung und Wahrheit":

Somit waren wir auf dem Wege, bessere Redner als Juristen zu werden, worauf mich der solide Georg Schlosser einstmals tadelnd aufmerksam machte. Ich hatte ihm erzählt, daß ich meiner Partei eine mit vieler Energie zu ihren Gunsten abgefaßte Streitschrift vorgelesen, worüber sie mir große Zufriedenheit bezeigt. Hierauf erwiderte er mir: Du hast dich in diesem Falle mehr als Schriftsteller, denn als Advocat bewiesen. Man muß niemals fragen, wie eine solche Schrift dem Clienten, als wie sie dem Richter gefallen könne.

Goethe verfuhr aber in dem Sinne, in welchem er einmal in seinen „Sprüchen in Prosa" sagt: „Das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe." Seinem Sinne für Wahrhaftigkeit war jenes künstliche Verschleppen der Entscheidung, welches damals als Hauptaufgabe der Advocatenweisheit betrachtet ward, ein Greuel; klare und treue Darstellung der Sachlage ist sein Hauptziel, und er geräth in sittliche Entrüstung, wenn Dinge, welche er von höherm Gesichtspunkte aus auffaßt, mit allen möglichen Rechtskniffen verdunkelt werden; und wenn er „billige Beurtheilung, gemüthliche Theilnahme" verlangt, so ist er freilich auf dem Wege, nach Schlosser's Wort, ein besserer Redner als Jurist zu werden.

Daß Goethe im Frühjahr 1772 seine Anwaltsthätigkeit in Frankfurt unterbrach, um als Praktikant beim Reichskammergericht zu Wetzlar einzutreten, ist bekannt. An dieser Hauptverschleppungsanstalt des Deutschen Reichs waren damals 16233 Processe anhängig und zwar theilweise seit Jahrhunderten; seit 1767 war eine Visitation des Kammergerichts im Gange, welche aber ebenso wenig vorrückte. „Aber hätte man auch auf die Wirkungen der Visitation das größte Vertrauen gehabt, hätte man glauben können, daß sie völlig ihre hohe Bestimmung erfüllen werde: für einen frohen vorwärtsschreitenden Jüngling war doch — wie Goethe sagt — hier kein Heil zu finden. Die Förmlichkeiten dieses Processes an sich gingen alle auf ein Verschleifen; wollte man einigermaßen wirken und etwas bedeuten, so mußte man nur immer demjenigen dienen, der unrecht hatte, stets dem Beklagten, und in der Fechtkunst der verdrehenden und ausweichenden Streiche recht gewandt sein." Das war Goethe's Art nicht, und so drehte er denn, nachdem er einen Sommer hindurch mehr gewandert und gedichtet als in Rechtssachen gearbeitet, im Herbst 1772, um seiner Neigung zu Lotte Buff zu entfliehen, dem juristischen Rattenkönig von Wetzlar den Rücken. Die Anschauungen, welche er hier gewonnen, hat er in seinem „Götz" niedergelegt, seine Ansicht vom Recht überhaupt in der berühmten Stelle des „Faust":

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage.
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage.

Seit seiner Uebersiedelung nach Weimar gab Goethe die Beschäftigung mit dem Recht im engern Sinne auf, um sich der Verwaltung, der Praxis des Regierens zu widmen. Von philosophischen Begründungen nie ein Freund, faßt er seine Lebensaufgabe frisch und praktisch an, gemäß seinen „Sprüchen in Prosa": „Welches Recht wir zum Regieren haben, danach fragen wir nicht — wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe uns abzusetzen, darum bekümmern wir uns nicht — wir hüten uns nur, daß es nicht in Versuchung komme, es zu thun." Und: „Das größte Bedürfniß eines Staats ist das einer muthigen Obrigkeit." Erwachsen im Zeitalter Friedrich's des Großen, hielt er auch dessen Anschauungen von der Aufgabe des Staates fest; den in der Zeit seines höhern Alters hervortretenden liberalen Gesinnungen und Forderungen nicht geneigt, betrachtete er sich doch selbst als einen gemäßigten Liberalen, und so hat er in seinen „Wanderjahren", den Gesprächen mit Eckermann, mit Möller u. a. öfter über Rechts- und Verfassungsfragen sich ausgelassen mit jenem allüberschauenden Geist und jenem warmen Wohlwollen für die Menschheit, welche bereits aus den juristischen Absonderlichkeiten seiner Jugendjahre herausleuchten.

Dies eine kurze Zusammenfassung des Inhalts des

frisch und anregend geschriebenen Buchs. Nur einen seltsamen Druckfehler möchte ich noch hervorheben: der Nachdrucker Himburg bot dem Dichter nicht, wie S. 42 steht, berliner „Parzellen", sondern berliner Porzellan an.

Wie wir wol an einen großen Dampfer bisweilen ein kleines Boot befestigt sehen, das zierlich im Kielwasser nachfolgt, so lassen wir die kurze Besprechung des einundzwanzigsten Hefts der von Bernhard Seuffert herausgegebenen „Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts" hier folgen. Goethe's kleiner Novellenkreis „Die guten Frauen" (Nr. 2) gehört wol zu den am wenigsten bekannten seiner Schriften, aus gutem Grunde, denn er schrieb ihn für den Jahrgang 1801 des Cotta'schen Taschenbuchs, lediglich um einem Wunsche des Freundes zu entsprechen, welcher zwölf herzlich witzlose Kupfer von Ramberg nicht ohne Erläuterung dahingehen lassen wollte. Ramberg war noch lange kein Hogarth oder Chodowiecky, und es war sogar für einen Goethe schwer, wenn nicht unmöglich, über die kleinen Blätter, welche die Frauen nicht von ihrer liebenswürdigen Seite, sondern mit Zanken und Kaffeeklatsch beschäftigt oder beim Stelldichein mit einem Geliebten zeigen, oder ihre Hundeliebhaberei, ihren theuern Putz, ihre Pantoffelherrschaft und anderes in bisweilen recht plumper Weise darstellen, etwas Bedeutendes oder Geistreiches zu sagen. Und da die Zeit drängte, so kaufte Goethe sich in einigen Junitagen 1800 durch den Aufsatz los, welcher der salzlosen Ramberg'schen Bilder zwar nur hier und da andeutungsweise gedenkt, dennoch aber durch das Bewußtsein des Dichters, an dieselben festgekettet zu sein, etwas recht Unfreies und Nüchternes bekommt. Goethe erkannte selbst Schiller gegenüber an, „daß es ihm nur darum zu thun gewesen, eine Arbeit los zu werden", und schreibt am 9. Juli bei Uebersendung des Aufsatzes an Cotta: „Ich hätte gewünscht, daß derselbe heiterer, geistreicher und unterhaltender geworden wäre, indessen läßt sich eine Ausführung nicht wie man wünscht leisten, wenn die Arbeit zu einer bestimmten Zeit fertig sein soll." Dazu kam, daß die Frauen der weimarer Gesellschaft, so sehr Goethe sich bemüht hatte, in Titel und Ausführung den übeln Eindruck der Ramberg'schen Kupfer abzuschwächen, diese Verhöhnung ihres Geschlechts übelnahmen, und nicht mit Unrecht. Kurz, weder Goethe noch Cotta hatten Ehre und Dank von dem Unternehmen. Der Neudruck des, nicht zu unserm Nachtheil, so gut wie verschollenen Aufsatzes findet seine Erklärung darin, daß Seuffert ihm zugleich die Ramberg'schen Kupfer beifügt und in der Vorrede die verschiedenen Personen, welche in Goethe's Erzählung redend auftreten, zu deuten sucht: Goethe selbst unter dem Namen Sinclair, Schiller als Armidoro, Seyton vielleicht Bertuch; was die Frauengestalten betrifft, so wagt auch Seuffert nur vorsichtige Vermuthungen auszusprechen. Wol mögen Goethe beim Niederschreiben diese oder jene Unterhaltungen im Freundeskreise als Vorbild gedient haben; das ganze Werkchen ist ein Beweis, daß auch Homer zu zeiten schläft, und daß auch der große Dichter sich nicht ungestraft im Schlafrock sehen läßt.

Wilhelm Buchner.

Neue Romane, Erzählungen und Skizzen.

1. Auf falschem Boden. Novelle von Eta von Anderten. Hameln, Fuendeling. 1885. 8. 3 M.
2. Unter Rosen. Roman von Martin Bauer. Breslau, Schottländer. 1885. 8. 4 M.
3. Pater Franz. Sein Ehrenwort. Zwei Novellen von Ottilie Mayer-Bibus. Breslau, Schottländer. 1885. 8. 3 M.
4. Meer und Au. Erzählung von Thomas Lange. Aus dem Dänischen von A. W. Peters. Zwei Theile in einem Bande. Norden, Fischer Nachfolger. 1885. 8. 5 M.
5. Aus Mangel an Geld. Roman von Charles Gibbon. Aus dem Englischen von Otto Löling. Autorisirte Ausgabe. Zwei Bände. Norden, Fischer Nachfolger. 1885. 8. 8 M.
6. Der letzte Jude. Roman von K. E. Edler. Leipzig, Elischer. 1885. 8. 6 M.
7. Alt-Wien. Bilder und Geschichten von Märzroth. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 2 M.

Die Novelle „Auf falschem Boden" von Eta von Anderten (Nr. 1) ist eine ansprechende kleine Erzählung, welche bei Lesern, die einmal das Bedürfniß nach etwas Rührung empfinden, aber alle aufregenden Mittel dabei vermeiden wollen, Beifall finden wird. Ein ehemaliges Hoffräulein erzählt eine Geschichte, welche sich zu ihrer Dienstzeit an einem kleinen deutschen Fürstenhofe zugetragen. Der Erbprinz faßt eine heftige Neigung zu Marietta, der Collegin der Erzählerin, allein er muß „standesgemäß" die Tochter eines benachbarten Fürstenhauses, die er trotz ihrer Güte und Liebenswürdigkeit nicht liebt, heirathen. Marietta selbst liebt den Grafen Krosegg und verlobt sich mit ihm; der Graf zieht sich aber zurück, als sie durch die Verruchtheit ihres Vormundes ihr Vermögen verliert. Später heirathet Marietta ihren alten Anbeter, den Baron Wulffen, einen Ehrenmann, den sie achtet, aber nicht liebt. Beide Paare führen ein trauriges Eheleben. Die Erbprinzessin weiß, daß Marietta ihres Mannes Herz besitzt, und duldet still; Marietta aber verschmerzt jenen ersten Schicksalsschlag nicht, fällt schließlich in eine heftige Krankheit und stirbt. Während ihrer Krankheit wird sie von der guten Prinzessin gepflegt, und diese gewinnt dadurch noch am Ende das Herz ihres Gatten. Dies wird in ruhiger, bescheidener Weise ganz glücklich erzählt und der einmal angeschlagene, sachlich berichtende und doch theilnahmswarme Ton ohne Störung bis zum Schluß fest gehalten. So bietet die Geschichte weder zu besonderm

Lob noch zu besonderm Tadel Veranlassung. Nur muß es als technischer Fehler bezeichnet werden, daß die Peripetie der Novelle, der Verlust des Vermögens Marietta's, zu unvermittelt und unmotivirt hereinbricht. Der Fehler wäre zwar nicht vermieden, wohl aber bedeutend gemildert worden, wenn wir im ersten Theil der Erzählung den schurkischen Vormund persönlich ein wenig näher kennen gelernt hätten, damit uns seine Handlungsweise natürlich und nicht überraschend erschienen wäre.

Hätte Martin Bauer den Stoff, den er zu dem Roman „Unter Rosen" (Nr. 2) aufgebauscht hat, zu einer hübschen Novelle von mittlerm Umfange verarbeitet, so wäre möglicherweise ein recht annehmbares Kunstwerkchen entstanden, allein er wollte einen großen Wurf thun, und dieser ist ihm nicht gelungen. Auf der letzten berliner Kunstausstellung befand sich ein Gemälde, ich weiß nicht mehr von welchem Maler. Es war eine mächtige Leinwand, die fast ganz von einem weißen Klecks ausgefüllt war, der eine Schneewehe vorstellen sollte; vorn kniete eine unglückliche, frosterstarrte Frau, schmerzvoll zusammengesunken. In Taschenformat hätte das Bild vielleicht seine Wirkung gethan, in seinen großen Maßen aber wirkte es öde und leer. So geht es auch Martin Bauer. Weniger Papier, mehr Inhalt! sollte man ihm — und vielen deutschen Erzählern mit ihm — zurufen. Helene Dietrich, die ehrgeizige Tochter eines reichen bürgerlichen Parvenu, möchte gern Gräfin werden und speculirt auf die Hand des schönen, aber wenig begüterten Grafen Marburg. Allein dieser liebt die stolze russische Gräfin Uwarow. Die beiden finden sich, doch die Gräfin weigert sich, die Seine zu werden, weil sie in diesem Falle auf ihr Vermögen verzichten müßte, welches der erste Gatte ihr nur unter der Bedingung hinterlassen, daß sie einen Russen heirathe. Sie ist überzeugt, daß Marburg eine reiche Frau braucht, und reist ab, hinweg aus seiner Nähe. (Man sieht, das Motiv klingt ein wenig an das der obenbesprochenen Novelle von Eta von Anderten an.) In der Verzweiflung heirathet Marburg die eeiche Helene, welche stark mit ihm kokettirt, die er aber nicht liebt. Am Hochzeitstage empfängt er von der Gräfin aus Paris die Nachricht, daß sie sich anders besonnen habe und die Seine werden wolle, und nach dieser Nachricht erschießt er sich. Diese Geschichte erzählt der Verfasser auf 260 Druckseiten, ohne uns doch über die Charaktere der Hauptpersonen und deren Wandlungen aufzuklären. Nur die verschlagene Helene und einige Nebenfiguren treten plastisch aus dem Rahmen heraus, die Zeichnung der übrigen bleibt unklar und verwaschen, namentlich die Marburg's und der Gräfin. Die Exposition und Anknüpfung der Fäden ist namentlich sehr breit gerathen, sie nimmt 92 Seiten ein. Als rechtschaffener deutscher Romanschriftsteller kann sich Martin Bauer natürlich auch von dem alten Zopf nicht losmachen, fortwährend den Gang der schlichten Erzählung zu unterbrechen und sich mit allerlei Reflexionen, psychologischen Erläuterungen und sonstigen Demonstrationen ad lectorem zu wenden: es ist dies jene unselige „lehrhafte" Manier des seligen Auerbach, welche die meisten seiner Werke so ungenießbar macht. Wie oft soll man es wiederholen, daß ein guter Erzähler drei Eigenschaften haben muß: erstens Objectivität, zweitens Objectivität und drittens Objectivität. Kein französischer Schriftsteller würde es wagen, sich fortwährend an cher lecteur zu wenden, er würde sich lächerlich, unmöglich machen. Ueberlassen wir das den Jugendschriftstellern Nieritz, Franz Hoffmann und Genossen, für deren Leserkreis diese Methode ja außerordentlich geeignet ist, und dulden wir es nicht länger, daß unsere Erzähler uns wie unmündige Kinder mit löffelweisen psychologischen Erläuterungen u. dgl. geistig aufpäppeln wollen. Ein Erzähler, der seine „lieben Leser" persönlich anredet, ist gerade so unausstehlich wie ein Schauspieler, der fortwährend zum Publikum spricht statt zu seinen Mitspielern. Nur einem kann dieses Recht nicht bestritten werden: Gottfried Keller, von ihm lassen wir es uns gern gefallen, wenn er uns aus dem Schatze seiner reichen Welt- und Menschenkenntniß einiges mittheilt; allen andern Erzählern aber muß ohne Ausnahme mit dem Dichter zugerufen werden: „Bilde, Künstler, rede nicht!" Wie fein und wahr ist Spielhagen's Bemerkung in seinen „Beiträgen zur Theorie des Romans", daß dergleichen nur in der Scherzählung erlaubt und erträglich sei, ja daß diese bisweilen dazu auffordere.

Uebrigens möchte ich fast glauben, daß der Verfasser trotz seines männlichen Autornamens eigentlich eine Verfasserin ist. Sätze wie:

> Wenn Irmgard böse wurde, war nicht gut Kirschen mit ihr essen, sie brachte es dann sogar fertig, bei der Mama klagbar zu werden, und so ein Strafgericht von Mama — lieber nicht!

oder:

> Es geschah in dem Augenblick, als die Gräfin dem Grafen Werner ihre schlanke Hand im mattgelben dänischen Handschuh mit den Worten entgegenstreckte —

oder:

> Graf Marburg blieb stehen, anscheinend um den Duft einer eben erblühten Rose, gloire de Dijon, einzuziehen, und zwang dadurch auch seine Begleiterin zum Stillstehen —

welche ernsthafte, wichtige Momente und Situationen vorführen sollen, deuten wol auf eine weibliche Feder.

Ein eigenartiges schriftstellerisches Talent lernen wir in Ottilie Mayer-Bibus kennen. Der Name der Verfasserin ist bis heute unbekannt gewesen; wenn die beiden vorliegenden Novellen „Pater Franz" und „Sein Ehrenwort" (Nr. 3) Erstlingswerke sind, so bekunden sie eine schöne Begabung und lassen noch manche werthvolle spätere Frucht erwarten. Nicht als ob die Verfasserin schon heute eine Erzählerin von Bedeutung wäre; aber sie hat den Muth, sich an eigenartige Probleme zu wagen, und wer wie der Schreiber dieser Zeilen jährlich eine kleine Bibliothek sogenannter moderner Romane und Erzählungen durchlesen muß und weiß, wie die Mehrzahl unserer Erzähler sich mit Vorliebe auf den allerausgetretensten Pfaden und in den allerverbrauchtesten Motiven bewegt, wird solchen Muth bei einer neu auftauchenden Kraft zu

schätzen wissen. Ottilie Mayer-Bibus (kein glücklicher Name für eine Dichterin!) ist eine Schriftstellerin, die etwas wagt, und auch das will in unserm Zeitalter der conventionellen Schablonen in Kunst und Leben schon etwas sagen. Das Motiv der ersten Erzählung „Pater Franz" ist allerdings nicht neu, Sacher-Masoch, Franzos u. a. haben ähnliche Conflicte mehrfach und geschickter verwendet. Ein junger katholischer Geistlicher hat, schon bevor er sich dem Studium der Theologie zuwandte, für Klara, die Tochter einer armen Bahnwärterswitwe, Liebe empfunden, ist jedoch von dieser abgewiesen worden. Später hat Klara einen reichen Grafen geheirathet, der sich in ihre seltene Schönheit verliebte, und Franz hat die Weihen erhalten. So sehen die beiden sich wieder, und in Franz erwacht aufs neue die alte, nun doppelt verbrecherische Leidenschaft. Klara ist eine herzlose Kokette, sie liebt ihren Mann nicht und spielt auch nur mit dem jungen Priester. Lange wehrt dieser sich gegen das Gift in ihm und gegen die schöne Giftmischerin, die es ihm beigebracht; endlich unterliegt er, und der Graf überrascht ihn eines Tages zu den Füßen Klara's. Er zwingt ihn zum Duell und wird von Franz verwundet. Dieser aber fällt, von dem Bewußtsein der Sündenkette, die er auf sich geladen, zu Boden gedrückt, dem Wahnsinn anheim und endet im Irrenhause. Man sieht, eine Schauergeschichte, wie sie früher Mode waren, die nur durch die ruhige und vornehme Erzählungsweise der Verfasserin erträglich wird.

Anders muthet die zweite Erzählung „Sein Ehrenwort" an. Alice, früh verwaist und im Hause entfernter Verwandter lebend, die sie nicht lieben, zwar angenehm und liebenswürdig, aber keine Schönheit, hat dem einzigen Manne, der ihr wärmeres Interesse entgegenbrachte, ohne ihn eigentlich zu lieben, die Hand zum Bunde gereicht, einem jungen, stillen Gelehrten. Mit dem Gatten öfter das Theater besuchend, wird sie von einer heftigen Schwärmerei für den männlich schönen ersten Liebhaber der Hofbühne, Erich Reßler, erfaßt. Sie ist sich ihrer verbotenen Neigung bewußt, kämpft dagegen an und überwindet sich, da sie dieselbe nicht ganz unterdrücken kann, so weit, sie zu verschweigen und ihre Empfindungen nur den Blättern ihres Tagebuchs anzuvertrauen. Ein Freund ihres Mannes, der sie mit seiner Liebe verfolgt, weiß, daß sie ein solches führt, vermuthet, daß sie darin ihrer Neigung zu ihm Ausdruck gibt, und entwendet dasselbe. Als er sich getäuscht sieht, ist er boshaft genug, das fatale Buch an den von Alice heimlich Angebeteten zu schicken und ihr dies in einem anonymen Schreiben mitzutheilen. Das Bewußtsein ihres Fehltritts, die Furcht, ihr Mann könne davon erfahren, wird mächtig in ihr; sie schreibt an Reßler und bittet um Rückgabe des Buchs. Dieser, ein vollendeter Ehrenmann, sendet es ihr auf der Stelle und fügt sein schriftliches Ehrenwort hinzu, nie eine Silbe über diese Angelegenheit fallen zu lassen. Im ersten Augenblick ist Alice beruhigt, allein bald erwacht der Argwohn in ihr, ob Reßler sein Ehrenwort auch halten werde. Er ist ein Künstler, der viel in leichter, lockerer Gesellschaft verkehrt, wo man so oft sich galanter Abenteuer rühmt und ein Wort das andere gibt; sie könnte das Bewußtsein, daß noch jemand in der Welt etwas von ihrer Schwäche wüßte, nicht ertragen. Vor dem falschen Freunde hat sie keine Besorgniß: der würde sich selbst nicht compromittiren; hat er doch sein Vergehen schon eingestanden, bereut und sie mit Thränen um Vergebung angefleht ... aber Reßler ... Reßler! Durch verdreifachte Liebe zu ihrem Gatten macht sie ihren heimlichen Fall wieder gut: sie folgt demselben, da er nach Rußland geht, um dort die Natur der Cholera zu studiren, pflegt und begräbt ihn, als er von der Seuche ergriffen und getödtet wird, pflegt noch viele andere Kranke, widmet ihr ganzes späteres Leben den edelsten Zwecken ... aber immer und immer wieder quält sie von Zeit zu Zeit der Zweifel, ob Reßler, der inzwischen an eine andere Bühne übergesiedelt und eine Berühmtheit geworden ist, sein Wort stets gehalten, ob auch nicht ein einziger Mensch in der Welt jene geheime Geschichte kenne. Manchmal schweigt die Stimme in ihrer Brust jahrelang, um dann mit einem mal wieder peinigend ihr altes Lied zu beginnen. Oft faßt sie den Entschluß, zu Reßler zu reisen, ihn persönlich zu befragen, ob er auch nie, nie gegen sein Ehrenwort gesündigt, aber eine gewisse Scheu hält sie stets davon ab. Endlich als Greisin, nachdem jene Furcht fast schon zur chronischen Manie bei ihr geworden, trifft sie mit dem nun auch alt und grau gewordenen Reßler zusammen und richtet an ihn die Frage, um deren Beantwortung sie ihr ganzes Leben lang gesorgt; sie kann, da er bezeugt, das Siegel seines Schweigens nie verletzt zu haben, beruhigt sterben. Dies ist das Motiv der seltsamen und eigenartigen Geschichte. Es läßt sich vom psychologischen Standpunkt verschiedenes dagegen einwenden, aber es ist der Verfasserin gelungen, die Handlung so geschickt, so schlicht und darum fesselnd darzustellen, daß sie uns unwillkürlich nöthigt, an die Wahrheit zu glauben. Die Tonart der Erzählung ist glücklich gewählt, die Charakteristik sorgsam ausgearbeitet. Die Technik der Verfasserin aber steht noch nicht auf besonderer Höhe; so ist es z. B. durchaus unkünstlerisch, daß sie den falschen Freund, den Entwender des Tagebuchs, erst nach dem Verschwinden des letztern einführt und ihn, nachdem er seine Scene heruntergespielt, seine Beichte abgelegt hat, sofort wieder zu den Todten wirft. Man merkt hier gar zu sehr jenen berühmten Draht, an welcher die dichterischen Gestalten ja stets hängen, die zu verbergen aber eben die Kunst und die Aufgabe des Dichters ist. Wenn diese Arbeit eine Frühlingsschwalbe ist, so macht sie uns jedenfalls auf ihre Nachfolger gespannt, und ein Schriftsteller kann es schon einen Erfolg nennen, wenn er mit seinem Erstlingswerk das Interesse für seine künftigen Erzeugnisse wachruft.

In das Vaterland Hamlet's führt uns Thomas Lange's Erzählung „Meer und Au" (Nr. 4). Es wird uns in derselben ein junger Mann vorgeführt, dessen Mutter ihrem Gatten untreu gewesen und, nachdem sie

sich von ihm geschieden, ihren Verführer geheirathet hat. Aber trotzdem der Jüngling den Fehltritt seiner Mutter kennt, zieht ihn die Stimme des Herzens doch mehr zu ihr, die in der großen Welt als gefeierte Schönheit herrscht, als zu dem in düsterer Heideeinsamkeit lebenden Vater. Allein in jener großen Welt verliert der junge Mann, obwol er äußerlich immer höher steigt, die Ruhe seines Herzens, alles Gute und Edle in seinem Innern, und stirbt endlich, nachdem er noch im Kreise trunkener Freunde die Ehre seiner Mutter vertheidigt, an allem verzweifelnd, ein gebrochener Mann. Die Lektüre des für die Dürftigkeit des Inhalts zu breit gerathenen Buchs wird hauptsächlich durch die verworrene Form desselben und den bald schwülstig-pathetischen, bald unruhig hin- und herspringenden Ton zur Qual gemacht. Freilich kann ich nicht beurtheilen, wieviel von der Schuld auf den Autor, wieviel auf den Uebersetzer kommt. Es finden sich ganz unglaubliche Dinge in dem Buche, die fast darauf hindeuten, daß es kein Fachmann, sondern ein Dilettant geschrieben. Man höre in einem ernsthaften Roman folgende Trivialität (eine unter vielen):

Der Hofjunker Flindt, welcher Henrik gegenüber zu Tisch saß und den dünkte, daß er gegenwärtig hinlänglich „gedüngt" sei, um Ungewöhnlichkeiten auszudulden, die sich nun einmal nicht vermeiden lassen („Glücklich ist, wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern ist"): der Herr Hofjunker von Flindt also ... rief über das Tischtuch —

Daneben finden sich zahlreiche Stellen wie die folgende: „Der Auftritt hatte ihn einerseits bezwungen, andererseits aber auch ... ich finde den Ausdruck nicht ... «jungenhaft» gereizt." Ich sollte meinen, daß Lange, resp. sein Uebersetzer, dafür ja eben Schriftsteller wäre, daß er stets den richtigen Ausdruck finde. Ein anderes mal sagt der Autor: „Wir sind im Jahre 1848 und die Zeit entschuldige Möller's Husarenstil, den wir beibehalten, ohne eine «Rechtfertigung» zu versuchen." Ein netter Autor, der sich bei den Lesern entschuldigt, daß er seine Menschen die ihnen zukommende Sprache reden läßt. Dergleichen kommt davon, wenn man Turgenjew liest und nachahmen will, ohne ihn zu verstehen. Dieser große Dichter läßt allerdings die Personen seiner Fiction, wo sie als Erzähler auftreten, ihre Berichte nicht selten, um die Naturwahrheit zu erhöhen, durch dergleichen Zwischensätze unterbrechen. Aber das ist eben nur in diesem einen Falle erlaubt, jedoch nicht da, wo der Autor selbst Erzähler ist.

Der Roman „Aus Mangel an Geld" von Charles Gibbon (Nr. 5) ist, wie die meisten englischen Durchschnittsromane, zwar ohne höhern literarischen Werth, auch in Motiven und Charakterschilderungen keineswegs allenthalben originell, aber durchweg spannend und anziehend geschrieben und erfüllt den Zweck, über ein paar leere Stunden hinwegzuhelfen, vortrefflich. Angenehm berührt namentlich die durchaus natürliche Darstellungsweise des Autors. Da ist keine rhetorische Phrase, kein Wortgeklingel; auch die in englischen Romanen sonst so häufigen langgedehnten Schilderungen sind auf das ihnen gebührende Maß eingedämmt. Alle Personen sind scharf charakterisirt und sprechen — das ist der Hauptvorzug des Romans — so schlicht und einfach, wie es ihnen zukommt und wie man in der Wirklichkeit zu sprechen pflegt. Die Uebersetzung ist fließend und lesbar.

Karl Erdmann Edler ist der Verfasser einer Anzahl historischer Romane und Novellen, welche im deutschen und französischen Mittelalter, im Alterthum u. s. w. spielen. Sonderbare Schwärmer, diese Herren, welche die Poesie allenthalben suchen, in den entlegensten Zeiten, bei allen Völkern der Erde, nur nicht in den gewaltigen politischen und socialen Kämpfen unserer Tage! Sind sie nicht wie jene Kinder, welche den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen? Meinen sie wirklich, daß das moderne Leben keine der künstlerischen Darstellung fähigen Stoffe biete, und daß es nicht angezeigter wäre, nicht die Mitwelt zu größerm Dank verpflichten würde, wenn sie Conflicte aus der Gegenwart behandelten? Indessen es muß auch solche wunderliche Heilige geben. Und wir lassen uns ab und zu in gemessenen Zwischenräumen auch einmal einen historisch-archäologischen Roman gefallen. Nur verlangen wir dann, daß der Dichter keinen Mummenschanz mit uns treibe und ebenso wenig moderne Menschen in antike Masken stecke als uns durch archäologische Spitzfindigkeiten langweile; sondern wir wollen dann die Bilder ganzer Menschen mit den ewig menschlichen Empfindungen in der Brust in einem zwar bis auf die Einzelheiten völlig stilgerechten, aber durchaus nicht unkünstlerisch zerdrechselten, die Antike überantikisirenden Rahmen vor uns sehen. In dieser Hinsicht ist Scheffel's „Ekkehard" das Muster eines historischen Romans. Auch Edler muß man zugestehen, daß seine Gestalten in erster Linie Menschen, in zweiter erst Römer, Mönche, Troubadours u. s. w. sind. Das historische Colorit ist dabei auch zur Genüge gewahrt und mit kräftigen Strichen, aber ohne Manierirtheit aufgetragen. „Der letzte Jude" (Nr. 6) führt uns den letzten Freiheitskampf der Juden gegen die Heere der Römer unter Vespasian und Titus vor, jenes gewaltige Epos der Geschichte, dem nur noch die Belagerung Karthagos im dritten Punischen Kriege in Hinblick auf die dabei zur Erscheinung tretende Heldengröße eines ganzen Volks gleichkommt, während alle andern großen geschichtlichen Kämpfe, selbst der Dreißigjährige Krieg oder der Napoleonische Feldzug gegen Rußland, mit diesen beiden keinen Vergleich aushalten können. Die Belagerungen von Jerusalem und Mesada sind plastisch und warm geschildert, die Charaktere der Hauptpersonen, besonders die des Titus und des starken Athniel, scharf und klar herausgearbeitet, die Motive und Denkweisen der Handelnden im allgemeinen richtig dargestellt. An bestreitbaren Einzelheiten fehlt es natürlich nicht, doch möchte ich den historischen Roman sehen, bei dem das nicht der Fall wäre. So ist die Abneigung der Juden gegen das Königsgeschlecht der Herodiaden nicht ganz richtig motivirt; nicht daß sie ihnen von den Römern octroyirt wurden, ist die Hauptursache, sondern daß sie nicht von der richtigen Ab-

stammung waren. Denn nie hat es ein Volk gegeben, das am so fest und starr Legitimitätsprincip gehalten wie das jüdische, und dem gleichzeitig das revolutionärste Blut in den Adern rollte. Im übrigen ist Edler's Roman leicht und gut geschrieben.

„Alt-Wien" von Märzroth (Nr. 7) ist ein Buch von äußerster Harmlosigkeit, so harmlos beinahe wie — nun wie eben das alte Wien selbst war. Da steht sie vor uns, die alte Kaiserstadt an der Donau mit ihren engen, krummen, hügeligen Gassen, mit dem naiven Leichtsinn, der damals noch in vollster Stärke in ihr herrschte, heute aber, ach, schon zum größten Theil daraus entflohen ist. Raimund, Castelli, Saphir, die Krones, Ludwig Löwe, Calafatti, Johann Strauß; Kärnthnergasse und Rothenthurmbastei, das alte Burgtheater, Hugelmann's Kaffeehaus, kurz alle die Menschen und Stätten, welche mit dem Begriff „Alt-Wien" untrennbar verbunden sind, läßt der Autor vor uns Revue passiren, und im Hintergrunde schreitet, sie alle überragend, die ernste und gewaltige Gestalt Ludwig van Beethoven's einher. Von einem Bemühen, den erhabenen Stoff künstlerisch zu gestalten, ist wenig in dem Buche zu spüren, es sind meist nur flüchtige, kurze Skizzen, aber aus jeder weht warm und beinahe rührend der Athem einer längstvergangenen, glücklichern, weil naivern Epoche, und während wir die schlichten, anmuthigen Schilderungen durchblättern, klingt's und summt's und tanzt's um uns wie die Töne des alten Liedes:

Da liegt mei Wean — mitten im Grean —
's is ane Pracht — 's Herz dabei lacht —
Wär's Paradies — net längst schon verlorn —
I glaub' ganz g'wiß — mei Wean wär' eins wor'n.

Konrad Alberti.

Naturwissenschaftliche Schriften.

1. Das Princip von der Erhaltung der Energie seit Robert Mayer. Zur Orientirung. Von Jakob J. Weyrauch. Leipzig, Teubner. 1885. Gr. 8. 1 M.

Wie verhält sich Robert Mayer's Satz vom „mechanischen Wärmeäqnivalent" zum Satz von der „Erhaltung der Energie"? In welcher Beziehung steht hierzu die Helmholtz'sche Lehre von den „Centralkräften"? Wie verhalten sich die letztern zu den „Radial- oder Stabkräften"? Sind die „Elektrodynamischen Grundgesetze" von W. Weber, Riemann und Clausius nicht im Widerspruch mit dem Satz von der „Constanz der Energie"? Welcher Grad von Gewißheit kommt dem Thomson'schen Satz von der „Zerstreuung der Energie" zu? Ueber diese und andere hochwichtige Fundamentalfragen der heutigen Naturwissenschaft orientirt das vorliegende Heft zwar nur in Kürze, jedoch recht gut und mit treffender Unterscheidung sowie unter Hinweisung auf die besten einschlagenden Schriften älterer, neuerer und neuester Zeit. Wegen der letzteren Zugabe ist das Werkchen nicht nur weitern Kreisen, welche über die Grundlage der modernen Wissenschaft Belehrung und Führung suchen, willkommen, sondern es wird auch durch diese Zusammenstellung der zugehörigen Fachliteratur für den Fachmann werthvoll.

2. Wärmelehre. Von P. G. Tait. Autorisirte deutsche Ausgabe, besorgt von Ernst Lecher. Mit 53 Holzschnitten. Wien, Toeplitz u. Deuticke. 1885. Gr. 8. 8 M.

Obwol es uns Deutschen durchaus nicht an Hand- und Lehrbüchern verschiedener Art bezüglich der modernen Wärmelehre oder der Thermodynamik fehlt, so erscheint doch das vorliegende, aus der englischen in die deutsche Literatur übertragene elementare Lehrbuch der neuen Wärmelehre von Tait nicht überflüssig, weil es in ebenso origineller wie praktischer Weise jeden höher Gebildeten mit den Thatsachen und Theorien der mechanischen Wärmelehre vom heutigen Standpunkt der Physik und Wissenschaft überhaupt in hinreichender Breite und Tiefe bekannt macht. Daß der Verfasser desselben von jeher das große Verdienst unsers Robert Mayer um die Thermodynamik sowie um den hochwichtigen Satz von der Erhaltung der Energie hart und nicht gerecht bekämpft hat (vgl. Tait „Sketch of Thermodynamics" 2. Edition, 1877) und die Arbeit R. Mayer's auch in dem vorliegenden Werke theils verschweigt, theils nicht anerkennt, wollen wir ihm hier nicht nachtragen, sondern unparteiisch zugeben, daß dieses Buch jedem Studirenden von großem Nutzen sein wird, der eine ernste Belehrung über den Stand der wissenschaftlichen Wärmelehre unserer Tage sucht und dabei das selbständige Ueberlegen und tiefere Denken nicht scheut. Eine einleitende Skizze der Wärmelehre bereitet den Leser recht gut auf den Hauptinhalt des Werks vor, sowie in letzterm selbst am Schluß der Kapitel in zweckmäßiger Weise kurze Rückblicke in prägnanter Form gegeben werden. Nach einer längern sehr interessanten Einführung beginnt dann der Text mit der Ausdehnung der Körper durch die Wärme und der zugehörigen Thermometrie, worauf die Aenderungen des moleeularen Zustandes, die specifische Wärme, die Thermo-Elektricität und noch andere Wärmewirkungen zur Besprechung kommen. Es folgt hierauf die Darstellung der verschiedenen Arten der Wärmefortpflanzung, der physikalischen Einheiten und Dimensionen, der Elemente der mechanischen Wärmetheorie und zum Schluß der Natur der Wärme.

Wenn vorstehend mit einigen Strichen die Architektonik des Buchs skizzirt worden ist, so fehlt doch vieles, ja alles, um die Frische und Originalität anzudeuten, welche den eigentlichen Bau sowie den Inhalt des Ganzen beleben. Bekanntlich sind die Engländer minder ängstlich in

der logischen Gliederung eines Lehrbuchs als die Deutschen, und sie gehen auch im Vortrag ihrer Materie Vergleichungen und Bildern aus andern Gebieten des Wissens und Lebens nicht aus dem Wege, wenn nur der vorgetragene Gegenstand dadurch faßlicher wird. Von dieser in England allgemein üblichen Freiheit hat der Verfasser mit Recht und so Gebrauch gemacht, daß dadurch dem Leser gewiß die Erfassung der schwierigen Materie erleichtert wird. Da auch der Uebersetzer nichts versäumt hat, um den Sinn des Originals recht genau wiederzugeben, und der Verfasser die Uebersetzung vor ihrem Abdruck durchgesehen hat, so können wir die vorliegende „Wärmelehre" allen, welche diese Disciplin nach ihrem dermaligen Stand studiren wollen, bestens empfehlen.

3. Der Atomaufbau in den chemischen Verbindungen und sein Einfluß auf die Erscheinungen. Von L. Mann. Mit einer Tafel. Berlin, F. Luckhardt. 1884. Gr. 8. 2 M.

Die Naturwissenschaft endet allezeit, sobald man auf die Kenntniß der letzten Ursachen dringt, mit Hypothesen, und hier liegt das Grenzgebiet zwischen der Physik und der Philosophie. Die erstere verfährt beim Aufbau ihrer theoretischen Grundlage äußerst vorsichtig und sieht stets danach, ob ihre Hypothesen mit der Erfahrung stimmen; die letztere geht in der Regel beim Aufsuchen der tiefsten Ursachen der erklärenden Naturwissenschaft mehr oder weniger kühn vor, obwol sich nicht leugnen läßt, daß in neuerer Zeit die Philosophie mit naturwissenschaftlicher Basis ihr Raisonnement stets mit den Ergebnissen der Erfahrung und der Versuche vergleicht. Das vorliegende Heft möchten wir zu den philosophischen Schriften der letztern Richtung zählen. Obwol es in manchen Punkten an die Philosophie des Descartes anknüpft, steht es doch im ganzen auf eigenen Füßen. Dies gilt zunächst voll und ganz von der scharfen Kritik, welche der Verfasser den Grundanschauungen der modernen Physik zutheil werden läßt, wir meinen seine Verwerfung der Massenanziehung, der unvermittelten Fernwirkung, der Erhaltung der Energie, der kinetischen Wärmetheorie, des Weltäthers und seiner Verwendung zur Erklärung der Erscheinungen der Licht- und Wärmestrahlung, der Elektricität u. dgl. m. An die Stelle des verurtheilten hiermit angedeuteten Unterbaues der heutigen Physik setzt er dann sein eigenes philosophisches System als Basis für die erklärende Naturwissenschaft der Neuzeit. Er nimmt an, daß die Stoßkraft oder die Bewegungsgröße, d. i. das Product aus Masse und Geschwindigkeit, die einzige Kraft aller Naturerscheinungen sei. Die Erhaltung dieser Stoßkraft ist ihm ein Hauptprincip. Dieses bringt er in Einklang mit eigenthümlichen, von ihm supponirten Stoffstrahlen und Wirbelbewegungen in den letztern, woraus sich ihm die Continuität des Stoffs im Weltall und weiters durch Zusammenziehung der Strahlen die Ursache der Elasticität, der Spannkräfte, der Wellenbewegung u. dgl. m. ergibt. Bei der so angenommenen Continuität des Stoffs leitet Mann nach dem Vorbilde von Descartes, jedoch in selbständiger Weise aus tetraederförmigen Bausteinen die Atomgestalt der chemischen Grundstoffe ab.

Die verschiedenen Energien der Physik, wie die Wärme, das Licht, die elektrischen und magnetischen Erscheinungen, dann auch die physiologischen Wirkungen, deducirt Mann aus einem feinen Stoff, den er „Elektricitätsstoff" nennt. Dieser zur Flüssigkeit condensirte höchst feine Elektricitätsstoff bildet nach Mann die eigentliche Elektricität, während der Dampf dieser flüssigen Substanz den Wärmeträger und Wärmeerzeuger bildet. Der durch die Atomwirbel, verschiedene Pressungen und Druckgrade mannichfach modificirte Elektricitätsdampf bewirkt die verschiedenen Lichterscheinungen. Ja selbst die Erscheinungen des Lebens sowie der Krankheiten leitet der Verfasser aus seinem nach Druck und nach Mengenverhältniß u. dgl. m. modificirten Elektricitätsstoff her. Ja der „leicht bewegliche Elektricitätsstoff" bildet nach dem Verfasser sogar „das Bindeglied zwischen den Sinneseindrücken und der Empfindung und dem Bewußtsein".

Hiermit haben wir auf das kürzeste den Inhalt der nach Wahrheit ringenden Schrift angedeutet; die Freunde selbständigen Denkens mögen sie nun selbst lesen. Dabei werden sich gewiß die Anhänger der exacten Forschung ablehnend verhalten, weil sie den strengen Gedankengang und die genaue Methode der heutigen Naturforschung der von dem Verfasser befolgten Darstellungsweise vorziehen, wenn sie auch die der Verborgenheit der letzten Ursachen entspringenden Mängel und Lücken der physikalischen Theorien nur zu wohl fühlen — aber wird nicht ernstlich von den Physikern selbst auf ihrem eigenen Gebiet genügend Kritik geübt? Wie vorsichtig geht z. B. die heutige Naturlehre bei der Feststellung der Thatsachen vor; sie anerkennt keineswegs die Erscheinungen des Ods, welche der Verfasser ohne weiteres gelten läßt. Die Existenz des Ods, d. i. eines zarten Lichts, welches nach Reichenbach den Magnet- und Krystallpolen entströmen soll, ist nichts weniger als erwiesen. Daß der Elektricitätsstoff des Verfassers auch „das Bindeglied zwischen Idee und Erscheinung" sein soll, dürften weder die Naturforscher noch die Philosophen zugeben, sodaß die vorliegende Schrift hüben wie drüben zahlreiche Gegner zu erwarten hat. Da jedoch die Arbeit des Verfassers ein ernstes philosophisches Suchen nach Wahrheit bekundet, läßt sich hoffen, daß sie trotz der etwaigen Gegnerschaften jedenfalls achtungsvolle Aufnahme finden werde.

Historische Literatur.

1. Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgange des Mittelalters. Von Johannes Janssen. Vierter Band: Allgemeine Zustände des deutschen Volks seit dem sogenannten Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555 bis zur Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580. Erste bis zwölfte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1885. Gr. 8. 5 M.

Sieben Jahre sind verflossen, seit Johannes Janssen, als streitbarer katholischer Historiker bekannt, mit seiner groß angelegten „Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgange des Mittelalters" an die Oeffentlichkeit trat. Als einer der ersten hat damals der Referent an dieser Stelle das Buch seinem Wesen nach charakterisirt als eine der tendenziösesten, aber auch hervorragendsten Leistungen der ultramontanen Historiographie. Denn so schroff der confessionelle Standpunkt des Verfassers sein mag, die Arbeitsweise desselben ist geschickt und in einem gewissen Grade bedeutend: Fertigkeit im Gruppiren, im Zurechtschieben und einseitig Beleuchten besitzt er in ebenso reichem Maße, wie er über eine erstaunliche Belesenheit, Geschick in der Darstellung und stilistische Eleganz verfügt. So ließ sich bereits aus dem damals besprochenen Anfang entnehmen, worauf das Blatt in seinem Fortgange eigentlich hinaus wollte: unter dem Schein der kühlsten Parteilosigkeit, mit einem umfänglichen gelehrten Apparat, der so geschickt hergerichtet ist, daß er den weniger scharfen Blick auch des Fachmannes leicht täuscht, und in einer ansprechenden Form wird hier die deutsche Geschichte der letzten vier Jahrhunderte in der Auffassung vorgetragen, welche für die auf dem Boden des Unfehlbarkeitsdogmas stehenden Katholiken gewissermaßen als die kirchlich sanctionirte gelten kann, und die denselben zugleich ihre Stellung in den die Entwickelung unserer Zeit bedingenden Kämpfen vorschreibt. Janssen ist der Historiker des Centrums, und seine deutsche Geschichte ist für dieses und seine Gesinnungsgenossen ein förmliches Arsenal, aus dem sie die historischen Waffen zur Verfechtung ihrer Sache in reicher Fülle entnehmen können. An Gegnern hat es Janssen daher natürlich nicht gefehlt, und sein Werk ist von seiten der protestantischen und überhaupt der den neuen nationalen Standpunkt vertretenden Historiographie heftig angegriffen und durch Enthüllung der Methode, nach der es „gemacht" ist, in weiten Kreisen schwer discreditirt worden. Im Anschluß an dasselbe ist eine ganze Streitschriftenliteratur entstanden, indem namentlich der Biograph Luther's, Köstlin, die ultramontane Geschichtsfälschung enthüllte, deren sich Janssen speciell in der Darstellung von Luther's Leben durch Weglassen, Verdrehen, künstliches Beleuchten schuldig gemacht hat, und J. Ebrard an einer Reihe eclatanter Fälle urkundlich nachwies, was von der vielgepriesenen Janssen'schen Objectivität in Wahrheit zu halten sei. Janssen ist die Antwort darauf nicht schuldig geblieben, aber überzeugt hat er niemand in den Reihen der Gegner, denen er schließlich doch immer nur das Dogma seiner Kirche entgegenstellt, das consequent festgehalten eine andere Auffassung und Beurtheilung der auf der Reformation beruhenden und durch sie bedingten neuern Geschichte Deutschlands nicht zuläßt.

Der Grundgedanke des Janssen'schen Werks ist bekanntlich der, daß die Zeit des höchsten Glücks und der reichsten Blüte für Deutschland das Ende des 15. Jahrhunderts gewesen sei: damals sei das Reich durch die Reformen Maximilian's politisch allen Ansprüchen genügend gestaltet, der wirthschaftliche Zustand ein überaus glücklicher, die gesellschaftliche Ordnung im Einklang damit alle Welt zu befriedigen geeignet und das geistige Leben in Wissenschaft, Literatur und Kunst in herrlichster Entfaltung begriffen gewesen. Daß es anders geworden, daß auf allen diesen Gebieten ein Rückgang eingetreten, ja nachmals ein tiefer Verfall gefolgt ist, sei einzig und allein auf die gewaltsame und rechtlose Unterbrechung zurückzuführen, welche in dem glücklichen Erblühen Deutschlands durch Luther's Auftreten und die Reformation hervorgebracht worden. Dieses Thema variirt Janssen in allen Richtungen, durch alle Gebiete des nationalen Lebens in Deutschland: der Abfall von der katholischen Kirche, welche in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nach ihm ebenfalls den Höhepunkt ihrer Entwickelung erreichte, habe all das Elend, verschuldet, das nachmals über Deutschland gekommen ist und das in seinen Nachwirkungen nicht eher ganz beseitigt sein wird, als bis Deutschland in seiner Gesammtheit wieder in den Schos der katholischen Kirche zurückgekehrt ist. Wird dies letztere auch nicht gerade ausgesprochen, als Ziel seiner Wünsche und als nothwendiges Ergebniß seiner historisch-politischen Betrachtungsweise läßt Janssen es oft genug durchblicken.

Nun ist ja zur scheinbaren Erweisung einer solchen These kaum eine Periode geeigneter als diejenige, welche Janssen in dem vorliegenden vierten Bände seines Werks behandelt, die Zeit, wo der Protestantismus unter dem Banne des später selbst buchstabengläubig gewordenen Luther geistig erlahmte und verkümmerte, seines Ursprungs und seines Berufs uneingedenk in unfruchtbaren Wortklaubereien verknöcherte, an Unduldsamkeit und Verfolgungssucht gegen jede Abweichung von dem angebeteten Buchstaben es den eifrigsten Katholiken nicht blos gleich, sondern nicht selten weit zuvorthat und wie ein Bleigewicht auf dem in trostlose Fesseln geschlagenen geistigen Leben der Nation lastete, sodaß dasselbe vollends verkümmert und hinsiechend der sich neu aufraffenden katholischen Reaction erlegen wäre, wenn nicht die bitter gehaßten Calvinisten, gegen die man jeden Augenblick bereit war, selbst mit den Papisten gemeinsame Sache zu machen, das Banner der geistigen und insbesondere der kirchlichen Freiheit festgehalten und mit ihrer eigenen zugleich die Zukunft Deutschlands gerettet

hätten. In den grellsten Farben, mit erstaunlicher Beherrschung der einschlägigen Literatur und in unverkennbarem Behagen, seine Behauptung von der Nutzlosigkeit und Verderblichkeit der Reformation an der Entwickelung der protestantischen Kirche selbst so handgreiflich erweisen zu können, schildert Janssen diese trostlose Zeit, indem er natürlich das Gute, was selbst auch dem protestantischen Leben nicht fehlte, absolut ignorirt und die protestantische Kirche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts darstellt als innerlich zerfallen, ketzerrichterischer und unduldsamer als die katholische jemals gewesen, höherm geistigen Leben abgeneigt und verderblich, als die Ursache fortschreitender sittlicher Verwilderung und als nicht fern mehr von dem Punkt, wo sie, selbst an sich verzweifelnd, in der Rückkehr zum Katholicismus Rettung suchen mußte. Nach Janssen sind aber trotz ihrer behaupteten Ohnmacht und Unfähigkeit, in deren Schilderung er nicht stark genug auftragen kann, und für deren Illustrirung ihm die verbitterten Streitschriften jener Zeit ein nur allzu reiches Material darbieten, die Protestanten den Katholiken gegenüber allezeit die Angreifenden gewesen, indem sie den in dem Augsburger Religionsfrieden aufgestellten Grundsatz „Cujus regio, ejus religio" in der willkürlichsten Weise anwandten und den Besitzstand der Katholiken im geheimen und offen bedrohten und gefährdeten, sodaß dann endlich auch die katholischen Fürsten sich genöthigt sahen, zur Vertheidigung gegen die um sich greifende Ketzerei von jenem Satz Gebrauch zu machen. So kommt bei Janssen von den fünfundzwanzig Jahren 1555—80 ein ganz wunderbar verzerrtes Bild zu Stande: die geistig und sittlich arg verkommenen, uneinigen und durch theologische Zänkereien erbitterten Protestanten gehen unermüdlich auf Eroberung der bei der alten Kirche verbliebenen weltlichen und geistlichen Gebiete aus, bedrohen dadurch den von den Katholiken meistens ehrlich gewollten Frieden und nöthigen diese endlich zu einer planmäßigen und energischen Abwehr fortwährender Beeinträchtigung. Wie es aber gekommen, daß die so elende neue Kirche, die ihren Bekennern nur Unheil brachte, trotzdem immer weiter um sich griff, in Böhmen und in Oesterreich Anhang und fast die Herrschaft gewann, daß sie in mehr als einem der geistlichen Territorien nahe daran war, den Sieg davon zu tragen: diese Frage wirft Janssen natürlich nicht auf, obgleich die von ihm angeführten Thatsachen sie doch unmittelbar stellen.

Es kommt ihm ja nur darauf an, durch dieses Gemälde Grau in Grau den dunkeln Hintergrund zu gewinnen, auf dem sich das lichte Bild der von den Jesuiten in Deutschland eingeleiteten und bald mit steigendem Erfolg fortgeführten katholischen Reaction um so herrlicher abheben soll. Diesem ist das dritte Buch des vorliegenden Bandes gewidmet. Petrus Faber, Claudius Jajus und Nikolaus Bobadilla, die drei ersten Jesuiten, welche in Deutschland wirkten, werden gefeiert wie nationale und kirchliche Heroen zugleich, um ihnen dann den Peter Canisius als vierten im Bunde anzuschließen, der die Bekehrung Deutschlands als seine und seines Ordens vornehmste Aufgabe erfaßte und der Meinung war, Rom könne in Deutschland alles erlangen, wenn es nur die Deutschen recht zu behandeln wisse. Man kann wol sagen, daß damals das Schicksal des deutschen Katholicismus entschieden worden ist. Denn wenn Janssen bei Besprechung der Wirksamkeit und der Erfolge der ersten deutschen Jesuitencollegien bemerkt, jesuitisch und strengkatholisch sei in Deutschland im Sprachgebrauch gleichbedeutend geworden, so gilt der Satz doch heute noch genau ebenso. Dieser Anschauung Janssen's entspricht nun vollkommen, daß er gerade so wie die Protestanten und die Katholiken in der von ihm behandelten Zeit die Hauptfeinde der von ihm vertretenen Richtung in den Calvinisten sieht und dieselben als die Träger einer Lutherthum und Papstthum gleichmäßig bedrohenden internationalen Revolutionspartei darstellt. Ein Glied in den Umsturzplänen derselben ist die Erhebung der Niederlande gegen Spanien — natürlich kein Freiheitskampf, sondern eine Revolution gegen göttliches und menschliches Recht, von Wilhelm von Oranien, so deutet Janssen an, hervorgerufen, um seiner drückenden Schulden ledig zu werden!

Wer die frühern Bände von Janssen's Werk kennt und aus denselben mit dieses Geschichtschreibers Methode vertraut ist, deren Kunst im wesentlichen in der Combination halber Wahrheiten und halber Entstellungen besteht: der wird sich natürlich über das nicht wundern, was derselbe aus den hier von ihm behandelten fünfundzwanzig Jahren der deutschen Geschichte gemacht hat: auf der Seite seiner Glaubensgenossen sucht er nur Licht, rühmliches Streben und löbliche Erfolge, auf derjenigen der Gegner nur Schatten, beschränkten Glaubenseifer und allgemeine Verkommenheit. Zur Beurtheilung des modernen Katholicismus gibt das Buch einen unschätzbaren Beitrag.

2. Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Elfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 6 M.

Der elfte Band des „Neuen Plutarch" enthält nur zwei Biographien, die Friedrich's des Großen von Martin Philippson und die Lessing's von Julian Schmidt. Darin steht er nach unserer Auffassung hinter den meisten seiner Vorgänger zurück, welche einen mannichfaltigern Inhalt boten. Obgleich nun eine Biographie des großen Königs, auch in dem knappsten Rahmen gehalten, in einem Werk wie das vorliegende immer einen über das sonst gültige Maß hinausgehenden Raum wird einnehmen müssen, so scheint es uns doch, als ob die Philippson'sche Lebensgeschichte Friedrich's durch eine größere räumliche Beschränkung sehr gewonnen haben würde. Namentlich in dem ersten Theil leidet sie an einer gewissen Weitschweifigkeit und einer immer von neuem durchbrechenden Neigung zum Anekdotenhaften. Man vermißt die festen, aus dem Beiwerk sich bestimmt hervorhebenden Umrisse und eine nachdrückliche Betonung der eigentlich weltgeschichtlichen Momente in diesem einzigen

Fürstenleben. Manche neuern Arbeiten sind nicht benutzt: besonders aufgefallen ist uns die Kürze, mit der die erste Theilung Polens abgethan wird, während doch nach den Forschungen Adolf Beer's und Reimann's kaum ein Ereigniß so geeignet ist wie dieses, um die Eigenart Friedericianischer Diplomatie in einer auch für den Menschen Friedrich höchst charakteristischen Weise ins Licht zu setzen.

Auch Julian Schmidt's Aufsatz über Lessing, so treffliche Bemerkungen er hier und da enthält, wird doch kaum für eine Biographie gelten können, die dem für den „Neuen Plutarch" vorgesehenen Maßstab entspricht: literarhistorische Bemerkungen, kritische Streiflichter sind an einem sehr dünnen biographischen Faden aneinandergereiht — ein Lebensbild Lessing's kommt aber auf diese Art nicht zu Stande.

3. Aus Bremens Vorzeit. Aufsätze zur Geschichte der Stadt Bremen von Wilhelm von Biggen. Bremen, Schünemann. 1885. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

In diesem Bande sind sieben größere und einige kleinere Studien zur Geschichte der alten Hansestadt vereinigt, die theils als Vorträge entstanden, theils in bremer Tagesblättern veröffentlichte Vorstudien ausmachen zu einer den Verfasser beschäftigenden Geschichte seiner Vaterstadt und ganz geeignet sind, in ihrer Einfachheit und Anspruchslosigkeit zunächst das bremische Publikum anzusprechen.

Hans Prutz.

Vermischte Schriften.

1. Die Gase und ihre Bedeutung für den menschlichen Organismus, mit spektroskopischen Untersuchungen. Von Lender. Erster Theil. Berlin, Fischer's medicinische Buchhandlung. 1885. Gr. 8. 6 M.

Tiefste Unkunde wäre unsere Losung, wenn wir nicht Kenntniß hätten von den Gasen. Das Leben der festen und flüssigen Körper wäre ohne solche Kenntniß niemals uns begreiflich. Und vollends wären wir ohne Einblick in die Physik und Chemie der Gase keinen Augenblick im Stande, den Organismus zu erfassen, und zwar nicht blos den pflanzlichen und thierischen, sondern auch die Wirthschaft, den Organismus des Weltalls. Die Gase des Universums stehen in der genannten Beziehung zu den Gasen des Erdballs, und diese können als die eigentlichen Erzeuger, Zerstörer, Regulatoren alles pflanzlichen und thierischen Daseins betrachtet werden, als maßgebend und entscheidend für alle leiblichen und dadurch auch für die seelischen, gesundheitsgemäßen und krankhaften Zustände der Organismen.

Es wird demnach begreiflich, daß ein Werk, welches mit dem Studium der Gase und deren Verhalten im Weltall, auf der Erde, in den Organismen sich beschäftigt, bei guter Anlage höchst nützlich und ersprießlich sein und die vollste Bedeutung für sich in Anspruch nehmen wird. Es kann dies alles behauptet werden von der Arbeit von Lender.

Auf drei Theile oder Bände ist das Werk berechnet. Im vorliegenden ersten Bande werden die kosmischen und tellurischen physikalisch-chemischen Verhältnisse der Gase besprochen; der zweite Band wird der Biologie und Physiologie, der dritte der Spektroskopie und Therapie der Gase gewidmet sein. Schon aus dem ersten Bande mit seinem reichen Inhalt ersehen wir, daß das Werk nicht blos im Kreise von Naturforschern und Aerzten seine Leser sucht, obgleich es hier gewiß die lebhafteste Theilnahme finden wird, sondern auch allen wirklich Gebildeten in hohem Grade willkommen sein muß. Die Ausflüge, welche Lender in das Gebiet der Astronomie, Physik und Meteorologie macht, die Entwickelungen chemischer und geschichtlicher Art, die biologischen und medicinischen Fingerzeige, dies alles erfüllt den Leser mit größter Dankbarkeit, wie es auf der andern Seite dem Autor das Zeugniß fruchtbarster Vielseitigkeit und gründlichster Bildung ausstellt.

Ich bin erfreut, daß viele meiner Anschauungen über Atome, Aether u. s. w., die ich an mehrern Orten („Allgemeine Naturlehre der Menschheit", 1865; „Der Mensch und die Seele", 1872; „Beiträge zur Anthropologie und Psychologie", 1877) aussprach, durch die neueste exacte Forschung glänzend bestätigt werden.

Dem ersten Bande fehlt ein Verzeichniß des Inhalts; möge der Autor ein solches jedem Bande beifügen und auch nicht unterlassen, auf den Titelblättern der weitern Bände seinen Vornamen zu nennen.

2. Die Kunst, recht lange zu leben. Von Saffray. Autorisirte Uebersetzung von Rudolf Liebke. Minden, Bruns. 1885. 8. 3 M.

Leben ist keine Kunst! Leben ist eine große Kunst! Für den Menschen mit völlig normalem Instinct ist Leben keine Kunst; für denjenigen aber, dessen Instincte im Schatten einer jammervollen äußerlichen Gesittung durch erbliche Leiden und allerhand Gebrechlichkeit verdorben wurden, ist langes Leben die größte Kunst. Der völlig naturgemäß entwickelte Erdensohn lebt durchaus hygieinisch, ohne jemals eines Lehrbuchs der Hygieine zu bedürfen. Aber für den durch falsche Gesittung angekränkelten oder entarteten Zweihänder sind solche Lehrbücher und Leitfäden von größter Wichtigkeit. Da es im ganzen nur wenig Menschen mit unverdorbenem, kraftvollem Instinct gibt, so ist es ungemein nothwendig, so viel Lehrbücher und Leitfäden der Gesundheitspflege zu drucken, daß jedes Einzelwesen mindestens ein Buch erhält. Da jedoch die Verhältnisse, Ansprüche, Bedürfnisse und Voraussetzungen bei den Werken und Lesern verschieden sind, muß es auch

verschiedene Druckschriften über Hygieine geben, auch solche, die man in die Tasche stecken und leicht lesen kann. Alle diese Druckschriften sollen aber typographisch wohlausgestattet sein; denn sonst verderben sie die Augen und sind selbst ein Attentat auf die Gesundheitspflege, welche sie predigen, ausbreiten und zu Ehren bringen wollen und sollen.

Eins der vorzüglichsten Taschenbücher der Hygieine ist das Werk von Saffray. Ich kann dieses höchst lehrreiche, nutzbringende, gut übersetzte Schriftchen aus bester Ueberzeugung empfehlen. Dasselbe ist vom Geiste der Wissenschaft durchdrungen, vielseitig und anziehend.

Eduard Reich.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Die im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende „Coleccion de autores españoles" ist abermals mit zwei neuen Werken bereichert worden. Das erste: „El P. Isla. Historia del famoso Predicador Fray Gerundio de Campazas, alias Zotes", herausgegeben von Eduardo Lidforß (2 Bde., XLII. und XLIII. der Sammlung), berichtet uns, nach einer kurzen Kritik der Quellen, in anschaulicher, frischer und oft humoristisch angehauchter Darstellung die wechselvollen Lebensschicksale und die homiletische Wirksamkeit des Fray Gerundio. Der Herausgeber hat in dieser Biographie absichtlich die alte Orthographie und Interpunktion des Isla'schen Originaltextes mit geringen Modificationen beibehalten, um dem Werke das eigenartige Colorit seiner ursprünglichen Fassung zu wahren.

Von dem zweiten Werk: „Obras Escogidas de D. Ramon de Campoamor" liegen die zwei ersten Bände (XLIV. und XLV. Band der Sammlung) vor. Dieselben enthalten eine Auswahl eigenartiger Gedichte, von denen besonders die zur Reflexionspoesie neigenden von der originellen und bedeutenden Begabung des gefeierten Autors ein beredtes Zeugniß ablegen und eine seltene Tiefe des Gefühls, Größe der Gesinnung und gedankenreichen, lyrischen Schwung athmen. Der dritte Band ist unter der Presse.

Ferner ist der vierundzwanzigste Band derselben „Coleccion", welcher unter dem Titel „Teatro moderno español" zwei elegante Lustspiele in Versen und ein an dichterischen Schönheiten reiches Drama neuerer Autoren enthält, in unverändertem Neudruck erschienen.

Ferner ist im Brockhaus'schen Verlag erschienen: „Cours abrégé de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours. Ouvrage rédigé d'après Bougeault, Paris, Albert, Demogeot par M. Asmus", ein in französischer Sprache abgefaßtes Werk, welches die ausgesprochene Tendenz verfolgt, dem Leser im bescheidenen Rahmen und in großen Zügen ein klares, anschauliches Bild der Entwickelung der französischen Literatur bis auf unsere Tage vorzuführen. Hierbei legt es nicht so viel Gewicht auf eine erschöpfende Vollständigkeit der biographischen Notizen, als vielmehr darauf, dem Leser durch die Mittheilung charakteristischer Züge aus dem Leben der Geistesheroen und durch die Erzählung interessanter Begebenheiten, welche einen bedeutsamen Rückschluß auf die Eigenthümlichkeit einzelner Begabungen und auf die jeweiligen geistigen Strömungen verstatten, ein volles Verständniß der geistigen Bedeutung der verschiedenen Jahrhunderte zu erschließen. Diese literaturgeschichtliche Skizze, welche durch die biographisch-chronologische Anordnung des reichen Stoffs an Uebersichtlichkeit und praktischer Brauchbarkeit gewinnt, kann allen denen angelegentlichst empfohlen werden, welche zum eingehenden Studium umfangreicher Literaturgeschichten nicht die erforderliche Muße haben.

Was das „Vollständige Wörterbuch der Italienischen und Deutschen Sprache von H. Michaelis" betrifft, das in dritter Auflage vorliegt, so nimmt dasselbe unleugbar einen hohen Rang unter den Erscheinungen auf dem Gebiete der Lexikographie ein und verdient insofern den Vorzug vor vielen Erzeugnissen verwandter Gattung, als es den von diesen Werken kaum beachteten Lebensäußerungen des modernen Sprachgeistes vollste Berücksichtigung zutheil werden läßt und durch systematische Codification der modernen Bezeichnungen, Ausdrücke und Wendungen der gewöhnlichen Umgangssprache und des höhern literarischen Stils einem fühlbaren, praktischen Bedürfniß Rechnung trägt. Diese Betonung des modernen Elements hat gewiß nicht wenig zu der Beliebtheit beigetragen, deren sich das Werk im reichsten Maße zu erfreuen hat, wie wol am besten aus dem Umstande hervorgeht, daß es bereits in dritter Auflage vorliegt.

Auch Morwitz' „Neues Wörterbuch der Englischen und Deutschen Sprache" ist ein dankenswerthes und verdienstvolles Werk, die Frucht jahrelangen Sammelfleißes; es hat sich zur Aufgabe gestellt, für die Kenntniß des Wortschatzes der englischen Sprache unter Berücksichtigung aller Bereicherungen und Modificationen, welche sie im Laufe der Jahre auf amerikanischem Boden erfahren hat, ein geeignetes Hülfsmittel an die Hand zu geben. Die zweckmäßige Anordnung des Stoffs, die genaue Bezeichnung der Aussprache des Englischen und Deutschen nach einer neuen Methode, die gefällige Form und der deutliche Druck sind anerkennenswerthe Vorzüge dieses Wörterbuchs, welches auch bezüglich der Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit weitgehenden Anforderungen gerecht werden dürfte.

Alle Vorzüge des eben besprochenen Werks besitzt auch desselben Verfassers „Taschen-Wörterbuch der Englischen und Deutschen Sprache"; es gibt dessen wesentlichen Inhalt in gedrängter Fassung und mit möglichster Vollständigkeit wieder. Seinem Zweck entspricht es auch durch das handliche Format und wird gewiß in reichstem Maße allen Ansprüchen genügen, welche billigerweise an ein Hülfsmittel von derartigem Umfange gestellt werden können.

Bibliographie.

Dicks, en as Rosen. Komédésték an èngem Akt (nom Franséschen). Luxemburg, Schamburger. 8. 70 Pf.

Erich, Geschichte des 7. Ostpreußischen Infanterie-Regiments Nr. 44 von 1860—1885. Die sämmtlichen Anlagen sind bearbeitet von Toeppen. Mit 1 Titelbild, 4 Skizzen im Text und 3 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 10 M.

Fournier, A., Historische Studien und Skizzen. Prag, Tempsky. Gr. 8. 8 M.

Günther, F., Der Ambergau. 1ste Abtlg. Hannover, Meyer. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Hackländer, F. W., Gefährliche Blumensträuße. Illustrirt von H. Albrecht. Stuttgart, Krabbe. 8. 50 Pf.

— — Zwischen zwei Regen. In Scene setzen. Illustrirt von L. Marold Stuttgart, Krabbe. 8. 50 Pf.

Deutsches Heldenbuch für Heer und Volk. 1stes Bdchn.: Prinz Friedrich Karl von Preußen, General-Feldmarschall. Mit Porträt und 22 Textillustrationen. Berlin, Luckhardt. Gr. 8. 60 Pf.

Hutter, H., Das königlich bayerische 1. Chevaulegers-Regiment „Kaiser Alexander von Rußland" 1682 bis 1882. Im Auftrage des Regiments geschichtlich dargestellt. München, Oldenbourg. Gr. 8. 9 M. 30 Pf.

Mayer, J. B., Vom Erkennen. Freiburg i. Br., Stoll u. Bader. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Přibram, A. F., Oesterreich und Brandenburg 1688—1700. Prag, Temsky. Gr. 8. 6 M.

Steiger, A., Gedichte. Zürich, Schmidt. 8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Geschichte der Architektur. Von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

Von **Wilhelm Lübke.** Sechste unter Mitwirkung von Professor Dr. **C. von Lützow** reich vermehrte Auflage. Mit ca. 1000 Illustrationen. Zwei starke Bände. Preis broschirt ca. 27 Mark, geb. ca. 32 Mark, in Halbfranz ca. 34 Mark.

Um den Besitzern früherer Auflagen die Anschaffung der völlig umgearbeiteten sechsten zu erleichtern, tauscht die Verlagshandlung die frühern Auflagen gegen die neueste ein, indem sie den Käufern 10 Mark für die alte Auflage vergütet, gleichviel ob gebunden oder broschirt. Jede Buchhandlung kann den Umtausch vermitteln. Die Bestimmung besteht bis Ende 1885.

Raffael und Michelangelo. Von **Anton Springer.** Zweite Auflage in zwei Bänden. Mit vielen Illustrationen und Kunstbeilagen. Elegant cart. 21 Mark, in Halbfranz 25 Mark, in Liebhaberbänden 30 Mark.

Das Werk wird von der Kritik einstimmig als eine biographische und historische Meisterleistung bezeichnet.

Dürer. Geschichte seines Lebens und seiner Kunst von **Moritz Thausing.** Zweite Auflage in zwei Bänden. Reich illustrirt und sehr elegant ausgestattet. Elegant cart. 20 Mark, geb. in Halbfranz 24 Mark, in Liebhaberbänden 28 Mark.

Dieses Werk stellt sich in Bezug auf geistigen Inhalt und äussere Ausstattung dem vorhergehenden würdig an die Seite.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Palau-Inseln im Stillen Ocean.

Reiseerlebnisse

von

Karl Semper,

Professor der Zoologie und vergl. Anatomie an der Universität Würzburg.

Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Ein deutsches Werk, in dem die jetzt so viel genannten Carolinen-Inseln und deren eigenartige Bewohner geschildert werden. Der Verfasser hat sich fast ein Jahr daselbst aufgehalten und theilt das von ihm Beobachtete und Erlebte in lebhafter, farbenfrischer Darstellung mit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Cours abrégé

de la

Littérature française

depuis son origine jusqu'à nos jours.

Ouvrage rédigé d'après

Bougeault, Paris, Albert, Demogeot

par

M. Asmus.

8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 249 bis 255.

Zur Lage in Elsaß-Lothringen. (I/IV.) — Spaniens Kriegsmacht. — Die Carolinen-Frage und die spanischen Parteien. — Die österreichische Kriegsmarine 1884—85.

Gutbiers Museum der italienischen Malerei in Originalphotographien. — Alpine Reiseliteratur in früherer Zeit. (I/V.) — Alfred Meißner. (Nekrolog.) Von Fr. Muncker. (IV. Schlußartikel.) — Zur Geschichte der preußischen Reformzeit 1807—1815. Von Professor Dr. H. Baumgarten. — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Krakatau. Von Dr. H. Behrens. — XVI. Anthropologen-Congreß zu Karlsruhe. (VI/VII.) — Zum hundertjährigen Jubiläum der Geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha. Von Professor Dr. H. Wagner. (I/II.) — Die jüngste Molière-Ausgabe. — Beaumarchais in Spanien. Von Dr. A. Bettelheim. (I.) — Die Psychologie des Verbrechens. Von Dr. R. Kittel.

Der europäische Handel Rußlands. — Ausführungsvorschriften zu dem Gesetze betreffend die Erhebung von Reichsstempelabgaben.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MORWITZ'

Neues Wörterbuch

der Englischen und Deutschen Sprache

mit besonderer Berücksichtigung der Amerikanismen.

Zwei Theile. Geb. 6 M.

Taschen-Wörterbuch.

Zwei Theile. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese neuen englisch-deutschen und deutsch-englischen Wörterbücher zeichnen sich aus durch Reichhaltigkeit an Wörtern aus dem geschäftlichen, gewerblichen, technischen und wissenschaftlichen Leben, sowie durch Aufnahme der Amerikanismen und deutliche Aussprache-Bezeichnung der englischen und deutschen Laute.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Elfter Theil. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 10.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1885.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Gedichte und Dichtungen. Von Rudolf von Gottschall. — Ein berühmter Aegyptologe. Von J. Mähly. — Novellen und feuilletonistische Schriften. Von Johannes Emmer. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Gedichte und Dichtungen.

1. Dichtungen von Alberta von Puttkamer. Leipzig, Schloemp. 1885. 8. 3 M.

Es wird so viel gedichtet und so viel Gedichtetes gedruckt und verlegt, daß uns bei neuen Dichternamen stets ein Bedenken anwandelt, ob wir es nicht wieder mit einem Jünger der Dichtkunst zu thun haben, der die Muse liebt, aber von ihr nicht wiedergeliebt wird, und die Körbe auf den Markt bringt, die er von dieser erhalten hat. Es gibt ja auch viele fertige Dilettanten, denen man kaum anmerkt, daß sie nur eingelernte Stücke nachspielen: man muß ihnen genauer auf die Finger sehen; denn sie haben oft den echten Talenten den Fingersatz abgeguckt. Und gar dichtende Frauen! „Es ist ihr ewig Ach und Weh aus Einem Punkte zu curiren" . . . wie Goethe von den Frauen allerdings nicht im Hinblick auf ihren poetischen Jammer sagt. Viele Poesien der Frauen sind freilich überhaupt nicht zu curiren: so gelähmt ist ihre Form und so hysterisch ihr Inhalt.

Alberta von Puttkamer gehört nicht zum Gros dieser Dichterinnen: sie ist jedenfalls eine eigenartige Erscheinung und hat in ihrer Dichtweise nichts Dilettantisches. Wenn man heutzutage Gedichtsammlungen kritisirt, so kann man nicht mehr den Maßstab des formell Gelungenen anlegen; denn dann werden uns leicht Talente vorgetäuscht, wo keine vorhanden sind: die gebildete Sprache, die für uns dichtet und denkt, ist jetzt das Eigenthum der weitesten Kreise geworden; man kann auch nicht das oder jenes einzelne Gedicht herausgreifen; denn wem gelänge heutzutage nicht ein einzelnes Gedicht! Man muß vor allem darauf sehen, ob uns eine eigenartige Physiognomie entgegentritt, ein poetischer Charakterkopf, dessen Züge sich scharf von den Alltagsgesichtern unterscheiden, ob Dichten, Denken und Empfinden aus diesem Charakter hervorgehen und deshalb aus Einem Guß sind, ob echte Inspiration dem Dichter die Feder führt.

Bei Alberta von Puttkamer erhalten wir den Eindruck, daß ihre dichterischen Ergüsse aus einem innern zwingenden Triebe hervorgegangen; ihre Gedichte sind nicht Blätter aus einer Studienmappe; es ist ein origineller kühner Wurf darin. Sie singt nicht Lieder und Balladen wie das blonde Gretchen am Spinnrocken; sie hat etwas von einer Faustina, etwas Hochstrebendes und Dämonisches. Gleich die Widmung, in freien Rhythmen und hymnenartigem Ton, ist charakteristisch für ihre Dichtweise. Der Feuerräuber Prometheus, mit dem sich die weibliche Spinnrockenlyrik selten zu schaffen macht, führt sie den „nebelumhüllten Weg zum Parnaß", zum lichten, freien Geiste des Schönen; seine Fackel leuchtet ihr als Götterfunken:

Manchmal lohte die Fackel
Siegend empor,
Und ich eilte ihr nach,
Haltlos vom Sehnen dahingerissen.
Ich kam wieder Prometheus nahe —
Und es ward
Ueberirdische Helle umher.
Wundervolle Gestalten
Traten hervor
Aus den edeln Hallen der Burg. —
Weithin strahlend
Schaut' ich die Augen Goethe's
Und die strengen Züge des Dante,
Schaut' ich die blasse Gestalt
Des edelleidenden Tasso,
Byron's lockenumflogenes Haupt,
Und die mächtige Stirn
Des Schöpfers von Hamlet und Timon. . . .

Einer aber von ihnen
Winkte mit bleicher Hand
Und wollt' mich hinüberziehen,
Die junge, zagende Kraft zu stützen. —
Und ich taumle entzückt
Vorwärts, entgegen dem Herrlichen —
— — — — — — — — — —
— Doch plötzlich
Gähnt eine Kluft mir zu Füßen ...
In breite Spalte gerissen,
Starrt mich die dunkele Erde an;
Unablässig winkt drüben
Die weiße Hand —
Und es überdrängt mich
Eine göttliche Kühnheit —
— Ich schreite voran —
Die Hand kommt mir näher — —
— — — — — — — — — —
Wird sie mich schützend
Hinüberleiten ins Reich des Schönen,
Des Ruhmes?
Oder hat mich Prometheus
Herauf nur gelockt
Und das Sehnsuchtsfeuer
Entzündet in mir,
Damit die furchtbare Kluft
Mich, die trotzig Wagende,
Niederreißt
In Nacht des Vergessens?

Der kühne Aufschwung schließt mit einem Fragezeichen, mit einem Zweifel an dem eigenen Talent. Die Plateniden de pur sang hätten einen andern Abschluß gewählt: sie hätten sich sans façon unter die wundervollen Gestalten gemischt, sicher ihrer Unsterblichkeit, und hätten dem guten Prometheus die Fackel aus der Hand genommen, um damit sich selbst zu beleuchten.

In dem Gedicht „An meinen Genius" gibt die Dichterin ein Bild ihrer Poesie, das nichts gemein hat mit der landesüblichen Frauenlyrik: „Flügel vom Adler, vom Leuen die Kraft", und „wäre sie krank im Rausch der Begeisterung":

Ich stürzte mit jauchzendem Schrei in den Tod,
Den enthüllt und enträthselt das Göttliche bot!

Die Sammlung zerfällt in fünf Abschnitte: „Empfindung und Stimmung", „Bilder und Skizzen", „Von Liebe", „Aus der Natur", „Freie Rhythmen".

Wie der erste Abschnitt beweist, liegt das Liederartige, das lyrisch Hingehauchte dem Talent der Dichterin am fernsten; es drängt immer nach dem Gedankenvollen und Schwunghaften hin. Auch durch den Refrain vermag sie nicht jene Wirkung zu erreichen, die ein nach musikalischer Begleitung sich sehnendes Lied ausüben muß; das beweisen Gedichte wie „Glückesahnen":

Drunten in den todten Gassen weit
Regt ein heißer Wind die müden Schwingen —
Und er trägt herauf die neue Zeit
In der Lenznacht, wenn die Knospen springen.

Diese letzte Zeile bildet den Refrain, der sich in den drei folgenden Strophen wiederholt. Doch so langathmige, durch drei Verszeilen reichende Sätze wie in der zweiten Strophe, Wendungen wie „glückbeklomm'nes Singen", denen man abgesehen von dem mangelhaften Wohlklang auch keine glückliche Wortbildung nachrühmen darf, widersprechen dem Charakter des Liedes. Auch in dem größern Cyklus „Von Liebe" findet sich nur ein einziges Gedicht, welches als Lied bezeichnet werden kann und dem man innige Empfindung und schönen Ausdruck derselben nachrühmen muß:

Nun wanderst du von dannen —
Nicht weiß ich Ort und Weg.
Hier gehen dumpf die Lüfte,
Die Rosen zittern am Steg ...

Da drüben hinter der Halde
Da geht dein Schatten hin —
Wie ich wol in diese Oede
Herübergekommen bin?

Mich lockte deiner Augen
So dunkelgoldner Schein;
Es fielen die schweren Locken
Dir über die Stirn herein.

Die blonden Locken verhängten
Dein wundersames Gesicht;
Das Auge blitzte darunter
Wie wallendes Mondenlicht.

Du hast mich am Wege gelassen,
Dein Singen verhallt im Wind,
Indeß in die Rose am Hage
Still meine Thräne rinnt.

Ich starre ins Heidedunkel —
Ich weiß den Weg nicht zurück —
Und drüben entwandelt langsam
Mit dir — mein Jugendglück.

Es gibt Dichterinnen, welche mit poetischem Geschlechtertausch dichten und Liebeslieder für Männer singen: Alberta von Puttkamer singt in diesen „Liedern an einen fahrenden Ritter" ihre echt weibliche Sehnsucht aus. Der Held hat etwas von Childe Harold, Don Juan, Leone Leoni; wir sehen ihn bei der düstern Beleuchtung herabgebrannter Kerzen wie die Musset'schen Helden, und der Musset'sche Mollton zieht sich durch den ganzen Cyklus, welchen ebenso gut Prinz von Carolath gedichtet haben könnte. Es ist viel Leidenschaft darin und glühendes Colorit, auch exotische Färbung; denn der Held, dem die Dichterin ihre Sehnsucht nachweint, ist ein Weltwanderer wie Semilasso. Einer andern begrabenen Liebe ist wol das Gedicht „Begegnung im Mai" gewidmet, das ebenfalls stimmungsvoll im Mollton gehalten ist.

Unter den „Bildern und Skizzen" finden sich Gedichte von ungleichem Werth. „Brunhild im Flammenbann" ist eine etwas weit ausgeführte Allegorie; „Unter dem Weihnachtsbaum" läßt doch die christ-festliche Stimmung in Ton und Haltung vermissen, die Moral ist etwas gesucht. Mahnungen wie diejenigen, die an einen üppigen Dichter oder an einen geistreichen Freund gerichtet sind, zeugen im Verhältniß zu ihrem Inhalt eine zu prunkhafte Form. Namentlich dem geistreichen Freund, der ein wenig hastig und faselig zu sein scheint, hätte wol

ein mehr humoristisch eingekleideter Rath gegeben werden sollen. Die historischen Fresken „Moses' Tod" und „Diogenes vor Korinth" haben stilvolle Haltung; ebenso die poetischen Ergüsse zur Feier Geibel's und Goethe's. „Der Untergang von Is", eine altbretagnische Sage, hätte sich wol knapper behandeln lassen: die Pointe derselben wäre dann mehr hervorgetreten als in der breiten, wenn auch farbenreichen Behandlung. Echten Balladenton dagegen hat das hübsche Gedicht „Eine Verlorene". Chopin ist natürlich der Dichterin Liebling; sie phantasirt ja oft in Versen à la Chopin. Eine Dame, ein reizend Weib, frägt den Componisten:

Warum, seltsamer Mann,
Schreibt Ihr denn Eure Schmerzensmelodien,
Den dunklen Sehnsuchtsdrang, den Schwung der Lust,
Das Lächeln goldnen Glücks, den Schrei des Leids,
Die Unermessenheiten des Gefühls,
In eitlem Tanzesschritt, im Walzertakt,
Im wilden Rhythmus der Mazurka nur?

Da entgegnet er:

Seht, was ich spiele, blonde, fremde Frau,
Ist nur das Leben, wie es rast und ringt.
Der Tänzer, nennt „Gefühl" ihn, reißt euch hin
In heißem Arm zum großen Lebenstanz.
Erst wiegt er euch gelind; der Fuß berührt
Den schweren Boden kaum; die Sehnsucht gibt
Euch goldne Flügelpaare, und das Glück
Fliegt wie ein heller Schmetterling vorauf —
Doch plötzlich rast der Takt — das Leben spielt
In tollen Tönen auf; der Wirbel reißt
Euch hin, daß ihr ihm heiß erathmend folgt ...
Ein andrer Tänzer, nennt ihn „Leidenschaft",
Nennt ihn die „Liebe" oder wie ihr wollt,
Ergreift euch nun. Die Melodie wird heiß
Wie sein Umarmen, rastlos wie sein Schritt.
Hört ihr's in meinem Ton? sein Auge glüht,
Sein Mund lacht auf in übersel'gem Schrei —
Hört den Accord, und den! Das ist die Lust!
So ruft die Lust aus letztem Seelensgrund!
Ihr biegt euch ab — ihr werdet athemlos —
Euch stockt der Lebenspuls vor Bangigkeit ...
Der Tänzer „Leidenschaft" reißt weiter euch —
Herauf, herab, durch duftend Gartenland,
In tief verschwiegnen Wald zu kurzer Rast,
Durch Festessäle, über Gräber hin,
Bald jubelnd, bald in Thränen; einmal matt,
Und dann so frisch, als käm' ein Frühlingssturm!

Und die Pointe des Gedichts ist, daß die schöne Frau erklärt, indem sie den Musiker leuchtend ansieht:

Ich fürchte, daß ich rettungslos
Seit heute auch den wilden Tanz begann.

Die Bilder „Aus der Natur" sind nicht immer stimmungsvoll: es hängt oft an der Schilderung eine zu lange Nutzanwendung; so gleich beim ersten Gedicht dieses Abschnitts: „Vor dem Gewitter"; „An einen welken Baum" ist eine etwas langathmige Allegorie; stimmungsvoll und gelungen ist dagegen das Gedicht „Im Herbst".

In den „Freien Rhythmen" kann die Dichterin sich dem Flug ihrer Phantasie hingeben: sie schlägt hier mit Glück den Ton der Hymne an. Die „Hymne der Schönheit" ist wol die gelungenste: an die Heine'schen Nordseebilder erinnern durch Ton und melodischen Fall der nicht scandirten Verse und glückliche Wortzusammensetzungen Stellen wie die folgende:

Draußen am äußersten Meer
Bin ich gewesen,
Da wo die Fluten schaumkronig
Die ewigen Tiefen
Mit glitzernder Formenanmuth
Trügend bedecken. —
Draußen glänzte der Reichthum der Tiefe;
Metallen und roth
Und juwelenfunkelnd
Liefen verirrte Lichter
Ueber die Wasser.
Feingeflügelte Vögel,
Schneebrüstig und singend,
Tauchten sich lustvoll
Tief in das Naß ...
Manchmal ging ein jauchzender Laut
Aus den Vogelkehlen zum Himmel,
Und das gewaltige Meer überklang ihn
Brausend und hoch.
Die Sonne breitet ein Goldnetz
Ueber die flimmernden Weiten;
Aber die wilden Wellen
Schlüpften keck durch die leichten,
Sonnigen Maschen.
Und eine Woge sprang auf
Und warf glitzernd Gestein der Tiefe
Vor meinen Fuß —
Ich aber wußte:
Es ist die Schönheit
Ueber die Wasser geschritten.

Auch die Vision „Ein Hymnus an die Zeit", hat gedankenvollen Schwung; „Der Kuß" aber erscheint uns als ein Thema, das von Anakreon und nicht von Pindar behandelt werden sollte.

Alberta von Puttkamer hat ein scharf ausgeprägtes Talent für alle Lyrik, in welcher Reflexion und Schilderung überwiegt; der schwermüthige Grundton der Chopin'schen Nocturnos zieht sich durch ihre Gedichte; sie hat die Vorliebe für Darstellung des Blasirten und genial Liederlichen mit Musset gemein und trifft dafür die eigenthümliche oft glühende, oft fahl verloschene Färbung. Ihre Klippe ist das Ueberschwengliche, die Aufbauschung oft unbedeutender Gedanken durch überladene Darstellung und in der Form gelegentliche Härten, Unklarheiten, Uebertreibungen. Doch unter ihren Schwestern in Apoll hat sie sich gleich bei ihrem ersten Anlauf eine bevorzugte Stelle erobert.

2. Frauenlob von Otto Franz Gensichen. (Hebe. Lydia. Dornröschen. Isolde. Echo.) Berlin, Grosser. 1885. 8. 5 M.

Eine Sammlung von poetischen Erzählungen, von denen „Hebe" bei weitem die umfangreichste ist und achtzig einzelne Gedichte enthält.

Was wir dieser Dichtung nachrühmen müssen, ist das

sich darin aussprechende Streben des Dichters, für den Hintergrund der Erzählung die moderne Zeit, das moderne Leben zu wählen, unbeschadet seiner Vorliebe für die Antike, die sich in zahlreichen mythologischen Anspielungen und auch in selbständigen Poemen wie dem Dialog „Lydia" ausspricht, der eine Horazische Dichtung paraphrasirt.

Hebe ist eine Schönheit, die Geliebte des Dichters; sie verdankt ihren Namen nicht seiner Freude an dem perlenden Trank, den diese ihm aus classischer oder moderner Amphora in den Becher gießt; nein, bei ihrer Taufe hat in erster Linie der Astronom Ludwig Hencke Pathe gestanden; denn in Gensichen's Vaterstadt (der kleinen Stadt Driesen in der Altmark) hatte gerade im Geburtsjahr des Dichters jener Sternseher den kleinen Planeten Hebe entdeckt. Wie wir aus dem ersten Gedicht erfahren, hat Gensichen oft auf der Warte Hencke's der Sphärenwunder ernste Majestät erblickt: so erhielt denn seine Geliebte den astronomisch-poetischen Spitznamen.

Der Cyklus selbst bildet ein Vademecum der verschiedenartigsten Tonweisen, in denen der Dichter seine Liebe feiert. Es überwiegt indeß die touristische, wenn man sie so bezeichnen darf: der Poet ist fortwährend auf Reisen, und in den arabeskenreichen Rahmen dieser Reisebilder fügt er das Bild seiner Geliebten: bisweilen vergißt er sogar ganz darauf und folgt dem Flug seiner Muse, ohne weiter an seine Hebe zu denken. Außer landschaftlichen Stimmungsbildern, Veduten aus Europas Hauptländern und Hauptstädten, Huldigungen für berühmte Dichter finden sich auch patriotische Ergüsse und daneben anmuthende Genrebilder. Variatio delectat. Ebenso mannichfach wie der Inhalt sind die metrischen Formen: es wechseln miteinander Jamben und Trochäen, Daktylen und Anapäste mit der verschiedensten Zahl der Füße und mannichfacher strophischer Gliederung; Sonette und ottave rime fehlen nicht; ebenso wenig gereimte antike Strophen oder Versmaße, wie in dem choriambisch-asklepiadäischen Gedicht:

Dämmernd senkt sich die Nacht. Ueber dem Felsgestein
Schwedens leuchtet der Mond wolkenbefreit hervor.
Frieden herrscht in dem Thal, Frieden im dichten Hain;
Aus der Tiefe allein donnert erregt empor

Ewig brandender Lärm, ewiger Widerhall
Wild aufschäumender Kraft; jauchzend von Kluft zu Kluft
Stürzt der rasenden Flut wirbelnder Wogenschwall
Durch Trollhättans Gestein, stäubt, wie zersprüht in Duft,

Perlentropfen empor, jubelt im Sturmaccord
Sein titanisches Lied; Hain und Gebirge gibt
Dumpf das Echo zurück; aber von Bord zu Bord
Strahlt im thauigen Dunst, welcher dem Strom entstiebt,

Wie ein friedlicher Gruß über dem Kampfe der (!)
Regenbogen des Monds. Baut sich den Silbersteg
Deine Liebe zu mir? Wandelt sie sehnsuchtsschwer
Auf dem leuchtenden Pfad stumm des Gedankens Weg?

Bei diesem Gedicht, so sehr wir es billigen, wenn eine reichere Rhythmik, kunstvoller gegliedert, in Reime ausklingt, scheinen uns die letztern zu weit auseinander gerückt. Bei so lange sich hinziehenden Verszeilen, deren jede eigentlich schon als zweizeilig betrachtet werden kann, muß Reim auf Reim folgen, denn am Schluß der dritten Verszeile hat das Ohr den Reimlaut der ersten schon wieder vergessen.

Folgen wir nun dem lyrischen Touristen auf seinen Wanderungen: wir eilen durch Thüringen, begrüßen die Stätten, wo Goethe's Fuß gewandelt, in welchem der Dichter seinen Herrn und Meister erkennt; dann ziehen wir an den meerumbrausten Strand, wo ein Königssitz auf die blaue Flut herniedersieht. Bald darauf glänzt Kopenhagen im Morgenroth und wir rasten im säulenumfriedeten Raum an Thorwaldsen's Grabe; dann begrüßen wir den Trollhättan-Wasserfall, machen die Seereise von Christiania nach Hamburg, singen ein Loblied auf die „heimische Mark" — ein Localpatriotismus, der für die Söhne anderer Länder wenig verständlich ist und außerdem in einem Refrain mit sehr unreinem Reime (Mark, karg, Sarg) austönt. Nicht lange darauf sind wir am Rheinfall bei Schaffhausen, fahren den Rhein abwärts, werfen auf Heidelberg einen poetischen Seitenblick und auf den Dichtercomponisten, der „des Rheingolds leuchtende Schöne der Tiefe entzaubert" hat. Dann werden die schweizer Berge in ottave rime besungen:

O Schweizerberge, liedumrauschte Höhn,
Ihr Quellen, reinstem Gletscherschnee entthaut,
Du freier Sohn der Felsen, wilder Föhn,
Ihr Seeen, drin der klare Himmel blaut,
Der Heerdeglocken liebliches Getön,
Der Schlaglawinen dumpfer Donnerlaut
Und ihr, des Alphorns kraftgeschwellte Klänge,
Wer ist's, den euer Zauber nicht bezwänge?

Wem eure Schönheit jemals sich erschlossen,
Dem glänzt selbst in die Ferne nach ihr Strahl,
Gleich wie die Gipfel noch von Licht umflossen,
Wenn sich die Sonne längst von hinnen stahl.
Und die Erinn'rung rastet unverdrossen
Bei jedem Berghang, jedem stillen Thal,
Bis jene holden dort verlebten Stunden
Noch einmal dankbeseligt nachempfunden.

Mehrere Gedichte sind dem Alpenlande geweiht. Darauf schweifen wir durch Hollands „grachtenreiche Gauen", baden in der schäumenden Flut bei Ostende, wandern durch Holsteins Marschen, am ragenden felsigen Strand von Rügen:

Sei gegrüßt mir, du ragender, felsiger Strand,
Du zerklüftete Wand,
Du waldiges Eiland von Rügen!
Hier will ich des Meeres kraftathmende Luft,
Des Buchenhaines berauschenden Duft
Einsaugen in durstigen Zügen.

Empfange, du trauliches Saßnitz, den Gast,
Der nach schweifender Hast
Jetzt ruhend will rasten und träumen.
Sturm kündet der Möven schrill gellendes Schrein!
Hinab nun zum Strande und jubelnd hinein
In der Wogen weiß wirbelndes Schäumen!

Wie sie donnern und jagen, als stürmten dahin
Mit jauchzendem Sinn

Die Walküren auf schnaubenden Rossen.
Wild schleudert die Welle der Welle mich zu,
Und verschränkend die Arme still träumend ich ruh'
Auf dem Rücken, die Augen geschlossen.

Dann geht's an der Donau blaue Fluten nach Linz, Schönbrunn, dem heitern Wien ... und so pilgern und wandern wir hin und her. Dieser aphoristische Bädeker in Reimen, diese lyrischen Flugblätter sind ungleich an Werth: bisweilen gelingt dem Dichter ein stimmungsvolles Colorit, bisweilen gibt er uns nur mit Vers und Reim illustrirte Veduten. In diesen poetischen orbis pictus sind nun Liebeslieder verwebt, die zum Theil den warmen Pulsschlag einer leidenschaftlichen Neigung zeigen: hier findet sich Zartes, Inniges in wohlgelungenen Versen; hier ertönt ein hymenäischer Chor, der begeistert das Glück der Liebe singt; dort wird eine stille Liebesblume gepflückt:

Hinter riedgekrönten Dünen,
Landwärts, auf der dürren Au
Schlichte Heideblumen grünen,
Lechzend nach des Himmels Thau.

Können nicht mit Farben prunken,
Und kein Stutzer trägt sie heim,
Doch die Bienlein schlürfen trunken
Auch aus ihnen Honigseim.

Und der Dichter, gleich der Biene,
Saugt aus ihrem Duft ein Lied,
Das ihm flugs als Bote diene
Hin zu ihr, von der er schied.

Das ihr künde: dir zum Ruhme
Sang dies Liedlein dein Poet,
Prunklos wie die Dünenblume,
Doch vom Meereshauch durchweht.

Andere Gedichte sind wieder Denklieder für namhafte Sänger: ein warmempfundenes Lied wird Geibel geweiht; Voß und seiner Luise gelten freundliche Erinnerungsblätter; ein schwunghaftes Lied auf Heinrich von Kleist beginnt mit den Strophen:

Der Sonne Strahlen sanft erblaßten,
Leis rauscht das welke Laub herab —
Hier will ich einsam sinnend rasten
An diesem öden Dichtergrab,
Das auf des Wannsees sand'gem Hügel
Im Waldesschatten sich erhebt.
Darüber hin auf weichem Flügel
Der Herbstluft leiser Seufzer bebt.

Den dir das Leben nicht beschieden,
Du ungestümer Feuergeist,
Hier suchtest sterbend du den Frieden,
Du märk'scher Sänger, Heinrich Kleist.
Wenn auch sein Heim dein Todtenbette
In ungeweihter Erde fand —
Du selber weihtest diese Stätte
Zum Heiligthum fürs Vaterland.

Was nicht dein brechend Auge schaute,
O, sähe heute es dein Geist:
Wie jeder Sang von deiner Laute
Im Jubelsturm das Reich durchkreist;
Wie in Luise's edlem Sohne
Der Rächer Preußens auferstand,
Und wie die deutsche Kaiserkrone
Emporgeblüht aus märk'schem Sand!

Sehr überschwenglich ertönt das Lob Richard Wagner's: wie der Moslem nach Mekka, der Jude nach Jerusalem, der Christ nach Gethsemane und Bethlehem, so pilgert Geusichen nach Baireuth. Das Gedicht schließt mit den Versen:

Einer nur auf weitem Erdenrunde
Schläft gleich stolz wie du in eigner Hut:
Nur Thorwaldsen, der am Oeresunde
Auch im Schatten seiner Werke ruht.

Schlummre sanft im Schutze deiner Laren!
Nie entweihe Frevlerhand dein Mal!
Horch, vom Hügel künden die Fanfaren
Dir dein Requiem, den Parsifal!

Auch für Kaiser und Reich ist Geusichen's Muse begeistert. Familien- und Staatsereignisse, wie die Geburt des Urenkels des Kaisers, die Grundsteinlegung des Reichstagsgebäudes u. a., feiert er mit hochtönender Lyra. Mehr als diese anfingenden Gedichte sagt uns das Genrebild zu, in welches dann in ansprechendem Contrast eine historisch bedeutende Persönlichkeit tritt: so die Schilderung des Eislaufs an der Rousseau-Insel; in dies Wintervergnügen blickt dann der berühmte Stratege, und der Kaiser fährt vorüber:

Aber drüben welch Gedränge?
Jedes Haupt entblößt sich frei;
Sieh, beim Gruß der Schlachtenklänge
Fährt der Kaiser dort vorbei.
Unter seines Helmes Dunkel
Blinkt des Hauptes Silberglanz,
Unsichtbar im Goldgefunkel
Ueberstrahlt vom Siegerkranz.

Schönen Tages schönste Wonne,
Dieses Heldenhaupt zu sehn!
Kannst du, meine Huldmadonne,
Deinen Dichter jetzt verstehn?
Schlüg' ich doch mit grimmem Hiebe
Meine Leier in den Sand,
Priese sie nur Lust und Liebe,
Nicht auch Fürst und Vaterland!

„Hebe" ist nicht entfernt eine einheitliche Dichtung, sondern ein Album mit lauter auseinander fallenden Blättern, auf denen sich warm Empfundenes und Schwunghaftes, aber auch nicht selten aufgeputzter Singsang findet. Jedenfalls bildet diese Dichtung den Kern der Sammlung. „Horaz und Lydia" ist eine poetisch dialogisirte Erläuterung einer Ode des „Horaz", die im ganzen stilvoll gehalten ist; „Dornröschen" ein Compositionstext für eine Cantate; „Isolde" eine moderne Novelle in Versen im Stil der Eckstein'schen und Schack'schen, welcher wir nur durchweg gleichmäßige Reimverschlingung und damit zusammenhängende Strophenbildung gewünscht hätten: warum ist sie nicht ganz wie die dritte und vierte Nummer in ottave rime geschrieben? Sie ist doch kurz genug, um eine

einheitliche Durchführung nicht eintönig und ermüdend zu machen.

In „Echo" gibt Gensichen Nachdichtungen von Anakreon, Horaz, Alfred de Musset, die durchaus formgewandt sind. Als Probe die vom letztern Dichter gesprochenen Schlußverse des Dialogs zwischen ihm und der Muse, welche er „Die Octobernacht" betitelt hat:

Ja, sündig ist es, wenn man grollt,
Und mich durchschauert's tief und bange,
Wenn sich in meiner Brust entrollt
Des Hasses giftgeschwollne Schlange.
So höre, Göttin, mich aufs neue,
Und sei mir Zeugin meines Schwurs:
Bei meines Liebchens Augenbläue
Und bei der Bläue des Azurs,
Bei jenem Funken, der dort schimmert
Und nach der Venus Namen heißt,
Der zitternd wie die Perle flimmert
Und hoch am Horizonte gleißt,
Bei der Natur urew'ger Weite,
Bei unsres Schöpfers Gütigkeit,
Bei jenem Stern, der klar und weit
Dem Wandrer spendet das Geleite,
Beim Schmuck, in dem die Wiese lacht,
Beim stolzen Wald, beim grünen Feld,
Bei unsres Seins geheimster Macht,
Bei allen Kräften dieser Welt,
Ich banne dich aus dem Gedächtniß,
Du Rest von Liebeslust und Leid,
Entschlummre, düsteres Vermächtniß,
Zu ewiger Vergangenheit!
Und dir, die du dereinst besessen
Den Namen Freundin und den Schein —
Die Stunde, da ich dein vergessen,
Soll dir die des Vergebens sein.
Verzeih'n wir uns! Nun sei gebrochen
Der Reiz, der uns vor Gott vereint,
Die letzte Thräne sei geweint,
Das ew'ge Lebewohl gesprochen!
Und jetzt zu unsrer Liebe wieder,
O Muse, blonde Träumerin!
Bescheere du mir frohe Lieder
Wie in der schönsten Zeit Beginn!
Schon athmen duftend Gras und Hecken
Des nahen Morgens Frührothsspur,
Lass' meine Liebste nun uns wecken
Und Blumen pflücken auf der Flur;
Lass' schaun uns, wie sich traumverloren
Die Allnatur dem Schlaf entstahl —
Wir werden neu mit ihr geboren
Beim ersten Morgensonnenstrahl!

3. Lyrisches. Neue Gedichte von Hermann Lingg. Teschen, Prochaska. 1885. 8. 3 M. 50 Pf.

Es ist erfreulich, wenn unsere Lyriker immer frisch in die Saiten greifen und der Quell ihrer Productivität nicht versiegt. Auch bei Lingg ist das der Fall: nur haben allerdings seine letzten Sammlungen das Gemeinsame, daß sich neben poetischen Diamanten recht viele prosaische Kieselsteine befinden, und daß auch in werthvollen Gedichten und Dichtungen die Form eine ungleiche ist, einzelne Verse und Strophen vor dem guten Geschmack nicht stichhaltig sind. Selbstkritik ist dem Dichter nicht gegeben; er hört nur den Strom seiner Begeisterung rauschen und sieht nicht, daß er bisweilen einen trüben Flutenschwall mit sich wälzt.

Doch in allen seinen Gedichten vermeidet der Poet jede Art flachen Singsangs; es ist in allen ein Streben nach der Tiefe unverkennbar, und oft gelingt es ihm, schwerwiegenden Gedanken eine prägnante Form zu geben. Je mehr die Mode das oft Nichtssagende begünstigt, wenn es nur sangbar ist: desto mehr muß die Kritik diejenigen Dichter hervorheben, welche das geistig Bedeutsame und den Stil der höhern lyrischen Dichtgattungen pflegen.

Lingg's neue Sammlung beginnt mit einem „Jahrbuch"; den vier Jahreszeiten sind Gedankenverse, lyrische Arabesken gewidmet, von denen einige sich nicht über die alltägliche Lyrik erheben, andere aber auch in der leichten rhythmischen Form den großen Zug der Lingg'schen Lyrik nicht verkennen lassen: das gilt besonders von dem auch formell gelungenen Gedicht:

Nachtstille.

Wer einsam wacht,
Kennt das heimliche Leben
Im Schweigen der Nacht,
Ihr stilles Weben:

Wie die Sorge nagt,
Wie der Todtenwurm zimmert,
Wie das Menschenherz zagt
Und das Elend wimmert;

Wie verborgen rinnt
Aufs Kissen die Thräne,
Wie den Flug beginnt
Die Nachtphaläne.

Wie das Raubthier schleicht,
Wie von den Pfaden
Der Sterne reicht
Herüber ein Faden,

Und wie vom Lauf
Des einen zum andern,
Herab, hinauf,
Die Seelen wandern.

An prägnanten Adjectiven fehlt es in vielen dieser Gedichte nicht, so wenn es in „Maimorgen" heißt:

Kühne Knospen treibt die Rebe
Trotz dem späten Wintergroll;

ebenso wenig an schlaghaften Wendungen, wie wenn die Nachtigall das „Herz der Nacht" genannt wird und die Rose „ein blühend Licht". Unter den „Nachtklängen" findet sich einiges Bedeutungslose, was besser fortgeblieben wäre.

Hermann Lingg nimmt als historischer Freskenmaler in unserer Lyrik eine erste Stelle ein; auf dem Gebiete der epischen Lyrik, die einen Abschnitt der Sammlung bildet, dürfen wir daher erwarten Hervorragendes zu finden. Hier werden größere, ausgeführte Romanzen, wie „Die Rede des Demosthenes" und einige aus dem Sagenkreise Karl's des Großen, von kleinern stimmungsvollen Balladen abgelöst,

welche letztern wir auch in der Form für viel gelungener halten. So hat das kleine Gedicht „Am Nilufer" große Prägnanz, ebenso das altnordische:

Gunnar.

Oft denk' ich daran,
Was Gunnar gethan
Der unter Schlangen
Im Thurm gefangen
Gekettet lag.
Es schlug der Scharfe
Die Saiten der Harfe
Wie Schwertesschlag,
Daß in den Tiefen
Die Nattern entschliefen,
Das Giftgezücht;
Doch ihm schlief nicht
Im Herzen der Zorn,
Er sang aus nimmer
Versiegendem Born
Und sang stets grimmer
Mit jedem Ton.

Die Worte brausten
Den Feinden Hohn,
Die oben hausten,
Und Spott ins Ohr.
Er zog hervor
All ihrer geheimsten
Gedanken Brut,
Wie ein sie heimsten
Unrechtes Gut,

Und wie sie voll Neid
Und um zu gebieten
Mit dürrem Eid
Einander verriethen.

Wie ihre Frauen
Die Knechte bestachen,
Und wie die Schlauen
Das Eheband brachen.

Das ward ihnen offen
Nun alles gesagt,
Sie schwiegen betroffen
Und horchten verzagt.

Es bebten die Sichern,
Sie hörten im Thurm
Die Molche kichern
Und pfeifen den Wurm.

Sie stürzten mit Bangen
Und Beben nach Haus —
Die Saiten zersprangen
Das Lied war aus.

Hier sind die kurzen Rhythmen mit ihren Reimen durchaus zwanglos behandelt, und es tönt uns wie Erzklang daraus entgegen.

„Das Schwert Boabdil's" und „Der Mauren Auszug aus Spanien" scheinen uns nicht an das bekannte Gedicht von Gustav Pfizer heranzureichen. In der „Rede des Demosthenes" fehlt der rechte Guß und Flnß; Verse wie die folgenden kann man wol nicht schön finden:

Man küßt, beglückwünscht und umarmt
Der Umgekommnen Fraun und Kinder.
Der Witwen starrer Blick erwarmt,
In Thränen wird ihr Gram gelinder.

Noch mehr Härte,n prosaische Wendungen, die aus dem Ei der philosophischen Schulsprache nicht ganz ausgekrochen sind, finden sich in dem ersten Gedicht dieses Abschnitts: „Die großen Stunden", dem es an geistigem Gehalt und philosophischem Tiefsinn nicht fehlt, wohl aber an Vollendung der Form, besonders wenn man sie mit der Gedankenlyrik Schiller's vergleicht, deren „voller Flutstrom" so ungehemmt durch die Klippen mühseliger Constructionen und starrer Phrasen dahinbraust. Wie prosaisch und unschön sind Wendungen wie die folgenden:

Und ihr, die sie erlebt, ob handelnd,
Ob nur betrachtend, wie, ihr saht
Das Schicksal nicht, das so verwandelnd
Mit euch vollzog die große That?

Und wer kennt die, wo (!), kaum geboren,
Im Haupte, das ihn ausersann,
Ein Lichtgedanke ging verloren
Und nie Verwirklichung gewann.

Die „Zwischengeschichten" enthalten Kriegerlieder, ein Genrebild aus dem Theaterfoyer, eine „Fieberkranke" mit dem schlimmen Anfangsvers:

Was mich durchglüht, das lindert
Kein Eis, kein nasses Tuch;
Dies Leiden überwindet
Kein ärztlicher Besuch;

ferner ein gespenstig beleuchtetes „Venetianisches Meerfest", das stimmungsvoll gehalten ist.

In den „Freien Rhythmen" hat Lingg's schwunghafte Lyrik eine besonders geeignete Form; hier kann er dem Flug seiner Phantasie und seinen Gedanken sich ungestört hingeben; ja der hymnenartige Grundton kommt diesem Schwung zu statten. Daß Lingg diesmal die freien Rhythmen reimt, halten wir an und für sich für einen Vorzug; nur verläßt er sich zu sehr auf den Abschluß der Verszeilen durch den Reim, und so geht oft das rhythmische Gefühl verloren, welches bei reimlosen freien Rhythmen allein das Gesetz dictirt. Trotz der hin und wieder in den Knittelvers ausgleitenden Rhythmen halten wir diese Gedichte für den Kern der Sammlung; sie enthalten viel Schönes, Großgedachtes und oft prägnant Ausgesprochenes; mancher Gedanke ist wie in Erz gegossen, wie in bleibende Votivtafeln eingetragen. „Girgenti" schließt mit dem folgenden rhapsodischen Erguß:

Aber kein gegenwärtig Glück, und wenn es gleich
Vollaufgespeichert Erwünschtes brächte,
Es schafft nicht wunderselige Tag' und Nächte
Wie das verlorne, denn das ist reich
Wie Meeresgrund. Es hat Gewalt,
Ward uns das herrlichste Gut entrissen,
Daß es für uns in Schattengestalt
Herüber wallt,
Sanft leuchtend aus Finsternissen.

Und allem verleiht es, allem um uns her
Ein tieferes Leben, es gibt
Lebllosem die Seele, die wir geliebt;
Nichts fällt dem Herzen noch schwer.
Das überwundne Leiden
Hüllt sich in stolzes herrschendes Licht,
In strahlende Glut, es lächelt, es spricht
Aus Urnen und Bildern — und statt zu durchschneiden,
Läßt der Parze nachlässige Hand
Das Ende sinken, das ihr Eros entwand.

„In Palermos Dom" ist ein Gedicht in geschichtlichem Freskenstil; doch gehört es eigentlich nicht in den Abschnitt „Freie Rhythmen"; denn es ist in fünffüßigen Jamben gedichtet und nur die erste Zeile ist merkwürdigerweise anomal. „Beschränkung" ist eine philosophische Betrachtung im Sinne des Horaz; sie enthält einige prächtige Zweifüßler; trotz des Reims sitzt Lingg fest auf diesen metrischen Bicykeln:

Wie er sich bändige,
Sinnt der Verständige,
Alle Gedanken,
Die nach dem Glück
Schweifen und schwanken,
Bannt er in Schranken
Weise zurück.

Kann er sie ordnen,
Wenn er das Maß
Der ihm gewordnen
Kräfte vergaß?
Was sie vergönnen,
Hofft er zu können,
Mehr zu vollbringen
Strebt er nicht an.
Will er's erzwingen,
Büßt er den Wahn
Selbst im Gelingen.

Mächtig zu ragen,
Einzig und groß,
Krönet das Wagen
Weniger blos;
Aber in Einem —
Im Guten groß zu sein,
Das allein
Wehrten die Götter noch keinem!

„Ixion" ist eine mythologische Freske; der Held verhält sich zu Prometheus wie Don Juan zu Faust. „Die Genien der Menschheit" zeigt, daß Lingg dem Ideal der Humanität seinen poetischen Altar errichtet hat, und der Opferdampf auf demselben ist auch den neun Musen wohlgefällig.

„Festgedichte, Prologe" heißt der letzte Abschnitt. Jedes echte Gedicht ist zwar nach Goethe ein Gelegenheitsgedicht, doch keinesfalls jedes Gelegenheitsgedicht ein echtes Gedicht. Das beweist ja Goethe selbst mit seinen Festspielen und ihren strohernen Allegorien. Wenn auch die Lingg'schen Festgedichte gelegentlich die Löwentatze zeigen, so haben doch nur sehr wenige höhern Werth. Daß die Muse des Dichters sehr entgegenkommend ist gegen die Ansprüche und Gesuche, die an sie gemacht und gerichtet werden, das beweist das Inhaltsverzeichniß dieser Festgedichte zur Genüge: nicht blos Goethe, Lessing, Anastasius Grün, Geibel, nicht blos Beethoven und selbst der Politiker Völk werden bei solchen festlichen Anlässen von ihr gefeiert; wir finden auch Gedichte zum Stiftungsfest der münchener Telegraphenbeamten, zur Christbaumfeier der münchener Verkehrsbeamten, zum Stiftungsfest des Gesangvereins Gutenberg, des lindauer Liederkranzes, zur Feier des vereinigten deutschen Kunstgewerbe- und Völkerrechtscongresses, zum Jubiläum des ersten königlich bairischen Infanterieregiments u. a. m. Gewiß ist Lingg's Muse sehr solvent; aber nicht alles, was sie mit klingender Münze auszahlt, verdient in einer Sammlung von Gedichten kapitalisirt zu werden.

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ein berühmter Aegyptologe.

Richard Lepsius. Ein Lebensbild von Georg Ebers. Mit einem Lichtdruck und einem Holzschnitt. Leipzig, Engelmann. 1885. 8. 5 M.

Ostern 1884 starb der große Sprach- und Alterthumsforscher Lepsius und schon das Jahr darauf liegt von der kundigen und rasch arbeitenden Hand eines Fachgenossen und Schülers seine ausführliche Lebensgeschichte, 390 Seiten groß Octav, vor uns. Man sieht, nicht nur die Todten reiten schnell, sondern auch die Lebenden, und es war doch nicht gerade eine Arbeit, bei der man sich nur bequem hinzusetzen und seine während so und so vieler Jahre erhaltenen Eindrücke niederzuschreiben und mit Arabesken aus der Fülle profunder Gelehrsamkeit zu verbrämen brauchte. Es mußten Hunderte von Briefen sorgfältig durchlesen und ausgezogen, eine Masse von Zeitschriften mußte durchmustert, links und rechts nach Material ausgeschaut werden. Ein Gelehrter von so kolossaler Arbeitskraft wie Lepsius macht es seinem Biographen nicht leicht, das Detail sämmtlicher Publicationen in der chronologischen Reihenfolge ihrer Entstehung dem Leser vorzuführen. Hier ist es, und wir dürfen annehmen, vollständig und abschließend geschehen, und die speciellen Fachgenossen werden es dem Biographen dank wissen. Zwar ist das „Lebensbild" nicht zunächst für diese bestimmt und konnte es kaum sein. Denn die ägyptische Sprach- und Alterthumskunde, als deren eigentlicher Schöpfer gerade Lepsius bezeichnet werden darf, ist auch heute noch auf einen engen Kreis Auserwählter beschränkt, und für diese kann ein so umfängliches Buch nicht geschrieben sein. Es wendet sich also an die weitern Kreise der Gebildeten und erfüllt seinen Zweck vollkommen, ohne doch der Gründ-

lichkeit nach irgendwelcher Seite hin zu ermangeln. Nicht blos erhält der Leser den richtigen Einblick in die Geistes-werkstätte des Verstorbenen, sondern auch einen Ueberblick über den Umfang seiner grandiosen Thätigkeit; der werdende und der gewordene Lepsius, die Lehrjahre, die Wanderjahre und Meisterjahre des großen Forschers werden mit gleichem Verständniß, ja, man darf wol sagen, mit gleicher Hingabe abgehandelt, und da doch ursprüngliche Anlage und Neigung, da häusliche Umgebung und Gewöhnung auch ihr Theil, oft sogar das Meiste beisteuern zu dem Werch, woraus der Gelehrte gesponnen wird, so mußte auch diesem Theil die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Man wird auch hier keine fühlbaren Lücken entdecken, eher hier und da einen Strich zu viel, der aber nicht Lepsius, sondern dem Biographen selber gilt. Die Objectivität des letztern verdient im allgemeinen alle Anerkennung; er hätte, da er ja selber unter die Führer und Hauptleute auf dem Felde der Aegyptologie rangirt, Gelegenheit genug gehabt, als solcher vor die Fronte zu treten und sich zu zeigen — er hat selten davon Gebrauch gemacht. Um so mehr frappirt es dann, wenn in nebensächlichen Zufälligkeiten, die mit der Wissenschaft gar nichts zu schaffen haben, der Biograph seine eigene Person auf die Bildfläche schreibt, beziehentlich einfließen läßt, daß auch ihm diese oder jene Celebrität nahe gestanden, oder daß mit einer andern seine Aeltern im selben Hause gewohnt haben u. s. w. Dergleichen sollte wegbleiben, schon um den Schein zu vermeiden, daß subjective Regungen mitspielen.

Recapituliren wir das Gesagte, so wird sich als Facit das Gefühl des Staunens ergeben, wie es möglich war, in so kurzer Zeit alles das zu leisten, mithin allen Forderungen gerecht zu werden. Und doch ist es geschehen, und geschehen inmitten und trotz einer angestrengten Amts- und Schriftstellerthätigkeit! Wir dürfen aber diesem Staunen um so eher Ausdruck geben, als es einem Referenten nicht blos nahe gelegt, sondern recht eigentlich zur Pflicht gemacht ist, zunächst über die Leistung des Biographen, nicht aber über die Leistungen des Geschilderten sein Urtheil abzugeben. Letzteres wäre ja für einen Laien, wie Referent es zu sein bekennt, rein unmöglich. Er muß sich hier der, allerdings als competent anerkannten, Führung des Fachmanns unbedingt anvertrauen. Genau und wörtlich genommen deckt sich der Begriff Lebensbild völlig mit dem der Biographie; doch ist kein Zweifel, daß der Verfasser mit Absicht die erstere Bezeichnung auf den Titel seines Buchs gesetzt hat, und zwar um allzu hoch gespannte Erwartungen etwas herabzustimmen. Denn wenn auch nicht recht-, so doch gewohnheitsmäßig verlangt man von der Biographie mehr als vom bloßen Lebensbild. Die Biographie soll in jeder Beziehung erschöpfend sein und jede Leistung des Geschilderten an den richtigen Platz innerhalb der Peripherie des Forschungsgebiets einreihen; sie muß aber auch erklären, warum dieser Platz der richtige ist, und um dies thun zu können, muß der ganze Raum mit der Fackel der historischen Kritik beleuchtet und klar gelegt werden. Von einem Lebensbild kann dies nur in beschränktem Maße verlangt werden. Es gibt übrigens hierfür kaum feste Normen, sondern das Meiste hängt vom Geschick und Takt des Schilderers ab. Und so kann auch der Leser blos nach subjectivem Gefühl und Geschmack das eine für überflüssig halten, anderes vermissen. So möge denn auch nur schüchtern der Zweifel ausgesprochen werden, ob nicht gerade für den gebildeten Leser hier und da ein Strich mehr erwünscht gewesen wäre. Beispielsweise seien die Hieroglyphen (in ihrer graphischen, lautlichen und begrifflichen Bedeutung) erwähnt. Sie sind in der Aegyptologie überhaupt und speciell in der Biographie eines ihrer großen Entzifferer wahrlich wichtig genug, und doch wird sich niemand, der sie nicht schon von Hause aus kannte, aus den paar Zeilen, die ihnen im vorliegenden Buche gewidmet sind, auch nur die primitivste Vorstellung von ihrem Wesen machen können. Irren wir nicht, so würde die Mehrzahl der gebildeten Leser für eine faßliche Darstellung des Hieroglyphensystems die ausführliche locale Beschreibung des Aegyptischen Museums in Berlin gern daran gegeben haben. Und wenn es denn wirklich wahr ist (was zu bezweifeln dem Referenten nicht ansteht), daß das zweite große Hauptverdienst des großen Aegyptologen — das erste ist durch seine geschichtlichen Forschungen begründet — auf dem Gebiete der ägyptischen Mythologie zu suchen sei, so wäre es vielleicht angezeigt gewesen, diese Behauptung durch eine kleine Auswahl mythologischer Thatsachen zu illustriren, besonders gegenüber dem herrschenden Vorurtheil, daß gerade hier das tiefste Dunkel, die wahre „ägyptische Finsterniß" herrsche. Es wäre interessant gewesen, gerade von Lepsius, der ja zwischen den semitischen und indogermanischen Sprachen einerseits und der ägyptischen andererseits eine Brücke zu finden bestrebt war und an eine solche glaubte, zu vernehmen, wie er sich zu der vergleichenden Mythologie gestellt habe, die man ja neuerdings in so genauen wechselseitigen Rapport mit der Sprache setzt. Aber begnügen wir uns mit dem Gebotenen und fassen wir den Eindruck, den Lepsius' Leben auf uns macht, zusammen in ein Wort, so müssen wir ihn einen gewaltigen, ja überwältigenden nennen. Alle nur denkbaren Eigenschaften des wahren, echten Gelehrtentypus finden sich hier in seltener Schärfe und Vollständigkeit ausgeprägt: umfassendes und dabei geordnetes Wissen, einheitliche und großartige Anschauung neben gewissenhaftester Treue im kleinen, völlige Hingebung der Person an die großen sachlichen Ziele, Selbständigkeit der Forschung und seltene Energie des Willens, der von einem ruhigen Verstande geleitet wird. Ein Genie zwar war Lepsius nach der Ansicht seines Biographen nicht: „es fehlte ihm hierzu die mächtige Phantasie, jene beflügelte Schöpfungskraft, welche Dinge leistet, die sich über das Begriffsvermögen des Verständigen hinausheben, die Weltfremdheit und die Glut des Temperaments eines solchen; aber er war ein

Talent ersten Ranges und neben allem auch das Musterbild eines Mannes.“ Und wenn auch Glück und Zufall ihren Antheil an seinen Lorbern sich vindiciren dürfen, so hat er doch den eigentlichen Grund zu seiner Größe durch eigene Arbeit gelegt. Gerhard, Bunsen, Alexander von Humboldt u. a. sind erst durch seine Erstlingsschriften auf den jungen Forscher aufmerksam geworden; dann allerdings haben sie ihn gefördert und durch ihre mächtige Protection ihm Pfade geebnet und Aussichten eröffnet, die sich nicht jedem bieten; aber nicht jeder hat eben das Zeug eines Lepsius in sich. Eine zufällige Fügung war es allerdings, die ihn zum Aegyptologen stempelte — noch am Ende seiner Universitätsstudien lag ihm der Gedanke an Aegypten völlig fern; aber der Zufall war denn doch nicht vom Zaun gebrochen, sondern ein Reis, das Lepsius' eigener Stamm getrieben. Das Meiste und Größte hat Lepsius selber gethan. Wie viele Schüler hat der geniale Otfried Müller herangezogen, und wie wenige hat er zu der Höhe seiner Anschauungen zu erheben vermocht! Unter diesen wenigen befand sich aber Lepsius:

> Das gemeine Wissen häuft Wissensstoff auf und läßt das Gewonnene nebeneinander liegen, die echte Wissenschaft schreitet vom Allgemeinen zum Besondern fort, verknüpft das Einzelne mit dem Ganzen und ordnet jenes immerdar diesem unter. In solchem Sinn ist auch Lepsius' wissenschaftliche Thätigkeit verlaufen, und wenn wir prüfen, was ihn auch über die fleißigsten und findigsten Fachgenossen hoch hinaushebt, so ergibt sich, daß er seine herrschende Stellung eben jener echt wissenschaftlichen Entwickelungs-, Forschungs- und Arbeitsweise verdankt, welche seine Leistungen im Gegensatz zu den außer Zusammenhang mit dem Ganzen und Allgemeinen zusammengehäuften Erkenntnissen vieler andern zu einem System von Erkenntnissen macht.

Was die Weite seines Gesichtskreises betrifft, so kann schon die erstaunliche Fülle seiner Publicationen — deren Einzelaufzählung in unserm Buch einen Raum von dreizehn Seiten füllt — auch dem Uneingeweihten einen Begriff davon geben. Als Beispiel führe ich an, daß er sich zum Behuf seiner „Nubischen Grammatik“ die Kenntniß „sämmtlicher Idiome des afrikanischen Continents“ aneignete. Auch angenommen, daß sich hier der Biograph etwas kräftig ausgedrückt hat (obschon er seine Behauptung wiederholt), so gewinnen wir doch einen phänomenalen Eindruck, wenn wir bedenken, daß diese linguistische Leistung nur die Frucht eines Nebenstudiums ist, insofern seine Hauptthätigkeit der ägyptischen Alterthumswissenschaft gewidmet war und blieb. Und während er das Größte bewältigte, scheute er sich, auch das Kleinste und Nebensächlichste zu publiciren, ehe es nach seiner Ansicht bis auf die letzte Faser geglättet und gefeilt war.

Daneben gab er auch dem Leben sein Recht. Er war nichts weniger als ein pedantischer Stubengelehrter, der über seinen Bücherschrank und seine Studirlampe nicht hinausguckt. Er hat in vollem Maße die Luft (und die Mühsale!) der Fremde gekostet. Dreimal stand er auf dem Boden Aegyptens: das erste mal hat er drei volle Jahre in unablässiger Arbeit dort verweilt und ist weit in den Sudan hinein, ja über Chartum hinaus vorgedrungen, nicht wie ein neugieriger Tourist, sondern als unumschränkter Feldherr über ein auserwähltes Häuflein. Aber auch in den Kreisen der Cultur, in der Gesellschaft hat er sich oft und gern bewegt. Er hat sich mit der Kupferstecherkunst und der Lithographie vertraut gemacht, allerdings zunächst im Dienste seiner epigraphischen und archäologischen Studien (jahrelang bekleidete er die ehrenvolle Stelle eines Mitdirectors und eines Secretärs des archäologischen Instituts), aber wir sehen ihn auch Schach spielen, musiciren, ja componiren und das Detail zum Bau seines Hauses nach künstlerischen Principien aufstellen. Es war bei ihm nicht nur Gewissenssache, sondern auch Neigung, neben einer, man darf wol sagen lückenlosen Fachbildung sich auch möglichst viel von allgemeiner Bildung anzueignen. Es gibt große weltberühmte Gelehrte, denen jede an Mathematik streifende Untersuchung ein noli me tangere ist. Lepsius hat sich unverdrossen auch in dieses Fach hineingearbeitet, allerdings unterstützt durch einen angeborenen Sinn dafür. Er konnte die Mathematik nicht entbehren, wenn er das System der altägyptischen Chronologie darstellen wollte. Und was ein Geist wie der seinige wollte, das konnte er auch. Er scheute sich auch nicht — und das ist das echte Gepräge eines Jüngers der Wissenschaft —, sein Leben einzusetzen für seine Ziele. Drei Jahre hat er in angestrengter, nur durch die Sonntagsruhe unterbrochener Arbeit ausgehalten in der Gluthitze und auf den Fieberfeldern Aegyptens und des Sudans, und einmal ist er (auf einer gewagten Reise nach der Sinai-Halbinsel) nur mit knapper Noth dem Verschmachtungstode entronnen. Der Trieb, mit dem Einsatz seines Besten Großes zu leisten, beseelt ihn schon in den Jahren, wo er nur offenes Meer vor sich sieht, kein Schiff, das ihn trägt, keinen Hafen, der ihn aufnimmt, und er schlägt mit dem festen Willen, die Fahrt zu wagen, die lockendsten Anträge aus, die ihm eine andere Richtung anweisen. Das ist Holz, aus welchem Heroen geschnitzt werden! Und Lepsius war ein solcher, „einer der größten, ernstesten und an Erfolgen reichsten Gelehrten seiner Zeit, dessen Name und Werke die Jahrhunderte überdauern werden“. Gebührt zwar dem Franzosen Champollion der unbestreitbare Ruhm, den Schlüssel zum Hieroglyphenmysterium gefunden zu haben, so ist ebenso unbestritten der Deutsche Lepsius der Begründer und der Baumeister einer neuen Wissenschaft, der ägyptischen Alterthumskunde. Tüchtige Werkleute, nach und nach auch findige Meister, haben ihm getreulich geholfen, keiner aber, ohne sein Material zu benutzen und auf seinen Grundlagen weiter zu bauen. Bis der Bau vollendet und gekrönt sein wird — wer will sagen, wieviel Jahrhunderte noch ins Land gehen werden?

Was uns das Buch von Lepsius' Familienleben und äußern Schicksalen zu erzählen weiß, gehört unzweifelhaft auch zum Lebensbilde, und doch will es uns scheinen, als ob der Verfasser allzu geflissentlich bei gewissen Dingen verweilt habe, welche höchstens mit einem Wort oder auch

gar nicht zu berühren waren. Frau Lepsius, geborene Klein, war gewiß eine mit Gaben des Geistes und des Gemüths reich ausgestattete Frau; aber die unausgesetzten Bekehrungsversuche, womit sie ihren Mann heimsuchte, brauchten um so weniger ins Breite gemalt zu werden, als sie ja an einem so selbständig denkenden und handelnden Mann von vornherein abprallen mußten, auf sein Geistesleben also nicht den mindesten Einfluß ausüben konnten. In den Kern der religiösen Ueberzeugung eines andern soll man nicht einzudringen, noch soll man ihn vor dem Publikum bloßzulegen versuchen, und Lepsius selber wird wol, wie er sich zu seinem Gott stellte und mit seinem Glauben abfand, für sich behalten haben. Also ist hier wol Schweigen das Beste. Wer aus Aeußerlichkeiten Schlüsse ziehen will, geräth in Gefahr, falsche Züge in das Lebensbild zu malen. In einer Leichenrede mag der Versuch gewagt werden, vom Glaubensmysterium den Schleier in etwas zu lüften, weil hier der Gelehrte verschwindet; in ein Lebensbild paßt der Versuch nicht, außer wenn der ganze Lebenskern, auch die Forschung, von dem Glaubensquell durchtränkt war; Lepsius' Natur war, nach allem zu schließen, anders geartet. J. Mähly.

Novellen und feuilletonistische Schriften.

1. Dorfluft. Erzählungen von E. Vely. Zwei Bände. Leipzig, Simon. 1885. 8. 10 M.

Beim Lesen dieser Erzählungen wird man an Auerbach's beste Arbeiten erinnert: da ist derselbe Ton, dieselbe Stimmung wie in dessen „Dorfgeschichten", und erst allmählich wird man sich des Unterschiedes im Stil bewußt, der groß genug ist, um die Nachfolgerin als völlig selbständig erscheinen zu lassen. Der gemeinsame Stoff: bäuerliches Leben im Schwabenlande, erklärt hinlänglich die Uebereinstimmung in dem, was man bei einer Erzählung Farbe, oder modern-deutsch Localcolorit, nennen kann, da ja auch E. Vely in ihren Schilderungen sich durch Naturwahrheit und Treue auszeichnet. Als einen besondern Vorzug möchten wir es hervorheben, daß sie — was sonst Schriftstellerinnen merkwürdigerweise nur selten vermögen — auch Frauencharaktere scharf, richtig und interessant zeichnet. Die ganze knorrige Eigenart des alemannischen Volksstammes erklärt es, daß auch die „bösen Weiber" dort just nicht selten sind, und solche werden in den vorliegenden Erzählungen ganz prächtig geschildert. Gleich in der ersten Erzählung: „Auf der rauhen Alb", begegnen wir zwei solchen unliebenswürdigen Wesen, die einem Manne das Haus zur Hölle machen und es entschuldbar erscheinen lassen, wenn dieser nach einem glücklichern Lose begehrt. Der Staufenbauer und die junge Witwe Judith sind Naturen, die sich gegenseitig anziehen müssen; sie kämpfen heroisch gegen die wachsende Leidenschaft an, die sie nicht bezwingen können, bis ihre moralische Schuld gerade in dem Augenblicke gebüßt wird, in dem der Tod der Staufenbäurin das Hinderniß beseitigt. Der tragische Ausgang ist psychologisch gut begründet.

Weniger ansprechend erscheint uns die zweite Erzählung: „Adam's zweite Frau", obwol sie im einzelnen auch manche Vorzüge aufweist. Das Rösle, eine arme Dirne, hat den alten Müller zum Mann genommen, dessen erwachsener Sohn bei der Heimkehr aus der Kaserne eine heftige Neigung zu der schönen Stiefmutter faßt, die nicht unerwidert bleibt. Die beiden enden durch Selbstmord, dieses zeitgemäße Auskunftsmittel bei Conflicten. Der Stoff berührt nicht sympathisch, und die Verfasserin scheint das gefühlt zu haben; denn sie verwendete alle Kunst auf die Charakteristik der Haupt- und Nebenpersonen, sodaß man darin eine Entschädigung findet.

Die dritte Erzählung: „Bärbele", behandelt das Thema von dem Bauernstolze, der lieber das Glück des einzigen Kindes zerstört, als zugibt, daß ein reicher Bauernsohn eine arme Dirne heirathet. Als dieser Stolz gebeugt wird, ist es zu spät; Konrad ist im Franzosenkriege gefallen.

Der „Gnadenlöhner" endlich darf als eine der besten Arbeiten E. Vely's bezeichnet werden. Jos Brun hat einen zudringlichen Hausfreund schwer verletzt und ist, da er edelmüthig das Motiv seiner That verschwieg, zum Zuchthaus verurtheilt worden. Gebrandmarkt, verläßt er die Heimat; überall aber kommt man auf diesen dunkeln Punkt, und die Schande treibt ihn wieder fort. Zuletzt ist er Steinklopfer; seine Tochter soll eben einen Müller heirathen; da wird es ruchbar, daß er im Zuchthause gesessen, und die Verlobung geht zurück. Mit dem Opfer seines Lebens erkauft er nun das Glück seiner Tochter. Auch hier tritt die Charakterschilderung der verschiedenen Personen in den Vordergrund und fesselt lebhaft das Interesse des Lesers.

Im ganzen darf man den vorliegenden vier Erzählungen volle Anerkennung zollen; auch ist lobend zu erwähnen, daß der Localton sehr gut getroffen ist, ohne daß zu viel dialektische Worte und Wendungen zur Anwendung kommen. Dadurch ist die Einheitlichkeit mehr gewahrt, als wenn in die hochdeutsche Erzählung rein dialektische Gespräche eingeflochten werden.

2. Der schwarze Junker. Geschichtliche Erzählung aus Oesterreichs Vergangenheit von Victor Wodiczka. Wien, Engel. 1884. 8. 1 M.

Die Erzählung spielt im Jahre 1683 zur Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken. Als Held erscheint Emerich Tököly, der Führer der ungarischen Aufständischen. Auch ist die aus der Localgeschichte Wiens bekannte Episode von der Eroberung Perchtoldsdorfs eingeflochten. Die Ge-

schichte ist lebhaft und fließend geschrieben und vermag das Interesse des Lesers zu fesseln, wenn sie sich auch über das Niveau des Mittelguten nicht erhebt. Die Charaktere sind zu wenig ausgearbeitet und vertieft, und das psychologische Moment tritt hinter den äußern Begebenheiten zurück.

3. Vicomte Bossu. Novelle von K. von Perfall. Düsseldorf, F. Bagel. 1885. 8. 3 M.

Das Problem der vorliegenden Novelle läßt sich in dem kurzen Satz wiedergeben: man darf die Ehe nicht zu ideal auffassen; sie ist eine menschliche Institution, und Menschen haben nicht nur Geist, sondern auch Fleisch und Blut. Frau von Teronan hegt aber eine überspannt ideale Anschauung von der Ehe, sie wählt zum zweiten Gatten den Vicomte Bossu, der zwar durch einen Höcker verunstaltet ist, aber in ihr den Glauben erweckt, daß er vollständig ideal denke. Als sie nun entdeckt, daß dies nicht der Fall ist, tritt der Bruch zwischen den Gatten ein, welcher dem Vicomte den Tod bringt. Der Schluß befriedigt nicht, denn die Schuld des Vicomte ist nicht derart, daß sie eine solche Sühne verlangt. Im Gegentheil wäre es logischer, wenn die Frau zur Erkenntniß ihres Irrthums gebracht würde und etwas rein menschlicher empfinden lernte. Davon abgesehen ist die Charakterisirung der einzelnen Gestalten consequent und richtig durchgeführt, und Composition wie Stil verdienen Anerkennung.

4. Ein Reif in der Frühlingsnacht. Erzählung von E. Janssen. Hagen, Risel u. Comp. 1885. 8. 1 M.

Die oft behandelte Geschichte von dem armen Mädchen, welches als Gouvernante in ein aristokratisches Haus kommt, hier in Beziehungen zu einem Angehörigen der Familie tritt und schließlich getäuscht wird, bildet den Vorwurf dieser Erzählung, welche dem alten Thema keine neuen Reize zu verleihen versteht. Die Darstellung ist hausbacken nüchtern und vermag nicht zu fesseln.

5. Das alte Lied. Novelle von Klara von Sydow. Berlin, Paetel. 1884. 8. 4 M.

Ellen Bätz ist eine junge Sängerin mit einer Stimme, welche ihr eine große Zukunft verspricht. Diese Stimme hat es dem Schauspieler Reinhold Schadow angethan, er liebt Ellen, oder eigentlich die zukünftige große Künstlerin, und wird wieder geliebt. Ellen ist aber so unvorsichtig, als einst Reinhold bei schlechtem Wetter auf das Meer hinausgefahren ist — die Gesellschaft befindet sich in einem Seebade —, nach dem Strand zu gehen und den Geliebten zu erwarten. Die Folge davon ist eine Erkältung, Verlust der Stimme und damit auch des Geliebten. Ellen studirt nun die Schauspielkunst und wird anstatt einer berühmten Sängerin eine große Tragödin. Inzwischen ist auch Reinhold berühmt geworden, aber vom Künstler zum Virtuosen, zu einem Menschen ohne Empfindung herabgesunken. Während nun Ellen Triumphe feiert, wird Reinhold in einer seiner ehemaligen Glanzrollen ausgepfiffen, und jetzt ist es Ellen, welche ihm Stütze und Halt gewährt. Sie hat ihre Stimme wieder erlangt, und ihr Lied läßt ihn sein besseres Selbst wiederfinden.

Die Fabel ist, wie man sieht, originell und erweckt daher Theilnahme, die man auch den beiden Hauptpersonen gern widmet, obwol Reinhold nichts weniger als sympathisch erscheint, sodaß man ihm das zuletzt gefundene Glück nicht gönnt. Verdient hat er es auch nicht, denn nicht durch eigene Kraft richtet er sich wieder auf; gegenüber der activen Natur Ellen's erscheint er als Schwächling. Auf die Nebenpersonen ist nicht allzu viel Sorgfalt verwendet; eine eingehendere Charakterzeichnung hätte nicht geschadet. Im allgemeinen liest sich die Novelle jedoch interessant und kann den bessern Erscheinungen beigezählt werden.

6. Im Pusztenlande. Novellen von Hugo Klein. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1885. 8. 2 M.

Der Band enthält sechs Novelletten, die zwar ungleich an innerm Werth und in Bezug auf Formvollendung sind, doch sämmtlich durch ihre frische und lebendige Darstellung Eindruck machen, wozu vielleicht auch das Fremdartige und Romantische des Localtons manches beiträgt. Als die besten darf man „Die Kußstunde" und „Die Rose von Törökto" bezeichnen, einfache Geschichten aus dem Volksleben, aber psychologisch interessant. Auch „Der Geisterkönig" und „Der Nabob von Somorja" verdienen hervorgehoben zu werden, obwol letztere Geschichte etwas den Eindruck des Schablonenhaften hervorruft, wenn man eben von dem Localcolorit absieht. „Funfzig Jahre" ist eine gewöhnliche Ehebruchsgeschichte; „Die schöne Ilona" endlich zu wenig ausgearbeitet. Immerhin wird man das Buch mit einigem Vergnügen lesen und es nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

7. Deutsche Waffen in Spanien. Von Karl Bleibtreu. Berlin, Eisenschmidt. 1885. 8. 4 M.

Vorliegendes Werk reicht nicht an die andern Arbeiten des talentvollen Autors hinan, was zum großen Theil in dem Stoffe begründet ist, welcher eine einheitliche Composition ausschloß. Der Autor wollte die Leistungen der deutschen Soldaten Napoleon's in dem spanischen Feldzuge schildern, jedoch nicht in streng historischer Darstellung, sondern in halb novellistischer Form. Dabei kam aber eben nur Halbes heraus; man hat weder Geschichte noch ein literarisches Kunstwerk vor sich, sondern nur einzelne Scenen und Bilder. Diese zeigen allerdings die Vorzüge der ungemein markigen Darstellung und lassen erst recht bedauern, daß der Autor bei der Anlage des Werks einen Misgriff beging. Dennoch verdient das Buch eben seines Inhalts wegen Beachtung.

8. Zwei Brüder bei den Carlisten. Von E. D. Mund (D. von Pochhammer). Cannstatt, Stehn. 1885. 8. 1 M. 80 Pf.

Eine Jugenderzählung, der wir leider keinen Beifall zollen können. Weder die Wahl des Stoffs noch die Form der Darstellung befriedigt; auch sollte in Jugendschriften mehr auf Reinheit der Sprache gesehen werden. So z. B.

lautet die Ueberschrift des sechsten Kapitels: „Das brillante Debut". Wir verwerfen keineswegs unbedingt den Gebrauch von Fremdwörtern, da viele den Begriff deutlicher ausdrücken, als es durch irgendeine deutsche Umschreibung möglich ist; in Jugendschriften aber lassen sie sich vermeiden und sollen auch vermieden werden. Ferner hätte es dem Zwecke gewiß mehr entsprochen, wenn anstatt der Gefechtsscenen eine Schilderung des Baskenlandes geboten worden wäre. Da hätte die Jugend wenigstens etwas lernen können, während das Büchlein in seiner jetzigen Gestalt die Phantasie nur wenig anregt oder höchstens auf Abwege leitet.

9. Mignon's Eiertanz. Eine Adventgeschichte von August Becker. Zwei Theile in einem Band. Leipzig, Thiel. 8. 3 M.

August Becker ist eine eigenartige Erscheinung in der zeitgenössischen Literatur. In unsern Tagen, wo alles nach Sensation und Effect hascht, das Sinnlich-Pikante und Geistreiche allein zeitgemäß erscheint, muß es überraschen, wenn ein Autor uns einfache stille Herzensgeschichten zu bieten wagt, die jeder pikanten Zuthat entbehren. Er hat es gewagt und eine Gemeinde gefunden, welche ihm dafür danken wird. Auch die vorliegende Novelle — „Adventgeschichte" nennt sie der Autor — hat eine ziemlich einfache Fabel. Der Assessor Hosebein, der in einem weltvergessenen Städtchen ein stilles Leben führt, hat ein kleines Mädchen, Nelly, aus den Händen einer herumziehenden Gauklerbande befreit und zu sich genommen. Er erzieht es und denkt dabei an die Zukunft — das Kind soll einst seine Frau werden. In dem Geschöpf steckt aber der Hang zu dem abenteuerlichen Leben der Gaukler; eines Tages ist das halbwüchsige Mädchen entflohen. Mit stiller wehmüthiger Resignation erträgt der Assessor diese Enttäuschung. Das Mädchen macht indessen Carrière, es wird eine berühmte Circuskünstlerin, und als solche trifft er sie wieder. Diese Begegnung läßt ihn indeß erst recht erkennen, daß sie für ihn unwiederbringlich verloren ist. Das gewöhnliche Schicksal der Künstlerin ereilt auch sie: das Publikum entzieht dem einstigen Liebling seine Gunst, und der „Freund" läßt sie mit einer höflichen Entschuldigung im Stiche. Zu ihrem Glück bietet ein Mann ihr seine Hand, welche sie ohne Zögern annimmt. An der Seite des Gatten, der einen kleinen Circus dirigirt, findet sie eine bescheidene ruhige Existenz. Der Mann verunglückt in seinem Berufe, und Nelly ist genöthigt, wieder als Artistin ihr Brot zu suchen. Ihre Glanznummer ist Mignon's Eiertanz, mit dem sie vielen Beifall findet. Von allem Anfange an hatte ein verkommener Gaukler sie verfolgt; er hatte, als sie noch auf der Höhe ihres Ruhmes stand, durch eine Parodie ihrer Leistungen sie lächerlich gemacht, jetzt taucht er plötzlich wieder auf. Nelly sieht ihre Production von dem gehaßten Hauswurst carikirt und verspottet; ihre Bitte, letztern zu entlassen, wird von dem Director abschlägig beschieden, und nun rächt sich das gequälte Weib auf eine furchtbare Weise. Die letzte Scene, die Ausführung des Racheplans, ist wild-phantastisch; sie berührt beinahe unheimlich. Vorher hatte sie noch den alten Assessor Hosebein zu sich gerufen, um ihr Kind ihm anzuvertrauen. Er kommt und wird Zeuge des Vorfalls, welcher auch Nelly den Tod bringt, da jener Hauswurst sie erdolcht. Der alte Assessor wird dem Kinde ein zweiter Vater — damit endet die Geschichte. Ihr Hauptreiz liegt in der prächtigen Charakterisirung der handelnden Personen; auch die Nebenfiguren sind mit so viel Liebe und Feinheit gezeichnet, daß man seine Freude daran haben muß. Der alte Junggeselle Hosebein ist eine der köstlichsten und — liebenswürdigsten Gestalten, welche die neuere Literatur aufzuweisen hat; mit überwältigendem Humor und lebenswahr sind die Klatschbasen geschildert, welche im Hause des Assessors ihr Unwesen treiben; der Charakter Nelly's, ihr Lebensgang und ihr tragisches Ende sind meisterhaft motivirt, ein Cabinetsstück psychologischer Schilderung. Man kommt heute selten in die Lage, ein rückhaltsloses Lob aussprechen zu können; hier darf man es thun, ohne Widerspruch erwarten zu müssen.

10. Im Glühlicht der Weltstadt. Ernstes und Heiteres aus Berlin von Paul Gisbert. Berlin, Steinitz u. Fischer. 1884. 8. 1 M.

Eine Reihe von Feuilletons ist in diesem Buche gesammelt, von jener Gattung, welche heutzutage in den Zeitungen und somit auch in der modernen Literatur die herrschende geworden ist. Es scheint auch, daß unsere Zeit eine besondere Begabung für diese Art besitzt; denn der Procentsatz des Lesbaren und Guten ist bei den Feuilletons weit größer als z. B. bei den Novellen. Die feuilletonistischen Skizzen müssen, um wirksam zu sein, in lebhaften Farben ausgeführt werden; der Leser soll entweder zu Thränen gerührt oder zum hellen Lachen, mindestens Lächeln gebracht werden. Dabei versehen es nun allerdings manche, indem sie nach der einen oder andern Richtung übertreiben, entweder zu sentimental und pessimistisch werden oder in gezwungenen Humor verfallen, der dann nicht einmal mehr possenhaft wirkt. Dieser Fehler haftet auch einigen Skizzen dieser Sammlung an, die mehr Caricaturen sind als Feuilletons und besser weggelassen worden wären. Auch die übrigen erheben sich nicht weit über das Niveau des Mittelmäßigen, da weder die Themata oder Probleme besonders originell gewählt sind, noch die Durchführung sich durch hervorragenden Witz oder packende Kraft auszeichnet. Die Eigenschaft, angenehm lesbar zu sein, besitzen freilich die meisten, und das ist ja bei dieser Gattung schließlich die Hauptsache. Die ersten vier Skizzen der Sammlung darf man als die besten bezeichnen.

11. Kleine Geschichten. Von Richard Leander. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1884. Lex.-8. 2 M. 40 Pf.

Die drei „Geschichten", welche den Inhalt des Bändchens bilden, beweisen das hervorragende liebenswürdige Talent des Verfassers. Die eine derselben: „Francesco", hätte

nur einer bessern Durcharbeitung, ich möchte sagen Ciselirung bedurft, um zu einer prächtigen Novelle ausgestaltet zu werden; in der vorliegenden Form ist sie zu skizzenhaft, um einen vollständig künstlerischen Eindruck zu machen. Die „Rumpelkammer" ist am besten gerathen; ein hübsches Thema und auch gut durchgeführt. „Die beiden Weiser", zählen zu den Feuilletonskizzen und zwar zu den bessern der Gattung.

12. Wahnsinnig auf Befehl. Erzählung von Max Ring. Leipzig, Denicke. 1885. 8. 2 M.

Eine Hofgeschichte mit dem üblichen „Helden", in den sich die „Prinzessin" verliebt, und den bekannten Intriganten, die den stolzen und grausamen Vater gegen das Paar aufhetzen. Diese Art Erzählungen erinnert lebhaft an die alten Rittergeschichten: nur das Costüm der Personen ist geändert, die Zeit der Handlung aus dem 11. oder 12. Jahrhundert in das 17. und 18. Jahrhundert verlegt. Die Gewandtheit des Erzählers macht hier die Geschichte wenigstens annehmbar; ein lebhafteres literarisches Interesse vermag sie freilich auch nicht zu erwecken.

13. Die Poesie der Sinnsprüche und Devisen. Von W. Wichmann. Düsseldorf, Voß u. Comp. 8. 6 M.

Das prächtig ausgestattete, dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen gewidmete Werk enthält eine ziemlich vollständige historische Darstellung der in den Sinnsprüchen und Devisen niedergelegten Poesie in Verbindung mit einer kurzen, aber trefflichen Schilderung des Ordenswesens. Der Autor beschränkt sich nicht blos auf das Mittelalter, sondern gibt auch die Sprüche des classischen Alterthums und der Neuzeit in möglichster Vollständigkeit, sowie er auch alle europäischen Nationen in den Kreis seiner Darstellung zieht. Wir finden die italienische, die französische, spanisch-portugiesische, skandinavische und slawische Spruchpoesie eingehend behandelt, der deutschen ist natürlich der meiste Raum gewährt. Das Buch ist ein werthvoller Beitrag für die Culturgeschichte und als solcher auch allgemein interessant; besonderes Interesse hat es natürlich für jene Kreise, für welche die Devisen auch heute noch Bedeutung haben. Schade nur, daß nicht alle fremdsprachlichen Devisen übersetzt sind; bei einigen ist auch die Uebersetzung nicht ganz zutreffend und sinngemäß. Der historische Theil ist sehr genau und gründlich durchgearbeitet.

14. Der Vater Rhein in Sage und Dichtung. Eine poetische Wanderung von der Quelle bis zum Meere. Von J. Nover. Mainz, v. Zabern. 8. 2 M. 25 Pf.

Der Autor schildert die landschaftlichen Schönheiten des Rheins, hebt seine Bedeutung für das ganze materielle und ideelle Leben Deutschlands hervor und erzählt die Sagen und die Geschichte des „schönsten und bedeutendsten Stromes der Welt". Seine Absicht ist, ein erschöpfendes Bild von der Poesie des Rheins zu geben, und man kann ihm zugestehen, daß er sie mit Glück verwirklichte. Kein irgendwie bedeutsames Moment ist übergangen, und wenn auch viele Einzelheiten nur angedeutet, nicht ausgeführt werden, so geschieht es doch in einer Weise, die für das Verständniß genügt und anregt. In die begeisterte schwungvolle Schilderung sind Citate aus den Dichtungen aller hervorragenden Poeten eingeflochten, welche je den Rhein besungen haben; man gewinnt dadurch auch einen Ueberblick über die Rheinliteratur. Wir können jenen, welche eine Rheinfahrt unternehmen, keinen bessern Begleiter empfehlen als dieses Buch, dessen Lektüre den Genuß der Reise zu erhöhen geeignet ist.

Johannes Emmer.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Am 12. September feierte Rudolf Kneisel sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Bühnenschriftsteller. Kneisel, als Director eines kleinen Theaters etwas außerhalb der journalistischen Reclamensphäre stehend, in welcher die großstädtische Muse sich bewegt, hat mit seinen Lustspielen und Schwänken nicht das gleiche Glück gehabt wie Moser und Rosen, wenn auch seine „Tochter Belial's", „Emma's Roman", „Chemie fürs Heirathen" und eine große Zahl anderer Stücke über sehr viele Bühnen gegangen sind. Unserer Ansicht nach steht er hinter jenen Lieblingsdramatikern des Tages nicht zurück; er hat oft flüchtig gearbeitet wie sie und manche nicht ausgetragene Idee in das Gewand des Lustspiels gekleidet und über die Bühne gehen lassen; aber er hat fast immer glückliche Stoffe gehabt und insofern künstlerisch gearbeitet, als der von ihm gewählte Grundgedanke stets das Stück beherrscht und sich nicht in episodische Verwickelungen verliert. Das Jubiläum Kneisel's ist nicht spurlos an den deutschen Bühnen vorübergegangen. Am berliner Wallner-Theater, wo Kneisel's „Papageno" in der vorigen Saison volle Häuser gemacht, ging zur Jubiläumsfeier das Dramatikers sein Schwank „Sie weiß etwas" in Scene. Die Voraussetzung der Handlung ist, ähnlich wie in „Papageno", die verliebte Thorheit eines grauen Sünders; doch die Führung der Handlung und der Grundgedanke sind neu. Eine kluge Frau, welche die Ueberzeugung hegt, daß jeder Mann das verkörperte böse Gewissen sei, hat sich als den Zauberspruch, womit sie sich die Pantoffelherrschaft sichert, die Formel „ich weiß etwas" ausgesucht, und sie verräth dies Recept auch ihren Nichten. Ein Medaillon, das der Gatte, der alte Oekonomierath, einer Tänzerin geschickt und von ihr zurückerhalten, das die Nichte sich gewünscht und deren Gatte kauft, nachdem es ihm der Oekonomierath auf Umwegen in die Hand gespielt, bildet das Requisit, an welches sich der Faden der muntern und flotten Handlung abspielt. Die Verwickelungen sind meistens glücklich erfunden. Das Stück fand am Wallner-Theater lebhaften Beifall. Wie wir hören, will sich Kneisel jetzt von seiner directorialen Thätigkeit zurückziehen und ganz den Musen leben. Der Beifall, den sein „Papageno" gefunden, mag ihn besonders zu diesem Entschluß bestimmt haben; jedenfalls ist das Genre, das Kneisel pflegt, gegenwärtig das erfolgreichste; nur setzt es eine rastlose Productivität voraus. Manche

Stücke von Moser, Rosen u. a. sind ein Schlag ins Wasser; aber nach einigen Nieten folgt gleich wieder ein glänzender Treffer.

— Der neueste Schwank von Julius Rosen: „Der wunde Fleck", ist am wiener Carltheater und am leipziger Stadttheater zur Aufführung gekommen und wird wol, wie die meisten Schwänke von Rosen, die Runde über die Bühnen machen. Literarischen Werth hat er durchaus nicht; ja mit Bedauern muß man bemerken, wie der Ton unsers Lustspiels seit Benedix bergab gegangen. Deshalb werden alle diese Stücke auch „Schwänke" getauft, während der eigentliche Schwank aus dem Volksleben hervorgegangen sein muß und handgreiflich derbe Situationen verlangt. Diese Schwänke sind alle nur Lustspiele, über denen aber die geistige Atmosphäre mit einer gewissen Depression ruht. Wir haben jetzt eine Bühnenliteratur, die mit der Nationalliteratur gar nichts mehr gemein hat. Julius Rosen hat übrigens in „Der wunde Fleck" einen guten Lustspielgedanken behandelt, nur wie immer zu flüchtig und unkünstlerisch. Der erste Act ist vortrefflich; doch der Autor hat sich damit schon zu sehr ausgegeben. Das Folgende ist matter; die ernsten Situationen erregen nicht das geringste Interesse; vieles, was eine lebendige Entwickelung versprach, schläft wieder ein. Nur die Scenen, in denen der Fleischermeister Löthhorn die Hauptrolle spielt, sind echt komisch durchgeführt, und eine Reihe witziger Einfälle zieht sich wie ein Pelotonfeuer durch die Handlung, welche nur einen lockern Zusammenhang hat. Das Lustspieltalent Rosen's verleugnet sich auch in diesem Stücke nicht; man bedauert, daß der Mangel an künstlerischer Durchbildung den Autor hindert, uns ein Lustspiel von dauernder Bedeutung zu schaffen. Auch ist ihm ein so glücklicher Wurf wie „O diese Männer" nicht wieder gelungen.

— In Hamburg ist „Denise" von Alexandre Dumas zuerst in Deutschland in Scene gegangen; die Kritik ist, wie immer bei uns, wo es sich um französische Stücke handelt, voll des Lobes für den pariser Autor und erklärt das Stück für ein künstlerisches Meisterwerk. Der Erfolg war groß und nachhaltig. Dumas hat in diesem Stücke ein ähnliches Thema behandelt wie Hebbel in „Maria Magdalena" — nur hat dieser den Stoff tragisch gefaßt, während Dumas eine Versöhnung und Ehrenrettung anstrebt. Freilich ist auch das Motiv, aus dem Klara und Denise sich hingeben, ein gänzlich verschiedenes: Klara thut es aus niedriger Berechnung, Denise, um dem Geliebten, der für sie in den Tod geht, einen Beweis ihrer Liebe zu geben; der Geliebte fällt indeß nicht im Duell, aber er verläßt sie. Wenn der Secretär in Hebbel's Drama sagt: „Darüber kann kein Mann hinweg", so hat Dumas sein Drama gedichtet, um einer andern Anschauung zum Siege zu verhelfen. Das Stück beginnt mit jenen bei den Franzosen so beliebten gesellschaftlichen Lebensbildern, mit scharf gezeichneten, satirisch beleuchteten Porträts aus den Salons; die Handlung steigert sich in jener ebenso kunstgerechten, wie auf den Effect hinarbeitenden Verwickelung, in der die Franzosen Meister sind.

— Die neue Oper von Grammann: „Das Andreasfest", fand bei der Aufführung in Leipzig eine freundliche Aufnahme; doch war der Eindruck allgemein, daß die Musik, besonders im ersten Act, für eine leichtere Spieloper zu schwierig und zu sehr im Wagner'schen Stil gehalten sei. Die Instrumentation ist oft stimmungsvoll und glänzend; doch der Melodienschatz ward durch dieses Werk nicht bereichert. Und das darf man bei einer Oper leichtern Genres wohl verlangen. Am meisten charakteristisch ist die Musik, wo sie die markanteste Situation des Stücks begleitet: Kaiser Maximilian auf der Martinswand, die bei der leipziger Aufführung durch eine neue Decoration wirksam illustrirt war. Offenbar knüpfte der Text an diese Situation als den Kern der Handlung an, für welche nur eine etwas breite Vorgeschichte hinzugedichtet wurde.

Bibliographie.

Aus dem Eheleben eines Bischofs. Erinnerungen an die „schönste Frau zweier Jahrhunderte". Von *_*. Mit Porträt. Volks-Ausgabe. Leipzig, G. Wolf. 8. 3 M.

Bachem's Roman-Sammlung. 5ter Bd.: Die Hexe von Scharnrode. Roman von H. Hirschfeld. Prinzessin Irrlicht. Roman von M. v. Pelzeln. Köln, Bachem. 8. à 2 M.

Bleibtreu, K., Schlechte Gesellschaft. Realistische Novellen. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 6ter Bd. 11tes Hft.: Das Alter des Menschen und die Wissenschaft. Von J. Weber. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Cüppers, A. J., Edeltrude. Dichtung. Mainz, Kirchheim. 12. 3 M.

Dabei, Graf A., Aus stürmischer Zeit. Dresden, Minden. 1886. 8. 4 M.

Daudet, A., Aus dem Leben. Erzählungen und Skizzen. Deutsch von A. Gerstmann. Einzig autorisirte Uebersetzung mit dem Porträt Daudet's. Dresden, Minden. 1886. 8. 3 M. 50 Pf.

Dühring, E., Der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen und die Lehrweise der Universitäten. 2te, verb. und mit Gesichtspunkten für Selbstausbildung und Selbststudium erweiterte Auflage. Leipzig, Fues. Gr. 8. 2 M.

Engl, J. E., Marie Mösner (Gräfin Spaur). Einer Künstlerin Erdenwallen. Salzburg, Dieter. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Fries, N., St. Laurentii Altartuch. Historische Erzählung. Itzehoe, Nusser. 8. 1 M. 50 Pf.

Geschichte des 2. Ostpreußischen Grenadier-Regiments Nr. 3. 2 Thle. Im Auftrage des Regiments verfaßt. Mit vielen Kunstbeilagen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 30 M.

Gietmann, G., S. J., Die Göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri. 1ste Hälfte. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M.

Hackländer, F. W., Falsches Spiel. Illustrirt von H. Schlittgen. Stuttgart, Krabbe. Lex.-8. 1 M.

Haderlap, F., Die Kärntner Slovenen. Ihre nationalen Verhältnisse und Bestrebungen. Klagenfurt, Rauneeker. 8. 60 Pf.

Hankel, P., Galilei. Drama. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

Häußer, Caroline, Grüße aus Nord und Süd. Novellen-Cyclus. 1ste Lfg. München, Staegmehr. 8. 40 Pf.

Heiberg, H., Schriften. 1ster Bd.: Ernsthafte Geschichten. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

— — Ein Buch. 1ster Bd. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Hellbach, R., Naturgeschichte der Wienerin. Wien, Reidl. 8. 1 M.

Hoffmann, C., Mein Weg nach Jerusalem. Erinnerungen aus meinem Leben. 2ter Thl.: Erinnerungen des Mannesalters. Jerusalem. 1884. 8. 5 M. 80 Pf.

Jähns, M., Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Gr. 8. 5 M.

Die ersten 25 Jahre des 7. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 56 1860—1885. Auf Veranlassung des Regiments in kurzer Darstellung bearbeitet für die Unteroffiziere und Mannschaften. Mit 2 Portraits und 6 Skizzen im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 1 M. 20 Pf.

Jonas, R., Ein deutsches Handwerker-Spiel, nach einer handschriftlichen Ueberlieferung aus dem königlichen Staatsarchiv zu Posen herausgegeben. Posen, Jolowicz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Jordan, A., Moderne Dioskuren. Humoreske. Cannstatt, Stehn. 8. 1 M.

Jostes, F., Die Waldenser und die vorlutherische deutsche Bibelübersetzung. Eine Kritik der neuesten Hypothese. Münster, Schöningh. Gr. 8. 1 M.

Kölm, M., Ut mine Schaulmeestetid. Plattdeutscher, humoristischer Roman. 1ste Lfg. Elberfeld, M. Kölm. 12. 50 Pf.

Guillaume Mila, Geschichtsschreiber von Berlin. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 50 Pf.

Reitzenstein, R. M., Der Eibsee bei Partenkirchen. (Bayerisches Hochland.) Mit Orientirungs-Karte und 2 Ansichten. München, Palm. 12. 75 Pf.

Richter, E., Die Alpen, nach H. A. Daniel's Schilderung neu bearbeitet. Nebst einer Uebersichtskarte. Leipzig, Fues. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Ringseis, J. N. v., Erinnerungen, gesammelt, ergänzt und herausgegeben von Emilie Ringseis. 1ster Bd. Mit einem Porträt nach einer Photographie von F. Hanfstängl. Amberg, Habbel. 1886. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Rogge, Der Prinz-Feldmarschall Friedrich Karl von Preußen. Mit einem Stahlstich. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Sauden, A. v., 1870. Von Ems bis Wilhelmshöhe. Ein Stimmungsbild in epischer Form unter Zugrundelegung authentischer Quellen. Görlitz, Vierling. Gr. 8. 40 Pf.

Schroetter, Freih. v., Geschichte des 7. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 69 1860—1885. Mit 1 Marschkarte und 8 Skizzen im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Stanley, H. M., Durch den dunkeln Welttheil oder die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des äquatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem Atlantischen Ocean. 2te Aufl. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Neue Ausgabe in 33 Lief. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M.

Zilligstein, E. v., Aus der Heemte. Heiteres und Ernstes, Gereimtes und Ungereimtes in Oberlausitzer Mundart. Görlitz, Tzschaschel. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 256 bis 262.

Der spanisch-deutsche Conflict. (I/II.) — Die ungarisch-croatische Frage. (II.) — Der Völkerstreit und das Deutschthum. — Die Verhältnisse in den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands. — Zum Verständniß der strategischen Bedeutung der ostfranzösischen Landesbefestigung. (I.) — Der ostrumelisch-bulgarische Staatsstreich.

Ein schwedischer Sittenroman. — Hans Canon. (Nekrolog.) — Beaumarchais in Spanien. Von Dr. A. Bettelheim. (II/III.) — Aus dem Wiener Musikleben. — Zum hundertjährigen Jubiläum der Geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha. Von Professor Dr. H. Wagner. (III. Schlußartikel.) — Die Politik der Republik Venedig. — Die Antwerpener Weltausstellung. (XI.) — Alpine Reiseliteratur in früherer Zeit. (VI/VII. Schlußartikel.) — Capri. Von Dr. R. Schöner. (II/III.)

Ausführungsvorschriften zu dem Gesetze betreffend die Erhebung von Reichsstempelabgaben. — Das Börsensteuergesetz und die Ausführungsbestimmungen. — Zur landwirthschaftlichen Statistik Sachsens. — Das Börsensteuergesetz und die Ausführungsbestimmungen. (Replik.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Von

Dr. Lorenz von Stein.

Zweiter Theil.

Die Finanzverwaltung Europas.

Mit specieller Vergleichung Englands, Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs, Italiens, Rußlands und anderer Länder.

Erste Abtheilung.

Fünfte, neubearbeitete Auflage. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

In dieser fünften Auflage ist das ausgezeichnete Werk sehr wesentlich erweitert worden, sodaß der zweite Theil nun zwei Abtheilungen umfaßt; während die vorliegende erste Abtheilung den Staatshaushalt, die Staatsausgaben, die wirthschaftlichen Staatseinnahmen und den allgemeinen Theil der Steuerlehre behandelt, wird die zweite Abtheilung das positive Recht der bestehenden Steuern in den verschiedenen Staaten Europas und die Grundzüge des Steuercreditwesens enthalten. Der erste Theil, „Die Finanzverfassung Europas“, kostet geh. 8 M., geb. 9 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

TECHNICAL VOCABULARY

ENGLISH AND GERMAN.

Technisches Vokabular

für technische Lehranstalten und zum Selbststudium für Studierende, Lehrer, Techniker und Industrielle.

Von

F. J. WERSHOVEN.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Geh. 3 M. Cart. 3 M. 20 Pf.

Der Director der Technischen Hochschule in Aachen Geh. Reg.-Rath von Kaven bezeichnet dieses englisch-deutsche Vokabular in einem Vorwort dazu als ein treffliches Hülfmittel beim Studium der technischen Literatur wie für den mündlichen Verkehr, das sich auch durch praktische Einrichtung und Handlichkeit zur Einführung empfiehlt. Vorliegende zweite Auflage wurde vom Verfasser vielfach erweitert und vervollständigt.

In demselben Verlage erschien:

Wershoven. Vocabulaire technique français-allemand. Geh. 1 M. 80 Pf. Cart. 2 M.

——— The Scientific English Reader. Englisches naturwissenschaftlich-technisches Lesebuch. 3 Theile. Geh. 5 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

WIE ICH LIVINGSTONE FAND.

Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika.

Von

Henry M. Stanley.

Zweite Auflage.

Zwei Bände. Mit 54 Abbildungen und einer Karte.

8. Geh. 20 M. Geb. in 1 Band 22 M. 50 Pf.

Dieses mit grosser Frische und lebendiger Anschaulichkeit geschriebene Reisewerk Stanley's war der Vorläufer von dessen beiden Werken „Durch den dunkeln Welttheil“ und „Der Kongo“, mit denen es sich zu einer zusammenhängenden Trilogie der Afrikaforschung von höchstem wissenschaftlichen wie praktischen Werthe verbindet. Vorliegende zweite Auflage erhielt noch durch einen Abriss von Livingstone's Leben eine gewiss willkommene Bereicherung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Palau-Inseln im Stillen Ocean.

Reiseerlebnisse

von

Karl Semper,

Professor der Zoologie und vergl. Anatomie an der Universität Würzburg.

Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Ein deutsches Werk, in dem die jetzt so viel genannten Carolinen-Inseln und deren eigenartige Bewohner geschildert werden. Der Verfasser hat sich fast ein Jahr daselbst aufgehalten und theilt das von ihm Beobachtete und Erlebte in lebhafter, farbenfrischer Darstellung mit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

K. K. FRANZENSCHE RES. BIBLIOTHEK Prerau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 8. October 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Der Schriftstellerstand. Von Rudolf von Gottschall. — Neue Erzählungsliteratur. Von Marius Stein. — Gedichte und Dichtungen. Von Rudolf von Gottschall. (Beschluß.) — Aeltere und neuere englische Poesie in deutschem Gewande. — Die europäische Gesellschaft. Von Eduard Reich. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Der Schriftstellerstand.

Seitdem die Schriftsteller Genossenschaften gebildet, um ihre Rechte zu vertreten, hört man in ihren Versammlungen, in den Schriftstellerzeitungen und den Organen der Presse, die sich mit derartigen Fragen beschäftigen, sehr oft von dem Schriftstellerstand sprechen; ja es fehlte nicht viel, so wären Bestimmungen über die Standesehre u. dgl. m. zur Berathung gekommen. So erfreulich es ist, daß die Interessen der Schriftsteller jetzt mit vielem Eifer gewahrt werden, während früher der einzelne im Nebel seinen Weg suchen mußte, so wird doch mit solchen Ausdrücken wie „Schriftstellerstand" über das Ziel hinaus geschossen, um so mehr, als über die Grenzen, wo der Schriftsteller anfängt oder aufhört, noch sub iudice lis est. Die gänzliche Unbestimmbarkeit dieser Grenzen schließt schon den Begriff des Standes aus, für den gerade die Geschlossenheit eine unerläßliche Bedingung ist. Ohne allgemein kenntliche und verständliche Merkmale gibt es keinen Stand; was ein Soldat, ein Beamter, ein Kaufmann, oder wer bürgerlich und wer adelich ist: das weiß jedermann, darüber wird niemand zu streiten versuchen, während selbst in dem Lager, wo der Schriftstellerstand als solcher proclamirt wird, ein heftiger Zwiespalt entbrannt ist über die Frage, wer sich zu den Schriftstellern zählen dürfe.

Im weitesten Sinne des Wortes ist jeder ein Schriftsteller, der seinen Gedanken mit der Feder in sprachlicher Gewandung Ausdruck gibt, und der sie dann durch den Druck veröffentlicht. Diese letzte Bedingung war in früherer Zeit von Wichtigkeit; denn damals gab es in Tagebüchern, in Correspondenzen, die oft erst nach dem Tode veröffentlicht wurden, eine geheime Schriftstellerei, ein literarisches Freimaurerthum hochstrebender und bedeutender Geister, die aber nicht über den Freundeskreis, nicht über die Loge der Gleichgesinnten hinaus zu wirken suchten. Heutzutage ist dieser Unterschied unwesentlich geworden; man darf im allgemeinen annehmen, daß wer schreibt, auch drucken läßt. Der krampfhafte Drang, gedruckt zu werden, beherrscht alle Anfänger und Stümper, und selbst der unfähigste Gelegenheitsdichter findet ein Localblättchen, das sein unreifes Poem an die Oeffentlichkeit bringt. Alle schreiben und alles wird gedruckt — das ist die Signatur der Gegenwart.

Wie soll sich nun aus dieser Masse, für welche die Verse aus dem „Faust" passen:

> Das drängt und stößt, das ruscht und klappert,
> Das zischt und quirlt, das zieht und plappert —

ein gesondertes Schriftstellerthum herausgliedern?

Da wird gleich die Frage aufgeworfen: sind die Journalisten, die Tagesschriftsteller, die den Bücherkatalog nicht bereichert haben, auch zu den eigentlichen Schriftstellern zu rechnen, oder nur solche, die ein Buch verfaßt haben? Die Beantwortung dieser Frage dürfte zweifellos sein: Buch oder Journal — ob diese oder jene Form der Veröffentlichung, das ist doch sehr gleichgültig. Es gibt Journalisten, die immer nur Artikel geschrieben haben und die einen maßgebenden Einfluß auf die öffentliche Meinung, auf die politische, sociale, ästhetische Bildung der Nation ausüben; es gibt Schriftsteller, welche ein Buch nach dem andern ans Licht fördern und die kein Mensch kennt. Im Gegentheil, von allen Schriftstellern sind die Journalisten diejenigen, die sich noch am meisten durch gemeinsame Abzeichen hervorthun, am meisten um eine Fahne sammeln lassen, und ein Journalistenverein wird kaum in die Grenzstreitigkeiten verwickelt werden, die einem Schriftstellerverein nicht erspart bleiben.

Würden wir aber den Buchfanatikern recht geben, so

kämen wir aus dem Regen in die Traufe. Ein Blick in den Hinrichs'schen Meßkatalog zeigt uns, daß die eigentliche belletristische Rubrik inmitten einer großen Zahl anderer Rubriken steht und von der Productivität, die in letztern herrscht, weit überflügelt wird. Die Pädagogen, die Juristen, die Theologen verfassen weit mehr Werke als die Schöngeister von Fach — und dazu kommen noch die naturwissenschaftlichen, technischen, militärischen, medicinischen Schriften. Das sind alles Bücher und oft recht dicke ... haben deren Verfasser nun ein Recht, sich zu den Schriftstellern zu zählen? Oder nur die Dichter von Fach, die Romanschreiber, die Dramatiker? Wie steht es dann aber mit den Essayisten, den Literarhistorikern, den Aesthetikern, welche sich wieder mit jenen Dichtern und den Aufgaben der Dichtkunst beschäftigen? Wir irren hier in einem Labyrinth ohne Ariadnefaden umher.

Und doch ... der Faden ist gefunden; es gibt ein Zauberwort, das alle diese Verwirrung löst: es heißt — Berufsschriftstellerei. Da sind sie ja auf einmal alle ausgeschlossen: die Professoren, die Prediger, die Juristen, die Mediciner, die Offiziere und die technischen Schriftsteller, alle, welche in irgendeiner speciellen Fachliteratur thätig sind; wenigstens der Mehrzahl nach, denn es gibt auch auf diesen Gebieten Berufsschriftsteller, welche jede andere Stellung aufgegeben haben und sich nur der Schriftstellerei widmen. Berufsschriftsteller sind also die, welche von ihrer Feder allein leben. Es gibt deren ja eine große Zahl; die vielen Zeitungen, Tagesblätter, Theater, die unternehmenden Verlagsbuchhandlungen, welche die verschiedenartigsten Bibliotheken und Lieferungswerke herausgeben und gleichsam Arbeit bestellen, locken immer neue geistige Kräfte aus den enggeschlossenen Carrièren des Staats hinaus ins Freie, in eine literarische Thätigkeit, die sich selbst Zweck ist. Und diese Berufsschriftsteller, mögen sie nun für Journale oder Bücher schreiben, machen ja gerade den Kern der Schriftstellervereinigungen, die sich bisher gebildet haben.

Doch auch hier stoßen wir auf bedenkliche Ausnahmen, welche die Regel nicht bestätigen, sondern umstoßen. Von unsern Classikern wäre der Minister Goethe so wenig wie Schiller, so lange er in Jena Professor war, zu den Berufsschriftstellern zu rechnen gewesen, ebenso wenig der Pfarrer Herder, und es würden etwa nur Lessing, Jean Paul und Wieland in diese Kategorie gehören: man wird aber doch nicht behaupten wollen, daß Goethe und Schiller deshalb beiseite zu schieben seien. Ist die Königin Carmen Sylva, ist der Oberlandesgerichtsrath Wichert, ist der Theaterintendant zu Putlitz zu den Berufsschriftstellern zu rechnen? Ferner gibt es viele Dichter, die zwar keine Aemter bekleiden, die aber doch nicht von ihrer Feder leben, sondern, was weit angenehmer ist, von ihren Zinsen. So wird auch in den anscheinend thurmfesten Begriff des Berufsschriftstellerthums von allen Seiten Bresche geschossen.

Wenn diese Schwierigkeiten sich schon der Abgrenzung einer Schriftstellergenossenschaft entgegenstellen, so machen sie einen Schriftstellerstand geradezu zu einer Unmöglichkeit. Unter den Schriftstellern sind eben alle Stände vertreten, von den Königen und Fürsten bis zu den Arbeitern, die zwar heutigentags wenig zu dichten pflegen, aber, wenn sie zu den Socialdemokraten gehören, Schriften genug veröffentlichen und sich selbst vor den Behörden und der Polizei als Schriftsteller bezeichnen.

Es gibt keinen Schriftstellerstand, so wenig es z. B. einen Schachspielerstand gibt. Es gibt Berufsschachspieler, wie es Berufsschriftsteller gibt, namentlich unter den Engländern: die Blackburne, Mason, Bird sind Berufsschachspieler; deutsche Meister, wie Anderssen, hatten eine andere Lebensstellung und waren nebenbei Schachspieler ersten Ranges. In der leipziger Augustea spielte lange Zeit allabendlich Graf Vitzthum seine Partie mit einem Marktheifer, der ein sehr starker Spieler war. Sie hatten ein gemeinsames Interesse, das Schachspiel; aber sie gehörten deshalb doch nicht einem und demselben Stande an.

Und auch die Schriftsteller haben gemeinsame Interessen; es ist anerkennenswerth, daß sie jetzt zusammenhalten, soweit diese in Frage kommen; ja wir glauben, daß dieser Zusammenhalt sich am wirksamsten dort bewährt, wo ein bestimmtes Gebiet der dichterischen Productivität abgegrenzt wird, wie das bei der Genossenschaft dramatischer Autoren geschieht, die durch solche Beschränkung ein praktisches Wirken mit erfreulichen Resultaten ermöglicht haben. Es gilt, den Rechtsboden überall zu wahren; alle Schriftsteller sind gleich vor dem Gesetz; aber deshalb sind sie weder gleich vor den Musen noch gleich in ihrer socialen Stellung. Vor dem Gesetz darf jeder ausrufen: „Anch' io sono pittore"; deshalb aber gehört Goethe noch lange nicht mit jedem Dichter untersten Ranges in die gleiche Kategorie. Das Genie ist nur einzelnen, das Talent wenigen zutheil geworden: die tausendköpfige Masse, die beides mehr oder weniger für sich in Anspruch nimmt, muß das Publikum irre machen. Vor allem aber, es gibt Schriftstellerinteressen, doch keinen Schriftstellerstand, und es bedarf nicht der Fiction eines solchen, um jenen durch gemeinsames Wirken gerecht zu werden.

Rudolf von Gottschall.

Neue Erzählungsliteratur.

1. Ein süßer Knabe. Eine unartige Geschichte von Karl Manno. Berlin, Janke. 1885. 8. 5 M.
2. Die junge Frau. Roman von Heinrich Bergün. Zwei Bände. Leipzig, Wartig's Verlag. 1884. 8. 5 M.
3. Gebrüder Saus und Braus und Hüll und Füll. Volksthümliche Erzählungen in zwei Abtheilungen von C. A. Becker. Mit 5 Tonbildern, Kopfleisten und Initialen. Leipzig, Spamer. 1885. 8. 1 M.
4. Phantastikon. Märchen, Novellen und ästhetische Briefe von Adolf Reich. Berlin, Cronbach. 1885. 8. 5 M.
5. Aus dem Tagebuch einer Haushälterin von Adelheid von Rothenburg, geb. von Zastrow. Zweite Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1885. 8. 6 M.
6. Weihnachtsgrün. Sieben Geschichten von A. Vollmar. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1884. 8. 2 M.
7. Glück auf! Aus den Aufzeichnungen eines oberharzischen Bergarztes. Von Marie Morgenstern. Hannover, Weichelt. 1885. 8. 1 M. 60 Pf.
8. Was die Großmutter erzählte. Bilder und Märchen für die Frauenwelt von Lilly Baronin von Vietinghoff. Dorpat, Schnakenburg. 1885. 8. 2 M.

Poetische Durchschnittswaare für den geistigen Mittelstand. Und für alle ist gesorgt, zu welchem künstlerischen Glaubensbekenntniß immer sie sich bekennen mögen. In diesen Geschichten, Novellen, Märchen sind die verschiedensten Richtungen vertreten, vom Zolaismus, der in Deutschland ebenso heftig verzetert wie nachgeahmt wird, bis zu jener frommgescheitelten Hauspostillenpoesie, die nicht mehr die Muse, sondern der Pastor auf dem Gewissen hat. Die Männer neigen sich mehr der erstern, die Frauen mehr der letztern Richtung zu.

Beginnen wir mit der „unartigen Geschichte". „Ein süßer Knabe" von Karl Manno (Nr. 1) wird viele durch die flotte Erzählungsweise, durch die minutiöse Ausarbeitung mehr oder minder interessanter Details fesseln, aber begeistern für sie werden sich doch nur die Intimen, die ausgezeichneten Kenner des Turfs, des Pferdesports. Diese werden bei der spannend dargestellten Zähmung Hopser's (Hopser ist das enfant terrible im Marstall des Majors von Plotz), über dem Herzklopfen, das sie bei der Schilderung des laubower Wettrennens mit allen seinen aufregenden Stadien empfinden, leicht übersehen, daß eine einheitliche Handlung hier gänzlich mangelt, daß statt dieser nur eine Reihe von Bildern und Situationen gegeben wird. Welchem Lehrmeister der Verfasser zu Dank verpflichtet ist, zeigen Stellen wie die folgende:

Huch, schrien die Weibsbilder an der Thüre, vor wohliger Wuthwonne jauchzend und sich die Rippen haltend, als ob sie sonst vor Lachen einen Leibschaden (!) bekämen.

Und weiter unten:

Ein Klatsch, ein wüthender Fußtritt, der Silvia zusammenklappen ließ wie ein Taschenmesser, wieder Emporschnellen, Anstürzen — Ratsch! — Klatsch! — Hiebe — Haare — Nägel, die Kleider krachten, barsten, rissen, Tüll und Kragen flogen in Fetzen — die Stimmen heulten, die Nasen bluteten, aus den dünnen sommerlichen zerrissenen Kleidern quellen und schauen volle oder magere Schultern und Tieferes (!) ans Tageslicht.

Oder die Scene, wo die Nichten des Majors sich den Magen überladen und die Gouvernante, ihre Pflegerin, aus dem Schlafzimmer der Kinder kommend, über den Gang huscht: „sie trug Etwas". ... Ausdrücke wie „bohnefitzig", „stumpig", „babbeln", „nickkopfen", „högen", „Thöle" haben wol nur in der Mark und in Preußen Heimatrecht; mittel- und süddeutsche Verehrer der „unartigen Geschichte" werden es gewiß schmerzlich bedauern, daß sie der Verfasser über den Sinn solcher Wörter unaufgeklärt läßt.

Der Roman „Die junge Frau" von Heinrich Bergün (Nr. 2) ist von der Klassification: poetisches Mittelgut, auszunehmen, denn er ist das Werk eines ganz unreifen, wenn nicht talentlosen, so doch talentarmen Dilettantismus. Das Problem, das sich der Verfasser stellte, ist ja anziehend. Ein Mädchen, das an Jahren, Gemüth und Geist noch im Kindesalter steht, wird von seiner halbverrückten Mutter an einen schauspielernden Gauner verheirathet. Das Erwachen der Individualität in der jungen Frau und damit das Bewußtsein ihres Elends, der Kampf, sich davon zu erlösen: das hätte einem nur etwas seelenkundigen und originell schaffenden Autor genug Stoff gegeben zu einem ebenso ergreifenden Seelengemälde wie zu einer spannend durchgeführten Handlung. Der Verfasser weiß aber schon von Anfang an nicht, wie er mit seiner Aufgabe zurecht kommen soll. Einen ganzen Band hindurch schildert er nur die bis zum Cretinismus gehende geschwätzige Gefühlsduselei der Frau Dr. Menning und den in Romantik arbeitenden Gauner Richard Werner, deren Opfer die vierzehnjährige Cilli wird. Der zweite Band, welcher die Lösung und die Erlösung bringt, ist ein ins hundertfache verwässerter Marlitt'scher Gouvernantenroman. Wie entartet ist dieser Kurt Meinhart, der Held des zweiten Bandes, im Vergleich mit den Helden Marlitt's, von denen er abstammt; welche Verwässerung des Bluts hat die Goldelse erfahren, bis sie die Cilli des zweiten Bandes der „Jungen Frau" ward! Nicht Charaktere, nur Caricaturen bringt dieser Roman. Dr. Menning, der seit seiner Verheirathung sehr wenig spricht und nie lacht, ist ein Popanz, Lücile ein Schatten, der byronisirende Hartwig ein Unding. Aus Colportageromanen entnommene Motive werden ohne Geschick verwerthet, um Spannung in den Fortgang der Handlung zu bringen, wie z. B. der Heldenstreich Cilli's im Eisenbahncoupé — wo blieb denn die Polizei? — und der Mord im Walde in der Nähe des Genfersees. Von einer festen Führung der Handlung ist keine Spur zu entdecken: entweder sie stockt, oder sie bewegt sich in den tollsten Seitensprüngen vorwärts; ersteres ist im ersten, letzteres im zweiten Bande der Fall. Rathlos läßt der Verfasser die mit tiefer Verbeugung eingeführten Nebenpersonen beiseite stehen, wie Staatsanwalt Dr. Schöler und Frau, oder Cilli's Bruder Georg.

„Die junge Frau" ist einer jener Romane, welche zu der Betrachtung herausfordern: ist unsere literarische Noth so

groß, daß solche Bücher in Leihbibliotheken aufgestellt werden, wer hat dann das Recht, gegen die „Uebersetzungsseuche" zu eifern?

Anspruchslos und gerade durch ihre Einfachheit wirkend ist die kleine Geschichte „Gebrüder Saus und Braus und Hüll und Füll" von C. A. Becker (Nr. 3). Sie erzählt in schlichter Sprache die Geschicke eines Menschen, der, zu schwach zum Guten wie zum Bösen, längere Zeit unzufrieden mit sich herumirrt, bis endlich das gute Princip in ihm siegt und ihn zu einem ehrlichen Mann reifen läßt, der in der Arbeit das höchste Glück findet. Der Verfasser hat den rechten Volkston getroffen; sein Büchlein wird anspruchslosen Lesern einige Stunden angenehm hinweg täuschen.

Das „Phantastikon" von Adolf Reich (Nr. 4) ist unter den heute besprochenen Büchern ohne Zweifel das liebenswürdigste. Namentlich die Märchen, diese schaumgeborenen Kinder der Phantasie, schmeicheln sich uns durch ihre Grazie ins Herz. Moderne Märchen sind es freilich, nicht von jener poetischen Absichtslosigkeit, wie es das Volksmärchen ist, oder wie es noch die Romantische Schule — Tieck voran, der wol auch dem Verfasser als Muster vorschwebte — zu fabuliren verstand. Aber die didaktischen Tendenzen verhüllen sich züchtig, und wer geistig liberal genug ist, nach dem fabula docet nicht zu suchen, wird auch darüber nicht stolpern. Von den Novellen ist „Die Androiden" besonders anziehend geschrieben. Die „ästhetischen Briefe" sind anmuthige Feuilletonplauderei, bald von graziös prickelndem Witz, wie der über geistreiche Frauen, bald von einem ernsten, doch nicht aufdringlichen Gedankenpathos erfüllt, wie der über Frauenschönheit und Frauenfrömmigkeit, aber alle bieten den Lesern gesunde geistige Nahrung.

Seitdem Lina von Berlepsch den folgenschweren Rath ertheilt hat, die Frauen möchten statt der schlecht bezahlten weiblichen Handarbeit der Schriftstellerei sich zuwenden, wächst die deutsche Frauenliteratur in beängstigender Weise an. Das „Numine afflatur" hat mit dieser Literatur nichts zu schaffen, wohl aber die Erwerbsfrage und die zunehmende Neigung der Männer zur Ehelosigkeit. Die Frau stand von jeher mit dem Beichtvater und Pastor auf gutem Fuß: kein Wunder, daß der Diakonissenroman in der deutschen Frauenliteratur eine hervorragende Rolle spielt, was ebenso der Dichtung wie der Predigt zum Nachtheil gereicht, und vor allem dem Leser; dem auch da, wo er Befreiung, Heiterkeit sucht, nur ein „Mene Tekel" zugerufen wird. So wäre „Aus dem Tagebuch einer Haushälterin" von Adelheid von Rothenburg (Nr. 5) eine sehr anziehende Geschichte geworden, wenn die Verfasserin bei deren Schöpfung ein wenig mehr gelächelt hätte. Der Stoff ist in Kürze folgender: Margaretha Wandel, die Hauptperson, Pflegetochter eines braven Mannes, verwaltet nach dem Tode desselben dessen Güter. Doch bald findet sich eine edelsinnige Frau, welche der Waise mit mütterlicher Liebe ihre Arme öffnet und sie als Tochter annimmt. Durch das Bekenntniß eines Sterbenden klärt es sich auf, daß Margaretha infolge von Intriguen um das Vermögen kam, welches ihr Pflegevater ihr hinterließ. Trotzdem sie in hochherziger Aufwallung auf den Besitz desselben verzichten will, gelangt sie zu ihrem Recht. Indeß Margaretha ist ein hochgemuthes Weib: nicht nur daß sie dem Mann ihrer Liebe zu Gunsten einer andern entsagt, sie verschwendet sogar ihr Vermögen, um ihm, dessen Ruin durch den Leichtsinn seiner Frau herbeigeführt wird, wieder aufzuhelfen. Die Frauencharaktere sind der Verfasserin zum Theil recht gut gelungen, die Männer weniger. Männer, wenn sie nicht Prediger von Profession sind, tragen ihre Religion mehr im Herzen als auf der Lippe. Die Geschichte ist in Tagebuchform erzählt; die Sprache ist sauber und von sorgfältiger Feile.

Den gleichen Doppelzweck, Unterhaltung mit Erbauung zu verbinden, verfolgen auch die mit Illustrationen ausgestatteten Erzählungen unter dem Titel „Weihnachtsgrün" von A. Vollmar (Nr. 6). Sie sind Töchterlektüre, und Erzählungen wie gleich die erste: „Gefunden", werden auf junge Gemüther gewiß große Anziehungskraft üben.

Marie Morgenstern hat in „Glück auf" (Nr. 7) ein Ereigniß der Unglückschronik (Friedrich Schell's „Historische Darstellungen" liegen zu Grunde) zu einer Erzählung verarbeitet, die uns durch den spannenden Vortrag fesselt. Der Stoff gehört dem Leben der Bergleute an, als dessen tüchtige Kennerin die Verfasserin sich zeigt. Es ist eine Liebesgeschichte, die sich hart vor dem schon halb geöffneten Thor des Todes abspinnt, durchpulst von den ängstlichen Herzschlägen trauriger Ahnungen. Aber unter den schlichten kräftigen Bergnaturen verliert selbst der Tod seine Schrecken. Aus Gräbern sprießen Blumen, und die Sonne Gottes spiegelt sich doppelt schön in den Augen, welche die Dunkelheit schauen gelernt haben. Das hat die Verfasserin sagen wollen, und sie hat es, von ihrem schönen Talent unterstützt, ergreifend gesagt.

Es ist unleugbar, daß die Mehrzahl der Märchen: „Was die Großmutter erzählte" von Lilly Baronin von Vietinghoff (Nr. 8), aus einer poetisch gestimmten Phantasie hervorging. Freilich auch unleugbar, daß didaktische Tendenz die poetische Wirkung vielfach verdirbt. Von heiterer Absichtslosigkeit ist hier keine Spur — in jedem Märchen will die Verfasserin eine für die religiöse oder sittliche Lebensführung vortheilhafte Maxime empfindsamen Frauenseelen nahe legen. So hätte sie diesen Märchenstrauß wol besser als Parabelsammlung bezeichnet. Da aber der Name den Werth der Sache nicht schmälert, so sei das Buch jungen Mädchen als Lektüre empfohlen.

Marius Stein.

Gedichte und Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 40.)

4. Der Pathe des Todes. Dichtung von Rudolf Baumbach. Leipzig, Liebeskind. 1884. 12. 2 M.

Rudolf Baumbach hat außer seinen anmuthenden Liedern und lustigen Schwänken schon früher einmal in seinem „Zlatorog" den Anlauf zu einer größern Dichtung genommen, und zwar mit gutem Erfolg; jetzt liegt uns seine Dichtung „Der Pathe des Todes" vor, die wie „Zlatorog" wol an das Sagenhafte anknüpft, aber dabei einen gedanklichen Zug aufweist, einen leisen Anklang an die Faustiade. Der Tod, der Held der Dichtung, erscheint zuerst am Sterbelager des alten Todtengräbers, ein grauer Mann, der das Haupt neigt und, als ihm das Crucifix entgegengehalten wird, spricht:

Das heil'ge Zeichen schreckt mich nicht.
Im Anfang schuf der Herr des Lichts
Das All und mich zugleich aus Nichts.
Ich lag im fernsten Weltenraum
Auf einem Stern in tiefem Traum,
Und als der Herr den Menschen schuf,
Vernahm ich seinen ersten Ruf.
Zum zweiten mal beim Sündenfall
Erklang mir seiner Stimme Hall,
Und als den Bruder Kain erschlug,
Nahm ich zur Erde meinen Flug.

Hier schaff' ich auf des Herrn Geheiß
Als Knecht mit nimmer müdem Fleiß,
Bis ich am Tag des Weltgerichts
Versinke wieder in das Nichts.
Ich bin der Schnitter, der da mäht,
Was Gottes Schöpferhand gesät,
Der Reiter, der mit Blitzesschnelle
Sich naht, wenn banger Nothruf gellt;
Als Schiffer fahr' ich auf der Welle,
Die Mast und Kiel am Riff zerschellt;
Ich bin's, der auf den stillen Häuer,
Zermalmend wie das Himmelsfeuer,
Den Felsen stürzt im tiefen Schacht. —
So bin ich rastlos Tag und Nacht
Und steh' als Zöllner, ungerührt
Das Leben fordernd, auf der Brücke,
Die in das Ungewisse führt,
Gefürchtet und gehaßt vom Glücke,
Ersehnt vom Leid, das nicht mehr hofft,
Beschworen und gerufen oft
Als letzter Retter in der Noth,
Willkommen nie. — Ich bin der Tod.

Der Tod spricht hier etwas wie Mephistopheles, wie der Geist, der stets verneint. Warum er sich so für den jungen Mann interessirt, den er zu seinem Pathen erkoren, erfährt man eigentlich nicht, und bei allem tiefsinnigen Anflug einzelner Stellen ist der Grundgedanke im Grunde eine sagenhafte Caprice, bei der sich nicht viel denken läßt. Das Erscheinen des Todes bei seinen Opfern mag an den „Todtentanz" erinnern. So das Genrebild des kranken Fiedlers, der die Pest, den schwarzen Tod, ins Land bringt und von ihr ergriffen zusammensinkt.

Die eigentliche Pointe der Dichtung liegt aber nicht hierin, sondern darin, daß der Tod dem Musenjünger ein Universalheilmittel zuwendet, aber mit einer Bedingung, welche die eigenen Souveränetätsrechte des Sensenmanns wahrt:

„Hier", spricht er „wächst die Panacee,
Die jegliches Gebrest und Wehe,
Das an des Lebens Wurzel nagt,
Mit ihrer Zauberkraft verjagt.
Es sucht das Kraut mit gier'gem Munde
Der Edelhirsch, der waidewunde,
Und fristet seines Lebens Licht;
Die Schwalbe kennt es und der Specht,
Der Ottern giftiges Geschlecht,
Die klugen Menschen kennen's nicht.
Dir Reinhard, meinem Pathenkinde,
Sei es geschenkt als Angebinde.
Ein Tropfen aus dem frischen Laub,
Ein winzig Korn von seinem Staub
Heilt jede Krankheit, bannt selbst mich.
Vor Einem aber warn' ich dich:
Wenn an des Siechen Lagerstatt,
Zu der man dich gerufen hat,
In sichtbarer Gestalt ich stehe,
Dann ist verfallen mir das Leben
Des Kranken. Wehe, Reinhard, wehe,
Wenn du es wagst zu widerstreben
Dem Tod, wenn mir dein Fürwitz nimmt
Das Opfer, so mir Gott bestimmt!"

Das ist nun weiter nicht sonderlich tiefsinnig, doch begreiflich: man kann es dem Tod nicht übel nehmen, wenn er sich nicht ganz auf den Altentheil setzen lassen will.

Der Pathe des Todes, Reinhard, muß zu bald erproben, daß es um eine solche bedingungsweise Panacee ein eigen Ding ist. Gleich bei seiner ersten Cur läßt sich der Tod sein Opfer nicht nehmen, Hermengild, die Braut eines alten Burschen Thilo. Da geräth Reinhard mit diesem in Händel; er sieht den Tod hinter ihm stehen; er spricht noch einmal zur Versöhnung; doch vergebens. Der Gegner kämpft und fällt. Reinhard ergreift die Flucht; mit einem Freunde, einem Vaganten, tritt er als Arzt in ein Heer ein, das eine Festung belagert. Er wird gefangen, selbst als Gefangener rettet er das Leben des feindlichen greisen Fürsten durch seinen Zaubertrank, ohne daß der Tod Widerspruch erhebt; dann verliebt er sich aber leidenschaftlich in die Fürstin, und als diese infolge eines Schlangenbisses lebensgefährlich erkrankt, rettet er sie gegen den Willen des Todes. Die Fürstin sucht ihn mit buhlerischen Künsten zu umstricken, damit er ihr ein Gift für ihren Gemahl gebe, denn sie liebt ihren jungen Neffen. Reinhard belauscht ein Gespräch, das ihn vollkommen dar-

über aufklärt, aus welchem Grunde die Fürstin ihm im Stil der Potiphar entgegenkommt; er enteilt, erkrankt selbst und rettet sich mit seiner eigenen Panacee. Doch er muß bald einsehen lernen, wie gefährlich es ist, sich mit solchen Machthabern wie der Tod zu überwerfen. Seine Jugendgeliebte Gertrud ist ihm nachgeeilt und unterwegs in dem Schnee des St.-Bernhard versunken. Von Mönchen ausgegraben, liegt sie im Kloster. Reinhard will sie erretten; doch nun ruft der Tod ihm sein Veto zu; er will Ersatz haben für die ihm geraubte Fürstin; Gertrud muß sterben, und Reinhard, welcher dem Tode und der Stunde flucht, die ihn zum Pathen desselben machte, wird ebenfalls vom Tode angehaucht.

Diese Sage ist in eine sehr bunte Versgewandung gehüllt: fünffüßige reimlose blank verses wechseln mit vierfüßigen Jamben, mit vier- und fünffüßigen Trochäen, und zwischen hindurch sind Lieder eingestreut von leichter Sangbarkeit und mit den beliebten volksthümlichen Refrains, z. B.:

Kennt ihr noch das stille Dach
Droben an des Berges Hang
Und im Thal den Mühlenbach,
Der, von Weiden silbergrau
Ueberschattet, durch die Au
Rastlos wallt im Schlangengang?
Kennt ihr noch das stille Kind,
Dessen Haar im kühlen Wind
Golden fliegt um Wang' und Stirne? —
Emsig läßt die schlanke Dirne
Ueber ausgespanntes Linnen
Das geschöpfte Wasser rinnen,
Und im Wandeln singt sie leise,
Aber traurig klingt die Weise:

Breit' ich mein Linnen auf Rasen und Rain,
Bleiche, Frau Sonne, bleiche!
Was ich gesponnen bei Lampenschein,
Bade mit deinen Strahlen rein,
Weiß wie die Lilie im Teiche.
Bleiche, Frau Sonne, bleiche!
Thränen benetzten die Leinewand.
Scheine, Frau Sonne, scheine!
Sonne, du ziehst über Meer und Land,
Dir sind alle Wege bekannt;
Sprich, wo wandert der Eine?
Weine, mein Auge, weine!

Es ist ja nach Scheffel's Vorgang Mode geworden, diese volksthümliche Epik gelegentlich durch eingeschobene Lieder zu unterbrechen, und man mag dagegen nichts einzuwenden haben, um so weniger, als in dieser Art die im ganzen jetzt ziemlich heimatlose Lyrik noch am besten unter Dach und Fach gebracht wird. Doch die allzu bunte Einkleidung des epischen Stoffs selbst, die in den verschiedensten Rhythmen schillert und fortwährend aus dem einen in den andern hinüberspringt, gibt dem Ganzen etwas phantastisch Willkürliches und läßt die künstlerische Einheit zu sehr vermissen. Die Erzählung selbst sollte doch entweder in blank verses oder in gereimten Vierfüßlern abgefaßt sein, welche für die volksthümliche Naivetät ganz geeignet sind. So nimmt sich die Weisheit des Vaganten Dieter recht ergötzlich in den Versen aus „Wallenstein's Lager" aus, z. B.:

Wollen die Bauern den Erntekranz
Lustig feiern mit Spiel und Tanz,
Aller Plackerei entledigt,
Gehen sie zuvor zur Predigt,
Nehmen vor Tanz und Schmanserein
Einen Löffel Zerknirschung ein,
Denn das eine gehört zu dem andern,
Fast wie der Abschied zum fröhlichen Wandern.
Schwer das Herz und trüb den Muth
Macht des Liebchens Thränenflut,
Aber schon tausend Schritte vom Haus
Sieht die Sache ganz anders aus,
Denn die Wanderlust wächst, mein Sohn,
In geometrischer Progression.
Kommt noch dazu ein ander Moment,
Jenes Gefühl, das man Hunger nennt,
Und stellt brennender Durst sich ein,
Schrumpft zusammen die Liebespein.
„Sine Baccho et Cerere
Friget Venus. Kühl wie Schnee
Wird die Liebe bei mangelnder Nahrung",
Spricht ein Mann von viel Erfahrung.

Freilich, es kann auch Fälle geben,
Daß man die Last sein ganzes Leben
Schleppt hier unter dem Wanderkittel,
Und das ist ein ernstes Kapitel.

Dagegen klingen die blank verses, in denen Naturbilder und Kriegsscenen geschildert sind, sehr stilvoll, wie gleich die ersten Verse der Dichtung beweisen:

Entgegen harrt die Welt der Auferstehung,
Der Winter floh nach seiner Burg im Norden,
Und siegend hebt die Sonne ihren Heerschild.
Die Quellen springen freudig von den Bergen,
Die Bäche rauschen lauter durch das Waldthal,
Und schäumend wälzt der Fluß die trüben Wogen.
Schon regt sich's leis im Schos der alten Erde,
Die jungen Keime sprengen ihre Särge,
Und in den Bäumen drängt der Saft sich aufwärts.
Vereinzelt lugen blasse Winterglöckchen
Aus dürrem Laub, und wenn die Mittagssonne
Mit ihren Strahlen trifft des Berges Abhang,
Dann wagt sich wol die Eidechs aus der Kammer
Und raschelt spielend in den welken Blättern.
Verschlafen streckt die Schnecke ihre Hörner
Aus dem gewundnen Haus, der Käfer wandelt
Mit steifen Gliedern langsam auf dem Feldweg,
Und allzu eilig schlüpft aus seiner Hülle
Der Falter, spreizt die buntgefärbten Flügel,
Trinkt Sonnenschein und stirbt im kalten Nachthauch.

Es fehlt also dem Ganzen nicht nur ein einheitliches Metrum, sondern auch ein einheitlicher Ton. Freilich überwiegt die Baumbach'sche Vagantenpoesie mit ihren Volksliedern und Volksscherzen und ihrer oft köstlichen Naivetät, und man braucht durchaus nicht zu fürchten, daß die Muse des Dichters allzu tiefsinnig geworden ist; denn in der behandelten Sage liegt wieder kein tiefer Sinn. Zu rügen scheint uns indeß, wie bei der großen Mehrzahl dieser neuen epischen Dichtungen, daß die Hauptmomente der eigent-

lichen Handlung nirgends nach Gebühr hervorgehoben sind, daß die Grundpfeiler überall von den üppigen Arabesken, die hier nicht der poetischen Reflexion, sondern der Volkslyrik und der Volkskomik angehören, überwuchert werden.

5. Die Rosenzauberin. Erzählendes Gedicht von August Silberstein. Leipzig, Friedrich. 1884. 12. 3 M.

Ebenfalls eine Sage, die dichterisch behandelt wird ... oder vielmehr, es ist aus alten Ueberlieferungen ein Kern herausgeschält, der sich für eine Dichtung verwerthen läßt. Der Verfasser sagt in der Schlußbemerkung:

Wenn jemand nach der historischen Grundlage frägt, so kann ich antworten, daß dies Gedicht, soweit es solcher bedarf, vollkommen genügende hat. Die Anklagen gegen einzelne Personen wegen des Erzeugens oder Hervorzauberns von Leblosem wie Lebendem, ja sogar der Elementarereignisse, gehen leider durch die ganze Culturgeschichte und erreichten ihre Höhe in unserm Mittelalter, in welchem sie stufenweise bis zum spätesten emporstiegen. Katharina Paltauff, Pflegerstochter in der Riegersburg in Steiermark, wurde der Hexerei, da sie zu allen Jahreszeiten frische Blumen zu erziehen wußte, angeklagt und in Feldbach in Steiermark verbrannt. Schul-Else von Burghardsfelden im Busecker Thale wurde in demselben Jahre, noch 1672, wegen Zauberns von Mäusen gemartert und zum Tode verurtheilt. Daß Hexenrichter, aus gelehrtem, ja sogar ungelehrtem Stande, den Rachetod fanden durch die Wuth des Volks oder im Kampfe, geht von Peter von Castelnau 1208, Konrad von Marburg 1233, beziehungsweise auch Arbuez von Epila 1485, bis zu Hopkins, auch Ogles in Schottland 1645—49, vielfach hindurch. Als Beispiel zum Kapitel „Leibliche Verblendung und Verzauberung" erzählt G. R. Widmann im noch 1726 erneuerten Faust-Buche: „Da Anno 1260 Kaiser Wilhelmus von seiner Krönung von Aachen nach Köln kam und daselbst vielen Fürsten und Herren ein stattliches Panquett zurichtete, ließ Albertus Magnus auch dabei ein Stück seiner zauberischen Schwarzkunst ersehen, denn er machte und verschaffte, daß der Saal, darinnen das Panquett gehalten wurde, mitten im Winter und also um die Weihnachten mit Blumen, annehmlichen Kräutern, Laub und Gras grünete, nicht anders, als wenn es im Frühling gewesen wäre." (S. 177 und 421.) Das war aber ein frommer Abt, welcher Teufel zu zwingen wußte. Es sind nicht bestimmte Personen der Geschichte, es sind die Gestalten des Dichters und der Dichtung, welche hier ihr Leben in bezüglicher Vorzeit entfalten.

Die Heldin ist ein Mädchen, eines Thürmers Tochter: ein Ritter, der, als Jagdbote verkleidet, das Herz der Burgfrau prüfen wollte und sich durch die stolze Dame sehr enttäuscht sah, verliebt sich in des Thürmers Tochter, bei der er absteigt, zeigt sich ihr in seinem ritterlichen Glanz, indem er die strahlende Wehr anlegt, die, wie er vorgibt, seinem Herrn gehört, und gewinnt so ganz ihr Herz:

Zu Dienst das Kind den Helm ergreift;
Doch sieh — manch dürres Blümlein streift
Sie ab, auch Körnlein Samen!
Verwundert nimmt sie's in Betracht.
Sie sind vom Morgenland gebracht,
Durch Zufall her sie kamen.

Sie wahrt, als hätt' sie einen Schatz,
So Zweig wie Korn im Busenlatz;
O kostbar Angedenken!
Will gärtnern dies mit großem Fleiß,
Aus Keimen ziehn manch grünes Reis
Und Saat in Erde senken.

Die Herrin belauscht die Scene, erkennt, daß der Bote ein Ritter war, wird eifersüchtig auf das Mädchen und beschließt, es zu verderben. Der Richter des Ganes, der die Vorzüge seiner prompten Justiz und Verwaltung mit Beredsamkeit ins beste Licht zu setzen weiß, ist ihr Freund und wirbt um ihre Gunst. Aus jenen Körnern hat inzwischen das Mädchen mitten im Winter Blumen gezogen:

In grünen Sträuchlein eigner Art
Begann ein sanftes Drängen,
Aus Blätterwinkeln, schön gepaart,
Die Knospen kamen dicht geschart —
Nun blüht's in hellen Mengen.

Es ist ein Flocken, Flammen hell,
Rasch löset sich die Hülle,
Die Blüten kommen, schießen schnell
Und gießen rings den Duftesquell
Und prangen in der Fülle.

Der ganze poetische Gehalt der Dichtung liegt in den wohlgelungenen Versen:

Du theurer Mann, wo du auch wärst,
Ich sende Dank und Grüße,
Ob du auch meiner nicht begehrst,
Ich weiß, daß du mein Sein verklärst
Und füllest es mit Süße!

O, so viel Rosen jeder Strauch
Mag in der Fülle hegen,
So viele Blütenblättlein auch,
So reich der Duft in ihrem Hauch,
Noch reicher sei dein Segen!

Ein jedes Blümlein sei ein Stern,
Der dich durch Nächte lenke,
Und bleibst du lebenslang mir fern,
Im letzten Stündlein ich noch gern,
Mein Herzblatt, dein gedenke!

Schließ ich zur Nacht das Auge fest,
Verbleibt mir Blümleins Scheinen,
Und wie vom Leuchten noch ein Rest,
Mich nimmer auch dein Bild verläßt
In allem Lachen, Weinen!

Es sieht aus jedem Rosenrund
Mich an dein helles Blicken,
Es lachet mir dein Liedermund,
Wie dieser macht der Hauch gesund
Mit reichlichem Erquicken!

Mir ist als ob dein Scheiden nur
Zur Prüfung sei gewesen:
Ob ich nachwandle deiner Spur,
Durch all Geheimes der Natur
Rastlos sie mir erlesen!

Mit Hülfe des Justizmanns und Justizmörders wird die Rosenpflegerin als Hexe in den Hexenthurm eingesperrt: ein Page, der sie liebt, fliegt aus, um den Rosenritter zu suchen. Schon zum Scheiterhaufen geschleppt, wird die anmuthige Hexe durch den noch rechtzeitig eintreffenden Retter und seine Ritter befreit; die Burg geht in Flammen

auf, die stolze Schloßherrin findet den Tod darin. Der Justizmann kämpft mit Bold von Rosen, dem Befreier, und fällt ... und der Kaiser verzeiht die That verwegener Selbsthülfe.

Sollte sich dieser Stoff nicht besser für eine Ballade geeignet haben als für eine ins Breite gehende poetische Erzählung? Der Werbung des Ketzerrichters um die Schloßherrin, dem Ritt des Pagen ist sehr viel Raum gegönnt; das Gedicht „Haidekind", welches mit diesem Ritt zusammenhängt, ist vielleicht das stimmungsvollste aus dem Kranz der Gedichte, in welche das Ganze zerfällt: doch die eigentliche Pointe des Stoffs, der einen wirklich poetischen Reiz ausübt, geht bei dieser breiten Ausführung zu sehr verloren: es wird ein oft fremdartiger Ton angeschlagen. Das „Haidekind" z. B. athmet eine Zigeunerpoesie, welche mit dem Rosenzauber nichts gemein hat; „Lanzknechts- und Volksleben" ist ein größerer Abschnitt mit selbstgenugsamer Genremalerei: und so vergessen wir oft genug die Rosen des Zimmergärtchens und die Zauberin.

Die Behandlungsweise ist dieselbe wie bei Baumbach, bei Wolff und Scheffel: eine Erzählung in wechselnden Rhythmen, hier in gesonderten Gedichten, und dazwischen eingestreute Lieder. Nur ist die Tonart eine andere als bei Baumbach: dieser singt und dichtet im Stil der Meistersänger, Silberstein im Stil der Minnesänger. Es läuft da viel geziert Minniglichen und Gespreiztes in der Ausdrucksweise mitunter; doch das ist ja Mode und findet seine Liebhaber. Noch mehr als bei Baumbach vermissen wir aber hier die Prägnanz, welche die Hauptmotive der Handlung scharf und klar hervorhebt; wir haben die beiden ersten Abschnitte mehrmals gelesen, ohne daraus klar zu werden, um was es sich eigentlich handelt. Das minniglich Verzierte und Verzerrte trägt dazu bei, die markirten Einschnitte der Handlung zu verdunkeln. Wir können unsern poetischen Erzählern nicht oft genug rathen, hierin bei den Dramatikern trotz der Verschiedenartigkeit der Dichtgattungen in die Lehre zu gehen und mit der gleichen Schärfe wie diese die Angel- und Wendepunkte der Handlung hervorzuheben. Diese dürfen nicht zu lyrisch verduften, sonst leidet die Theilnahme und die Spannung: die Kunst des Dichters besteht eben darin, nicht in Prosa zu verfallen, wo es eingehendere Motivirung gilt, und diese Artikulation der Handlung, wie wir sagen möchten, poetisch einzukleiden, ohne sie zu verkleiden bis zur Unkenntlichkeit.

Davon abgesehen, enthält die Dichtung Silberstein's viel Anmuthendes; nirgends verleugnet sich des Dichters Talent für Spruchpoesie, es finden sich recht hübsche Sinn- und Denkverse; z. B.:

Ein Frauenwort voll Güte
Bleibt unverwelkte Blüte
Und kann in Leidgeschicken
Beglücken.

Auch einzelne Gedichte, z. B. „Das Mägdlein in der Kapelle", sind von poetischem Hauch durchdrungen; einzelne Schilderungen frisch und lebendig.

6. Gedichte von Paul Heyse. Dritte Auflage, aus dem „Skizzenbuch" und den „Versen aus Italien" vermehrt. Berlin, Hertz. 1885. 12. 5 M.

Die erste Sammlung der Heyse'schen Gedichte, die den ersten Band seiner „Gesammelten Werke" bildet (1872), ist bekannt; seitdem sind das „Skizzenbuch" und die „Verse aus Italien" in d. Bl. (Nr. 24 f. 1878 und Nr. 4 f. 1880) besprochen worden: es bleibt uns hier noch übrig, über den Gesammteindruck der Sammlung zu berichten.

Die ersten „Gedichte" machten im ganzen einen etwas matten Eindruck; es war ein abgeschwächter Goethe und auch abgeschwächter Heine darin: doch sind sie hier nur in einer geschmackvollen Auswahl aufgenommen. Vorwiegend ist das Liederartige ... und gerade auf diesem Gebiete fehlt dem Dichter doch die aus dem Herzen quellende Innigkeit; es sind mehr lyrische Streifschüsse als Kernschüsse. Vieles darin ist anmuthig und anziehend; denn graziöse Leichtigkeit ist eine unbestreitbare Mitgift des Dichters, und ebenso unverkennbar ist das durchgängige Streben nach Reinheit und Klarheit der Form. Einige Perlen finden sich auch hier; so das bekannte erste Gedicht „Ueber ein Stündlein", das in viele Anthologien übergegangen ist. Eine ebensolche Perle ist in „Neues Leben" das Gedicht:

Hat dich die Liebe berührt,
Still unterm lärmenden Volke
Gehst du in goldener Wolke,
Sicher vom Gotte geführt.

Nur wie verloren umher
Lässest die Blicke du wandern,
Gönnst ihre Freuden den andern,
Trägst nur nach Einem Begehr.

Scheu in dich selber verzückt,
Möchtest du hehlen vergebens,
Daß um die Krone des Lebens
Strahlend die Stirne dir schmückt.

Paul Heyse ist in der Poesie ein Italianissimo: alles bei ihm ist durchwirkt mit Erinnerungen an Italien, an dessen Landschaften und Städte, Kunstschätze und Volksleben; das italienische Colorit gibt auch die Farben her für die stimmungsvollsten Gedichte, in denen die eigene Empfindung zum Ausdruck kommt. Da finden wir ein „Italienisches Skizzenbuch" mit „Bildern aus Neapel", „Römischen Sonetten", „Städtebildern"; in dem Abschnitt „Kunst und Künstler" werden uns die Meisterwerke italienischer Plastik illustrirt, in den „Reisebriefen" spielt fast überall italienisches Leben eine Hauptrolle. An Freund Scheffel schreibt und dichtet er über gemeinsam verlebte Tage in Sorrent, an Zendrini richtet er eine Epistel über Neapel bei Regen, an Hemsen über römische Goethe-Bilder und Goethe-Häuser. Er hat Sinn für das Kleine und Kleinste: so heißt das Widmungssonett des „Italienischen Skizzenbuchs":

Mit der Palette wandert' ich durchs Land,
Mein altes Handwerk unterwegs zu treiben,
In raschen Zügen farbig aufzuschreiben,
Woran ich Aug- und Seelenweide fand.

Ich hatte just kein bessres Thun zur Hand.
Ein alter Pinsler kann nicht müßig bleiben,
Und malt er nicht, so muß er Farbe reiben
Und sie probiren auf der Leinewand.

So sind die losen Blätter angeschwollen;
Notizen, Studien, Stimmungen, Motive,
Bald schlicht und ernsthaft, bald im Stil des Berni.

Man muß nicht jederzeit das Höchste wollen,
Nicht stets die Welt betrachten in der Tiefe,
Nicht jeden Floh sub specie aeterni!

Die Pointe ist gewiß sehr witzig: nur frägt es sich, ob die Poesie überhaupt nöthig hat, die Flöhe zu betrachten; wir meinen, es schleicht sich doch oft Unbedeutendes ein, was auch bei graziöser Behandlung nicht anzusprechen vermag. Gerade unter den italienischen Skizzen findet sich manches Genrebildliche, das kaum ein ansehenswerthes poetisches Relief bietet; die Stiefelputzer und Fischermädchen in Neapel werden etwas prosaisch geschildert. Von den Neapolitanerinnen aber heißt es:

Den Austern gleichen wir, den kleinen Dingern,
Die auch wie wir das Altern nicht ertragen,
Doch frisch geschlürft sind sie ein Leckerbissen.

Die Städtebilder sind meist charakteristisch: angeregt wurde der Dichter wol durch Platen's „Sonette auf Venedig", an welche manches anklingt, wenn auch die zierliche Reimdrechselei Heyse's nicht ganz im Platen'schen Stil ist. Mit diesem Dichter hat er sich in der „Epistel an einen Gymnasialprofessor" auseinandergesetzt, in welcher er über den deutschen Hexameter einige ketzerische Ansichten ausspricht. Die Zuckungen der gliederverrenkenden Muse in Platen's Oden kritisirt Heyse scharf genug: einige Hexameter, in denen er über Lautwerth und Sinnwerth, Versakt und Wortton handelt, erinnern doch zu sehr an die Prosa einer Poetik.

Was durch einen großen Theil der Sammlung sich hindurchzieht: das ist die Elegie um den dahingestorbenen Sohn, und ohne Frage wird ein großer Theil der Gedichte dadurch mit einer echt menschlichen Empfindung gesättigt und in das Gebiet der echten Lyrik erhoben. Schon früher, in der ersten Sammlung hatte Heyse eine Reihe von Cypressen gepflanzt, in den Gedichten „Marianne" und „Ernst". Jetzt ist aus den „Versen aus Italien" das Tagebuch „Wilfried" hinzugekommen und mit jenen unter der Ueberschrift „Meine Todten" vereinigt. Die Klage um den Todten knüpft sich meistens an Erinnerungsbilder, und die Stätte dieser Erinnerungen ist wieder der italienische Boden. Wie schön ist gleich das erste Gedicht:

Vom Rosenstrauch die letzte Blüte fällt,
Ein böser Herbstwind schauert durch die Welt.

Wir pflegten Winters dies und das zu thun,
Das ward so müßig, so entbehrlich nun!

Zu hoffen, harren, sorgen, uns zu freun —
Das soll nun alles nimmer sich erneun.

Nicht sehn wir mehr der kleinen Füßchen Spur
Leicht eingedrückt der überschneiten Flur.

Nicht bei der frühen Lampe goldnem Licht
Glüht horchend auf ein kleines Angesicht.

Uns bringt der Winter nur mit Sturm und Graus
Melancholie ins ausgestorbene Haus.

Das Klügste wär', sich einzuspinnen sacht,
Wie es zum Winterschlaf die Raupe macht.

Doch da ein Mensch soll wacker sein und wach,
Komm! fliehn wir sommerwärts den Schwalben nach!

Vielleicht daß zweier Wandrer tiefverarmt
Die Bettlerfreundin Sonne sich erbarmt.

In Visionen sucht er den Knaben; diese Visionen sind bunt ausgemalt in Blankvers, dann widmet er ihm Sonette oder „Rispetti":

Rispetti singt man Abends in der Kühle
Und Mitternachts zur Stunde der Gespenster;
Ein wenig aufzuathmen nach der Schwüle,
Singt sie ein Liebender am Kammerfenster.

Ich singe sie an einem kleinen Grabe,
Drin ruht, was ich zumeist geliebet habe.

Es kommt kein Gruß, kein Flüsterwort zurücke;
Ein armer Spuk nur blieb von so viel Glücke.

Gerade diese elegischen Gedichte sind es, welche den Eindruck der vorliegenden Sammlung gegenüber der ersten wesentlich verstärken und den Lyriker Paul Heyse uns bei weitem sympathischer und hervorragender erscheinen lassen. Daß viele andere Gedichte sich durch den graziösen und schalkhaften Plauderton des Erzählers auszeichnen, daß sich unter den Balladen einzelne wohlgelungene finden, wie „Odysseus", wollen wir hier nochmals aus den frühern Recensionen wiederholen.

7. Ein Winter-Idyll von Karl Stieler. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1885. 8. 4 M.

Diese poetische Reliquie des wackern bairischen Dichters, dessen Bild als Titelkupfer dem Bändchen beigegeben ist, wird allen willkommen sein, welche die gesunde, frische Empfindung und die echte Volksthümlichkeit Stieler's lieben gelernt haben. In der Einleitung heißt es:

Diese wenigen Blätter enthalten das ganze dichterische Vermächtniß des so früh dahingeschiedenen Freundes. Wol finden sich in seinen Notizbüchern eine Menge stenographischer Entwürfe, wie er sie auf der Wanderung, in einsamen Stunden, vielleicht auf langen Eisenbahnfahrten zum Theil in eigen erfundenen Zeichen niederzuschreiben pflegte. Doch wenn auch der Schlüssel zu allen gefunden würde, schwerlich wäre zu hoffen, daß noch eine reiche lyrische Nachlese zu dem, was er selbst bereits veröffentlicht, die Mühe belohnen würde. Was eine reife Gestalt gewonnen hatte, pflegte er nicht lange zurückzuhalten. Und da er beständig von den verschiedensten Seiten um Neues gebeten wurde und gerne gab, kam er nie dazu, einen großen Vorrath fertiger Gedichte in seiner Mappe zu sammeln. Das

„Winteridyll" hat er besonders geliebt. Er trug das schmale Heft der sorgfältig abgeschriebenen einzelnen Blätter fast immer bei sich, und es war ihm Bedürfniß, seinen vertrautern Freunden daraus vorzulesen. Dann achtete er sorgsam auf den Eindruck, den das Gelesene hervorrief, suchte sich kritische Bemerkungen zu Nutze zu machen und sprach von dem, was er noch hinzudichten wolle, um das kleine Werk vollends abzurunden. Denn als habe die Ahnung eines frühen Todes ihn schon mitten im frischesten Lebensglück überkommen, fühlte er sich getrieben, in diesem Idyll die Summe des Besten und Tiefsten niederzulegen, was sein Herz lebenslang bewegt, allen denen ein Wort des Dankes zu sagen, die ihm Liebe entgegengebracht, alle die theuern Gestalten unter seinem ländlichen Dache in winterlicher Abgeschiedenheit um sich zu versammeln und sich noch einmal recht von Herzen in das Glück eines so reichen Besitzes zu versenken. Auch der Brüder sollte noch gedacht werden, wol auch der Freunde, die hier draußen manchen fröhlichen Tag mit ihm zugebracht, und endlich „dieser Lebensgang eingefügt" werden „in den Zusammenhang uralten Lebens", in Betrachtungen, die das Gedicht erst auf seine letzte Höhe geführt haben würden. Der Tod trat dazwischen. Dichtung und Leben sollten Fragment bleiben.

Die Dichtung beginnt mit der Ablehnung einer Einladung, welche den Poeten in einen eleganten Salon, in einen Kreis junger schöner Damen führen sollte; er zieht eine nächtliche Fahrt durch die Winterlandschaft vor:

Mich aber kränkt die Fülle
Der bunten Welt mit ihrem Lärm und Wahn;
Da wandelt's manchmal mich verlockend an,
Daß ich mich spät noch in den Mantel hülle
Und einsam flüchte in mein bergig Land. —
Das schläft so tief in seinem Schneegewand;
Eis liegt im Walde, Friede auf den Hütten,
Und übers Feld hin fliegt mein offner Schlitten.
Der Rapp' greift aus, 's ist um die Weihnachtszeit,
Der Himmel funkelt hochgewölbt und weit;
Krystallner Frost blitzt durch das Waldgeheg,
Die scheue Wildspur kreuzt den stummen Weg,
Scharf streift der Nachtwind mir ums Angesicht.

So geht's dahin — nur ab und zu ein Licht,
Wo noch ein Mägdlein auf den Liebsten harrt
Und auf das Glück, das ihr verheißen ward.
Dann kommt das Dorf, die braune Häuserreih' —
Sie schlafen alle, und ich flieg' vorbei,
Bis wiederum der freie Pfad sich weitet:
Hoch ragt ein Lindenbaum, und leise gleitet
Durch sein Gezweig der stumme Mondenschein.
Der Rappe hält und knirscht in seine Zügel —
Da steht ein Haus dicht unterm Waldeshügel,
Still und verschlafen — und dies Haus ist mein.

In diesem Heim, das sein Vater gegründet, gibt er sich Erinnerungen an seine Jugend hin. Hier ist's traulich; die emsigste der „Zofen", die umsonst zum schönern Geschlecht zählt, schürt das Feuer; bei einem Glase Funkelwein und wonnigem Havannaduft überläßt er sich seinen Träumereien: er denkt der Kinderzeiten, seines gestorbenen Vaters, seiner noch lebenden Mutter, seines Weibes, seiner Kinder: und alle diese Gedanken krystallisiren sich zu gefühlvollen Gedichten. Zuletzt tritt er auf den Balkon ins Freie:

Da liegt die große stumme Sternennacht,
Und schweigend seh' ich in die Himmelspracht
Der Lichtmilliarden, die kein Wissen zählt,
Ins ew'ge Weltall und den Geist der Welt.
O wie das zuckt und funkelt riesenweit,
Wie Licht gewordnes wildes Glück und Leid,
Als blitzten die Gedanken der Millionen,
Die in die Sterne schauten seit Aeonen,
Sehnsüchtig fort durch diese Ewigkeit.

Da drüben aber liegt im tiefen Schnee
Das kleine Dorf; ans Ufer rauscht der See,
Wie er Jahrtausende umrauscht die Au'.
Die Menschen alle ruhen in tiefen Träumen,
Krystallner Reif liegt auf den kahlen Bäumen,
Und nur der Kirchthurm ragt ins nächt'ge Blau.
Da schlägt es dröhnend auf dem Kirchthurm Zwei,
Doch niemand hört's, ich steh' allein dabei.
Und wieder greif' ich nach der Stirn, der heißen —
Jetzt fahren sie wol heim aus der Soirée
Im schlanken Seidenkleid, im crême-weißen,
Und spüren nichts von Sternen und von Schnee.
Dann aber löst die gnäd'ge Frau ihr Haar
Und denkt: „Wie reizend es heut' Abend war!"

Wer hat das bessre Theil davongetragen?
Ich wüßt' es wohl, doch darf ich es nicht sagen.
Stumm war mein Zimmer und mein Weg verschneit,
Doch einsam nicht war meine Einsamkeit,
Da ich mein Herz belauscht als stiller Späher
Und eingefügt in den Zusammenhang
Uralten Lebens diesen Lebensgang,
So schlicht er ist. — Wer stand den Menschen näher?

Wer hat das bessre Theil davongetragen?
Wenn ich daheim bin, werden sie wol fragen,
Was ich erlebte? — Doch dann schweig' ich still.
Was ich erlebte? . . . Nichts. — Nur ein Idyll.

So greift Anfang und Ende der Dichtung ineinander, und sie macht im Grunde nicht den Eindruck eines Fragments; freilich ließen die Träumereien am Kamin noch eine viel weitergehende Ausführung zu. Der Form merkt man hin und wieder an, daß die letzte feilende Hand der Dichtung fehlte: es finden sich manche unreine Reime und etwas schwerfällige Wendungen, wie im Epilog, wenn der Dichter seinen Lebensgang in den „Zusammenhang uralten Lebens" eingefügt haben will: doch auch in dieser nicht ganz abgeschliffenen Gestalt macht das Idyll mit seiner stimmungsvollen Beleuchtung und dem Ausdruck inniger Pietät, die es durchweht, einen überaus wohlthuenden Eindruck.

Rudolf von Gottschall.

Aeltere und neuere englische Poesie in deutschem Gewande.

Hätte der weise Salomon in unserer Zeit gelebt, er würde seinem Ausspruch: „des Büchermachens ist kein Ende", gewiß auch noch „und des Uebersetzens" hinzugefügt haben. Es wird, wie uns scheint, auch im letztern des Guten, noch öfter freilich des Schlechten zu viel gethan, und es füllen sich die Bibliotheken mit nicht nur Duplicaten, sondern mit Quadrup- und Quintuplicaten eines und desselben Werks in verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen. Man sollte glauben, daß, wenn einmal die Uebertragung eines ausländischen Dichters oder Schriftstellers als gut und gelungen allgemein anerkannt ist, dies genügen müßte, jeden weitern Versuch überflüssig zu machen und zurückzuhalten; Vollkommenheit ist dabei einmal nie zu erreichen, das Original kann auch durch die beste Uebertragung nie ersetzt werden. Sie kann es in gewisser Hinsicht erreichen und sogar übertreffen, in seiner Eigenthümlichkeit ersetzen aber nicht. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen", hat ja der große Dichter selbst uns gesagt; jedenfalls aber muß man ihn, um ihn ganz würdigen zu können, in seiner eigenen Sprache lesen; denn in der Eigenthümlichkeit des Idioms, in dessen Wendungen und Ausdrucksweisen liegt ein großer Theil der Eigenthümlichkeit oder Eigenartigkeit der Dichtung selbst, und dieser muß eben bei einer Uebertragung verloren gehen, um so mehr verloren gehen, je besser sie ist, d. h. je mehr sie dem Geiste der Sprache, in welche übersetzt wird, angepaßt worden. Letzteres ist ein unabweisliches Erforderniß; wo dieses unerfüllt bleibt, da wird man ohne weiteres die Leistung als verfehlt betrachten dürfen, auch wenn der Versuch gemacht wäre, die Eigenthümlichkeiten der Sprache, aus welcher übersetzt worden, genau wiederzugeben, was, wie gesagt, eine Unmöglichkeit ist. Uebersetzungen sollten überhaupt nur als Sporn dazu dienen, daß die Leser derselben sich der Ursprache zu bemächtigen suchen, statt mit der Krücke sich zu behelfen. Zu diesen Betrachtungen wurden wir durch die zwei neuen Uebersetzungswerke veranlaßt, die uns hier vorliegen, und von denen das zuerst angezeigte einen ältern, bisher nur theilweise, das zweite einen neuern, bereits mehrfach übersetzten englischen Dichter zum Inhalt hat.

1. Geoffroy Chaucer's Werke. Uebersetzt von Adolf von Düring. Zwei Bände. Straßburg, Trübner. 1883—85. 8. 6 M.

Soviel uns bekannt, haben sich bei uns bisher an diesem Dichter, dem sogenannten Vater der englischen Poesie, nur zwei Uebersetzer, Fiedler und Hertzberg, und zwar einzig und allein an seinem Hauptwerk, den „Canterbury-Erzählungen", versucht. Hier nun wird uns eine Gesammtausgabe seiner Werke geboten oder wenigstens verheißen, die aus fünf Bänden bestehen soll, und wovon im Zeitraum von zwei Jahren die ersten beiden erschienen sind.

Der erste Band, dem um die Chaucer-Literatur hochverdienten, auch in England als eine der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete anerkannten straßburger Professor Bernhard ten Brink gewidmet und von ihm durchgesehen, enthält die bisher noch unübersetzten Dichtungen „Das Haus der Fama", „Die Legende von guten Weibern" und „Das Parlament der Vögel". Der zweite Band bringt die „Canterbury-Erzählungen", erster Theil, während der dritte deren zweiten Theil, der vierte „Troilus und Chryseide" und der fünfte die übrigen Gedichte, soweit sie unzweifelhaft echten Ursprunges sind, enthalten soll. Der Uebersetzung jeder einzelnen Dichtung folgen Anmerkungen, ein Anhang, der sich über die Entstehungsgeschichte, Vorbilder und Quellen u. s. w. derselben verbreitet, ein Namen- und Ortsregister und schließlich ein Verzeichniß der Werke, auf welche in den Anmerkungen im Anhang verwiesen ist.

Man hat also hier keine Fabrikarbeit, sondern eine sorgfältige und vollkommen wissenschaftliche Leistung vor sich, die aller Beachtung, namentlich ihres Beiwerks wegen, würdig ist. Daß ein Dichter wie Chaucer eine solche Behandlung verdient, ist nicht zu bestreiten. Haben auch neuere tiefergehende Studien der ältern und ältesten Periode der englischen Literatur zu dem Resultat geführt, daß die vorerwähnte Bezeichnung Chaucer mit Unrecht beigelegt worden, da er allerdings Vorgänger gehabt, die Anspruch darauf machen können, als echte Dichter anerkannt zu werden, so überragt er sie doch alle und zählt nicht nur zu den Dichtern ersten Ranges in der Literatur Englands, sondern bleibt auch der eigentliche Bahnbrecher und zugleich das Prototyp der neuern englischen Poesie. In ihm vereinigen sich bereits alle Grundzüge der spätern englischen Literatur, namentlich deren Humor und Liebe zum Landleben. Seinen „Canterbury-Erzählungen" fehlt bekanntlich nur die Einkleidung, um völlig dramatisch zu sein. Die Charakterschilderung darin steht der Shakspeare'schen nur wenig, wenn überhaupt nach; ebenso wenig der Humor und die Derbheit, welche darin entfaltet sind. Letztere ist in der vorliegenden Uebertragung fast unverändert beibehalten. Ueber diesen Punkt sagt der Uebersetzer im Vorwort zum zweiten Bande:

> Obwol sich Chaucer einer größern Decenz befleißigt, als wir sie in den ältern französischen Fabliaux und deutschen Schwänken gewahren, wird das gegenwärtige Zeitalter dennoch gegründeten Anstoß nehmen an der naiven Rücksichtslosigkeit, welche der Dichter in einer großen Anzahl von Erzählungen in Bezug auf geschlechtliche Verhältnisse zur Schau trägt. Wenn Voltaire die Ursache der Verfeinerung der Sitten und des Geschmacks in dieser Hinsicht durch sein bekanntes Wort erklärt: „La pudeur s'est enfuite des coeurs et s'est refugiée sur les lèvres", so gehöre ich gewiß nicht zu denen, welche ein solches Urtheil unterschreiben oder den herrschenden Begriffen von Anstand und Sitte irgendwie zu nahe treten möchten. Indessen würde eine Auslassung der verfänglichen Stellen das Werk Chaucer's verstümmelt, eine Abschwächung und Aenderung derselben aber ein Zerrbild seiner

Dichtung geliefert haben. Unter diesen Umständen blieb mir kein anderer Weg übrig, als die Erzählungen getreu nach dem Original wiederzugeben und nach üblicher Sitte nur für diejenigen Worte Gedankenstriche zu setzen, welche von der Gesellschaft der Gegenwart durchaus in Acht und Bann erklärt worden sind.

Was nun die Uebertragung betrifft, so ist sie im Versmaß des Originals gehalten, nur daß, wie es dem Geiste und der Prosodie der deutschen gegenüber der an einsilbigen Wörtern und daher männlichen Reimen so reichen englischen Sprache angemessen ist, weibliche Endungen mit den männlichen abwechseln. Als Probe wollen wir eine Stelle aus der berühmten Schilderung des guten Pfarrers aus dem „Prolog" zu den „Canterbury-Erzählungen" anführen und die Uebertragung derselben Stelle von Hertzberg, dem Vorgänger A. von Düring's, zur Vergleichung beifügen.

A. von Düring:

Es kam ein Pfarrer aus der Stadt sodann,
Ein gottesfürcht'ger und gelehrter Mann,
Zwar arm nur, doch an heiligen Gedanken
Und guten Werken reich; und ohne Wanken
Hielt er an Christi Werk und bracht's zu Ehren
In der Gemeinde durch sein treues Lehren.
Die Güte selbst war er und hülfsbereit
Und voll Geduld in Widerwärtigkeit,
Wie er gezeigt in manchen schweren Proben.
Beim Zehntensammeln pflegt' er nicht zu toben.
Er hätte lieber — ohne alle Frage —
Vom Opfergeld und Naturalertrage
Den Armen seines Kirchspiels abgegeben;
Denn er bedurfte wenig nur zum Leben.
Groß war sein Sprengel, und weit abgelegen
Die Häuser! Aber Donner nicht noch Regen
Hielt ihn zurück. Rief Krankheit oder Leid,
So waren Haus und Hütte nie zu weit
Für seine Füße und für seinen Stab.
Das beste Beispiel er den Schafen gab,
Da er sein Wort stets durch die That bewährte,
Wie ihn sein heilig Evangelium lehrte.
Er führte häufig auch das Gleichniß an:
„Will Gold schon rosten, was thut Eisen dann?
Denn ist ein Priester, dem wir traun, nicht rein,
So ist's kein Wunder, daß voll Rost die Lai'n;
Und Schmach den Priestern, die sich sagen müssen:
Rein sind die Schafe, doch ihr Hirt beschissen!
Ein Priester sollte für die Heerde leben,
Durch eigne Reinheit stets das Beispiel geben."

Hertzberg:

Ein guter Mann aus heil'gem Stand war dort;
Ein Pfarrer war's aus einem kleinen Ort;
Arm, und doch reich an Werken und Gedanken.
Er war gelehrt und wollte sonder Wanken
Das Evangelium Christi treu erklären
Und die Gemeinde frommen Sinns belehren.
Wohlwollend war er, immer dienstbereit
Und voll Geduld in Widerwärtigkeit.
Das zeigt' er oft, wenn schwer er ward versucht.
Um seinen Zehnten hat er nie geflucht;
Nein, lieber schenkt' er selber voll Erbarmen
Von den Gebühren noch den Kirchspielarmen,
Ja selbst von seinem eignen Hab und Gut.
Bei Wen'gem lebt' er mit vergnügtem Muth.
Weit war sein Kirchspiel und fernhin zersplittert,
Und doch wie sehr es regnet und gewittert,
Blieb er bei Siechthum und bei Misgeschick
Die Fernsten zu besuchen nicht zurück —
Zu Fuß, in seiner Hand den Wanderstab.
Das Beispiel, das er der Gemeinde gab,
War, erst zu handeln und hernach zu lehren.
So pflegt' er Gottes Worte zu erklären.
Und dieses Gleichniß knüpft' er noch daran:
„Wenn Gold verrostet, was thut Eisen dann?
Denn, ist ein Priester schlecht, dem wir vertraun,
Wie darf man erst auf simple Laien baun!
Und schmählich, wenn es so befunden wird,
Daß rein die Heerde, doch voll Schmutz der Hirt.
Der Priester sollte stets ein Beispiel geben
Von Reinheit, daß die Schafe danach leben."

Während Hertzberg in den meisten Versen hier wortgetreuer übersetzt, hat A. von Düring in der drittletzten Zeile nicht beanstandet, die Grenze des Schicklichen zu überschreiten, wie uns dünkt, denn etwas anderes ist ein so derber Ausdruck beim Dichter im 14. Jahrhundert als beim Uebersetzer desselben im 19. Jahrhundert. Doch über diesen Punkt läßt sich streiten, oder vielmehr de gustibus non est disputandum. Wie dem auch sei, die des Englischen oder richtiger des Mittelenglischen unkundigen Laien werden dem Uebersetzer Dank dafür wissen, sie nun auch mit dem der Zeit nach ersten der drei größten Dichter Englands bekannt gemacht zu haben und noch weiter bekannt machen zu wollen, und die neuern Philologen nicht minder für die an die Uebersetzung geknüpften fleißigen und werthvollen Forschungen.

2. Byron's Werke. Erster Band: Manfred. — Kain. — Himmel und Erde. — Sardanapal. Uebersetzt, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Adalbert Schroeter. Stuttgart, Spemann. 1885. 8. 1 M.

Angesichts der vorzüglichen Gildemeister'schen Uebertragung Byron's sind unsere einleitenden Bemerkungen in diesem Falle gewiß noch zutreffender als im vorangehenden. Der neue Uebersetzer gibt sich wohl darüber Rechenschaft, daß seine Uebersetzung ein Wagniß ist, denn er fängt seine „Einleitung" mit folgenden Worten an:

Der schweren Verantwortung einer Byron-Uebersetzung, nachdem die Gildemeister'sche an akademischer Eleganz Unübertreffliches geleistet hatte, bin ich mir von vornherein bewußt gewesen, und nicht alsbald war ich entschlossen, enie Bahn zu betreten, auf der in mehr als einer Hinsicht ein Fortschritt über das bisher Erreichte der Uebersetzungskunst unmöglich scheinen mußte. Zu verführerisch indessen kam der ehrenvolle Auftrag der Verlagshandlung frühern Wünschen und Neigungen entgegen, als daß ich nicht am Ende der Versuchung gern mich ergeben hätte, meine nachbildnerischen Bestrebungen zeitweise aus der poetischen Welt des Mittelalters loszulösen, um sie in der romantischen Sphäre des 19. Jahrhunderts in den stolzen Dienst ihres herrschenden Genius zu stellen. Ob ich es durft, wollen andere entscheiden.

„Qui s'excuse, s'accuse", sagt der Franzose, und der Engländer hat für diese Art Entschuldigung ein sehr haus-

backenes Sprichwort, welches lautet: „Fine words butter no parsnips." Hätte Schroeter die Gildemeister'sche Uebersetzung wirklich für „unübertrefflich" gehalten, so würde er die buchhändlerische Speculation, die ja allein das Motiv zu dieser neuen ist, nicht unterstützt haben. Seine Anerkennung jener geschah aber doch nicht ungetheilten Herzens, und das verhehlt er denn auch nicht — diese Gerechtigkeit müssen wir ihm widerfahren lassen —; denn im weitern Verlauf der „Einleitung" sagt er:

In künstlerischer Hinsicht ist es mein Streben gewesen, nicht zu weit hinter ihm zurückzubleiben, in allen satirischen und epischen Partien war es schwer. Doch wollte mich bedünken, als ob über seinem Trachten nach classischer Aeeuratesse und prosodischer Reinheit der zartere Schmelz der lyrischen Empfindung sich hier und da leise verflüchtigt und die Melodie des Vortrags an natürlicher Herzlichkeit das verloren habe, was seiner äußern Form an Correctheit eine Kunst zu verleihen wußte, die zu fein bedacht und sorgfältig wägend operirte, als daß sich der Inhalt bei so mittelbarer Formulirung nicht hätte verkühlen müssen.

Wenn er dann noch hinzufügt, unsere reproductive Kunst rücke „auf der ja von keinem andern als Goethe selbst angetretenen ruhmvollen Bahn dem schönen Ziele zu, auch für Lord Byron's Poesie die gültige Uebersetzungsformel gefunden und damit eine ihrer schwierigen Aufgaben gelöst zu haben", so erinnern wir dem gegenüber an Asher's Artikel in Nr. 44 d. Bl. f. 1880 über „Goethe als Uebersetzer", wo dessen Versuch, den Monolog aus „Manfred" zu übersetzen, für nichts weniger als mustergültig nachgewiesen worden.

Es käme nun auf eine abermalige Vergleichung an, wie in der vorangehenden Besprechung zwischen Düring's und Hertzberg's, so hier zwischen Schroeter's und Gildemeister's Uebersetzung, um zu sehen, ob jener diesen wirklich übertroffen habe; denn dies wäre ja das Entscheidende, sollen unsere einleitenden Bemerkungen nicht hinfällig werden. Zu unserm Bedauern jedoch liegt uns Gildemeister's Uebertragung nicht vor. Wir können also nur den Ausspruch thun, daß diejenige Schroeter's, soweit wir sie geprüft haben, eine sehr lobenswerthe, wenngleich nicht tadelfreie ist. Und welche Uebertragung wäre das? Welche könnte sich der Vollkommenheit rühmen? Doch verfolgten wir diese Betrachtung weiter, so kämen wir nur wieder auf unsern Ausgangspunkt zurück und würden uns wiederholen.

Mag nun Schroeter in manchen Partien Gildemeister übertroffen haben oder nicht, so können wir doch denen, die selbst diesen neuern englischen Dichter nicht in der Ursprache zu lesen vermögen — ihre Zahl kann freilich bei der heutigen Verbreitung der Kenntniß der englischen Sprache nur gering sein —, auch diese neue Uebersetzung schon wegen der Preiswürdigkeit und Handlichkeit der „Deutschen Hand- und Hausbibliothek" empfehlen. Diesem ersten Bande der Werke Byron's geht übrigens eine Skizze über dessen Leben und Dichten voran. In wieviel Bänden die Werke erscheinen sollen, ist nicht gesagt; hingegen heißt es in der Anzeige des Verlegers: „Unsere Ausgabe soll nicht nur das enthalten, was im Lichte des Absoluten zu unvergänglicher Gültigkeit besteht, sondern auch alles das, was zur Erfassung des Byron'schen Genius nothwendig und bedeutungsvoll ist."

Die europäische Gesellschaft.

Blickt man in das Innere der Gesellschaft Europas, so bemerkt man so viel Jammer, Greuel, Thorheit, Brutalität, daß man sich entsetzt; man hält das Wort Gesittung für die plumpste Lüge, das Wörtchen Fortschritt für die gröbste Täuschung; man verzweifelt an der Menschheit und gibt den schwärzesten Gedanken und Gefühlen Raum. Aber bei sorgfältiger und gewissenhafter Umschau entdeckt man nicht wenige Punkte und Momente, die zu Hoffnungen für die Zukunft berechtigen, die von Gesundheit des Kerns Zeugniß ablegen und dadurch verhindern, daß der Pessimismus, der auf den ersten Anblick berechtigt zu sein schien, unsere Weltanschauung werde.

In jedem Organismus, auch in dem gesundesten und blühendsten, gibt es Tod und Zerfall einzelner Gewebselemente; ja der Bestand und Fortbestand des Ganzen setzt nicht allein Entstehung und Entwickelung neuer, sondern auch Rückbildung wie Untergang alter Formelemente voraus. Und so wie es bei dem Individuum sich verhält, so verhält es sich auch in der Gesellschaft. Darum dürfen wir uns nicht beirren lassen durch Erscheinungen der Entartung, der sittlichen und materiellen Auflösung, sondern können mit absoluter Gewißheit annehmen, daß stets neues Leben aus den Ruinen emporkeimt, und daß es unsere Aufgabe ist, die abgestorbenen Massen hinwegzuräumen und das junge Dasein zu pflegen.

Von diesem Standpunkte aus die Welt betrachtend, erfüllt uns das Werk:

Aufzeichnungen über die europäische Gesellschaft. Von Georg Dahlen. Berlin, Lentz. 1885. Gr. 8. 3 M.

keineswegs mit banger Sorge, ungeachtet der vielen haarsträubenden Einzelheiten, welche darin in ebenso gewandter, anziehender, belehrender und auch ergötzlicher Weise dargelegt und mitgetheilt werden. Für denjenigen, welcher nicht Gelegenheit hatte, hinter die Schiebewände des europäischen Theaters zu blicken, kann das Buch als Quelle intensivster Belehrung und als Fundgrube der interessantesten Thatsachen bezeichnet werden.

Man möge die Ansichten des Autors annehmen oder verwerfen: so viel ist gewiß, daß er zu den Eingeweihten gehört und den Fragen der Gesellschafts- und Staatslehre mit großem Verständniß und auch ohne hemmendes Vorurtheil gegenübersteht. Er betrachtet die Vorrechte

der Geburt und die europäische Gesellschaft, Aristokratie, Plutokratie und Demokratie in den verschiedenen europäischen Staaten, den Parlamentarismus und seine Gebrechen, den Fürsten Bismarck und dessen Heilmittel, den Unterricht in der Politik in den Verfassungsstaaten, die Männer der Wissenschaft und deren Einfluß auf die modernen Staatsverfassungen, den altliberalen Zopf und die sociale Frage, Anarchisten, Nihilisten und ähnliche Isten, die Theorie von der Staatsdividende und deren Zukunft, National-, Cultur- und Brotstaat und die Zukunft Europas nach den Aussichten der Manchesterschule, Wissenschaft, Literatur und Kunst in Staat und Gesellschaft, Sängerinnen, Ballettänzerinnen, die Dichter frivoler Romane, Verfasser pikanter Aufsätze für Tagesblätter, Helden der Vagabundenliteratur und Märtyrer der anstrengenden Geistesarbeit, die Frauen, deren Sitten, Erziehung und Einfluß auf Staat und Gesellschaft, die Frage der Verfassung von Rußland, die Emancipation der Neger und die Herrschaft und Wirthschaft der Paschas.

Ich glaube, daß dieser Autor identisch ist mit dem Verfasser der im vorigen Jahre zu Leipzig erschienenen Schrift „Das gelehrte Gründerthum".

Man muß Dahlen in sehr vielen Punkten ohne weiteres beistimmen, und man wird sich entschieden darüber freuen, daß er, ungeachtet der Fülle wenig erfreulicher Thatsachen aus dem Leben einer so vielfach verrotteten Gesellschaft, doch nicht das Glaubensbekenntniß des Pessimismus annimmt, sondern hoffnungsvoll in die Zukunft blickt. Sein Buch ist und bleibt, obschon nicht von mancherlei Paradoxen frei, eine höchst interessante literarische Erscheinung, voll Bedeutung für das politisch-moralische Leben, unentbehrlich für jeden, dem ernstlich daran liegt, das gesellschaftliche Dasein zu verbessern.

Eduard Reich.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Im Kreislauf der Zeit" nennt Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld eine Reihe von Aufsätzen, welche Beiträge zur Aesthetik der Jahreszeiten sein sollen (Wien, Hartleben). Das glänzend ausgestattete Buch enthält ein Titelblatt und 60 Textillustrationen; der Text selbst versucht, ein Cascadenfeuerwerk aus „Tausendundeine Nacht" zu sein. Hören wir ihn. Da heißt es unter anderm: „Aphroditische Natur ist unzertrennlich von dem Wasser. Wenn man mit den Fingern durch die laue Flut streicht, meint man mit dem Gelock der Göttin zu tändeln. Als Rosenschmuck dienen die Lichtblitze des Mondes, die in weiße Schaumkreisel zerrinnen, so oft der Kiel unsers Boots darübergleitet. . . . Doch halt! Da regt sich's hinter dem Zaune, der Schwanenpelz der Erlen wird lebendig, eine männliche Gestalt taucht durch weiße Wellen, und im nächsten Augenblick saust ein helles Projectil durch die Luft. Das klatscht gerade auf den Kopf der Schönen, daß der Silberflitter nur so über ihr Gesicht rinnt. . . . Und wie sie lacht! . . . Eine Nachtigall im Schnee! Ihre braunen Augen funkeln. . . . Welche Gestalt! Diese leichten Sprünge — Wildfeuer im Schnee." (Es handelt sich um eine Bauerndirne!) Ein ander mal ist wieder Schnee gefallen, da „regt sich etwas dort, wo die braunen Wassertröge mit Hermelinbesatz aus dem Schnee ragen. Bauernjungen waten durch die flaumige Masse und ziehen einen winzigen Handschlitten nach sich, aber alle Anstrengung ist umsonst, die Masse ist zu tief. Erinnerungen aus einer andern Welt, von unendlichen Wasserfluten, die ebenso im Purpur schimmern und mit Silberlichtern bedeckt sind, schleichen sich in unsere Seele. . . . Auf dem Kamine treffen die blauen Irrlichter des Funkenstiebers die weiße Büste Humboldt's; ich stehe dicht vor dem Heros, wie in ein Gebet versunken. Das sanfte Licht wirft Silbermünzen in stille Lachen, an denen schlanke Aegypterinnen in blauen Hemden stehen und das trübe Naß schöpfen. Einst hat die Welt aus denselben Tümpeln die Schätze der Weisheit geschöpft und die große That in gigantischen Felsdenkmälern verewigt. . . . Es ist wieder der Geist der Allmacht, der über diesem Sarkophag uralteſter menschlicher Cultur, irdischer Erkenntniß schwebt."

— „Kritische Geschichte der Ideale, mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst" von Adalbert Svoboda (Leipzig, Grieben). Der eigenthümliche Titel dieses Werks läßt die Verarbeitung großer Stoffmassen zu, und diesen begegnen wir denn auch wirklich in dem Buche, in welchem die Ideale der Religion, des Wissens, der bildenden Kunst, der Sittlichkeit, der politischen Rechte und des socialen Glücks in ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt und beurtheilt werden sollen. Es liegt bei einem solchen Unternehmen sehr nahe, daß der Verfasser de omnibus rebus et quibusdam aliis spricht; drei Bände hat er ja bereits in Aussicht genommen. Als Kunsthistoriker sehr belesen, sucht er seine Bekanntschaft mit den andern Gebieten durch ein maßloses, zuweilen sogar cynisches Absprechen und Lächerlichmachen zu beweisen. Entschieden ist es der wahren Freiheit und Wissenschaftlichkeit nachtheilig, wenn ein so oberflächliches Kritisiren an allem geübt wird, was nur noch einen Schatten von Positivem besitzt. Einige Proben aus den uns vorliegenden ersten Lieferungen mögen genügen. „Da war z. B. der Unsterblichkeitsglaube der Aegypter eine Form der Opposition gegen ein Naturgesetz, welches zwischen einer Feldblume, einem Käfer und einem Menschen leider keinen Unterschied macht. Es wäre für manchen europäischen Priester eine lohnende Arbeit, zu ermitteln, inwieweit die Glaubenssagen über Jesus und Osiris zusammenstimmen. Die tropische Sonne mag die geistliche Phantasie zur Aufstellung neuer Formen der Unsterblichkeit immer wieder gereizt haben. Die krause Geistestheorie des Brahmanismus ist ebenso unvernünftig wie das System des ältern Fichte. Die Ideen Plato's sind, wie alles Metaphysische, gegenstandslose Phantasmen. Auch Kant's Ideenlehre ist ein Unding, weil die Physiologie kein Organ für den «innern Sinn» kennt. Wer die Mechanik des Denkens kennt, wird nicht dem freien Geiste zumuthen, daß er das Naturschöne mit Hülfe der souveränen Phantasie umbilde." Aus diesen und ähnlichen Proben ersieht der Leser, daß er es hier mit einer Kritik der Ideale vom Standpunkte des Materialismus aus zu thun hat. Wer daran Gefallen findet, mag immerhin dieses Buch als brauchbar benutzen.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Karl Jessen, Verfasser des Werks: „Der lebenden Wesen Ursprung und Fortdauer nach Glauben und Wissen aller Zeiten,

sowie nach eigenen Forschungen", wird von der „Saturday Review", Nr. 1556, als tüchtiger und gedankenvoller Schriftsteller bezeichnet, der jedoch zu sehr Dilettant sei, um in wissenschaftlichen Kreisen einen tiefen Eindruck zu machen.

In dem begleitenden Text zu „Bilder aus der Schiller-Zeit. Mit ungedruckten Briefen an Schiller", herausgegeben von L. Speidel und H. Wittmann, ist nach demselben Blatt zu viel Wortschwall und ein Anstrich von Büchermacherei; dennoch sei das Buch interessant und trage einiges zur Beleuchtung kleinerer oder verhältnißmäßig unbekannter Zwischenfälle im Leben des Dichters bei.

Ueber „Hermann Hettner. Ein Lebensbild" von Adolf Stern sagt das Blatt: „Hettner war ein guter Archäolog, Kunstkritiker und Literarhistoriker, der eine Biographie verdient hat, und ist sein Leben auch nicht sehr ereignißvoll, so ist es doch jedenfalls ein typisches. Wir sehen, wie ein Deutscher von Bildung eine öffentliche Anstellung erlangt, was er damit anfängt, wie er seine Reisen für seine Studien nutzbar macht und umgekehrt seine Studien ihn zu seinen Reisen führen, wie er in kleine kritische und akademische Fehden geräth und Freundschaften anknüpft. Zwei der letztern sind besonders interessant und ehrenvoll: die mit Moleschott und Gottfried Keller. Sein bedeutendster schriftstellerischer Zwist, der mit Auerbach, scheint ausschließlich durch die allzu große Empfindlichkeit des letztern hervorgerufen worden zu sein. Seine Reiseschilderungen von Italien und Griechenland sind malerisch, und im ganzen ist das Buch ein sehr gefälliges."

Aehnliches Lob wird dem Buche „Wilhelm Wackernagel. Jugendjahre", von Rudolf Wackernagel, gespendet.

Ueber „Samuel Hartlib. Ein deutsch-englisches Charakterbild" von F. Althaus, sagt die „Saturday Review": „Keine Nation ist ausgezeichneten Ausländern, welche politische oder religiöse Freiheit oder der Handel an deren Gestade gezogen hat, so sehr zu Dank verpflichtet wie England, und keiner von diesen hat sich mit redlicherer Ausdauer dem Wohle seines Adoptiv-Vaterlandes gewidmet als Samuel Hartlib. Althaus liefert einen vortrefflichen Bericht über dessen Aufenthalt in England und seine unermüdlichen Bemühungen, den Ackerbau, die Wissenschaft und den Unterricht daselbst zu fördern."

Leopold Katscher's „Aus England. Bilder und Skizzen" werden als „genau und untadelhaft im Tone" bezeichnet.

Vom zweiten Bande von W. Scheffler's „Die französische Volksdichtung und Sage. Ein Beitrag zur Geistes- und Sittengeschichte Frankreichs", heißt es, er sei dem ersten vollkommen ebenbürtig; das Werk sei durchweg ein höchst erfreuliches, es stelle fest, daß das französische Volk Eigenschaften besitze, welche ihm abzusprechen viele durch das Künstliche eines Zweigs ihrer Literatur und das Unnatürliche eines andern sich veranlaßt fanden. Diese letztere Bemerkung hat nämlich die Volksballaden auf politische Ereignisse im Auge, von welchen die „Saturday Review" meint, sie seien, in auffallendem Gegensatz zur Förmlichkeit der französischen classischen Dichtung, form- und kunstloser als die fast aller übrigen europäischen Völker, und während sie im allgemeinen ähnlichen Erzeugnissen unter den teutonischen Nationen an poetischem Gehalt nachständen, besäßen sie doch mehr Humor und ein directeres volksthümliches Gepräge.

Ueber „Maximilian. Ein Schauspiel" von Richard Kralik, sagt das Blatt: „Bei dem gegenwärtigen Darniederliegen deutscher Dichtung muß alles herzlich willkommen geheißen werden, an dem man, mit welchen Mängeln es auch behaftet sei, deutlich wahrnimmt, daß es dem Kopfe eines Dichters entsprungen ist. Dies ist mit Kralik's Drama „Maximilian" der Fall, wenngleich die Begabung des Dichters viel mehr nach der lyrischen als der dramatischen Seite hin liegt. Je mehr er sich jener nähert, desto befriedigender ist er, und nichts in seinem Stücke ist vielleicht so gut wie das Vorspiel. Den Charakteren geht die Individualität ab, und das Drama, so hochstrebend auch sein Plan und sein Umfang sind, bringt doch eher den Eindruck eines prächtigen historischen Gepränges hervor, als den eines Gemäldes aus dem 15. Jahrhundert. Das Ganze aber ist von Poesie durchdrungen, und es sollte uns nicht überraschen, wenn Kralik's lyrische Dichtungen, die uns nicht zu Gesicht gekommen sind, ein Talent bekundeten, an welches das gegenwärtige Geschlecht in Deutschland wenig gewöhnt ist."

Bibliographie.

Assmann, R., Die Gewitter in Mitteldeutschland. Nach den Beobachtungen des Vereines für landwirthschaftlichen Wetterkunde bearbeitet. Halle, Tausch u. Grosse. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Aus dá Hoamát. Eine Sammlung ausgewählter oberösterreichischer Dialectdichtungen. Herausgegeben von H. Zötl, A. Matosch und H. Commenda. Mit einem musikalischen Anhang, redigirt von H. Schnopfhagen. Linz, Fink. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Eichhorn, H., Neue Quellen. Dichtungen Unbekannter. Gesammelt und herausgegeben. Grossenhain, Baumert und Ronge. 8. 4 M.

Fischer, J. (d'Artagnan), Ein Fideikommiß der Arbeiter. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. 1ster u. 2ter Thl. Berlin, Selbstverlag, SW., Neuenburger Str. 9, II. Gr. 8. 4 M.

Friedrich's des Großen pädagogische Schriften und Aeußerungen. Mit einer Abhandlung über Friedrich's des Großen Schulregiment, nebst einer Sammlung der hauptsächlichsten Schul-Reglements, Restripte und Erlasse, übersetzt und herausgegeben von J. B. Meyer. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 3 M.

Heine's, H., sämmtliche Werke. Bibliothek-Ausgabe. 1ster Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 M.

Horaz, Lyrische Gedichte. Uebersetzt von P. Klaucke. Berlin, W. Weber. 8. 2 M.

Krause, K. C. F., Der analytisch-inductive Theil des Systems der Philosophie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 3 M.

Kreutzer, L., Martin der Stellmacher. Eine Erzählung aus dem mecklenburgischen Volksleben. 2 Tle. in 1 Bd. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1886. 8. 2 M.

Lansdell, H., Russisch-Central-Asien, nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merw. Deutsche autorisirte Ausgabe, bearbeitet durch H. von Wobeser. Mit vielen Illustrationen im Text, 4 doppelseitigen Tonbildern, Karte und Photographie des Verfassers, sowie eines einzeln käuflichen, wissenschaftlichen Anhangs, enthaltend Fauna und Flora von Russisch-Turkestan und Bibliographie. 2ter Bd. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Lehmann, R., Vorlesungen über Hülfsmittel und Methode des geographischen Unterrichts. 1stes Hft. Halle, Tausch u. Grosse. Gr. 8. 1 M.

Bonner Lieder von M. W. Herausgegeben von C. Küster. Berlin, S. Schwartz. 12. 1 M. 50 Pf.

Masing, E., Charles Dickens. Vortrag. St. Petersburg, Ricker. 12. 1 M.

Munding, K., Die Lügen des sozialistischen Evangeliums und die moderne Gesellschaft. Stuttgart, Levy u. Müller. 1886. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Allgemeine Naturkunde. Das Leben der Erde und ihrer Geschöpfe. 1stes Hft. Leipzig, Biographisches Institut. Lex.-8. 1 M.

Otterstedt, v., Kurze Geschichte des 7. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 96 und seiner Stämme. Gera, Nugel. 8. 50 Pf.

Paoli, C., Grundriss der lateinischen Palaeographie und der Urkundenlehre. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Lohmeyer. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 M.

Schmidt, L., Offenbach am Main sonst und jetzt. Mit einer Ansicht in Farbendruck: Offenbach im Jahre 1783. Offenbach, Heß. Gr. 8. 50 Pf.

Schott, Clara, Der Verfall des Staates durch den Staat. Beitrag zur socialen Frage. Leipzig, Pfau. 8. 50 Pf.

Shakespeare, W., Imogen. (Cymbelin.) Romantisches Schauspiel, mit freier Benutzung der Herzberg'schen Uebersetzung für die deutsche Bühne bearbeitet von H. Bulthaupt. Ouverture, Entr'actes und die zur Handlung gehörige Musik von A. Dietrich. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Steyr, H., Ein Praktikus. Lustspiel. Leipzig, Mutze. 8. 50 Pf.

Stöpel, F., Soziale Reform. Beiträge zur friedlichen Umgestaltung der Gesellschaft. VIII. Theorie und Praxis der Besteuerung. Mit besonderer Rücksicht auf Preußen und Deutschland. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Suttner, Bertha v., Ein schlechter Mensch. Roman. München, Heinrichs. 8. 3 M. 60 Pf.

Tappen, A., Geschichte des Hannoverischen Pionier-Bataillons Nr. 10 von seiner Formation bis zum Jahre 1885, nach offiziellen Quellen zusammengestellt und bearbeitet. Mit mehreren Plänen und Brücken-Zeichnungen. Minden, Bruns. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 263 bis 269.

Zur ostrumelisch-bulgarischen Frage. — Die Münzverhältnisse der Vereinigten Staaten und ihre europäische Function. (I.) — Deutschland und die Colonialpolitik. — Die Stellung Belgiens zum lateinischen Münzbunde. — Großbulgarien? — Das Schlupfloch im Balkan. — Die österreichische Thronrede.

Neue Schriften für und gegen Waldstein. Von Professor Dr. A. Gindely. — Zu den Goethe-Bildnissen. Von Professor Dr. Fr. Zarncke. (I/III.) — Zur Huldigungsfeier in Baden. — Capri. Von Dr. R. Schöner. (IV.) — Ungarisches Kunstgewerbe. — Beaumarchais in Spanien. Von Dr. A. Bettelheim. (IV. Schlußartikel.) — Christian Friedrich Daniel Schubart. Von Dr. L. Mezger. — Zur Erinnerung an König Alfred von England. — Schaible's „Geschichte der Deutschen in England“. Von Fr. Althaus. — Reisebriefe aus dem Königreich Croatien und Slawonien. Von Karl Braun-Wiesbaden. (I.) — Dr. Julius Hamberger. (Nekrolog.)

Instruction für die gleichmäßige Handhabung des Börsensteuergesetzes. — Das Submissionswesen.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

GESCHICHTE DER SLAVISCHEN LITERATUREN

von

A. N. PYPIN und **V. D. SPASOVIČ.**

Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen

von

TRAUGOTT PECH.

Zweiter Band, zweite Hälfte: Čecho-Slovaken. — Lausitzer Serben.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Mit dieser Abtheilung ist das werthvolle Werk zum Schluss gelangt; es umfasst zwei Bände, die in drei Abtheilungen vollständig vorliegen (Preis: geheftet 30 M., gebunden 34 M. 50 Pf.), und bietet nicht blos eine wissenschaftliche Uebersicht über das weite Gebiet der slavischen Literaturen, sondern gewährt zugleich orientirende Einblicke in den Charakter und die Bestrebungen der gesammten slavischen Volksstämme.

In Separatabdruck aus dem Werke erschien:

Das Serbisch-Wendische Schriftthum in der Ober- und Niederlausitz. Von A. N. Pypin. Aus dem Russischen übertragen sowie mit Berichtigungen und Ergänzungen versehen von Traugott Pech. 8. Geh. 1 M. 25 Pf.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Felix Dahn,

Gelimer. Histor. Roman a. d. Völkerwanderung (a. 534 n. Chr.).

(A. u. d. T.: Kleine Romane a. d. Völkerwanderung Bd. III.)

VI, 630 S. 8. Geh. 9 M. Eleg. geb. 10 M.

Wie in dem «Kampf um Rom» den Untergang des Gothenreiches in Italien, schildert der Verfasser hier den Untergang des Vandalenreiches in Afrika, jedoch, den sehr verschiedenen, ja zum Theil entgegengesetzten Verhältnissen entsprechend, in sehr verschiedener Weise der Darstellung, doch dem Kampf um Rom voll ebenbürtig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MORWITZ'
Neues Wörterbuch
der Englischen und Deutschen Sprache

mit besonderer Berücksichtigung der Amerikanismen.

Zwei Theile. Geb. 6 M.

Taschen-Wörterbuch.

Zwei Theile. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese neuen englisch-deutschen und deutsch-englischen Wörterbücher zeichnen sich aus durch Reichhaltigkeit an Wörtern aus dem geschäftlichen, gewerblichen, technischen und wissenschaftlichen Leben, sowie durch Aufnahme der Amerikanismen und deutliche Aussprache-Bezeichnung der englischen und deutschen Laute.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's
Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Soeben erschien:

Zweite Section (H—N). 37. Theil. (**Kleinasien — Kochen.**)

4. Cart. 11 M. 50 Pf., auf Velinpapier 15 M.

Unter den Artikeln, welche dieser neue Band des berühmten Werkes enthält, nehmen besonders hervorragendes Interesse in Anspruch: Klerus (von Prof. **Pünjer**), Klimatische Curorte (von Prof. **E. Prell**), Klöster (von Prof. **Hasemann**).

Das Werk ist in der Ersten Section (A—G), die 99 Theile umfaßt, vollständig erschienen; die Zweite Section (H—N) gelangte jetzt zum 37. Theil; von der Dritten Section (O—Z) liegt Theil 1—25 vor. Ein Prospect über die Fortführung und Vollendung des Werks ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

☞ Neu eintretenden Subscribenten werden die bis Ende 1882 erschienenen **156 Theile** (Preis 1794 M.) zum Preise von **600 Mark** geliefert. Abnehmer des Werks, welchen eine größere Anzahl von Theilen fehlt, erhalten den Theil statt zu 11 M. 50 Pf. bei Bezug von mehr als 25 Theilen zu 6 M., von mehr als 50 Theilen zu 5 M., von mehr als 100 Theilen zu 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 15. October 1885.

Inhalt: Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Wilhelm Buchner. — Italienische Studien. Von Otto Speyer. — Neue Novellen. Von Ernst von Witten. — Zur Frauenlyrik. Von Robert Waldmüller. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Wieland und Reinhold. Originalmittheilungen, als Beiträge zur Geschichte des deutschen Geisteslebens herausgegeben von Robert Keil. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 6 M.

Zu den jüngsten Mittheilungen aus dem weimar-jenaischen Kreise zu Ende des 18. Jahrhunderts gehören die vorliegenden Briefe von Wieland an den Philosophen K. L. Reinhold, seinen Schwiegersohn. Reinhold's Sohn Ernst, der Verfasser der bekannten „Geschichte der Philosophie", hat vor sechzig Jahren dem Vater ein Denkmal gesetzt in einem Lebensbilde desselben, welches zugleich eine Auswahl von Briefen Kant's, Fichte's, Jacobi's und anderer zeitgenössischer Philosophen an Reinhold bringt. Wieland's Briefe waren dabei nicht berücksichtigt, da sie zur wissenschaftlichen Würdigung Reinhold's von geringerer Bedeutung erschienen. Andererseits sind sie jedoch als Kundgebungen aus dem Hauptquartier deutschen Geisteslebens um die Scheide der Jahrhunderte sowie zur Charakteristik ihres Verfassers und ihrer Empfänger bedeutsam genug, um auch jetzt noch der Veröffentlichung werth zu sein. Dieser ziemlich umfassenden Sammlung von 111 Wieland-Briefen schickt der Herausgeber eine Darstellung von Reinhold's Leben voraus, deren kurzer Auszug um so mehr hier angezeigt ist, als das Nähere über sein wunderliches Lebensgeschick kaum allgemein bekannt sein dürfte.

Karl Leonhard Reinhold wurde in Wien am 26. October 1758 geboren, eines Beamten Sohn. Der begabte Knabe ward für den geistlichen Stand bestimmt; 1772 trat er als Novize ins Jesuitencolleg zu Wien ein, ging aber, nachdem bald danach Papst Clemens XIV. den Jesuitenorden aufgehoben hatte, in das Colleg der Barnabiten, deren Orden in freierm Sinne zu wissenschaftlichem Streben erzog. So schritt er allgemach zu philosophischen Studien vor und gerieth damit mehr und mehr in Zwiespalt zwischen der angelernten mönchisch-ascetischen Religiosität und der selbsterrungenen geistigen Freiheit. Nach sechsjährigen Studien ward der zweiundzwanzigjährige junge Mann 1780 Novizenmeister und Lehrer der Philosophie im Kloster; drei Jahre lang trug er seinen Schülern die Leibniz'sche Philosophie vor.

Gerade um dieselbe Zeit aber begann die Regierungszeit Joseph's II., welcher seine beste Kraft daransetzte, ein freies geistiges Leben in Oesterreich zu wecken, wenn auch die nächsten Vorbedingungen dazu, freies Forschen und freies Wort, seit Jahrhunderten unterdrückt waren. So kam man denn auch trotz aller Bemühungen nicht über dilettantische Versuche von strebsamen Mittelkräften hinaus. Es waren das jene Aufklärungspoeten, als deren bedeutendster Blumauer erscheint, ein Jugendfreund Reinhold's, wie der in der Weise von Wieland's „Oberon" dichtende Alxinger. Auch Michael Denis (oder Sined der Barde) war ein wohlmeinender Förderer Reinhold's auf dem Felde der lyrischen Dichtung. Reinhold stand sonach mitten im Kreise des josephinisch denkenden und strebenden Jungösterreichs jener Tage.

Aber dieser Wirkungskreis konnte dem geistreichen hochstrebenden jungen Manne keinesfalls genügen. Hierzu trat die Umwandlung seiner religiösen Anschauungen. Klar erkannte er, daß die Reformation die eigentliche Befreierin der Vernunft von dem Joche des blinden Glaubens sei. Er erkannte, daß die Katholiken ihre verbesserte deutsche Sprache, Dichtkunst, Beredsamkeit, Philosophie u. s. w. den Blüten und Früchten, die der protestantische Boden erzeugt hatte, und mit denen der Schleichhandel die Wachsamkeit der Censur zu hintergehen wußte, zu verdanken hatten. Die durch die Reformation festgesetzten Wahrheiten, auf Philosophie zurückgeführt, waren aus den Schriften der Protestanten in die Ideen vieler denkenden Katholiken und so auch in den Ideenkreis Reinhold's allmählich übergegangen. Seine religiösen und philosophischen Anschauungen und seine geistigen Ziele, in grellem Widerspruche mit den Gelübden des Ordens, dessen Aufhebung noch in weiter Ferne stand, mußten ihm diese

klösterliche Stellung immer drückender und beengender, die ihm dadurch aufgelegten Fesseln immer unwürdiger und peinlicher erscheinen lassen. Nach seiner Ueberzeugung war es der Mönchsstand, der den Menschen für die Gesellschaft verdirbt, der Mönchsstand, der aller moralischen Bildung des Volks entgegenarbeitet — und eben diesem Stande, dem größten Hindernisse der Aufklärung, gehörte er selbst an! So erwachte und reifte in ihm der Gedanke, durch Flucht in ein protestantisches Land diese Fesseln abzuwerfen.

Im Herbst 1783 entwich der Barnabit Reinhold in Gesellschaft und im Wagen des leipziger Professors Petzold von einem dem Orden angehörenden Landgute nach Leipzig, wo er sich als Studirender aufnehmen ließ und philosophische Vorträge hörte. Im Frühling 1784 aber siedelte er auf Andringen der wiener Freunde nach Weimar über, welches damals als der Mittelpunkt des geistigen Lebens von Deutschland galt. Reinhold war ganz besonders an Wieland empfohlen.

Vater Wieland empfing den jungen Gelehrten aufs freundlichste; Reinhold ward sein Studiengenosse, bald auch sein Hausgenosse; des Dichters älteste Tochter Sophie gewann die Neigung des entwichenen Mönchs und ward am 18. Mai 1785 seine Gattin. Reinhold hatte sich des Dichters wärmste Zuneigung gewonnen, und dies spricht sich auch in der drei Jahrzehnte hindurch stets gleich herzlichen Tonart der Briefe aus. Während dieses Aufenthalts im Wieland'schen Hause war Reinhold nicht unthätig; er war 1784 und 1785 ein eifriger Mitarbeiter und Mitleiter des „Deutschen Merkur" und der „Allgemeinen Damenbibliothek".

Im Jahre 1781 war Kant's „Kritik der reinen Vernunft" erschienen, zum ersten mal wieder ein grundlegendes, neubauendes, machtvolles Werk auf dem Gebiete der Philosophie nach langer Herrschaft eines gehaltlosen Eklekticismus, einer dürftigen Popularphilosophie. Das Buch ward zunächst in weitern Leserkreisen mit Gleichgültigkeit und Stillschweigen aufgenommen, während diejenigen, welche im herrschenden Besitz der Lehrstühle waren, entweder die neue Philosophie geflissentlich todtschwiegen oder feindselig gegen sie angingen. Auch Reinhold, dessen wiener Jahre ja ausschließlich philosophischen Studien gewidmet gewesen, begann 1785 das Studium des Werks. Die angestrengtesten Bemühungen hatten ihm keine Befriedigung bei den verschiedenen Systemen, die er kennen lernte, gebracht; nun fand er bei Kant alle seine Zweifel gelöst. Fünfmal, ein ganzes Jahr hindurch jedes andere Buch beiseite lassend, las er Kant's „Kritik der reinen Vernunft" und machte sie sich ganz zu eigen; es

drängte ihn ein Gut, in dessen Besitz er sich so glücklich fühlte, auch andern zugänglich zu machen und, soweit es in seinen Kräften stand, dem übeln Eindruck entgegenzuarbeiten, den er bei vielen als eine nothwendige Folge der öffentlichen ungünstigen Urtheile angesehener Männer über Kant's Philosophie vermuthen und annehmen konnte. In „Briefen über die Kant'sche Philosophie", von welchen seit August 1786 im „Deutschen Merkur" die ersten acht erschienen, hob er mit Hinweisung auf den damaligen Zustand der Philosophie und die dringendsten wissenschaftlichen und moralischen Bedürfnisse der Zeit die Resultate hervor, die sich nach seiner Ueberzeugung aus Kant's „Kritik der reinen Vernunft" für die Grundwahrheiten der Religion und der Moral ergaben. Absichtlich möglichst vorsichtig verfahrend, um die Leser nicht zurückzuschrecken, stellte Reinhold von dem Kant'schen System die hervorragendsten faßlichsten Theile in einer für jeden Gebildeten verständlichen Erläuterung dar. Diese „Briefe", in geschmackvollem Stil interessant und fesselnd geschrieben, machten großes Aufsehen. Zum ersten mal waren die Hauptpunkte des Kant'schen Systems vollkommen klar und überzeugend entwickelt. Das gesammte gebildete Publikum wurde dadurch angezogen und mit lebhaftem Interesse für die neue Philosophie erfüllt. Kant selbst war mit Reinhold's Auffassung von seinem System völlig einverstanden und des Lobes voll über die Darstellungsart Reinhold's, in welcher „so etwas Einleuchtendes und Beliebtes, zugleich Durchdachtes sei". Nichts, meinte er, könne die „Briefe" an Gründlichkeit und Anmuth übertreffen, sie zeugten von der Trefflichkeit des Talents sowol als des Herzens und seien wegen ihrer Klarheit und Bündigkeit hochzuschätzen; „von der Helligkeit und Gründlichkeit der Einsichten Reinhold's hoffe er diejenige Ergänzung und lichtverbreitende Darstellung, die er selbst seines Alters wegen seinen Arbeiten nicht geben könne, und er sei glücklich, daß Reinhold die Nachforschungen aufnehme und fortsetze".

So hatte durch diese erste größere literarische Arbeit Reinhold als Kant's erster und vorzüglichster Erläuterer der kritischen Philosophie den Weg gebahnt und zugleich seinen eigenen Ruf in der gelehrten Welt begründet; die Folge davon war seine von dem Minister Voigt in Weimar vermittelte Berufung als Professor der Philosophie nach Jena. Im Juni 1787 siedelte Reinhold mit seiner jungen Frau nach der Musenstadt über; hier war gleich in den ersten Wochen Schiller sein Gast, der gegen Körner bekennt, noch nie sei es ihm in einem fremden Orte so behaglich gewesen.

Reinhold eröffnete seine Vorlesungen im Herbst 1787. Wie in seinen Werken eine klare geschmackvolle Schreibart, so besaß er in seinen Vorträgen die Gabe durchsichtiger flüssiger Rede; die Studirenden folgten mit Eifer dem neuen Evangelium der kritischen Philosophie, welche zuerst durch Reinhold im Herzen von Deutschland einen festen Boden gewann und zahlreiche Studirende nach Jena zog, sodaß man Reinhold's Auftreten als Beginn der Höheperiode der jenaer Hochschule bezeichnen kann. Sein Colleg über des Schwiegervaters „Oberon" 1788 fand über 400 Zuhörer. Zweimal wöchentlich hielt er einen Gesprächsabend über philosophische Fragen; hier versammelte er die eifrigsten Schüler um sich, gesprächsweise erläuternd, was ihnen im Vortrage etwa dunkel geblieben. Sieben Jahre hat er in dieser Stellung gewirkt; im letzten Halbjahr hatte er gegen 600 Zuhörer. Dabei leitete er nicht blos den Studiengang seiner Schüler, er flößte ihnen auch einen lebhaftern Trieb zum Selbstdenken und Selbstarbeiten, zu Fleiß und Gesittung ein und wirkte dadurch förderlich auf einen bessern Ton unter der Studentenschaft. Mit Schütz, Hufeland, Griesbach u. a. stand er in freundschaftlichem Verkehr, vornehmlich auch mit Schiller, welcher durch Reinhold die Anregung zu eifrigem Studium und

zur Weiterführung der Kant'schen Philosophie empfing, wie auch Goethe, nach einem Bericht Wieland's vom 18. Februar 1789, die Kant'sche Philosophie „mit großer Application" studirte. Reinhold's 1789 erschienenes „System der Elementarphilosophie" führte Kant's Ideen weiter aus; es fand, wie alle Erscheinungen dieser Richtung, ebenso heftige Anfeindung wie warme Anerkennung.

Es ist allbekannt, wie dürftig bei allem Glanze von Ruhm und Wissenschaft die jenaer Verhältnisse vielfach waren; wir wissen, wie Schiller neben seinem Lehramte her schriftstellerisch tagelöhnern mußte; auch Reinhold, dessen gemeinfaßliche Darstellung der neuen kritischen Philosophie Hunderte von Jünglingen nach dem Saal-Athen zog, hatte mit dem Titel eines überzähligen ordentlichen Professors 200 Thaler Gehalt; das übrige mußten die Vorlesungen und schriftstellerischen Arbeiten liefern, was indeß Reinhold's wie Schiller's zarte Gesundheit auf die Dauer nicht vertrug. Als nun 1790 der Däne Jens Baggesen, ein wanderndes Irrlicht auf dem deutschen Parnaß, Jena besuchte und mit Reinhold innige Freundschaft schloß, kam auch die Rede auf Jenas ungünstiges „physisches und psychologisches Klima", und Baggesen sprach die Hoffnung aus, daß Reinhold eine günstigere Stellung in Kopenhagen finden werde. Wir erinnern uns, daß damals seit langen Jahren das zu jener Zeit ganz deutsch fühlende dänische Königshaus wie sein Ministerium das Königreich Dänemark nur als einen außerhalb der Grenzen liegenden Bestandtheil Deutschlands betrachtete, daß Klopstock und Claudius für ihre Theilnahme an der deutschen Literatur einen dänischen Gehalt bezogen, daß bald danach Schiller in der Zeit schwerer Erkrankung von deutschen Männern in Dänemark mehrere Jahre lang einen ansehnlichen Ehrensold zur Herstellung seiner Gesundheit empfing. Die Berufung eines deutschen Professors der Philosophie nach Dänemark, und gar eine Berufung nach den deutsch-dänischen Herzogthümern, war demnach zu jener Zeit nicht entfernt eine Berufung in die Fremde. Durch Baggesen wurde Lavater Interesse für Reinhold eingeflößt, und Lavater empfahl ihn dem dänischen Staatsminister Grafen Bernstorf zur Berufung nach Kiel. Wieland sah des Schwiegersohns und Freundes Fortzug nach dem fernen Norden sehr ungern, aber der Gehalt war etwas besser, sodaß die Stellung voraussichtlich nicht so starke Nebenanstrengung forderte wie diejenige zu Jena; dazu erschien das Klima von Kiel für Reinhold's Gesundheit förderlicher als das des Saalthals. Die Studentenschaft richtete an ihn einen von beinahe tausend Namen unterzeichnetes Schriftstück mit der Bitte dazubleiben; die sächsischen Regierungen machten, wie es scheint, keinen Versuch, einen der beliebtesten Lehrer der Hochschule zu erhalten. Reinhold nahm den Ruf an und schloß am 28. März 1794 seine Vorträge vor einem außerordentlich zahlreichen Kreise von Hörern. Die Studentenschaft widmete dem scheidenden Lehrer ein Abschiedsgedicht voll der wärmsten Dankbarkeit, brachte ihm ein glänzendes Ständchen und ließ ihm zu Ehren eine große goldene Denkmünze prägen. Am 29. März fuhr Reinhold mit zahlreichem Geleite durch die von Bürgern und Studenten gefüllten Straßen von dannen, seinem neuen Wohnort entgegen. Goethe bezeichnet in seinen „Annalen" Reinhold's Abgang als einen großen Verlust für Jena.

Seine weitern Lebensschicksale haben für uns geringes Interesse, liegt ja des Mannes Bedeutung überhaupt zunächst darin, daß er der feurige Apostel seines Meisters Kant war, und zwar unter den Augen Goethe's und Schiller's an der jenaer Hochschule. In Kiel war sein Wirkungskreis weit enger, und während Jena in den nächsten Jahrzehnten der Ausgangspunkt für Fichte, Schelling, Hegel war, wird Reinhold's Name wieder dunkler, und seine fernern wissenschaftlichen Werke sind in der Geschichte der Philosophie nicht von durchschlagender Bedeutung gewesen. Er starb am 10. April 1823.

Wenn der Herausgeber der Wieland-Briefe am Schluß seiner biographischen Einleitung sagt: „Mit Recht war sich Reinhold der Unsterblichkeit seines Namens bewußt; neben den Namen eines Leibniz, Kant und Fichte wird sein Name unsterblich fortleben, solange es überhaupt eine Wissenschaft gibt", so müssen wir dieses übergünstige Urtheil der Vorliebe zuschreiben, welche der Schriftsteller für den Gegenstand langer eingehender Beschäftigung empfindet. An anderer Stelle heißt es:

> Reinhold's Ruhm erschallte durch ganz Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus. In der gesammten denkenden Welt verehrte man ihn allerseits als einen der scharfsinnigsten Geister, die Deutschland aufzuweisen habe, und bewunderte namentlich seine Gabe, die abstractesten Begriffe so populär und einleuchtend als nur immer möglich vorzutragen. Im In- und Auslande ward er auf dem Gebiete der Philosophie als ein Stern ersten Ranges anerkannt.

Auch dieses ist unsers Erachtens ein übertriebenes Lob. Reinhold's Bedeutung als Dolmetscher Kant's soll ihm nicht geschmälert werden, noch auch sein Ruf bei den Gebildeten deutschredender Nachbarlande, wie Dänemarks, der Schweiz, Oesterreichs; ein Stern ersten Ranges ist er nie gewesen; Kant behält seinen Rang als Fixstern allezeit, auch wenn der Planet, welcher ihn umkreiste und von ihm sein Licht empfing, wieder in Dunkel gesunken ist.

Da Reinhold alsbald nach seiner Verheirathung nach Jena und von dort später nach Kiel übersiedelte, so konnte, abgesehen von immer seltener werdenden persönlichen Zusammenkünften, der Verkehr mit dem Schwiegervater nur ein schriftlicher sein. Die Reihenfolge dieser 111 Wieland-Briefe beginnt etwa 1785 und schließt vier Jahre vor Wieland's Tod, Herbst 1809. Sie zeigen uns seine flüssige Schreibart, sein herzliches Gemüth, seinen leichten Humor, seine liebenswürdige Weise. Sie ergehen sich über die Familienereignisse, den „Merkur", Reinhold's Vorlesungen und literarische Arbeiten, über Baggesen, die Erwerbung von Osmannstädt, die Berufung nach Kiel und die Verhältnisse daselbst. Die Besprechung der Zeitereignisse, der Französischen Revolution und des aufsteigenden Gestirns Bonaparte, ist weit reichlicher vertreten als diejenige der

weimarer Verhältnisse. Aus wiederholten Aeußerungen geht hervor, daß Wieland sich in Weimar sehr unbehaglich fand und am liebsten in irgendeinen andern Erdenwinkel übergesiedelt wäre. Von den Größen unserer Literatur ist wenig die Rede und dann selten eingehend; als Beispiel einer umfassenderern Aeußerung die nachfolgende vom 2. December 1796 über Goethe:

Goethe, der beinahe fünf Monate in Jena lebte, ist seit fünf bis sechs Wochen wieder hier und fährt fort, ein mir sehr angenehmes Verhältniß mit mir zu unterhalten, wirklich das reinste und einzige, das zwischen uns bestehen kann und soll. Er ist ein sonder- und wunderbarer Sterblicher, aber bei allem dem so sehr aus Einem Stück, so sehr bona fide alles, was er ist, mit allem seinem Egoismus so wenig übelthätig oder vielmehr im Grunde so gutartig, und mit allen Anomalien seiner productiven Kraft ein Mann von so mächtigem Geist und unerschöpflichen Talenten, daß es mir unmöglich ist, ihn nicht liebzuhaben, wie oft ich auch im Fall bin zu wünschen, daß dies oder jenes anders an ihm wäre.

Seltsam erscheint es uns, wenn Wieland Mozart's „Don Juan" das größte Meisterstück teutscher musikalischer Kunst nennt, dagegen den „Figaro" das Widerlichste, was er in seinem Leben gehört zu haben glaubt. Als Druckfehler wäre S. 110 Hofrath Schulz in Schütz zu berichtigen.

Als Zugabe zu den Briefen Wieland's folgt noch eine Anzahl Briefe aus Reinhold's Nachlaß, ferner ein freundschaftlicher Brief von Schiller, drei von F. H. Jacobi, vier von Lavater, sechzehn aus dem Hause Reimarus in Hamburg, welchem Reinhold auf der Reise nach Kiel nahe getreten war. Und so noch mehrere von geringerer Bedeutung. Das Buch ist jedenfalls ein schätzenswerther Beitrag zu genauerer Kenntniß von Wieland's wie Reinhold's Leben und Schaffen.

2. Christian Friedrich Daniel Schubart in seinem Leben und seinen Werken von Gustav Hauff. Stuttgart, Kohlhammer. 1885. Gr. 8. 4 M.

Es ist zu verwundern und doch auch erklärlich, daß seit dem vor sechsunddreißig Jahren erschienenen zweibändigen Buche von D. F. Strauß über Schubart der Versuch einer erneuten Darstellung des Lebens jenes merkwürdigen Mannes nicht gemacht worden ist. Zu verwundern deswegen, weil die reichlichen Zeugnisse, welche wir in Schubart's Selbstbiographie und in seinen Briefen besitzen, vereinigt mit den mittlerweile angestellten Einzelforschungen, wohl eine neue Darstellung rechtfertigen würden, und doch auch erklärlich, daß lange Jahrzehnte hindurch niemand es gewagt hat, mit einem Meister wie Strauß um die Palme zu ringen, welchem alles Begonnene sich unwillkürlich zum Kunstwerk gestaltet.

Gustav Hauff, einer der Altmeister schwäbischer Literaturforschung, hat es unternommen, uns ein neues Lebensbild des viel umgetriebenen Dulders, des Dichters und Musikers zu geben, des Mannes, welcher gleichermaßen Anklänge an den Hainbund und die Kraftgenies des Sturms und Dranges zeigt.

Schubart's Leben ist in seinen Hauptzügen allbekannt. Der Sohn eines Pfarrhauses, war er ebenfalls für den geistlichen Stand bestimmt; auf der erlanger Hochschule verfällt er in alle Tollheiten eines wüsten Studentenlebens; ein verdorbener Candidat der Theologie, wird er Schulmeister in dem ulmischen Städtlein Geislingen bei kargem Gehalt und lastenden Berufspflichten; auch hier gibt der unbändige Mann Anstoß, da er sich in der Enge seiner Stellung höchst unbehaglich fühlt. Er meldet sich zur Stelle eines Organisten und Musikdirectors in der würtembergischen Residenz Ludwigsburg und findet durch sein herrliches Klavierspiel Zutritt in vornehmen Kreisen; wie früher die studentische, lernt er jetzt die elegante Liederlichkeit kennen; seine häusliche Wirthschaft, sein Kneipenleben, seine Spottreden über den vorgesetzten Geistlichen: alles gibt Aergerniß, und eines schönen Tags wird er einfach des Landes verwiesen mit strengem Verbot, je wieder das würtembergische Gebiet zu betreten. Die Frau und die Kinder läßt er in bitterer Noth in Ludwigsburg zurück; er selbst wandert als abenteuernder Concertist und Declamator nach Mauheim und von da nach München, bereit, um einer Versorgung willen zum katholischen Bekenntniß überzugehen. Freilich ist ihm höllenangst davor; indessen rechtzeitig erkennen die Baiern, welchen losen Vogel sie beinahe eingefangen, und er liegt abermals auf der Heerstraße. Er wandert nach Augsburg und beginnt dort seine „Deutsche Chronik" zu schreiben, eine zweimal wöchentlich erscheinende Zeitung. Er dictirt sie im Wirthshause und berichtet mit der ihm eigenen Beredsamkeit und Kraft des Wortes über die Zeitereignisse, der erste Tagesschriftsteller im Sinne unserer Zeit; aber er ist unvorsichtig genug, gegen den unlängst aufgehobenen Jesuitenorden zu schreiben, und wird aus der paritätischen Stadt Augsburg, in welcher die katholische Partei die herrschende war, hinausgeworfen. Er setzt im nahen Ulm seine „Deutsche Chronik" fort, zur großen Unlust der Nachbarfürsten, vornehmlich seines vormaligen Brotherrn, des Herzogs Karl Eugen von Würtemberg, über dessen pädagogische Liebhabereien wie über Franziska von Hohenheim er seinen Witz auf der Bierbank nicht lassen kann. Ein paar weitere Unvorsichtigkeiten, und Schubart wird durch einen Schurken seiner Bekanntschaft auf würtembergisches Gebiet gelockt, dort festgenommen und zu zehnjähriger Haft auf den Hohenasperg gebracht, ohne Proceß, ohne Urtheil, das bekannteste Beispiel der Fürstenwillkür in der „guten alten Zeit". Sehr langsamen Schrittes wird seine anfangs unerträglich harte Haft gemildert; er darf den Kindern des Commandanten Unterricht geben, darf Klavier spielen, in der Festung umhergehen, Besuche empfangen. Als der Herzog endlich durch Einsamkeit, Entbehrung und ausschließlich geistliche Lektüre den unbändigen Bären zahm gemacht, als sich Friedrich Wilhelm II. von Preußen für die Freiheit des begeisterten Lobredners und Lobdichters preußischen Ruhmes verwandte, da ward Schubart nach zehn qualvollen Jahren entlassen und zugleich mit einem Amte be-

dacht: er wurde Theaterdirector und Hofdichter zu Stuttgart, und derselbe Mann, dem die Eisenfaust des alternden Sünders Karl Eugen die Seele zerquetscht, schrieb fortan Festspiele auf allerhöchste Geburts- und Namenstage. Er schrieb aufs neue, wenn auch vorsichtiger, seine „Deutsche Chronik", verdiente viel Geld damit und mit ihm die herzogliche Druckerei; es begann wieder das vormalige Schwelgerleben, aber der Burgunder bekam dem durch vieljährige Kerkerhaft und Entbehrungen zermürbten Manne schlecht: fünfthalb Jahre freute er sich noch der ungewohnten Freiheit; er starb am 10. October 1792, $52^1/_2$ Jahre alt.

Schubart nimmt eine merkwürdige Stellung in dem Schriftthum seiner Zeit ein. Ein begeisterter Verehrer Klopstock's, bewahrt er lebenslang die Neigung zu dessen großartigem Pathos, die Thränenseligkeit der echten Klopstocksjünger; in der trostlosen Zeit seiner Gefangenschaft wendet er sich mit Eifer zur religiösen Lyrik; und dazwischen klingen erschütternde Zorngedichte des Gemarterten, wie die großartige „Fürstengruft", und dann wieder die holdseligsten Klänge des Volksliedes, wie in seinem „Kaplied"; es sind das Dichtungen, bei welchen in der Weise der Minnesinger der Dichter und der Tonsetzer aufs glücklichste verbunden sind. So finden wir bei ihm Verwandtschaft mit Klopstock, Bürger, Maler Müller, Zusammenhänge mit den Hainbündlern und Genies; und dabei ist ihm ganz eigenthümlich die Fähigkeit volksthümlicher Zeitschriftstellerei, welche er in freigesinntem, durchaus vaterländischem Geiste durchführt. Was hätte dieser Mensch, welcher an sprudelndem Witz, an Geist, an Schlagfertigkeit, an glänzendem Talent den Besten seiner Zeit nahe stand, welchem gleichermaßen die Sprache für die gebildetsten Zeitgenossen wie für das Volk gegeben war, leisten können, wenn er einen sittlichen Kern besessen hätte, wenn ihn eigene Haltlosigkeit nicht stets aufs neue aus seiner Bahn hinausgeworfen, wenn er sich den festen Standpunkt zu erobern vermocht hätte, von dem aus ihm möglich gewesen wäre, als Dichter, Sittenprediger, Zeitschriftsteller zu wirken und allgemach die Schlacken auszustoßen, die stets aufs neue die prachtvoll strömenden Feuerflnten dieses Vulkans bedeckten!

Die beiden beredtesten Zeugnisse über Schubart's Leben und Wesen sind die unvollendete, von ihm selbst auf dem Asperg dictirte Lebensbeschreibung, sodann die von Strauß gesammelten und herausgegebenen Briefe. Jene bietet den Vortheil einer fortlaufenden geordneten Erzählung; die Sammlung der Briefe zeigt uns den unbändigen Mann in den Ergießungen des Augenblicks, aber sie hat große Lücken, und wenn auch der Herausgeber den Stoff fein ausgewählt, die einzelnen Abschnitte mit in seiner klaren kundigen Weise geschriebenen Einleitungen und Betrachtungen begleitet, so setzt sich doch das Buch keineswegs das Ziel einer wirklichen Lebensbeschreibung. Erwägen wir, daß manche Einzelheiten aus Schubart's Leben wie aus seinem Verhältniß zu den gleichzeitigen Dichtern neuerdings heller beleuchtet worden sind, so ergibt sich der Schluß, daß eine auf Grund dieses reichen Materials zusammengetragene kunstgerecht gebaute Biographie des merkwürdigen Mannes auch neben jenen ältern Quellenwerken ihre Berechtigung hat. Und diese Aufgabe hat sich Gustav Hauff gestellt; er verheißt uns im Vorwort die erste vollständige und kritische Arbeit über Schubart's Leben, Charakter und Werke:

> Erst durch die von Strauß und andern, namentlich Lappenberg, veröffentlichten Briefe von und an Schubart ist eine vollständige Arbeit dieser Art möglich geworden. Was Strauß, besonders bei der Schilderung des Aufenthalts in Geislingen, nicht gethan hat, ist hier geschehen: Schubart's Lebensbeschreibung mit der Fortsetzung von seinem Sohne und die Briefe sind ineinander verflößt. Außerdem ist nichts Bedeutendes, was die am Schluß von mir angeführte Schubart-Literatur enthält, von mir übergangen worden. Ich wollte zuerst nur kritische Studien über Schubart schreiben und darin nachweisen, wie unkritisch und zum Theil ungerecht bisher über ihn geurtheilt worden ist. Unter der Hand erweiterte sich der Plan zu einer vollständigen Lebensbeschreibung. Wenn in dieser die ursprünglich vorherrschende kritische Betrachtung zuweilen noch hervorsticht, so wird doch der Leser bemerken, daß die Kritik dazu dient, ein Gesammtbild Schubart's mit bestimmten Endergebnissen zu liefern. Wie in meiner Ausgabe von Schubart's Gedichten zuerst die „Chronik" ausgebeutet worden ist, so ist auch hier überall dieses Hauptwerk Schubart's zuerst zu seinem vollständigen Recht gekommen. Ueber Schubart's kritische Begabung liest man überall verworrene unbestimmte abgerissene Bemerkungen. Das Kapitel über Schubart als Kritiker in vorliegendem Werk ist fast ganz aus der „Chronik" genommen und enthält die erste geordnete und übersichtliche Zusammenstellung von Schubart's ästhetisch-kritischen Ansichten. Aehnlich verhält es sich mit dem Kapitel über den Patrioten und Politiker Schubart.

Da müssen wir denn freilich gestehen, daß das Vorwort selbst uns auf einen Mangel des sonst sehr verdienstlichen Buchs aufmerksam macht. Allerdings bemüht sich Hauff, eine umfassende Biographie des Dichters herzustellen, aber die Kritik der Vorgänger tritt ihm überall in den Weg und stört den ruhigen Fluß der Darstellung. Besonders gegen Strauß nimmt er eine entschieden feindselige Stellung. „Wie oberflächlich und unrichtig in so manchen Partien das von vielen für «classisch» gehaltene Werk ist, läßt sich jetzt mit Händen greifen", heißt es im Vorwort. „Bequem liest sich freilich das Werk; die Darstellung bestrickt durch Leichtigkeit und Gefälligkeit; alles scheint sich von selbst zu machen und zu verstehen; die Oberflächlichkeit so mancher Urtheile zeigt sich erst dem tiefer dringenden Blick" — so heißt es in der Schlußübersicht über die Schubart-Literatur; durch das ganze Buch zieht sich diese etwas gereizte Stimmung gegen den Vorgänger, man wird erinnert an die Lorbern des Miltiades, welche den Themistokles nicht schlafen ließen. Ohne Zweifel hat ja Strauß in manchem kurzen oder weit überschauenden Urtheil nicht das völlig Richtige getroffen, aber das erklärt sich sowol aus dem nur umrahmenden Charakter seiner Darstellung, wie aus dem seltsamen, von einem zum andern Aeußersten springenden Wesen Schubart's, welcher nicht

selten sich selbst aufs schroffste widerspricht, zwischen christlicher Gläubigkeit und Freigeisterei, zwischen edelsten Empfindungen und toller Leichtfertigkeit, zwischen schneidigem tapferm Wort und dann wieder zahmer Rücksichtnahme auf und ab wogt, sodaß, je nachdem wir die eine oder die andere dieser Seiten besonders ins Auge fassen, oder auch je nachdem wir selbst geartet sind, unser Urtheil hin und her schwanken mag. Das Bestreben des Biographen, den unbändigen Mann gegen seine Selbstanklagen wie gegen die Anklagen anderer in Schutz zu nehmen, ist gewiß nicht ohne Berechtigung, und es mag ja in dieser Hinsicht zu zeiten dem Vielgehudelten durch sich und andere unrecht geschehen sein; aber auch bei wohlmeinendster Betrachtung verbleibt ihm doch eine starke Traglast Erdenrest, die ganz und gar nicht reinlich ist. Im übrigen zeigt sich Hauff für die Schwächen seines Helden nicht blind. Sehr anziehend sind die Mittheilungen über Schubart's Lehrthätigkeit in Geislingen, und wie er dieselbe in kraftgenialischer Weise erfaßte; eine solche Unterrichtsweise sollte einmal einer in unserer ergebensten Zeit versuchen!

Die Schlußkapitel, welche Schubart als Dichter, Kritiker und Publicisten behandeln, werden zwar ebenfalls durch diese öfter auftretende Polemik gegen frühere Urtheile etwas unruhig, aber die Ausführungen sind im wesentlichen treffend und geben eine klare Vorstellung von Schubart's ganz eigenartiger Bedeutung für seine Zeit. So können wir unser Urtheil dahin zusammenfassen, daß, wenn auch das Buch nicht allen Ansprüchen an eine klar geordnete, durchsichtig dargestellte Lebensbeschreibung entspricht, es doch einen schätzenswerthen Versuch zu einer solchen macht, indem es die bisher an verschiedenen Stellen verstreuten Notizen zusammenträgt und von dem seltsamen Lebensgang und vielseitigen Wirken des genialen Wüstlings uns ein rundes kräftig beleuchtetes Bild hinstellt.

Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Italienische Studien.

Aus Italien. Cultur- und Kunstgeschichte. Bilder und Studien von Joseph Bayer. Leipzig, Schlicke. 1885. 8. 6 M.

Wer nach dem Haupttitel des Buchs etwa erwarten sollte, darin Reisebilder aus der Halbinsel nach bekanntem Muster zu finden, wird sich durch die Lektüre desselben in hohem Grade, wenn auch vielleicht nicht in unangehmer Weise, enttäuscht sehen. Nicht nur daß von Reisen und persönlichen Erlebnissen darin keine Rede ist: die cultur- und kunsthistorischen Darstellungen und Betrachtungen greifen, wenn sie auch zunächst stets von in Italien empfangenen Eindrücken und Betrachtungen ausgehen, weit über das Gebiet der Halbinsel hinaus. Der Verfasser erkennt es zwar als nothwendig an, daß auch Ideen, sobald sie nur einigermaßen lebendig sind, ihre äußere Bühne haben müssen, weil sie sonst ihren Zusammenhang mit dem Wirklichen und Wirkenden verlieren; aber von dieser Bühne aus schweift sein mit allen bedeutenden Erscheinungen der Menschheitsentwickelung vertrauter Blick in Raum und Zeit weit hinaus, oft scheinbar Fernliegendes aus allen Gebieten der Culturgeschichte heranziehend und in geistreicher Weise, in eigenartiger Beleuchtung zusammenstellend. Die Manier der Impressionisten, „flüchtig im Blick und flüchtig mit der Feder", liegt ihm fern; eher verfällt er, wie er selbst anerkennt, in den Fehler, mit der Rechnungslegung über das Geschaute „nicht so bald fertig werden zu können". Daß hier „ein durchgemessenes Studiengebiet" vorliege, wird kein aufmerksamer Leser in Abrede stellen; auch das geistige Band wird er nicht vermissen, das sich durch alle Mannichfaltigkeit des Stoffs hindurchzieht. Wenn aber insofern die Erwartung des Verfassers berechtigt erscheint, daß sein Buch wol farbig, aber nicht unharmonisch bunt auf den Leser einwirken werde, so möchten wir doch behaupten, daß er zuweilen seine Gedanken allzu weit von dem vorliegenden Gegenstande auf alle mit demselben oft nur entfernt verwandten Gebiete und Erscheinungen abschweifen und uns so hier und da jene weise Selbstbeschränkung vermissen läßt, die er der Renaissance in ihrem übersichtlichen, durch einen klaren Kunstbegriff determinirten Umkreis von Gegenständen, im Gegensatz zu der stofflichen Ueberfülle und dem unsichern Umhertasten der zeitgenössischen Kunst, so sehr zum Verdienst anrechnet. Aber dieser Fehler, wenn es ein solcher ist, und die Anstrengung, die der Autor dem Leser zumuthet, um dem feinen, aber nie abreißenden Faden zu folgen, an dem seine Betrachtungen sich in raschem Fluge von Gegenstand zu Gegenstand, von Land zu Land, von Epoche zu Epoche schwingen, wird reichlich aufgewogen durch die Fülle neuer Perspectiven, die er vor uns eröffnet, durch den Reichthum und die Originalität der Gedanken, durch die geistvollen Vergleiche, die scharfe und eigenthümliche Beleuchtung, in die er die Dinge zu rücken weiß, endlich durch die so anschauliche wie pikante Darstellungsweise und die klare, lebendige, dem jedesmaligen Thema mit feinem Takt angepaßte, zuweilen nur etwas zu pointirte Sprache. Es ist kein Buch, das man zur Siesta bequem durchblättern kann, um möglichst rasch dabei einzuschlafen, aber niemand, der überhaupt ein Interesse an cultur- und kunsthistorischen Fragen nimmt, wird einen Abschnitt desselben durchlesen, ohne sich vielfach belehrt und auf das mannichfachste angeregt zu finden. Bei den Ansichten eines Mannes, der so originell denkt und empfindet, und der es so trefflich versteht, seinen Gedanken und Empfindungen in scharf präcisirter Weise den adäquaten Ausdruck zu geben, wird sich natürlich neben der Befriedigung, vieles, was schon mehr oder weniger klar als Urtheil oder Anschauung in

unserm eigenen Innern gelebt, von einem gewiegten Kenner und feinen Denker ausgesprochen und nachgewiesen zu sehen, auch oft genug entschiedener Widerspruch in uns regen. Eben weil sich der Verfasser von allen Gemeinplätzen, von allen allgemeinen Phrasen, von der bloßen Wiederholung längst feststehender Urtheile durchaus fern hält, dagegen seiner subjectiven, allerdings zumeist auf schwerwiegende Gründe gestützten Anschauung stets unverblümten Ausdruck gibt, nöthigt er uns, entweder an seiner Seite oder ihm gegenüber Stellung zu nehmen — wer nicht mit ihm ist, muß wider ihn sein.

Die cultur- und kunsthistorischen Schilderungen und Betrachtungen des Buchs reichen zeitlich von der altchristlichen Epoche bis in die lebendige Gegenwart hinein. Der Mittelpunkt aber, das Gebiet, auf dem sich der Verfasser offenbar am liebsten und am sichersten bewegt, und das er mit einer vom Allgemeinsten bis auf das Einzelnste sich erstreckenden sichern Kenntniß überschaut, ist die Renaissance und ihre künstlerischen Productionen. Scheint auch die Malerei seine Lieblingskunst und der Gegenstand seiner speciellen Studien zu sein, so werden doch nicht nur Plastik und Architektur ebenfalls stets herangezogen: auch auf die gleichzeitige poetische Literatur fallen hier und da helle Streiflichter, bestimmt, uns die vielfachen, mit feinem Verständniß erfaßten Berührungspunkte der Dichtkunst mit den bildenden Künsten zur Anschauung zu bringen.

Ein eingehendes kritisches Referat über die zahlreichen Aufsätze würde ein zweites Werk von vielleicht nicht geringerer Ausdehnung erforderlich machen. Wir müssen uns hier begnügen, einer summarischen Inhaltsangabe einige Bemerkungen zur Orientirung hinzuzufügen und an einem oder dem andern Beispiel die Darstellungsweise des Verfassers zu charakterisiren.

Joseph Bayer ist nicht nur originell in seiner künstlerischen Auffassung, sondern auch in der Form und Einkleidung seiner Gedanken. Wir wollen dabei nicht verhehlen, daß sein Wunsch, von dem gewöhnlichen breitgetretenen Wege sich auch in der Darstellungsweise fern zu halten, die letztere hier und da etwas gesucht erscheinen läßt. So gleich, wenn er im ersten Aufsatz: „San-Marco und sein Löwe", den heiligen Marcus als Staatsheiligen Venedigs in den Mittelpunkt des ganzen Artikels rückt und in seinem Attribut, dem Löwen auf der Piazzetta, gleichsam eine Allegorie des venetianischen Staatsgeistes erblickt:

> Es ist eine häßliche, aber höchst individuelle Bestie; im Unterschied von andern Wappenthieren hat sie Physiognomie und bestimmten Ausdruck. Von der herkömmlichen Löwenmajestät liegt nichts in diesem Kopfe, dagegen wachsame Entschiedenheit und spähende Arglist: die Begehrlichkeit nach Mehrbesitz zuckt um die weiten Nüstern.

Es will uns nach eigener Erinnerung scheinen, daß der Verfasser hier, wie ihm das auch wol bei manchen Gemälden geschieht, mehr aus dem Löwenkopf herausgelesen hat, als gewöhnliche Sterbliche darin zu erblicken vermögen.

Von der gothischen Epoche, „dieser Festzeit der malerischen Bauromantik Venedigs", führt uns der Verfasser durch Früh-, Hoch- und Spätrenaissance bis auf die neueste Zeit, seine allgemeinen Betrachtungen fortwährend durch die Schilderung einzelner Kunstwerke illustrirend und dabei bemüht, den Zusammenhang zwischen der Kunstentwickelung und den historischen Schicksalen der Lagunenstadt nachzuweisen. Seine Bemerkung, daß die venetianischen Künstler auf ihren religiösen Historienbildern stets ganz unbefangen die zeitgenössische Gesellschaft ihrer Heimatsstadt dargestellt hätten, ist nicht neu, wird aber von ihm an einer Reihe von Beispielen besonders schlagend nachgewiesen. Mit großem Behagen verweilt er bei den Meisterwerken der Malerei, wie es uns denn überhaupt scheinen will, als ob die Venetianer ihm ganz besonders congenial und Tizian seine eigentliche Liebe sei, wenn er auch Rafael als außer aller Parallele stehend bezeichnet.

Ravenna bildet einen frappanten Gegensatz zu Venedig. Der Glanz beider Städte liegt in der Vergangenheit; aber Venedig ist noch immer eine Stadt der Lebendigen, Ravenna eine Stadt der Todten und Sarkophage. Wenn übrigens der Verfasser sich wundert, daß eine Stadt von 59000 Einwohnern so leblos sein könne, so hat er nicht beachtet, daß diese Zahl das suburbane Gebiet der Commune einschließt, während die Stadt selbst innerhalb ihrer Mauern nur etwa 16000 Seelen zählt.

Die zahlreichen althistorischen Bauwerke der Stadt sind neuerdings von Gregorovius, F. von Quast, Schnaase und Rudolf Rahn so genau untersucht und so eingehend geschildert worden, daß Bayer hier wenig Neues bringen konnte; doch lassen die Bemerkungen, die er an die trefflichen, anschaulichen Beschreibungen derselben knüpft, diese letztern ebenso interessant wie berechtigt erscheinen. Auch hier finden wir fortwährend Seitenblicke auf die politische Geschichte. Daß dabei auch der große Theodorich und seine Nachfolger eine Rolle spielen, versteht sich. Ueber der Darstellung der an ihn erinnernden Monumente längs der langen Straße von Porta Nuova bis über Porta Serrata hinaus liegt ein eigenthümlich melancholischer Hauch. Ob die originelle Charakteristik des Grabmals des großen Gothenkönigs in allen Punkten zutreffend ist, lassen wir dahingestellt sein. Sicher hat Bayer darin recht, daß der 9000 Centner schwere Monolith, der die Kuppel des sonst römischen Vorbildern nachgeahmten Monuments schließt, Theodorich's eigener Gedanke und seinen Erinnerungen an die Hünengräber seiner Vorfahren entsprossen war.

Als Grundthema der ravennatischen Schilderungen des Verfassers darf der Satz gelten: „In Ravenna sieht man so recht die neue religiöse Kunst ihren Schulgang durchmachen, d. h. die Loslösung der christlichen Kunst von der Antike und ihre Ausbildung eines eigenen Ideals." „Die Ausbildung des Christustypus wurde die erste selbständige That der christlichen Kunst", sagt E. Förster. Bayer schildert uns die wechselnde Auffassung dieses Typus, von dem herrlichen Götterjüngling auf den Mosaiken des Grabmals

der Galla Placidia in Ravenna bis zu der imago terribilis des Weltenrichters in San-Paolo fuori le mura in Rom, oder auch in der Apsis der Cappella Palatina in Palermo und der Kathedrale von Monreale, und in neuer Verwandlung zu dem menschlich-idealen Christus der Renaissance. In dem herrlichen Kuppelbau von San-Vitale sieht er ein autokratisches Princip entschieden centralisirend in die Architektur eindringen: es ist der byzantinische Herrschaftsgedanke, der auch baulich zum Ausdruck gelangt, im schärfsten Gegensatz zu Sant-Apollinare in Classe, jenem einsam aus der sumpfigen Ebene, unter der die einst so lebensvolle, jetzt spurlos verschwundene Hafenstadt Classis begraben liegt, aufsteigenden Heiligthum, diesem protoromanischen Kirchenbau, in dem er recht eigentlich das Monument der Autonomie der ravennatischen Kirche erblickt, wie derselbe zugleich das Mausoleum ihrer bedeutendsten Vertreter ist.

So dienen Grabmäler wie Kirchenbauten, um dem verödeten Ravenna jenen Stempel freudlosen Ernstes aufzudrücken, der die altchristliche Kunst überall charakterisirt. „Aber das schöne Heidenthum war doch noch nicht ganz gestorben." Trat es auch lange Zeit nur versteckt auf, wie in den lustigen Liedern der Goliarden oder Vaganten, so erscheint es uns doch endlich zu vollem neuen Leben erweckt in dem hohen Feste des Risorgimento, der Renaissance, „die Gewaltthat sühnend, die das spätrömische Christenthum an der Antike begangen hatte". Damit findet der Verfasser den Uebergang zu seinen Carnevalsbildern und Festscenen aus Rom und Florenz im 15. und 16. Jahrhundert.

Wir mögen ihm gern zugeben, daß zur rechten Carnevalslust und Faschingstimmung die freie Luft und die offene Straße gehören, und daß unsere Maskenbälle meist nur mäßig lustig sind; ja wir fügen hinzu, daß die Festzüge durch die Straßen der deutschen Städte fast ebenso durch den schwerfälligen Ernst der zuschauenden Bevölkerung wie durch das nordische Februarklima beeinträchtigt werden. Wenn er aber den berühmten Hexenball auf dem Blocksberg heranzieht und denselben auch im dunstigen Februarnebel erblickt, so scheint er übersehen zu haben, daß die Walpurgisnacht, das Frühlingsmaifest des alten Göttercultus an der Schwelle des Wonnemonds, mit dem Carneval nur wenig innern wie äußern Zusammenhang zeigt:

> In dem Bilderbuche des Carnevals von Rom kann man fast Blatt für Blatt bis in die Tage der Frührenaissance zurückblättern; dasselbe gilt auch von dem Carneval zu Florenz.

Aber in der örtlichen Entwickelung der Festfeier zeigt sich zwischen beiden Orten ein auffallender Unterschied. Der römische Carneval ist und bleibt mehr Natur, der florentinische des Quattro- und Cinquecento ist reines Kunstproduct:

> Die fastnachtsmäßige Possenreißerlaune war ein Erbstück des neuen Roms ... und gerade das päpstliche Rom reclamirte mit gesteigertem Anspruch sein gutes altes Narrenrecht. Dem übermäßigen Aufgebot an pontificaler Salbung und Repräsentation gegenüber, das man hier durch alle übrigen Jahreszeiten und Feste des Kirchenkalenders zu besorgen hatte, war jener ungehemmte Ausdruck des Natürlichmenschlichen unerläßlich zur Herstellung eines leidlichen Gleichgewichts. Nicht nur das Volk, auch der Papst mit Curie und Cardinalscollegium fühlten dies erleichternde Bedürfniß.

In der That weihte Papst Paul II. selbst den Corso zu dem Carneval von 1468 ein, den uns der Verfasser nach der Darstellung in Michael Cannesius' Leben dieses Papstes schildert. Dann geht er nach einem raschen Blick auf die Weiterentwickelung der römischen Faschingslust zu den florentinischen Carnevalsaufzügen über, die zur Zeit der ersten Mediceer in ihrer vollsten Blüte standen. Lorenzo il Magnifico selbst, Alamanni, Macchiavelli und andere bedeutende Schriftsteller dichteten die Texte zu den carri, trionfi und mascherate, den drei verschiedenen Arten von Aufzügen, die der Verfasser theils nach dem Buche eines Anonymus aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, theils nach Mittheilungen Vasari's in seinen „Vite dei pittori" eingehend charakterisirt, vor allem die „Triumphe", die bald allegorisch, bald in größerm historischen Stil gehalten waren. Die trionfi Petrarca's, ja der Triumphzug Beatrice's in Dante's „Fegefeuer" (Gesang 29 und 30) mögen hier schon ihr Vorbild gefunden haben, wie denn diese Aufzüge weiterhin auch der monumentalen Kunst des 15. bis 17. Jahrhunderts reichen Stoff darboten. Noch vor vierzig Jahren waren Nachklänge dieser Art von Faschingsfeier in der Arnostadt bemerkbar, was unserm Verfasser unbekannt geblieben zu sein scheint.

Nachdem uns Bayer die Faschingslust in jenen beiden Centren italienischen Lebens in ihrer historischen Entwickelung vorgeführt hat, fährt er fort: „Im übrigen wirkt die Carnevalstradition in Italien fort wie ein lebendiges Volksepos der Lustbarkeit, wie ein Massendrama voll Episoden und Impromptus, nur von dem nationalen Naturell inspirirt und getragen." Aber wenn wir auch eine solche Fortwirkung im allgemeinen nicht leugnen wollen, so muß doch zugleich hervorgehoben werden, daß der Carneval von heute nicht mehr mit dem der alten Zeit, ja nicht mehr mit dem, was er noch in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts war, zu vergleichen ist. Die folgenschweren und stürmischen Ereignisse der letzten vierzig Jahre, die neuen hohen Ziele, die sich der Bürger des neuen Großstaats gesteckt sieht, die ernste politische Arbeit, zu der auch das italienische Volk berufen worden, hat jener harmlosen Vergnügungslust, in der sich neben den kirchlichen Festen fast das ganze öffentliche Leben der Nation resumirte, ein Ende gemacht. Wer von 1849—59 in Italien gelebt hat, weiß, daß damals sogar in Rom der Carneval in der allgemeinen Nationaltrauer während der Reactionsperiode und der erneuerten österreichischen Hegemonie fast verschwunden war. Hat sich nun auch die Faschingslust in dem neuen Nationalreich wieder hervorgewagt, so ist sie doch nur ein Schatten von dem, was sie einst gewesen.

Am Schluß dieser Abtheilung sucht der Verfasser die

Entstehung des Dramas aus der Maskenlust, also gewissermaßen aus dem Carneval, von den alten Griechen und Römern her nachzuweisen, indem er sich dabei zumal auf die Ausführungen Gottfried Semper's in seinem Werk „Der Stil" stützt, der nicht minder Aeschylus, Sophokles und Euripides als Aristophanes und ebenso Shakspeare wie Mozart zur Bestätigung seines Satzes heranzieht, daß jedes Kunstschaffen wie jeder Kunstgenuß eine gewisse Faschingslaune voraussetze und der Carnevalskerzendunst die wahre Atmosphäre der Kunst sei, weil es eben der Vernichtung der Realität, des Stofflichen bedürfe, wo die Form als bedeutungsvolles Symbol, als selbständige Schöpfung des Menschen hervortreten solle. Natürlich wird dabei auch Schiller's bekanntes Wort citirt: „Darin besteht das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt": beiläufig eine recht bedenklich ideale Theorie, welche Geister zweiten und dritten Ranges leicht zu den ärgsten Verirrungen verführen kann. Die absolute Gleichgültigkeit gegen den Stoff setzt eigentlich nicht nur in dem Schöpfer des Kunstwerks, sondern auch in dem, der es genießen soll, etwas Ueberirdisches voraus. Ein Maler versicherte uns, ein abgestochenes Kalb, vor der Thür eines Fleischerladens ausgehängt, aber von Rembrandt gemalt, sei so schön und entzückend wie eine Rafael'sche Madonna. Ob er selbst glaubte und empfand, was er sagte, wissen wir nicht; das große Publikum dürfte sich aber wol kaum je zu dieser Höhe idealer Kunstanschauung erheben.

„Nachdem wir das künstlerische Leben der Renaissance auf der Straße betrachtet haben, geziemt es sich, demselben nach einem stillern Ort zu folgen. Es ist dies der Bildersaal der Gemäldegalerie." Diese Worte bilden den Uebergang zu dem vierten Abschnitt des Buchs: „Christnacht und Epiphanias, eine Bilderschau", in dem uns Bayer eine Reihe von Gemälden aus der Renaissanceperiode vorführt, welche die Geburt des Heilands und die Anbetung der heiligen drei Könige darstellen. Mit großem Geschick löst er die schwere Aufgabe, die Bilder durch Beschreibung selbst dem, der sie nie gesehen, anschaulich zu machen. Er zeigt uns, wie die Auffassung und Darstellung des neugeborenen Jesus seit dem 14. Jahrhundert gewechselt habe: wie anfangs — sogar noch bei Perugino — der Heiland, als Kindgott dargestellt, von der eigenen Mutter angebetet wurde, wie er später als echt menschliches Kind auf dem Schos einer wahren menschlichen Mutter erscheint, bis in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der verfinsternde Sturm der Gegenreformation auch hier eine Reaction hervorgerufen habe, wie sie uns auf den Bildern Sassoferrato's, Carlo Dolci's u. a. entgegentritt.

Der Aufsatz „Die heiligen drei Könige im Mediceerpalast" schildert die Fresken Benozzo Gozzoli's in der Cappella de' Medici des Palastes Riccardi zu Florenz. Bayer bemüht sich hier, wie an Bildern Sandro Botticelli's, Domenico Ghirlandajo's und Filippino Lippi's, auf denen die drei Könige aus dem Morgenlande die Züge Lorenzo's, Julian's und anderer Mediceer tragen, wie oben in Venedig nachzuweisen, „daß damals die Gegenwart in ihrem vollen Daseinsgefühl von jedem heiligen Terrain Besitz genommen habe".

Von dem Abschnitt „Frau Venus in der Renaissance" geben wir eine kurze, aber genaue Analyse, um dem Leser an einem Beispiel die Betrachtungsweise des Verfassers und seine Art der Gedankenentwickelung klar zu legen.

Zunächst erhalten wir im Anschluß an zwei Venusbilder von S. Botticelli, seine Anadyomene in den Uffizien und seine Frühlingsallegorie in der florentiner Akademie, eine Charakteristik dieses Künstlers selbst. Daß beide Bilder nachweisbar für mediceische Villen bestimmt waren, bietet dem Verfasser Gelegenheit, zunächst eine der letztern, Poggio a Cajano (nach Reumont), und zugleich Lorenzo den Prächtigen selbst in seinem Verhältniß zur Kunst der Renaissance zu schildern. Auf Tizian's zahlreiche Venusbilder übergehend, führt er uns zunächst die beiden wollustathmenden Gestalten vor, welche, herrliche venetianische Frauenleiber und ursprünglich Boudoirbilder, in so frappantem Gegensatz zu der zwischen und vor ihnen stehenden Statue der mediceischen Venus die Wände der Tribuna in den Uffizien schmücken; darauf die sogenannte Flora daselbst, das Bacchanal und das Venusfest in der Galerie del Prado zu Madrid, die Venus in der Sammlung Lord Ellesmere's in London, endlich noch eine Reihe anderer mythologischer Bilder des großen Venetianers. An der Hand dieser Gemälde charakterisirt er das Tizian'sche Ideal: „er ist ein Maler des Glücks und der erhöhten Existenz, ob nun das Glück in der Glorie des Himmels zu finden ist oder tiefer unten zwischen Lorbern und Myrten." Dann geht er zu Correggio's mythologischen Nuditäten über, in dessen Leda er das Vorbild zu der Schilderung des Homunculus im zweiten Theil des „Faust" erblickt, als derselbe den Traum des letztern von der Zeugung der Helena beleuchtet, während Faust später dasselbe Bild wachend am Strande des Peneios in der Classischen Walpurgisnacht erblickt. Die Metamorphosen des verliebten Götterkönigs und die gemalten Rendezvous von Venus und Adonis führen zu Citaten aus Shakspeare's gleichnamigem Gedicht und seinem „Wintermärchen". Ueber Paul Veronese's Raub der Europa und Rubens' Venusfest im Belvedere zu Wien, „dieser Emancipation des Fleisches in ihrer zügellosesten Naturlust", gelangen wir zu Rafael's mythologischen Bildern, zumal seiner Galatea in der Farnesina. Sebastiano del Piombo's zu diesem Cyklus gehörige Freske, den in Galatea verliebten Polyphem darstellend, veranlaßt eine Abschweifung zu dem bekannten Idyll Theokrit's: „Der Cyklop", in dem der einäugige Riese der schönen Seenymphe seine Liebeserklärung macht. Bayer erblickt darin eine Naturſymbolik: die Personification der an den harten Felsblock sich scheinbar anschmiegenden und gleich wieder zurückweichenden Meereswelle. Mit einem etwas kühnen Sprung gelangen wir weiterhin zu Goethe und den vergeblichen Bemühungen der weimarischen Kunstschule, nach

den Beschreibungen des Pausanias und Philostrat die antiken Gemälde neu erstehen zu lassen. Dabei kommt er dann auf die Intentionen der weimarischen Neu-Antike überhaupt zu sprechen, „deren Productionen doch nur ein mattes, hinfälliges Schattenbild gegenüber dem vollen Lebenbild waren, mit dem das Cinquecento uns beglückte". . . . „Aber mit hoher poetischer Deutung taucht das Galatea-Ideal noch einmal vor Goethe's Dichterblick empor in jenem mondbeschienenen Schattenreich der antiken Mythenwelt, das er in der Classischen Walpurgisnacht vor uns ausbreitet." Der Verfasser citirt die betreffende Stelle und endet:

So schließt sich unsere Betrachtung über die paphische Göttin, soweit sie in die Renaissance und in die moderne Idealwelt hinein ihre Kunstherrschaft erstreckt, in einfachster Weise ab. Die Rafael'sche Göttin, deren Muschelwagen die richtigen Räder hat, hält ihren Triumphzug auf jenem Element, aus dem sich die Venus Botticelli's, ein bescheidenes Frührenaissancekind, kaum noch ans Ufer gewagt hat — und sie erscheint als ein blasses, aber fein colorirtes Nachgebilde wieder in Goethe's geheimnißvoll großer Vermächtnißdichtung.

Nöthigt in dem eben analysirten Artikel der scharf umschriebene Stoff den Verfasser noch zu einer gewissen Beschränkung, so schweift er dagegen in dem letzten Abschnitt: „Aus farbigen Zeiten", mit Behagen in Zeit und Raum umher, gleichsam in einem Spiegel die Strahlen aus den verschiedensten Richtungen her auffangend und bald hier, bald dort einen Punkt mit hellem Licht übergießend. Er sagt: „Wir müssen, um den Künstler einer großen Epoche ganz zu verstehen, uns in die Zeiten versetzen, die an sich farbig waren und darum auch Farbe in die Kunst brachten." Aber auch in die Seele und Gesinnung der Meister möchte er einen Blick werfen. Es gebe, meint er, auch eine artistische Ethik, die sich von der allgemein menschlichen durch die Bedingungen des fachmäßigen Betriebes unterscheide, aber doch in den Hauptpunkten mit ihr übereinkommen müsse. Nach dieser Richtung hin verdiene die Renaissance außer der kunsthistorischen auch eine psychologische Untersuchung, die er hier wenigstens flüchtig andeuten wolle.

Ausgehend von Jan van Eyck's Devise: „Als ich chan" (So gut ich kann), und Hutten's: „Ich hab's gewagt!", versucht er zuerst, den Gegensatz der künstlerisch und der politisch schaffenden Thätigkeit zu demonstriren. Weiterhin untersucht er das Verhältniß der verschiedenen bildenden Künste zu der bei der künstlerischen Production aufzuwendenden Willenskraft, von der die Architektur das größte, die Malerei das kleinste Maß in Anspruch nehme. Wenn er dabei freilich Tizian's heiteres Schaffen in seinem farbenprächtigen Atelier, in dem die Seidenkleider schöner Frauen rauschen und die Mandolinen erklingen, in Gegensatz stellt zu der ernsten Arbeit Michel Angelo's, der, „ein Einsiedler der Werkstatt, ein Gewaltmensch des Meißels", seine Monologe in die Steinblöcke haut, so steigt uns unwillkürlich die Frage auf: Und die Sixtinische Kapelle? Bedurfte ihre Schöpfung geringerer Willenskraft als der Moses in San-Pietro in Vincoli? War nicht Buonarrotti derselbe hier und dort, und liegt also der Gegensatz nicht noch viel mehr in den Künstlern als in den Künsten? Oder nimmt der Verfasser an, daß der größere Aufwand an physischer Kraft, dessen der Bildhauer allerdings bedarf, auch eine größere moralische Anstrengung voraussetze?

Unter den „farbigen Zeiten" versteht Bayer natürlich wieder in erster Linie die Renaissance. Von welchem Standpunkt aus, fragt er weiter, betrachtet aber unsere Zeit die großen Künstler und Kunstwerke der Renaissance? „Für Liebhaber, Kenner, Gönner und Käufer ist alles, was aus der Renaissance noch zu haben ist, nur die farbige Bildtapete, der prächtige, neu entrollte Gobelin, welcher die nackte Hinterwand unsers Zeitalters decken und beleben soll." Ein „luxurirender Farbencultus" sei durchweg herrschend geworden. Daran knüpft sich denn natürlich genug die Besprechung Hans Makart's und seines Kunstschaffens, das der Verfasser eingehend und gewissenhaft sine ira et studio charakterisirt. Freilich, einem Mann, der die Kunst eben vom ethischen Standpunkt aus betrachtet, kann der große wiener Colorist nicht sympathisch sein. In der That schließt er seine Charakteristik mit den Worten: „Mit seinen Pinseln, welche für Sammler ausgeboten wurden, hatte sich Makart gewissermaßen dem Farbenteufel verschrieben (wie Faust mit seiner Feder dem Mephistopheles), dem Blenden der Erscheinung, das sich an unsere Sinne drängt." Es wundert uns, daß er dabei nicht auch des Verwesungstons gedenkt, der auf den meisten Makart'schen Bildern so unheimlich aus all der Farbenherrlichkeit hervorschimmert und einen charakteristischen Gegensatz gegen die heitere Farbenpracht der Renaissance bildet.

Von besonderm Interesse sind Bayer's Betrachtungen und Urtheile über „die systematische Rückerziehung" unsers Kunstgeschmacks, die er unter anderm an den Illustrationen zu Georg Hirth's kunsthistorischen Werken nachweist, über den Möbelstil und dessen naturgemäße Entwickelung. Mit großer Entschiedenheit verwirft er die sklavische Nachahmung der Gothik wie der Renaissance und des Rococo auf diesem Gebiete, die man uns von anderer Seite als das einzig Richtige und Schöne, weil Stilvolle, anpreist. Jedes Zeitalter, sagt er, muß sich gerade in den häuslichen Formen einen eigenen Stil schaffen, oder, wie er es ausdrückt, hier seine ganz intimen Bekenntnisse ablegen:

Man soll diesen Formen nicht ihre Naivetät und Eigenwüchsigkeit nehmen, sonst werden sie unwahr und verlieren ihren urkundlichen Werth. . . . Der Mensch ist das Maß der Dinge; sie sind für ihn da, nicht er für sie. So kann der Culturmensch an der Neige des 19. Jahrhunderts sich nicht mit den peinlich und vollständlich reproducirten Mobilien des 16. Jahrhunderts umgeben und aus lauter Bravheit der Kunstgesinnung in ein längst verflossenes Zeitalter übersiedeln.

In humoristischer Weise illustrirt er die sich daraus ergebenden lächerlichen Contraste durch das Bild des reichen Hausherrn, der Gewissensbisse empfinden muß, wenn er sich im modernen Frack auf einen betreßten Feldstuhl aus

Rubens' Atelier niederlassen soll. „Unsere Zeit ist lediglich reproducirend — eigenartig nur die effectvolle Wiedergabe ganzer Erscheinungsgruppen aus fernen Zeiten und allen Landen; aber dies hervordrängende Mannichfaltige ist die größte Gefahr für unsere eigene, in ihren Principien ohnehin sehr unsichere Kunst." Er bemüht sich, bei den Künstlern wie bei den Dichtern der Renaissance nachzuweisen, daß sie auch da, wo sie zum Schauplatz ihrer Werke einen fremden Boden wählten, doch thatsächlich stets auf dem eigenen heimischen standen. Daß bei dieser Gelegenheit auch die Meininger ihr Theil abbekommen, versteht sich. Gewiß werden sich nicht wenige von Bayer's Lesern freuen, hier, was sie selbst gefühlt und gedacht, aber der herrschenden Strömung gegenüber kaum zu äußern gewagt, von einer gewichtigen Autorität ausgesprochen zu finden, ebenso wie sie eine wahre Genugthuung empfunden haben müssen, als sie Heyse's Philippica gegen die moderne „Butzenscheibenlyrik" in dem Nachruf an Emanuel Geibel lasen. Selbstverständlich verkennt unser Verfasser keineswegs den großen Werth der alten Stilmuster und ihres Studiums:

Aber die Kunst, die sich nur im Fremden ergeht, entfremdet sich ihrer eigenen Art; sie wird endlich einfach zur Illustrationskunst ... In allen Zeitaltern sind wir malerisch zu Hause, nur nicht in unserm eigenen; unsere ganze Kunst ist kunsthistorisch; unsere Dichtung ebenso culturhistorisch geworden. ... Man versetzt sich in alte Zeiten, weil man sie nicht in die eigene zu versetzen vermag. ... Wir werden viel Mühe haben und den Elementarcursus hingebendster Betrachtung von unten herauf und in den engsten Kreisen durchmachen müssen, um die Kunst der Gegenwart neu zu gewinnen und alle die blendend colorirten Decorationen zu entfernen, die sich als ebenso viele spanische Wände zwischen sie und die Natur stellen. Dann wird sich vielleicht vom Colorit in der Kunst im wahren Sinne wieder weiter reden lassen.

So schließt der Verfasser seine Renaissancebilder mit einem weiten Ausblick in die Gegenwart und Zukunft. „Wenn manches hiervon", sagt er am Schluß, „dem Leser paradox klingen sollte — welche starke Ueberzeugung in Kunstsachen ist dies nicht zuweilen? —, so mag die Rückschau auf die in diesem Buche früher angeführten Bilder den Eindruck freundlich ausgleichen." Wir aber glauben, daß nicht nur jeder Leser, wenn er das Buch aus der Hand legt, dem Verfasser dankbar sein wird für die reiche und mannichfache Anregung, die es ihm geboten, sondern daß auch die meisten mit vollem Herzen in sein Urtheil über den modernen Kunstgeschmack und die gefährliche Bahn, auf welche derselbe gerathen ist, einstimmen werden.

Otto Speyer.

Neue Novellen.

1. Buch der Unschuld. Neue Novellen von Oskar Welten. Berlin, Ißleib. 1885. 8. 3 M.

Die vorliegende Novellensammlung verleugnet nicht das Gepräge der naturalistischen Richtung, deren Evangelium aus dem benachbarten Frankreich in unsere literarischen Kreise eingedrungen ist und bei der herrschenden realistischen Weltanschauung einen nur allzu empfänglichen Boden für die geistigen Keime seiner verderblichen Lehre gefunden hat. Wir können in dem Naturalismus, wie er von seinem eifrigsten Missionar Zola gepredigt wird, nur die Geschmacksverirrung eines ästhetisch angekränkelten, halbgebildeten Autodidaktenthums erblicken, welches in geistloser und höchst einseitiger Auffassung des an sich berechtigten Princips des Realismus die Natur- und Lebenswahrheit mit vollster Ausschließlichkeit an die Spitze seines literarischen Glaubensbekenntnisses stellt und mit unerschrockener Kühnheit und Rücksichtslosigkeit die verwegensten praktischen Consequenzen dieser dogmatischen Lehren zieht. Wir müssen im Interesse einer künstlerischen Entwickelung unserer Literatur gegen die Apotheose dieser Misgeburten einer irregeleiteten Phantasie entschieden Verwahrung einlegen.

Wie wenig übrigens der nackte Realismus, selbst bei geistreicher Behandlung, geeignet ist, Kunstwerke von irgendwelcher Bedeutung zu schaffen, beweisen die vorliegenden Geschichten, die bei aller Vortrefflichkeit des Stils und der Charakteristik wegen der Interesselosigkeit ihres Inhalts nicht einmal auf die Bezeichnung Novellen begründeten Anspruch erheben können.

Die erste derselben: „Stubengenossen", ist nichts als eine triviale Erzählung, deren Humor durch die starke naturalistische Färbung vollkommen ungenießbar wird. Die Detailmalerei verräth zwar oft eine scharfe Beobachtungsgabe für die Vorgänge des täglichen Lebens, vermag aber für den Mangel jeder tiefern geistigen Auffassung, für die Oberflächlichkeit der Behandlung und die Trivialität der Fabel, welche das verbrauchte Motiv der Liebe eines schüchternen, in diesem Falle noch dazu geistig recht beschränkten Jünglings zu einer dieser Neigung unwürdigen Theaterprinzessin in nüchterner Darstellung wieder aufwärmt, in keiner Weise zu entschädigen.

Die beiden nächsten Erzählungen: „Der Versucher" und „Die Apfelsinenprobe", sind nichts als dialogisirte naturalistische Studien mit frivolem Beigeschmack und stark hervortretender Neigung zu sinnlich-erotischen Situationen. Bei fließendem Stil und gewandter Darstellung ist doch der geistige Gehalt dieser Ausgeburten eines krankhaften Naturalismus sehr gering anzuschlagen, und die dürftige Handlung hat jenen Reiz stoffartigen Interesses, der einen wahrhaft ästhetischen Eindruck von vornherein unmöglich macht.

Dagegen nimmt die vierte Erzählung: „Sonnenaufgang", erfreulicherweise einen idealern Aufschwung. Ein belebender Hauch geistiger Frische weht durch die Natur-

schilderungen und durch die Genrebilder, in denen ein zartes Liebesverhältniß mit phantasievollen Farben ausgemalt wird. Nur hin und wieder schwächen frostige, realistische Wendungen und süßliche Sentimentalitäten den künstlerischen Eindruck der aus der Art geschlagenen Erzählung.

2. Wolfsburg. Erzählung von Nataly von Eschstruth. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1885. 8. 4 M.

Diese Erzählung versetzt uns in die Atmosphäre milder mittelalterlicher Romantik, deren reine Luft jedoch stellenweise durch die dumpfen, schwülen Wolken eines finstern Aberglaubens und durch den giftigen Qualm der von fern herüberleuchtenden Scheiterhaufen einer fanatischen Inquisition bedenklich getrübt und für die ästhetischen Athmungswerkzeuge unserer aufgeklärten Weltanschauung etwas ungenießbar wird.

Die Haupthandlung, die im 12. Jahrhundert im Hessenlande spielt, knüpft sich an die abergläubische Voraussetzung, daß von dem Besitz eines Ringes das Glück der Wolfsburg abhänge. Die Heldin, ein naives Naturkind von frischer Ursprünglichkeit, begeht die große Thorheit, sich unter Misachtung der ihr vom Großvater eingeimpften Traditionen unversöhnlichen Hasses in den Herrn der Wolfsburg sterblich zu verlieben. Diese unglückselige Leidenschaft stürzt sie in grausame Herzensconflicte. Die Flamme wilder Eifersucht, die bei einem Besuch auf der Wolfsburg zum Durchbruch kommt, wird durch die tiefe Demüthigung, welche ihrem Stolz bei dieser Gelegenheit widerfährt, zur höchsten Glut entfacht und erstickt momentan die sanften Regungen ihres Herzens. Dämonische Rachegeister gewinnen die Oberhand; die tiefgekränkte Liebe sinnt auf furchtbare Vergeltung. Das sanfte Naturkind verwandelt sich in eine tobende Megäre und ergreift mit fieberhafter Hast in blinder Wuth, welche durch die Eröffnungen ihres Großvaters über das tragische Ende ihrer Mutter zur Raserei gesteigert wird, die dargebotene Brandfackel. Doch allmählich beruhigt sich das empörte Blut; die übertäubte Stimme des Herzens sucht wieder zu ihrem Rechte zu kommen und entflammt in der Brust der Heldin einen wechselvollen Kampf widerstreitender Gefühle. Lange schwankt ihre Leidenschaft in schmerzlicher Rathlosigkeit zwischen Haß und Liebe; endlich triumphirt die letztere über die wilden Furien der Rache. Doch zu spät! Das Verhängniß, welches sie selbst heraufbeschworen, zerstört ihre Hoffnungen auf eine schönere Zukunft. Bei einem Aufstand der aufrührerischen Bauern, an deren Fahnen sie Eid und Pflicht fesselt, opfert sie zur Rettung der Burg und zur Sühne ihrer frühern Verirrungen heldenmüthig ihr Leben auf dem Altar der Liebe. Denn als sie im Getümmel des Kampfes den bedeutungsvollen Ring, den Talisman der Burg, welchen die Hand ihrer erzürnten Nebenbuhlerin in die Tiefe eines gähnenden Abgrundes geschleudert hat, im Angesicht der über diese Verrätherei erbitterten Bauern zu retten wagt und mit dem kostbaren Kleinod schon die hohe Zinne emporzuklimmen strebt, trifft sie der von der Hand des eigenen Großvaters gesandte Todespfeil. Mit dem letzten Aufwand ihrer Kräfte vermag sie sich noch bis zum Söller emporzuschwingen. Dort sinkt sie sterbend ihrem Geliebten zu Füßen und überreicht ihm mit brechendem Auge den siegverheißenden Ring.

Dieses Liebesdrama ist von mannichfachen Episoden durchflochten, von denen einzelne an einer zu weitschweifigen Ausführung kranken und das Interesse nur im geringen Maße in Anspruch nehmen, wogegen andere, besonders diejenigen, in denen uns die Herzensbeziehungen der Heldin zum Knappen ihres Geliebten geschildert werden, durch ihr sanftes, wehmüthig angehauchtes Colorit ansprechen und in einem wohlthuenden Contrast zu den wildbewegten Scenen entfesselter Leidenschaftlichkeit, zu den ahnungsvoll düstern Bildern der Haupthandlung stehen.

Wenn wir uns auch mit der Wahl des Stoffs nicht vollkommen einverstanden erklären können, so wollen wir doch bereitwillig anerkennen, daß sich in der vorliegenden Erzählung eine beachtenswerthe novellistische Begabung ausprägt, welcher auch die Gabe psychologischer Entwickelung im erforderlichen Maße zu Gebote steht. Die frische, lebendige und effectvolle Darstellung, die stimmungsvolle Beleuchtung einzelner Situationen, der fließende, correcte, nur selten von alterthümlichen Wendungen angekränkelte Stil und die spannende Verwickelung der Handlung machen das Werk zu einer angenehmen Unterhaltungslektüre.

3. Schelmenschön von William Black. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Theile. Berlin, E. Krause. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Wenn wir auch an sich die Uebersetzungen vortrefflicher Werke aus fremden Sprachen nicht unbedingt verwerfen, so müssen wir doch entschieden dagegen protestiren, daß unsere umfangreiche Unterhaltungsliteratur durch Uebertragungen ausländischer Producte von zweifelhaftem Werth bereichert wird. Wir besitzen solche problematische Schöpfungen schon in erdrückender Massenhaftigkeit, und es ist keineswegs zu wünschen, daß derartiges, die Werke von echtem Kunstwerth in üppiger Fülle überwucherndes belletristisches Unkraut die schönen Keime künstlerischer Culturentwickelung ersticke.

„Schelmenschön" ist eine einfache Erzählung, deren dürftiger Inhalt sich ohne Beeinträchtigung ihres künstlerischen Werths in einem viel geringern Umfang erschöpfend behandeln ließe. Es wird uns mit ermüdender Weitschweifigkeit die Wahrheit der sprichwörtlichen Redensart: On revient toujours à ses premières amours, zur Anschauung gebracht. Die Heldin ist ein echt englischer Mädchencharakter, dessen Typus wir in Deutschland glücklicherweise vergeblich suchen möchten, wie überhaupt diese kalten, launischen Frauengestalten uns nicht besonders sympathisch berühren können. Schelmenschön ertheilt einem braven jungen Seekapitän, der sich eifrig um ihre Gunst bewirbt und schließlich um sie anhält, in unerklärlicher Verblendung und spleeniger Launenhaftigkeit einen Korb. Der arme abgewiesene Seeheld schleppt nun diese traurige

Last jahrelang auf dem Meere herum und bemüht sich, die holde, aber grausame Spenderin dieser unwillkommenen Gabe zu vergessen. Doch vergebens; ihr Bild verfolgt ihn ohne Unterlaß. Bei seiner Rückkehr auf das Festland trifft er zufällig mit der Schwester Schelmenschön's zusammen, welche letzterer auffallend ähnlich ist. Dieses nicht ungewöhnliche Naturspiel verleitet den liebebedürftigen Kapitän, seine alte Liebe auf das junge Mädchen zu übertragen. Das Glück begünstigt ihn bei der neuen Bewerbung: sein Heirathsantrag wird nach kurzer Ueberlegung angenommen. Natürlich kann der glückliche Bräutigam es nicht vermeiden, bei seinen häufigen Besuchen im Hause seiner Braut hin und wieder mit Schelmenschön in Berührung zu kommen, welche indessen, von bitterer Reue gequält, ein trauriges, aber wohlverdientes Märtyrerthum des Herzens durchkostet. Auf den Kapitän übt der Anblick seiner frühern Geliebten eine magische Wirkung aus, alte Reminiscenzen erwachen mit frischer Kraft, kaum verharrschte Wunden brechen wieder auf, kurz, die mühsam erstickte Liebesglut lodert in seiner Brust mit neuer Macht empor. Auch bei Schelmenschön kommen ähnliche Gefühle zur Herrschaft. So ziehen sich immer drohender die Wolken eines tragischen Conflicts zusammen, und schon läßt die schwüle Atmosphäre der Verwickelungen eine ernste Katastrophe erwarten, da, im kritischen Moment, erscheint auf der Bildfläche ein wohlthätiger Deus ex machina in der Gestalt eines eifrigen Verehrers der Schwester Schelmenschön's, welcher bisher nur hinter den Coulissen spielte und nun als der für eine günstige Entwickelung nothwendige Automat in den Vordergrund geschoben wird, und entführt seine Angebetete kurz vor deren Hochzeit mit dem Kapitän. Dieser geberdet sich jedoch keineswegs wie ein wüthender Othello; im Gegentheil, die Treulosigkeit seiner Braut kommt ihm sehr gelegen, da sie ihm die Möglichkeit bietet, der Stimme seines Herzens zu folgen. Seine wiederholte Bewerbung um Schelmenschön ist vom besten Erfolg gekrönt, und bald führt er seine angebetete Schöne als glückliche Braut heim.

4. Das alte Bild. Erzählung von August Becker. Stuttgart, Spemann. 1885. 8. 1 M.

Die bequeme Schablone des Decamerone von Bocaccio findet noch immer ihre Anhänger. Wir lernen in vorliegender Erzählung drei Personen, einen alten Herrn, einen Referendar und ein nicht näher charakterisirtes „Ich", kennen, die in einem Wirthshause in Gaurode, wo sie sich zufällig zusammengefunden haben, bei einer Bowle alte Reminiscenzen auffrischen. Von den vorgetragenen Erzählungen, um die eine ziemlich nichtssagende Haupthandlung ihre farblosen Arabesken schlingt, kann nur die eine: „Das alte Bild", Interesse einflößen, die beiden andern erheben sich kaum über das Niveau der Anekdote. „Das alte Bild" ist eine einfache, anspruchslose Geschichte. Der gemessene Gang der Handlung versteigt sich nie zu größern Verwickelungen und vermeidet sorgfältig jeden ernstern Conflict. Doch werden wir für diese Mängel durch den fließenden, ansprechenden Stil und die gemüthvolle Darstellung, welche an vielen Stellen eine wohlthuende Lebenswärme der Empfindung athmet und unsere Spannung bis zum Schluß wach zu halten weiß, reichlich entschädigt. Nur stört in einzelnen Situationen das etwas phantastische Colorit, welches für derartige realistische Lebensbilder nicht besonders geeignet erscheint.

Der alte Herr trägt in dieser Erzählung seinen beiden neuerworbenen Freunden auf deren Bitten um Aufklärung über die Bedeutung eines in dem Zimmer hängenden alten Bildes, das eine schöne Frau in mittelalterlicher Tracht darstellt, eine ausführliche Selbstbiographie vor. Wir verfolgen mit wachsendem Interesse den Entwickelungsgang des Erzählers. Wir erfahren in anschaulicher Schilderung die Erlebnisse seiner Kindheit, die wechselvollen Schicksale seiner Jugendjahre, die er in düster dumpfen Räumen unter dem Druck tyrannischen Schulzwangs und unleidlicher Verhältnisse vertrauern mußte. Wir empfinden mit ihm die ganze Bitterkeit seiner trüben Vergangenheit, die nur selten ein flüchtiger Lichtstrahl der Freude verklärte. Daher kann es nicht wundernehmen, wenn das Andenken an einzelne glückliche Momente in ihm lebendig blieb, wenn die Erinnerung an eine holde Traumgestalt, eine reizende Fee, die ihm in der schwersten Stunde seines Lebens liebevoll Trost gespendet, ihn durchs Leben begleitet. Jahrelang wird von ihm ein altes Bild, welches die Züge der lieblichen Erscheinung mit großer Lebenswahrheit widerspiegelt, als ein kostbarer Schatz mit zärtlicher Sorgfalt behütet. In späterer Zeit führt ihn ein glücklicher Zufall auf einem Maskenball mit einem jungen Mädchen zusammen, welches sein Costüm in voller Uebereinstimmung mit dem ihm unvergeßlichen alten Bilde gewählt hatte, und das durch die auffallende Aehnlichkeit mit diesem seine Aufmerksamkeit im hohen Grade fesselt. Widerstandslos verfällt er dem Zauber dieser lieblichen Erscheinung. Vergebens versucht er seine Gefühle zu bemeistern; sein Herz zieht ihn zu dem verkörperten Ideal seiner sehnsüchtigen Träume. Mit banger Zaghaftigkeit wagt er eine Liebeserklärung; er fühlt, daß von der Entscheidung dieser Stunde sein ganzes Lebensglück abhänge, und harrt mit fieberhafter Spannung auf die Antwort seiner Geliebten. Doch als ihm nach qualvollen Augenblicken bangen Zweifels die beseligende Gewißheit zutheil wird, daß das Mädchen seine Neigung im vollsten Maße erwiedere, da kommt der Jubel seiner Seele in vollen Accorden zum Ausbruch. Freudestrahlend führt er seine Braut zum Altar, und jahrelang genießt er die reinste Glückseligkeit an der Seite seiner liebevollen zärtlichen Gattin. Doch der Tod zerstört dies irdische Paradies und entreißt ihm unbarmherzig die treue Lebensgefährtin. Er bewahrt ihr ein treues Gedächtniß, und das alte Bild mit ihren freundlichen Zügen bildet den Gegenstand seiner aufrichtigsten Verehrung. Ernst von Witten.

Zur Frauenlyrik.

Gedichte von Henriette Köhler. Mit einem Vorwort von Karl Schrattenthal. Zweite Auflage. Bremen, Heinsius. 1885. 8. 3 M. 50 Pf.

Es ist schon einmal in d. Bl. von der Verfasserin ausführlicher die Rede gewesen. Das von Karl Schrattenthal herrührende Vorwort gibt von der jetzt zweiundsiebzigjährigen Dichterin eine Lebensbeschreibung, aus welcher zu entnehmen ist, daß sie, wie ihr Vater Pastor Gerhardt, welcher 1839 zu Boitzenburg starb, immer am Dichten Freude hatte, und daß im Jahre 1861 eine kleine, von dem Vater wie schon frühzeitig von ihr und zwar aus ihrer Mädchenzeit herrührende Sammlung Gedichte in die Oeffentlichkeit trat. Sie war damals bereits die Witwe des Predigers Köhler in Wuitz bei Zeitz, dessen Kinder aus erster Ehe sie erzogen hatte, der aber nicht lange nach seiner zweiten Verheirathung ohne Testament gestorben war, sodaß sie von neuem wie nach dem Tode ihres Vaters in fremden Häusern ihren Unterhalt hätte suchen müssen, wäre ihr nicht durch die Vermittelung einer Schülerin ihres Vaters aus einer Stiftung eine Lebensrente von 600 Mark verschafft worden. Die Greisin blickt auf eine kurze fröhliche Kindheit zurück, welcher ein mühevolles, von vielen Schicksalsschlägen getrübtes, aber auch an Liebe zu Aeltern, Geschwistern und Stiefkindern reiches Dasein folgte. Sie gehörte im guten Sinne zu den Frommen im Lande, und ihr Gottvertrauen, ihr lebendiger Naturssinn und ihr warmes Gefühl so für ihre Lieben wie für ihr theures Preußen bilden den Inhalt der anspruchslosen, aber stimmungsvollen Gedichtsammlung. Aus den schweren Tagen ihres Dienens, wo man ihr nicht anmerken durfte, wie weh ihr manchmal zu Muthe war, mag das folgende Gedicht stammen:

Abendstille.

Ich zeig' am Tag' euch immer
Ein fröhliches Gesicht;
Doch glänzt der Sterne Schimmer —
O, dann verlangt es nicht!

Am Tag' mag jeder meinen,
Nur glücklich könnt' ich sein;
Des Abends laßt mich weinen,
Bin dann mit Gott allein!

Die Nacht hüllt meinen Kummer,
Mein Sehnen, meinen Schmerz,
Doch endet ihn der Schlummer,
Und leiser klopft mein Herz.

Dann steigen Träume nieder,
Die tröstend mich umwehn;
Weckt dann das Licht mich wieder —
Sollt ihr nur froh mich sehn!

Das Buch ist der Prinzessin Wilhelm von Preußen zugeeignet. Ein Lichtdruckbildniß der Verfasserin ist ihm eingefügt. Das Vorwort enthält auszugsweise einen Brief Karl Gerok's, worin der um sein Urtheil Befragte sich sehr sympathisch über die ältere Sammlung und das ihm vorliegende Manuscript ausspricht; es heißt darin:

Geben Sie eine neue Sammlung heraus, in welcher das Beste aus Ihren verschiedenen Abtheilungen zusammengestellt ist, so gibt es meines Erachtens einen schönen Strauß, der zwar weder durch Farbenpracht blenden, noch durch exotisches Arom berauschen, aber durch den sanften Schmelz und milden Duft seiner einfachen Blumen und durch das tiefe Grün seiner dunkeln und ernsten Blätter manches, insbesondere weibliche Auge anziehen, manches, namentlich durch ähnliches Leid verwandte Herz erquicken wird.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

K. Chr. Planck's „Halbes und ganzes Recht" hat Adolf Gubitz mit einer Einleitung versehen und aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben (Tübingen, Laupp). Der erste Theil, welcher „Das halbe Recht" behandelt, enthält vier Aufsätze: 1) „Die Noth im Reiche und die Socialdemokratie"; 2) „Manchesterthum und Kathedersocialismus"; 3) „Kirche und Staat"; 4) „Unterricht und Erziehung". Diesen Abschnitten entsprechen vier gleiche im zweiten Theil, welcher „Das ganze Recht" behandelt, nämlich: 1) „Bildung für alle"; 2) „Arbeit für alle"; 3) „Eigenthum für alle"; 4) „Friede auf Erden". Der Verfasser sieht im Staat die nach Berufsgenossenschaften gegliederte Gesellschaft; er ist überzeugt, daß es mehrere Hunderttausende von Socialdemokraten, aber jedenfalls Millionen von Socialisten gibt. Er verurtheilt das Manchesterthum und den Parlamentarismus, andererseits aber ist ihm auch der Kathedersocialismus eine Halbheit. Er verlangt Berufsgenossenschaften, welche sich losmachen vom Götzendienst des römischen Privatrechts; er fordert persönliches Eigenthum für jeden, ein über aller Besonderheit der Staaten und Nationalgeister stehendes Recht, Eigenthum für alle u. s. w. Wir wollen mit Freuden feststellen, daß wir dieses Buch in den Händen von recht vielen Lesern sehen möchten, daß es nicht die unreifen Einfälle eines Schwärmers, sondern die Lebensarbeit eines tiefen Denkers enthält. Leider nur wird oft der Einwurf gehört werden: das ist eine hinter dem Studirtisch zurecht gemachte Professorenarbeit. Dieser Tadel ist sicher nicht ohne eine gewisse Berechtigung. Solange nicht jener Nürnberger Trichter erfunden ist, welcher allen ein thunlichst gleiches Maß von intellectueller und ethischer Beschaffenheit immer wieder von neuem verleihen kann; solange nicht die beliebige Vermehrung der Familie als ein Unrecht allgemein anerkannt wird und ohne Nachtheile gehemmt werden kann: solange auch wird sich von allgemeinen Menschenrechten herrlich theoretisiren lassen, aber nur mit theilweiser Berechtigung und theilweisem Erfolg.

— F. A. Garbs, der Verfasser der „Streiflichter auf dem Gebiete der sittlichen Erziehung" (Hannover, Meyer), redet aus einer mehr als vierzigjährigen Thätigkeit in der Volksschule; nicht blos sein Standpunkt, sondern auch der Ton seiner Rede läßt darauf schließen, daß er gläubiger Theologe ist. Er spricht wirklich aus eigener tiefgeschöpfter und reicher Erfahrung und bewährt sich als ernster Denker, als Mann von reichem Gemüth.

Sein Werkchen ist ein vortreffliches Compendium der Erziehungslehre, in welchem er nur hier und da den ironischen Ton hätte meiden sollen.

— „Indogermanischer Volksglaube" nennt sich ein Beitrag zur Religionsgeschichte der Urzeit von W. Schwartz (Berlin, Seehagen). Es ist dies eine außerordentlich fleißige und gelehrte Arbeit, welche höchst interessante Vergleichungen anstellt und die indogermanische Mythologie wesentlich fördert. Das Buch handelt von dem himmlischen Lichtbaum der Indogermanen in Sage und Cultus, von den mythischen Schmarotzerpflanzen am himmlischen Lichtbaum, von den einäugen Gewitterwesen und dem sogenannten bösen Blick, und knüpft an die gewonnenen Ergebnisse weitere Schlüsse. Der Verfasser vertritt die Ansicht, daß allen einzelnen Hauptmythologien eine gemeinsame Uranschauung zu Grunde liege; an der Hand einer auf das allgemeine Volksthümliche zurückgreifenden Betrachtungsweise tritt uns eine psychologische Grundlage entgegen, welche die Anfänge der Religion, Mythologie und Sittlichkeit denen der Sprachbildung anreiht. Schwartz will die Mythologie zur Wissenschaft eines psychologischen Processes machen, welcher selbständig sich aus der Natur des Menschen entwickelt. Diese Grundansicht hat ebenso viel Ansprechendes für sich, wie deren hier vorliegende geistvolle und wissenschaftliche Beweisführung.

— „Schiller's Verhältniß zur Französischen Revolution" behandelt Karl Rieger in einem Vortrag (Wien, Konegen). Das Ganze ist eine auf gründlichen Studien beruhende Apologie Schiller's, in welcher dessen Abklärung vom falschen (französischen) zum rechten (deutschen) Freiheitsbegriff in überzeugender Weise dargethan wird.

Theater und Musik.

Unter Anlehnung an eine französische Novelle von Edmond d'About hat Oskar Justinus ein Lustspiel: „Griechisches Feuer", verfaßt, welches am leipziger Stadttheater mit Beifall in Scene ging. Offenbar hat die pariser Stoffquelle den Autor veranlaßt, die militärischen Kreise, in denen die Handlung spielt, in einer den deutschen Verhältnissen nicht entsprechenden Weise zu schildern; wir glauben nicht, daß der Salon eines deutschen Obersten solche gesellschaftliche Bilder bieten würde, wie sie unser Lustspiel aufweist. Darin steht dasselbe besonders hinter den Lustspielen von G. von Moser zurück, der den Offizierston vorzüglich zu treffen weiß. Die Heldin des Stücks ist eines Obersten Tochter, die, in Liebesleidenschaft und Eifersucht entbrannt, um ihren Geliebten, einen Offizier, dem von anderer Seite nachgejagt wird, eine Zeitlang diesen Nachstellungen zu entziehen, ihn bei ihrem eigenen Vater anonym denuncirt; sie schickt nämlich eine Caricatur ein, welche der Offizier in frühern Zeiten angefertigt hat und welche ihr von einem andern als Probe für das Zeichentalent ihres Geliebten höchst harmlos überreicht ward. Diese Caricatur verewigt in Vogelgestalt ihren Vater, den Obersten von Sperling. Eine anonyme Denunciation ist auch als ein Act der Liebesleidenschaft ein so verwerfliches Mittel, daß der Charakter des Mädchens dadurch alle Sympathien des Publikums verscherzt. Der Offizier erhält Hausarrest; es hätte ihm ja auch Schlimmeres passiren können. Als der Oberst erfährt, es sei eine vor bereits fünf Jahren angefertigte Zeichnung, richtet sich sein Zorn besonders gegen den Einsender. Schon will sich die Tochter schuldig bekennen, als ein anderer Offizier, der sie verehrt, die Schuld auf sich nimmt — keine geringe Schuld; denn nach den Ehrbegriffen, die bei unsern Offiziercorps herrschen, würde derselbe nach solchem Geständniß kaum weiter dienen können. Der andere weigert sich indeß aus einem andern Grunde sich mit ihm zu schlagen; er kennt die Schuldige. So nimmt er seinen Abschied. Am Schluß pater peccavi, Reue, Versöhnung und Hochzeit. Es sind dies etwas grelle Ingredienzen für ein Lustspiel. Echt lustspielartig dagegen und für des Autors Talent zeugend ist die Liebe des Oekonomen und Reserveoffiziers Claas zu der romantischen Dame, welche anfangs dem unbekannten Offizier nachjagt, dann die Jagd nach dem Ideal aufgibt und sich mit dem braven jungen Mann begnügt, der ihr von Herzen zugethan ist. Die Scene, in der sich diese Liebe entscheidet, ist recht hübsch in ihrer frischen Natürlichkeit und die beste des Stücks.

— Den eigenthümlichen Versuch, für unsere heitere dramatische Muse in transatlantischen Zuständen einen Hintergrund zu suchen, hat Max Kerr in seinem Schwank „Das Opferlamm" gemacht. Es sind Lebensbilder aus beiden Hemisphären, in den Rahmen der Posse gefügt: leider ist das genrehaft Illustrirende nicht genugsam in die Haupthandlung verwebt und wie ein Bilderbogen daneben angeheftet. Die Bilder selbst sind zum Theil ergötzlich, wie der gemüthliche Sachse mit der teuflischen Dynamitbüchse, der Idealist, der unter die Mormonen geht, und andere. Die eigentliche Handlung dreht sich um eine Irrenhausintrigue: es soll die Leichtigkeit, mit welcher in Amerika Personen ins Irrenhaus gebracht werden können, gegeißelt werden. Ein Zeitungsredacteur will seinen Reporter einschmuggeln, damit er über das Unwesen Aufsehen erregende Artikel veröffentlichen kann; der Reporter aber hat wenig Opfermuth und läßt statt seiner den Redactionsdiener auf diese Entdeckungsreise ausgehen; als dieser sich wehrt, wird ihm die Zwangsjacke angezogen und er gewaltsam mit fortgeschleppt. Das Stück hat zwei Actschlüsse von possenhaft komischer Wirkung; nach dem zweiten Actschluß wurde der Autor hervorgerufen; der dritte Act dagegen, schwach im Aufbau und witzlos in der Ausführung, verstimmte und stieß auf lebhafte Opposition.

Bibliographie.

Beiträge zur Kunstgeschichte. Neue Folge I. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 4 M.

Blume, E., Quellensätze zur Geschichte unseres Volkes. 2ter Bd.: Von der Zeit Konrads I. bis zum Ende des Zwischenreiches. 2 Abtlgn. Köthen, Schulze. Gr. 8. 1886. 6 M. 50 Pf.

Burckhardt, J., Die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. 4te, durchgesehene Aufl., besorgt von L. Geiger. 2 Bde. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 11 M.

Corvin, Historische Hauspostille. Kurzgefaßte Weltgeschichte für das Volk. 1ster Bd. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 3 M.

Ellis, B., Aus England. Aphoristische Skizzen über Land und Leute. Hannover, Hahn. 8. 2 M. 40 Pf.

Friedrichs, H., Gedichte. Leipzig, Friedrich. 12. 5 M.

Genth, A., Der Ueberfall in Schlangenbad im Jahre 1709 und der Schultheiß Johann Georg Hoffmann zu Rauenthal. Eine historische Skizze, den Bewohnern und Besuchern Schlangenbads und Rauenthals dargebracht. Wiesbaden, Bergmann. 8. 1 M.

Herrmann, L., Rückerinnerungen aus dem Orient 1836—1846. Aschaffenburg, Krebs. 1886. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Krieger, R., Grundriss der Zoologie für höhere Lehranstalten, insbesondere für Gymnasien. Mit 124 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 1 M. 60 Pf.

Ließ, E., Thüringer Waldblumen. Drei Novellen. Zürich, Rudolphi u. Klemm. 1886. 8. 3 M. 60 Pf.

Molitor, L., Vollständige Geschichte der ehemals pfalz-bayerischen Residenzstadt Zweibrücken von ihren ältesten Zeiten bis zur Vereinigung des Herzogthums Zweibrücken mit der bayerischen Krone. Mit 14 Illustrationen und 1 Kriegskarte, nebst Personen- und Sachregister. Zweibrücken, Schuler. Gr. 8. 4 M.

Rembe, A., Der Strohmann. Pillen. Zwei Lustspiele. Berlin, Zipf. Gr. 8. 2 M.

Seeberg, P., Aus alten Zeiten. Lebensbilder aus Kurland. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 2 M. 50 Pf.

Tafel, Eugenie, Daheim. Erzählung. Langenberg, Joost. 8. 1 M. 50 Pf.

Vámbéry, H., Das Türkenvolk in seinen ethnologischen und ethnographischen Beziehungen geschildert. Mit zwei Tafeln und mehrern Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus. 8. 18 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 270 bis 276.

Agrar-Reform. — Zur Lage am Goldenen Horn. — Zum Verständniß der strategischen Bedeutung der altfranzösischen Landesbefestigung. (II/III.) — Der Orient und Indien. (I/III.) — Das balkanische Gleichgewicht.

Professor Dr. Karl Ph. Fischer. (Nekrolog.) — Zur Erinnerung an Herzog Leopold von Braunschweig. Von Professor Dr. M. Bernays. — Capri. Von Dr. R. Schöner. (V.) — Ein neuentdecktes altgriechisches Stadtrecht. — Wiener Briefe. (CXCI.) — Ein neues Werk über Bernhard von Weimar. Von Dr. H. Blum. (I.) — Zur neuesten deutschen Lyrik. — Die Aufhebung des Edicts von Nantes. Von Professor Dr. H. Baumgarten. — Nekrologe Münchener Künstler. (XLIII. J. Bernhardt. G. Canton. H. Kohler. J. Atzinger. Fr. von Moreau. J. Höffinger.)

Deutsche Handelskammern im Auslande. — Schiedsgerichtsverfahren bei der Unfallversicherung.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Ein Wort

über das Devrient'sche **Luther**-Festspiel

von

Ulrich Rudolf Schmid, emer. Pastor in Jena.

Das Schriftchen wird nach Einsendung von 30 Pf. franco übersandt durch den Verf., außerdem um diesen Preis zu beziehen durch die Buchhandlungen von **Frommann u. Döbereiner in Jena.**

Die **Allgemeine Ev.-Luth. Kirchenzeitung** vom 4. Sept. d. J. sagt am Schlusse einer Beurtheilung des Schriftchens S. 847 in Bezug auf die vom Verf. nachgewiesenen Mängel: „Fast möchten wir zweifeln, ob das Festspiel eine Abänderung aller dieser Mängel verträgt, während es gewiß ist, **daß ihre Beibehaltung die Wiederaufführung desselben nicht lange mehr zulassen wird.**“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grammatik der Spanischen Sprache.

Von

Dr. Julius Wiggers.

Zweite Auflage. 8. Geh. 4 M. 50 Pf.

Wiggers' Grammatik der spanischen Sprache, nach wissenschaftlicher Methode bearbeitet, dient ganz besonders auch praktischen Zwecken, indem sie rasch und sicher zum Verständniß und zur richtigen schriftlichen und mündlichen Handhabung der Sprache anleitet. Vorliegende zweite Auflage ist vom Verfasser noch vielfach ergänzt und verbessert worden.

Interessante Neuigkeiten der Literatur.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Von dem reichbegabten Verfasser des von der gesammten Kritik mit hoher Anerkennung begrüßten dreibändigen, höchst spannenden Romans **„Stürme“**

Formosa.

Roman von

Paul Maria Lacroma.

3 M., gebunden 4 M.

Prinz Klotz.

Eine Novelle von

Baldwin Groller.

2 M., gebunden 3 M.

Von demselben beliebten Autor erschienen früher in meinem Verlag:

Junges Blut. Geschichten. 2. Aufl. 5 M., geb. 6 M.
Weltliche Dinge. Neue Geschichten. 5 M., geb. 6 M.

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) **in Leipzig.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kurze Elementargrammatik

der

Sanskrit-Sprache.

Mit vergleichender Berücksichtigung des Griechischen und Lateinischen.

Von

Hermann Camillo Kellner.

Dritte Auflage. 8. Geh. 5 M.

Kellner's Sanskrit-Grammatik hat ihre praktische Brauchbarkeit bereits hinlänglich bewährt. In der vorliegenden dritten Auflage wurde sie wieder vielfach verbessert und mit einem reichhaltigen Vokabular vermehrt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch der Russischen Sprache.

Grammatische Uebersicht, Text mit phonetischer Transscription, Glossar.

Von

Sergius von Manstein.

8. Geh. 4 M. 50 Pf.

Das vorliegende Handbuch bietet eine praktische Anleitung für Deutsche zum Erlernen der russischen Sprache und ist ausserdem wegen des darin angewandten neuen phonetischen Systems auch neben jeder andern russischen Grammatik mit Nutzen zu gebrauchen.

(Mit einer Beilage von **Freund & Feckel in Berlin.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

LITERARISCHE GES... Breslau ...

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 22. October 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Der Humor und das Publikum. Von Reinhard Mosen. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Wilhelm Buchner. (Beschluß.) — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Zur Homer-Literatur. Von A. J. Mordtmann. — Kolb's Culturgeschichte. Von Otto Henne Am-Rhyn. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Der Humor und das Publikum.

Als eine befremdende Thatsache mag es erscheinen, daß wir Deutschen bei einer klar ausgesprochenen Vorliebe für alles Humoristische doch im Verhältniß zu andern Nationen ziemlich arm sind an hervorragenden oder geradezu classischen Werken humoristischer Dichtung. Wie arm, das läßt sich schon daran erkennen, daß fast jeder Feingebildete unter uns, der warmes Interesse an unserer „schönen" Literatur nimmt, die Titel der hierfür mustergültigen Lustspiele, Romane oder sonstigen Dichtungen anderer Art an den Fingern herzuzählen weiß, was ihm bei einer größern Anzahl schwerlich möglich sein würde. Wo aber bei einer Nation besondere Vorliebe für eine specielle Kunst oder, wie man weitergehend sagen darf, für eine besondere Dichtungsart sich kundgibt, da pflegt sonst die Wechselwirkung einzutreten, daß in diesem Zweige und in dieser Art große Talente erstehen, die den Lieblingswunsch ihrer Nation durch Schöpfung dauernder Meisterwerke zur Freude aller erfüllen. Ist nun der Grund der eingangs gemachten Beobachtung vielleicht darin zu suchen, daß es allzu schwer ist, die schon vorhandenen classischen Werke deutschen Humors auch nur annähernd zu erreichen, sind deshalb die Ansprüche des Publikums an den Neues schaffenden Epigonen zu hoch gesteigert, oder liegt sonst etwas im Wege, das die frohe und leichte Strömung des deutschen Humors staut oder verhindert?

In erster Reihe ist gewiß zuzugeben, daß es wol eine der schwierigsten Aufgaben selbst für ein ganz entschiedenes Talent sein mag, den Kampf um das Dasein in humoristischer Auffassung darzustellen, ohne durch scheinbare leichtfertige Tändelei mit ernsten Dingen Anstoß zu geben oder durch prosaische Fadheit und allergewöhnlichste Alltäglichkeit den feinern Geschmack zu verletzen, ebenso auch daß die ältern humoristischen Werke, welche wir besitzen, vollkommene Meisterwerke sind und darum für den Aufstrebenden unerreichbar erscheinen müssen. Aber nach den auch in der literarischen und künstlerischen Welt leicht wahrnehmbaren Gesetzen müßte gerade hierin vielmehr ein großer Anreiz für das junge Genie oder Talent liegen, eben durch Ueberwindung dieser zugestandenen Schwierigkeiten sich glänzend zu bewähren und im wahrsten Sinne des Wortes sich auszuzeichnen. Es kann jener Mangel also nicht aus der Schwierigkeit allein erklärt werden.

Die Ansprüche des Publikums an das producirende Talent sind in vielen Fällen und Fächern allerdings sehr groß, größer vielleicht bei uns als bei andern Nationen, da es ja eine unserer wenigst liebenswürdigen, aber leider echt deutschen Eigenschaften ist, ein neues Werk irgendwelcher Art nicht durch sich selbst auf uns wirken zu lassen, sondern mit ältern Werken, womöglich gleich mit den allerbedeutendsten Meisterwerken der betreffenden Kunst oder Dichtungsart nicht blos im eigenen Lande, sondern bei allen Völkern und aus allen Zeiten in Vergleich zu stellen und uns selbst die naive Freude des Genusses dadurch gründlich zu verderben.

Aber wenn sich in solchem Falle auch wohl denken läßt, daß durch solche unerquickliche Nörgelsucht, die bekanntlich am liebsten und häufigsten von den Leuten geübt wird, welchen alle eigene Productionsfähigkeit abgeht, ein aufstrebendes Talent auf das Trübseligste verbittert und vom fröhlichen Vorwärtsschreiten abgelenkt werden kann, so kämpft sich doch manch gutes Werk, ja man darf wohl hoffen, ringen sich die meisten wirklich gelungenen Werke, wenn auch zuweilen nur auf kurze Zeit, aus Licht, und manche erreichen es ja dann sogar, selbst als Muster aufgestellt zu werden.

Das Publikum stellt allerdings hier ausnahmsweise nicht zu hohe Ansprüche, es ist vielmehr infolge seiner sehnsüchtigen Lust, humoristisch unterhalten zu werden, in seinen Ansprüchen viel zu bescheiden und nimmt oft etwas für Humor, was diesen Namen gar nicht verdient. Darin liegt aber auch eine Gefahr für das geistige Leben nicht blos auf literarischem Gebiete, eine große Gefahr, auf die vielleicht noch nicht oft und dringlich genug hingewiesen worden ist. Man nimmt nämlich den schnöden und schlechten Witz für Humor und glaubt schon des letztern höchste Blüte im Kalauer vor sich zu sehen. Der Kalauer ist aber nicht ungefährlich; denn so erheiternd er wirken kann, wenn er bei guter Gelegenheit geschickt angebracht wird, ebenso schädlich wirkt er auf das Gemüth, wenn er förmlich gezüchtet wird, da er dann den Humor verdirbt, ja ihn kalt und gefühllos ausrottet und zerstört. Sein Hauptwesen treibt er bekanntlich in der ursprünglich von Wien und Berlin ausgehenden Wasserpest der Posse oder des jetzt beliebten Schwanks, der sich von jener eigentlich nur dadurch unterscheidet, daß er nicht mit Couplets „arbeitet" und nicht wie sie mit flauen Rührscenen durchsetzt zu sein pflegt, obgleich sich Ansätze zu solchen in den neuern Schwänken auch schon dann und wann bemerklich machen.

Außer dieser Art des Witzes erscheint jetzt in sogenannten humoristischen Werken oft auch ein vierschrötiger, ungeschlachter Gesell, unter dessen Fußtritten weder Blumen noch Gras wachsen: der derbe Witz. Ist es nun an sich ein vollgültiges Recht des Humors, frisch von der Leber weg zu reden, und wirkt er oft gerade dadurch besonders drastisch, daß er Dinge, welche die ernste Poesie nicht aussprechen darf, ohne den gefährlichen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen zu thun, beim rechten Namen nennt, so geht doch solcher Humor, wie ihn manche komische Romane und humoristische Blätter zu entfalten lieben, gerade darin fehl, daß er Roheit mit Derbheit verwechselt. Man verweise dabei nicht auf einen Sancho Pansa oder einen Shakspeare'schen Clown, sondern bedenke, wie sehr die Empfindungen und Ansichten gerade auf diesem Gebiete in den verschiedenen Jahrhunderten gewechselt haben. Dagegen darf man freilich auch nicht zu prüde sein, sondern muß dem Humor seine freie Derbheit gönnen und zugute halten, wenn er sie nur nicht mit Aufdringlichkeit allzu sehr und fast allein in den Vordergrund schiebt. Einem kräftigen Naturmenschen wird man allerhand hingehen lassen, was man einem ungeschliffenen Rüpel streng und energisch untersagen muß. Ist man aber in solchen Dingen namentlich seitens der berufenen Kritik zu nachsichtig, so macht man sich der Sünde mitschuldig, welche am guten Geschmack begangen wird, den zu wecken und zu pflegen doch gerade die Aufgabe der Kritik ist.

Schließlich sei hier ein Misbrauch zur Sprache gebracht, der mehr als andere dazu angethan erscheint, den guten Geschmack zu verderben und zu vernichten. Wenn nämlich bei einer Gerichtsverhandlung in Berlin oder Wien ein Angeklagter, Kläger oder Zeuge sich einer besondern Unverschämtheit befleißigt und diese in kräftigen Redensarten documentirt, so erscheint solche Probe deutscher Eloquenz baldmöglichst in den berliner Blättern und ergießt sich aus diesen in zahlreiche andere journalistische Kanäle. Freilich ist nicht zu leugnen, daß man manchmal über eine oder die andere Wendung herzlich lachen muß; doch wäre es, glaube ich, besser, man verzichtete auf diese angenehme Zwerchfellerschütterung und überlegte sich, daß deartige Kraftproben sogenannten Humors doch im Grunde schädlich sind, eben weil sie auf Unziemlichkeit und Roheit beruhen. Läßt man aber solche Dinge gelten oder findet sie gar „köstlich und echt humoristisch", wie man das ja oft genug hören kann, so läßt man damit zu, daß das Publikum das eigentliche Wesen des Humors aus den Augen und aus seiner Vorstellung verliert. Wenn aber das erst geschehen ist, dann werden sicher keine wahren Meisterwerke auf diesem Gebiete mehr erblühen; denn „Humor verloren — alles verloren". Möchten doch die großen an das gebildete Publikum sich wendenden Tagesblätter zunächst einmal den bei öffentlichen Gerichtsverhandlungen vorkommenden Ausschreitungen und Ungehörigkeiten keinen Raum mehr in ihren Spalten gönnen! Es wäre damit in mancher Hinsicht gewiß schon viel gewonnen.

Reinhard Mosen.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 42.)

3. Würtembergische Neujahrsblätter. Unter Mitwirkung von Beckh, Heyd, Klaiber u. a. herausgegeben von J. Hartmann. Erstes Blatt: Eberhard im Bart. Von Gustav Bossert. Zweites Blatt: Schiller und Schwaben. Von Paul Lang. Stuttgart, Gundert. 1884—85. Gr. 8. Jedes Blatt 1 M.

Die vorliegenden beiden Hefte beginnen eine Reihenfolge von Veröffentlichungen, welche unter dem Gesammttitel „Württembergische Neujahrsblätter" fortan erscheinen werden. Dieselben setzen sich die löbliche Aufgabe, „vor allem bei und mit der heranwachsenden Jugend im schwäbischen Hause Sinn und Liebe für die vaterländische Geschichte zu wecken und zu nähren", und zwar durch Einzelschriften über berühmte Söhne des Schwabenlandes sowie zur politischen und Culturgeschichte der engern Heimat. Es ist das eine Propaganda, wie sie besonders

in der benachbarten Schweiz reiche Ausbildung gefunden hat und allerorten in Deutschland Nachahmung verdient. Es gibt eine große Menge bedeutsamer Persönlichkeiten verschiedenster Lebensthätigkeit, welche noch nicht die wünschenswerthe Beleuchtung erfahren haben, weil sie nur im engern Kreise wirkten und ein namhafter buchhändlerischer Erfolg ihrer Biographie nicht vorauszusehen ist; und ebenso erwünscht ist es, wenn von andern Persönlichkeiten, die im weitesten Kreise gewirkt haben, auch dem nicht gelehrt gebildeten Leser runde frische Bilder vorgeführt werden.

Dieser letztern Art sind die beiden uns vorliegenden „Neujahrsblätter", von welchen das erste Graf Eberhard im Bart, das zweite Schiller's Beziehungen zu seiner schwäbischen Heimat darstellt. Man könnte zwar fragen, wie Saul zu den Propheten und der Graf im Bart zu den Poeten komme. Allerdings dankt er diese Ehre lediglich dem Umstande, daß er der Held des ersten Neujahrsblattes ist; indessen der Wallfahrer nach dem heiligen Lande, der Gründer der tübinger Hochschule und vor allen Dingen der Held allbekannter Balladen, wie Just. Kerner's „Reichster Fürst" und Uhland's „Graf Eberhard's Weißdorn" gewesen, mag allenfalls durch dieses Hinterpförtlein zu den deutschen Dichtern hereinschlüpfen. Gibt das Heft ein nicht immer erfreuliches, so gibt es doch ein getreues Zeitbild des letzten Halbjahrhunderts vor der Reformation, und von dem dunkeln Hintergrunde hebt sich Graf Eberhard im Bart — er ward im letzten Lebensjahre 1495 der erste Herzog von Würtemberg — leuchtend ab durch thatkräftiges und weises Wirken für sein Land.

Das zweite Heft: „Schiller in Schwaben", gehört ganz in den Rahmen unserer Besprechung. Der Verfasser hat in demselben auf Grund einer reichen Belesenheit gesammelt, was in Schiller's Jugendleben bis zu seiner Flucht nach Manheim wie über den spätern Besuch in der Heimat für einen größern Leserkreis mitzutheilen war. Zwar meint er bescheidenen Sinnes, Kenner und Fachmänner würden hier wol nur auf Bekanntes stoßen; doch muß der Berichterstatter auf die Gefahr hin, für einen Nichtfachmann zu gelten, anerkennen, daß er in dem hübschen Büchlein nicht blos viel Anziehendes, sondern auch viel Neues gefunden hat. Schiller's Familienverhältnisse von Vater und Mutter her, sein Jugendleben, Lehr- und Erziehungsgang, seine Stellung zu Herzog Karl Eugen, seine Jugenddichtungen, alles geht wohlgeordnet und mit zahlreichen neuen und interessanten Einzelheiten durchflochten an uns vorüber, sodaß dies Heft nicht blos von dem schwäbischen Landsmanne, sondern von jedem Freunde des Dichters mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden wird.

4. Jakob Grimm in Göttingen. Von F. Frensdorff. Göttingen, Dieterich. 1885. Gr. 8. 1 M.

Zur Feier des 4. Januar 1885, des hundertjährigen Gedenktages der Geburt Jakob Grimm's, erschien die Schrift von Frensdorff, welche die Beziehungen des trefflichen Mannes zu Göttingen eingehender als bisher geschehen darlegen soll. Es ist bekannt, daß die Brüder Grimm viele Jahre lang in untergeordneter Stellung zu Kassel lebten, bereits aller Welt als Zierden ihrer Wissenschaft bekannt, nur nicht dem Kurfürsten, der sie kärglich bezahlte, und dem kasseler Publikum, das sie nicht kannte. Als nun Eingang 1829 der Vorsteher des Museums und der Bibliothek zu Kassel, der verdiente Völkel, gestorben war, bewarb sich der damals vierundvierzigjährige Jakob Grimm — er bezog einen Gehalt von 600, sein jüngerer Bruder Wilhelm einen von 300 Thalern — um die erledigte Stelle; die beiden Brüder waren überhaupt die einzigen Amtsgenossen Völkel's gewesen. Dennoch ward ihnen der Historiograph und Archivdirector von Rommel vorgezogen, den Brüdern nur eine Zulage von je 100 Thalern gewährt. Diese Gelegenheit ward von Göttingen aus ergriffen, um der Hochschule und der berühmten göttinger Bibliothek die beiden tüchtigen Männer zu gewinnen; die darüber an die Behörde in Hannover gerichteten Schreiben Heeren's, sowie Jakob Grimm's Briefe an Heeren werden in dem Buche mitgetheilt. Die Verhandlungen zogen sich vom Februar bis Ende October hin, obwol Jakob Grimm keinerlei weitere Bedingung stellte, als mit seinem Bruder Wilhelm vereinigt zu bleiben.

Das Verfahren der kurfürstlichen Regierung gegenüber den Brüdern Grimm ist für die damaligen kurhessischen Verhältnisse durchaus bezeichnend. Jakob reichte sein Entlassungsgesuch ein am 30. October mittags; dasselbe ward bereits am 31. gewährt und mit demselben Tage der Gehaltsbezug eingestellt; dazu erhielten die Brüder den „flachen Abschied", d. h. ohne irgendwelche Anerkennung ihrer bisherigen wissenschaftlichen und amtlichen Thätigkeit. Jedenfalls ging die kasseler Regierung nicht von dem Grundsatze aus wie die braunschweigische, welche 1769 Lessing nach Wolfenbüttel berief, „mehr damit er die Bibliothek, als damit sie ihn benutze"; denn der neue Director von Rommel ward beauftragt mit der Ausfertigung einer Instruction für die zu wählenden Bibliotheksbeamten, des Inhalts, „daß gedachte bei der Bibliothek angestellt Werdende mehr für die Bibliothek als für sich selbst arbeiten sollen". Ganz gelegentlich, durch eine Aeußerung des sächsischen Geschäftsträgers erfuhr der Kurfürst, welch berühmte Männer aus Hessen zu scheiden im Begriff seien. Daraufhin ward den Brüdern alsbald alles Wünschenswertheste angeboten, volle Unabhängigkeit der Bibliothek von dem Museum und Herrn von Rommel, höhere Stellung und für beide Brüder zusammen 1600 Thaler Gehalt, also mehr als in Göttingen. Die zweimalige Wiederholung des Anerbietens zeigte, daß es dem Kurfürsten Ernst war. Die Brüder konnten nur antworten: so willkommen diese Anträge vor dem Abschiede gewesen wären, jetzt könnten sie ihr der hannoverischen Regierung gegebenes Wort nicht zurückfordern. Hannover dagegen zahlte den Gehalt der Brüder, obwol dieselben erst zu Weihnachten nach Göttingen übersiedelten, vom 1. November ab.

Zwar waren die Bedingungen, unter welchen die Brüder nach Göttingen gingen, selbst nach den bescheidnern Verhältnissen der damaligen Zeit nicht gerade glänzend, aber sie waren zufrieden, daß sie in auskömmlicher und geehrter Stellung beisammenblieben. Leider forderte die göttinger Bibliothek gegen die kasseler die doppelte Arbeitszeit, sechs Stunden täglich. „So viele schöne und seltene Bücher da sind, was helfen sie mir, ich kann sie nicht lesen, kaum nachschlagen, ich habe sie nur einzutragen, zu holen und aufzusetzen.“ Diese und ähnliche Stoßseufzer durchziehen alle Briefe Jakob's aus dieser Zeit und kehren gelegentlich noch später in der Erinnerung an diese Tage wieder.

Zu dem Bibliothekdienst kamen die Vorlesungen, welche zwischen oder nach den Dienststunden stattfanden, Vorlesungen über deutsche Rechtsalterthümer, altdeutsche Grammatik, deutsche Literaturgeschichte, Palaeographie, Erklärung Otfried's und der „Germania“ des Tacitus. Uebrigens war Jakob Grimm weit mehr Forscher als Lehrer. Er war keine lehrhafte Natur, und weder das Abfassen von Lehrbüchern noch das eigentliche Heranziehen von Schülern seine Sache. Jedenfalls waren die Brüder neben dem etwas ältern Beneke glänzende Vertreter der deutschen Sprachwissenschaft in Göttingen.

Jakob Grimm's schriftstellerische Thätigkeit während der göttinger Zeit ward weniger als man meinen möchte durch seine Doppelstellung als Bibliothekar und Professor beeinträchtigt. Es erschienen in dieser Zeit der dritte und vierte Band der „Deutschen Grammatik“, der „Reinhart Fuchs“, die „Deutsche Mythologie“, die Ausgabe der „Germania“, sowie zahlreiche Aufsätze für die „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ und die wiener „Jahrbücher der Literatur“.

In den ersten Jahren des göttinger Aufenthalts begegnen wir zahlreichen Aeußerungen des Unmuths über das langweilige Göttingen, über die dortige Dienstknechtschaft:

Die kasseler Zeit erschien ihm wie dem Bruder jetzt und später als der frischeste und glücklichste Theil ihres Lebens. „In Kassel war, vom Kurfürsten allein abgesehen, alles für unsere Natur und Arbeiten günstiger.“ Mit den stillen Spaziergängen Kassels, auf denen er über seine Arbeiten nachsann, vergleicht er den göttinger Wall, wo ihn die Collegen überlaufen und ihn in Gespräche ziehen, die ihn eigentlich nichts angehen. Man muß solche Ausrufe, wie sie andern nach ihm, die weniger am heimatlichen Boden hafteten, entfuhren, nicht allzu tragisch nehmen. Das Vertrauen, in dem er seinen Entschluß von Kassel fortzugehen faßte, ist nicht zu Schanden geworden. „Die nämlichen Sterne stehen am Himmel, und Gott wird uns weiter helfen.“

In Göttingen gewann Jakob sich zahlreiche Freunde, unter welchen Otfried Müller, Gervinus und ganz besonders Dahlmann hervorzuheben sind. Auch bewies ihm 1833 die Universitätsbehörde ihre Anerkennung durch Verleihung des Hofrathstitels und 1835 durch eine Gehaltszulage von 100 Thalern. Die hochgeachtete Stellung, die er im Kreise der Professoren einnahm, zeigte sich in seiner Aufnahme in den Senat der Hochschule und in die Gesellschaft der Wissenschaften.

Die tapfere Haltung der Brüder gegenüber dem hannoverischen Verfassungsbruch im Jahre 1837 machte bekanntlich ihrer Thätigkeit an der Hochschule, wie derjenigen von fünf andern Genossen ein rasches Ende. Die göttinger Sieben haben sich dadurch für allezeit mit Ehren in die deutsche Geschichte eingeschrieben, und die Mitführerschaft Jakob Grimm's bezeugt der Umstand, daß er mit Gervinus und Dahlmann auf königlichen Befehl sofort das Land verlassen mußte. Am 16. December 1837 verließ er Göttingen und ging zurück nach dem ihm von alten Zeiten her liebgewonnenen Kassel.

So kurz die göttinger Periode währen und so sehr sie durch amtliche Geschäfte beengt sein mochte, sie zeigt in ihren acht Jahren einen Reichthum der bedeutendsten Leistungen, wie keine gleiche vor oder nachher. Das Aufgeben des kasseler Stilllebens hat der wissenschaftlichen Thätigkeit nicht nur keinen Eintrag gethan, sondern sie im Gegentheil gefördert. Beim Zurückblicken in beruhigterer Zeit hat J. Grimm von dem ehrenvollen reichern Leben gesprochen, das ihm in Göttingen aufgegangen sei. Und hat das neue Leben, in das die Brüder eintraten, schwere Anforderungen an sie gestellt, so haben sie die schwerste sich selbst zum Ruhme und andern zur Nachachtung erfüllt. Es ist behauptet worden, die gewaltsame Beendigung der göttinger Thätigkeit sei schuld daran, daß J. Grimm sein Hauptwerk, die Grammatik, nicht vollendet habe. Dem darf man entgegenhalten, daß derselbe äußere Anlaß das Unternehmen des „Deutschen Wörterbuchs“ ins Leben gerufen, und daß J. Grimm in einer kurzen Selbstbiographie, die er in seinen letzten Lebensjahren geschrieben, von sich gesagt hat: Was ihm in seinen äußern Stellungen je Leids geschah, ist ihm stets zum Heil ausgeschlagen.

Hiermit scheiden wir von der lehrreichen Schrift, deren wesentlicher Inhalt im Vorstehenden mitgetheilt ist. Die noch weiter beigegebenen Briefe sind ohne erhebliche Bedeutung.

5. Zur Biographie Nikolaus Lenau's. Von Ludwig August Frankl. Zweite vermehrte Auflage, mit dem Porträt des Dichters. Wien, Hartleben. 1885. 8. 1 M. 50 Pf.

Von dem Verfasser der vorliegenden Schrift hat der Berichterstatter noch vor kurzem ähnliche Sammlungen von Erinnerungen an Grillparzer, Raimund und Hebbel in d. Bl. besprochen. Das kleine Buch ist eine überarbeitete und erweiterte zweite Auflage einer bald nach Lenau's Tode erschienenen Arbeit über den Dichter und trägt ganz das Gepräge der frühern Veröffentlichungen, in welchen der greise L. A. Frankl seinen heimgegangenen Freunden ein Denkmal setzt; es enthält Beiträge zu einer Lebensbeschreibung, anmuthiges etwas durcheinanderspringendes Geplauder über den bei aller Genialität so tief unglücklichen Dichter der „Schilflieder“, über seine äußere Erscheinung, seinen Verkehr zu Wien in der noch unpolitischen Zeit der dreißiger Jahre, seine tägliche Lebensweise, seine Dichtungen, seine kritischen Aeußerungen in Betreff bedeutender Zeitgenossen, endlich über seinen Wahnsinn. Der letztere wird um so erklärlicher durch diese Mittheilungen über des Dichters schon vorher seltsam unheimliches, bald anziehendes bald abstoßendes Wesen, seine mehr als unvernünftige Lebensweise und

zahlreiche andere Charakterzüge, welche ihm mit Tasso, wie Antonio diesen schildert, eine verhängnißvolle Aehnlichkeit verleihen. Wenn das kleine Buch alles das ein bischen durcheinanderbringt, so liest es sich doch gut und enthält viele eigenthümliche Züge über diese zerrüttete Dichternatur. Einige neu aufgefundene Briefe an eine Freundin — ich bin denselben unlängst schon in einem Zeitblatt begegnet — sind schätzenswerth, nicht minder die anmuthigen Briefe von Justinus Kerner. Einen tief erschütternden Eindruck macht das beigegebene Bildniß Lenau's aus seinen Wahnsinnstagen.

6. Hau- und Bausteine zu einer Literaturgeschichte der Deutschen. Von Sebastian Brunner. Wahrheit und keine Dichtung. Viertes bis sechstes Heft. Wien, Kirsch. 1885. Gr. 8. Jedes Heft 1 M.

Gerade als dieser Aufsatz abgeschlossen ist, gehen dem Berichterstatter noch ein einfaches und ein Doppelheft der kürzlich in d. Bl. besprochenen „Hau- und Bausteine" Sebastian Brunner's zu. Das vierte betitelt sich „Voß und Dichterbataillen"; es setzt die in einem frühern Hefte begonnene Polemik gegen den Dichter der „Luise" in gleich ermüdender und widerwärtiger Weise fort, wozu besonders Vossens Verfahren gegen Stolberg den Stoff hergibt. Das Doppelheft fünf und sechs führt den Titel „Der Himmel voller Geigen in Weimar". Wir haben früher gesehen, wie Brunner über August von Goethe allen Klatsch zusammenträgt; hier richtet er dasselbe Verfahren direct gegen den Dichter des „Faust" und der „Iphigenie". Daß die Großen zu Weimar auch ihre menschlichen Schwächen hatten, und daß die Musenstadt zugleich ein heilloses Klatschnest war, das weiß alle Welt, seitdem jeder flüchtige Wisch aus der weimarer Zeit gedruckt vorliegt; es hat auch an wohlmeinenden Schönfärbern nicht gefehlt, welche alles bewunderten, alles lobten: und das war vom Uebel; wenn aber im Dienste ultramontaner Geschichtsmacherei Brunner den endlosen Klatsch und Matsch der weimarer Zeit aus Briefen, Tagebüchern, Eintagsschriften u. s. w. zusammenträgt, um Karl August, Goethe, Schiller, Wieland und wen sonst noch alles so erbärmlich wie möglich erscheinen zu lassen, wenn dazu die spätern Verkleinerer jener Großen, Wolfgang Menzel, Nathusius, Dubois-Reymond u. a., als Eideshelfer aufgeboten werden, so macht das, verbunden mit der unerträglich salopen, aus Witzeln und Poltern gemischten Darstellung, einen möglichst widerlichen Eindruck. Dem Publikum der „Blätter aus Maria-Laach" mag solche Verunglimpfung unserer trotz ihrer menschlichen Schwächen edelsten Dichter ein willkommenes Futter sein; die Leser der „Blätter für literarische Unterhaltung" haben mit dem Heerlager des Ultramontanismus keine Fühlung, und so hat es im Grunde auch keinerlei Zweck, dieser mit jedem Hefte widriger erscheinenden Kapuzinaden hier zu gedenken. Der Berichterstatter hat das Menschenmögliche gethan, indem er sich durch sechs Hefte durchgearbeitet, welche bis dahin nur von Gleim, Voß und Goethe handeln; da nun über 100 Namen auf Brunner's Verzeichniß stehen, so haben wir, mäßig gerechnet, etwa 200 ähnliche Hefte zu erwarten. Habe ich beim ersten gelacht, beim zweiten mich geärgert, beim dritten gegähnt, so ist dieses Gähnen mit jedem weitern Hefte stärker und schließlich so unheilbar geworden, daß ich sogar beim Schreiben gähnen muß. Also mag Brnnner fortfahren, unsere Literatur von der Zinne des Ultramontanismus herab zu betrachten: der Berichterstatter hat genug des grausamen Spiels und wird die weitern Kundgebungen des streitfertigen Verfassers fortan als nicht für ihn geschrieben betrachten.

Wilhelm Buchner.

Neuere philosophische Literatur.

1. Erkennen und Sein. Lösung des Problems des Idealen und Realen, zugleich eine Erörterung des richtigen Ausgangspunktes und der Principien der Philosophie von Paul Heinrich Wiedemann. Karlsruhe, Reuther. 1885. 8. 5 M.

Es ist nicht gerade ein neues Problem oder ein bisher unbetretenes Gebiet, auf welches sich diese hier vorliegende Schrift bezieht. Welche Unmasse von Büchern ist nicht schon über das Verhältniß von Erkennen und Sein, oder wie man früher sagte, von Subject und Object geschrieben worden! Man muß sich allerdings schon sehr sicher fühlen, wenn man glaubt, dieses ganze Verhältniß auf eine wirklich neue, sichere oder entscheidende Basis stellen zu können. Ein solches Selbstgefühl scheint dem Verfasser in der That nicht zu fehlen. Er meint diese ganze Frage endgültig erledigt und hiermit einen bleibenden Vereinigungspunkt für alle philosophischen Systeme geschaffen zu haben. Diese Hoffnung möchte sich denn doch wol als eine Illusion erweisen. Die Lehrformel Wiedemann's ist weder so klar noch auch so sicher begründet, daß ohne weiteres ein Beitritt zu derselben erwartet werden dürfte. Er bezeichnet seinen Standpunkt als einen transscendentalen Realismus, jedoch verbunden mit subjectivem Realismus, d. h. wir erkennen die Dinge zwar wie sie sind, aber infolge der Beschränktheit unserer Wahrnehmungsmittel nur unvollständig. Wenn durch alle diese Untersuchungen und Lehren über das Erkennen nur unser wirkliches Erkennen von der Welt irgendwie wahrhaft gefördert würde! Man kann sich nicht in der Stube hinsetzen und mit künstlichen Mitteln und Formeln die Grenze unsers wirklichen Wissens von dem, was draußen in der Welt liegt, festzustellen versuchen. Alle solche Lehrformeln vom Erkennen haben nur dann einen Werth, wenn zuletzt durch sie wirklich etwas erkannt und entweder eine äußere Erweiterung oder eine innere Ver-

tiefung unsers ganzen Wissens von der Welt herbeigeführt wird. Es führt zu nichts, sich ewig in diesem bloßen Vorhof des wahren, ernsten und gesunden Wissens von der Welt aufzuhalten oder herumzudrehen. Als in früherer Zeit mit rücksichtsloser Entschiedenheit der Grundsatz von der einfachen Identität des erkennenden Subjects mit dem Inhalt der Welt aufgestellt wurde, war dieses wenigstens eine Formel, die zu einem weitern, wenn auch oft hastigen und überspannten Erkenntnißstreben des realen Inhalts der Welt die Einleitung bildete. Jetzt aber hat man durchaus den Muth verloren, gerade auf die Sachen hinzugehen, und gefällt sich in irgendeiner künstlich ersonnenen Maschinerie von Begriffsformeln über das Erkennen an sich nach seinem abstracten Verhältniß zur Welt. Unser Subject ist einfach und schlechthin dazu da, die Welt zu erkennen so wie sie ist, und muß eben sehen, wie weit es bei diesem ganzen Geschäft kommen kann. Wiedemann sucht allerdings mit Recht die unnatürlich gezogene Grenze, die unser Erkennen von dem wahrhaften Sein oder Wesen der Welt absondern will, zu durchbrechen, und er befreit sich zum Theil mit kräftiger Entschiedenheit von dem das Subject in einen Nebel der eingebildeten sogenannten idealen Transscendenz einhüllenden Vorstellungskraft. Als reine Elemente des Bewußtseins der Seele werden von ihm der Raum, die Zeit und dasjenige, was ihm die Intensität heißt, festzuhalten versucht. Wir möchten wünschen, daß man endlich einmal auch mit diesen und allen ähnlichen Suppositionen sogenannter reiner Elemente der Seele zu brechen sich entschließen könnte. Das Subject ist überhaupt für sich allein nichts ohne die Welt außer ihm, und es werden alle seine eigenen innern Elemente und Kräfte überall erst durch die Berührung mit der Welt in ihm hervorgerufen oder erweckt. Wir leben in einer Zeit der falschen, ungesunden und unfruchtbaren Isolirung oder Zurückziehung des Subjects auf sich von der Welt in der jetzt herrschenden Auffassung oder Richtung der Philosophie.

Als ein eigentlich neues System der Philosophie wird das Werk des Verfassers nicht bezeichnet werden können. Immerhin aber bildet dasselbe doch ein geordnetes und sich nach eigener innerer Architektur aufbauendes Ganzes. Wiedemann schließt sich unter den neuern Denkern namentlich an den von ihm hochgehaltenen Dühring an, während er sich gegen Kant und Schopenhauer im ganzen mehr abweisend verhält. Sein Denken wird noch von der jetzt bestehenden specifisch erkenntnißtheoretischen Art oder Richtung der Philosophie beherrscht, wobei aber ein energisches Ringen nach eigener unbefangener Freiheit und Selbständigkeit der Weltauffassung nicht verkannt werden kann. Das, was ihm der subjective Realismus heißt, hätte ihn wol dazu führen können, sich zuletzt die Frage nach der ganzen Ordnung des philosophischen Denkens in der Geschichte vorzulegen. Denn alle Selbstbesinnung des Erkennens auf sich wird doch zuletzt immer wieder zu dem großen Problem des denkenden Begreifens der wirklichen Welt durch die Philosophie zurücklenken müssen, und unsere Gegenwart darf nicht vergessen, daß sie doch nur dasjenige weiter zu führen und zum Abschluß zu bringen hat, was durch eine lange Reihe früherer Anstrengungen und Gedankenbewegungen in der Geschichte vorbereitet und angebahnt worden ist. Jeder, der sich jetzt mit Philosophie beschäftigt, muß sich vor allem sagen, daß er nur in die Erbschaft einer reich ausgebildeten Gedankenwelt eintritt. Man kann nicht immer das alte Haus einreißen und ein neues an seine Stelle setzen wollen. Die relativen Wahrheiten der Philosophie in der Geschichte bilden alle zusammen eine Reihe, und man muß sich fragen, welcher Schritt unter Anschluß an diese Reihe zu dem nächsten weitern Ziel der ganzen Wahrheit unsers Wissens und Erkennens von der Welt hinführen könne.

2. Allgemeine Ethik. Mit Bezugnahme auf die realen Lebensverhältnisse pragmatisch bearbeitet von Joseph W. Nahlowsky. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Veit u. Comp. 1885. Gr. 8. 7 M.

Die ethische Speculation hat in der neuern Zeit dem Alterthum gegenüber verhältnißmäßig nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Der Grund hiervon lag zunächst darin, daß das ethische Bedürfniß hier durch die christliche Sittenlehre in vollkommener Weise befriedigt oder gedeckt erschien. Ein wirklich neuer ethischer Gedanke wurde hier zuerst durch Kant in seiner Forderung des absolnten kategorischen Imperativs der Sittlichkeit aufgestellt. Kant hat mit Sokrates das gemein, daß er sowol nach der theoretischen wie nach der praktischen Seite hin der Philosophie seiner Zeit einen neuen entscheidenden Schwung oder Anstoß gab. Das praktische Moment der Lehre Kant's ist unter den jüngern aus ihm hervorgegangenen Schulen oder Richtungen hauptsächlich nur durch diejenigen Fichte's und Herbart's weiter vertreten oder ausgebildet worden, während dagegen namentlich die Bedeutung der Lehren Schelling's und Hegel's wesentlich nur auf der theoretischen Seite der Philosophie lag: ein ganz ähnliches Verhältniß, wie es sich auch unter den einzelnen Schülern des Sokrates zeigte.

Der Herbart'schen Schule gehört auch das vorliegende Buch des verdienten, kürzlich verstorbenen Verfassers an. Es wird durch dasselbe die Lehre Herbart's insbesondere in Verbindung mit Rechtsphilosophie, allgemeiner Götterlehre u. s. f. erweitert, und es wird ihm jedenfalls ein hervorragender Platz unter den Leistungen dieser Schule zugestanden werden müssen. Man kann die Verdienste Herbart's und seiner Schule um die Bearbeitung des ganzen Gebiets der praktischen Philosophie immerhin anerkennen, ohne doch sowol der Begründung als auch der Durchführung seiner Principien ungetheilten Beifall zu schenken. Die sittlichen Lehren Kant's und Fichte's waren ihrem Kerne nach ungemein einfach, aber es war in ihnen ein echtes und gewaltiges moralisches Pathos enthalten, durch welches sie auch praktisch in entscheidender

Weise gewirkt und im Leben durchgegriffen haben. Bei Herbart und seiner Lehre ist alles reicher gegliedert, feiner und sorgsamer abgewogen und ausgeführt, aber es fehlt hier die mächtig durchgreifende Gewalt einer einzigen höchsten und entscheidenden Idee. Seine Ethik ist mit einem Wort zu klug, um für das praktische Leben wahrhaft ausreichend und eigentlich wirksam sein zu können. Es liegt in ihr nichts einfach Aufrichtendes, Stärkendes oder Katorthomatisches enthalten. Es ist von einer Ethik nicht zu verlangen, daß sie den menschlichen Lebensweg in der Mitte der ihn umgebenden Widersprüche im voraus in sicherer Weise feststellen, ausmessen oder begrenzen solle; sie kann uns nur ein inneres ordnendes Princip zur Ueberwindung aller Widersprüche und Gefahren auf demselben in die Hand geben. Der wahre Ethiker oder Moralphilosoph muß darum nothwendig ein Idealist sein. Herbart aber in seiner nüchternen Anerkennung alles Realen vermag sich nicht zu einer einfachen und großartigen Formulirung sowol des persönlichen als auch des allgemein menschlichen oder socialen Lebenszweckes nach seiner idealen Vollkommenheit zu erheben. Auch Nahlowsky's Ethik ist im höchsten Grade besonnen, allseitig abwägend oder im Herbart'schen Sinne des Wortes exact, aber es fehlt zuletzt das nothwendige Element der Begeisterung oder des sittlichen Schwunges. Auch vermißt man, wie in der Regel bei den Werken der Herbart'schen Schule, den Anschluß an das Historische und die geordnete Auseinandersetzung mit demselben. Die menschlichen Lebensideale werden andere und reichere im Fortgang der Geschichte. Wie verhält sich das ethische Ideal unserer Zeit zu demjenigen der alten Philosophie und jenem des Christenthums? Die wahre und echte Bearbeitung der Ethik muß mehr aus dem Ganzen der Geschichte und der Fortentwickelung des menschlichen Lebens in ihr geschöpft und abgeleitet werden. Die Stellung der Ethik im System der Philosophie und ihre Zusammenwerfung oder Unterordnung unter die Aesthetik, worüber sich der Verfasser allerdings sorgfältig und nicht ohne Scharfsinn ausspricht, sowie ihre Ableitung aus den fünf sogenannten praktischen Ideen: alles das hat immer etwas so Gesuchtes und Partienlares, daß es nur innerhalb der Grenzen und Voraussetzungen des Systems wird anerkannt werden können. Bei Herbart und seiner Schule hat es stets den Anschein, als ob außer ihr selbst und ihrer eigenen Lehre überhaupt gar nichts anderes vorhanden wäre. Hierin liegt auch die Schranke des vorliegendes Buchs, das sich im übrigen außer durch den Reichthum des Inhalts auch durch eine geschmackvolle Form der Darstellung auszeichnet.

3. Die Entstehung des Gewissens. Von Paul Rée. Berlin, C. Duncker. 1885. Gr. 8. 4 M.

Man denkt sich unter dem Gewissen gemeinhin eine bestimmte an und für sich bestehende Kraft oder Abtheilung der Seele. Das kann höchstens nur im latenten Sinne des Wortes als einer bloßen an sich noch unentwickelten Anlage der Fall sein. Dasselbe gilt zuletzt auch von allen andern sogenannten Kräften oder Abtheilungen der Seele. Jenes Ding, welches man Gewissen nennt, erwacht erst allmählich, indem es einen Inhalt gewinnt oder sich auf Fragen richtet, auf welche von ihm, wie der Verfasser lehrt, theils eine beifällige, theils eine abfällige Antwort gegeben wird. Wir lassen dahingestellt, ob der ganze Begriff des Gewissens hier vollkommen richtig erfaßt oder definirt worden sei. Man darf nicht vergessen, daß auch dieses zunächst nur ein Wort ist, mit dem sich ein zum Theil schwankender und zweideutiger Sinn verbinden kann. Wir möchten auch zweifeln, ob für die Arbeit des Verfassers dieser Ausdruck vollkommen richtig gewählt sei. Jedenfalls darf man sich hierunter nicht eine rein psychologische Untersuchung im gewöhnlichen Sinne des Worts vorstellen; der Verfasser überschüttet uns zunächst mit einer Fülle von Thatsachen oder Beispielen aus dem Völkerleben, die hierauf Bezug haben und aus welchen allerdings hervorgeht, daß das Gewissen oft theils vollständig schläft, theils doch mancherlei wechselnde und zum Theil seltsame Gestalten annimmt, demnach nicht als ein absoluter, ewig wacher und unbestechlicher Richter der menschlichen Handlungen angesehen werden kann. Das Gewissen gilt ihm insofern als ein Product der Geschichte, und als die Elemente, aus denen sich dasselbe bildet, erscheinen ihm erstens die Strafe, zweitens die Strafsanction durch die Gottheit, drittens moralische Gebote und Verbote. Die Entwickelung der Rechtsidee in der Geschichte aber hängt allerdings mit der Frage des Gewissens genau zusammen. Unser Gewissen schult sich hierdurch und läutert sich allmählich zu einer unbefangenen und objectiven Auffassung oder Beurtheilung des Lebens. Es sind im ganzen mehr die Quellen des Gewissens in den allgemeinen Einrichtungen des Lebens oder der Gesellschaft, auf welche hier das Hauptgewicht fällt.

Man kann P. Rée vielleicht nicht unrecht geben, daß mit der ganzen Fiction des Gewissens an sich von der Moralphilosophie oft ein unberechtigter Cultus oder Götzendienst getrieben worden sei. Wenn ihn dies aber verleitet, die Philosophie überhaupt als die zurückgebliebenste Wissenschaft zu bezeichnen, weil sie sich noch nicht von der Annahme eingebildeter oder übernatürlicher Größen getrennt habe, so liegt auch hierin wie in manchem andern wol nur eine beschränkte und nicht vollkommen zutreffende Wahrheit, wie z. B. auch in dem Satz: die Strafe ist nicht eine Folge des Gerechtigkeitsgefühls, sondern das Gerechtigkeitsgefühl ist eine Folge der Strafe. Es ist bei dem Verfasser überhaupt wol der Sinn für das objectiv Reale in den Bedingungen des Seelenlebens anzuerkennen, der aber doch auch gewisse Beschränkungen in seiner Auffassung des Stoffs zur Folge hat. Das wahrhaft Philosophische besteht hier eben in der allseitigen Würdigung aller einzelnen bedingenden Elemente und Verhältnisse des Stoffs. Das Unzureichende der einzelnen Lehren oder Systeme der Philosophie in der Geschichte aber be-

rechtigt den Verfasser noch nicht, sie in seiner an Paradoxien schöpferischen Sprache einen Kirchhof und die Beschäftigung mit ihr als diejenige eines Todtengräbers zu bezeichnen.

4. Philosophische Abhandlungen und Aphorismen. Beiträge zur Einsicht in echte Weisheit von Edmund von Hagen. Erster Haupttheil: Genius, Geist und Gemüth. Erstes Heft: Intellectuelles. Hannover, Schüßler. 1885. Gr. 8. 3 M.

Aller Idealismus ist an sich etwas Gutes, aber solche Leistungen wie die hier genannte liegen außerhalb der Grenze des wissenschaftlich Erlaubten und können überhaupt kaum ernstlich genommen oder in eigentlich kritischer Weise in Betracht gezogen werden. Es wird uns in diesem Heft gesagt, was der Geist seiner Wahrheit nach ist. Er ist namentlich licht- oder sonnenhaft und schwebt unendlich hoch über allem sonstigen Niedrigen oder Gemeinen der übrigen Welt. Ob das blos bildlich oder sonst irgendwie mystisch zu verstehen sei, ist uns nicht vollkommen klar geworden. Aus dieser reinen lichten Wolkenregion sendet der Verfasser aphoristische Orakelsprüche in die unter ihm liegende Wirklichkeit herab, die theils als geschraubte Plattheiten, theils als unmögliche Bizarrerien eines von sich selbst in besonderm Grade eingenommenen Denkens angesehen werden müssen. Er sagt einmal, daß wahrhaftige wissenschaftliche Forscher nicht öffentlich angestellt zu werden pflegen: „Beispiele sind: Spinoza, Schopenhauer und ich.“ Außer einer Reihe von Schriften über Richard Wagner u. a. sind von dem Verfasser auch erschienen: „Biographische Notizen über die geistige Entwickelung des Philosophen Edmund von Hagen bis zum vierunddreißigsten Lebensjahre (10. August 1850 bis 10. August 1884)“. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Ein gewisser Selbstcult scheint bei allem Idealismus nicht ausgeschlossen zu sein. Durchaus nicht passend sind die etymologischen Spielereien des Verfassers, wie z. B. die Bedeutung des Wortes „Grund“ aus den beiden andern in ihm enthaltenen Worten „rund“ und „und“ abzuleiten versucht wird. Ferner heißt es:

Die Frauen haben einen auffallenden Mangel an Wahrheitsliebe . . . Der Grund für diesen Hang zur Lüge ist wol die Schwäche der Weiber, die, zur offenen Gewalt unfähig, zu versteckten Gewalt- und Listmitteln ihre Zuflucht nimmt, und überhaupt ihr ungerechtes, teuflisches, sich an Diabolik ergötzendes Wesen.

Des Denken des Verfassers hat etwas vom Pessimismus Schopenhauer's an sich; einzelnes ruft freilich eine gewisse Empfindung der Heiterkeit hervor.

5. Der Stoiker Epiktet und seine Philosophie. Von dem philosophischen Doctorencollegium der Universität Prag mit dem ersten Preise gekrönte philosophische Monographie von Eduard Maria Schranka. (ἕνα σε δεῖ ἄνθρωπον. Epictet.) Frankfurt a. O., Waldmann. 1885. 8.

Thales bildet den Anfangspunkt, Epiktet den Schluß der ganzen Geschichte der alten Philosophie. Ueber den letztern liegt hier eine ausführliche, ihn und seine Lehre von allen Seiten beleuchtende und mit warmem Interesse geschriebene Monographie vor. Thales erhebt sich im Alterthum zuerst zu einer wahrhaft naturwissenschaftlichen Anschauung von der Welt, indem ihm die Gottheit zu einem bloßen Ausdruck des Princips der Ursache oder der Bewegung in den Dingen wurde; in Epiktet aber lenkt die alte Philosophie, nachdem sie das Gebiet des Irdischen in seinen allgemeinen Erscheinungen und Principien durchlaufen hatte, zuletzt wiederum der Annäherung an die im Christenthum hervorgetretene neue und höhere Vorstellung von der Gottheit und einer religiös sittlichen Weltordnung zu. Der eine brach also zuerst mit dem Standpunkt der alten Religion, während der andere die Einleitung oder das Uebergangsglied zu dem innerlich ethischen Standpunkt und Charakter der neuen Religion in der Geschichte bildete. Zwischen beiden lag in der Mitte der gleichfalls hierauf hindeutende Standpunkt des Sokrates, und so können diese als die drei wichtigsten und entscheidendsten Marksteine in der Geschichte der alten Philosophie angesehen werden. Es ist wol durchaus die Vermuthung abzuweisen, daß Epiktet selbst Christ gewesen oder auch nur von christlichen Ideen unmittelbar berührt worden sei; es tritt aber in der ganzen Stoischen Schule, welcher er angehörte, zuletzt von selbst eine der christlichen ähnliche Lehre und Weltanschauung hervor. Das Alterthum strebt auch aus sich allein schon dieser neuen und höhern Art der Weltauffassung zu. Der gelehrte und vornehme Dogmaticismus der ältern Stoiker war jetzt bereits zurückgetreten und hinfällig geworden. Bei dem Elend und der Leerheit der Zeit bedurfte es einer einfachen und rein praktischen Lehrformel, um das Leben ertragen und sich zu einer innern Glückseligkeit oder Befriedigung des Gemüths erheben zu können. Es treten jetzt schon solche Züge der Milde und innern Weichheit der Gesinnung hervor, wie sie dem Christenthum im Unterschied von dem harten und stolzen Egoismus der frühern antiken Philosophie eigenthümlich sind. Epiktet ist immer noch Stoiker und ein weltlicher Philosoph im Sinne des Alterthums, aber sowol seine Gotteslehre als auch seine Moral weisen gleichsam als Vorboten auf die ganze neue religiös sittliche Weltanschauung des Christenthums hin. Die ganze Entwickelung der alten Philosophie ist ihrer allgemein geschichtlichen Stellung und Mission nach wesentlich eine verbindende Brücke vom Boden oder Standpunkt der antiken Naturreligion zu der neuen und höhern geistigen Religion des Christenthums gewesen, und es ist wesentlich nur durch sie der Eintritt und die Möglichkeit des Verständnisses dieser letztern bei den Völkern des Abendlandes eingeleitet und angebahnt worden.

Konrad Hermann.

Zur Homer-Literatur.

1. Homer oder Homeriden. Von W. Christ. Zweite revidirte Ausgabe. München, Franz. 1885. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

In die uralte und neuerdings in philosophischer Kleinkrämerei immer mehr verflachende und versumpfende homerische Frage ist in jüngster Zeit ein frischer Luftzug gekommen und ein schwerlich wieder zu beseitigender Grenzstein aufgerichtet worden durch die unter obigem Titel erschienene ebenso gründliche wie geistreiche Studie des Professors W. Christ, deren Inhalt und Ergebnisse einem größern Publikum vorgeführt zu werden verdienen. Diese Schrift bezeichnet einen erheblichen Fortschritt zur Lösung der viel umstrittenen Frage, ist aber an sich ihrer streng wissenschaftlichen Form wegen einem weitern Leserkreise nur schwer verständlich. Dazu kommt noch, daß der Verfasser frei von jeder philologischen Einseitigkeit ist und einen viel zu freien und ästhetisch geschulten Blick besitzt, um nicht die im innersten Grunde hohle Krähwinkelei und Silbenstecherei der fanatischen Anhänger Wolf's und Lachmann's auf ihren in Wirklichkeit geringen Werth zurückzuführen; andererseits aber ist die Anordnung des Stoffs in seiner Abhandlung eine zu wenig übersichtliche, die Erörterung theilweise eine zu widerspruchsvolle, in der Entscheidung hin- und herschwankende, um für diejenigen Leser, welche nicht mit allen Phasen der Frage genau vertraut sind und ihren Homer nicht am Schnürchen haben, die eigentlichen Ergebnisse mit der nöthigen Schärfe und Bestimmtheit klar hervortreten zu lassen.

Ganz frei ist auch Christ nicht von einer gewissen Einseitigkeit, welche Philologen und Archäologen verhindert, in Dingen der antiken Welt die Analogie allgemein menschlicher Erfahrungssätze anzuerkennen. Es klingt z. B. recht einleuchtend, was über das Vorhandensein früherer Lieder und Liedergruppen gesagt wird, aus denen Homer die Stoffe für seine Gedichte geschöpft, und die er ihrem ganzen Inhalt nach in dieselben verwebt habe: aber hat man wirklich schon irgendwo etwas dem Aehnliches beobachtet? Das Umgekehrte wol oft, gewiß, aber diese Entwickelung nirgends. Wir glauben nicht, daß sich in irgendeiner Literatur ein ähnlicher Vorgang nachweisen läßt. Ueberall ist das Hauptgedicht, das die unbestimmten Traditionen in einem größern Werk zusammenfaßt, das der Zeit nach frühere, das hieraus abgeleitete Einzelgedicht, die Ballade u. s. w., das spätere. Auch für die Menschheit gilt das bekannte Schiller'sche Distichon von dem Jüngling, der mit tausend Masten in den Ocean hinausschifft; wer zuerst an einen Stoff geräth, zieht die Grenzen am liebsten ins Ungemessene, erst der Epigone wird bescheidener und schneidet sich kleine Stücke heraus. So der Dichter, so der Geschichtschreiber; der Chronist des Mittelalters beginnt die Chronik, welche in Fehden zwischen Zünften und Rath seines Städtchens endigen soll, mit der Erschaffung der Welt und der Geschichte der vier großen Monarchien. Ja auf ganz andern Gebieten läßt sich dasselbe Verhältniß nachweisen: die erste Form des Schachspiels ist eine umfassendere und ungelenke, unser jetziges Schach gewissermaßen ein Extract aus jenem — nicht jenes ein Auswuchs aus diesem.

Für das Vorhandensein früherer Lieder beweist es auch nichts, wenn in der „Odyssee" Demodokos einzelne Episoden vorträgt. Christ macht mit Recht darauf aufmerksam, daß in der „Ilias" schon Achilleus und Patroklos im Wechselvortrag größere Partien recitiren. Wir legen aber auf diese Stellen überhaupt keinen großen Werth, weil wir in beiden Fällen an eine Improvisation, die an bekannte Ueberlieferungen anknüpfte, denken. Will man überhaupt aus denselben weitergehende Folgerungen ziehen, so könnte dies nur in dem Sinne geschehen, daß man das frühere Vorhandensein größerer Gedichte nach Art der „Ilias" und „Odyssee" annimmt, was aber an sich sehr unwahrscheinlich ist. Auch die Neuzeit kennt Vorträge einzelner Partien, einzelner Acte eines Ganzen; aber solche Vorträge setzen eben das Vorhandensein eines größern Ganzen voraus. Denn nur ein verbildeter Geschmack, welcher Virtuosenthum mit Kunst verwechselt und über der Form den Inhalt vergißt, kann Gefallen an einem Vortrage finden, den er nicht im Geiste in das ihm bekannte Ganze einfügen kann. Wir denken uns also die Sache so, daß ein Schatz volksthümlich ausgeschmückter Ueberlieferungen über den trojanischen Sagenkreis sich gebildet hatte, die nicht eher eine künstlerisch fixirte Gestalt annehmen konnten, als bis die Kunst zu schreiben in Griechenland bekannt wurde. Mit Benutzung derselben verfaßte dann das Genie Homer's, der gerade um jene Zeit aufgetreten sein muß, die Homerischen Gedichte, welche dann wiederum für spätere Rhapsoden, Dichter und Mythographen eine unerschöpfliche Quelle oder vielmehr der Anknüpfungspunkt für neue Dichtungen wurden.

Die Kunst zu schreiben — das ist ein Punkt, über den wir uns ebenfalls mit Christ ein wenig auseinander setzen müssen. Für uns haben die gelehrten und scharfsinnigen Ausführungen, die ihre Spitze gegen Wolf kehren, daß Homer seine Gedichte verfaßt habe, ohne des Schreibens kundig zu sein, nichts Ueberzeugendes, weil uns da eine Sache zu glauben zugemuthet wird, von der wir uns einfach keine Vorstellung machen können. Die von uns bereitwillig zugegebene Thatsache, daß bei den Analphabeten das Gedächtniß bei weitem größern Anforderungen gewachsen ist als bei den des Lesens und Schreibens Kundigen, gilt nur für das Erlernen und Behalten, aber nicht für das Verfassen umfangreicher Gedichte. So gut wie es Rabbiner gibt, die unglaublich große Partien des Alten Testaments, Mohammedaner, die den ganzen Koran auswendig kennen, hat es gewiß auch zahlreiche Griechen gegeben, die den ganzen Homer kannten. Aber ein anderes ist es, diese vorhandenen Werke auswendig lernen und behalten,

ein anderes, sie verfassen, ohne das bereits Vollendete in irgendeiner Weise zu fixiren. Wir halten dies mit Wolf für geradezu unmöglich. Einen Plan in allen Einzelheiten im Kopfe zu entwerfen, selbst für große literarische Werke, ist nicht allzu schwer; aber man mache einmal den Versuch, auch nur hundert Distichen auf diese Weise zu bilden, und man wird sehen, wie weit man kommt. Wir verwenden aber Wolf's ganz richtigen Gedanken nicht in seinem Sinne gegen die Einheit Homer's. Nehmen wir mit Christ als erweislich an, daß weitaus der größte Theil der Homerischen Gedichte von Einem Verfasser herrührt, halten wie es ferner für unmöglich, diesem die Kenntniß der Schreibkunst abzusprechen, so müssen wir die Zeit der Entstehung dieser Gedichte in jene Epoche verlegen, wo die Schrift in Jonien, oder wo man sonst immer Homer's Vaterland suchen mag, Eingang gefunden hatte, und zwar kurze Zeit nach diesem wichtigen Ereigniß, weil dem Dichter der analphabete Zustand seiner Helden noch als ein durchaus natürlicher erscheint, obgleich in der bekannten den Bellerophon betreffenden Stelle schon von hieroglyphischen Zeichen die Rede ist, die für den Uebergangszustand charakteristisch gewesen sein dürften.

Gerade an diesem Punkt zeigt sich das durch ängstliches Abwägen bedingte Widerspruchsvolle in Christ's Darstellung, die zu keinem scharf umgrenzten Ergebniß gelangt; einer schroffen Verurtheilung der oben formulirten, von Nitzsch, Volkmann und Bergk getheilten Ansicht fügt Christ den etwas zahmen Schluß hinzu: „Keineswegs kann aber aus den paar Schriftzeichen, welche Schliemann auf troischen Töpferwaaren fand und deren Schriftcharakter obendrein Milchhöfer anzweifelt, auf eine weite Verbreitung der Schrift in der Zeit Trojas und Homer's geschlossen werden." In einer Anmerkung wendet er sich dann wieder gegen Milchhöfer's Zweifel, und so sind wir wol um so mehr zu der Erwiderung berechtigt: eine weite Verbreitung der Schrift zur Zeit Homer's behauptet ja niemand; aber wenn sie überhaupt schon bekannt war — und das wird von Christ nicht bestritten —, so ist nicht abzusehen, warum gerade Homer sie nicht gekannt haben sollte.

Nicht minder fordert es zum Widerspruch heraus, wenn Christ, nachdem er gesagt hat: „Ein großer einheitlicher Gedanke zieht sich ganz unverkennbar durch alle Gesänge der «Ilias» hindurch, ein solcher wird aber zu allen Zeiten nur durch eine große Persönlichkeit ins Leben gerufen, nicht vom Volk erzeugt noch erst hintendrein in fertige Lieder hineingetragen" (ein Satz, in dem wir jedes Wort mit Freuden unterschreiben), später von einem naiven Volksepos spricht (ein naives Epos, ja, ein Volksepos aber?) oder schließlich die „Ilias" dennoch in verschiedene Bestandtheile auflöst, weil der einheitliche Gedanke nicht streng durchgeführt sei. In diesen Widerspruch mit sich selbst geräth der Verfasser dadurch, daß er ein ungebührliches Gewicht auf die knappe Durchführung des in den ersten Versen der „Ilias" in wenigen Worten für dieselbe angekündigten Inhalts legt. Gegen eine so engherzige Auffassung müssen wir entschieden Verwahrung einlegen. Das ist ja richtig, daß mit dem Zorn des Achilleus, seiner Veranlassung und seinen Folgen Homer sehr schnell fertig werden konnte; dazu genügte eine geringe Anzahl von Gesängen, vielleicht fünf bis sechs: aber so enge Grenzen hatte er sich durch sein Proömium nicht stecken wollen. In einer Anmerkung hat Christ die kunstvolle Anlage der „Ilias" so energisch hervorgehoben, daß wir ganz unbedenklich dem Dichter ein zielbewußtes Arbeiten und eine weit ausgreifende planmäßige Anlage zutrauen dürfen. Wenn Homer den Zorn des Achilleus besingen wollte, so lag dem der Gedanke zu Grunde, die denkwürdige Belagerung von Troja in einer ihrer merkwürdigsten Phasen dichterisch zu fixiren, die sich zwanglos an ein bestimmtes Ereigniß anknüpfen ließ. Hierzu war des Achilleus Zorn besonders geeignet, weil die Reihenfolge der daraus entstehenden Ereignisse mit dem für den Ausgang des Kriegs entscheidenden Tode des troischen Hauptheldeu abschloß. Christ führt den Einfall, das Proömium in seiner Weise auszubeuten, selbst ad absurdum, indem er nicht etwa ironisch, sondern ganz ernsthaft die Ansicht vertheidigt, daß mit dem Tode des Patroklos Homer ursprünglich die „Ilias" zu schließen gedachte, weil „an jener Stelle alles erfüllt ist, was der Sänger in dem Proömium versprochen hatte: tausend Leiden sind über die Achäer gekommen, viele Helden sind hinabgegangen in den Hades; der Wille des Zeus, der den beleidigten Achill zu rächen versprochen hatte, ist erfüllt". Es ist unbegreiflich, wie ein so geistvoller und feinsinniger Beurtheiler, als welcher Christ uns auf jeder Seite seiner Abhandlung entgegentritt, so in den Bann eines pedantischen Einfalls gerathen kann. Schon als Hellene konnte Homer nicht lediglich und ausschließlich über Niederlagen der Griechen berichten wollen; das ist ein Punkt, den wir durchaus und um so mehr im Auge behalten müssen, als die banausisch philologische Behandlung der ganzen Frage sich um solche überaus wichtige und entscheidende Gesichtspunkte nicht gern bekümmert. Wer aber hätte die „Ilias" gelesen und wäre nicht zu der Ueberzeugung gelangt, daß Homer mit Leib und Seele im Lager seiner achäischen Landsleute steht? Um nur eins anzuführen: so oft die Götter nicht in die Schlacht eingreifen, neigt der Sieg allemal auf die Seite der Griechen, und mitten in ihren Niederlagen und ihrer ärgsten Bedrängniß tauchen partielle Erfolge auf, die beweisen, wie sie ihren trojanischen Gegnern mehr als gewachsen sind. Sollte das so ganz absichtslos sein? Es gibt im hellenischen Heere außer Achilleus mindestens noch zwei Helden, die dem Hektor überlegen sind, Aias und Diomedes, und eine ganze Anzahl von solchen, die es mit ihm recht wohl aufnehmen können, während den drei genannten keiner der Trojaner gewachsen und die Zahl der Krieger, die dem Odysseus, Agamemnon und andern in zweiter Linie stehenden Griechen gewachsen sind, nur eine geringe ist. Wie aber hätte Homer dies Verhältniß ohne die seinen Plan retardirenden Bücher 2—7 zum Ausdruck bringen können? Ohne diese und ohne die furchtbare Nie-

derlage der Troer nach Patroklos' Tode würde der Leser einen vollständig falschen Begriff von dem Verhältniß der Griechen und Troer zueinander erhalten haben, und es lag entschieden in Homer's Absicht, dies Verhältniß, wie es in dem ganzen Kriege bemerkbar gewesen war, zum Ausdruck zu bringen. Wie mager die „Ilias" aussehen würde ohne die Bücher 2—7, die Presbeia, die Dolonie und die Gesänge 19—24, hat sich wol Christ gar nicht recht vorgestellt; für uns steht fest, daß erst mit dem Tode Hektor's das Thema vom Zorn des Achilleus erschöpft war; ohne diesen Zorn, der den tapfersten der Griechen bei den Zelten festhielt, würden die Trojaner nimmer im freien Felde standgehalten, würde Hektor den für ihn verhängnißvollen Kampf mit Achilleus nicht gewagt haben.

Wenn der Verfasser zu dem Ergebniß gelangt, daß er für die „Ilias", von kleinern Unterabtheilungen abgesehen, den spätern Erweiterungsgruppen, einen ältesten echten Kern und eine jüngere Ilias annimmt, diese zum Theil jünger als jene Erweiterungen, so können wir sehr schwere Bedenken gegen dies System nicht unterdrücken. Insbesondere vermögen wir in dem Moment der sogenannten ungeschickten Nachahmungen keinen zwingenden Beweis für das höhere Alter der nachgeahmten Verse zu erblicken, da sich doch wol die Frage aufwerfen läßt, ob nicht umgekehrt der angeblich ältere, nachgeahmte Theil eine spätere und glücklichere Fassung als die ursprüngliche und ungeschicktere ist. Damit verliert dieser Punkt seine ganze Beweiskraft.

Christ scheidet als jüngere Ilias den Gesang XVIII vom Verse 242 an, als spätere Erweiterungsgruppen aus die Gesänge XII bis XV, von 591, VII, 313 bis Schluß, IX und X, II—VII, 313, sodaß als ältere Ilias zurückbleiben die Gesänge I, VIII, XI, XV, 592 bis XVIII, 242. Das Ausscheiden der Dolonie und der Presbeia können wir nicht billigen. Auch unsere Ansicht über die Gesänge, welche die Ausführung des Racheplans verzögern, haben wir bereits verfochten, und wir müssen an derselben um so mehr festhalten, als Christ selbst zugesteht, daß stärkste Gründe innerer und äußerer Art gegen seine Anschauung sprechen, er diese also lediglich darauf stützt, daß diese Gruppe das im Proömium angekündigte eigentliche Thema verzögert, mithin auf einen Beweis, der für uns eben ohne alle Beweiskraft ist. Die Gründe für das Ausscheiden der zuerst genannten Gruppe sind besser, und insbesondere spricht es für eine spätere Hinzufügung, daß durch Beibehaltung dieser Gesänge eine ungewöhnlich starke Anzahl von Ereignissen in wenige Stunden zusammengedrängt wird. Zwingend ist aber auch dieser Grund keineswegs, da die Behauptung, Homer mache sich solcher Incongruenzen nicht schuldig, eine geschickt verhüllte petitio principii ist.

Wenn der Verfasser nun die sogenannte jüngere Ilias, d. h. den letzten Theil vom Tode des Patroklos an, von der ältern unterscheidet, während er selbst sagt, daß in ihr nach Ausscheidung einiger Interpolationen ganz die Anschaulichkeit und die packende Gewalt der echten Homerischen Poesie wiederzuerkennen ist, so sehen wir ihn wieder in dem Banne seiner unglückseligen Auffassung des Proömiums. Da wir letztere durchaus nicht anzuerkennen vermögen, so bleibt auch diese Gruppe dem alten Homer gesichert und mit ihr, da Christ sie für jünger hält als die ersten Erweiterungsgruppen, auch die letztern.

Christ nimmt an, daß Homer mindestens die Hälfte aller Verse der „Ilias" gedichtet habe, die übrigen aber von einer größern Anzahl von Homeriden, mindestens fünf, hinzugefügt worden seien, womit er den Unitariern sehr weit entgegengekommen zu sein hofft. Wenn wir dies, wie oben nachgewiesen, nicht zugestehen können, so müssen wir doch hervorheben, daß, von einzelnen Widersprüchen und Unklarheiten (auch von einem auffallenden Versehen bezüglich des Verses Od. II, 19) abgesehen, die geistreichen und scharfsinnigen Ausführungen, womit er eine ganze Reihe von Trugschlüssen der Wolfianer und Lachmannianer bloßlegt, den angenehmsten Eindruck machen, weil sie gegenüber der in Kritiklosigkeit ausartenden Hyperkritik pedantischer Wortklauber siegreich die Sache des gesunden Menschenverstandes und der Aesthetik führen. Wobei es denn um so erfreulicher ist, daß Christ den Gegnern auch auf ihrem eigensten, dem philologisch-kritischen Gebiet, einen ganzen Mann stellt. Er gleicht einem Feldherrn, dessen geniale Strategie wir schätzen, und der, wenn es zum Schlagen kommt, seinen nur als Taktiker etwas leistenden Gegnern auch in der Taktik gewachsen ist.

Für die „Odyssee" nimmt der Verfasser am Schluß einer längern überaus scharfsinnigen Beweisführung eine vermittelnde Stellung ein, die in folgenden Worten gipfelt:

> Erwägt man dieses alles und nimmt die großen Uebereinstimmungen hinzu, die zwischen der „Odyssee" und den jüngsten Partien der „Ilias" bestehen, so wird man in der Tradition, daß „Ilias" und „Odyssee" von demselben Dichter Homer herrühren, etwas mehr als eine Altweiberfabel finden. Ist auch der Grundstock der „Odyssee" von einem andern Sänger gedichtet als der der „Ilias", so gehörten doch beide zu derselben Sängerschule, und hat überdies derselbe Dichterrhapsode die letzte Hand an beide Dichtungen gelegt.

Damit kann auch ein hartnäckiger Unitarier zufrieden sein. Doch möchten wir Christ noch etwas schärfer beim Wort nehmen als er sich selbst. Wenn er ausführt, wie die ganze Anlage beider Homerischen Gedichte in vielen wesentlichen Stücken eine auffallende Uebereinstimmung zeige, so schließen wir folgendermaßen weiter. Ist es richtig, daß die Gesänge II—VII der „Ilias" trotz ihres retardirenden Inhalts aus den theils von Christ, theils von uns angegebenen Gründen dem ältesten Entwurf der „Ilias" nicht entzogen werden können, so liegt es nahe, dasselbe für die Gesänge I—IV der „Odyssee" gelten zu lassen. Referent muß gestehen, daß ihm gerade die Art, wie durch diese vier Gesänge das Auftreten des Odysseus selbst hinausgeschoben und vorbereitet, die Spannung des Lesers erhöht wird, immer als eine besonders kunstvolle erschienen

ist. Wir geben zu, daß die Einfügung des fünften Gesanges, da er die Einleitung des ersten wiederholt, nicht geschickt ist; es ist eine Flickarbeit, wodurch der eigentlich von Homer beabsichtigte Sachverhalt, daß nämlich Hermes an demselben Tage zur Kalypso entsendet wurde, da Athene zu Telemachos ging, verdunkelt und verwischt wird. Denn daß nach der Götterversammlung des ersten Buchs Zeus die beschlossene Entsendung des Hermes gewissermaßen auf die lange Bank geschoben, beinahe vergessen habe, bis er durch Athene wieder daran erinnert wurde, ist eine Annahme, zu der wir uns ungern entschließen. Bei der Annahme, daß Hermes und Athene gleichzeitig ihren Flug antraten, würde die Zeit, welche Telemachos, seiner ursprünglichen Absicht zuwider, beim Menelaos zubrachte, nur 22, nicht 31 Tage betragen; damit ist freilich wenig geholfen. Aber sowol dieser wie andere Widersprüche der sogenannten Telemachie bleiben immer unerklärt auch bei der Annahme eines andern Verfassers für dieselbe; das hat Christ in sehr zutreffender Weise an einem andern Beispiel, an dem getödteten und nachher wieder als lebendig auftretenden Pylämenes nachgewiesen. Auch in der „Odyssee" steht die Sache der Unitarier auf festern Füßen als die der Gegner. Eine Amputation der ersten vier Gesänge ist nicht ohne Schwierigkeit; eine Misbildung liegt in dem unglücklichen Ansatz des fünften Gesanges einmal vor, aber sie ist mit dem Leibe der „Odyssee" so verwachsen, daß sie nicht wegzuoperiren ist. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß diese Unebenheit wol kaum dem unbefangenen Leser, sondern nur dem aufmerksamen Forscher auffällt, wollen auch Homer nicht damit entschuldigen, daß er auf den gesonderten Vortrag einzelner Theile seiner Epen gerechnet habe, und daher beinahe gezwungen gewesen sei, im fünften Buch den Anfang des ersten zu recapituliren, wobei er freilich annehmen durfte, daß man ihm nicht so genau auf die Finger sehen würde. Wir wollen das, wie gesagt, nicht, obwol diese Position bei weitem stärker ist und schwerer zu erstürmen, als die Gegner meinen. Wir glauben, daß die Telemachie für die „Odyssee" nicht entbehrt werden kann, weil in ihr jenes Interesse an Penelope und Telemachos erregt wird, ohne welches diese Personen im letzten Theil des Gedichts zu unvermittelt auftreten und diese letzten Theile etwas Farbloses erhalten würden. Da nun aber auch Christ, indem er den fünften Gesang unmittelbar an die Götterversammlung des ersten Buchs anschließen will, dies nicht ohne eine gewaltsame Aenderung vorhandener Verse erreichen kann, so acceptiren wir diese gewaltsame Aenderung und beseitigen mit ihr die Wiederholung der Götterversammlung zu Beginn des fünften Buchs. Die von Christ aufgezeigten sprachlichen Verschiedenheiten können wir, da er selbst wiederholt vor einer zu scharfen Betonung dieses Moments warnt, auf die Verschiedenheit der Zeiträume zurückführen, in denen der eine Dichter der „Ilias" und der „Odyssee" beide Werke entworfen, ausgeführt und vervollständigt hat. Es ist unmöglich und widerspricht aller menschlichen Erfahrung, daß auch nur ein begabter Schüler, geschweige denn eine ganze Reihe derselben, sich so in den Geist der Lehrers hinein gelebt haben könne, wie es der Fall sein müßte, wenn wirklich nicht Homer, sondern die Schar der Homeriden seine Werke so vollendet hätte, wie sie vorliegen. Die Verschiedenheit der innern und äußern Behandlung im Goethe'schen „Faust" ist bei weitem größer; wir finden auch in diesem Werk Marksteine, Rudimente der im Laufe der Arbeit veränderten Pläne, gewechselten Anschauungen, vergessenen Ideen, ja es ist sogar nachgewiesen, daß Goethe in spätern Jahren sich bezüglich dessen, was er früher gewollt hatte, nicht fest auf sein Gedächtniß verlassen konnte. Warum sollte es bei Homer anders gewesen sein? Bei der Ausdehnung der beiden Gedichte ist ohnehin die Annahme geboten, daß er Jahrzehnte, ja gewiß während seines ganzen Lebens an ihnen gearbeitet hat. Daß dann die Rhapsoden, welche seine Gesänge vortrugen, durch die Aehnlichkeit der Verse und der Situationen, durch Gedächtnißfehler und andere Ursachen irregeleitet, hier und da Verse einflickten, erscheint als unvermeidlich, und wir tragen nicht das geringste Bedenken, eine ganze Anzahl Verse als interpolirt zu betrachten. Nur sind wir auch hierin vorsichtig und mit Christ, der von Interpolationsfanatikern spricht, einverstanden, daß nur durchaus zwingende Gründe für die Ausscheidung von Versen maßgebend sein dürfen.

So ist denn das Ergebniß unserer Besprechung, daß wir an der Einheit Homer's festhalten, und wir freuen uns, daß Christ die von ihm ausgesprochene, mehr schielende und blendende als zutreffende Bemerkung, welche eine Mehrzahl von Verfassern für die homerischen Gedichte als vom literarisch-ästhetischen Standpunkte aus annehmbar hinstellen will, später selbst widerlegt, indem er die Bemerkung von Minckwitz: „die Natur pflege nicht leicht viele gleich erste Genies auf einmal oder kurz hintereinander hervorzubringen", gegen Kammer's Einwand, „das göttlich begabte Volk der Hellenen weise in der dramatischen Poesie, der Beredsamkeit und der bildenden Kunst mehrere glänzende Gestirne zu gleicher Zeit auf", mit den von uns bedingungslos unterschriebenen Worten vertheidigt: „Ich denke, ein Homeros ist doch noch etwas anderes als Sophokles und Isokrates und selbst Phidias."

Die symbolischen Träumereien eines Forchhammer erwähnt Christ mit keiner Silbe; wir glauben, mit Recht. Diese seltsame Verirrung, die ihr Urheber noch in den jüngsten Tagen zu galvanisiren bemüht gewesen, ist hoffentlich jetzt abgethan; unbegreiflich bleibt es freilich, wie jemand sich für den Einfall, große Ueberschwemmungen hätten den Dichter zu gewaltigen Heldengedichten begeistert, erwärmen und die Vertheidigung desselben mit der größten Hartnäckigkeit und dem Aufgebot eines erstaunlichen Scharfsinns führen kann.

Wir schließen mit dem Satze Christ's, zu dem wir uns ein kleines, durch [ ] gekennzeichnetes Einschiebsel gestatten:

Ich halte es für geboten, in dieser verwickelten Frage strenge zwischen bloßen Hypothesen und zwingenden Beweisen zu scheiden und nicht bloßen Einfällen zu lieb den Ruhm des größten Dichtergenies zu schmälern. Weitaus aber das Meiste, was man gegen die Einheit der „Ilias" [und der „Odyssee"] vorgebracht hat, gehört in das Bereich der Täuschungen und der bloßen Möglichkeiten.

A. F. Mordtmann.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Kolb's Culturgeschichte.

Culturgeschichte der Menschheit, mit besonderer Berücksichtigung von Regierungsform, Politik, Religion, Freiheits- und Wohlstandsentwickelung der Völker. Eine allgemeine Weltgeschichte nach den Bedürfnissen der Jetztzeit. Von G. F. Kolb. Dritte, völlig umgearbeitete Auflage. Lieferung 1—14. Leipzig, Felix. 1884—85. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M.

Dem nun verstorbenen „alten Kolb" gereicht es zur unvergänglichen Ehre, einmal daß er bis in sein hohes Alter sich frische Schaffenskraft und unverwelkliche Begeisterung für die höchsten Güter der Menschheit bewahrt, sodann daß er keine Mühe scheute, sich stets mit den jüngsten Erscheinungen der historischen Literatur bekannt zu machen, und endlich daß er den Muth hatte, eine Richtung unentwegt zu vertreten, die sich keineswegs rühmen kann, die herrschende oder auch nur eine in Deutschland einflußreiche zu sein. Hiermit aber müssen wir sein Lob als Culturhistoriker zu unserm Bedauern abbrechen. Kolb's „Culturgeschichte" ist zwar keineswegs, wie sein Gegner F. von Hellwald sagte, eine solche wie sie nicht sein soll, aber doch auch noch lange nicht eine solche wie sie sein soll. Nicht als ob irgendein verstorbener oder lebender Culturhistoriker seine Aufgabe vollständig erfaßt oder gar durchgeführt hätte — dazu ist diese Wissenschaft noch zu jung; sie ist erst im Werden begriffen und muß sich erst noch über ihren Umfang und ihre Methode, ja selbst über ihren Inhalt klar werden. Das indessen wird wol keinem Zweifel unterliegen, daß sie, wenn sie ihren Zweck erfüllen soll, von keiner vorgefaßten Meinung ausgehen darf, sondern allen Richtungen, denen jemals die Menschheit gehuldigt hat, sofern es keine unsittlichen oder verbrecherischen waren, mit gleicher Unbefangenheit gegenüber stehen muß. Darin aber fehlt Kolb in bedenklichem Maße. Es gibt Richtungen, die an sich, abgesehen von den Excessen mancher ihrer Anhänger oder Träger, durchaus ehrenhaft sind, die aber Kolb nicht nur als Privatmann, sondern auch als Culturhistoriker anfeindet, wo und soweit er kann. Es sind dies die Monarchie, die Aristokratie und das Christenthum. Er bekämpft nicht nur etwa die Misbräuche, welche mit diesen Erscheinungen allerdings in großer Anzahl verbunden waren, sondern sie selbst im vollen Umfang, stellt ihre Existenz als unberechtigt hin und leugnet oder ignorirt durchweg die großen Verdienste, die sich viele Träger jener Erscheinungen um die Cultur der Menschheit unleugbar erworben haben. Ein zweiter Fehler Kolb's ist der, daß er in sein Buch, das doch durch seinen mäßigen Umfang die Tendenz verkündet, sich der Kürze zu befleißigen, an vielen Stellen lange Abhandlungen einflicht, die wol in ein philosophisches oder politisches, nie und nimmer aber in ein historisches Werk gehören. Es sind vorzugsweise diese Abhandlungen, in welchen Kolb dem gerügten Mangel an Objectivität und Unbefangenheit die Zügel schießen läßt, und beide Mängel hängen daher auf das engste zusammen. Wir hoffen, im Folgenden, indem wir auf die einzelnen Theile des in manchen Beziehungen verdienstlichen Werks eingehen, die Richtigkeit unserer beiden Aussetzungen zu beweisen.

Vor allem hat die Darwin'sche Theorie, welcher Kolb im Anfange seines Werks einen weiten Raum widmet, mit der Culturgeschichte nicht das mindeste zu schaffen. Auch wenn sie mehr als Hypothese wäre, was sie aber nicht ist, so wäre es doch unmöglich nachzuweisen, welchen Einfluß diese oder jene Art der Herkunft des Menschengeschlechts auf dessen Culturentwickelung ausgeübt hätte. Wir kennen nun aber unsern Ursprung nicht, und wenn wir ihn auch heute oder morgen ergründen würden, was sehr unwahrscheinlich ist, so würde dies unsere gegebene Culturgeschichte nicht ändern. Der Culturhistoriker thäte daher am besten, solche für ihn nutzlose und für jedermann heikle Fragen den Naturforschern zu überlassen. Ebenso hätte Kolb, der in der Statistik eine zehnmal größere Autorität war als in der Culturgeschichte, von jenem seinem eigentlichen Fach sich nicht hinreißen lassen sollen, demselben in diesem seinem uneigentlichen Fach eine so große Breite einzuräumen. Hingegen hätte ihn die doch stets saubere und logische Statistik lehren sollen, auch in der „Culturgeschichte" nett und systematisch zu verfahren. Leider aber kennt hier Kolb kein Maß und Ziel. Es besteht in seinem Werk keine Harmonie zwischen den einzelnen Partien; diese ist so, die andere anders behandelt. Die Römer, der niederländische Freiheitskrieg und einige weitere Episoden erhalten eine vollständige politische, nicht nur Cultur-Geschichte, andere Erscheinungen aber nicht. Durch ausführliche Behandlung des Islam und enorme Ueberschätzung seiner Leistungen bekundet der Verfasser mehr seine Abneigung gegen das Christenthum als seine historische Gerechtigkeit. Diese Abneigung tritt auch hervor bei der Geschichte des Urchristenthums; sie äußert sich durch vollständige Verschweigung der sonst allgemein, sogar von einem so unabhängigen Geiste wie Scherr anerkannten Verdienste vieler Klöster um die Cultur des frühern Mittelalters und durch geringschätzige Herabsetzung der Leistungen dieser Anstalten, durch vollständige Ignorirung jeder andern Seite der Kreuzzüge als der re-

ligiös fanatischen, während doch die ideale sowol als die praktische Seite dieser Erscheinung, d. h. sowol ihre Berechtigung in der Verfolgung eines hohen Ideals, als ihre großartige Rückwirkung auf die Cultur Europas, auf der Hand liegen. Kolb hat daher auch kein Verständniß für den Werth der Religion; für ihn entstand sie nur aus der Furcht, während doch die gesammte Mythologie lehrt, daß es noch mehr die Bewunderung der Natur war, welche den Menschen veranlaßte, die Erscheinungen derselben höhern Wesen zuzuschreiben. Schreiber dieser Zeilen huldigt so wenig irgendeiner Dogmatik wie Kolb; aber er muß anerkennen, daß die Religion für den nicht hoch gebildeten Menschen aller Völker dessen Wissenschaft, Kunst und Moral ausmacht und denselben in unberechenbarem Grade vor Verirrungen beschützt — natürlich nicht immer und ebenso natürlich nicht so weit, daß nicht auch aus ihr selbst Motive zu Verirrungen hervorgingen. Denn auch die Religion ist Menschenwerk; aber aus ihr entwickelten sich Wissenschaft, Kunst und Moral, wenn sie sich auch dann in ihrer höhern Entwickelung von ihr und ihren Dogmen emancipirten. Feuerbach, welchen Kolb so hoch verehrt, urtheilte viel gerechter als dieser über das Wesen der Religion, deren Wurzel er geradezu in der Liebe, nicht in der Furcht erblickte.

Doch genug von der Religion! Auf anderm Gebiete ist es auffallend, daß Kolb der Pfahlbauern ausführlich gedenkt, ohne ihre Vorgänger, die Höhlenmenschen, mit einem Wort zu erwähnen. Es ist sonderbar, daß er an den aufgegebenen drei Perioden der Werkzeugbearbeitung festhält und ihr Aufgeben nur in einer „Nachschrift" berücksichtigt, statt die Auflage danach umzuarbeiten. Die älteste Periode der indischen Cultur, die dem Brahmanenthum vorangehende der Vedas, kennt Kolb nicht; er hält die brahmanische Richtung für die älteste und die sehr junge Trimurti für einen alten Bestandtheil derselben, und nennt die heiligen Bücher der Brahmanen „Schastes" (ein ganz unbekanntes Wort) statt Vedas. Ebenso fehlerhaft ist es, die Hebräer von ihrer ältesten Zeit an „Juden" zu nennen, was sie erst in der nachexilischen Zeit sein konnten, als sie im wesentlichen auf den Stamm Juda beschränkt waren. Eigenthümlich ist, daß Kolb das Zend-Avesta sehr ausführlich behandelt, aber über den Inhalt der viel wichtigern und weit höher stehenden brahmanischen und buddhistischen Schriften so wenig ein Wort sagt wie über die großen indischen Heldengedichte und über den Dichterkönig Kalidasa. Ausführlich wird auch die phönicische Religion, von der wir doch nur sehr junge und unzuverlässige Nachrichten haben, und weit über ihre Bedeutung hinaus die Cultur der Karthager dargestellt.

Wir wollen es dem Leser überlassen, weitere Ausstellungen an dem Buche zu finden, das im übrigen sehr viel Gutes und Richtiges enthält und vielen in mancher Hinsicht treffliche Dienste leisten kann, auch sehr gut ausgestattet ist, und hoffen, auch dieses Werk werde dazu beitragen, daß wir dem einstigen Ideal einer Culturgeschichte wie sie sein soll näher kommen.

Otto Henne-Am Rhyn.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Als hervorragende Erscheinung in der englischen wissenschaftlichen Literatur erwähnen wir vor allem „Types of Ethical Theory" von James Martineau. Nach der Ansicht des berühmten Verfassers näherten die Alten sich den ethischen Problemen von außen, die Neuern von innen, daher zerfallen ihre Theorien in unpsychologische und psychologische. Bei den erstern müsse die äußere Wirklichkeit, die das Gute beleuchtet, entweder Gott oder die Natur sein; im erstern Falle ist die Ethik dann entweder transscendent, wie bei Plato, im letztern immanent, wie bei Spinoza. Als Typus für diejenigen, welche die Naturerscheinungen zum Schlüssel der Gebote des Gewissens machen, stellt er Comte auf. Mit Kant beginnt nach ihm die neuere Schule, die wiederum in zwei Schulen zerfällt, von denen die eine als die „idiospychologische" und die andere als die „heteropsychologische" bezeichnet wird. Die neuesten englischen Philosophen, Herbert Spencer, Sidgwick u. s. w., werden einer eingehenden Kritik unterzogen. Ein besonderer Vorzug ist es noch, daß die Darstellung klar und durchsichtig ist.

— Matthew Arnold's Dichtungen sind soeben gesammelt in drei Bänden unter dem Titel „Poems" erschienen. Bekanntlich ist er eine der ersten Größen auf dem englischen Parnaß, und die Bände legen glänzendes Zeugniß von seinem Talent ab.

— Von „Letters and Papers, Foreign and Domestic, of the Reign of Henry VIII", geordnet und katalogisirt von James Gairdner, ist der achte Band erschienen, dessen Inhalt dem „Athenaeum" Anlaß zu folgendem Stoßseufzer gibt: „Es ist demüthigend für unsern Stolz als Engländer, genöthigt zu sein einzugestehen, daß all diese gräßliche Tyrannei — diese Herrschaft eines wilden Thiers über unsere Vorväter — mit immer wachsender Unterwürfigkeit ertragen wurde, je grimmiger sie es trieb. Durchs ganze Land ging nur der Schrecken eines Volks, das keine Hoffnung auf Rettung hatte. England glich einer Schafhürde, in welcher ein Tiger sein Lager aufgeschlagen. Wenn der Wütherich sich erhob, verkrochen sich die Schafe in einen Winkel, glücklich diejenigen, die zuletzt sterben würden; während er schlummerte, waren sie für die kurze Ruhe dankbar." Bedarf es hierzu noch eines Commentars?

— William Chatterton Coupland, ein Verehrer Goethe's, welcher bedauert, daß trotz der vorhandenen einunddreißig englischen Uebersetzungen des „Faust" derselbe noch immer in England viel zu wenig gelesen werde, hat es unternommen, in einer Schrift: „The Spirit of Goethe's Faust", von neuem die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf das große deutsche Meisterwerk hinzulenken und namentlich den innigen Zusammenhang beider Theile der Dichtung nachzuweisen. Es wird diese Schrift als das Bedeutendste, was seit Lewes' Goethe-Biographie in England über Goethe erschienen ist, gerühmt.

— Das Tagebuch des heldenmüthigen, unglücklichen, der Vernachlässigung seiner Regierung zum Opfer gefallenen Generals Gordon ist unter dem Titel „The Journal of Major-General C. G. Gordon, C. B. at Kartoum" von A. Egmont Hake, nach den Originalhandschriften mit Einleitung und Anmerkungen versehen, veröffentlicht worden und auch in der Tauchnitz'schen

Sammlung erschienen. Es wird von allen, die sich für die Tagesgeschichte, insbesondere aber für einen mit großen Schwierigkeiten kämpfenden, seinem Vaterlande sich aufopfernden Helden von wahrhaft classischer Einfachheit und Größe interessiren, eifrig gelesen oder verdient es doch zu werden.

Von den weitern Neuigkeiten aus der letztgenannten Sammlung nennen wir zunächst: „Alice, Grand Duchess of Hesse Princess of Great Britain and Ireland. Letters to Her Majesty the Queen. With a Memoir by H. R. H. Princess Christian" in zwei Bänden, mit dem Porträt der Prinzessin Alice. So taktlos es auch war, diese Briefe, welche die innigsten und zartesten Gefühle, die der Tochter für ihre Aeltern, der Gattin für ihren Gatten, der Mutter für ihre Kinder ausdrücken, der Oeffentlichkeit zu übergeben, so unbedeutend sie sonst sind, ja so überdrüßig man der nur zu oft wiederholten, wenn auch wohlverdienten Lobeserhebungen des verstorbenen Vaters, des Prinzen Albert, und der immer wieder erneuerten Stoßseufzer über dessen Hinscheiden und der Tröstungen der Mutter wird, so kann man doch diese von tiefer Wehmuth durchwehten Briefe als ein wahres Trostbuch allen, die selbst den Kelch des Leidens zu schlürfen haben, nicht genug empfehlen. Hier werden sie eine Frau kennen lernen, die in hoher, der höchsten zunächst kommender Stellung alles Wehe des Lebens erst als Tochter, dann als Gattin und Mutter durchzukosten hat und alles mit Standhaftigkeit erträgt, dabei nur immer die Trösterin der Königin, ihrer Mutter, und der leidenden Menschheit, die ihr untergeben, ist, um den Vater, den ihr wie der Mutter unvergeßlichen und von beiden wie ein Abgott verehrten nie aufhört zu trauern, für den Gatten, der für sein Vaterland in den Krieg gezogen, und dessen Gefahren zittert, sich eines zärtlichst geliebten Kindes durch einen beklagenswerthen Unfall und eines zweiten durch eine heimtückische Krankheit beraubt sieht, der sie schließlich selbst, noch in jugendlichen Jahren, infolge eines Kusses, dem sie diesem ihren vom Todesengel umschwebten Lieblinge auf die Lippen drückt, zum Opfer fällt. Kann es da wundernehmen, daß, trotz der Lichtblicke, welche die kurze Zeit der Freude in ihr von so schweren Prüfungen heimgesuchtes Leben wirft, das Bild, welches ihre Briefe vor den Augen der Leser entrollen, ein trauriges, wehmuthsvolles ist? Kurz ein besseres solamen miseris wüßten wir nicht zu nennen als dieses Buch, wenn auch das Schicksal so mancher Königin und Prinzessin, die auf dem Schaffot endeten, scheinbar ein noch unglücklicheres war.

Ferner erwähnen wir ein neues, von dem leider zu früh verstorbenen Hugh Conway, dem Verfasser des so allgemein mit Beifall aufgenommenen Romans „Called Back", nachgelassenes Werk: „A Family Affair", das wir seinen frühern noch vorziehen und an die Spitze seiner eigenen nicht nur, sondern der gesammten neuesten Romanliteratur stellen möchten, so geschickt ist es angelegt, so spannend ist die Erzählung und so gelungen ist die Charakteristik, wären wir nicht, seitdem wir es gelesen, durch eine neue, auch diesen gediegenen Roman weit übertreffende Erscheinung überrascht worden, über die wir nächstens zu berichten hoffen. Während wir dieses schreiben, ist das betreffende Werk nämlich noch nicht in der Tauchnitz-Collection ausgegeben worden, wird es aber demnächst werden. Für diesmal beschränken wir uns daher, nur noch eine recht hübsche Kleinigkeit von Ouida, „A Rainy June, a Novellette" betitelt, zu erwähnen, welche Tauchnitz als eine Extra-Ausgabe, nicht zur Collection gehörig, veröffentlicht hat. Die Erzählung behandelt die Vermählung einer Engländerin mit einem italienischen Prinzen, der schon in den ersten Flitterwochen, die das Paar auf dem Lande in England in einem nassen Juni hinbringt, Langeweile an der Seite der erst so heiß Geliebten empfindet und sich wieder nach dem Heimatlande sehnt, wo eine ihm sympathischere italienische Herzogin weilt, mit der er in Briefwechsel steht und mit der er auch bald nach Italien zurückkehrt, ein Verhältniß anknüpft, während seine jugendliche Gattin sich dort ebenfalls von den Banden der Ehe loslöst und anderweitig sich Befriedigung für ihre Herzensbedürfnisse verschafft. An diese Erzählung knüpft die Verfasserin, nach gewohnter Weise, recht pikante Bemerkungen über die Zustände der hohen englischen Gesellschaft, und geißelt sie mit den Waffen ihrer Satire. Die Novelle ist in die Form von Briefen eingekleidet, die zwischen dem Ehepaar und ihren Freundinnen gewechselt werden.

Bibliographie.

Aus den Frühlingstagen des deutschen Vaterlandes. Eine schlesische Geschichte von G. v. R.-T. Augsburg, Preyß. 8. 3 M.

Chesterfield, Lord, Quintessenz der Lebensweisheit und Weltkunst. Nach den Briefen an seinen Sohn frei bearbeitet von K. Munding. Stuttgart, Levy u. Müller. 8. 3 M. 60 Pf.

Die Deutsch-Freisinnigen. Aus den Mittheilungen eines Parlamentariers. Allen Wählern gewidmet. Leipzig, Bredow. Gr. 8. 60 Pf.

Dilettanten-Mappe. Herausgegeben von F. Zipf. Nr. 1—11. Berlin, Zipf. 8. à 1 M.

Forel, A., Das Gedächtniss und seine Abnormitäten. Vortrag. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Free, H., Die Lehre Herbarts von der menschlichen Seele, mit Herbarts eigenen Worten zusammengestellt. Bernburg, Baemeister. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Friedmann, F. (E. Hohenziel), Auf der Wahlstatt des Lebens. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Für edle Frauen. Blätter für die echte und wahre Emanzipation des Weibes. Herausgegeben und redigirt von *_* und A. Hinrichsen. 1ster Jahrg. 1885/86. 24 Hfte. Berlin, Friedrich Nachf. Lex.-8. Vierteljährlich 3 M.

Gengel, A., Asylrecht und Fürstenmord. Ein Beitrag zum Abschluß der Asylfrage. Als Anhang: Der ewige Friede. Frauenstein, Huber. 8. 75 Pf.

Haym, R., Herder, nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt. 2ter Bd. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 20 M.

Heiberg, H., Schriften. 2ter Bd.: Ausgetobt. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Hesekiel, Ludovica, Fromm und Feudal. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1886. 8. 10 M.

Ich suche einen idealen Menschen. Eine Art Selbstbiographie nebst einer Charakteristik der civilisirten Menschen. Von Otto Humanus. Berlin, Edler. 8. 1 M. 30 Pf.

Jensen, W., Am Ausgang des Reiches. Ein Roman. 2 Bde. Leipzig, Elischer. 1886. 8. 12 M.

Kohn, M., Die Meisterwerke der deutschen Literatur in mustergültigen Inhaltsangaben. Eine Sammlung erlesener Darstellungen, herausgegeben von M. K. Hamburg, J. F. Richter. 1886. Lex.-8. 3 M.

Krauß old, M., Joh. Janssen's Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters. Ein Conferenz-Vortrag. Hof, Thelemann. Gr. 8. 60 Pf.

Lehrs, M., Carl Schlüter. Ein Lebensbild. Mit Abbildungen. Leipzig, Hoch 4. 1 M. 50 Pf.

Leist, A., Georgien. Natur, Sitten und Bewohner. Mit 9 Illustrationen nach Original-Aufnahmen. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Leixner, O. v., Randbemerkungen eines Einsiedlers. Ernst, Scherz und Satire. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Lerchberg, G., Der Mord des Grafen Hartmann von Kyburg auf Schloß Thun. Historisch-romantische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Bern, Wyß. 8. 2 M. 40 Pf.

Molmenti, P. G., Die Venetianer. Geschichte und Privatleben. Von der Gründung bis zum Verfall der Republik. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Bernardi. Hamburg, J. F. Richter. 1886. 8. 5 M.

Münzenberger, E. F. A., Zur Kenntniß und Würdigung der mittelalterlichen Altäre Deutschlands. Ein Beitrag zur Geschichte der vaterländischen Kunst. 1ste Lfg. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Fol. 1 M.

Paradoxe der conventionellen Lügen von *_*. Berlin, Steinitz u. Fischer. Gr. 8. 2 M.

Pilz, C., Licht- und Schattenbilder aus meinem Lehrerleben. Rückblicke auf drei Jahrzehnte im Dienste der Schule. Leipzig, C. F. Winter. 8. 3 M.

Radloff, W., Das Schamanenthum und sein Kultus. Eine Untersuchung. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 M.

Reber, F. v., Kunstgeschichte des Mittelalters. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 16 M.

Die Reise mit Hindernissen. Abenteuer eines Stubenhockers auf klassischem Boden. Mit über 100 Illustrationen von G. Doré. Leipzig, Unflad. 8. 2 M.

Röttger, R., Das Wetter und die Erde. Eine Witterungskunde nach neuen Grundsätzen und Entdeckungen, begründet durch zahlreiche Einzelbeweise und durch die seit 1878 thatsächlich eingetretenen Katastrophen unseres Erdkörpers. Mit Illustrationen. Jena, Costenoble. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Schoultz von Ascheraden, gen. de Terra, M. Freih., Bothwell. Trauerspiel. Wiesbaden, Rodrian. 8. 1 M. 50 Pf.

Verne's, J., Schriften. Autorisirte Ausgabe. 45ster Bd.: Der Südstern oder das Land der Diamanten. — 46ster Bd.: Der Archipel in Flammen. Wien, Hartleben. 1886. 8. à 2 M. 70 Pf.

Weber, T., Emil Du Bois-Reymond. Eine Kritik seiner Weltansicht. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 5 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 277 bis 283.

Die Aufstände in Albanien. — Kritische Beleuchtung der Bewegung in Ostrumelien und Bulgarien. — Zum deutsch-spanischen Conflict. — Die Krisis in Frankreich. — Zur Situation in den Balkan-Ländern. — Zum Verständniß der strategischen Bedeutung der ostfranzösischen Landesbefestigung. (IV. Schlußartikel.)

Dogmatismus in der Volkswirthschaft. — Henry George. Von Dr. H. Klein. — Der Scandal über den Kauf der Ashburnham-Handschriften in Italien. Von Dr. Otto Hartwig. — Ralf von Retberg. (Nekrolog.) — Reisebriefe aus dem Königreich Croatien und Slawonien. Von Karl Braun-Wiesbaden. (II/III.) — Richard Lepsius. Von R. Pietschmann. — Ein Brief Voltaire's. — Die Antwerpener Weltausstellung. (XII. Schlußartikel.) — Ein neues Werk über Bernhard von Weimar. Von Dr. H. Blum. (II.) — Capri. Von Dr. R. Schöner. (VI.) — Karl Spitzweg. (Nekrolog.) Von Fr. Pecht.

Versicherungsgesellschaft gegen Wasserleitungsschäden. — Die Deutsche Landwirthschaftsgesellschaft.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Grundriss der Zoologie

für höhere Lehranstalten, insbesondere für Gymnasien

bearbeitet von

Dr. R. Krieger.

Mit 124 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 1 M. 60 Pf. Cart. 1 M. 80 Pf.

Der Verfasser, Oberlehrer am Nicolaigymnasium zu Leipzig, bietet mit diesem durch naturgetreue Thierbilder reich illustrirten Grundriss der Zoologie ein Schulbuch, das die beim Unterricht gewonnenen Resultate kurz zusammenfasst, sich deshalb aber auch zum Gebrauch für die häusliche Repitition eignet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Reinhold Buchholz'

Reisen in West-Afrika.

Von **Carl Heinersdorff.**

Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Bassermann, Prof. Dr. Hein., Handbuch der geistlichen Beredsamkeit. 8. X und 638 Seiten. 10 M.

Wächter, Dr. Oskar, Johann Jakob Moser. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Moser's in Lichtdruck. 8. X und 283 Seiten. 4 M. 50 Pf.

Weber, Georg, Heidelberger Erinnerungen. Am Vorabend der fünften Säkularfeier der Universität. Mit dem Porträt Weber's in Stich. 8. VIII und 310 Seiten. 4 M.

Schack, F. A. Graf von, Memnon. Eine Mythe. 8. 164 Seiten. 3 M.

Riehl, W. H., Die bürgerliche Gesellschaft. Achte Auflage. 8. XII und 394 Seiten. 5 M.

Lessing, Minna von Barnhelm. Schulausgabe mit Anmerkungen von Dr. A. Bieling. 8. XIV und 138 Seiten. Cartonnirt 80 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Aus dem alten Pitaval.

Französische Rechts- und Culturbilder

aus den Tagen Ludwig's XIII., XIV. und XV.

Ausgewählt und erläutert

von

Hans Blum.

Zweiter Band.

8. Geheftet. Ladenpreis 5 Mark.

Inhalt des zweiten Bandes: Um einen Sitz der Unsterblichen. Don Juan im Schleier. Der letzte Montmorency. Die Verschwörung des Cinq-Mars und de Thou. Der Bankier und die Tanzfee. Die Heirath des Fräulein von Kerbabü. Saurin und Rousseau. (Nachtrag zum ersten Fall.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Türkenvolk

in seinen ethnologischen u. ethnographischen Beziehungen

geschildert von

Hermann Vámbéry.

Mit zwei Tafeln und mehrern Holzschnitten. 8. Geh. 18 M.

Zum ersten mal erscheint hier eine ethnographische Darstellung, welche das gesammte Türkenvolk umfasst und die Beziehungen seiner einzelnen, vielverzweigten Stämme zueinander klarzulegen unternimmt. Professor Vámbéry, im Besitz ausgebreiteter Sprachkenntnisse und durch wiederholte Reisen mit den localen Verhältnissen Mittelasiens genau bekannt, war wie kein anderer zu einer solchen Darstellung berufen, und da die Türken bei den gegenwärtigen politischen Conflicten in Asien wie in Europa eine so wichtige Rolle spielen, darf um so mehr das allgemeinste Interesse für das vorliegende Werk erwartet werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

K.K. HELMINTHISCHE KES.SUCHOF Bibliothek

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 29. October 1885.

Inhalt: Bayard Taylor. Von Rudolf Doehn. — Militärische Werke. Von Hermann Vogt. — Zur Homer-Literatur. Von A. J. Mordtmann. (Beschluß.) — Richard Leander. Von Alfred Friedmann. — Die Völker Oesterreich-Ungarns. Von Anton Schlossar. — Ein streitbarer Autor. Von Heinrich Katscher. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Bayard Taylor.

Bayard Taylor. Ein Lebensbild, aus Briefen zusammengestellt von Marie Hansen-Taylor und Horace E. Scudder. Uebersetzt und bearbeitet von Anna M. Koch. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. 1885. Gr. 8. 8 M.

In diesem Werke ist das Lebensbild eines Mannes entrollt, der als Dichter, Sprachkenner, Diplomat und Mensch unsere vollste Anerkennung und Liebe verdient. Die große transatlantische Republik hat eine ganze Reihe bedeutender Männer hervorgebracht, die in Krieg und Frieden, auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Literatur zu den Besten aller Zeiten zählen; wir verweisen hier nur auf George Washington, Thomas Jefferson, Benjamin Franklin, James Madison, James Monroe, Abraham Lincoln, Washington Irving, George Bancroft, Ralf Waldo Emerson, Henry Wodsworth Longfellow, William Cullen Bryant; aber nicht unwürdig reiht sich diesen hervorragenden Geistern Bayard Taylor an, der nach verschiedenen Richtungen hin als ein vortrefflicher, verständnißvoller Vermittler deutschen und amerikanischen Wesens sich bethätigt hat.

Der Name Taylor's ist in Deutschland fast ebenso bekannt und von ebenso gutem Klang wie in seinem eigenen Vaterlande. Er wurde am 11. Januar 1825 in Kennett-Square, einem schön gelegenen Landstädtchen in Chester-County im Staate Pennsylvanien, geboren. Seine Aeltern, Joseph und Rebekka Taylor, überlebten ihn beide. In einer autobiographischen Skizze, welche er einer deutschen Zeitschrift einsandte, ließ er sich über seine Vorfahren und seine Geburt folgendermaßen vernehmen: „Robert Taylor, ein reicher Quäker, der im Jahre 1681 als Begleiter William Penn's nach Pennsylvanien kam, siedelte sich in der Nähe des Brandywineflüßchens an, und ein Theil des Landes, das er seinem ältesten Sohne hinterließ, ist noch heute in meinem Besitz. Seine Nachkommen hingen mit sächsischer Beharrlichkeit an der Scholle. Ueber Robert hinaus habe ich meinen Familienstammbaum bisjetzt nicht verfolgt; sollte ich jedoch finden, daß der Bischof Jeremias Taylor aus demselben Stamme entsproß, so würde ich darauf stolzer sein als auf eine etwaige Herkunft von den Tudors oder Plantagenets. Ich vermuthe, daß Joseph Taylor, der Freund Shakspeare's und der erste Darsteller des Hamlet, einer meiner Vorfahren gewesen ist, denn die Familie hat seinen Namen aufbewahrt. Sein Großvater, der sich mit einer Lutheranerin von echt deutschem Blute vermählt hatte, ward von seinen Quäkerbrüdern excommunicirt, und keins seiner Kinder ist je zu dieser Sekte zurückgekehrt. Ich wurde in demselben Jahre geboren, in dem die erste Locomotive mit Glück ihre Probefahrt bestand, und bin demnach just so alt wie die Eisenbahnen." Seine beiden Großmütter stammten von den zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts aus Süddeutschland nach Amerika ausgewanderten Landleuten, die sich in Pennsylvanien ansiedelten. Die Großmutter väterlicherseits verstand sehr wenig Englisch und sprach mit ihren Kindern immer den wunderlichen Dialekt, der als Pennsylvanisches Deutsch (Pennsylvania Dutch) bekannt ist.

Die vorliegende Biographie ist vornehmlich aus Briefen Taylor's zusammengestellt und liefert uns deshalb ein ebenso getreues wie interessantes Gesammtbild seines Charakters und seines Entwickelungsganges. Mit den Briefen wechseln Auszüge aus seinen Tagebüchern, und die erläuternde und fortführende Erzählung der Herausgeber soll nur dazu dienen, den hier und da fehlenden Zusammenhang herzustellen. So mannichfaltig Taylor's Thätigkeit auch war, so wechselvoll sein Lebensgang sich gestaltete: überall gewahren wir den rothen Faden, der das Ganze durchzieht, sein Lebensideal, das immer mit gleicher Klarheit ihm vorschwebte und an dessen Verwirklichung er mit der ihm eigenen Energie zu allen Zeiten arbeitete. Mit warmer

Theilnahme begleiten wir ihn durch seine entbehrungsvolle Jugend, durch die verschiedenen Stadien seiner publicistischen Laufbahn, durch seine anstrengenden, aber für sein schriftstellerisches Leben so erfolgreichen Reisen und sodann auf den Wegen seiner diplomatischen Thätigkeit, die ihn schließlich auf den Posten eines Gesandten am deutschen Kaiserhofe führte. Sowol nach seiner äußern Lebensführung wie nach seiner innern Lebensrichtung reifte Taylor zu einem Manne heran, in welchem das amerikanische und das deutsche Element vollkräftig und harmonisch sich verschmolzen, sodaß er ein Sohn beider Welten genannt werden darf. Der Einblick in sein schriftstellerisches Streben und Werden ist namentlich für uns Deutsche von dem höchsten Interesse, weil darin die Weltmission deutscher Geistesarbeit klar und unleugbar zu Tage tritt.

Es mag uns vergönnt sein, als Beleg für das Gesagte einige Stellen aus dem Buche anzuführen. In der autobiographischen Skizze, in welcher er seine erste europäische Reise (1844—46) beschreibt, kommt folgende Stelle vor:

Ich kannte gar nichts von der Welt, nicht einmal daheim, aber die Unkenntniß der Jugend ist ihr Muth. Nachdem ich mit zwei Freunden, die sich in ähnlicher Lage befanden, in Liverpool gelandet war, verwandte ich drei Wochen auf eine Fußreise durch Schottland und den Norden von England und reifte dann über Belgien und den Rhein hinauf nach Heidelberg, wo ich im September 1844 ankam. Den Winter 1844—45 verlebte ich in Frankfurt a. M., und im nächsten Mai war ich ein so guter Deutscher, daß man häufig den Ausländer nicht mehr in mir ahnte. Ich machte mich jetzt wieder, den Ränzel auf dem Rücken, zu Fuß auf den Weg und besuchte den Brocken, Leipzig, Dresden, Prag, Wien, Salzburg und München, im Juli nach Frankfurt zurückkehrend. Eine fernere Fußreise über die Alpen und durch Norditalien führte mich nach Florenz, wo ich vier Monate mit Erlernen der italienischen Sprache zubrachte. Von da pilgerte ich, immer zu Fuß, nach Rom und Civitavecchia, wo ich ein Billet als Deckpassagier nach Marseille löste und durch den kalten Winterregen nach Paris marschirte. Ich traf daselbst im Februar 1846 ein und kehrte nach dreimonatlichem Aufenthalt in Paris und London nach Amerika zurück. Zwei Jahre lang war ich in der Fremde gewesen und hatte mich während der ganzen Zeit ausschließlich durch literarische Correspondenz ernährt. Das Honorar, welches ich dafür erhielt, belief sich auf 500 Dollars (ungefähr 2100 Mark) und nur durch beständige Sparsamkeit und gelegentliche Entbehrungen vermochte ich meinen Vorsatz durchzuführen. Von der intelligenten europäischen Gesellschaft sah ich fast nichts; meine Wanderungen führten mich unter das niedere Volk, aber Literatur und Kunst standen mir nichtsdestoweniger offen, und ein neuer Tag war in meinem Leben angebrochen.

In einem Briefe an seine Mutter schrieb er über seinen Aufenthalt in Frankfurt a. M. Folgendes: „Man kann nichts von einem Lande wissen, wenn man es nur von der Außenseite betrachtet. Was für eine Unmasse von Vorurtheilen habe ich in Reisebeschreibungen gelesen, und welch merkwürdige Vorstellungen würde ich mir von Deutschland machen, wäre ich nicht eines Bessern belehrt worden! Und doch behaupten gewisse Menschen, man könne ebenso gut alles aus Büchern lernen und branche nicht zu reisen. Wir hätten in zwei Jahren das nicht lernen können, wir hätten überhaupt nie so denken und fühlen gelernt, wie in diesen kurzen sechs Monaten hier. Ich kann dir den Hauptvortheil unsers Hierseins kaum erklären, da wir selbst erst anfangen, uns dessen bewußt zu werden. Es ist die Wirkung auf den Geist, die plötzlich und deshalb so überraschend kam. Die Gedanken scheinen plötzlich zu wachsen, Fesseln, die wir bisjetzt nicht kannten, sind gebrochen, und oft werden wir in Erstaunen gesetzt durch die Entdeckung, wie viele Dinge wir nun in einem ganz andern, vorurtheilsfreiern Lichte betrachten.“ Und eben diese Veränderung, die in seinem Fühlen und Denken vorgegangen, war für Taylor eine Vorbereitung zu einem erweiterten Gesichtskreis. Je weiter er in Frankfurt in die deutsche Literatur eindrang und je vertrauter er mit dem deutschen Leben wurde: desto mehr fühlte er auch, daß außerhalb Frankfurts noch ein größeres Deutschland liege. In Italien, namentlich in Florenz, kam er in eine neue Welt, in die der Schönheit und der Kunst. Auf dieser Reise lernte er Mendelssohn und Freiligrath kennen.

Nach Amerika zurückgekehrt, verfolgte er die Schriftstellerlaufbahn in Neuyork und trat mit den bekanntesten Dichtern und Schriftstellern in nähere Verbindung, mit William C. Bryant, Ch. F. Hoffmann, George Bokar, Horace Greeley, E. C. Stedman, R. H. Stoddard u. a. Rührend ist seine Liebe zu seiner ersten Frau, Mary Agnew Taylor, die ihm jedoch bald durch den Tod entrissen wurde. Mit Bezug hierauf schrieb er am Ende des Jahres 1850 nachstehendes Gebet in sein Tagebuch:

Allmächtiger Vater, der du das Weh und die Sorgen in den Herzen aller deiner Kinder kennst, hilf mir, die schwere Last zu tragen, die du mir auferlegt. Befreie mich von der Schwäche und der Blindheit meines sich gegen dich auflehnenden Herzens, daß ich deine Wege klarer sehen und den Schrei meiner Seele stillen kann. Mildere du das Herbe meines Schmerzes, damit ich dich preise und dich liebe mit demselben vertrauensvollen Herzen wie vorher. Laffe mich glauben, daß du Mary in deine Arme genommen aus Barmherzigkeit für sie und nicht als Strafe für mich. Zeige mir, daß sie um mich ist, über mir und meinem Kummer wacht, daß sie mich einst in einem schönern Leben willkommen heißen wird. Laß mich werden, was sie von mir gehofft und was ich selbst zu erreichen hoffe, wenn dein Segen mein Werk begleitet. Hilf mir besser und reiner werden; stehe mir bei, damit ich eifriger und treuer wirke, als ich es bisjetzt gethan. Alles, was ich habe, kommt ja von dir; so laß denn die mir verliehene Gabe zur Erreichung des erhabenen Ziels, zur Erfüllung meines Geschickes dienen!

An seinen Freund Stoddard, der ihn in seiner Trauer zu trösten versuchte, schrieb Taylor die charakteristischen Worte: „Wie dankbar bin ich dir, mein lieber Freund, für deine Theilnahme in dieser für mich so harten Prüfung; aber es ist besser, zu lieben und zu verlieren, als niemals geliebt zu haben.“ Wir müssen es uns versagen, näher auf den reichen Inhalt des Buchs, welches dreiundzwanzig Kapitel auf 528 Seiten umfaßt, einzugehen, und heben nur noch einzelne Punkte daraus hervor. Auf einer seiner spätern Reisen in Deutschland, wo er August Bufleb, seinen Reisegefährten vom Nil, in Thüringen

besuchte, lernte er seine zweite Frau Maria, Tochter des bekannten Astronomen Peter Andreas Hansen, kennen. Selten hat es wol ein glücklicheres Ehepaar gegeben. Dies beweist unter anderm ein Brief, den Taylor im Winter 1860 an seinen Freund Boker schrieb und dem wir folgende Stelle entnehmen:

Du fragst mich, wie ich es mache, um meine Jugend so lange zu bewahren. Ich weiß es selbst nicht, es wäre denn, daß mein Interesse und meine Sympathie für andere dies bewirken. Die letzten drei Jahre bin ich immer jünger geworden, und ich beabsichtige nicht älter zu werden, wenn auch mein Haar schon ganz weiß sein wird. Meine Ehe ist unaussprechlich glücklich, meine Freunde sind mir treu und ergeben; mein Kampf mit der Welt ist vorbei, und selbst während ich ihn durchzukämpfen hatte, ließ ich mich nie von demselben besiegen, indem ich mir das Leben selbst verbitterte. Du siehst, ich bekenne mich zu einer Philosophie, die mich über alle Unannehmlichkeiten leicht hinwegträgt. . . . Erinnerst du dich des Tags, da wir uns zuerst sahen, der Träume, die unsere Herzen bewegten? Ja, mein Herz ist doch älter als damals, aber es schlägt, Gott sei Dank, noch ebenso warm!

Taylor's Schwanengesang, das lyrisch-dramatische Gedicht „Prince Deukalion", welches wir ausführlich in unserm Buche „Aus dem amerikanischen Dichterwald" (Leipzig 1881) besprochen haben, darf als das Glaubensbekenntniß des Autors angesehen werden. Mit Bezug auf dieses Gedicht schrieb er einen längern Brief an seinen Freund Haynes, in dem sich folgende Stelle findet:

Gerade das Weise und Wunderbare des Universums und seiner Gesetze ist mir ein entscheidender Beweis, daß das in uns liegende Bewußtsein von Kraft und Wissen, welches wir hier auf dieser Erde nicht voll zum Ausdruck bringen können, uns die Versicherung eines künftigen Fortlebens gibt. Sind die Gesetze gut — und wir sehen, sie sind es —, so ist das, was für uns bestimmt ist, auch gut. Wir dürfen aber nicht zu sehr auf Uebereinstimmung in Einzelheiten achten. Wo wahre Harmonie der Seelen auf dieser Erde schon bestand, da dürfen wir auch mit Gewißheit auf eine solche in der andern Welt zählen; wie und welcher Art aber dieses künftige Leben sein wird, ist außerhalb unsers Begriffsvermögens, und es ist mir auch nie die geringste Furcht darüber gekommen, weder früher noch jetzt. Ich kann mir weit leichter eine Vorstellung von dem Unendlichen machen als von dem Endlichen; ich weiß (nur kann ich diese Gewißheit nicht erklären), daß mein Sein nicht der Vernichtung anheimgegeben werden kann. Dieses mein Gefühl ist in Uebereinstimmung mit allen Lehren der Wissenschaft; hielte ich mich allein nur an die Theologie, so würde ich wenig Trost finden. Wenn das göttliche Gesetz, welches sich in der Materie offenbart, wahr ist, dann werden wir gewiß weiter leben — wir müssen es; gibt es aber kein künftiges Leben, dann wird die Welt nicht von einem Gott, sondern von einem Teufel regiert. Dixi!

Höchst interessant sind die Urtheile, welche Bayard Taylor über berühmte Zeitgenossen, Schriftsteller, Dichter, Staatsmänner, Gelehrte u. s. w. fällte und die uns in dem vorliegenden Buche aufbewahrt sind. Er hatte wiederholt Gelegenheit, mit Männern dieser Art zusammenzukommen, mit Andersen, Tennyson, Thackeray, den Fürsten Gortschakoff und Bismarck, Alexander von Humboldt u. a. Seine Stellung als amerikanischer Gesandter am russischen Hofe während des Bürgerkriegs war keine leichte, aber er füllte dieselbe sowol zur Zufriedenheit seiner eigenen als der russischen Regierung aus; dasselbe war in Berlin der Fall. Ueber die Pflichten eines diplomatischen Repräsentanten ließ er sich einmal also vernehmen:

Es ist ein großer Irrthum, wenn man meint, ein Gesandter sei nur ein politischer Repräsentant, dessen Pflichten aufhören, so wie er einen Handelsvertrag abgeschlossen oder die staatlichen Rechte seiner Landsleute in Schutz genommen habe. Unser Zeitalter stellt Anforderungen höherer Art. Der Gesandte muß sich bestreben, durch wechselseitigen Austausch der Gedanken und des Wissens ein besseres Verständniß zwischen Völkern und Rassen herbeizuführen; er muß ein Vermittler sein, der die Intelligenz, die Erfindungen, die wachsende Energie des einen Landes dem andern erklärt und zugänglich macht; er soll stets zur Stelle sein, um Misverständnisse zu schlichten, Vorurtheile zu entkräften und neue Bande der Freundschaft und Sympathie zu knüpfen. Er darf nie vergessen, daß, indem er als Repräsentant seines Vaterlandes der bevorzugte Gast einer fremden Nation ist, alle seine Handlungen seinen Mitbürgern entweder zur Ehre oder Unehre gereichen und daß sie nach ihm, ob richtig oder unrichtig, beurtheilt werden.

Von Japan und China, Länder, die Taylor bekanntlich besucht hat, war er wenig entzückt. Er äußerte sich in dieser Beziehung einmal: „Der Besuch von Japan war mir vom historischen Gesichtspunkte aus sehr interessant, doch würde ich niemals Japan als das Feld meines Wirkens wählen; was China betrifft, so kann ich nur sagen, daß ich es nie wieder zu sehen wünsche. Es fehlt dem chinesischen Volke jeder Kunstsinn, und das Beste, was es hervorgebracht hat, sind mühevolle Monstrositäten. Ich empfinde einen solchen Ekel vor diesem Volke, daß ich recht froh sein werde, wenn ich ihre dummen, regungslosen gelben Gesichter zum letzten mal sehe." Wie er über Deutschland und die Vereinigten Staaten dachte, geht unter anderm aus folgender Aeußerung hervor: „Das Deutsche Reich und die amerikanische Republik können viel gewinnen und nichts verlieren, wenn sie in ununterbrochenen Freundschaftsbeziehungen bleiben."

Es war uns, nachdem wir diese Biographie gelesen hatten, als wenn die Beschäftigung mit Bayard Taylor's Leben und Wirken nur dazu dienen könnte, den Menschen weiser und besser zu machen, und wir glauben, unser Referat nicht besser schließen zu können, als mit den Worten, die Berthold Auerbach an Taylor's Sarge dem geschiedenen Freunde zurief: „Dir gab Natur die Erscheinung voll Anmuth und Kraft, eine Seele voll Klarheit und keuscher Heiterkeit und den Wohllaut des melodischen Wortes, um die Regungen und Bewegungen zu künden aus dem ewigen, nie ausgeforschten Urgrunde des Daseins, wie aus den zeitlichen und nie ausgesungenen Beglückungen der Gattenliebe, der Vaterliebe, der Freundschaft, der Naturbegeisterung, des Vaterlandes und der immer höher steigenden Offenbarungen der Menschheitsgeschichte."

Rudolf Doehn.

Militärische Werke.

1. Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten. Zweite Abtheilung: Das Mittelalter. Herausgegeben vom Fürsten N. S. Galitzin. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von Streccius. Zweiter Band. Kassel, Kay. 1885. Gr. 8. 27 M.

Es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, daß niemand allein durch die eigene kriegerische Erfahrung zu einem Feldherrn heranreift, daß dazu vielmehr ebenso sehr das eifrige und eingehende Studium der Kriegsgeschichte nöthig ist. Bedürfte dieser Satz noch des Beweises, so wäre solcher ohne weiteres in den Aussprüchen großer Kriegsfürsten, eines Königs Friedrich II., eines Napoleon I. und Erzherzog Karl, beizubringen, welche unserm Werke gleichsam als Legitimation vorgedruckt sind. Die vorliegenden beiden Bände desselben bilden nur einen Theil des ganzen, umfassenden Unternehmens, welches den Titel führt: „Allgemeine Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker", und in die vier Abtheilungen: „Alterthum bis 476 nach Christo", „Mittelalter von 476—1618", „Neue Zeit bis 1792" und „Neueste Zeit bis 1801", zerfällt. Meines Wissen ist vor dem Erscheinen dieses Werks nie der Versuch gemacht worden, die gesammte Kriegsgeschichte im Zusammenhang zu bearbeiten, und der Muth, den der Herausgeber bekundete, als er die überwältigende Arbeit begann, verdient um so höhern Dank, als zugleich mit eisernem Fleiß die Drucklegung der einzelnen Theile derartig gefördert wurde, daß schon jetzt eine Benutzung des Werks im großen Umfange ermöglicht ist. Wir Deutschen müssen die Verdienste des Uebersetzers besonders anerkennen, der uns dieses wichtige Buch zugänglich gemacht hat. Erschienen sind bisher die fünf Bände der ersten Abtheilung, drei Bände und ein Supplementband, welche die dritte Abtheilung ausmachen, und vom Mittelalter der erste Band, der die Zeit bis zur Erfindung des Schießpulvers behandelt. Der in zwei Hälften herausgekommene zweite Band des Mittelalters schließt die zweite Abtheilung des Werks ab, und wir haben demnach nur noch die Darstellung der neuesten Zeit zu erwarten. Dieser vorliegende Band umfaßt die Periode von der Einführung der Feuerwaffen bis zum Dreißigjährigen Kriege (1350—1618) und fügt sich selbstverständlich nicht nur äußerlich nach Format und Ausstattung, sondern auch der innern Gliederung nach dem Plan des ganzen Unternehmens organisch ein. Die erste, kleinere Hälfte des Bandes behandelt in fünf Kapiteln die Kriegsorganisation und Kriegskunst überhaupt, die Kriegsverfassung und die Kriegskunst der einzelnen Völker im Besondern, endlich die bemerkenswerthesten Kriege und Feldzüge dieser Periode, alles nur, soweit es sich auf Westeuropa bezieht. Einen erheblich größern Raum beansprucht die zweite Hälfte. Sie umfaßt 828 Seiten groß Octav gegen 196 der ersten Abtheilung und behandelt Osteuropa und Asien; sie bespricht in eigenen nach zahlreichen Unterparagraphen getheilten Kapiteln der Reihenfolge nach Ost- und Westrußland seit der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zu Johann III.; als gleichzeitige Nachbarreiche und Völker Schweden, den livländischen Orden, Polen und die Mongolo-Tataren; das russische Reich von 1462—1613; die Nachbarreiche und Völker, nämlich Schweden, Polen und Littauen, die Kosacken bis zum 16. Jahrhundert, die Dnjepr- und kleinrussischen Kosacken, die Don- und andern östlichen Kosacken, die Türken und Tataren; endlich die bemerkenswerthesten russischen Kriege und Feldzüge. Weitere Kapitel umfassen dann die Kriege der Don- und Dnjeprkosacken, die Kriege der Türken, die Kriege und Feldzüge Timur-Leng's oder Tamerlan's (1359—1405). Es liegt in der Natur der Sache, daß der russische Autor der Entwickelung seines Vaterlandes wie des heimischen Heeres auch räumlich die größte Bedeutung zugesteht, und wir Deutsche können uns der Ausführlichkeit, mit der Osteuropa und Asien behandelt sind, nur freuen. Lernen wir doch dadurch manches kennen und verstehen, was uns bisher noch dunkel war, und was auf keiner Kriegsakademie in diesem Umfange gelehrt wird, während wir Bücher genug besitzen, welche westeuropäische Verhältnisse eingehender und vielleicht auch richtiger zur Anschauung bringen. Auch mit Kartenbeilagen ist die zweite Hälfte des Bandes reichlicher ausgestattet, sie enthält namentlich instructive Pläne zu der blutigen Schlacht von Kulikowo am 8. September 1380, in welcher der moskauische Großfürst Dimitrij Donskoi unter schweren Verlusten die tatarischen Horden unter Mamai auf das Haupt schlug. Die „Kriegsgeschichte" des Fürsten Galitzin ist an und für sich zum Studium sehr zu empfehlen; aber sie gewinnt noch an Werth durch die vorgedruckte Angabe der Quellen und historischen Hülfsmittel, welche in der ersten Hälfte des vorliegenden Bandes fünf Druckseiten und in der zweiten das Doppelte umfaßt.

2. Geschichte des russischen Heeres vom Ursprung desselben bis zur Thronbesteigung des Kaisers Nikolai I. Pawlowitsch. Von F. von Stein. Hannover, Helwing. 1885. Gr. 8. 15 M.

„Wohin wir auch in Rußland blicken, alles hat in ihm (nämlich Peter dem Großen) seinen Anfang, und was auch künftig geschehen mag, es wird aus dieser Quelle strömen." Dieses prophetische Wort des Generals und Senators Nepljajew, eines Zeitgenossen, über den mächtigen Zaren, der das russische Reich in die Reihe der europäischen Culturstaaten einzuführen begann, citirt der Verfasser, unsers Wissens gegenwärtig einer der Redacteure des „Gothaischen Hofkalenders", in seinem Vorwort und knüpft daran die Bemerkung, daß die Thätigkeit Peter's auf dem Gebiete der Heeresorganisation auch den Angelpunkt seiner eigenen Arbeit bilde. In der That hat Peter der Große

auch mit Bezug auf das Heerwesen Rußlands grundlegend gewirkt. Was er an Streitkräften vorfand, stammte größtentheils aus den Uranfängen der Monarchie und entsprach nicht mehr den Anforderungen der Zeit. Er schuf sich eine Armee nach europäischem Muster, schulte dieselbe in jahrelanger mühevoller Arbeit wie durch blutige Kämpfe, und errang mit ihr schließlich den glänzenden und entscheidenden Sieg bei Poltawa, durch welchen er Rußland in eine Linie mit den übrigen europäischen Großstaaten stellte und das Uebergewicht im Norden gewann. Manches brauchbare Alte ward natürlich in die neue Organisation mit herübergenommen, und das tritt noch heute, wie der Verfasser mit Recht sagt, bei dem russischen Heere in verschiedenen Eigenthümlichkeiten so deutlich zu Tage, daß man, um die gegenwärtige russische Militärorganisation und die geschichtliche Entwickelung Rußlands zu verstehen, auch die Zustände der vorpetrinischen Zeit berücksichtigen muß. F. von Stein hat den Plan zu seinem Werke schon vor längerer Zeit, bald nach dem Krimkriege, gefaßt und mit vieler Sorgfalt die ihm zugänglichen, werthvollen Quellen benutzt. Wenn er durch äußere Umstände später verhindert wurde, die Geschichte bis in die neueste Gegenwart fortzuführen, so thut das der Arbeit als solcher keinen Abbruch. Wir hoffen mit dem Verfasser, daß ein anderer Forscher die Lücke ausfüllen wird. Die „Geschichte des russischen Heeres" in ihrer kurzgefaßten Zusammenstellung von Zahlen und Daten kann nicht den Anspruch erheben, eine angenehme Lektüre zu bilden, aber sie kennzeichnet sich als ein vortreffliches Nachschlagebuch und ergänzt in dieser Beziehung nicht nur die vorhandene Militärliteratur, sondern liefert auch einen werthvollen Beitrag zur gesammten russischen Culturgeschichte.

3. Kritische Rückblicke auf den russisch-türkischen Krieg 1877—78. Nach Aufsätzen von Kuropatkin, bearbeitet von Krahmer. Erstes und zweites Heft. Mit zwei Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1885. Gr. 8. 5 M.

Der russische General Kuropatkin hat in den Jahren 1881—83 im „Wojennyj sbornik", dem Beiheft zur Militärzeitung „Russischer Invalide", unter der Ueberschrift „Lowtscha, Plewna, Scheinowo" eine Reihe epochemachender Aufsätze veröffentlicht. Es war die erste Arbeit aus russischer Feder, die nicht nur einen Gesammtüberblick über die Operationen des russisch-türkischen Kriegs darbot, sondern sie auch kritisch beleuchtete. Dieser letztere Umstand fällt um so schwerer ins Gewicht, als der Verfasser an jenem Feldzuge in einer Stellung theilgenommen hat, die ihm einen tiefen Einblick in alle Verhältnisse gestattete, und als er wahrscheinlich aus Quellen schöpfen durfte, die nur wenigen Bevorzugten zugänglich sind. Später ist eine nach türkischen Quellen vervollständigte Buchausgabe dieser Aufsätze in zwei Bänden erschienen. Wir dürfen dem Major Krahmer, dem intimen Kenner der russischen Sprache und der russischen Heeresverhältnisse, dem fleißigen Autor auf diesem Gebiete, den Dank dafür nicht vorenthalten, daß er sich der Mühe unterzogen hat, auch diese wichtigen und inhaltsreichen Publicationen dem deutschen Leser zugänglich zu machen. Für eine wörtliche Uebersetzung erwiesen sich die Kuropatkin'schen Aufsätze zu umfangreich: Major Krahmer hat dieselben daher in freier Bearbeitung ins Deutsche übertragen. Auf diese Weise umfaßt nun seine Arbeit zwei Hefte von 92 und 188 Seiten. Das erste enthält die Zeit vom Beginn des Kriegs bis zur Schlacht bei Lowtscha, das zweite, bei dessen Bearbeitung schon die obenerwähnte, durch Hinzuziehung türkischer Quellen verbesserte Buchausgabe benutzt werden konnte, reicht bis zum 10. September vor Plewna. Ein Plan und mehrere Skizzen dienen dazu, das Verständniß der klar und präcis gehaltenen Darstellung noch zu unterstützen.

4. Die russischen Sommerlager 1884 mit besonderer Berücksichtigung des Lagers von Krasnoe-Selo. Ein Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin von A. von Drygalski. Berlin, Eisenschmidt. 1885. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

A. von Drygalski, ebenfalls genau vertraut mit der russischen Militärorganisation und der schweren russischen Sprache vollkommen mächtig, hat im Sommer 1884 die russische Armee während der Periode ihrer hauptsächlichsten Friedensthätigkeit gesehen und die während eines achtwöchentlichen Studiums an Ort und Stelle gewonnenen Eindrücke zunächst in einem Vortrage in der berliner Militärischen Gesellschaft zusammengefaßt, dann aber auch dem größern Publikum in dem vorliegenden Heft zugänglich gemacht, welches als Ergänzung der zahlreichen sonstigen Schriften des Verfassers über die russische Armee und gewissermaßen als eine Probe auf das Exempel dienen soll. Die mit einem Plan von Krasnoe-Selo und Umgegend versehene Schrift ist allen denen warm zu empfehlen, für welche die Kenntniß der Heeresverhältnisse in unserm östlichen Nachbarreich von Werth ist.

5. Der österreichisch-russische Zukunftskrieg. Eine Studie über den wahrscheinlichen strategischen Aufmarsch der österreichischen und russischen Streitkräfte längs der galizischen Grenze. Mit einer Karte. Von B—C. Hannover, Helwing. Zweite Auflage. 1884. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Die kleine Schrift, der eine Skizze des österreichischen Eisenbahnnetzes beigefügt ist, liegt in zweiter durchgesehener Auflage vor; dieser Umstand läßt darauf schließen, daß ihr eine gewisse symptomatische Bedeutung nicht abzusprechen ist. Wir hegen von vornherein gegen alle anonymen Veröffentlichungen ein gewisses Mistrauen, namentlich gegen solche über Fragen von so ausschlaggebender Wichtigkeit wie die hier behandelte, und können uns von diesem Gefühl auch der vorliegenden Broschüre gegenüber nicht frei machen. Wir würden ihren Inhalt mit größerm Interesse verfolgt haben, wenn der Autor seine Ansichten mit seinem vollen Namen verträte. Uebrigens beherrscht derselbe sein Feld und hat namentlich darin recht, daß er den Eisenbahnen einen hohen Werth in einem Kampf

zwischen Oesterreich und Rußland beimißt. Wollte ich auf Einzelheiten eingehen, so könnte ich leicht in den Fall kommen, zu viel von dem Inhalt hier wiederzugeben, und so beschränke ich mich darauf, die Studie Politikern und Militärs zur eigenen Kenntnißnahme zu empfehlen.

6. Erlebtes aus dem Kriege 1870—71. Von J. Hartmann. Wiesbaden, Bergmann. 1885. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Dieses Buch hat in weit höherm Grade angesprochen als die anonym erschienene Erstlingsarbeit des Verfassers, das auch in d. Bl. besprochene, in demselben Verlage erschienene zweibändige Werk „Erinnerungen eines deutschen Offiziers". Die einfache Schilderung seiner Erlebnisse auf französischem Boden ist dem Verfasser zweifellos erheblich besser gelungen als jenes Mittelding zwischen Dichtung und Wahrheit, zwischen Roman und Tagebuch. Daß mit uns auch zahlreiche andere Leser gern den Zügen des damaligen Oberstlieutenants durch das feindliche Land gefolgt sind, darauf deutet der Vermerk „Zweite Auflage" auf dem Umschlag des Bandes. Wir beglückwünschen den Verfasser zu dem Erfolge und knüpfen daran den Wunsch, daß noch zahlreiche andere Offiziere ihre Erlebnisse während jener großen Zeit der Oeffentlichkeit übergeben möchten. In ihrer Gemeinsamkeit würden solche Aufzeichnungen ein werthvolles Hülfsmittel für die künftige Geschichtschreibung bilden. Zwar mag es dahingestellt bleiben, ob andere derartige Unternehmungen gleichen Erfolg haben würden, denn nicht jedermann verfügt über eine so abgerundete klare Darstellungsweise wie General Hartmann.

7. Am Bivouakfeuer! Manöver- und Garnisongeschichten aus Elsaß-Lothringen von O. Elster. Berlin, von Decker. 1885. 8. 2 M.

Seinen alten Kameraden hat der Verfasser diese Erinnerungen gewidmet, seinen Freunden, die mit ihm gelacht, getollt und geweint haben. Den neun Erzählungen liegen also wol mehr oder minder pikante kleine Abenteuer zu Grunde, die mit poetischer Licenz ausgeschmückt wurden. Elster hat mit scharfem Auge beobachtet, er weiß mit hübschem Talent zu schildern, verfügt über eine gewisse humoristische Ader, versteht einen wärmern Gefühlston an rechter Stelle anzuschlagen und weiß hier und dort auch mit dramatischem Ernst zu packen. Manche Mängel in der Form werden sich bei spätern Arbeiten gewiß abschleifen, und damit wird der Autor die Zahl seiner jetzt schon gewonnenen Leser und literarischen Freunde ohne Zweifel noch vermehren.

8. Humoresken aus dem Soldatenleben im Frieden von Crome-Schwiening. Erster und zweiter Band. Leipzig, Verlags-Magazin. 1885. 12. 2 M.

Die beiden Bände enthalten manches Neue und Treffende, und man erkennt aus dem ganzen Ton, daß der Verfasser mit dem Leben und Treiben in der Armee völlig vertraut ist. An humoristische Schilderungen, wie seinerzeit Hackländer oder Winterfeld in seinen ersten Schriften, oder wie Hermann Ferschke sie geliefert, reichen indeß diese „Humoresken" nicht heran, und es will mir namentlich nicht gefallen, daß mit einer gewissen Vorliebe allerlei Ausschreitungen, wie das Friedensleben des Soldaten sie mit sich bringt, und manche Schattenseiten desselben mit behaglicher Breite wieder und wieder vorgeführt werden. Solche Ausnahmen werden durch eine derartige Behandlung mit Unrecht als Regel hingestellt; der Humor wird dadurch zuweilen ganz unbeabsichtigt zur Satire, die nicht einmal immer den Nagel auf den Kopf trifft.

9. Enthüllungen und Erinnerungen eines französischen Generalstabsoffiziers aus den Unglückstagen von Metz und Sedan. Aus den hinterlassenen Papieren des Barons de la Belle-Croix. Hannover, Helwing. 1885. 8. 3 M.

Wenn ich nicht irre, so sind diese sogenannten Enthüllungen zuerst im Feuilleton eines Tageblattes in die Oeffentlichkeit gelangt. Dort ist auch ihr Platz, denn trotz der drei Auflagen, die der Band von 210 Seiten bereits erlebt hat, kann ich ihm ein „allgemeines Interesse", wie das Vorwort es in Anspruch nimmt, kaum zugestehen. Ich glaube nicht, daß diese „Enthüllungen" berufen sind, „wesentlich zur Aufklärung der damaligen Ereignisse beizutragen, welche durch politische Beweggründe der verschiedensten Art bisher absichtlich verdunkelt oder entstellt worden sind". Ich halte sie, bis mir das Gegentheil unwiderleglich bewiesen wird, überhaupt gar nicht für die Erinnerungen einer bestimmten Persönlichkeit, sondern meine, daß das Ganze ein, wie ich gern anerkenne, sehr geschickt zusammengestelltes Potpourri bildet, das nach Art der Samarow'schen Romane „Geschichte" erzählt, und das durch die pikanten Anekdoten, welche die jungen Ordonnanzoffiziere im Hauptquartier des Marschalls Mac Mahon zu Sedan zum Besten geben, sowie durch manche andere eingestreute Episoden einen prickelnden Reiz erhält.

Hermann Vogt.

Zur Homer-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 43.)

2. Homer's Achilleïs aus der Ilias der Homeriden, hexametrisch deutsch von Otto Jäger. Stuttgart, Neff.

In diesem Buche unternimmt es Professor Otto Jäger, ein von ihm wahrgenommenes Bedürfniß zu befriedigen, nämlich eine von überflüssigen Schönheiten gereinigte, von Wiederholungen befreite, mit eigenem poetischen Fabrikat frisch zugestutzte Ilias dem staunenden Volke vorzuführen. Ja wahrlich, schon bei den ersten Worten der Vorrede staunten,

bei den ersten Versen stutzten wir, und je weiter wir uns in das Buch hinein arbeiteten, desto weniger konnten wir es fassen, wie ein „Fachmann" sich dazu hergeben mochte, ein so von Anfang bis zu Ende verfehltes Werk mit seiner Empfehlung zu begleiten. So hart es auch klingen mag, wir gedenken unwiderleglich nachzuweisen, daß der Verfasser dieser „Achilleïs" in den Geist Homer's und der Antike überhaupt nicht eingedrungen ist, daß er weder die deutsche Sprache richtig zu handhaben noch einen Hexameter zu formen versteht; zahllos sind die Verstöße gegen antike Denkweise, die sprachlichen und sachlichen Schnitzer, keine hundert erträgliche Verse finden sich unter den mehr als zwölftausend Hexametern des Werks.

Wir würden uns mit diesem Curiosum nicht befassen, wenn es nicht in so anspruchsvoller Form aufträte und die bedrohliche Aussicht eröffnete, daß dieser Ilias eine ähnlich mishandelte Odyssee folgen werde. Leider wird es ohne ausgiebige Citate nicht abgehen, weil wir jede unserer Behauptungen zu belegen gezwungen sind.

Jäger schreibt ein verzwicktes, geradezu unverständliches Deutsch; wir entnehmen daher weniger aus seiner mystischen Vorrede als aus dem beigefügten Recensionswaschzettel, daß seine Absicht darauf gerichtet ist, durch Ausmerzung der Wiederholungen und Zusätze, durch eine andere Eintheilung und durch Ausfüllung einiger Lücken den Homer in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen. Zu einem solchen Unternehmen müßte aber, wer immer sich dessen unterfängt, nicht allein eine gediegene wissenschaftliche Fachbildung, sondern auch ein poetisches Anpassungsvermögen mitbringen. Wenn der Verfasser beides besitzen sollte, so hat er es jedenfalls geschickt zu verbergen gewußt. Seine Umstellungen und Auslassungen sind unkritisch und willkürlich, seine Ergänzungen ein Hohn auf jede ernste Kritik. Zu letztern hat er, wie es scheint, vornehmlich Scholiasten und Mythographen benutzt; wie es scheint: denn der neben dem Text fortlaufende Wust von Citaten und Zahlen ist ohne einen besondern Schlüssel unverständlich; ein vom Referenten unternommener Versuch, einen Theil derselben zu verificiren, ist mislungen; die Citate sind, wenn richtig, nach einem unerforschlichen System angeordnet, welchem unser Erkennungsvermögen nicht gewachsen war.

Jäger nennt den Homer die Griechenbibel; mit solchen Vergleichen ist es allezeit ein misliches Ding, doch lassen wir diesen einmal gelten und fragen uns: wie würde eine Bibel aussehen, wenn wir sie nach Jäger'schen Grundsätzen aus dem Talmud, dem Firdusi und andern orientalischen Sagenbüchern ergänzen wollten? Denn nichts anderes bedeutet für Homer der vorliegende Versuch, die „Ilias" mit den Träumereien und abgeschmackten Einfällen der Mythographen und Scholiasten herauszuputzen. Man kann es allenfalls achselzuckend hinnehmen, wenn Andromache zur Schwester der Briseïs gemacht wird, obgleich Homer davon nichts weiß; viel schlimmer aber als derartige Misgriffe, die an das Verfahren arabischer Fabulirer mit alttestamentlichen Personen erinnern, erscheinen zahllose andere Zusätze Jäger's. Für seine Manier charakteristisch sind z. B. folgende Verse, die dem Achilleus bei seinem Streit mit Agamemnon angedichtet werden:

Wehe mir, mir, Lykomedes, nun büß' ich die Schuld Ariadne! (?) . . .
Uns hier von Hellas am Fuß des Olympos, deß Haupt dort noch herblinkt, (?)
Hat diese Troja des Hektor, wie Paris, noch nie was verbrochen....
Was nicht das Meer trennt, scheidet der Berg und schon Dryas Erzeugter,
Heiligen Zornes Lykurgos, der stark mit dem Kuhhirtenstecken
Jagte vom Berge Nyseion den Raser des Weins (?) sammt den Ammen;
Alle zumal aufschreiend, wegwarfen die laubigen Stäbe,
Aber Dionysos selbst sprang im Schreck in die Wogen des Salzmeers,
Und wäre sicher ersoffen (!) darin. . . .

Welche Sprache! Welche Verse! Aber es kommt noch besser. Man lese folgende, metrisch, stilistisch und inhaltlich geradezu unglaubliche Leistung, worin beinahe jedes Wort, jeder Versfuß ein Ausrufungs- oder Fragezeichen verdiente:

Nun aber sag' Urania, Zeus Tochter, Olympos bewohnend;
Dein ist das Weite ja rings und der Stern, der durch alles daherblitzt,
Drum auch der Ares, sein Thraker Dionysos und dessen Ammen,
Wenn sie gen Troja und Kypros und Askalon schmachten und jauchzen,
Sie gar so nennen, die Hure von Babel, Mondgöttin Aigypti,
Die nun bereits auch Kythere, Karchedon, Aiaia verwüstet.
Die Aphrodite, Alitta, Mylitta, auch Mitra und Venus;
„Pandemos" sollte sie heißen, die Meeresbettel des Stadtvolks
Fernher aus Asias Städten, drin wüthet ihr Gift ha der Wollust,
Dran ganze Völker hinsiechen, noch droben am Pontos die Skythen,
Da die pur trinken den Wein und bierbesoffen noch huren.

Wir halten es für nothwendig, ausdrücklich zu erklären, daß wir dies alles diplomatisch genau citiren.

Wie ein rother Faden zieht sich durch Jäger's Ergänzungen der dem Homer ganz fremde Gedanke, daß die Griechen, indem sie ihre weiblichen Gefangenen zu ihren Geliebten machten, sich einer schweren Sünde schuldig gemacht haben. Das ist eine moderne Anschauung, während Homer's naive und unbefangene Bemerkungen jenes Verhältniß als etwas ganz Selbstverständliches hinstellen, woran weder Freund noch Feind Anstoß nahm. Aber auch der Moderne, der darüber anders denkt, sollte billigerweise nicht vergessen, daß die lebensfreudigen Hellenen damals schon über neun Jahre von ihren rechtmäßigen Gattinnen getrennt waren. Wenn der Autor einen Theil seiner urkomischen Kapuzinaden gegen die „Werke der goldenen Aphrodite" dem Achilleus in den Mund legt, so beweist er damit nur, wie wenig er den Charakter seines Helden kennt. Für ihn ist überhaupt die Antike ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch. Hier nur noch eine der unzähligen Beweisstellen, welche dafür beigebracht werden könnten, ein durch mistönenden Klang ausgezeichneter

Vers: „Mit dem Patroklos, dem Menoitiaden und den Kameraden" . . . Es gehört freilich ein ziemlich feines Gefühl dazu, um einzusehen, wie unstatthaft es ist, das eine ganz moderne Begriffsreihe abschließende Wort „Kameraden" auf antike Verhältnisse anzuwenden.

Daß der Verfasser in seiner wunderlichen Befangenheit das dem Agamemnon von Achilleus vorgeworfene Herz eines Hirsches nicht auf die Feigheit des Hirsches, sondern auf die „Hirschbrunst" bezieht, ist lächerlich genug; daß er aus dem „steilen" Fels einen fabelhaften Felsen „Aigilips" macht, ein verzeihlicher Fehler; daß er schwierige Stellen wie das bekannte Kreuz der Ausleger falsch oder vielmehr gar nicht versteht, selbstverständlich; aber unbegreiflich und eine unverzeihliche Sünde gegen den Geist Homer's ist die Art und Weise, womit in Jäger's „Achilleïs" von den Göttern gesprochen wird. Zeus hat statt eines unsterblichen Hauptes einen unsterblichen „Schädel" und statt der Hände „Pratzen"; Pratzen hat auch der herrliche Götterjüngling Apollon; Athene spricht zu Ares, „dem Lümmel", der an einer andern Stelle auch als „Lümmel der Venus" bezeichnet wird. Und so soll in der Griechenbibel von den Göttern geredet werden!

Was die Sprache Jäger's betrifft, so folgen hier einige aufs Gerathewohl herausgegriffene Proben, die zur Beleuchtung theils der abschreckenden Trivialität seiner Ausdrucksweise, theils seiner auffallendsten sprachlichen und stilistischen Verstöße dienen mögen. So flucht Zeus, als Thetis die bekannte Bitte an ihn richtet: „Heillos, drein schlag doch das Wetter!" Beiläufig, welche heillose Confusion, den Donnerer Zeus das Einschlagen der von ihm geschleuderten Donnerkeile wünschen zu lassen. Zum Zeus sagt Here: „Wer, du Duckmäuser, hat wieder als (!) Göttin ins Ohr dir geduselt?" Zeus beschließt, Agamemnon im Traum zu „stupfen". Achilleus sagt zu Agamemnon: „Sänfer, wie Supfer (?) und Schnüffler." (?) Dafür rächt sich Agamemnon, indem er über Achilleus in folgenden Versen klagt:

Aber der Mann da will immer den anderen allen zuvor sein,
Alle bemeistern, bevatern (!), und wie, da hört der Verstand auf.

Wie Inspector Bräsig sagt der König von Mykene: „Nimmermehr kommst du mir über." Von unwiderstehlicher Komik ist nachfolgende Stelle:

Die aber setzten sich schwer, und wer saß, blieb gar nicht auch sitzen;
Uebrigens fing das Getöse doch an, so alsgmach zu verstummen.

Nicht minder die folgende mit ihrer erstaunlichen Versbildung:

Was ihn natürlich nun vollends entstellte. Nun war man zwar allgemein ja betrübt rings.

Uns bleibt noch ein Winkel dieses Augiasstalles zu besichtigen, an den wir uns nur verzagten Herzens heranwagen: die Verse! Wir wollen keineswegs für den deutschen Hexameter diejenige prosodische Strenge gelten lassen, die Platen und Minkwitz verlangen; aber eine gewisse Grenze, gewisse Gesetze gibt es denn doch, welche auch die Verfechter der freiesten Bewegung des deutschen Hexameters anerkennen müssen, wenn er nicht in wüste Formlosigkeit ausarten soll. Eine Hauptschwierigkeit des deutschen Hexameters liegt bekanntlich in der Seltenheit vollgültiger Spondeen, was dazu geführt hat, daß man eine ganze Reihe zweisilbiger Wörter, die nach Platen Trochäen sind, als Spondeen gelten läßt. Unbedingt aber müssen, wenn der vorletzte Fuß des Hexameters spondeisch gebildet wird, stets zwei vollwichtige Längen verwendet werden; Jäger benutzt aber oft z. B. „Myrmidonen" als fünften und sechsten Versfuß.

Doch dies nebenbei. Für ihn scheint nach der Art, wie er die schönsten Spondeen verschleudert, die erwähnte Schwierigkeit nicht vorhanden zu sein; er trägt in seinen Daktylen eine geradezu phänomenale Verleugnung jeglichen Gefühls für Accent und Tonfall zur Schau. Hier einige Beispiele von seinen prosodischen Gewohnheiten. In dem Versanfang „Bergschwer aufschluchzend begann" ist bergschwer als Trochäus angewandt. Andere Daktylen sind: „Auf meinem", „Schneehaupt des", „Zornsturm ein", „Wahrscheinlich", „So schon neun", „Stieg im Stern", „Aufschrieen im", oder gar „Das Vater" in folgendem unglaublichen Verse:

Sprach's, doch mit nichten herwinktest du | das Vater | Zeus, o Kronide!

Hier noch einige Beispiele Jäger'scher Metrik:

Denn bei Apollon, Zeus' Liebling
Stieg im Sternglitzern und Leuchten der Wetter zu Bett auch Zeus selber.

Endlich folgende Hexameter, die einen wahren Rattenkönig erschrecklicher Versfüße bilden:

Er Agamemnon, der Könige Heerfürst, darbrachte Zeus Allmacht
Einen fünfjährigen Fettstier, berufend . . .

Andererseits gebraucht Jäger den Artikel als Länge nicht nur an der zweiten, sondern auch vielfach an der ersten Stelle des Spondens, sodaß Ungethüme wie „der Vater" für ihn keine Schrecken haben. Auch das ganz tonlose „es" ist ihm ein correcter Vers- oder Fußanfang.

Einer der unmöglichsten Hexameter, die jemals geschmiedet worden sind, ist der folgende:

Ich will nach | Brauch sie zu | erst versu | chen, ha zur | Flucht in den | Schiffen.

Nach alledem kann es nicht wundernehmen, wenn Jäger das Wörtchen „und" an den Ausgang der Verse stellt, Artikel und Hauptwort durch den Versausgang trennt (z. B. der — silbernen Scheide, Haus des — Peleus) und sogar vor dem Wagestück nicht zurückschreckt, die Wörter durch den Versausgang durchzuschneiden, z. B.: „sich im Feld zu — trugen"; „auch jetzt ver — leih'n"; „Antenor und Uka — legon (!!).

Angesichts dieser zahllosen Sünden gegen den guten

Geschmack und jedes natürliche Formgefühl wollen wir mit Jäger wegen seines unbedingten Festhaltens an dem Aussprechen der griechischen Eigennamen nach dem Accent nicht rechten, obgleich wir der Meinung sind, daß Homer von der spätern zopfigen Erfindung des Accents nichts wußte und bei ihm Aussprache und Quantität zusammenfielen. Wir glauben sogar, daß in der guten Zeit wenigstens der Accent für die Aussprache des Griechischen nicht maßgebend gewesen ist; das ist jedoch eine Streitfrage, deren Erörterung nicht hierher gehört. Wenn Jäger sagt: Andromáche, Eurybátes, so mag das hingehen, wenn wir auch von der Aussicht, dem entsprechend Alcibiádes, Miltiádes sagen zu müssen, nicht übermäßig entzückt sind; aber Diónysos zu sagen, ist schlechterdings falsch, auch nach deutscher Versregel; der Deutsche darf in einem Wort, dessen vorletzte Silbe lang ist, den Ton nicht auf die vorvorletzte legen; es klingt ebenso mistönend, Épirus, Diónysos, Cúpido, Thália zu sagen, wie etwa áschfahle Stute, bléischwere Sorge u. s. w.

Das ist Jäger's „Achilleïs"!

Wir haben es für unsere Pflicht gehalten, das Unserige zu thun, um das Erscheinen derartiger Fabrikate für die Zukunft zu erschweren. A. F. Mordtmann.

Richard Leander.

Gedichte von Richard Leander. Dritte vermehrte Auflage. Breitkopf u. Härtel. 1885. 8. 4 M..

Von den neuern Dichtern bringen es nur wenige Glückliche zur dritten Auflage. Martin Greif, Stephan Milow, Albert Möser brauchten Jahrzehnte, um zum zweiten, dritten Tausend vorzudringen — für Baumbach und Wolff war es Spielerei! Und der Grund? Das Leben ist trotz der Errichtung des Deutschen Reichs und der Größe Deutschlands zu ernst geworden; wir wollen uns nicht bei dem Trauerspiel und der Elegie, sondern bei der modernen Posse, dem leichten sangbaren Lied, das süffigem Weine gleicht, erholen:

Wie kann's geschehn, daß so viel ernste Lieder
In deutschen Herzen ungehört verhallen
Und nur des Spielmanns Weisen noch gefallen,
Die Wein und Schenke singen immer wieder?

Wie? höchstes Ziel nur einer Schenkin Mieder?
Ist's letzte Weisheit, trunknes Wort zu lallen?
Soll deutsches Lied vom Humpenklang nur hallen
Und ewig ziehn zu eitler Weltlust nieder?

Ach, armes Volk, ich kann dich wol begreifen!
Du fühlst zu sehr des Daseins Last und Bürde,
Ein Trauerspiel kannst du dir selber machen.

Du siehst der Freude Frucht im Lied nur reifen.
Ein Wunder wär's, wenn der nicht siegen würde,
Mit dem du lachst: du darfst so selten lachen!

Dem Dichter der „Träumereien an französischen Kaminen" ist es gut gegangen im deutschen Sängerwald; er hat mit diesen vierzehn, mit den „Gedichten" seit 1871 drei Auflagen erlebt. Bedeutenderes ist daneben verhallt. Aber es ist doch recht begreiflich, daß Leander's Gedichte sich des Beifalls eines großen Publikums erfreuen; sie sind gemüthvoll, sangbar, treffen sehr, sehr oft den reinen Ton des echten Volksliedes; sie singen von Liebe, Wein und Rausch, auch Kriegs-, Vaterlands-, Helden- und Schlachtenklänge schmettern dazwischen, und ein lebensfreudiger Optimismus glüht uns aus fast jeder Zeile entgegen. Solche Sammlungen verdienen um so mehr Leser, als die ernsten, vornehmen Revuen und Wochenschriften ganz oder fast gänzlich das lyrische Gedicht, auch das vorzügliche, ausschließen. Die „Deutsche Rundschau", „Westermann's Illustrirte Monatshefte", „Nord und Süd", „Unsere Zeit" bringen seit Jahr und Tag keine Lyrika mehr, und der buntschillernde Falter, der hier und da scheu und schüchtern durch die Spalten der „Gegenwart" flattert, trägt immer nur einen der drei oder vier bekannten Namen. Tod dem Neuling! Wehe dem Anmaßenden, der Greif's, Jensen's, Heyse's oder Bulthaupt's Glück auch für sich in Anspruch nehmen möchte! Nun wird freilich zu viel gefeiert, und Richard Leander sagt:

Wasser und Wasser von allen Seiten!
Wasser, so weit die Blicke gleiten! . . .
Das Wasser wird sich ja wieder verlaufen —
Schlimm nur, daß so viele dabei ersaufen!

Gewiß, die Halbtalente verlieren bald die Geduld, und der erfahrene Redacteur braucht nur den Anfang eines Gedichts zu lesen, um sich darüber klar zu sein, wo es hingehört, in die Druckerei oder in den Papierkorb. Wenn ich Richard Leander's „Gedichte" aufschlage, und ich finde gleich auf der ersten Seite das reizende:

Stilles Wasser.

Wellen des Stroms im Fluge
Wollt' ich zu schöpfen wagen;
Stilles Wasser im Kruge
Hab' ich nach Haus getragen.

Lieder fand ich im Herzen,
Duftend wie Blumen sprießen:
Worte sah ich mit Schmerzen
Ueber die Lippen fließen —

so lese ich weiter und weiter, selbst wenn ich auf unreine Reime i und ü, e und ö stoße, wenn mir vor Consonanten apostrophirte Wörter und wenn wir Reminiscenzen an das Volkslied, an Altvater Goethe und Neumeister Platen in Hülle und Fülle begegnen. Ich lese weiter, selbst wenn ich den seltenen Reim „Niemals" auf „Hals" finde. Ich weiß doch bald, was der Dichter will, wenn er singt:

Der Wein, davon ich Rausch mir trank,
Er floß in keinem Glase blank,
Ihn schwenkte nicht im Becher
Ein Page schmuck und blank.

Ich trank ihn in der Dämmerstund'
Von einem rothen Mädchenmund
In langem, seligem Zuge,
Da der Mond am Himmel stund.

Ich kann unserm Dichter nicht stets beipflichten, wenn er sagt, von sich und von uns:

Kunstrecht baun wir den Vers; untadelig fließen die Reime,
Und es gebricht uns die Kraft, mangelt die Grazie nicht!

Aber er sagt auch bescheiden von sich:

Eine Kerze bin ich blos,
Die sich selber still verzehrt!

Der Anfang: „Es war einmal ein Königssohn, der hatte ein Mädchen lieb", erinnert gar zu sehr an die beiden Königskinder, zwischen denen ein Wasser gar zu tief war, an Heine's „Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb, sie flohen heimlich vom Hause fort"; aber dafür trifft der Anfang von „Ueber Land":

Am Himmel gehn die Sterne,
Der Mond hat hohen Stand,
Mein Lieb ist in der Ferne,
Mein Herz ist über Land —

aus ureigener Tiefe den vollkommenen Ton des alten Volksliedes.

Wenn Leander skandirt:

Gütig schenkte der Gott mir im Gesange das Maß —

so kann man nicht umhin sich der Tasso'schen Worte zu erinnern:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide!

Dagegen wird man dem Dichter herzlich dankbar sein für das Nachtigallenlied: „Tiu, tiu, Gott grüß di, min Fru! Och, wat sin wir doch hüt För glückselige Lüt!", und für „Annemarie" mit dem Schluß:

Klare, stille Kinderaugen;
Wen sie einmal angeschauet,
Fröhlich wird er für sein Leben;
Fröhlich bin ich allezeit!

Die Verlockung:

Ich will mit goldenem Kamme
Das Haar dir strählen fein;
Ich will, Herzlieb, dir singen
Die schönsten Lieder mein;
Mit Küssen will ich dich wecken auf
Und schläfern mit Küssen ein —

steht uns nun einmal mit ehernen Lettern, aufleuchtend aus Nebelschleiern, durch Goethe's „Erlkönig" aufgezeichnet und ist im Gedächtniß schwer durch Lieberes zu verdrängen; auch:

Von dir, der du der Frieden bist —

klingt geradezu an Rückert an; aber selbständig schön ist in seiner Einfachheit:

Sage, warst du früher nicht
Eine Rose in dem Hage?
Bei den Rosen, ganz gewiß,
Muß ich dich gesehen haben!

Oder warst vielleicht ein Stern
Ueber mir in Lüften, sage?
Bei den Sternen. ganz gewiß,
Muß ich dich gesehen haben!

Und so gibt es noch viele werthvolle Kleinigkeiten; z. B.:

Ich fragte: wie haben die Lieder all
In deiner Brust nur, o Lerche, Raum?
Wie trägst du auf deinem braunen Gezweig
Nur all die Blüten, o Apfelbaum?

Wie birgst du in deinem bescheidnen Kelch,
O Veilchen, nur alle die Düfte lind?
Sie sprachen: Wie fasset die Liebe all
Dein kleines Herz nur, du Menschenkind?

Die Lieder „Aus der Burschenzeit" klingen vielfach an Scheffel, Baumbach und von Mühler an; so gleich das erste:

Daß sich die Erde drehe,
Wer hat's uns kund gethan?
Der alte Galiëi
Der hat den Fund gethan!

Da sie aber mit dem Meilenzeiger „1850—1852" bezeichnet sind, soll die Reminiscenzenjagd unterbleiben; sonst riefe Richard Leander auch mir zu:

Ja, du bist ein kluges Thier, Muhme Schnatterente,
Wirst von fremden Fehlern dick, bist ein Recensente!

In Goethe'schen Rhythmen, aber auch von ihrer durchsichtigen Klarheit und Schöne sind die Gedichte: „Siesta in Sorrent", „Mondnacht an der Riviera", und vor allem „Ziele der Kunst", das ich ganz hierher setzen möchte. Leander ruft dem Menschen zu:

Ja zur Erde
Führ' er die Götter,
Menschlich laß er
An unserm Herde
Sich die unsterblichen
Gäste gebaren!

Das war von jeher Aufgabe des Dichters: Götter zu Menschen, oder Menschen zu Göttern führen. Und weil unser Sänger sich in schwierigen Zeitläuften dieser edeln Aufgabe unterzieht, deshalb liebe ich ihn; ich erwarte mit ihm die bessere Zeit:

Verstummt ist und verrauscht dann
Das traurige Geschenk
Des Tages: der Parteien
Hader und Gezänk,
Der Streit im eigenen Hause,
Der kindische, thörichte Haß,
Mit dem sich auch die Besten
Bekämpfen ohne Unterlaß!

Dem Sprecher dieser Worte ein herzliches Glück auf! Er ist ein Dichter im edelsten Sinne. Nie und nimmer kann aber der ein Dichter sein, der durch Predigen des Hasses ein Attentat begeht an der Majestät der Humanität, und das im Jahre 1885!

Alfred Friedmann.

Die Völker Oesterreich-Ungarns.

Die Völker Oesterreich-Ungarns. Ethnographische und culturhistorische Schilderungen. Band 2: Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien von Joseph Bendel. — Band 4: Die Tiroler und Vorarlberger von Joseph Egger. — Band 6: Die Rumänen von Joan Slavici. — Band 7: Die Juden von Gerson Wolf. — Band 8: Die Čecho-Slawen. Uebersichtliche Darstellung von Jaroslav Vlach. — Band 11: Die Serben im südlichen Ungarn, in Dalmatien, Bosnien und der Herzegowina von Theodor Ritter Stefanović Vilovsky. — Band 12: Die Zigeuner von J. H. Schwicker. Teschen, Prochaska. 1882—85. Gr. 8. 34 M. 50 Pf.

Das groß angelegte ethnographisch-culturhistorische Werk über die Völkerschaften, welche das Gebiet Oesterreich-Ungarns bewohnen, dessen zuerst erschienene Bände seinerzeit an dieser Stelle bereits eingehender besprochen wurden, ist mit der vorliegenden Bändereihe zu Ende geführt. Es war keine leichte Arbeit für den Herausgeber des Werks, die geeigneten Persönlichkeiten herauszufinden, denen die bezüglichen Partien zur Bearbeitung überwiesen werden konnten, zumal das Princip eingehalten werden sollte, die Behandlung eines jeden Volksstamms einem Schriftsteller anzuvertrauen, welcher nicht nur als Kenner desselben erprobt ist, sondern womöglich selbst zu demselben gehört. Dennoch ist dies gelungen: beinahe jeder von den Verfassern dieser stattlichen Bände hat über seine eigenen Landsleute im engern Sinne des Wortes berichtet. Dies ist um so anerkennenswerther, als die Mittheilungen dieser Gewährsmänner sonach authentische genannt werden können und wir es hier, insbesondere was die nicht deutschen Volksstämme betrifft, mit den besten Arbeiten zu thun haben, welche über dieselben in deutscher Sprache erschienen sind. Selbstverständlich mußte der Umfang der einzelnen Darstellungen in ein richtiges Verhältniß gebracht werden zu der culturellen Bedeutung des betreffenden Volks und zu dessen Zahl, soweit es sich innerhalb der Grenzen Oesterreich-Ungarns befindet. Auch in dieser Richtung ist die Vertheilung sehr zweckmäßig und gerecht ausgefallen.

Die Bände zwei und vier sind den Deutsch-Oesterreichern gewidmet. Professor Joseph Bendel aus Prag behandelt „Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien". Es ist begreiflich, daß die Bearbeitung gerade dieses Bandes eine schwierige war. Die deutsche Bevölkerung der Länder böhmischer Krone hat weder eine gemeinsame Geschichte, noch gehört sie einem und demselben deutschen Volksstamm an; sie bewohnt kein scharf abgegrenztes Sprachgebiet, und es herrscht bei ihr, was Beschäftigung, Lebensweise, Culturverhältnisse und Dialekt betrifft, große Mannichfaltigkeit. Trotzdem hat der Verfasser das Gemeinsame herauszufinden verstanden und in diesem Sinn eine einheitliche Darstellung geschaffen. Er schildert zunächst die Bodenverhältnisse der bezüglichen Gebiete und liefert damit ein übersichtliches geographisches Bild. Daran schließt sich eine historische Darstellung, welche mit der Markomannenzeit beginnt, die deutschen Colonisationen bespricht und zahlreiche culturgeschichtliche Streiflichter bietet. Von großem Interesse ist das „Kämpfe und Erfolge der Deutschen" überschriebene Kapitel, welches an der Hand reichen statistischen Materials auch die kirchlichen Verhältnisse und das Schulwesen bis auf die neueste Zeit beleuchtet. Die weitere Besprechung wendet sich den Bewohnern der einzelnen Gebiete im Besondern zu, so den Böhmerwäldlern, den Egerländlern, den Erzgebirgsbewohnern, den Bewohnern des böhmischen Niederlands, des nordöstlichen Böhmens, Mährens, Schlesiens und anderer kleinerer Landschaften. Ueberall bleibt die Darstellung streng objectiv und sachlich, die charakteristischen Merkmale in der Lebensweise, Industrie, in den Sitten und Gebräuchen der Bevölkerung werden prägnant hervorgehoben, Proben von Volksliedern und Sprüchen, von der Sprachweise und dem Volksdialekt eingestreut.

Leichter war die Arbeit für Professor Joseph Egger in Innsbruck, welcher in einem stattlichen Bande „Die Tiroler und Vorarlberger" bespricht. Da Tirol dem größten Theile seiner Bevölkerung nach und Vorarlberg durchweg von demselben Volksstamme bewohnt wird, so bot sich die Gliederung des Stoffs nach dem Plane des ganzen Werks von selbst; auch standen verschiedene treffliche Vorarbeiten, welche gerade in den letzten Jahrzehnten über das schöne Alpenland erschienen sind, dem Verfasser zu Gebote. Man darf auch dieser fleißigen und übersichtlichen Darstellung die verdiente Anerkennung nicht versagen. Das gesammte physische und geistige Leben des Volks in Vergangenheit und Gegenwart ist darin geschildert, die jetzt vorhandenen Zustände werden aus den vergangenen erklärt. Egger hat sich schon durch seine früher erschienene große „Geschichte Tirols" als ausgezeichneten Kenner der Landesgeschichte eingeführt, und auch für das vorliegende Werk haben seine langjährigen Studien und Beobachtungen, ja noch eigens hierfür angestellte Forschungen schönes Material geliefert. Auch hier eröffnet ein Kapitel über die natürliche Beschaffenheit Tirols und Vorarlbergs die Darstellung, worauf der historische Theil folgt, welcher über die ältesten Bewohner Tirols und Vorarlbergs und deren Romanisirung und über die Entstehung der beiden Länder handelt. Daran schließen sich Kapitel über die Gliederung des Volks in Stände, über deren Verfassung, über die Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse und über die militärischen Zustände, welche werthvolle culturgeschichtliche Daten enthalten. Hierauf wird die industrielle und gewerbliche Thätigkeit eingehender Betrachtung unterzogen, und auch das interessante Kapitel über Lebensweise, Sitten und Gebräuche bietet zahlreiche sittengeschichtliche Rückblicke. Endlich ist eine eigene Abtheilung der Kunst und Wissenschaft gewidmet; ihre hervorragendsten Vertreter sind in zweckmäßiger Gruppirung zusammengestellt.

Ein besonderes Interesse wird der sechste Band des Werks: „Die Rumänen in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina", erregen, der Joan Slavici in Bukarest zum Verfasser hat. Ueber die Rumänen der ungarischen Länder liegt hier die erste größere Arbeit vor; diese Nation besitzt eine verhältnißmäßig noch junge Cultur, aber gerade in der letzten Zeit hat ihr des Volkes unermüdliche Strebsamkeit zu hohem Aufschwunge verholfen. Nach der Schilderung der Verhältnisse des Bodens, den die Rumänen bewohnen, behandelt Slavici die von verschiedenen Gelehrten so verschiedenartig beantwortete Frage über die Abstammung dieses merkwürdigen Volksstamms, dessen Sprache romanische wie slawische Elemente aufweist, und bietet historische Rückblicke, welche sich insbesondere auch dem religiösen Leben und den Kämpfen um die nationale Abgeschlossenheit der beiden rumänischen Kirchen zuwenden. Die Darlegung der nationalen Eigenthümlichkeiten, welche darauf folgt, macht uns mit den Verhältnissen des Bauernlebens und Hirtenlebens, mit den Sitten und Gebräuchen bei der Eheschließung, mit dem Typus, dem Charakter und den Anlagen der rumänischen Bevölkerung, mit den Volkstraditionen, insbesondere mit den rumänischen Sprichwörtern, mit der Tracht, den Belustigungen u. s. w. bekannt; auch Sprachproben nebst verschiedenen Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten der Sprache bietet der Verfasser in diesem Kapitel. Den Abschluß bildet eine Betrachtung der gegenwärtigen Zustände, die allein schon im Stande ist, den Leser vollständig über die culturelle Entwickelung dieses Stammes in der neueren Zeit zu unterrichten. Dieser ganze Band des großen Werks verdient überhaupt die besondere Beachtung des Ethnographen und Culturforschers.

Gerson Wolf behandelt im siebenten Bande „Die Juden" Oesterreichs. Dieselben sind allerdings nicht als Volk zu betrachten, wie der Verfasser in seiner Einleitung selbst betont, da ihnen „die charakteristischen Merkmale, die man mit dem Begriff Volk verbindet, abgehen"; ganz richtig aber bemerkt der gelehrte Kenner der Geschichte des Judenthums, als welcher sich Wolf schon in einer Reihe vortrefflicher Arbeiten bewiesen, daß die Juden „in ethnographischer Beziehung ein bedeutendes Moment" bilden. Obgleich dessen Vertreter wie überall so auch auf österreichischem Boden verstreut leben, so ist doch das Judenthum Galiziens und in jüngster Zeit auch dasjenige der Residenzstadt für die österreichischen ethnographischen Verhältnisse charakteristisch und sehr bedeutend geworden. Der historische Theil des Bandes schildert die Ausbreitung der Juden im Kaiserstaate und die mannichfaltigen Kämpfe, welche dieselben ausfechten mußten, sowie die Culturverhältnisse nebst Angabe statistischer Daten. Ueber „Sitten Gebräuche und Charakter" verbreitet sich ein eigener Abschnitt, während eine Schlußbetrachtung von Wilhelm Goldbaum den Erfolgen gerecht wird, welche die Juden in cultureller Beziehung in den letzten Jahrzehnten aufzuweisen haben und die von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit sind.

Ein großer und gerade in jüngster Zeit vielgenannter Volksstamm ist es, welchem der achte Band gewidmet ist, dessen voller Titel lautet: „Die Čecho-Slawen. Uebersichtliche Darstellung von Jaroslav Vlach. Volkslied und Tanz. Das Wiederaufleben der böhmischen Sprache und Literatur. Die ältesten Denkmale böhmischen Schriftthums und der Streit über deren Echtheit von Joseph Alexander Freih. von Helfert". Auch hier haben wir es mit dem ersten übersichtlichen Werke in deutscher Sprache zu thun, welches sich mit den Čecho-Slawen, oder um den landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, mit den Czechen beschäftigt. Der erste Theil, von Jaroslav Vlach bearbeitet, schildert nach einer geographischen Einleitung die Einwanderung und Ansiedelung der Czechen auf dem Gebiete ihrer heutigen Wohnsitze, deren Culturzustand; sodann folgt die Kirchengeschichte, welche mit Rücksicht auf die hierauf bezüglichen besonders wichtigen Bewegungen in Böhmen ausführlich behandelt wird; ferner in eigenen Abschnitten die sociale, die staatliche und die volkswirthschaftliche Entwickelung in historischer Folge sowie auch der gegenwärtige Stand der Cultur bei diesen Volksstamme. Den eigentlich cultur- und literargeschichtlichen Theil hat der berühmte Historiker und genaue Kenner der Zustände Böhmens Freiherr von Helfert abgefaßt. Er bietet drei werthvolle Studien: eine über das Volkslied und den Tanz mit charakteristischen Proben czechischer Volkslieder in Original und Uebersetzung; zweitens eine Abhandlung über die böhmische Sprache und Literatur, welche allen hervorragenden Gelehrten, Dichtern und Literaten gerecht wird und das literarische Leben Böhmens überhaupt in klarer Weise darstellt; die dritte Studie ist den „ältesten Denkmalen böhmischen Schriftthums" gewidmet und den vielfachen Streitigkeiten, welche sich über deren Aechtheit erhoben haben. Die Arbeiten Helfert's nehmen mehr als die Hälfte des ganzen Bandes ein und werden von allen Lesern dankbar aufgenommen werden.

Der letzte consolidirte Völkerstamm, welcher in einem eigenen, dem elften Bande behandelt wird, sind „Die Serben", welche im südlichen Ungarn, in Dalmatien, Bosnien und in der Herzegowina ihre Wohnsitze haben. Theodor Ritter Stefanović Vilovsky ist der Verfasser der ausführlichen Darstellung dieses Volks. Ein Anhang über die südungarischen Bulgaren ist von Géza Czirbusz abgefaßt. Gehören schon die erwähnten Wohnsitze der Serben, welche der Verfasser zuerst schildert, zu den erst in der neuesten Zeit bekannter gewordenen Gebieten, so ist auch über die Geschichte, den Volkscharakter, das geistige Leben u. dgl. des serbischen Volks bisher wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen, man müßte denn die großen Arbeiten der letztern Jahre von Kanitz ausnehmen, welche jedoch wenig historisches Material enthalten. Stefanović Vilovsky gibt eine übersichtliche Geschichte des serbischen Volksstammes von der ältesten Zeit an bis auf unsere Tage, welcher die neue und neueste Geschichte Bosniens und der Herzegowina beigefügt ist. Daran schließt sich eine Darlegung

des Volkscharakters, der Sitten und Gebräuche der Serben, worin insbesondere auch des Familienlebens, der Hochzeiten, und andrer Festlichkeiten Erwähnung geschieht. Ein weiteres Kapitel ist der Sprache und Literatur, den literarischen Pflegestätten und der periodischen Literatur, dem Theater, der Musik, Architektur und Malerei gewidmet. Von besonderm Interesse erscheinen die Partien über die serbische Kirche und über die Volkspoesie, auf welch letztere bekanntlich durch gute Uebersetzungen und Darstellungen auch in deutscher Sprache schon vor Jahrzehnten die Aufmerksamkeit gelenkt wurde. Der Verfasser bietet manche Probe der tiefpoetischen serbischen Volkslieder, welche so schön das äußere wie das innere Leben dieses Volks charakterisiren. In ähnlicher Weise behandelt Czirbusz in dem erwähnten Anhange die südungarischen Bulgaren, welche so vielfache Aehnlichkeit mit dem serbischen Volksstamme haben.

Der zwölfte, der Schlußband des Werks, „Die Zigeuner", von J. H. Schwicker verfaßt, ist dem Nomadenvolke der Zigeuner, speciell den Zigeunern Ungarns und Siebenbürgens gewidmet. Da Zigeuner, in ähnlicher Weise wie dies bei den Juden der Fall ist, wegen ihres eigenthümlichen Wandertriebes noch weniger als diese an bestimmten Orten geschlossen beisammen wohnen, sind sie allerdings nur bedingungsweise als Volksstamm Oesterreich-Ungarns zu bezeichnen. Sowol über die Geschichte der Zigeuner wie auch sogar über die Herkunft und über den Namen derselben ist dichtes Dunkel gebreitet, welches alle Forschungen, die schon hierüber angestellt wurden, noch nicht zu durchdringen vermochten. Schwicker macht mit den Resultaten dieser Forschungen bekannt, behandelt die Einwanderung und Verbreitung derselben in Europa und ihre Schicksale in Ungarn und Siebenbürgen mit Angabe werthvoller statistischer Daten, bietet eine interessante Abhandlung über die Sprache der Zigeuner und schildert zum Schluß deren physische Beschaffenheit und Lebensweise, ihr geistiges und sittliches Leben, ihre Musik und ihren Gesang. Diese verdienstliche Arbeit faßt so ziemlich alles zusammen, was über die Zigeuner bisher erforscht wurde.

Damit erscheint das ganze Werk über die Völker Oesterreich-Ungarns vollendet; es bietet eine Reihe von Darstellungen nach gleichförmigem Plane, welche eine vollständige Uebersicht der so verschiedenartigen Völkerschaften gestattet, die innerhalb der Grenzen der Monarchie leben, Darstellungen, die bis ins Detail ausgearbeitet den Charakter und die ethnographische Bedeutung jeder einzelnen dieser Völkerschaften klarlegen, indem sie nicht nur das bereits vorliegende Material zusammenfassen, sondern auch auf eigenen Untersuchungen fußen. Dem Werke wurde auf dem dritten internationalen geographischen Congreß in Venedig das Ehrendiplom zuerkannt; es hat diese Auszeichnung mit vollem Rechte verdient.

Anton Schlossar.

Ein streitbarer Autor.

Paradoxe. Von Max Nordau. Leipzig, Elischer. 1885. 8. 6 M.

Ein neues Buch von Max Nordau kann nicht verfehlen, Aufsehen zu erregen. Der Verfasser der geistreichen „Bilder aus dem wahren Milliardenlande" hat der deutschen Lesewelt zu angenehme Stunden verschafft, als daß sie nicht nach neuem Genuß lüstern sein sollte. Leider ist es nicht ganz derselbe Nordau, der uns da entgegentritt, nicht der scharfe Beobachter von Land und Leuten, der uns in formvollendeter Weise das Resultat seiner Beobachtungen darlegt; es ist der Arzt und Philosoph Nordau, welcher die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse der Neuzeit zur Lösung einzelner Fragen aus dem Gebiete der Aesthetik und Psychologie herbeizieht. Schön ist, was direct oder durch Ideenassociation das höchste Geschlechtscentrum im Gehirn anregt; ein Genie ist der Mensch, bei welchem das Urtheilscentrum und das Willenscentrum ungewöhnlich mächtig entwickelt sind; Suggestion ist die Uebertragung der Molecularbewegungen eines Gehirns auf ein anderes, und sie allein erklärt die Gleichartigkeit der Anschauungen eines Volks: der Versuch des Nachweises dieser und ähnlicher Thesen bildet den Hauptinhalt des neuesten Nordau'schen Buchs. Ob der Nachweis gelungen? Die Entscheidung darüber kann nur dem Fachmann zustehen; wir haben es hier nur mit der literarischen Seite zu thun. Ein Mittelding zwischen einer populärwissenschaftlichen und einer reinen Unterhaltungsschrift, das ist die kurze Charakteristik der „Paradoxe", in denen von wirklichen Paradoxen nicht übermäßig viel zu merken ist. Erkennt man die Gattung als berechtigt an, so wird man Nordau volles, rückhaltsloses Lob nicht versagen können. Es ist unmöglich, die Grundprincipien der durch Darwin begründeten modernen Lebensanschauung, die verschiedenen in der Schrift berührten psychologischen Gesetze lichtvoller darzulegen, als es hier geschehen; es ist unmöglich, wissenschaftliche Stoffe liebevoller zu behandeln, unterhaltender zu belehren. Wir verweisen zum Beispiel auf das umfangreiche Kapitel „Psycho-Physiologie des Genies und Talents", in welchem der Verfasser seine obenerwähnte Theorie vom Genie entwickelt. Der Leser mag die Anschauungen Nordau's theilen oder nicht; er wird sich jedenfalls nicht über Langeweile beklagen können, und sollte er sich nicht ganz befriedigt fühlen, so wird dies nur daher rühren, weil sich ihm lebhafter als je das Bewußtsein aufdrängen dürfte, alles menschliche Wissen sei nur Stückwerk, selbst der überzeugendste Beweis lasse noch sehr gewichtige Zweifel offen. Es gibt keine objective, absolute Wahrheit; wir können wenigstens nicht wissen, daß es eine solche gibt, und könnten sie in allen Fällen niemals finden.

Dies ist der Grundgedanke der Nordau'schen Philosophie, und wer sich wundert, daß trotzdem nach der ewig unauffindbaren Wahrheit geforscht wird, muß sich mit dem Lessing'schen Wort abfinden lassen, im Streben nach der Wahrheit sei eben nicht das Finden, sondern das Suchen die Hauptsache. Dabei verwahrt sich unser Autor in der nachdrücklichsten Weise gegen die Annahme, als sei er Pessimist, indem er seine Erörterungen mit dem ebenso geistreichen wie überzeugenden Nachweise eröffnet, es gebe gar keinen wahren Pessimismus, da der Optimismus die unausrottbare Grundanschauung des Menschen bilde. Wie sollte auch derjenige, der von der Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens überzeugt ist — und diese Ueberzeugung bildet die Basis der pessimistischen Weltanschauung —, sich anmaßen, den Kosmos richtig beurtheilen zu können!

Es will uns jedoch bedünken, als ob die immerhin trübe Lebensphilosophie des Verfassers denselben tief verbittert habe. Durchdrungen von der Nichtigkeit des Menschen und seines Zweckes, hat er es aufgegeben, in liebevoller, humoristischer Weise seine Schwächen zu bespötteln; Ironie, schneidend bittere Ironie ist der Grundzug seines neuen Werks. Der Herr Präsident bleibt Präsident, und wenn der ganzen Stadt noch so viel erzählt wird, wie er es geworden ist. „Schön sein wie ein griechischer Gott und dumm wie ein Teichkarpfen, damit hat man Mohammed's Paradies auf Erden mit den Huris und allem, was sonst noch zu seiner orthodoxen Vollständigkeit gehört." Man lese nur das vierte Kapitel „Erfolg"; es ist ein Meisterwerk ironischer Schreibweise, das in jede Mustersammlung prosaischer Schriften aufgenommen zu werden verdiente.

Wenn wir oben bedauerten, es nicht mit dem alten Nordau zu thun zu haben, so geschah es nicht in dem Sinn, als wollten wir damit den literarischen Werth der „Paradoxe" herabsetzen; wir wollten damit nur unserer subjectiven Ueberzeugung Ausdruck geben, daß wir seinen frühern Humor der Ironie vorziehen. Humor erwärmt; Ironie erkältet, sie macht auch ungerecht. So gelangt Nordau zu dem Schluß, die wahrsten und wirkungsvollsten Menschendarsteller müßten untergeordnete Geister sein, ein leeres Bewußtsein und eine verkümmerte Persönlichkeit haben. Er sucht dies wol wissenschaftlich zu begründen; allein lehrt nicht die Erfahrung, daß die Behauptung eine unrichtige ist, und müssen wir nicht mistrauisch werden gegen eine Wissenschaft, deren Ergebnisse der positiven Beobachtung widersprechen? An einem andern Ort bezeichnet Nordau die Anhänger der Antivivisectionsbewegung als in geistiger Hinsicht hoffnungslose Trottel, die ein so vollständiges Unvermögen des Begreifens und Urtheilens bekunden, daß man ihnen unbedingt das Recht nehmen müßte, in Staat und Gemeinde mitzusprechen oder selbst über ihr eigenes Vermögen zu verfügen. Wir sind die letzten, welche ein Verbot, Vivisectionen vorzunehmen, gut heißen würden. Wenn aber Nordau in seiner Vorrede die Leser dazu veranlassen will, allen ehrlichen Meinungen gegenüber nachsichtig zu sein, so können diese doch von ihm verlangen, daß er selbst solche Nachsicht übe. Dergleichen einzelne allerdings paradoxe Behauptungen vermögen jedoch den Werth der „Paradoxe" nicht im wesentlichen zu beeinträchtigen; ihr Hauptvorzug liegt in der formalen Seite; sie zeigen uns Nordau als den alten Meister des Stils, der, wo er auch hineingreife ins Menschenleben, es uns interessant zu machen versteht.

Heinrich Katscher.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Am münchener Hoftheater ist das Trauerspiel „Alexis" von Karl Immermann in der von uns bereits besprochenen Bearbeitung von Wilhelm Buchholz mit bestem Erfolg in Scene gegangen. Unsere frühere Notiz, es sei bei Lebzeiten des Dichters nicht gegeben worden, können wir dahin berichtigen, daß dieser selbst bei seiner düsseldorfer Direetionsführung den Versuch damit gemacht, ohne indeß einen andern Erfolg zu erzielen als den Familienerfolg, den Achtungserfolg in jenen engern Kreisen, welche die Bemühungen Karl Immermann's zur Herstellung einer Musterbühne mit warmer Theilnahme begleiteten. Ueber das Experiment ging jene Aufführung so wenig hinaus als diejenige der Tieck'schen Märchen, die man in Düsseldorf versuchte: ein Echo bei den größern Bühnen hat sie nirgends erweckt. Es war auch dies kaum möglich; denn eine so umfangreiche Trilogie mit einem so krassen Abschluß wie der Giftmord des Sohnes durch den Vater konnte nicht auf Entgegenkommen rechnen. Wilhelm Buchholz hat den Kern der Immermann'schen Tragödie in einen dramatischen Extraet zusammengefaßt, der mit vieler Bühnenkenntniß arrangirt ist, und hat den bedenklichen Schluß, der allzu kraß und abstoßend wirken mußte, abgeändert. Seitdem mit dem „Trauerspiel in Tirol" an der Burg und an wenigen andern Bühnen der Versuch gemacht worden, ist Immermann wieder gänzlich von den Bühnen verschwunden. Die münchener Aufführung bietet daher ein besonderes Interesse, indem sie den Dramatiker Immermann mit seinem energischen, aber schroffen und herben Talente wieder einmal von den Todten erweckte.

— Am Deutschen Theater in Berlin ist Oskar Blumenthal's neues Schauspiel „Ein Tropfen Gift" mit unbestrittenem Erfolg zur Aufführung gekommen. Der Autor hat in diesem Stücke den Boden des Lustspiels verlassen und ein Schauspiel mit politischen Perspectiven geschaffen. Die Tendenz desselben ist, die Macht der Verleumdung zu zeigen und zwar in jenen Kreisen, welche in die politische Sphäre hineinreichen. Die Voraussetzungen der Handlung gehören allerdings in den Bereich der romanhaft aufgeputzten Zeitgeschichte, der zeitgeschichtlichen Modelldichtung, bei welcher Dichtung und Wahrheit in einer nach unserer Ansicht allzu willkürlichen Weise miteinander verschmolzen sind. Ein deutscher Herzog hat einen Vertrag mit Oesterreich 1866 abgeschlossen; das ist den Preußen verrathen und dann das Herzogthum annectirt worden. Man könnte dabei an Nassau denken: doch irgendeine Actualität wünscht ja der Dichter nicht in Scene zu setzen; seine Handlung beruht auf freier Erfindung; es ist ein Phantasieherzog, wie Daudet's König im Exil ein

Phantasiekönig ist. Ein Graf Vahlberg wird in einer russischen Revue beschuldigt, jenen Vertrag verrathen, den Untergang des Herzogthums herbeigeführt zu haben. Alle betheuern zwar, daß sie an die Unschuld des Grafen glauben; gleichwol ziehen sich alle immer mehr von ihm zurück. Der Fürst ist gestorben; der Erbprinz selbst, der jetzt in der preußischen Armee dient, hält den Grafen Vahlberg für schuldig und zeigt ihm dies in jeder Weise. Doch die Unschuld des Grafen kommt an den Tag. Ein Freiherr von Mettenborn, der die älteste Tochter des Grafen liebt, die „verheirathete" Hertha, die er zu erobern sucht, indem er den Ruf ihres Vaters wiederherstellt, hat in den Papieren des seinigen eine Aufzeichnung gefunden, daß der verstorbene Herzog selbst, der zu jenem Vertrag mit Oesterreich nur durch den Adel seines Landes genöthigt worden war, die preußische Regierung von demselben in Kenntniß gesetzt. Graf Vahlberg ist dadurch entlastet: die schöne Hertha ist gerührt und dankbar, und durch ihre liebenswürdigen Gefühlsregungen entwaffnet sie die bösen Gelüste des modernen Lovelace. Neben dieser ernsten Haupthandlung geht eine heitere, mit vielem Witze durchgeführte Nebenhandlung, in welcher die jüngste Tochter des Grafen Vahlberg, Liddy, ihr Liebhaber, der Ulanenoffizier Bruno, und ein mit Humor gezeichneter Charakter, der Baron Brendel, die Hauptrolle spielen. Auf diesem Theile des Stücks ruht wol der eigentliche Schwerpunkt desselben; die ernste Handlung ist mehr novellistisch, mit einer langen Vorgeschichte behaftet, welche durchaus mit ihrer Motivirung nicht niet- und nagelfest ist — und auch der Umschwung im Charakter Mettenborn's gehört zu den Wandlungen, die auf das Gemüth wirken, aber doch wenig glaubwürdig sind.

— Wenig Glück hatte am berliner Wallner-Theater „Das Glückskind", eine Posse von Wilken und Jacobson: sie wurde vom Publikum unzweideutig abgelehnt. Es scheint, daß die guten Tage der berliner Posse gezählt sind; indeß hat man seit zwei Jahrzehnten diese Behauptung oft genug wiederholt und immer gab's doch neue Treffer für die Repertoire. Manche matte Limonade mundete sogar dem Publikum.

— Am wiener Hofburgtheater kam Moritz Jókai's „König Koloman" zur Aufführung und erlebte ein Fiasko, obschon der namhafte ungarische Dichter selbst von dem Publikum der Hofbühne hervorgerufen und mit Elsens begrüßt wurde. Das Königsdrama, eine Shakspearesche Historie, ohne Shakspeare's Geist, läßt in den ersten vier Acten, in denen der buckelige König seinen um die Krone kämpfenden Nebenbuhler besiegt und ihm verzeiht, jede dramatische Einheit vermissen, während der letzte Act in das grelle Colorit getaucht ist, welches auch den Jókai'schen Romandichtungen anhaftet. Der König ist der ewigen Unruhen müde und läßt den Bruder und seinen Sohn blenden: ein Abschluß, der die frühern Begnadigungen um so mehr in einem zweideutigen Lichte erscheinen läßt, als die schöne Gattin des Aufrührers, welche Koloman liebt, zur Milde seiner Urtheilssprüche wesentlich beigetragen hat.

— In Leipzig machte ein schlechter französischer Schwank: „Villa Blanemignon" von Chirot und Durn, welchen Franz von Schönthan sehr überflüssigerweise ins Deutsche übersetzt, verdientes Fiasko. Die Voraussetzungen der Handlung sind durchaus anstößiger Natur; trotz der Situationskomik im zweiten Act und ihrer bunten Verwickelungen kommt man zu keiner Theilnahme für die Hauptpersonen, und auch die dramatische Technik ist nicht sonderlich geschickt; im dritten Acte fehlt jede Steigerung, wie dem Ganzen ein wirksamer Abschluß. Fast scheint es, als ob Franz von Schönthan den pariser Dialog für Deutschland in schwankartiger Weise etwas vergröbert hat, wodurch das vielfach Rohe der Situationen noch mehr hervortritt.

Bibliographie.

Abrie, W. (B. Walter), und G. Kötter, In Moll und Dur. Ernstes und Heiteres. Ribnitz, Biseamp. 8. 75 Pf.

Arnold, H., Fünf neue Novellen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Berthold, T., Lose Blätter aus dem Münsterlande und von der Nordsee Mit Illustrationen. Einsiedeln, Benziger. 8. 2 M.

Brandes, G., Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen. Mit dem Bildnisse Ludwig Holberg's in Holzstich. Berlin, Oppenheim. 8. 4 M. 50 Pf.

Briefwechsel zwischen Dobrowsky und Kopitar (1808—1828). Herausgegeben von V. Jagić. Mit einem Porträt und 2 lithographirten Beilagen. St. Petersburg. Gr. 8. 9 M.

Dahn, F., Kleine Romane aus der Völkerwanderung. 3ter Bd.: Gelimer. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 534 n. Chr.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 9 M.

Daute Alighieri's Paradies. Dritte Abtheilung der Göttlichen Komödie. Genau nach dem Versmaße des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen von J. Francke. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 5 M.

Das humoristische Deutschland. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von J. Stettenheim. 1ster Jahrg. 1885/86. 12 Hfte. Stuttgart, Spemann. Lex.-8. à Hft. 1 M.

Deutsches Dichterheim. Organ für Dichtkunst und Kritik. 6ster Jahrg. 1885/86. 24 Nrn. Dresden-Striesen, Heinze. Gr. 8. Halbjährlich 5 M.

Dreising, A., Reise in Schweden. Altes und Neues. Merseburg, Stollberg. Gr. 8. 1 M.

Einer von der Post. Eine Postlebensgeschichte in lustigen Versen von C. A. S. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 8. 2 M.

Elster, O., Wessen Schuld? Roman. Breslau, Schottländer. 1886. 8. 4 M.

Euler, C., Friedrich Friesen. Berlin, K. Schmidt. Gr. 8. 60 Pf.

Fastenrath, J., Granadinische Elegien. Leipzig, Reißner. 8. 2 M.

Feit, P., Das deutsche Märchen. Ein Vortrag zum Besten des Denkmals der Brüder Grimm aus Hanau. Lübeck, Gläser. 4. 50 Pf.

Flach, J., Musarion. Eine academische Novelle. Leipzig, Unflad. 8. 1 M.

Friedheim, W., In der besten der Welten. Naturalistisch-soziales Lebensbild aus unseren Tagen. Zürich, Verlags-Magazin. 1886. Gr. 8. 80 Pf.

Gregorovius, F., Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 1 M. 80 Pf.

Gumprecht, O., Unsere klassischen Meister. Musikalische Lebens- und Charakterbilder. 2ter Bd.: Jos. Haydn, Wolfg. Amadeus Mozart, Ludw. van Beethoven. Leipzig, Haessel. 8. 6 M.

Heidt, K. M., Die Blut-Rache. Schauspiel. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 75 Pf.

Heveši, L., Neues Geschichtenbuch. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Hillebrand, K., Zeiten, Völker und Menschen. 7ter Bd.: Culturgeschichtliches. Aus dem Nachlasse. Herausgegeben von Jessie Hillebrand. Mit dem Bildnisse des Verfassers in Holzstich. Berlin, Oppenheim. 8. 6 M.

Karpeles, G., Geschichte der jüdischen Literatur. 1ste Lfg. Berlin, Oppenheim. 1886. Gr. 8. 1 M.

Khull, F., Gauriel von Muntabel, eine höfische Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. Zum ersten Male herausgegeben. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Koglgruber, K., Das Gespenst wider Willen oder die Wundereuren. Lustspiel mit durchgehends weiblichen Rollen. Salzburg, Mittermüller. 8. 40 Pf.

— — Die entschuldigte Gouvernante oder die ungleichen Schwestern. Lustspiel mit durchgehends weiblichen Rollen. Salzburg, Mittermüller. 8. 40 Pf.

— — Die Predigt-Auszüge und die Gratulations-Geschenke. Lustspiel für weibliche Vereine mit durchgehends weiblichen Rollen. Salzburg, Mittermüller. 8. 40 Pf.

Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von M. Müller. 7te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M.

Lied, das, vom Könige Nala. Erstes Lesebuch für Anfänger im Sanskrit. Nach didaktischen Grundsätzen bearbeitet und in transskribiertem Texte mit Wörterbuch herausgegeben von H. C. Kellner. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Rembe, H., Die Grafen von Mansfeld in den Liedern ihrer Zeit. Volkslieder aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert, gesammelt und erläutert. Halle, Hendel. Lex.-8. 1 M.

Schaper, L., Geschichte der socialen Frage. Braunschweig, Sommermeyer. Gr. 8. 80 Pf.

Der romantische Schwindel in der deutschen Mythologie und auf der Opernbühne. Von Sz. II. Wer ist Loki? Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 80 Pf.

Steinitzer, M., Ueber die psychologischen Wirkungen der musikalischen Formen. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 2 M. 40 Pf.

Stern, A., Dürer in Venedig. Novelle. Leipzig, Elischer. 1886. 8. 2 M.

— — Drei venezianische Novellen. (Dürer in Venedig. Die Schuldgenossen. Der neue Merlin.) Leipzig, Elischer. 1886. 8. 4 M.

Strebel, H., Alt-Mexiko. Archäologische Beiträge zur Kulturgeschichte seiner Bewohner. Mit 17 Lichtdruck- u. 2 chromolith. Tafeln. Hamburg, Voss. Gr. 4. 50 M.

Tegtmeyer, Emilie, Die Tochter des Bürgermeisters. Eine Erzählung aus der bremischen Vergangenheit. Bremen, Schünemann. 8. 2 M. 50 Pf.

Tyrol, M., Der Abt. Ein Sang aus Preußens Ritterzeit. Leipzig, Reißner. 8. 2 M.

Wedckind, O., Die Réfugié's. Blätter zur Erinnerung an den 200jährigen Jahrestag zur Aufhebung des Edicts von Nantes. Hamburg, J. F. Richter. 1886. Gr. 8. 2 M.

Wiermann, H., Geschichte des Kulturkampfes. Ursprung, Verlauf und heutiger Stand. Leipzig, Renger. Gr. 8. 5 M.

Winterfeld, A. v., Der Kamrad von der Garde. Komischer Soldaten-Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 1886. 8. 13 M. 50 Pf.

Wittlinger, Helene, Dynastische Gelüste. Schwank. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: **Baumgartner, A., S. J.,**

Göthe. **Sein Leben und seine Werke.**

Erster Band. Jugend-, Lehr- und Wanderjahre. (Von 1749—1790.)

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. (XXVIII u. 676 S.) 7 M.; geb. in Leinwand mit Golddeckenpressung 8 M. 50 Pf.

Der zweite (Schluß-) Band wird im Laufe von 1886 erscheinen.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 284 bis 290.

Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Der politische Radicalismus in Frankreich. — Zur Situation in den Balkan-Ländern. — Exposé über das österreichische Budget für 1886. — Militärisches aus Frankreich. — Lage und Stimmung in Serbien. — Das ungarische Budget für 1886.

Von Belgrad nach Nisch. — Die Psalmen und ihre Erläuterung. Von D. V. von Strauß und Torney. — Ein neues Werk über Herzog Bernhard von Weimar. Von Dr. H. Blum. (III. Schlußartikel.) — Philosophie und deutsche Sprache. Von R. Eucken. (I/II.) — Deutsche Afrika-Literatur. — Ein mitteleuropäischer Zollbund. — Zur Reichspädagogik. — Die Revocation des Edicts von Nantes. Von Dr. M. Landau. — Der Earl von Shaftesbury. (Nekrolog.) Von H. Zimmern.

Rußlands Finanzen und Handel. — Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank. — Internationale landwirthschaftliche Excursion in Ungarn. — Das neue schweizerische Versicherungsgesetz.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nueva Gramática inglesa.

Curso teórico-práctico

por

J. J. Braun.

Secunda edicion. 8. Geh. 4 M.

Ein Lehrbuch der englischen Sprache für Spanier, das nach den besten Methoden bearbeitet ist und seine praktische Brauchbarkeit bereits hinlänglich bewährt hat.

Im Verlage von Ferdinand Schöningh in Paderborn und Münster ist soeben erschienen:

Ein ästhetischer Commentar

zu den

lyrischen Dichtungen des Horaz

von

Walther Gebhardi.

344 S. Gr. 8. Brosch. 4 M., in originellem Einbande mit rothem Schnitt 5 M.

Auf gelehrte Studien gegründet, aber populär für das gesammte gebildete Publikum geschrieben, soll das Buch Liebe und Erinnerung für einen großen Dichter wecken, erneuern und erhalten, Vorurtheile beseitigen helfen, Herz und Sinn erfreuen und erfrischen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Bassermann, Prof. Dr. Hein., Handbuch der geistlichen Beredsamkeit. 8. X und 638 Seiten. 10 M.

Wächter, Dr. Oskar, Johann Jakob Moser. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Moser's in Lichtdruck. 8. X und 288 Seiten. 4 M. 50 Pf.

Weber, Georg, Heidelberger Erinnerungen. Am Vorabend der fünften Säkularfeier der Universität. Mit dem Porträt Weber's in Stich. 8. VIII und 310 Seiten. 4 M.

Schack, F. A. Graf von, Memnon. Eine Mythe. 8. 164 Seiten. 3 M.

Riehl, W. H., Die bürgerliche Gesellschaft. Achte Auflage. 8. XII und 394 Seiten. 5 M.

Lessing, Minna von Barnhelm. Schulausgabe mit Anmerkungen von Dr. A. Bieling. 8. XIV und 138 Seiten. Cartonnirt 80 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.

Von

Dr. Ludwig von Rönne,

Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Vier Bände. 8. Geh. 40 M. Geb. 46 M.

I. Band.	Verfassungsrecht.	1. Abth.	Geh. 10 M.	Geb. 11 M. 50 Pf.
II. Band.	Verfassungsrecht.	2. Abth.	Geh. 8 M.	Geb. 9 M. 50 Pf.
III. Band.	Verwaltungsrecht.	1. Abth.	Geh. 8 M.	Geb. 9 M. 50 Pf.
IV. Band.	Verwaltungsrecht.	2. Abth.	Geh. 14 M.	Geb. 15 M. 50 Pf.

(Auch in 20 Lieferungen à 2 M. zu beziehen.)

Die vierte Auflage des berühmten Rönne'schen Werks hat mit dem soeben vollendeten vierten Bande ihren vorläufigen Abschluß erreicht. Sie sollte im ganzen 5 Bände umfassen; da aber die in Aussicht stehenden Kreis- und Provinzial-Ordnungen noch nicht für sämmtliche Provinzen des Preußischen Staats ergangen sind, kann die Bearbeitung des fünften Bandes erst später erfolgen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 11.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LITERARISCHE RESSOURCE

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 5. November 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Dichterinnen und Schriftstellerinnen in der deutschen Literatur. Von Otto Weddigen. — Geographisches und Ethnographisches. — Neue deutsche Dramen. Von Karl Nissel. — Culturgeschichtliches. Von Otto Henne Am-Rhyn. — Socialpolitisches. Von H. von Scheel. — Geschichte der russischen Literatur. Von Eduard Reich. — Medicinische Literatur. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Dichterinnen und Schriftstellerinnen in der deutschen Literatur.

Mit seltener Lebhaftigkeit ist in den jüngsten Tagen — und zwar in mehrern Zeitschriften — die Frage ventilirt worden, ob das weibliche Geschlecht von Natur die Fähigkeiten und Eigenschaften besitzt, welche es befähigen, schöpferisch auf dem Gebiete der Literatur sich zu bethätigen, welche es statthaft und gerechtfertigt erscheinen lassen, daß auch die Frau wetteifernd mit dem Manne nach dem Lorber, oder soll man sagen nach der Dornenkrone, des Dichters oder Schriftstellers ringt.

Mit nicht minder großer Leidenschaftlichkeit ist auf die Gefahr eines Ueberwucherns jener Erzeugnisse hingewiesen worden, welche der weibliche Geist gezeitigt; es sind an einigen dieser Producte Mängel und Schäden, Gebrechen und ungesunde Tendenzen bloßgelegt worden, welche ihnen weder ein moralisches Recht geben auf ihre großen materiellen Erfolge, noch die Frauenliteratur einer mildern Kritik empfehlen. Wir können dieser agitatorischen Bewegung, soweit sie die zuletzt berührten Punkte betrifft, unsere Sympathie nicht versagen.

Müßig will uns nur die Frage bedünken, ob die Frau vermöge der von Natur ihr eigenen geistigen Beanlagung überhaupt zur Dichterin oder Schriftstellerin sich eignet. Wenn Beispiele lehren, so brauchen wir nur auf unsere Literaturgeschichte zu verweisen, die seit den ältesten Zeiten Namen von Frauen nennt, welche unserm Schriftthum zur Zierde gereichen und die ein volles Anrecht auf einen Ehrenplatz in demselben behaupten können.

Wir halten es mit einem Ausspruche Bettina's, auf den an einem andern Orte erst kürzlich hingewiesen wurde: das Genie trage weder Hosen noch einen Unterrock, sondern zwei große mächtige Flügel, mit denen es geradewegs in den Himmel fliege.

Also eine Zurückweisung des weiblichen Geschlechts von der Bethätigung auf literarischem Gebiete würde uns ebenso müßig wie ungerecht erscheinen; kein ernsthaft denkender Mann möchte das Privilegium poetischer oder schriftstellerischer Begabung seinem Geschlechte allein vindiciren wollen.

Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß wir für die Emancipation des Weibes überhaupt eine Lanze zu brechen gesonnen sind. Im Gegentheil! Wir wissen und begreifen sehr wohl, wie überall dem schwachen Geschlecht eine Rückkehr zur echten Weiblichkeit noththut, und wie der Grund hierzu besonders in der Schule und der häuslichen Erziehung zu legen ist. Man werfe nur einen Blick in die Lehrpläne unserer heutigen höhern Mädchenschulen, man controlire einmal die Lehrgegenstände, die Lehrmethoden, und man wird im Zweifel sein, ob es die Aufgabe ist, des Landes Töchter zu gelehrten Specialstudien, zu Jüngern der englischen oder französischen Philologie vorzubereiten, oder sie mit jenem Wissen zu erfüllen, welches später nicht als Ballast über Bord geworfen wird, sondern von bleibendem Gewinn für eine ethische Bildung des Gemüths und des Herzens ist. Wir reden mithin einer angestrebten Emancipation des weiblichen Geschlechts nicht das Wort. Aber wir verwerfen jenes Urtheil als haltlos, welches dem Weibe gewissermaßen a priori diejenigen Eigenschaften abspricht, die ihm ein Anrecht auf literarische Bethätigung geben würden.

Etwas anderes freilich ist es, ob viele der gegenwärtig erhobenen Anklagen gegen die zeitgenössische Frauenliteratur gegründet sind. Im großen und ganzen müssen wir uns ihnen allerdings anschließen. Eine herrschende Richtung in derselben ist thatsächlich geeignet, unsere Literatur weiter und

tiefer in jene ungesunden Bahnen zu leiten, in denen sie seit einiger Zeit vielfach wandelt, und welche es möglich machen, daß die Früchte solchen Dichtern zufallen, welche der Mode huldigen und sich dem Geschmack des Publikums anbequemen, anstatt sich zu bemühen, dasselbe für reine Poesie empfänglich zu machen. Ferner zeigt sich der Dilettantismus nirgends ausgeprägter, umfassender als in den literarischen Erzeugnissen des weiblichen Geschlechts. Dasselbe besitzt eine ausgesprochene Begabung für manche Dichtungsarten; aber es misachtet die weise Beschränkung; mancher Dichterin ist eine scharf bestimmte dichterische Individualität eigen — das alleinige Kennzeichen des echten Poeten —, allein sie pflegt dieselbe nicht. Compositionslosigkeit, Mangel an scharfer Charakteristik, an logischer Begründung und gesundem Realismus sind die Hauptfehler, welche die geistigen Erzeugnisse unserer deutschen Dichterinnen und Schriftstellerinnen gewöhnlich aufweisen. Aber es sei uns fern, den Stab über die literarische Thätigkeit des weiblichen Geschlechts überhaupt zu brechen. Wir kennen unter den zeitgenössischen Dichterinnen und Schriftstellerinnen eine Anzahl, die manche schöne Frucht gezeitigt und beredtes Zeugniß von einer hervorragenden Begabung nicht minder als von ernstem Streben abgelegt haben.

Diese Wahrnehmung fanden wir aufs neue bestätigt durch das soeben erschienene umfassende und sorgsam ausgearbeitete Werk des triester Gymnasialprofessors Heinrich Groß: „Deutsche Dichterinnen und Schriftstellerinnen.“ Welche stattliche Reihe von Namen tritt uns darin entgegen! Anna Luise Karsch, Charlotte von Schiller, Johanna Schopenhauer, Karoline Pichler, die Rahel, Marianne von Willemer, Elisabeth von Arnim, Annette von Droste-Hülshoff, Luise Hensel, Julie von Stolterfoth, die Birch-Pfeiffer, Luise von Plönnies, Gräfin Hahn-Hahn, Ida von Düringsfeld, Ottilie Wildermuth, Klara Bauer, Thekla von Gumpert, Fanny Lewald, Betty Paoli, Elise Polko, E. von Dincklage, die Marlitt, Ferdinande von Brackel, Wilhelmine von Hillern, Elisabeth Bürstenbinder, Carmen Sylva, Ada Christen, Gräfin Wickenburg, Gräfin Bethusy-Huc u. a. Wohl haben viele von ihnen zur Literatur nur Ephemeres beigesteuert; allein wir danken ihnen auch manche Perle von bleibendem Werth. Das Groß'sche Werk gewährt einen trefflichen Einblick in die literarischen Gesammtleistungen des weiblichen Geschlechts; manches vorgefaßte Urtheil wird nach der Lektüre desselben verschwinden, und mancher wird sich mit der Thatsache aussöhnen, daß dichterische und schriftstellerische Begabung nicht ein Monopol der Männer ist, sondern daß auch manches Weib den Weihekuß der Muse empfangen hat, und daß unter unsern zeitgenössischen Dichterinnen und Schriftstellerinnen sich manche von hervorragenden Talenten befinden. Otto Weddigen.

Geographisches und Ethnographisches.

1. Konstantinopel. Von Edmondo de Amicis. Aus dem Italienischen übersetzt von Agnes Burchard. Rostock, Werther. 8. 5 M.

Die erste Auflage des italienischen Originals war sogleich bei ihrem Erscheinen vergriffen. Ist dies bei einer Reisebeschreibung der Fall, so muß schon der Name des Schriftstellers einen ganz besondern Reiz und Zauber ausüben. Das kann unmöglich der Gegenstand allein, die Art der Auffassung oder die Anschaulichkeit der Schilderung zu Stande bringen. Die Uebersetzerin sagt vom Verfasser, und wer sein Buch liest, wird ihr recht geben:

Edmondo de Amicis versteht so interessant, so warm fühlend, so von Enthusiasmus getragen zu reproduciren, was er geschaut, erlebt und gedacht, daß wir nicht nur entzückt mit ihm zu wandern glauben, sondern auch dankbar aufathmend bei ihm den Ausdruck finden für manches, was beim Anschauen herrlicher Landschaftsbilder in unserer Seele ruhte, ohne zur rechten Klarheit zu kommen.

In der That, man wandert mit ihm, dem Reiseschriftsteller: so lebhaft versetzen uns seine Worte und Schilderungen an Ort und Stelle; sein Enthusiasmus ergreift unwillkürlich den Leser, denn es ist nicht ein künstlicher, gemachter, gesuchter; selbst das überschwenglich Lautende muthet uns so wahr, so ganz als der Ausdruck eines erregten Gefühls an, daß der Gedanke an Phrasen, an Uebertreibungen, an individuelle Gefühle nicht aufkommen kann.

Da ist Konstantinopel, das unermeßliche, prachtvolle, erhabene Konstantinopel, die Glorie der Schöpfung und des Menschen! Solche Schönheit hatte ich mir nicht im Traum vorstellen können. Fast scheint es Entweihung, mit Worten diese göttliche Vision zu schildern. Wer wagt es, Konstantinopel zu beschreiben? Chateaubriand, Lamartine, Gautier, was habt ihr gestammelt? Und doch drängen sich Bilder und Worte im Gedächtniß und entströmen der Feder.

So ruft der Reisende aus unter dem überwältigenden Eindruck des ersten Anblicks, als die schöne Stadt aus dem sich theilenden Nebel hervortauchend den sehnsüchtigen Blicken der auf dem Verdeck des Schiffs Versammelten sich enthüllte:

Eine unsagbar heitere Majestät liegt über dieser reichen Schönheit ausgegossen, ein ahnungsvoller Reiz der Jugend und Liebe, welcher tausend Erinnerungen an Feenmärchen und Frühlingsträume erweckt, ein so duftiger, geheimnißvoller, großer Zauber, daß er die Phantasie noch über die Wirklichkeit hinauslockt. Der Himmel, in den zartesten Farben des Opals spielend, zeichnet alle Contouren mit wunderbarer Klarheit ab, das Meer, im Glanze des Saphir, spiegelt sanft zitternd die weißen Minarets wider; die Kuppeln glänzen, der Hauch des Morgens bewegt die reiche Vegetation; Scharen von Tauben flattern um die Moscheen; tausend bunte, vergoldete Nachen gleiten auf dem Wasser dahin; ein Windhauch vom Schwarzen Meer bringt die

Düfte meilenweiter Gärten, und wendet man sich endlich, berauscht von diesem Paradies, alles andere vergessend, rückwärts, so schaut man mit einem neuen Gefühl der Verwunderung das asiatische Ufer ... Ja, dies ist das schönste Schauspiel der Erde! Wer das leugnet, ist undankbar gegen Gott und beschimpft seine Schöpfung; eine noch größere Schönheit könnten menschliche Sinne nicht ertragen.

Wir wären versucht, noch manche andere Stelle hierher zu setzen, in welcher Edmondo de Amicis seine Eindrücke wiedergibt und im Leser wiederholt. Das bunte, wechselvolle Allerlei, das die Stadt in ihren einzelnen Partien dem sie Durchwandernden darbietet, schildert er:

Nach hundert Schritten ist immer alles verändert. Jetzt bist du in der Straße einer Vorstadt von Marseille. Eine Wendung — nun in einem asiatischen Dorf. Du wanderst weiter: da ist ein griechischer Stadttheil. Noch einmal wendest du dich: die Vorstadt von Trapezunt! An der Sprache, den Gesichtern, dem Aussehen der Häuser erkennst du den Wechsel des Landes. Hier ist ein bischen Frankreich, ein Streifen Italien, ein buntes Gemisch aus England, Pfropfreiser aus Rußland! Auf dem ungeheuern Antlitz der Stadt zeigt sich in Architektur und Farben der große Kampf zwischen der christlichen Familie, die das Heilige Land wieder erobert, und der islamitischen, die es mit letzter Kraft vertheidigt. ... Seine Gangart muß man in einer Viertelstunde zehnmal ändern: steigen, klettern, einen Abhang hinunterspringen, eine Treppe von Mauersteinen ersteigen, im Schlamm versinken und tausend Hindernisse entfernen, seinen Weg mühsam durch die Menge oder durch Büsche, durch aufgehäufte Lumpen suchen, sich jetzt die Nase verstopfen, dann wohlriechende Düfte einathmen ... Man kehrt nach Hause zurück voll Enthusiasmus und voll Enttäuschung, entzückt, angeekelt, geblendet, betäubt, in einer geistigen Verwirrung. Man hat eilig mehrere Jahre durchlebt und fühlt sich älter geworden.

Und nun in dieser Stadt, ihrem Lärm, ihrem Labyrinth, ihrem Glanz, ihrem Elend führt uns der Verfasser umher als guter Wegweiser und feiner Beobachter, als geschickter Erklärer, humorvoller Erzähler. Wir theilen mit ihm die Schrecken einer echt türkischen Mahlzeit in einem türkischen Restaurant, die unterhaltende Langeweile eines türkischen Kaffehauses; er beschreibt uns, wie man geknetet wird in einem echt türkischen Bad, wie man kauft und verkauft im Bazar; er führt uns in die Moscheen, in die Schulen und in die Paläste, auf die Thürme, von denen man das Menschengewoge unter sich sieht, auf die Brücken und Straßenkreuzungen, wo man mitten in demselben steht wie in einem tosenden Strudel; er redet von der Armee und den Janitscharen, von den unglücklichen, bedauernswerthen Geschöpfen, welche die orientalische Haremswirthschaft nothwendig macht, und über deren bejammernswerthe Existenz er in die Worte ausbricht:

O Philanthropen, Publicisten, Minister, Gesandte ... und ihr Senatoren des Halbmonds, erhebt euere Stimmen im Namen Gottes, daß dieser schreckliche Flecken der menschlichen Ehre im 20. Jahrhundert nur eine traurige Erinnerung sein möge wie das Blutbad in Bulgarien!

Er redet von den Bettlern, die auf den Straßen umherlungern, und widmet auch ein langes Kapitel den — Hunden, die so überaus charakteristisch sind für die Straßen von Konstantinopel. Aber in berechtigter Ausführlichkeit und in einer das Interesse des Lesers und besonders der Leserinnen in hohem Grade beanspruchenden Weise spricht der Verfasser von den Frauen von Konstantinopel, diesen „Herzenseroberinnen", „Wonnequellen", „kleinen Rosenblättern", „frühreifen Trauben", „Lebenserweckerinnen", „strahlenden Monden" u. s. w., mit deren Lobpreisung die Dichter uns berauschen. Freilich nach dem Spruch des Koran soll der Schleier jede Frau vor profanen Blicken schützen. Aber heutzutage weiß man den Buchstaben des Koran zu umgehen, und jetzt ist es so: je jünger und schöner die Türkin, desto klarer und luftiger der Schleier. Daß die Frauen in so überaus engen Schranken gehalten sind, findet der Reisende überhaupt nicht. Aber bei allem einer größern Freiheit entgegenführenden Einfluß, den die abendländische Cultur auch in der Frauenfrage in der Türkei geübt hat, ist es doch ein im Grunde überaus trauriges, leeres, ödes Leben, das diese türkischen Frauen leben. Welche deutsche Frau würde nicht erschrecken, wenn sie sich in einem solchen Harem denken müßte, wie ihn unser Reisender unter anderm schildert:

Auf Polstern oder Teppichen mit ihren Sklavinnen sitzend, säumen sie (diese Frauen) zahllose Taschentücher zum Geschenk für ihre Freundinnen, sticken Schlafkappen oder Tabacksbeutel für Gatten, Väter, Brüder, lassen die Perlen des türkischen Rosenkranzes, des Tespi, durch die Finger gleiten, zählen bis zur höchsten Zahl, die sie kennen, folgen mit dem Auge den Schiffen, die auf dem Bosporus und dem Marmarameer dahingleiten, und beschwören Phantasiebilder des Reichthums, der Liebe, der Freiheit herauf, indem sie gedankenlos den bläulichen Rauchkreisen ihrer Cigarette folgen. Sind sie der Cigarette überdrüssig, rauchen sie einen Tschibuk; dann schlürfen sie eine Tasse arabischen Kaffee, naschen Obst und Süßigkeiten, brauchen eine halbe Stunde, um ein Glas Gelée zu leeren, genießen durch Nargilehs parfümirtes Rosenwasser, saugen ein wenig Mastix, um den Geschmack des Rauchens zu dämpfen, und trinken Limonade, um den des Mastix wieder los zu werden. Sie machen Toilette, kleiden sich wiederholt um, probiren alle Gewänder ihres Schrankes an, versuchen verschiedene Schminken, Schönpflästerchen, stellen ein Dutzend großer und kleiner Spiegel so zusammen, daß sie sich selbst von allen Seiten betrachten können, bis sie sich nicht mehr sehen mögen. ... Stundenlang sitzen die gelangweilten Damen an den vergitterten Fenstern, zählen die vorübergehenden Leute und Hunde, lehren den Papagei ein neues Wort, schaukeln sich im Garten, verrichten ihre Gebete, strecken sich auf dem Divan aus, um Karten zu spielen ... müdes Lachen, lautes Gähnen — so ist das Leben in den Harems.

Wir glauben, daß der Verfasser recht hat, wenn er zu der Frauenfrage des Orients sagt:

Die Polygamie ist in der That das Hauptlaster mohammedanischer Gesetzgebung und die erste Ursache des Verfalls aller der Völker, die diesen Glauben annahmen ... ohne dieses ... möchte heute vielleicht der Orient geordnet und civilisirt, die allgemeine Cultur um Jahrhunderte weitergerückt sein.

Ob er aber auch recht hat mit dem Trost, daß die Polygamie von Tag zu Tag mehr verschwindet? und mit der Behauptung: „vielleicht würde sich, wenn morgen ein Gesetz dieselbe unterdrückte, keine Stimme laut dagegen erheben"?

Gewiß aber hat er recht mit dem Satz: „Der Uebergang des socialen türkischen Lebens zu europäischer Gesittung ist unmöglich ohne die Befreiung des Weibes.“

2. Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. Aegypten, einst und jetzt. Von F. Kayser. Mit 85 Holzschnitten, 15 Vollbildern, 1 Karte und 1 Titelblatt in Farbendruck. Freiburg, i. Br., Herder. 1884. Gr. 8. 5 M.

Die „Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde“, von welcher dieses Werk einen Theil bildet, will nur solche Werke in die Sammlung aufnehmen, welche sich „durch zeitgemäßen, interessanten und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit der Illustration und durch elegante Ausstattung auszeichnen“. Dies alles muß ohne weiteres dem vorliegenden Buch über Aegypten zugestanden und ihm nachgerühmt werden. Der Verfasser schildert aus eigener Anschauung und auf Grund reicher Kenntnisse in der Geschichte, Culturgeschichte u. s. w.; er urtheilt ruhig, verständig und objectiv. Doch meinen wir, die Richtigkeit des Urtheils wird getrübt durch seinen katholischen Standpunkt, wenn er es z. B. in nicht sehr erfolgreicher Weise unternimmt, den Gebrauch der Amulette oder Talismane bei den heutigen Aegyptern als etwas tief unter der katholischen Reliquienverehrung Stehendes hinzustellen. Aber abgesehen von derartigen Einseitigkeiten erkennen wir in dem Buche eine vortreffliche Erfüllung dessen, was in dem Programm der „Illustrirten Bibliothek für Länder- und Völkerkunde“ versprochen worden ist.

Der erste Abschnitt behandelt kurz den Nil, das Nilland und die älteste Cultur. Der zweite, größte schildert das Nilvolk im Alterthum, und zwar wird nacheinander behandelt: der Ursprung und Charakter des ägyptischen Volks, dessen Religion, Wissenschaft, Poesie und Kunst, ebenso die Regierung wie die Geschichte der Pharaonen, das Verhältniß von Fürst und Volk, Ackerbau, Handel und Handwerk, Familien- und geselliges Leben der alten Aegypter. Der dritte und letzte Abschnitt schildert das heutige Aegypten.

Der Verfasser beansprucht nicht, eigene Funde neuer Specialforschung auf dem Gebiete der Aegyptologie zu bieten; er schließt sich an die Ergebnisse der Fachgelehrten an und folgt z. B. in den Streitfragen über die altägyptische Chronologie meistens Brugsch. Aber er theilt mit Geschmack und Geschick das Wichtigste aus den Ergebnissen der gelehrten Forschung mit, so viel der Gebildete hiervon wissen und vernehmen möchte. Und da erfährt wol auch derjenige, der einigermaßen Kenntniß von den betreffenden Verhältnissen hat, noch manches Neue. Wer weiß wol z. B., daß bei den alten Aegyptern bereits die ersten Blitzableiter sich fanden? Am Tempel von Denderah waren nämlich die Spitzen der vier hohen Masten am Eingang mit Kupfer beschlagen, um, wie es in der Inschrift am Tempel heißt: „zu zerbrechen die Unwetter vom Himmel“. Ueberhaupt sagt der Verfasser:

Wir staunen über diese älteste Cultur der Menschengeschichte, die sich uns so erhaben darstellt ... nur in dem, was wir dem Christenthum verdanken, stehen wir höher, freilich auch unendlich höher als das Volk der Pharaonen; in allem andern braucht letzteres den Vergleich mit uns nicht zu scheuen. Ziehen wir die Errungenschaften der Dampfkraft u. dgl. ab, so bringt uns die Frage: was dürfen wir von technischen Fertigkeiten und Kenntnissen noch auf Rechnung der spätern Jahrtausende setzen? geradezu in Verlegenheit.

Ergötzlich ist für einen Bücherrecensenten der Gegenwart die Stilprobe eines Collegen aus dem Jahre 1300 v. Chr., der sich in der Kritik über ein ihm zugesandtes poetisches Machwerk also vernehmen läßt:

In der betreffenden Poesie finde sich Ballast hochtrabender Redensarten, es sei „keine Wahrheit in den Schilderungen“, die Orte der Handlung seien so geschildert, daß man sofort sehe, der Dichter sei niemals dort gewesen. ... Der Autor verstehe nicht zu dichten, er habe über seine Kräfte hinausgestrebt; unbedeutend seien seine Gedanken, verwirrt die Anordnung.

Also eine Kritik, die zum Theil fast ebendieselben technischen Ausdrücke gebraucht, wie sie heutzutage üblich sind.

Mit Liebe und Begeisterung führt der Verfasser zahlreiche Sprüche aus der altägyptischen Sittenlehre an, die dem sittlichen Gehalt des Christenthums nahe kommen und Respect einflößen müssen vor der Reinheit und Erhabenheit dieser uralten Moral, welche nach einer richtigen Bemerkung Lenormant's die aller andern Völker des Alterthums übertrifft. In der spätern Zeit des Verfalls lauteten freilich die Sittensprüche auch ganz anders, wie jene Grabinschrift, in welcher eine verstorbene Königin ihren überlebenden Gemahl anredet:

O mein Gemahl, höre nicht auf zu essen und zu trinken und zu lieben und zu feiern! Fröne täglich deinen Begierden! Denn die hier in der Unterwelt schlafen, wachen nimmer auf. Der Name des Gottes, der hier herrscht, heißt vollkommener Tod.

Im letzten Abschnitt seines Buchs spricht der Verfasser die frohe Hoffnung aus, deren Erfüllung wir mit ihm wünschen möchten, wenn wir sie auch nicht so nahe glauben können: „daß das älteste Culturland der Welt einer neuen Zukunft entgegengehe, in der auf den ewig gültigen Culturelementen des Christenthums eine Civilisation sich erheben und Denkmäler und Einrichtungen schaffen werde, noch herrlicher und dauernder als die, welche einst die erste Menschencultur am Nil erstehen ließ.“

3. Vom Nordcap bis Tunis. Reisebriefe aus Norwegen, Italien und Nordafrika von Robert Davidsohn. Berlin, Freund u. Jeckel. 1884. 8. 2 M.

Ursprünglich im Feuilleton einer Zeitung erschienen, sind diese „Reisebriefe aus Norwegen, Italien und Nordafrika“ — frische, anmuthende Kinder des Augenblicks, stets geschrieben als Reflex mächtiger Eindrücke — hier vereinigt zu einem hübschen Büchlein, das in manchem, der schon an Ort und Stelle gewesen, angenehme Erinnerungen wachrufen, manchem andern die Sehnsucht, dorthin zu reisen, erwecken wird. Und einem etwas pessimistisch angehauchten, in weite Zukunft hinausblickenden Geschichts-

philosophen entlockt wol ein beistimmendes Kopfnicken der Schlußsatz, den der Briefsteller auf den Trümmern Karthagos schreibt:

Werden nicht vielleicht auch dermaleinst dort, wo in den Weltstädten von heute in breiten Straßen im elektrischen Licht das Leben flutet, wo der Glanz der Civilisation und der Cultur, wo die Reichthümer ganzer Länder sich versammeln, werden nicht vielleicht dermaleinst auch dort auf öder Fläche dürftige Bettler hausen, als letzte Erben des verjährten Ruhms von Städten, deren Glanz nur noch die Geschichte kündet?

4. Eine Reise von Berlin zum Nordcap von Ernst Kohl. Weimar, B. F. Voigt. 1885. Gr. 8. 75 Pf.
5. Ums Nordcap. Eine Sommerfahrt von O. von Stockhorner. Mit drei Ansichten in Lichtdruck. Heidelberg, C. Winter. 1885. Gr. 8. 2 M.

Die erste dieser beiden Schriften: „Eine Reise von Berlin zum Nordcap" von Ernst Kohl (Nr. 4), ist im wesentlichen ein Separatabdruck aus der „Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen". Der Verfasser ist Eisenbahndirector, daher liebt er es, manches, was andere Reisende weniger beobachten würden und auch nicht erzählen könnten, Bemerkungen über Züge, Bahnhöfe, Bahnhofrestaurationen, Schmalspurigkeit u. dgl., in seinen Bericht aufzunehmen. Aber er beschreibt uns auch die Hauptsachen in frischer, anschaulicher Weise, die einladen könnte, ebenfalls eine solche Tour zu machen. In der Zeit vom 22. Juni bis 23. Juli 1884 ging von Drontheim aus an jedem Mittwoch und Sonntag ein Touristendampfer zum Nordcap. Die Fahrt dauert acht Tage und kostet je nach der Klasse des Platzes einschließlich der sehr befriedigenden Beköstigung 200—250 Kronen. Diese schöne Reisegelegenheit wird denn auch ziemlich stark benutzt. Mit dem Verfasser fuhren noch zweiundvierzig Personen auf demselben Schiff, darunter acht Damen. Die Hälfte der Mitreisenden etwa war aus Deutschland. Man nimmt kurzen Aufenthalt in Bodö, Tromsö — von wo aus ein Ausflug in ein nahes Lappenlager gemacht werden kann —, Hammerfest, der nördlichsten Stadt Europas, wo sich die Gesellschaft durch eine große Zahl von Nordcapfahrern aus Hammerfest verstärkt, und gelangt nach drei- bis viertägiger Fahrt ans Nordcap. Dort wird bei Champagner ein frohes Mitternachtsonnenfest gefeiert und das seltsame Schauspiel der um 12 Uhr nachts wieder aufsteigenden Sonne genossen, dann nach einer Umfahrt ums Nordcap, um die unvergeßliche Ansicht von allen Seiten zu haben, die Rückfahrt angetreten.

Der Verfasser, der mit voller Dankbarkeit die Schönheit und den Genuß der Reise preist, gibt zum Schluß einigen praktischen und berechtigten Wünschen für die Bequemlichkeit der Reisenden Ausdruck, die gewiß seitens der großen Dampfschiffsgesellschaften in ihrem eigenen Interesse Beachtung finden werden.

Die zweite Schrift: „Ums Nordcap. Eine Sommerfahrt" von O. von Stockhorner (Nr. 5), welche dieselbe Tour beschreibt, ist eine ausführlichere Skizze, dem Tagebuch des Reisenden entnommen und ganz in dem frischen zwanglosen Ton der fröhlichen Reisestimmung gehalten, auch mit drei hübschen Photographien (bei denen allerdings der karlsruher Künstler seinem norwegischen Zunftgenossen etwas nachgeholfen hat) ausgeschmückt. Manches ergötzliche Reiseabenteuer, wie es besonders die Unbekanntschaft mit der norwegischen Sprache veranlaßt, ist eingeflochten, und der fröhliche Humor eines glücklichen Reisenden, der seine Reise zu genießen weiß, schlägt überall durch. Aber auch seinen Patriotismus hat der Verfasser mitgenommen in diese nordischen Länder, und es erfreut „sein badisches Herz", als er hört:

daß man die (ans Baden gekommene) Kronprinzessin allenthalben so liebgewonnen, und daß sie, wohin sie auch gekommen, die Herzen der sonst so zurückhaltenden Nordländer durch ihre mit fürstlicher Würde gepaarte echt weibliche Anmuth und ihre ausgesuchte feine Liebenswürdigkeit, Güte und Einfachheit sich gleichsam im Fluge erobert habe.

Berechtigt und ergötzlich sind die schalkhaften Bemerkungen über einige englische Reisegefährten, die sich über die langweiligern wie über die schönsten Punkte der Reise hinüberhelfen durch eifriges Lesen — eine merkwürdige Beobachtung, die man an Engländern aber nicht nur auf Nordlandsfahrten machen kann.

Gewiß werden auch diese heitern und schönen Erinnerungen von einer Nordlandfahrt ihren Zweck erreichen, reiselustige Deutsche zur Nachfolge auf der interessanten Tour zu verlocken.

6. Der Welttheil Australien. Von Karl Emil Jung. Leipzig, Freytag. 8. 2 M.
7. Die Pyrenäische Halbinsel. Von Moritz Willkomm. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Freytag. 1884—85. 8. 2 M.

Das unter dem Titel „Das Wissen der Gegenwart" erscheinende Sammelwerk, zu welchem auch die obigen zwei Bändchen gehören, hat sich im ganzen einer recht günstigen Aufnahme zu erfreuen. Daß unter den Gegenständen, deren Bearbeitung in den Plan desselben aufgenommen ist, auch die Länder- und Völkerkunde sich befindet, versteht sich von selbst in unserer Zeit, die in so hervorragender Weise geographische und ethnographische Studien betreibt, da die Ergebnisse dieser Studien und Forschungen in weitere Kreise getragen werden sollen und getragen werden. Bei den uns vorliegenden Bändchen, in welchen „Der Welttheil Australien" und zum Theil das damit zusammengehörige Melanesien von Karl Emil Jung (Nr. 6) und „Die Pyrenäische Halbinsel" von Moritz Willkomm (Nr. 7) geschildert werden, finden wir die Anordnung des Stoffs, die Menge des mitgetheilten statistischen Materials, das Niveau, auf welchem sich die Darstellung hält — die bei aller Popularität doch auf sorgfältigen und eingehenden Studien beruht —, dem Zweck, den die Sammlung sich gestellt hat, wohl entsprechend. Die Illustrationen, welche jedem Bändchen in einer für den niedrigen Preis überaus großen Anzahl beigegeben sind, haben allerdings nicht alle gleichen Werth; manche dürften ohne weiteres fehlen, die meisten

aber sind durchaus zweckentsprechend und charakteristisch; nicht wenige sind fein und überaus gelungen. Nur die Kärtchen dürften etwas deutlicher sein und lieber weniger, aber leicht lesbare Namen bieten als eine so große Menge von zum Theil fast unleserlichen oder von überflüssigen Namen.

Auf den Inhalt im einzelnen können wir hier nicht eingehen. Während wir im übrigen die Art, in welcher die Verfasser über Volksgebräuche, Sitten und sittliche Zustände urtheilen, billigen möchten, können wir doch nicht unterlassen, ein bescheidenes Fragezeichen zu setzen, da wo über die spanischen Stierkämpfe gesagt wird:

Das läßt sich nicht leugnen, daß diese blutigen Spiele ... wie kein anderes Schauspiel geeignet sind, den persönlichen Muth unter den Zuschauern zu wecken und zu stählen, die unmoralische Weichlichkeit und übergroße Sentimentalität zu bannen und den kriegerischen Sinn des spanischen Volks immer wieder von neuem zu beleben. Die Stiergefechte, denen ein Zug antiker Großartigkeit nicht abgesprochen werden kann, sind ein Stück der spanischen Volksseele und werden deshalb, solange die Spanier ihren kriegerischen, ritterlichen, romantischen und leidenschaftlichen Charakter bewahren, auch niemals aufhören. Mit den Stiergefechten steht und fällt die spanische Nation. (!) Sie sind ein Schauspiel so großartig, so erschütternd, so blendend und berauschend wie kein anderes in der Welt, (!) ein Schauspiel, durch das sich selbst der kühlste und humanste Nordländer unwillkürlich fortgerissen fühlt, wenn ihm nicht etwa wie so manchem Fremden beim Anschauen des Bluts übel wird und er unter dem Gespött des Volks, welches ihm ein „corazon de manteca!“ (Herz von Butter) zuruft, den Circus verläßt.

Wir können uns dieses Urtheil nicht aneignen, selbst auf die Gefahr, ein „Herz von Butter“ heißen zu müssen.

8. Der Kaukasus. Landschafts- und Lebensbilder. Aus dem Nachlaß von Karl Koch. Herausgegeben von Therese Koch. Zweite Ausgabe der „Nachklänge orientalischer Wanderungen“. Mit dem Porträt des Verfassers. Berlin, Calvary u. Comp. 1882. Gr. 8. 5 M.

Die Witwe des 1879 verstorbenen Gelehrten veröffentlicht aus dem Nachlaß ihres Gatten — sich selbst zur wehmüthigen Erinnerung an die Geistesarbeit des Mannes, an der sie so verständnißvoll mitarbeiten durfte, und andern zur Freude — diese Bilder aus einem „fernen Wunderland“:

Das sagenreiche Land ist es, wo der Ararat mit seinem greisen Haupt zum Himmel emporsteigt, Baku in seinen ewigen Naphtaflammen leuchtet, der Kaukasus mit seinen Burgen und Heldengestalten sich erhebt, die Bergvölker in ihrer Unüberwindlichkeit wohnen.

Aus einem so sagenreichen Wunderlande stammen diese Schilderungen. Der Professor der Botanik ist aber hier nicht nur als Naturforscher gereist und hat nicht blos mit dem Auge des Pflanzenanatomen geschaut, sondern er hat auch die zarten Blumen der Poesie, die hier wachsen, gesehen und gepflückt und mit feinem Geschick einen duftigen poetischen Strauß gebunden. In gelungener Weise werden von ihm die Erlebnisse seiner eigenen Reisen, die wissenschaftlichen Funde des Naturforschers, die Beobachtungen des Ethnographen, geschichtliche Beziehungen und Erinnerungen und die Wiedergabe poesievoller Volkssagen ineinander verwoben. Obgleich diese Aufsätze meistens schon vor längerer Zeit geschrieben sind, werden sie doch auch jetzt noch von vielen gern gelesen und genossen werden.

9. Island. Land und Leute, Geschichte, Literatur und Sprache. Von Ph. Schweitzer. Leipzig, Friedrich. 1885. Gr. 8. 4 M.

Daß die Insel Island (= Eisland), die, 1870 Quadratmeilen umfassend, etwa so groß ist wie Baiern, Würtemberg und Hessen zusammen, nur 73000 Einwohner zählt, während jene Länder circa 8 Millionen haben, ist bei der hohen nördlichen Lage des vulkanischen Landes begreiflich. Daß aber dieses Land, dessen uns stammverwandte Bewohner, seine interessante Geschichte und sein reiches Geistesleben bei uns sehr wenig bekannt sind, ist in der That zu bedauern. Mit der vorliegenden Schrift möchte der Verfasser für das fast vergessene Brudervolk das Interesse nicht sowol nur des gelehrten als überhaupt des gebildeten Publikums gewinnen. An Interessantem, das die Natur der Insel bietet, fehlt es nicht. Mit anschaulicher Sprache schildert der Verfasser das, was vielen das einzige — und noch unbestimmt genug — Bekannte von der Insel ist:

Das Grauenhafteste ist, wenn Erdbeben die Eingeweide der Insel zerreißt, der Boden sich wie die Meereswelle hebt und senkt, den Vulkanen himmelhohe Feuergarben, ein platzendes, knallendes, leuchtendes Feuerwerk, entsteigen, die ungeheuere Eisdecke der Bergriesen sich ungeschmolzen in Bewegung setzt und, thurmhoch, herniedergleitet, glühende Lavaströme sie durchbrechen und durch die bewohnte Niederung brausen, Ströme und Seen im Innern der Erde verschwinden oder sich aufbäumen zum gewaltigen Kampf gegen das feindliche Element. Ein unerträglicher Schwefelgeruch, giftige Gase und Dämpfe verpesten die Luft. Finsterniß deckt das Land, gespensterhaft leuchten die flammenden Berge. Die Bewohner packt Entsetzen, sie fliehen bald dahin, bald dorthin, überall droht ihnen Verderben.

Von den Bewohnern des düstern, fast beständig durch den Kampf der Elemente erschütterten Landes sagt ein zum Theil ganz paralleles Urtheil:

Unter seinesgleichen ist der Isländer keineswegs so sauertöpfisch, zurückhaltend, schweigsam und ernst, wie er sich meist den seine Sprache nicht verstehenden Fremden zeigt, sondern im Gegentheil, sein Naturell ist lebhaft, munter, ja ausgelassen, doch vorherrschend weich gestimmt. Es macht deshalb seine durch Sagas genährte Vorliebe für Erzählungen, in denen Kampf, Mord, Blutbad die Hauptsache sind, einen fast komischen Eindruck, da sie so gar nicht seinem Wesen entspricht. Bezeichnend für diese Vorliebe ist die Aeußerung einer alten Frau: „die Evangelien sind nicht unterhaltend, in ihnen steht nichts von Kampf“. Ein Ueberrest der alten Streitbarkeit mag es jedoch sein, daß drei Isländer nicht wohl eine halbe Stunde beisammen sein können, ohne in einen hitzigen Wortstreit zu gerathen. Wir können sie darin als unsere Brüder erkennen.

Der Verfasser behandelt in vier Abschnitten: „1) Land und Leute“; „2) Die Geschichte“; „3) Die Literaturgeschichte“; „4) Das Wesentlichste der isländischen Sprach-

lehre.“ In jedem derselben findet sich vieles, was unser Interesse fesseln muß. In der Geschichte Islands bildet die furchtbar zerstörende vulkanische Eruption in den Jahren 1783 und 1785, welche fast ein Viertel der Bevölkerung und viel Wohlstand vernichtete, einen traurigen Einschnitt. Aus der neuern Zeit ist erwähnenswerth — was schwerlich in weitern Kreisen bekannt ist —, daß nach einem Gesetz von 1882 Witwen und selbständige Frauen über 25 Jahre das communale und kirchliche Wahlrecht haben. Mit Bezug hierauf marschirt also die abgelegene Insel „an der Spitze der Civilisation“. Wohlberechtigt scheint die Bemerkung des Verfassers, es wäre gut, wenn auch Deutschland, wie England, Frankreich, die skandinavischen Reiche und die Vereinigten Staaten Nordamerikas, in Island einen eigenen Consul hätte.

10. Jan Mayen und die österreichische arktische Beobachtungsstation. Geschichte und vorläufige Ergebnisse derselben. Nach den Aufzeichnungen und Berichten des Leiters Linienschiffslieutenants E. von Wohlgemuth. Bearbeitet von J. Chavanne. Mit 6 Illustrationen und 1 Karte. Wien, Hartleben. 1884. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mit dieser kleinen, aber hoch interessanten Schrift rücken wir von Island aus noch ein gut Stück weiter in die Polarwelt vor. Jan Mayen ist eine etwa 400 Quadratkilometer große Insel nördlich von Island unter 71 Grad nördl. Br. Dort hielt sich vom Sommer 1882 bis Juli 1883 die österreichische Expedition auf, welche eine der arktischen Beobachtungsstationen bildete, deren Besetzung der verdienstvolle, leider zu früh verstorbene Nordpolfahrer Karl Weyprecht in Anregung gebracht hatte. Bekanntlich hat Weyprecht vor einigen Jahren angerathen, bei den Polarforschungen vorerst weniger darauf zu dringen, dem Pol möglichst nahe zu kommen (er selbst war übrigens einer von denen, die am weitesten nordwärts kamen, bis zu 82 Grad nördl. Br.), sondern durch länger, womöglich mindestens ein Jahr dauernde Beobachtungen die Kenntniß der Temperatur-, Wind-, Eisverhältnisse, der Meeresströmungen, der Pflanzen- und Thierwelt zu bereichern. Es wurden für diesen Zweck acht Stationen an verschiedenen Punkten errichtet, darunter die der Oesterreicher auf Jan Mayen.

Wir haben natürlich später einen zusammenfassenden Bericht über die Ergebnisse des neuen Polarangriffs zu erwarten, welche für die Meteorologie, diese junge und doch so zukunftsvolle und sicherlich auch praktisch immer wichtiger werdende Wissenschaft gewiß Bedeutendes bringen werden. Der vorläufige Einzelbericht gibt eine Probe von den Leiden und Strapazen, Arbeiten und Leistungen der österreichischen Genossen an dem internationalen Werk.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue deutsche Dramen.

Die deutsche dramatische Dichtung treibt trotz der geringen Pflege, die sie erfährt, und trotz der geringen Beachtung, die man ihr seitens der deutschen Bühnenleitungen schenkt, doch immer wieder neue Blüten. Sind auch darunter viele taube, so fehlt es auch nicht an duftvollen, Früchte verheißenden, die Herz und Auge erquicken; aber leider wird sehr oft gerade diesen die geringste Aufmerksamkeit gezollt, während man die hohlen, sich prahlerisch vordrängenden daneben bevorzugt.

Zu den Dramen besserer Art gehört:

1. Die Entführung. Lustspiel in vier Aufzügen von Henrik Rudbeck. Berlin, F. Luckhardt.

Eine Anzahl Anekdoten aus Kaiser Joseph's II. und Mozart's Leben sind nicht ohne Geschick zu einem heiteren dramatischen Werke verwebt und geben demselben sogar einen interessanten Anstrich, wenn wir auch oft alte Bekannte in ihnen finden. Jedenfalls enthält das Stück die Bestandtheile, die zur Bildung eines guten Lustspiels erforderlich sind, Humor und lebhafte Handlung; das historische Colorit ist treu wiedergegeben und die Charakterzeichnung eine recht gelungene. Das Stück verdiente es, daß sich eine kundige Hand desselben annähme, alles überflüssige Beiwerk beseitigte und es dadurch zu einem für die deutsche Bühne brauchbaren Werke umformte. Bühne und Publikum würden dabei gleichzeitig gewinnen, und die Arbeit ist es wohl werth, nicht unbeachtet zu verstauben.

Einem Experiment dankt seine Entstehung der folgende Einacter:

2. Allerseelen. Ein Vorspiel von Ludwig Helfenstein. Gotha, F. A. Perthes. 1885. 8. 1 M.

Der Dichter hat sich vorgenommen einen vermeintlichen Dichtungsfehler Erckmann's in dessen Drama „Die Rantzau“ zu verbessern; doch ist ihm dies nicht recht gelungen. Das was Erckmann, jedenfalls mit Absicht, in den Zwischenact verlegt, den Uebergang vom Haß zur Liebe in zweien seiner Hauptpersonen, will Helfenstein in seinem „Vorspiel“ ohne Nachspiel vor den Augen des Publikums zur Erscheinung bringen, aber trotz der Begabung des Dichters können wir seinem Versuch kein günstiges kritisches Zeugniß ausstellen. Der Uebergang von dem scharf ausgesprochenen Haß in Georg's Brust zur Liebe für die kühlsanfte Luise ist zu unvermittelt, zu gewaltsam sprunghaft. Es fehlen alle Mitteltöne. Auch ist das kleine Werk nicht ohne Längen, aber da es ohnehin zwecklos für die Bühne erscheint und der matten Handlung fesselndes Interesse fehlt, so wird es wol überhaupt nur dem Lesepublikum vorbehalten bleiben.

Ein dramatisches Nichts ist:

3. Ein Bräutigam auf Probe. Schwank in einem Act von Hermann Bacmeister. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut.

Was für Zumuthungen der deutschen Bühne gestellt werden, das erscheint geradezu unglaublich. Für diesen „Bräutigam auf Probe" würde selbst die kürzeste kritische Bemerkung immer noch zu viel Ehre sein. Erfindung und Diction stehen auf dem gleichen Niveau gänzlicher Werthlosigkeit und Unbedeutendheit.

Eine in ihrer Art unstreitig eigenthümliche dramatische Dichtung ist:

4. Das Paktum des Todes. Drama in drei Acten von Joseph Schwarzbach. Linz, Selbstverlag. 1885. 12. 1 M. 60 Pf.

Schon der Titel ist für ein Drama zum mindesten seltsam. Ein Pact des Todes mit dem Leben, ein Drama, in dem der Tod in seiner abschreckenden Gestalt als handelnde Person auftritt, das ist etwas noch nicht Dagewesenes, wenn es auch nicht gerade schön genannt werden kann und ästhetisch kaum zu fassen ist. Dabei hat das Drama eine scharf ausgesprochene Tendenz, die freilich nur in aufgebauschten Phrasen laut wird und eine solche Fülle verworrener Begriffe in ungelenker Form zu Tage fördert, daß dem Leser gleichfalls ganz wirr dabei zu Sinne wird. Angesichts des Ringens mit Form und Wort glauben wir in dem Werke eine Erstlingsarbeit zu erblicken, und zwar die Erstlingsarbeit eines poetisch veranlagten Autors, aus der stellenweise Talent und Geist sprechen. Durch den Wortschwall klingt plötzlich ein reiner voller Poesieaccord, aus dem Gewirr unklarer Gedanken und Bilder blinkt das leuchtende Goldkorn eines schönen Gedankens; wir bedauern, daß der Verfasser das Samenkorn der schöpferischen Idee nicht erst in seiner Brust ausreifen ließ, ehe er sie an das Licht der Oeffentlichkeit brachte. Von einer Verlebendigung dieses Dramas durch die Bühne kann wol kaum die Rede sein, obgleich es manche guterfundene und wirkungsvolle Scene enthält.

Fast dasselbe ist zu sagen über:

5. Um Englands Krone oder Kampf und Liebe. Drama in fünf Aufzügen von Joseph Schwarzbach. Linz, Selbstverlag. 1885. 12. 1 M. 60 Pf.

> In bunten Bildern wenig Klarheit,
> Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit —

das würde die erschöpfendste Kritik dieses Dramas sein, das sich zum Vorwurf den Heldenkampf um Englands Krone gesetzt und zu Helden Wilhelm den Eroberer und König Harold von England gewählt hat. Aber die Ausführung entspricht der kühnen Idee durchaus nicht, sie ist vor allen Dingen nicht dramatisch, weder in Form noch Ausdruck. Ein Schwelgen lyrischer Ergüsse in wechselnden Versformen, voll unklarer Bilder und dabei oft ungelenk im Ausdruck, aber nirgends dramatische Kürze und Schlagkraft und eine festgeschlossene rasch fortschreitende Handlung. Allerdings durchbricht hier und da das dichtverworrene Geranke eine duftige Poesieblüte, ohne jedoch für den vielen Schwulst, durch den man sich erst hindurch arbeiten muß, zu entschädigen. Der Verfasser versteht seine unbestreitbar schönen Mittel nicht zu verwenden, und das bestärkt nur die Vermuthung, daß wir es mit Erstlingsarbeiten zu thun haben.

Auf derselben geistigen Stufe wie die beiden vorhergehenden Werke des Verfassers steht:

6. Der Waffenschmied von Salzburg. Tragödie aus Salzburgs Vergangenheit in fünf Acten von Joseph Schwarzbach. Linz, Selbstverlag. 1885. 12. 1 M. 60 Pf.

Ein blutiges dunkles Chronikblatt aus der Zeit des unglückseligen Bauernkriegs hat dem Verfasser den Vorwurf zu dieser Tragödie geliefert. Auch in ihr sind Goldkörner unter der Schlacke verborgen, aber es erfordert Mühe, sie herauszufinden. Schwarzbach besitzt, wie schon gesagt, poetische Begabung, aber sein dramatisches Talent steckt noch tief in den Kinderschuhen, er ringt noch mit der Form; seine Erfindungsgabe kennt keine Begrenzung, ist märchenhaft verschwommen und unklar und die Handlung sprunghaft. Seine Phantasie schweift aus, und das rein Lyrische nimmt einen zu breiten Raum ein. Dazu irrlichterirt die Romantik in den Gang der Handlung und hüllt einzelne Scenen in ihren schillernden Nebelschleier, sodaß die Umrisse verfließen. Alle drei Dramen des Verfassers würden sich weit mehr zu Operntexten eignen, schon des vorherrschenden lyrischen Elements wegen, und es würde dazu keiner allzu großen Umarbeitung bedürfen. So würden sie doch einen Zweck erfüllen, während sie als Dramen zukunftslose Versuche eines mit Talent begabten Dichters sind.

Eine unverfälschte Ritterkomödie mit Sporengerassel und Schwertergeklirr ist:

7. Ekbert von Braunschweig. Tragödie in fünf Acten von E. Blankenburg. Oldenburg, Schulze. 1885. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser besitzt ein recht hübsches Compositionstalent, aber die Ausführung ist noch mangelhaft, und besonders läßt die Verarbeitung der Motive, die seelische Vertiefung der Charaktere sehr vieles zu wünschen. Die Geschichtsfabel entbehrt des Interesses, sie liegt zu weit zurück und noch dazu in einer Zeitperiode, in der die Cultur in Deutschland erst ihre mühevolle Arbeit begann. Die Tragödie macht in ihrer sprunghaften Ausführung, trotz des romantisch aufgeputzten Beiwerks, den Eindruck eines Ritterromans in scenischer Form, obgleich es ihr nicht an wirkungsvollen Situationen fehlt. Vielleicht gibt uns Blankenburg in einer neuen Arbeit den Beweis, daß er sein ursprüngliches Compositionstalent in angemessener Art für die deutsche Bühne zu verwerthen versteht. Sein „Ekbert von Braunschweig" wird derselben kaum irgendwelchen Nutzen bringen.

Eine recht gute dramatische Arbeit mit reicher poetischer Zuthat ist:

8. Das Reich des Glücks. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten von Otto Girndt. Oldenburg, Schulze. 1885. Gr. 8. 2 M.

Das Trauerspiel hat die Babeuf-Episode aus der großen französischen Revolution zum Vorwurf; das Complot, in dem eine Anzahl politischer und socialer Schwärmer, von den communistischen Ideen Babeuf's erfüllt und angeregt, die bereits ebbende Revolutionsbewegung wieder in Fluß bringen und den Staat auf der Grundlage der allgemeinen Gütertheilung neu aufbauen wollten. Dieser an sich heikle Vorwurf ist von dem Verfasser mit großem dramatischen Geschick ausgeführt und vortrefflich scenisch gegliedert. Die Motive sind klar und sauber verarbeitet, die seelisch vertieften Charaktere treten lebensvoll in die Erscheinung, und die Handlung nimmt einen raschen Verlauf. Auch hat es der Dichter mit Takt und Geschick vermieden, die Tendenz mehr als nöthig ist hervortreten zu lassen, und dadurch sein Werk vor dem Vorwurf der Tendenzmacherei bewahrt. Wenn er auch in Babeuf selbst, einem Träumer edelster Art, dem schönen Gedanken von einem Reich des Glücks schönen Ausdruck gibt:

Verschiedne Kräfte werden sich ergänzen,
Wenn Ihr den echten Brudersinn erweckt,
Die wahre Vaterlands- und Nächstenliebe.
Jetzt wird die Mehrzahl der Lebendigen
Durch zwei Gespenster Tag und Nacht gefoltert,
Durch Furcht vor Elend in der Alterschwäche
Und Sorgenqual um ihrer Kinder Los —

so zeigt er doch den gefahrvollen Abweg, auf den die träumerischen Weltverbesserer die Menschheit leiten wollten, deutlich genug, und der tragische Abschluß ist die nothwendige Folge. Die Aufnahme des äußerst wirkungsvollen Trauerspiels in das Repertoir der deutschen Bühne wäre eine entschiedene Bereicherung desselben. Karl Nissel.

Culturgeschichtliches.

1. Die Culturgeschichte in einzelnen Hauptstücken von Julius Lippert. Erste Abtheilung: Des Menschen Nahrungssorge, Wohnung und Kleidung. Mit 57 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Freytag. 1885. 8. 1 M.

Der als Culturhistoriker ungemein fleißige und auch erfolgreiche Verfasser beabsichtigt in drei Bändchen, von denen hier das erste vorliegt, die materielle, die gesellschaftliche und die geistige Cultur der Menschheit in ihren Hauptzügen darzustellen. In populärer Sprache, nur stellenweise zu breit und weitläufig, immerhin aber mit gründlicher Sachkenntniß und in durchaus selbständiger Weise behandelt er in der ersten Abtheilung die Verbreitung des Menschen, die Entwickelung seiner Ernährung, die verschiedenen Arten des Erwerbs derselben, sowie die Anfänge der Verwendung von Geräthen, des Gebrauchs der Flamme, der Zähmung von Thieren, des Putzes, der Kleidung, der Wohnung der Lebenden wie der Todten, des Handels und des Schiffbaus. Seine Ausführungen müssen im ganzen als richtig anerkannt werden und geben nur in untergeordneten Punkten zu Ausstellungen Anlaß, die für weitere Kreise wenig Interesse darbieten dürften. So z. B. wird man kaum den Ausdruck „dunkelweiße" Rasse billigen können, da derselbe einen Widerspruch in sich enthält: denn „weiß" ist eben nur, was jeder Verdunkelung entbehrt, das reine Licht. „Milch der Lämmer" ist wol ein lapsus calami, da die zarte Jugend der Lämmer ihnen dieses Product noch versagt.

Das an Gedanken und Tatsachen ungemein reichhaltige Buch, das sich wie billig meist an Autoritäten wie Lubbock, Tylor, Hehn u. a. anschließt, wird jedem, der nicht größere culturgeschichtliche Werke zu studiren Zeit und Lust hat, mannichfache Belehrung bringen. Die beigefügten zahlreichen Illustrationen sind sehr instructiv, wenn auch, was Menschenfiguren betrifft, nicht überall gelungen.

2. Gedanken einer Jüdin über das Judenthum in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Stuttgart, Levy u. Müller. 1885. Gr. 8. 1 M.

Es handelt sich in dieser Flugschrift weniger um die Gedanken der mit ihrer Nationalität und Religion unzufriedenen Jüdin, als um die Antworten, welche ihr ein Freund (wol Rabbiner) über ihre Zweifel schreibt und die eine unbedingte Lobpreisung des Judenthums enthalten, das in den Augen des Verfassers schlechterdings keine Fehler und Schwächen zu haben scheint. So sehr man als Humanist gegen jede Anfeindung der Juden gestimmt ist: so wenig kann man einer Ueberhebung derselben Beifall zollen oder ihrer Phantasie von einer Mission des Judenthums mehr als den Werth eines frommen Wunsches zuerkennen. Durch Absonderung vom großen Ganzen bildet sich niemand zum Missionar, und was diese sonderbaren Schwärmer unter den Nichtjuden befördern wollen, den Monotheismus nämlich, das ist auch ohne jüdische Einwirkung längst die Richtung aller aufgeklärten und humanen Christen, wie er schon diejenige der griechischen und römischen Philosophen war. Der Verfasser zielt allerdings mehr auf eine sittliche Mission, ist aber in dem Irrthum befangen, als ob die Unsittlichkeit allein mit dem geschlechtlichen Leben zusammenhinge. So günstig die Juden im letztern dastehen, so wenig hat ein großer Theil von ihnen in Bezug auf Geldsachen Moral zu predigen Ursache. Kurz: keine Judenhetze, aber auch keine Judenvergötterung!

3. Jean-Jacques Rousseau als Botaniker. Von Albert Jansen. Berlin, G. Reimer. 1885. Gr. 8. 8 M.

Die Manie, berühmte Männer in ihren Beziehungen zu einer einzelnen Wissenschaft oder Kunst darzustellen, hat hier eine weitere Frucht gezeitigt. Doch bringt der Verfasser immerhin über die Beschäftigung des genfer Philo-

sophen mit der Pflanzenkunde vieles, was wol wenig bekannt ist, und wirft auch manches neue Licht auf dessen Leben. Ergreifend sind die Verfolgungen des Sonderlings geschildert und der Wahnsinn, der ihn in seiner letzten Zeit ergriff. In einer deutschen Schrift hätte übrigens die Insel im Bielersee, auf der er kurze Zeit ein Asyl fand, die Petersinsel, und nicht französisch „Insel Saint-Pierre" genannt werden sollen.

4. Die Hansa und ihre Handelspolitik. Vortrag von Dietrich Schäfer. Jena, Fischer. 1885. Gr. 8. 75 Pf.

Die neueste colonisatorische Entwickelung Deutschlands veranlaßt den Verfasser, einen Blick auf ähnliche Bestrebungen im Mittelalter zu werfen. Er schildert zu diesem Zwecke lebhaft, wie die Hansa zu der Zeit, da auch die Kreuzzüge einem Streben nach auswärts Luft machten, doch nicht kriegerisch wie diese, sondern meist friedlich an den Ufern der Nord- und Ostsee und tief in die slawischen und finnischen Länder hinein Cultur verbreitete und dem deutschen Namen Achtung erwarb. Er zeichnet in großen Zügen den Ursprung der Hansa aus dem Handel der Ostsee sowie ihr Emporsteigen zu politischer Macht und zum Handesmonopol. Er erklärt die mit diesem Streben verbundenen Ausschreitungen in einer Zeit, da man nur die Wahl hatte, Hammer oder Amboß zu sein, und endlich den Untergang der Hansa. In der Ostsee durch Schweden im 16. Jahrhundert überflügelt und gelähmt, sank sie im Westen durch spanische Gewalt, dann durch Hollands und Englands emporblühendes Seewesen. Seitdem konnte nur noch ein zusammenhängendes großes Staatsgebiet Macht erwerben. Das neue Deutsche Reich ist daher an die Stelle der Hansa getreten.

5. Die Deutschen als Colonisatoren in der Geschichte. Von H. Simonsfeld. Mit einem Vorwort von F. von Holtzendorff. Hamburg, J. F. Richter. 1885. Gr. 8. 1 M.

Diese Flugschrift hat die nämliche Veranlassung wie die vorige; nur verbreitet sie sich über ein weiteres Feld, sowol historisch als geographisch. Ihr Werth ergibt sich schon aus der Autorität, durch welche sie in die Lesewelt eingeführt wird: sie ist volksthümlich und dabei doch auf gelehrten Studien beruhend. Der Verfasser beginnt mit der Ausdehnung der deutschen Macht und Cultur im Mittelalter nach Osten zu gegenüber den in ihre alten Gebiete eingedrungenen Slawen. Er schildert in kurzen Zügen die Eroberungen des Deutschen Ordens in Preußen und Livland, die der Hansa und die Colonisation, die sich an dieselben knüpfte, die Besiedelung Siebenbürgens durch Deutsche, die Germanisirung Schlesiens, das Vordringen der Deutschen in Polen, ihre Handelsniederlassungen von Schweden bis Italien und seit dem 16. Jahrhundert in Amerika, den Verfall, der diesen Errungenschaften zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges folgte, die neuen Anstrengungen des Großen Kurfürsten im Innern und nach außen durch Aufnahme flüchtiger Protestanten und durch afrikanische Colonisationsversuche, die Herstellung des von den Türken verwüsteten Ungarn durch deutsche Einwanderer, die auch in Rußland unter Katharina II. civilisatorisch wirkten, endlich die der neuesten Zeit angehörenden Auswanderungen und Ansiedelungen Deutscher in fremden Erdtheilen. Die Schrift wirkt sehr anregend.

Otto Henne-Am Rhyn.

Socialpolitisches.

1. Die Geschichte der ersten socialistischen Arbeiterbewegung in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der socialen Frage von G. Adler. Breslau, Trewendt. 1885. Gr. 8. 9 M.
2. Die Quintessenz des Socialismus. Von A. E. F. Schäffle. Neunte Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1885. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Die Einsichtslosigkeit des Herrn Schäffle. Drei Briefe an einen Volksmann als Antwort auf „Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie". Von H. Bahr. Zürich, Verlags-Magazin. 1886. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Ueber „berechtigte Kerne", sowie über die Zeit, wo vielleicht „nicht mehr gewählt werden wird". Eine Denkanrege von M. Müller sen. Pforzheim, Delffs. 1885. Gr. 8. 1 M.
5. Sociale Reform. Heft VI und VII. Von F. Stöpel. Leipzig, O. Wigand. 1885. Gr. 8. Jedes Heft 1 M.
6. Das Recht auf Arbeit und seine Verwirklichung. Von E. Witte. Minden, Bruns. 1885. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
7. Das Staatsmonopol des Grundpfandrechts als Weg zur Reform unserer wirthschaftlichen Verhältnisse. Von M. Flürscheim. Minden, Bruns. 1885. Gr. 8. 80 Pf.
8. Die socialpolitische Bedeutung der Bodenreform. Von A. Th. Stamm. Minden, Bruns. 1885. Gr. 8. 60 Pf.
9. Staatliche Lohnregulirung. Von M. Schippel. Minden, Bruns. 1885. Gr. 8. 1 M.

Die interessante Vorgeschichte unserer gegenwärtigen socialdemokratischen Bewegung ist der jetzigen jüngern Generation wenig bekannt. Von Weitling's utopischen Vorschlägen, von K. Marx' Manifest an die Proletarier aller Länder, von Engels' Buch über die Lage der arbeitenden Klassen in England hat allerdings wol jeder Kenntniß, der sich einigermaßen mit Socialpolitik beschäftigt hat, daß aber in den vierziger Jahren sich noch eine ganze Masse anderer mehr oder weniger Gebildeter auch bei uns in Deutschland — und namentlich Deutsche von der Schweiz aus — sich damit beschäftigt haben, durch Kritik des Bestehenden und Entwürfe neuer Gesellschaftsordnungen die ihnen vorschwebenden Ideen socialer Gerechtigkeit durchzuführen, ist so ziemlich vergessen. Die Namen Gall, Heß, Grün, Willich u. a. als solche von Agitatoren sind vergessen, und ebenso das ganze Schreiben und Treiben dieser Socialrevolutionäre, da dasselbe mit der Revolution von 1848 zugleich ein Ende nahm und vom Anfang der funfziger

Jahre bis zum Auftreten Lassalle's die socialistischen Bewegungen ruhten. Daß sich aus jener Zeit gerade das Andenken des verrückten Schneiders Weitling neben dem von Marx und Engels, deren Wirksamkeit in die neueste Zeit hineinreicht, erhalten hat, während dasjenige von wichtigern Agitatoren untergangen ist, darf als ein literargeschichtlicher Zufall betrachtet werden.

Der Verfasser der Schrift „Die Geschichte der ersten socialistischen Arbeiterbewegung in Deutschland" (Nr. 1), G. Adler, hat sich die dankenswerthe Mühe gegeben, jene socialrevolutionäre Literatur, die sich fast ganz auf das Jahrzehnt vor 1848 beschränkt, mit Fleiß und Kritik durchzuarbeiten; er hat verschollene Bücher und Zeitschriften aus jener Periode wieder ans Licht gezogen und zeigt uns den Zusammenhang der heutigen mit der damaligen Bewegung. Eins fällt an dieser besonders auf: der Haß gegen die christliche Kirche, der immer wieder zum Vorschein kommt und sich vordrängt, obgleich er durch die Sache selbst durchaus nicht bedingt wird. Ist es doch bekannt, daß die wirklich gelungenen communistischen Versuche gerade auf religiösem, christlichen Boden gediehen sind. Ob jene gänzlich unnöthige Zuthat zur deutschen socialistischen Bewegung mit durch den Einfluß der zahlreichen Juden, die darin eine hervorragende Rolle spielen, zu erklären sei, ist zwar zu vermuthen, aber nicht wohl festzustellen. Daß jene Anfänge der modernen Arbeiterbewegung nicht in die große Masse zu dringen vermochten, obgleich die reformatorischen Ideen im wesentlichen dieselben waren wie heute, erklärt Adler daraus, daß die wirthschaftlichen Vorbedingungen, insbesondere die Großindustrie und ihre Arbeiterbataillone noch nicht so entwickelt waren.

A. E. F. Schäffle's „Quintessenz des Socialismus" (Nr. 2) ist bekanntlich eine Schrift, welche die theoretische Selbsterkenntniß der heutigen Socialdemokratie wesentlich gefördert hat, und sie verdankt dieser ihrer Eigenschaft die vorliegende neunte Auflage. Inzwischen hat der Verfasser unter dem Titel „Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie" (vgl. Nr. 28 d. Bl. f. 1885) ein Werk verfaßt, gegen das nun von einem Socialdemokraten, H. Bahr (Nr. 3), heftig und rücksichtslos, aber nicht ohne Geist angekämpft wird. Schäffle hatte die Behauptung aufgestellt, daß der „Liberalismus" und „Socialismus" Kinder Eines Geistes, nämlich des „Individualismus" seien. Wenn man mit den Begriffen gehörig herumwirft, kann man wol zu so etwas kommen und schließlich alle üblichen und selbsterfundenen Worte, die auf „ismus" enden, aus einer gemeinsamen Wurzel herleiten; aber dieses mal hat entschieden der Gegner recht, wenn er nicht dem Socialismus, sondern dem „Anarchismus" jene mit dem Liberalismus gemeinsame Abstammung zuschreibt. Allerdings läßt Karl Marx den „Communismus" aus dem „Kapitalismus" = „Liberalismus" durch Umschlag entstehen, und Schäffle, der die Socialdemokratie mit den Lehren der hauptsächlichen Theoretiker derselben stehen und fallen läßt, mag sich dadurch zu jenem Gedankenschwunge haben verführen lassen; in der Wirklichkeit aber bleibt die Thatsache bestehen, daß der Liberalismus von der Freiheit des Individuums, der Socialismus von der Unterordnung desselben unter die Culturzwecke der Gesammtheit ausgeht.

Immerhin läßt sich aus solchen Schriften mehr lernen als vom Verfasser der „Berechtigten Kerne" (Nr. 4), M. Müller sen., der auch tapfer mit Definitionen, oder solchen die es sein sollen, von Socialdemokratie, Socialismus, Demokratie u. s. w. um sich wirft und schließlich als Rettung aus dem „Parlamentarismus" die directe Volksabstimmung über Gesetzentwürfe empfiehlt. Er übersieht dabei wol, daß letztere den Parlamentarismus keineswegs ausschließt, vielmehr ohne ihn nur in ein paar ganz kleinen schweizer Cantonen, aber auch nicht in eidgenössischen Fragen, besteht. Indessen läßt sich ja darüber streiten, ob man den Gesetzgebungsmechanismus so vervollkommnen kann, daß die Volksvertretung überflüssig wird; wie kann aber jemand z. B. über Besteuerungsfragen mitsprechen, der sich den Satz leistet, daß „die in der Schweiz bestehende Einkommen- und Vermögenssteuer ohne Progression" sein Ideal sei, der also keine Ahnung davon zu haben scheint, daß in den fünfundzwanzig Cantonen der Schweiz ebenso viele verschiedene Steuersysteme bestehen? Einem solchen Schriftsteller fehlt entschieden „Berechtigung" und „Kern".

Das sechste und siebente Heft der „Socialen Reform" von F. Stöpel (Nr. 5) enthalten mancherlei gute kritische Bemerkungen; von Positivem ist aber fast nichts da, und man wird doch hier und da vor recht wunderlichen Anschauungen des Verfassers stutzig. Wie kann man z. B. in die Welt schreiben, daß der „Hypothekarcredit gewöhnlich nichts weiter als ein auf die Grundrenten gewährter Credit" sei, daß der Wechsel „zum großen Theil nur ein Instrument sei, das dazu dient, sich einen Credit zu verschaffen, den man ohne dasselbe nicht erhalten würde"?! Wer so etwas schreibt, kann kaum einen Anspruch darauf machen, daß man seinen Darlegungen Beachtung schenken solle.

Das Recht auf Arbeit ist, seitdem Fürst Bismarck dieses Thema wieder angeregt hat, neuerdings vielfach Gegenstand der Erörterung geworden. E. Witte macht in seiner Schrift „Das Recht auf Arbeit und seine Verwirklichung" (Nr. 6) Vorschläge zur indirecten und zur directen Durchführung dieses Rechts. Unter den erstern befindet sich auch der einer Kohlensteuer, welche, vor dem Verfasser, schon der berühmte Statistiker E. Engel vorgeschlagen hat. Als die wichtigsten directen Maßnahmen bezeichnet er die Gewährung von Nothstandsarbeiten und die Ausgabe von Darlehnskassenscheinen, während er andererseits ganz richtig bemerkt, daß „das Bestreben der Socialpolitik dahin gehen müsse, die Institutionen, welche direct auf die Verwirklichung des Rechts auf Arbeit hinwirken, entbehrlich zu machen". Dieser Gedankengang ist nicht logisch. Wenn man Nothstandsarbeiten als Verwirklichung des Rechts auf Arbeit ansieht, so ist dieses letztere ja schon bei uns verwirklicht, denn die Verpflichtung der

Regierung, solche womöglich zu geben, ist praktisch bereits anerkannt.

Die Schriften „Das Staatsmonopol des Grundpfandrechts als Weg zur Reform unserer wirthschaftlichen Verhältnisse" von M. Flürscheim (Nr. 7) und „Die socialpolitische Bedeutung der Bodenreform" von A. Th. Stamm (Nr. 8) scheinen durch die unreifen Ideen des Amerikaners Henry George beeinflußt, der bedauerlicherweise vor kurzem auch bei uns Beachtung gefunden hat, obgleich unsere wissenschaftliche Literatur doch die Höhe, auf der George angelangt ist, längst überschritten hat. Flürscheim, der den Staat zwingen will, alle Immobilien „bis zum vollen Betrage, für welchen das betreffende Object genügende Sicherheit bietet", zu beleihen, und Stamm mit seiner „Terrarreform" und seiner „Grundzinsverstaatlichung" könnten ihre socialpolitischen Gedanken wol auch noch etwas ausreifen lassen, ehe sie ihre kühnen Programme, die sie „des beschränkten Raumes wegen" nur flüchtig hinwerfen, der erstaunten Welt mittheilen.

Der Befürworter der „Staatlichen Lohnregulirung" (Nr. 9), M. Schippel, wiederholt hier zunächst die in seiner Schrift über „Das moderne Elend und die moderne Uebervölkerung" — „modern" ist eine etwas wunderliche Uebersetzung des hiermit gemeinten deutschen Ausdrucks „gegenwärtig" — hauptsächlich nach englischen Quellen — deutsche Verhältnisse sind ja bekanntlich für deutsche Schriftsteller oft „nicht weit her" genug — gemachten Ausführungen über die unverhältnißmäßig große Zunahme der Gütererzeugung gegenüber derjenigen des Güterverbrauchs, gibt dann eine Kritik der socialreformatorischen Bestrebungen der Gegenwart, die er für unzureichend zur Hebung des Einkommens der arbeitenden Klassen erklärt, und weist schließlich auf die Nothwendigkeit einer staatlichen Lohnregulirung hin, ohne auch nur anzudeuten, wie er sich die Durchführung derselben denkt.

Die Kritik unserer „modernen" Gesellschaft ist nun allmählich gründlich genug besorgt und hat auch gute Früchte getragen, indem sie eine große Zahl von Bestrebungen zur Verbesserung der Zustände hervorrief. Diejenigen, welche diese Bestrebungen kritisiren und sie für wirkungslos erklären, sollten sich doch nicht damit begnügen, wie es die Verfasser der letztbesprochenen Schriften thun, socialpolitische Nebelbilder vorzuführen, welche, sei es „wegen Mangels an Raum" in ihren Schriften oder aus tiefer liegenden Ursachen keine Sonnenbilder werden.

H. von Scheel.

Geschichte der russischen Literatur.

Geschichte der russischen Literatur. Von K. Haller. Dorpat, Schnakenburg. 1885. Gr. 8. 6 M.

Im russischen Volke gibt es eine solche Fülle, allerdings zum Theil noch gebundener Kräfte der Seele, daß, wenn diese Nation nicht durch fremde Despoten in ihrer naturgemäßen Auskrystallisirung unterbrochen worden wäre, die Literatur kaum anderswo üppiger hätte wachsen, blühen und gedeihen können. Dies hat von den Kleinrussen in noch höherm Grade Gültigkeit als von den Großrussen, die keine reinen Slawen sind, sondern schon mehr an die Völker des nördlichen Asiens erinnern. Der russische Despotismus hatte in Großrußland leichteres Spiel als in Kleinrußland; die Bewohner des letztern, geistiger, poetischer, persönlich entwickelter, freier, konnten nur sehr schwer in das Joch gezwungen werden. Vortheile bewirkte die Tyrannei im Reiche des weißen Zaren gar keine, sondern blos Nachtheile; sie wirkte hemmend auf die Literatur.

Bis zu dieser Stunde darf im russischen Reiche kein Blatt gedruckt werden, welches die Erlaubniß des Censors nicht aufweisen kann. Jeder, der schreibt, fühlt den Censor hinter sich und denkt an die Bergwerke und sonstigen Schrecken Sibiriens. Dergleichen ist arges Misverhältniß, schadet der Originalität und hemmt den Aufschwung des Genius. Der Verfasser äußert sich unter anderm:

Die große Masse der Völker nimmt immer mehr Theil am politischen und allgemeinen Leben, nähert sich der gebildeten Klasse und hört daher auf, ihr eigenes, eigenthümliches Leben fortzuleben, was auch auf die Literatur zurück wirkt; denn die schöpferische Kraft blüht im Volke nur, wenn das Leben desselben in allen Theilen die vollständigste Harmonie darbietet, wenn es also keinen scharfen feindlichen Gegensatz der Stände, keine starken Aenderungen im Leben und in den Begriffen des Volkes gibt. Daher kann man wohl sagen, daß seit Peter's des Großen Reform die literarische Schöpfungskraft des Volks allmählich ausstirbt, was außer durch politische und staatliche Ursachen sich auch dadurch erklären läßt, daß die Schriftkunde sich seitdem im Volke merklich verbreitet und das Volk auf diese Weise Schriftliteratur kennen lernt, zu der es sich nach geistiger Speise wendet. Daher zerfällt denn auch die mündliche russische Literatur in drei Perioden: die mythische, die heroische oder Heldenperiode, und die geschichtliche. . . . Eine eingehendere, genauere Kenntniß verdient die Schrift- oder Bücherliteratur erst ziemlich spät; denn ziemlich lange sind uns Spuren von Nachahmung fremder Muster bemerkbar; ganz unabhängig und national wird sie beinahe erst seit Puschkin und Gogol. . . . Da das Christenthum aus Konstantinopel nach Rußland eingedrungen, ist es auch leicht erklärlich, daß die Schriftliteratur, vorzugsweise die geistliche, sich dem byzantinischen Einfluß unterordnete. . . . Daher entwickelte sich die russische Literatur nicht nur dem Umfang, sondern auch dem Inhalt nach, wenngleich bis zum 19. Jahrhundert, unter fremdem Einfluß.

Das Werk von Haller kann betrachtet werden als kurzer, übersichtlicher, hier und da vervollständigter Auszug von Petrow's „Cursus der Geschichte der russischen Literatur"; es verfehlt nicht nur seinen Zweck nicht, sondern legt dem nichtrussischen Leser die Pflicht der Dank-

barkeit gegen den Verfasser auf, der das Seinige zu einem übersichtlichen Gemälde der literarischen Entwickelung des russischen Geistes beiträgt und zwischen den Zeilen erkennen läßt, wie Großes das russische Volk in der Literatur hätte hervorbringen können, wenn sein Geist nicht durch den Despotismus fremder Machthaber wäre in Fesseln geschlagen worden, und wie Bedeutendes es doch trotz dieser empörenden Unterdrückung zu Tage förderte.

Jedenfalls gehören die Russen zu den befähigtsten und gemüthvollsten Nationen. Was an ihrem Wesen verdorben wurde, hat die Tyrannei der Gewaltherrscher mit ihren Trabanten und Henkern verdorben. Bessere öffentliche Zustände, und das russische Volk könnte binnen einigen Jahrzehnten vielleicht schon andern Völkern als Muster aufgestellt werden!

Haller bespricht nach kurzer Einleitung zuerst die „mündliche Literatur" in zwei Abschnitten: „Mythische Periode"; „Helden-Periode". Sodann folgt die „ältere Periode der Schriftliteratur" in vier Abschnitten: „Byzantinischer Einfluß" (Epoche der Ausbreitung des Christenthums, Epoche der Tatarenherrschaft und der Erhebung Moskaus); „Die Schriftliteratur in Nordostrußland im 16. Jahrhundert"; „Die Schriftliteratur in Südostrußland im 16. Jahrhundert"; „Das 17. Jahrhundert", und zu allen diesen Zeiten wird die geistliche Literatur von der weltlichen sorgfältig geschieden. Nun behandelt der Autor die historische Periode der mündlichen Literatur, darauf folgend die „neuere Periode der Schriftliteratur" und zwar in den Paragraphen: „Regierungszeit Peter's des Großen"; „Regierungszeit Elisabeth's"; „Regierungszeit Katharina's II."; „Regierungszeit Alexander's I."; „Regierungszeit Nikolaus' I."; „Die Literatur der vierziger Jahre". Das Werk schließt mit dem in zwei Theile zerfallenden Abschnitt „Uebersicht der Literatur der Gegenwart" („Poetische Literatur"; „Gelehrte Literatur").

Wenn Haller nicht Unterthan des Kaisers aller Reußen wäre, Oberlehrer der russischen Sprache am städtischen Gymnasium und Lector am baltischen Polytechnikum zu Riga, hätte er manches jedenfalls anders dargestellt. Ueberdies hat ja jeder nichtrussische Leser die Freiheit, über Rußland zu denken, wie und was er will, und braucht sich blos an die Thatsachen der Literaturgeschichte zu halten. Und diese letztern findet er in dem Haller'schen Buche ganz vorzüglich zusammengestellt. Eduard Reich.

Medicinische Literatur.

Realencyklopädie der gesammten Heilkunde. Medicinisch-chirurgisches Handwörterbuch für praktische Aerzte. Herausgegeben von Albert Eulenburg. Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. (Zweiter Band. Lieferung 11—20.) Wien, Urban u. Schwarzenberg. 1884—85. Lex.-8. Jede Lieferung 1 M. 50 Pf.

Der vorliegende Band enthält den Schluß des Buchstabens A und B bis zum Artikel Biollet, dazu Titel und Register. Er folgte dem ersten sehr rasch. Mit Hülfe von 130 Mitarbeitern kann eine thätige Redaction, zumal wenn es sich um meist junge Kräfte handelt und es nur die Umarbeitung einer frühern Auflage gilt, zwar viel zu Wege bringen, aber ohne die Schnellpresse, die Eisenbahn und den Telegraphen würde aller Eifer nicht hinreichen, um ein so promptes Forterscheinen möglich zu machen, besonders wenn die Mitarbeiter, wie es hier der Fall ist, über ganz Deutschland, Oesterreich und die Schweiz zerstreut sind, sodaß man fast zu den früher so sehr bewunderten Alexander von Humboldt'schen geographischen Phantasiesaltos sich veranlaßt fühlt.

Es kann diesem Werk gegenüber nicht die Aufgabe einer Besprechung sein, jeden einzelnen oder nur viele einzelne Artikel zu betrachten; wir wollen deshalb lieber kleine Gruppen solcher zusammenfassen und beurtheilen.

Vor allem sind es die Abhandlungen aus dem Gebiet der Augenheilkunde, welche durchaus lobend erwähnt werden müssen. Einzelne derselben, wie z. B. die über Astigmatismus, sind wahre Musterleistungen an Präcision und Klarheit: wir haben noch nirgends die ebengenannte, wenn nicht schwierige, so doch für das Verständniß heiklige Materie so trefflich dargestellt gefunden. Aehnliches gilt von den Artikeln über Augenheilmittellehre, Augengeschwülste, Augenheilkunde und die andern desselben Verfassers, bei denen zugleich die vorwiegend subjectiv geartete Auffassung einen, man möchte sagen, erfrischenden Eindruck hervorbringt. Erschöpfend, soweit dies dem Rahmen des Werks entspricht, muß man die Artikel über die Anatomie des Auges, über Augenmuskellähmungen, Augenmuskelkrämpfe und ähnliche nennen.

Nicht weniger befriedigen die Arbeiten aus dem Gebiet der Entwickelungsgeschichte, z. B. die über Befruchtung, welche die neuern, theilweise geradezu staunenerregenden, durch die mikroskopischen und experimentellen Forschungen gelieferten Aufschlüsse sehr instructiv zusammenfaßt. Sorgfältig ist die Ueberladung mit allzu vielem Detail vermieden, aber andererseits wird doch, wo solches nöthig ist, auch darauf eingegangen.

Der Artikel über Auscultation aus der physikalischen Diagnostik dagegen hätte unserm Urtheil nach gründlicher gehalten sein müssen; denn er bietet weder dem Studenten noch dem praktischen Arzt ein genügendes Bild: hier wäre mehr Detail erforderlich gewesen. Ein Reallexikon muß mehr bringen, als ein dürftiges Lehrbuch bietet; wenn man auch keine Monographien von ihm verlangen darf, so muß ein Artikel über einen praktisch so wichtigen Gegenstand doch eher der letztern, als dem erstern sich nähern.

Charakteristisch für die, wie wir glauben, irrige Auffassung dessen, was geboten werden müßte, erscheint uns auch, daß in der Literatur am Ende des Artikels besonders Schulbücher aufgeführt werden.

Ausführlich und instructiv sind wieder die Artikel über das Becken, welche auch sehr viele dem Verständniß zu Hülfe kommende gute Abbildungen bringen, die auch technisch wohlgelungen sind, da sie der gewöhnlichen steifen oder geleckten Holzschnittlinienführung entsagen und mehr der Radirung sich annähern.

Wenig brauchbar sind so kurze Notizen wie: „Biollet, Ort in Puy de Dome mit Eisensäuerling", oder „Binz, Ostseebad, auf der Insel Rügen, $1^1/_2$ Meilen östlich von Bergen. Strand feinsandig, allmählich abfallend." Damit ist praktisch nichts anzufangen, und selbst die allgemeinen Conversationslexika bieten mehr, was einen Arzt interessirt.

Im ganzen genommen muß man aber auch diesem Bande das Zeugniß geben, daß er den Zweck eines medicinischen Reallexikons fest im Auge behält und in der überwiegenden Zahl der Artikel demselben genügt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Unter dem Titel „Der allgemeine deutsche Sprachverein" hat Hermann Riegel eine Broschüre veröffentlicht (Heilbronn, Henninger), worin er von neuem für Reinheit unserer Muttersprache eintritt. Schon 1882 hat er herausgegeben: „Ein Hauptstück von unserer Muttersprache; Mahnruf an alle nationalgesinnten Deutschen" (Leipzig, Grunow); er und mit ihm andere haben einen Kampf wider die Fremdwörterseuche begonnen, welcher immer weitere Dimensionen annehmen muß. Die Zeitungen haben sich theilweise schon zustimmend geäußert, eine Anzahl von Gelehrten kämpft seit Jahrzehnten für das Ziel Riegel's in Wort und Schrift, die Großherzöge von Baden und Weimar, hohe Beamte, Lehrertage haben sich zustimmend geäußert. Riegel läßt nun eine Anzahl von Schriftstellern an dem Leser vorüberziehen, deren Sünden wider den Geist der deutschen Sprache er geiselt. Er tadelt ferner, daß das vom preußischen Cultusministerium behufs der neuen Rechtschreibung zusammengestellte Wörterverzeichniß nicht weniger als 1500 Fremdworte enthält u. s. w. Er denkt sich nun, daß ein ganzes Netz von einzelnen Vereinen über alle Gebiete der deutschen Sprache ausgespannt werden müsse; zu diesem Zweck hat er eine Reihe von Bestimmungen entworfen, welche diesen Vereinen zur Richtschnur dienen müßten. Alle sollen sich zusammenthun, um fortan kein Fremdwort für das zu gebrauchen, was gut deutsch ausgedrückt werden kann; die einzelnen Verbände, z. B. diejenigen der Gastwirthe, sollen auf ihren Gebieten den Fremdwörterunfug aufgeben. Wir wünschen die Schrift Riegel's in möglichst vielen Händen und seinen Bestrebungen den allseitigen wohlverdienten Erfolg.

Gleichzeitig mit der Schrift ist ein von Hermann Allmers, Friedrich von Bodenstedt, Robert Hamerling, Daniel Sanders, Rudolf Hildebrand, Hans Herrig, Ernst Scherenberg, Riegel selbst u. a. unterzeichneter „Aufruf zur Gründung des allgemeinen deutschen Sprachvereins" erschienen. Es heißt darin: „Die Unterzeichneten sind zusammengetreten, um zur Gründung eines allgemeinen deutschen Sprachvereins aufzufordern. Der Zweck und die Einrichtung desselben im großen und ganzen sind in der hier ergebenst beigefügten Schrift «Der allgemeine deutsche Sprachverein u. s. w.» von Hermann Riegel dargelegt. Die Unterzeichneten beehren sich, an Sie die Bitte zu richten, in Ihrer Stadt für die Verwirklichung der aus dieser Schrift ersichtlichen Ziele recht kräftig zu wirken — mit geeigneten Personen in Verbindung zu treten und dort einen Zweigverein ins Leben zu rufen — diesem Zweigvereine möglichst viele Mitglieder verschiedenen Standes und Lebensberufs zu gewinnen — und Mittel zur Förderung der Sache zu beschaffen. Zum Betriebe der Bewegung stehen nach Umständen noch Exemplare der genannten Schrift zu Ihrer Verfügung und wollen Sie sich dieserhalb einstweilen an den mitunterzeichneten Dr. Riegel wenden. Geldsendungen ist bis auf weiteres das Bankhaus von Lehmann Oppenheimer u. Sohn in Braunschweig anzunehmen bereit. Sobald die Bildung einer genügenden Anzahl von Zweigvereinen gesichert sein wird, werden die Unterzeichneten denselben die Vereinssatzungen zur Berathung und Beschlußfassung vorlegen und danach zur Verkündigung der Stiftung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins selbst schreiten."

Ausländische Literatur.

Von Silvio Pellico's „Le mie prigioni e poesie scelte", den neunten Band der Brockhaus'schen „Biblioteca d'autori italiani" bildend, ist soeben ein Neudruck ausgegeben worden, nachdem die erste Auflage im Jahre 1876 erschienen. Beweis genug für die wohlverdiente Beliebtheit dieses anerkannt classischen italienischen Schriftstellers und der berühmten Erzählung desselben aus seiner Gefangenschaft.

— „Incursioni ed Escursioni" lautet der Titel eines ziemlich umfangreichen Bandes aus der Feder eines, wie es scheint, noch unbekannten Autors, G. B. Ravignani, der hier gegen die Prediger neuer Religionen an Stelle des Christenthums, darunter besonders gegen seinen Landsmann, den bekannten Kritiker und Philosophen Gaetano Trezza, der eine „Religion der Ideale" gründen möchte, Front macht und sie mit Hohn zurückweist. Des letztern Religion nennt er das „cibreo metafisico di Hartmann" (das metaphysische Fricassée Hartmann's), dessen Religion der Zukunft bekanntlich „ein pantheistischer Monismus oder besser ein immanenter unpersönlicher Monotheismus" sei. Unser Verfasser geht dabei sehr gründlich zu Werke und beginnt mit einer Untersuchung des Menschen als organisches Wesen — dies sind seine „incursioni" —, um nachher zu den „escursioni" in die Aufstellungen der neuern Wissenschaft vom Menschen überzugehen. Er erweist sich wohlgeschult in der Philosophie, d. h. er kennt sowol die neuere italienische wie die ausländische, ohne jedoch als eigentlicher Philosoph acceptirt werden zu können, da sein Standpunkt, wie aus dem Gesagten ersichtlich, der des positiven Christenthums ist. Die Darstellung leidet übrigens an zu großer Breite.

— Eine neue in Amsterdam erscheinende Monatsschrift für Colonisationsinteressen: „Revue Coloniale Internationale" betitelt, von der Association Coloniale Néerlandaise zu Amsterdam begründet und von C. M. Kan, Professor an der amsterdamer Universität, P. A. van der Lith, Professor zu Leyden und D. Josephus Jitta, Rechtsanwalt zu Amsterdam, geleitet, kann als ein sehr zeitgemäßes Unternehmen begrüßt werden. Die Zeitschrift verdient um so mehr die Bezeichnung „international" mit vollem Recht, als sie Artikel in allen Sprachen in ihre Spalten aufnimmt. So bringt die uns vorliegende Nr. 2 z. B. zwei in

englischer, zwei in französischer Sprache geschriebene Abhandlungen und eine deutsche: „Die politische Bedeutung des Islam in Nieder-Indien", von A. Schreiber verfaßt.

— Eine höchst beachtenswerthe Schrift ist „Les Prineipes de la Découverte. Reponses à une question de l'Académie des seiences de Berlin" von Th. Funck-Brentano. Die Frage, auf welche sie zwei Antworten, die eine in französischer, die andere in deutscher Sprache gibt, ist die von der philosophisch-historischen Klasse der berliner Akademie im Jahre 1882 ausgeschriebene und für die Feier des Leibniz'schen Jahrestages dieses Jahres bestimmte philosophische Preisfrage über die Bedeutung des Causalitätsgesetzes u. s. w., nebst Darstellung und Prüfung der Theorien über den Ursprung, den Sinn und die Geltung desselben, welche auf die wissenschaftliche Entwickelung der letzten drei Jahrhunderte Einfluß gewonnen haben. Der Verfasser fand die Fassung der Frage widerspruchsvoll und wurde dadurch veranlaßt, zwei verschiedene Antworten darauf einzusenden, in deren erster er Aristoteles die Palme zuerkennt, da dieser allein eine Theorie über das erwähnte Gesetz aufgestellt habe, welche ebenso wol den Entdeckungen der Wissenschaften der letzten drei Jahrhunderte wie denjenigen der ihnen vorangegangenen entspreche, ohne jedoch den geringsten Einfluß auf sie ausgeübt zu haben; während er in der zweiten nachzuweisen sucht, daß Leibnizens „Satz vom zureichenden Grunde" allein unter allen neuern Theorien dem Geiste und der Entwickelung der neuern Wissenschaft gerecht werde, daß aber das vorgebliche Causalitätsgesetz, wie es von den Philosophen der letzten drei Jahrhunderte und von der berliner Akademie selbst gedeutet worden, nicht den Charakter eines Geistesgesetzes habe und die Verneinung aller Wissenschaft und Gewißheit in sich schließe. Beide Antworten zeugen von dem Scharfsinn und der Gelehrsamkeit des Verfassers und sind der eingehendsten Prüfung würdig, die sie auch wol seitens der Fachmänner erfahren werden. Um der Akademie die Anwendung der von ihm aufgestellten Entdeckungsregeln auf seine Doppelantwort zu erleichtern, hat Brentano als Anhang noch ein in der Aeadémie des Seiences morales et politiques am 28. Februar d. J. von ihm vorgelesenes „Mémoire", „L'Esprit des déeouvertes et des inventions dans les sciences exactes d'après Aristote et Descartes" betitelt, beigegeben, welches die beiden Antworten miteinander auszusöhnen sucht, indem es die Uebereinstimmung nachweist, welche zwischen dem nach der Lehre des größten Philosophen Griechenlands erklärten Causalitätsgesetze und dem Satze vom zureichenden Grunde, wie er von „dem bedeutendsten Denker" Deutschlands formulirt worden, besteht. Ob die berliner Akademie dem Verfasser den Preis zuerkannt hat, erfahren wir nicht.

— Ein neuer Beitrag zur Frauenfrage ist „La femme et le droit. Étude historique sur la eondition des femmes", von Louis Bridel. Der Verfasser theilt John Stuart Mill's Ansichten über die Stellung der Frau zum Manne wie über deren Rechtsverhältnisse und wünscht zur Verbesserung letzterer durch diese Schrift beizutragen. Ihr soll noch eine zweite folgen, welche die Frage philosophisch behandeln, und eine dritte, welche die hauptsächlichsten Reformen in jenen Rechtsverhältnissen andeuten wird. Seitdem der vorliegende erste Theil des so geplanten Werks von ihm verfaßt worden, was bereits zwei Jahre her ist, hat sich bereits eine große Reform in England, die Emaneipation der verheiratheten Frau, was die Verwaltung ihres Vermögens betrifft, und eine andere in Frankreich, welche das Scheidungsrecht wiederherstellt, verwirklicht. Daher werde man, sagt der Verfasser im Vorwort, die Erörterung dieser Punkte in der vorliegenden Schrift vermissen. Als geschichtliche Studie wird man sie übrigens wenig erschöpfend finden; auch beschränkt er sich nicht auf einen historischen Ueberblick, sondern führt außerdem, was bei einem solchen nicht angebracht wäre, die Ansichten der neuern und neuesten Schriftsteller über die Frage vor. So unter andern auch Bebel, wobei er S. 137 vergessen hat, daß er ihn schon S. 135 citirte. Ein solches Versehen flößt kaum großes Vertrauen ein. Den fünf Kapiteln, aus denen die Schrift besteht, und zwar: „Les phases de la famille", „Famille maternelle", „Famille paternelle", „Famille parentale" und „Loi soeiologique des trois états", sind zwei Tabellen beigegeben, von denen die eine den Stammbaum Ludwig's XIV., die zweite eine uns unverständliche „des séparations de corps" enthält.

Bibliographie.

Aus der Londoner Gesellschaft von einem Heimischgewordenen. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, F. Duncker. 8. 3 M.

Bölsche, W., Paulus. Roman aus der Zeit des Kaisers Marcus Aurelius. 2 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 7 M.

Ludwig Börne über den Antisemitismus. Ein Mahnruf aus vergangenen Tagen. Wien, O. Frank. Gr. 8. 1 M.

Brandis-Zelion, Emma v., Gesühnt. Original-Roman. Paderborn, Junfermann. 8. 3 M.

Carstensen, N. F., Das Leben nach dem Tode. Deutsch von E. Jonas. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Daisenberger, M., Volks-Schulen der zweiten Hälfte des Mittelalters in der Diöcese Augsburg. Dillingen, Blättermann. Gr. 8. 80 Pf.

Detzel, H., Eine Kunstreise durch das Frankenland. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 1 M. 70 Pf.

Düntzer, H., Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken. 2ter Bd. Leipzig, Wartig's Verl. Gr. 8. 10 M.

Flügel, O., Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 3 M.

Gärtner, D., An das Licht, oder: Wer ist der Mörder? Novelle. Bremen, Haake. 8. 50 Pf.

Die Gefahren des Ultramontanismus in Deutschland. Politisch, kirchlich und national. Von einem deutschen Katholiken. Freiburg i. Br., Trömer. Gr. 8. 80 Pf.

Geiger, L., Firlifimini und andere Curiosa. Herausgegeben von L. G. Berlin, Oppenheim. 8. 4 M.

Gottschall, R. v., Schulröschen. Erzählung. Breslau, Trewendt. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Hamel, R., Aus Nacht und Licht. Gedichte. Görlitz, Dünnhaupt. 8. 3 M. 50 Pf.

Hron, K., Der Parteigänger-Krieg. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Jaesche, E., Das Grundgesetz der Wissenschaft. Heidelberg, Weiss. 1886. Gr. 8. 9 M.

Junghanns, Sophie, Helldunkel. Roman. 2 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 9 M.

Lang, P., Regiswindis. Eine Heiligen-Geschichte aus der Karolinger-Zeit, illustrirt von T. Schmidt. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 6 M.

Mauret, E., Geschichte der französischen Kolonie in Brandenburg-Preußen, unter besonderer Berücksichtigung der Berliner Gemeinde. Aus Veranlassung der 200jährigen Jubelfeier am 29. Oktober 1885. Berlin, Dobberke u. Schleiermacher. Gr. 4. 15 M.

Meßner, J., Prachatitz. Ein Städtebild. Mit besonderer Berücksichtigung der noch erhaltenen Baudenkmäler. Prachatitz. Gr. 8. 2 M.

Mestscherski, Fürst W., Einer von unsern Bismarcks. Roman. Aus dem Russischen von G. Keuchel. Berlin, Deubner. 1886. 8. 4 M.

Oppermann, T., Erheiterungen. Gedichte ernsten und launigen Inhalts. Gesammelt und herausgegeben. Kahla, Heyl. 12. 50 Pf.

Potschka, L., Geschichte des Tiroler Jäger-Regiments Kaiser Franz Joseph, im Auftrage des k. k. Regimentskommando nach authentischen Quellen zusammengestellt. 4 Thle. Innsbruck, Wagner. Lex.-8. 20 M.

Reiter, H., Die Consolidation der Physiognomik. Als Versuch einer Oekologie der Gewächse. Mit einem Anhang: Das System der Erdkunde. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Richter, L., Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie, nebst Tagebuchniederschriften und Briefen. Herausgegeben von H. Richter. Frankfurt a. M., Alt. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Schmidt, Marie, Die Perle vom Königstein. Poetische Erzählung. Wiesbaden, Moritz u. Münzel. Gr. 8. 1 M.

Söndermann, A., Robert der Teufel oder das Gespenst einer Millionenstadt. Roman. 1ste Lfg. Dresden, A. Wolf. Gr. 8. 10 Pf.

Tolstoi, Graf L., Krieg und Frieden. Historischer Roman. Mit Genehmigung des Autors herausgegebene deutsche Uebersetzung von E. Strenge. 4 Bde. Berlin, Deubner. 8. 15 M.

Richard Wagner. Entwürfe. Gedanken. Fragmente. Aus nachgelassenen Papieren zusammengestellt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 6 M.

Winter, J., Gedichte. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Wipplinger, A., Unsere Meeresfahrt durch das Leben. Ein Lebensbild in 3 Gesängen. Berlin, Neuenhahn. 12. 3 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 291 bis 297.

Die Botschafterführung zu Konstantinopel. — Das österreichische und das ungarische Budget für 1886. — Eine Antwort auf: „l'Armée et la Démocratie“. — Zur Situation in den Balkan-Ländern. — Zweite deutsche Note in der Carolinen-Angelegenheit. — Der neue Süden der Vereinigten Staaten. Von E. P. Evans.

Herbsttage in norischen Thälern. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. (I.) — Ernst Laas. (Nekrolog.) Von Professor Dr. P. Natorp. (I/II.) — Die Revocation des Edicts von Nantes. Von Dr. M. Landau. (Schluß.) — Der neue Geisterglaube. — Wiener Briefe. (CXCII.) — Erinnerungen an Moritz Seebeck. Von Professor Dr. K. Fischer. (III/V.) — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (XI.) — Byron's Schwester. Von H. Klein. — Friedrich Kiel. (Nekrolog.) — Werder's Vorlesungen über „Macbeth“.

Beiträge zur Kenntniß der wirthschaftlichen Schwierigkeiten in der Türkei. — Zur Reform der russischen Eisenbahntarife. — Die Innungsprivilegien.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der Kunst im Alterthum.

Von

Georges Perrot und **Charles Chipiez.**

Aegypten.

Bearbeitet von **Richard Pietschmann.**

Mit 602 Abbildungen im Text, 5 farbigen und 9 schwarzen Tafeln.

4. In 24 Lieferungen 36 M. Eleg. geb. mit Goldschnitt 44 M.

Dieses für die Kunstgeschichte und Alterthumswissenschaft epochemachende Werk liegt hier dem deutschen Publikum in einer vorzüglichen Bearbeitung vor, welche auch die sämmtlichen, aufs sorgfältigste ausgeführten Abbildungen des Originals enthält und vom Bearbeiter mit einem 13 Bogen umfassenden sehr werthvollen Anhang bereichert worden ist. Georg Ebers sagt in dem einleitenden Vorwort, mit dem er die deutsche Ausgabe begleitet, das Werk sei in der Bücherei jeder Familie, in der man die Kunst hochhält, nicht weniger gut am Platze als in der Bibliothek des Gelehrten.

Otto Weddigen's poetische Werke.

Schwertlieder eines Freiwilligen aus dem Feldzuge von 1870/71. Essen und Leipzig. Alfred Silbermann. 1 M.

Gesammelte Dichtungen. 2 Bde. Minden 1884. J. C. C. Bruns. I. Bd. Gedichte und Dramen. II. Bd. Novellen. Brosch. 5 M., geb. 7 M.

Neue Märchen und Fabeln. Mit Illustrationen von Karl Gehrts. II. Auflage. München 1885. Georg D. W. Callwey. Cart. 2 M. 50 Pf.

Neue Gedichte. II. Auflage. Kassel 1885. Ernst Kleimenhagen. Brosch. 3 M., geb. 4 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Lied vom Könige Nala.

Erstes Lesebuch für Anfänger im Sanskrit.

Nach didaktischen Grundsätzen bearbeitet und in transskribiertem Texte mit Wörterbuch

herausgegeben von

Hermann Camillo Kellner.

8. Geh. 5 M.

Im Anschluß an seine bereits in dritter Auflage vorliegende „Kurze Elementargrammatik der Sanskritsprache“ bietet der Verfasser hier ein Lese- und Uebungsbuch, das sich, allmählich vom Leichtern zum Schwerern aufsteigend, sowol für den Schul- wie für den Selbstunterricht eignet. Zahlreiche Wort- und Sacherklärungen, vor allem auch das beigegebene Speciallexikon machen das Buch zu einem besonders brauchbaren Lehrmittel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Türkenvolk

in seinen ethnologischen u. ethnographischen Beziehungen

geschildert von

Hermann Vámbéry.

Mit zwei Tafeln und mehrern Holzschnitten. 8. Geh. 18 M.

Zum ersten mal erscheint hier eine ethnographische Darstellung, welche das gesammte Türkenvolk umfasst und die Beziehungen seiner einzelnen, vielverzweigten Stämme zueinander klarzulegen unternimmt. Professor Vámbéry, im Besitz ausgebreiteter Sprachkenntnisse und durch wiederholte Reisen mit den localen Verhältnissen Mittelasiens genau bekannt, war wie kein anderer zu einer solchen Darstellung berufen, und da die Türken bei den gegenwärtigen politischen Conflicten in Asien wie in Europa eine so wichtige Rolle spielen, darf um so mehr das allgemeinste Interesse für das vorliegende Werk erwartet werden.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1885. Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LITERARISCHE BL... Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 12. November 1885.

Inhalt: Zur französischen Literatur. Von Adolf Heerklotz. — Geographisches und Ethnographisches. (Beschluß.) — Neue philosophische Literatur. Von Moritz Brasch. — Vermischte Schriften. Von Franz Koppel-Ellfeld. — Eine tragi-komische Novelle. Von Alfred Friedmann. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur französischen Literatur.

Psychologie der französischen Literatur von Eduard Engel. Teschen, Prochaska. 1884. 8. 4 M. 50 Pf.

Das uns hier vorliegende geistvolle und originelle Werk führt zunächst als Einleitung die folgenden Hauptgedanken durch. Die Franzosen gehören nicht zur lateinischen Rasse, sie sind kein romanisches, von den Römern abstammendes Volk, ebenso wenig wie die Spanier, Portugiesen, Rumänen, die französischen und rhätischen Schweizer romanische Völker sind, wie sie mit Unrecht genannt werden. In den Adern der Franzosen rollt das Blut, welches die Irländer Irlands, die Gälen Schottlands, die Welschen von Wales zu ihren Stammesgenossen macht, vermischt mit einigen, aber nur wenigen Tropfen römischen und, was den alten Adel Frankreichs betrifft, theilweise germanischen Bluts. Die Franzosen sind Gallier, ein Zweig des großen Volksstammes der Celten, zu denen auch jene Völker gehören. Und so ist auch die französische Literatur im großen und ganzen die Entwickelung dieses ureigenen celtischen oder gallischen Geistes, der nur zur Zeit der Renaissance vom Geist der römischen Literatur beeinflußt, dann im classischen Zeitalter, dem 17. Jahrhundert, wenigstens theilweise von ihm beherrscht und unter dem römisch gearteten Kaiserthum Napoleon's I. auf kurze Zeit in seiner Entfaltung gehemmt ward.

Nach dieser Einleitung, welche die soeben ausgesprochenen Sätze in überzeugendster Weise begründet, folgen dann die Charakteristiken oder Porträts derjenigen französischen Autoren, welche seit dem 16. Jahrhundert als die Hauptvertreter der gallischen Volksseele, des so viel besprochenen esprit gaulois, zu bezeichnen sind und deren Werke die äußersten Grenzen bilden, bis zu denen der gallische Geist in seiner Entwickelung vorgedrungen ist. Im 16. Jahrhundert sind die vornehmsten Repräsentanten dieses Geistes Rabelais und Montaigne. Rabelais, der berühmte Verfasser des Werks „Das Leben des großen Gargantua und seines Sohnes Pantagruel" ist der Gaulois, der fast alle guten und auch viele der weniger guten Eigenschaften seiner Rasse in sich vereinigt; er ist der lustigste und zugleich klügste Schriftsteller, den Gallien hervorgebracht. Da er immer weltfröhlich ist und auf sein gutes Glück baut, gelingt es ihm, den Mönchen, Prälaten, ja dem Papste selber ein Schnippchen zu schlagen, seine furchtbaren Satiren gegen die Pfäfferei unter dem Schutze des allerchristlichsten Königs von Frankreich zu veröffentlichen, vom Papste in Rom dreimal gnädige Ablaßbreven zu erhalten und als hochwürdiger Pfarrer von Meudon in Frieden zu scheiden, um das große „Peut-être" zu suchen, von welchem er in seiner Sterbestunde gescherzt. Wie frivol nun aber auch dieser Geistliche über Bibel, Klosterwesen, Papst und Cardinäle spottet; als echter Gallier zieht er die Consequenz seiner Ueberzeugung nicht, denn er bleibt Katholik und Priester. Rabelais besitzt ferner eine bis zur Tollheit gesteigerte Individualität, eine zügellose Phantasie, die wahre gallische Verve, die jedem Regelzwange trotzt; hierbei ist er zwar knotig und zotig, aber nicht lüstern und schlüpfrig. Sein obengenanntes Werk ist übrigens keine Kunstschöpfung, die in ihm auftretenden Figuren sind nicht eigentlich lebensfähig; am meisten ist die Schilderung Pantagruel's gelungen. Dagegen ist Rabelais als Sprachschöpfer für Frankreich ebenso bedeutend wie Luther für Deutschland; Molière und Lafontaine, Balzac und selbst Musset haben sich von der Markigkeit und Farbensattheit seiner Sprache anregen lassen.

Michel de Montaigne, Verfasser der „Essais", ist der größte Causeur Frankreichs. Als solcher will er nicht beweisen, nicht die Meinung eines andern bekämpfen und widerlegen, sondern er will eben nur unterhalten; die Kunst, über ein Nichts anmuthig zu plaudern und zu scherzen, besitzt Montaigne in seltenem Grade. Natürlich

verträgt sich mit einer solchen große Tiefe oder Energie der Ueberzeugung nicht; er behandelt eben die schwierigsten Probleme im Plauderton. Seine „Essais" behandeln, unter dem Vorwande von allem Wissenswerthen reden zu wollen, im Grunde nur seine eigene Persönlichkeit. „Ich selbst", sagt er, „bin der Stoff meines Buchs." Und als wesentliche Eigenschaften des Mannes erkennt man den Hang nach edler menschlicher Geselligkeit und tiefe Abneigung gegen irgendwelche Botmäßigkeit. Das Hauptverdienst Montaigne's bleibt aber seine kräftige, saftvolle, naive, dem Volksmund entlehnte Sprache; welche heitere Männlichkeit bei dem kindlichen Geplauder, welche Anmuth!

Im 17. Jahrhundert sind die typischen Vertreter des gallischen Geistes Nicolas Boileau, Larochefoucauld, Jean de Lafontaine, Corneille, Molière. Boileau vertritt eine Seite des französischen Geistes, die in der Literatur wie in der Politik zu den verschiedensten Zeiten sich machtvoll zur Geltung gebracht: die Tyrannei der Autorität, die Regel. In seiner dem Horaz nachgeahmten „Dichtkunst" dreht sich alles um die Regeln, deren Befolgung einem Versemacher den Lorber des Dichters sichern könne; er lehrt ferner, daß der gesunde Menschenverstand die Hauptsache in der Poesie sei, daß in der Metrik der Alexandriner zur Herrschaft kommen müsse, daß die Beobachtung der drei dramatischen Einheiten, des Orts, der Zeit und der Handlung, ein unwiderrufliches Gesetz sei, daß religiöse Conflicte zu vermeiden sind, und daß an die Stelle der natürlichen Benennungen der Dinge die mythologischen Ausdrücke der Griechen und Römer treten sollen. Und einer solchen Aesthetik der Unnatur und Routine unterwarf sich fast ausnahmslos die ganze Republik der Literatur im 17. Jahrhundert! Boileau's eigene Dichtungen sind daher auch ohne allen höhern Inhalt, seine Satiren ermangeln der Grazie und des Witzes, seine Episteln und Oden fließen über von höfischer Schmeichelei und der Vergötterung Ludwig's XIV. Seit Boileau ist die französische Literatur eine pariser Literatur, und zwar zunächst während eines ganzen Jahrhunderts Hofliteratur. Seine Sprache ist durchweg höfisch, conventionell, voll stereotyper Redensarten und stehender Metaphern.

Der Herzog François de Larochefoucauld, Verfasser der „Maximes et réflexions morales", hat sein Genre für Frankreich erfunden und ist bis heute dessen berühmtester Vertreter geblieben: das espritvolle Paradoxon und den sprachlichen Atticismus. Was aber ist nun seinem innersten Wesen nach der vielgenannte französische Esprit? Er ist die Gabe, das Geheimniß aller Welt in einer durch Kürze und scharfe Gegensätzlichkeit des Ausdrucks bestechenden Form so auszusprechen, daß alle Welt den Ausspruch wegen der neuen Form auch für neu im Inhalt hinnimmt und in dem Autor den Erfinder sieht. So beruht denn auch der Reiz der Aussprüche unsers Verfassers nicht in der Neuheit ihres ethischen Gehalts, sondern in dem funkelnden Glanz der sprachlichen und gedanklichen Form. Die paradoxe Grundidee der „Maximes" ist: alle Handlungen und Beweggründe der Menschen, auch die scheinbar edelsten, gehen aus der Selbstsucht hervor; Eigenliebe heißt der Hebel der menschlichen Gesellschaft und der innerste Kern des Individuums. Denselben Gedanken hatte schon der englische Moralphilosoph Hobbes fünfundzwanzig Jahre früher aufgestellt; aber in welcher Sprache hat ihn der Herzog durchführt! Die treffende Kürze seines pfeilgespitzten Wortes blendet und entwaffnet uns; von ihm haben die französischen Schriftsteller die Kunst erlernt, in ihren Schriften nicht die ganze Gedankenthätigkeit mit allen ihren Zwischenstadien und dem Beiwerk von Uebergängen zu wiederholen, sondern nur die Resultate des Denkens auszusprechen, diese aber so wuchtig wie möglich. Larochefoucauld erreicht an Tiefe schwerlich Pascal, an Schärfe der Beobachtung übertrifft er La Bruyère nicht, aber beide läßt er weit hinter sich durch den Demantglanz seines Stils.

Jean de Lafontaine ist die Blüte gallischer Sorglosigkeit und Gutmüthigkeit mit allen ihren Gebrechen; ohne persönliche Würde, ist er völlig stumpfsinnig gegen alles, was die Welt Pflicht, Ehrgefühl, moralischen Halt nennt. Nur ein solcher Mensch war im Stande, zu gleicher Zeit der graziöse, naive, und feinsinnige Moralist zu sein, wie er es in seinen berühmten „Fabeln" ist, und dagegen in seinen „Erzählungen" einen wahren Leitfaden eleganter Lüsternheit zu liefern. Lafontaine besitzt die gallische, in ihrer Unabsichtlichkeit fast liebenswürdige, kindlich heitere Frivolität und ist ein Genie, denn er hat der Kunst neue Bahnen erschlossen: seine leichte, tändelnde und doch sprachlich vollendete Art des dichterischen Ausdrucks hat vor ihm kein Franzose besessen; auch ist er der einzige, der sich in der Poesie von den Fesseln des Alexandriners frei gemacht hat. Lafontaine's Sprache erinnert mehr an Rabelais als an Boileau, sie hat einen kräftigern, volksthümlichern Ton als die der sämmtlichen andern Classiker.

Corneille ist für Frankreich der große, bewundernswerthe Tragiker; uns scheint er dagegen der typische Beweis zu sein, daß der französischen Literaturseele das Wesen der tragischen Dichtung verschlossen ist. Er ist zeitlebens nicht aus dem engsten Kreise der dramatischen Schablone herausgekommen, dem bekannten oberflächlichen „Conflict der Pflichten". Immer und immer das Balanciren auf dem Drahtseil getheilter Pflichten, am Schluß eine schwungvolle Pirouette — und das Publikum geht befriedigt nach Hause. Nirgends ein Schrei aus den Tiefen des Herzens, nichts als Declamation ohne Gefühl — Bombast.

Molière ist der einzige von allen großen Schriftstellern Frankreichs, der nicht allein bewundert, sondern auch geliebt wird, geliebt auch von Nichtfranzosen; er schließt alles in sich, was gallischer Charakter und Geist Edles, Sympathisches, Allgemeinmenschliches besitzt, gemischt mit nur so viel des weniger Guten, als zur nationalen Echtheit gehört. Molière steht unserm Herzen so nahe, weil er allein von den Dramatikern Frankreichs aus dem Herzen herausgeschrieben und weil er der Dichter der Wahrhaftigkeit ist. Unverwüstlich ist in ihm dieser gallische

Zug nach der Wahrheit des schlichten Verstandes, nach der Verstandesnaivetät inmitten des literarisch verlogensten aller Jahrhunderte der französischen Literatur. Er ist die Seele des gallischen 17. Jahrhunderts, alle seine großen Komödien sind seiner Leidenschaft für die Wahrheit entsprungen; so ist denn sogleich sein erstes in Paris aufgeführtes Stück: „Die lächerlichen Precieusen" (1659), eine Heldenthat im Dienst der Wahrheit. Welche Geiselhiebe gegen das verlogene, gespreizte Gethue der literarischen Blaustrümpfe! wie empört sich sein gallischer Menschenverstand gegen dieses süßliche Kokettiren mit literarischem Flitterkram, gegen dieses Abwenden vom Schlichtnatürlichen und Volksthümlichen! So steht Molière über seiner Zeit, ja durch seine Angriffe gegen die bevorrechteten Stände wird er geradezu ein Prophet für das 18. Jahrhundert; bei keinem Dichter sonst fühlt man sich so unter echt gallischen, nicht höfisch romanisirten Franzosen wie bei Molière.

Im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter der Kritik, sind die vornehmsten Vertreter der gallischen Volksseele: Montesquieu, Voltaire, Jean Jacques Rousseau, Diderot, Beaumarchais. Montesquieu ist der Stammvater des modernen Liberalismus, sein Lehrmeister und sein Gesetzgeber. Im 17. Jahrhundert war an eine kritische Betrachtung politischer Dinge in Frankreich nicht zu denken gewesen; Montesquieu erweckte das politische Leben aus seinem bleiernen Schlaf; er gab der Menschheit ihre verloren gegangenen Rechtstitel wieder zurück, er unterwarf die Gewalt und Macht des Königs, des Adels, der Geistlichkeit, der Rechtspflege, der Verwaltung einer strengen Kritik und verlangte einen Rechtsstaat: die Freiheit in der Gesetzlichkeit. So wird Montesquieu zum Begründer des constitutionellen Systems auf dem Festland, der Bekämpfer des Despotismus, der Sklaverei, der Tortur, der Inquisition, des grausamen Strafcodex, der päpstlichen Uebergriffe. Dies alles hat aber heute nur noch ein historisches Interesse; was lebendig geblieben ist für die Literatur Frankreichs, das ist Montesquieu's Stil, worin er ganz seines Landes Sohn und nur *seines* Volks Lehrer gewesen; dieser Stil weiß eine unerbittliche Logik mit erotischer Gauloiserie und jener Ironie zu verbinden, der alle Töne vom sanften Spott bis zur blutigsten Satire zu Gebote stehen.

Eine neuere Entwickelungsphase des gallischen Celtenthums stellt Voltaire dar. Rabelais, Montesquieu, Lafontaine und Molière hatten kein anderes Publikum vor Augen als das ihrer Landsleute; Voltaire schreibt für ein Publikum so groß wie die gebildete Welt Europas; er ist nicht der alte Gallier mehr, er ist der erste Franzose, der Vertreter Frankreichs bei seiner europäischen Mission. Aber als solcher glänzt er nicht durch die Originalität seiner eigenen Gedanken, wohl aber dadurch, daß er die entlehnten Gedanken anderer aus dem Dunkel und der Beschränkung nationaler Grenzen hervorzuziehen und über die ganze lesende Welt auszustreuen verstand. Er war kein Entdecker, aber ein Vulgarisator und zwar der größte, den Frankreich je gehabt hat. Und bei dieser Thätigkeit verfolgte er ein bestimmtes Ideal, das er zum Ideal des 18. Jahrhunderts machte: es war im allgemeinen menschliche Freiheit, im besondern Gewissensfreiheit. Er will das Reich des Irrthums, des Fanatismus, das durch herrschsüchtige Priester aufgerichtet worden, zerstören, die Wolke der Finsterniß zwischen Mensch und Gott beseitigen, mit einem Worte: er will aufklären. Allerdings, gegenüber einer solchen Verfolgungsanstalt, als welche er die christliche Kirche ansah, sind ihm alle Waffen recht: Enthusiasmus, Zorn, Spott, Ironie, Lästerung, ja die bosshafteste Lüge; er ist der Jesuit der Kirchenfeindlichkeit. Allein er hat stets Kirche und Christenthum sehr scharf voneinander unterschieden, wie er denn auch kein Atheist, sondern in seinem so atheistischen Jahrhundert fast der einzige große Vorkämpfer der Gottesidee war. Endlich macht ihn die Art, wie er Jahre hindurch sich der Sache unschuldig Verurtheilter, Verbannter, Geräderter, Verstümmelter und ihrer unglücklichen Hinterbliebenen annahm, zu einem öffentlichen Anwalt der beleidigten Menschheit und läßt ihn im Lichte eines Heroen erscheinen.

Rousseau gehört eigentlich nicht in eine Galerie der typischen Vertreter des französischen Geistes, denn er erkennt nicht die Vernunft als Richtschnur der Ueberzeugungen und Handlungen an, sondern beruft sich auf das Gefühl als auf die einzige Quelle der Wahrheit; er ist ferner ungesellig in seinen persönlichen Lebensformen wie nach seiner ganzen Weltanschauung. Allein er verdient dennoch genannt zu werden, weil er in Frankreich zum Vertreter der gefühlvollen Rhetorik geworden ist und in Madame de Staël, Chateaubriand, George Sand und Lamennais begeisterte Anhänger gefunden hat.

Der demokratischste Schriftstellergeist des 18. Jahrhunderts ist Diderot, denn er wagte es zuerst, mit dem Alexandriner zu brechen und seine beiden Stücke „Der natürliche Sohn" und „Der Familienvater" in Prosa zu schreiben; auch eroberte er in Frankreich zuerst der bürgerlichen Tragödie das Bühnenrecht. Der Kern des schriftstellerischen Charakters Diderot's ist die Improvisation. Das Beste wie das Abscheulichste in seinen Werken ist dem Dämon des Improvisirens zuzuschreiben: so die Pestaushauchung einer Kloake in seinem Buche „Die plauderhaften Kleinode", so die Vorausnahme des Darwinismus in der „Erklärung der Natur". Seine Improvisation ist oft gleichbedeutend mit Intuiton des Genius: ohne Experimentalphysiker zu sein, spricht er die Gleichheit des Ursprungs von Magnetismus und Elektricität aus; er erfaßt das innerste Wesen der Poesie Shakspeare's; in seinem Roman „Der Neffe Rameau's" gibt er ein Abbild der erschrecklichen Fäulniß der Gesellschaft kurz vor dem Ausbruch der großen Revolution und liefert damit das einzige Buch, welches von allen Büchern des 18. Jahrhunderts als ein bleibender Beitrag zur Weltliteratur betrachtet werden kann.

Beaumarchais gehört zur geistigen Familie Diderot's. Seine beiden Dramen „Der Barbier von Sevilla" und „Die Hochzeit Figaro's" waren Symptome der

herannahenden Revolution. „Figaro" ist zwar noch nicht die neue Zeit, aber er ist die Verhöhnung der alten; Graf Almaviva, der noch im erstern Stücke als ein Mann von Witz und Talent dargestellt wurde, erscheint im zweiten als die Zielscheibe der List und des Spottes aller Mitspielenden, und diese sind, Cherubin ausgenommen, sämtlich Vertreter des dritten Standes, der sich mächtig ankündigt. Ueber den Dialog dieser Stücke ist eine Fülle von guter Laune, aber auch von sexuellem Witz ausgegossen; seit Molière's Komödie hatte die französische Bühne etwas so durch und durch Gallisches, Nationales nicht geboten; der letzte Rest von conventioneller Sprache ist verschwunden und das starre Gesetz der drei Einheiten über Bord geworfen.

Im 19. Jahrhundert sind die Hauptvertreter der gallisch-französischen Volksseele: Béranger, Alfred de Musset, Victor Hugo, Alexandre Dumas der Jüngere, Honoré de Balzac und Emile Zola. Béranger hat die vergrabenen Quellen der französischen Chanson aufgeschlossen und hierdurch dem Volke poetisch die Zunge gelöst; er hat zum erstenmal für das Volk, für die Mittelklasse und die ganz Armen geschrieben. Seine Lieder zerfallen im wesentlichen in zwei Gruppen: Gesellschaftslieder und politische Satiren. In den erstern sprudelt die das Leben auf die leichte Achsel nehmende gallische Heiterkeit und Geselligkeit, die den Refrain, der seit dem 16. Jahrhundert nicht gehört worden war, wieder aufnimmt, und seine besungenen Schönen heißen nicht mehr Philis, Celimene, sondern einfach Lisette und Rosa. Leider ist es aber bei dieser heitern Liebes- und Lebenslust nicht immer geblieben; ein Theil dieser Lieder wird verunziert durch eine gewisse Faunenhaftigkeit, die an den Geschmack der Regentschaftsperiode erinnert; auch ist sein Liebeslied niemals über die Liebelei, die zweideutige Galanterie hinausgedrungen; zum wahren Dichter fehlt Béranger die Leidenschaft. Seine politischen Lieder sind eine höchst seltsame Verquickung von Republikanismus, Weltbrüderschaft, Völkerfrieden, Kriegsglorie und Napoleonscultus, aber ihr innerster Kern ist doch ein echt französischer: er ist das Frondiren, der Ausdruck einer mehr oder minder boshaften Unzufriedenheit. In der Zeit der Napoleonischen Kriege singt Béranger das Lob des friedfertigen Königs von Yvetot; unter der Regierung der Bourbonen feiert er die Großthaten Napoleon's, und als die Bourbonen mit seiner Hülfe hinweggesungen sind, spottet er des constitutionellen Königs und seiner Regierung.

Musset ist Frankreichs größter Lyriker: er hat zunächst den Ton der wahren Leidenschaft, die alles aus sich ableitet und alles auf sich zurückführt; er hat ferner die lyrische Wahrheit, denn er kennt keine erlogenen Freuden, keine prahlhansigen Liebeserinnerungen und besonders keine erfundenen Schmerzen; er hat drittens jenes Halbdunkel der Seele und der Sprache — die Traumstimmung. Was sind seine „Nachtgesänge" anders als ergreifende Traumbilder? Musset ist der rhythmisch hinreißendste Dichter seiner Nation, er erfüllt die innerste Seele mit musikalischem Zauber, und so intensiv ist sein Schönheitssinn, daß er ausruft: „Nichts ist wahr als das Schöne, nichts ist wahr ohne Schönheit". Musset hat Esprit, die scherzende Anmuth griechischer Dichter und selbst Humor, doch nicht den zwischen Weinen und Lachen schwankenden englischen Humor, sondern den aufgeregten lebhaften Humor des Galliers. Endlich hat Musset, nach dem Vorgange Byron's im „Don Juan", der französischen Poesie ein neues Gebiet eröffnet, das der poetischen Plauderei. Seine Dichtung „Namouna" ist ein Juwel, alle Hauptseiten seines Wesens zeigend: wahre Leidenschaft, Esprit, Schönheit der Sprache und des Rhythmus.

Der vielseitigste und zugleich der einseitigste große Dichter seines Jahrhunderts ist Victor Hugo, denn in allen seinen zahlreichen Werken hört man stets denselben lauten, heftigen Ton der Rhetorik. Er ist ein Redner in der Lyrik, im Drama, in der Geschichtschreibung; selbst seine Verskunst ist rhetorisch. Und die Reden, welche er hält, sind Tendenzreden, wohlgespickt mit Antithesen. So kann er schon kein wahrer Lyriker sein, denn die Lyrik verlangt die Vertiefung auf einen Punkt, die Einseitigkeit des Gefühls und der Anschauung. Aus dieser Antithesensucht entspringt seine Uebertreibung, z. B. in der Antithese von den engelhaften Kindern und dem verröchelnden Tyrannen, daher ferner die Maßlosigkeit seiner Darstellung — seine Phantasie rast durchs Weltall wie ein tollgewordener Komet. „Schön ist häßlich, häßlich schön", das ist sein Wahlspruch. Je häßlicher, je abstoßender eine Figur, desto besser: er macht aus Lucrezia Borgia die Heldin der Mutterliebe, aus Marion Delorme einen Engel seelischer Keuschheit. Niemand versteht es so gut wie Hugo sich selbst zu überschreien; aber gerade bei seinem Bemühen, durch wuchtige Massen zu wirken, verfällt er oft in Plattheit, ja Pedanterie. Will er irgendeinen Satz aus der Geschichte beweisen, so begnügt er sich nicht mit zwei oder drei Beispielen, sondern er setzt alle Jahrhunderte in Contribution. Victor Hugo will übrigens nicht als ein gewöhnlicher Dichter angesehen werden, er glaubt, daß er von der Vorsehung auf die Erde gesandt sei zur Erfüllung einer besondern Mission, die er aber nicht nennt; nur seine Jünger thun, als wüßten sie etwas davon. Darum sind auch seine Helden nicht Menschen, wie sie sonst in Dichtungen vorkommen, sondern Symbole. Jean Valjean ist die Macht des Gewissens, Ruy Blas ist der emporstrebende dritte Stand u. s. w. Hugo's Sprache ist die eines Hohenpriesters: alles muß mystisch, pythisch, druidenhaft klingen, wie aus den Verzückungsdünsten des delphischen Dreifußes. Vergleicht man endlich Hugo mit den Weltschmerzlern unserer vormärzlichen Tage, so muß man sagen, er hat einst über seiner Zeit gestanden. Statt des Weltschmerzes hat er das große Weltmitleid, das ihn zum dichterischen Anwalt alles irdischen Unrechts — wie er es versteht — machte.

Alexandre Dumas Sohn ist der Advocat auf dem Theater, bald Vertheidiger bald Staatsanwalt, aber er will, und das ist seine Schwäche, nicht mit Personen, sondern mit Principien zu thun haben. Seine Personen

sind Repräsentanzmenschen, aber keine Einzelwesen; sie vertreten gewisse Gesellschaftskreise, gewisse Tugenden und Laster, gewisse krankhafte Entwickelungsphasen der neuen Gesellschaft, aber sie vertreten nicht sich selber, sie sind Begriffe, keine Individuen. Ferner will Dumas von der Kunst um der Kunst willen gar nichts wissen; er verlangt auf der Bühne positive Leistungen auf moralischem Gebiet und nennt sein Theater ein nützliches Theater, das eine civilisatorische Aufgabe hat. „Ahmen wir das Theater Voltaire's nach, für den es nur eine Tribüne war!" Und folgendes sind die beiden Steckenpferde, die er in seinem Drama am liebsten reitet. Wenn in das Herz einer wider ihren Willen verschacherten Gattin eines unwürdigen, ungeliebten, untreuen Mannes eine echte Liebe einzieht, so verlangt er die Ehescheidung: für schuldige Gatten die Strafe, für unschuldige die Freiheit. Sein zweites Lieblingsthema ist die Stellung des unehelichen Kindes, dem er, da dasselbe in Frankreich nicht durch das Gesetz geschützt wird, zu Hülfe kommen will. Seine Komödien „Monsieur Alphonse" und „Le fils naturel" z. B. führen den Gedanken durch, daß der Mann die Mutter seines Kindes heirathen solle, sobald er ihr nichts andres vorzuwerfen hat, als daß sie nicht 10000 Francs Rente besitzt. So ist denn Dumas ein nützlicher, wenn auch kein großer Dramatiker, und was er erstrebte, hat er zum Theil erreicht.

Honoré de Balzac ist Realist, er schildert die Wirklichkeit, aber er photographirt sie nicht; sie bricht sich in dem Prisma einer Dichterseele, welche alle Strahlen durchläßt, sowol das Häßliche und Rohe wie das Schöne und Edle. Im Gegensatz zu den heutigen Realisten, deren Dichtungscharaktere nicht nur Typen ihres Standes sind, sondern auch wissenschaftliche Formeln fleischlich vertreten sollen, sind Balzac's Menschen nichts als Individuen, die sich aber dem Leser unvergeßlich einprägen, denn der Zweck aller seiner Romandichtung ist die Schilderung des innern Menschen, besonders der weiblichen Seele. Sein großartigstes Werk ist „Die menschliche Komödie", ein Schauspiel in hundert Acten, deren jeder ein Roman ist. Die darin auftretenden Personen sind aus allen Ständen genommen, und ihre Geschichte soll zugleich die Geschichte ihrer Zeit sein. Mit Balzac hat Frankreich seinen größten Meister des psychologischen poetischen Romans verloren.

Emile Zola ist nicht unmoralisch, wenigstens nicht mit Absicht. Seine Zwecke sind auf erziehende Moral gerichtet und auch viele seiner Mittel; er ist aber bis zum Ekel roh und wühlt in den Scheußlichkeiten des menschlichen Lebens, ohne jedoch dabei schlüpfrig zu sein. Und in Bezug auf das Häßliche und Gemeine hat er die Grenzen der künstlerischen Nothwendigkeit unzählige male, ohne Zwang, aus bloßer Blasirtheit, überschritten. Seine Romane sind der drastischste Ausdruck des Katzenjammers, des Ueberdrusses nach dem Genußtaumel des verflossenen Kaiserreichs. Die Genußfähigkeit war durch die raffinirte Schwelgerei eines Menschenalters abgestumpft worden; die eleganten Unzüchtigkeiten einer Hortense Schneider (der Großherzogin von Gerolstein), die Nacktheiten einer Cora Pearl zogen nicht mehr. So kam Zola, der diese Blasirtheit theilte, auf den Gedanken, es einmal mit dem Widerlichen, dem Wildpretduft der Fäulniß, mit dem Waten im Schlamm zu versuchen; und als Haupt der neuern Naturalisten, die von dem Gedanken ausgehen, daß es sich nicht mehr darum handele, Menschen zu schildern, sondern den wissenschaftlichen Nachweis der Entwickelung dieser Menschen zu liefern, nahm er sich vor, in der Handlung seiner Romane die Gesetze der Erblichkeit, die er schwindelhafterweise bis auf die dritte Decimalstelle genau berechnen zu können vermeinte, zur Darstellung zu bringen. So entstand, in Nachbildung von Balzac's „Menschlicher Komödie", sein Rieseneyklus von Romanen, genannt „Geschichte einer Familie". Allein was er in der Theorie unverständigerweise aufgestellt, führte er in der Praxis glücklicherweise nicht durch: außer der Uebereinstimmung der Familiennamen und dem Gesammttitel gibt es nichts, was an diese strengen Gesetze der Erblichkeit erinnert. Man braucht das „Assommoir" nicht gelesen zu haben, um „Nana" vollkommen zu verstehen u. s. w. Zola läßt also den realistischen Roman da, wo er ihn bei Balzac gefunden, bereichert durch einige Werke von großartiger Kraft, neubelebt durch eine scharfe Beobachtung der Wirklichkeit, aber verunziert durch zu einseitige Betonung des Häßlichen. Streicht man bei ihm das Nebensächliche, so hat man einen großen Romandichter aus der Schule Balzac's, der seinen Meister an sprachlicher Gewandtheit übertrifft, ihm aber an seelischer Vertiefung und Vielseitigkeit der Menschenbildung weit nachsteht.

Adolf Heerklotz.

Geographisches und Ethnographisches.

(Beschluß aus Nr. 45.)

11. Schweizerische Volksfeste, Sitten und Gebräuche. Für Jung und Alt dargestellt von H. Herzog. Mit Originaltitelbild. Aarau, Sauerländer. 1884. Gr. 8. 3 M. 40 Pf.
12. Volksthümliches in Ostpreußen. Von E. Lemke. Erster Theil. Mohrungen, Harich. 1884. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

„Alte gute Gebräuche soll man nicht abthun, und eine alte löbliche Sitte in Ehren halten", sagt H. Herzog in seinem Buch „Schweizerische Volksfeste" (Nr. 11), und um so manche sehr charakteristischen und eigenthümlichen Volksfeste, Sitten und Gebräuche, deren allmähliches Abkommen und Verschwinden er leider nicht hindern kann, wenigstens in Ehren zu halten und in der Erinnerung zu

bewahren, hat er hier mit großem Fleiß eine Menge von derartigen Einzelheiten aus allerlei zerstreuten, ältern und neuern Quellen zusammengetragen. Er bittet seine Leser um dieselbe Liebe für die Sache, welche er selbst ihr entgegengebracht hat, und jeder Leser wird vieles finden, was Liebe zu dem Volksleben der Eidgenossen in ihm wecken kann. Dem Ethnographen aber dürfte das Buch Herzog's als eine Sammlung werthvoller Materialien willkommen sein.

Das Buch „Volksthümliches in Ostpreußen" von E. Lemke (Nr. 12), mit dem ebengenannten mannichfach gleichartig, führt uns nach Ostpreußen. Der Verfasser gibt, indem er für einen zweiten Band die Mittheilung von allerlei Sagen und Märchen in Aussicht stellt, hier eine überaus reichhaltige Aufzählung und Beschreibung von Gebräuchen bei den Festen des Volks zu den verschiedenen Zeiten, zu Ostern, Weihnacht, Neujahr, Erntezeit, ferner bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen, in Krankheitsfällen u. s. w. Wir sehen hier freilich auch in manches leidige Stück traurigen Aberglaubens hinein. Da ist es begreiflich, daß der Verfasser mitunter Mühe hatte, über einzelne Dinge, die er erfragen wollte, Auskunft zu erhalten. Da hieß es etwa auf seine forschenden Fragen: „Es is nich gut, es is nich gut, daß ich Ihnen das erzähl'! Man soll solche Geheimnisse für sich behalten." Auf folgende Weise wird z. B. Rache an einem Dieb genommen: Derjenige, dem etwa Leinwand oder anderes Zeug gestohlen wurde, nimmt ein übriggebliebenes, vergessenes oder tief verwahrtes Stückchen des gestohlenen Guts, steckt sieben ungebrauchte gelbe Stecknadeln in das Läppchen und trägt dasselbe zu einer Leiche, deren Begräbniß nahe bevorsteht. Das Zeug muß heimlich in den Sarg gelegt und folgende Worte müssen dabei gesprochen werden:

Hier bring ich's, hier leg' ich's nieder!
Du bringst mir doch das gestohlne Gut wieder!
Ich lass' nicht eher ab,
Bis du liegst in deinem Grab!
Im Namen Gottes, des Vaters,
Des Sohnes und des heiligen Geistes!

Amen! darf nicht gesagt werden. Von da an kränkelt der Dieb und muß, sobald die Nadeln verrostet sind und das Stückchen Zeug verwittert ist, sterben. Oftmals bringt dann einer aus der Familie des Diebes das Gestohlene wieder und bittet flehentlich, den Fluch zurückzunehmen; es geht aber nicht wieder gut zu machen.

Harmloser sind die verschiedenartigen Spiele, von denen der Verfasser berichtet, wie sie in Ostpreußen heimisch sind. Vielfach wird hier der Leser auch aus ganz andern Gegenden Deutschlands dasselbe kennen oder an ähnliches erinnert werden.

13. Ausflug nach Athen und Korfu von Rosa von Gerold. Mit Zeichnungen von L. H. Fischer. Wien, C. Gerold's Sohn. 1885. Gr. 8. 5 M.

Es könnte in der That gewagt erscheinen, in die Oeffentlichkeit zu treten mit einer Reisebeschreibung, die als so stattliches, umfangreiches Buch sich präsentirt, obgleich die Reise selbst nur eben drei Wochen gedauert hat. Da scheint es sich doch nur um eine der allmählich in die Mode gekommenen Ferientouren zu handeln, die oft so flüchtig und oberflächlich, so blasirt und so banausisch zugleich abgemacht werden. Wer etwa derartigen Argwohn diesem Werk entgegenbringen wollte, würde ihm ein schweres Unrecht thun. Wir müssen der reisenden und reiseschriftstellernden Dame, die trotz ihrer frühern anerkannten Leistungen so bescheiden ein „Vorwort als Entschuldigung" vorausschickt, das von Herzen kommende Compliment machen, daß es uns ein wirklicher Genuß war, diese Beschreibung des schönen „Ausflugs" zu lesen, und wir glauben, es werden Leserinnen und Leser genug sich an den Schilderungen erfreuen und sich von denselben auf die gleiche Reisespur locken lassen.

Wie schön mag es sein, so in der Pracht und dem Glück des Frühlings ohne Sorgen und Mühen, überall empfangen von den liebenswürdigsten und gebildetsten Gastfreunden und Führern, auf dem classischen Boden zu reisen, zu träumen und zu genießen! Und wenn der Reisenden ein allzu ängstlicher Zollbeamter ein prächtiges Blumenbouquet ins Meer warf, nicht aus gewöhnlicher Grobheit, sondern aus einer ungewöhnlich scharfsichtigen Furcht vor der Phylloxera, die mit dem Blumenbouquet hätte eingeschmuggelt werden können, so lächelte wol die Verfasserin mit den Lesern über ein so drolliges Abenteuer, aber die Freude an der Reise selbst wird es ihr nicht verdorben haben. Sonst könnte ja die kurze Zeit von drei Wochen nicht so außerordentlich gut und geschickt und fruchtbar verwerthet und nicht eine so duftige Schilderung des Genossenen andern zum Nachgenießen geboten worden sein.

Freilich war die Reisende gleichsam gefeit gegen alle Störungen ihrer Reisefreudigkeit durch die Liebe zu den classischen Erinnerungen, deren Stätten sie besuchen durfte, deren poetische Kraft und zauberischen Reichthum sie als beste Reiseausrüstung mit sich genommen hatte. Vielleicht wirkt die edle Freude am classischen Alterthum, wie sie aus diesem Buche spricht, doch auch als Ermunterung und Einladung zu gleichen geistigen Genüssen. Wir führen ein paar Sätze an, welche die Verfasserin zur Beherzigung mancher Leserin mit Recht schreibt:

Unbegreiflich war mir's immer, daß es in Wien (wir denken: gewiß auch anderswo!) so viele junge Mädchen gibt, die sämmtliche moderne Romane verschlingen, und die diesen schönsten poetischen Roman des Alterthums (die Odyssee) nie gelesen haben, die kaum wissen, wie herrlich die deutschen Hexameter klingen, und wie viel Homer in so wenigen, einfachen Worten immer zu sagen weiß. Und wie könnten sich doch gerade junge Mädchen an den Frauengestalten der Odyssee begeistern, vor allem an der Idealgestalt der treuen Penelope, dann an dem schönen, hoheitvollen Bild der Helena, wie sie zurückgekehrt zu ihrem Gatten wieder ganz Hausfrau und Königin ist. ... Dann das holde Bild der Juo-Leukothea, der Göttin, die voll Erbarmen mit dem irrenden Dulder aus dem Meere auftaucht, ihn tröstet, ihm Muth zuspricht! ... Nun aber noch die schönste aller Frauengestalten, die anmuthvolle Nausikaa, für jedes jungfräuliche Ge-

müth das herrlichste Vorbild! Der ganze sechste Gesang der Odyssee ... ist ja das Höchste von Poesie und Anmuth, was je gedichtet worden.

Aber neben Poesie und Genuß fehlt auch nicht die redliche Arbeit des Forschens, wenn man so sagen darf, und das verständige, nicht blos neugierige Kennenlernen der Schätze des Alterthums; und daraus kommt dann die treffliche Schilderung jener reizenden Forschungsfahrten. Doch nicht der Blaustrumpf redet zu uns, der seine classische Bildung auskramen will, sondern ein frisches dichterisches Gemüth voll Lust und Humor. Wie leicht hilft der Humor hinüber über kleine Abenteuer! Auch damals, als der rasche übereifrige Rosselenker, wol in einer Anwandlung classischer Erinnerungen, in tollem Wettrennen mit andern Fiakern die Damen in Lebensgefahr brachte um den köstlichen Preis, als der erste unter vielen anzukommen am Thor von Athen. Ein Lorberkranz wurde diesem modernen olympischen Sieger zwar nicht zutheil, aber mit dem olim meminisse juvabit vermochten sich die unfreiwilligen Wettfahrtsiegerinnen für die ausgestandene Angst humorvoll zu trösten.

Noch müssen wir an dem Büchlein die feinen originellen Zeichnungen rühmen, mit welchen es wahrhaft künstlerisch und geschmackvoll illustrirt ist. Und endlich möchten wir die freundliche Aufforderung der Verfasserin wiedergeben, welche einladet, Corfu häufiger, als es geschieht, zum Reiseziel zu wählen:

Den schönsten Luftcurort, der fast am leichtesten und bequemsten zu erreichen ist, kennt man nicht, hält man für unerreichbar und weit entlegen. Wer in den bei uns so naßkalten, häßlichen Monaten März, April, Mai warmen Sonnenschein, balsamische Seeluft, den Aufenthalt in einem behaglichen Gasthaus mit meist deutscher Bedienung, herrliche Straßen zum Spazierenfahren, gute Wagen und Pferde, lauschige Parks und Wälder, und wer Stille und Ruhe sucht, der gehe nach Corfu, welches ihm all dies bietet, und welches noch weit entfernt ist von der Menschenüberschwemmung und dem Getriebe und Luxus aller französischen und italienischen Curorte. Dazu sind die Bewohner gute freundliche Menschen, es herrscht auf der ganzen Insel die größte Sicherheit — es sind hier noch idyllische Zeiten!

14. Culturbilder aus Baiern. Von Karl Stieler. Mit einem Vorwort von K. Th. Heigel. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 1885. 8. 4 M. 80 Pf.

Der Herausgeber sagt in seinem Vorwort zu diesen Vorträgen des so früh verstorbenen, vielen liebwerthen Dichters, das Büchlein werde beweisen, „daß auch der Prosaiker Karl Stieler zu den liebenswürdigsten Erscheinungen der literarischen Gegenwart zählt".

Gewiß mit Recht. Es sind in der That liebenswürdige und werthvolle Andenken, die wir da von dem Verstorbenen bekommen. Das Ganze ist eine Auslese aus den Vorträgen, welche Stieler in den letzten zwölf Jahren in geselligen Vereinen vieler deutschen Städte gehalten hat. Wer dieselben seinerzeit mitanhörte oder wer sie jetzt liest, wird sich darüber freuen und dem Vortragenden wie dem Herausgeber für die Gabe Dank wissen.

Einestheils sind es kleine Genrebildchen, die uns oft aus einem kurzen Wort Stieler's entgegentreten, und in deren Zeichnung er uns ein Meister dünkt. Da erzählt er z. B. seine Begegnung mit zwei Holzknechten an einem Sonntagmorgen hoch oben im Gebirg und Wald, welche die Arbeit, einen Brief zu schreiben, nach langen Anstrengungen glücklich vollbracht haben, die aber nun die Schwierigkeit der Adresse in die größte Noth versetzt. In der Adresse kommt nämlich ein großes K vor, und da muß der eine der beiden Schreibkünstler ausrufen: „Herrgott, jetzt hab' i's K vergessen!" Und der Kamerad muß gestehen: „I woaß au nimmer, wie ma's macht." Nachdem Stieler als rettender Engel den beiden so mühelos geholfen hat, erntet er zum Dank das classische Wort: „Was man nit all's lernen kann!"

Ein anderes Genrebild in der allerkürzesten und doch in überaus deutlicher Ausführung, das uns die Sitte des Leichentrunks besser als lange Beschreibungen malt, gibt Stieler mit dem Citat aus dem Salzburgischen: „Wann hamma'n vertrunka?" anstatt: wann haben wir ihn begraben? Oder wieder das bezeichnende Wort gleichsam in Fraktur: „Eine der fürchterlichsten Raufereien, die ich je gesehen, führte ein sechsundachtzigjähriger Mann in Egern gegen seine dreiundachtzigjährige Ehehälfte, weil er meinte, daß diese den neunundsiebzigjährigen Knecht lieber habe als ihn."

Andererseits aber sprechen uns in Stieler's Vorträgen die culturgeschichtlichen Betrachtungen aufs höchste an, welche er hier mitunter vor seinen Zuhörern anstellt. Sie erheben sich unmerklich zu der Höhe philosophischer Betrachtung und Erörterung. Greifen wir den vierten Vortrag heraus, betitelt: „Der Zeitgeist auf dem Lande". Wie fein wird da zunächst der scheinbare innere Widerspruch aufgezeigt, der in diesem Titel, dieser Ueberschrift liegt, denn „auf dem Lande" bedeutet den Frieden; aber „der Zeitgeist" bedeutet den Kampf. Wie treffend wird dann vom Wesen des Zeitgeistes geredet, von diesem Wort, das „einen dämonischen, gewaltthätigen, unsympathischen Klang" hat, diesem Wesen, „das sich rastlos wandelt vor dem grübelnden Verstand". Wenn wir vom „Geist unserer Zeit" sprechen, sagt Stieler fein, so haben wir dabei vor allem das positive Gefühl der Errungenschaften, welche die Gegenwart gebracht hat oder noch erstrebt; aber so wie wir vom „Zeitgeist" reden, beherrscht uns unwillkürlich eine negative Empfindung; wir fühlen das zerstörende Moment heraus, die aggressive Spitze des Werdenden gegen das Bestehende. Und weiter führt er aus:

Das einzige Ziel, das der Zeitgeist in unsern Tagen sich gesetzt, ist die schrankenlose Freigebung, die unersättliche Bethätigung der individuellen Persönlichkeit. Das Ich macht sich überall geltend auf Kosten des Ganzen, das Recht auf Kosten der Pflicht; selbst bei den niedrigsten Existenzen hat dieser Gedanke eine wuchernde Kraft gewonnen.

Und wie nun dieser Gedanke, den die moderne Zeit, diese Zeit des Uebergangs, des Ringens und Kämpfens geboren hat,

auch auf das Land hinauswirkt, auch hier sich mächtig beweist, das zeigt Stieler im weitern Verlauf seiner Betrachtung, deren Thema eben der innere Widerspruch und Kampf ist, „daß man zu klug geworden ist für die alte Zeit, und noch nicht reif genug für die neue".

Daß diese Betrachtung, obwol so überaus ernst, doch mit vielem Humor, auch mit humorvollen Versen ausgeschmückt ist, können wir uns bei Stieler wol denken; aber über dem Humor ist der Ernst nicht vergessen, mit welchem auf dasjenige hingewiesen wird, was zur Heilung solcher gefährlichen Halbbildung, zum Vertreiben dieses bösen Rumorens des Zeitgeistes auf dem Lande dienen kann. Die Lektüre dieses Vortrags wie die der übrigen gewährt einen edeln Genuß.

Neue philosophische Literatur.

1. Der Spiritismus. Von Eduard von Hartmann. Leipzig, Friedrich. 1885. Gr. 8. 3 M.

Es gibt keine Zeitfrage von einigermaßen allgemeinerer Bedeutung, über welche „der Philosoph des Unbewußten" sich nicht ausspräche. Hartmann unterscheidet sich hierin durchaus von manchen andern Denkern der Vergangenheit wie der Gegenwart. Während diese wissenschaftliche, sociale oder politische Probleme erst dann in die philosophische Beleuchtung rückten, wenn sie bereits einen gewissen Abschluß erreicht hatten, greift jener schon mitten in die Discussion des Tags ein, ohne erst die Ausreifung jener Fragen abzuwarten: der Philosoph wird zum Journalisten. Aber was seine hierher gehörigen Bücher und Broschüren vor denen seiner philosophischen Collegen an Frische des Tones wie an Actualität der Wirkung voraushaben, verlieren sie an Objectivität der Haltung, da der Verfasser nicht mehr über den Parteien steht, sondern selbst als Partei auftritt. Dieser innere Widerspruch zwischen dem Philosophen und dem Journalisten Hartmann, der sich auch in der Form seiner Schriften insofern ausdrückt, als die irrelevantesten Dinge oft mit einem schwerfälligen Apparat der Beweisführung und unter Anwendung des mühseligen Scholasticismus einer zum Theil selbst geschaffenen Terminologie behandelt werden, gibt diesen Producten etwas Schillerndes, da sie zwischen der wissenschaftlichen und journalistischen Behandlung hin- und herschwanken. Doch gilt das gewissermaßen nur von der literarischen Form dieser Schriften. In der Sache selbst ist bei Hartmann niemals ein Schwanken bemerkbar. Er verfügt auch in seinen polemischen Schriften immer über das vorhandene Material der Thatsachen, welche er mit einer fast advocatorischen Geschicklichkeit so zu gruppiren weiß, daß die auf ihnen aufgebauten Deductionen meist überzeugend sind. Das ist die starke Seite jener Hartmann'schen Arbeiten, die ihre publicistische Wirksamkeit ebenso der Fülle der Thatsachen und ihrer geschickten Gruppirung wie der logischen Kraft seiner Beweisführungen verdanken.

Diese Vorzüge treten auch in seiner vorliegenden Schrift über den Spiritismus hervor, was um so mehr betont zu werden verdient und zur Empfehlung derselben gereicht, als in ihr zum ersten mal das ganze Problem des Spiritismus vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus und mit Berücksichtigung aller hierbei influirenden Fragen in Angriff genommen wird. Hierbei zeigt sich der Verfasser mit den wesentlichen, aus der unübersehbaren spiritistischen Literatur — in Wittig's „Psychische Studien" werden allein außer den fünf deutschen fünfundvierzig ausländische Zeitschriften aufgeführt — kritisch erurirten Erscheinungen und Thatsachen auf diesem anomalen psychischen Gebiete vollkommen vertraut. Freilich ist Hartmann selbst kein spiritistischer Experimentator, wie Zöllner, Du Prel, Freiherr von Hallenbach, Crookes und Edward Cox, er ist daher genöthigt, seine Erörterung und Schlüsse auf Facta zu basiren, die andere experimentell festgestellt zu haben behaupten. Aber was ihm durch den Mangel an Autopsie in Bezug auf die spiritistischen Erscheinungen abgeht, ersetzt er durch die kritisch vorsichtige und kritisch unparteiische Art seines Verfahrens.

Und dieser Weg war um so schwieriger für Hartmann, als er hier mitteninne steht zwischen denjenigen, welche in den spiritistischen Erscheinungen eine directe Manifestation der übersinnlichen Welt sehen, und denjenigen, welche, wie Wilhelm Wundt und andere officielle Träger der Wissenschaft, in der ganzen spiritistischen Bewegung nichts als Humbug und Aberglauben erblicken. Hartmann's Mittelstellung ist in folgenden Worten charakterisirt:

> Ich bin außer Stande, über die Realität der ungewöhnlichen Erscheinungen ein Urtheil abzugeben, halte aber die bisjetzt vorliegenden Zeugnisse der Geschichte und der Zeitgenossen in ihrem Zusammenhang für eine ausreichende Beglaubigung der Annahme, daß es im menschlichen Organismus noch mehr Kräfte und Anlagen gibt, als die bisherige exacte Wissenschaft erforscht und ergründet hat, und für eine hinlänglich dringende Aufforderung an die Wissenschaft, in die exacte Untersuchung dieses Erscheinungsgebiets einzutreten. Dagegen halte ich mich allerdings für zuständig, ein bedingungsweise geltendes Urtheil über die aus diesen Erscheinungen im Falle ihrer Realität zu ziehenden Schlußfolgerungen abzugeben; denn dies ist recht eigentlich die Aufgabe des Philosophen, während er das thatsächliche Material seiner Schlußfolgerungen und Inductionen sich von den exacten Wissenschaften liefern lassen muß.

Die Schrift zerfällt in fünf Abschnitte, von denen der erste den allgemeinen Stand der spiritistischen Frage in der Gegenwart behandelt, der zweite die physikalischen Erscheinungen, der dritte den Vorstellungsinhalt der spiritistischen Kundgebungen erörtert, während der vierte und fünfte Theil der Hypothese der Transfigurationen, der

Materialisationen und der sogenannten Geisterhypothese gewidmet sind. Innerhalb dieser fünf Abschnitte wird nun die gesammte Materie abgehandelt, so zwar, daß der Verfasser darauf ausgeht, den Beweis zu erbringen, daß weder irgendeine der directen physikalischen Kraftleistungen, welche aus den spiritistischen Experimenten bekannt sind, noch die Erzeugung der sogenannten Verkörperungserscheinungen, d. h. der Umwandlung von Geistern in materielle und leibliche Phantome, noch auch der eigentliche Inhalt der Vorstellungen, wie sie aus den Kundgebungen der Medien sich ergeben, auf die Voraussetzung von Geistern zurückgeführt zu werden braucht, sondern auf die pathologische Beschaffenheit dieser Medien selbst. „Ob es Geister gibt oder nicht", bemerkt Hartmann, „haben wir hier nicht zu untersuchen; jedenfalls sind sie, wenn es welche gibt, in jenes Jenseit zurückverwiesen, aus welchem der Spiritismus sie ins Diesseit herabgezogen zu haben glaubt."

Wir meinen, das heißt gesprochen, wie ein Mann der Wissenschaft und ein naturwissenschaftlich gebildeter Philosoph sprechen muß, und wenn es eine schwere Versündigung an dem Geist der deutschen Philosophie war, daß einst Ulrici, J. H. Fichte und der würzburger Franz Hoffmann, der Schüler Franz von Baader's, um das Dogma von der Unzerstörbarkeit der individuellen Seele zu retten, die ganze Geisterlehre des Spiritismus acceptirten, so wollen wir es E. von Hartmann als ein Verdienst anrechnen, daß er gerade im Namen der Philosophie den Versuch zurückgewiesen hat, die scharfen Grenzen zwischen nüchterner Forschung und Mystik, zwischen Wissenschaft und Aberglauben niederzureißen.

Freilich ist Hartmann's Verfahren kein anderes als das alles echten wissenschaftlichen Rationalismus, gegen den Hartmann sonst sehr polemisirt. Er hält den Verfechtern des Spiritismus einige methodologische Grundsätze vor. Er sagt:

> Man soll erstens die Principien nicht ohne Noth vervielfältigen, also nicht eine zweite Art von Ursachen supponiren, solange man mit einer einzigen Art derselben auskommt. Man soll zweitens solange als möglich bei Ursachen, deren Existenz durch die Erfahrung oder zweifellose Schlüsse verbürgt ist, stehen bleiben und nicht ohne Noth zu solchen Ursachen greifen, deren Existenz zweifelhaft oder unerwiesen ist und erst durch ihren Werth als Hypothese zur Erklärung der fraglichen Erscheinungen erhärtet werden soll. Man soll drittens so lange als möglich mit natürlichen Ursachen auszukommen suchen und nicht ohne dringende Noth zu übernatürlichen greifen.

Aber sagen dies nicht auch Wundt und die andern Aufklärer, gegen welche Hartmann so heftig polemisirt, wenn auch mit etwas andern Worten?

„Ich habe mich", schreibt Wundt in dem bekannten offenen Brief an Hermann Ulrici (Leipzig, Engelmann), „in der ganzen Geschichte der Wissenschaften vergebens nach einem Beispiel umgesehen, wo eine wissenschaftliche Autorität mit der Behauptung aufgetreten wäre, eine neue Thatsache entdeckt zu haben, dieser Behauptung aber zugleich die Versicherung hinzugefügt hätte, durch die betreffende Thatsache würden alle Naturgesetze umgestoßen, und sie selbst lasse gar keine Gesetzmäßigkeit erkennen. Dieser Fall liegt uns gegenwärtig vor: die Gesetze der Schwere, der Elektricität, des Lichts und der Wärme sind, wie man uns versichert, sämmtlich von einer blos hypothetischen Geltung; sie gelten so lange, als nicht das unerklärliche spiritistische Etwas sie durchkreuzt; dieses selbst läßt aber keinerlei Gesetzmäßigkeit erkennen als höchstens die, daß es sich gewissen Individuen, den sogenannten Medien, an die Fersen heftet. Eine Autorität, welche dies behauptet, verlangt mehr, als jemals eine wissenschaftliche Autorität gefordert hat; sie verlangt, daß die Naturwissenschaft die Voraussetzung einer allgemeinen Causalität aufgeben solle, diejenige Voraussetzung, auf welcher alle Methoden ihrer Forschung beruhen, und ohne die von einer Feststellung von Thatsachen oder gar von Gesetzen des Geschehens nimmermehr die Rede sein könnte."

Hartmann unterscheidet eine englisch-amerikanische, die Reïncarnation verwerfende, aber auf den christlichen Unsterblichkeitsglauben fußende Richtung im Spiritismus von der französischen und deutschen, indem jene mehr dem indischen Glauben sich zuwendet mit der Annahme, daß die Seele so lange, bis sie den gottgewollten Zustand der Vollkommenheit erlangt habe, sich in immer neuen Körpern zu reïncarniren habe, während der deutsche Spiritismus wesentlich der Theorie des Barons Hallenbach folgt, welcher die Reïncarnation für möglich, aber nicht für nothwendig hält. Aber so verschieden diese Annahmen sind, so bieten sie doch, wie Hartmann mit Recht hervorhebt, dem wissenschaftlichen Forscher ein doppeltes Interesse dar: ein physikalisches und psychologisches einerseits, und ein culturhistorisches andererseits, und zwar letzteres in dem Sinne, daß uns durch die pathologischen Thatsachen in dem Verhalten der Medien ein Mittel an die Hand gegeben wird, eine ganze Reihe historischer Erscheinungen, vor der die Geschichtsforschung noch wie vor unlösbaren Räthseln steht, wie die Nekromantie, das Fliegen der Wundermänner u. s. w., auf natürliche Weise zu erklären.

Ganz gewiß! Was ein ausgezeichnetes Hülfsmittel ist, analoge pathologische Vorkommnisse der Vergangenheit zu erklären, bleibt für die Gegenwart nichtsdestoweniger eine beklagenswerthe Zeiterscheinung. Aber sie ist durchaus begreiflich. Weit entfernt, daß der Spiritismus eine Reaction gegen die materialistische Strömung, insbesondere gegen den hylozoistischen und atomistischen Grundcharakter der Naturforschung unserer Zeit ist, muß sie vielmehr und — dies ist ein Moment, das Hartmann gänzlich übersehen hat — als eine unmittelbare Consequenz des letztern angesehen werden. Eine Anschauung oder ein Glaube, der das Ideellste, den Geist, grob sinnlich materialisirt, hat mit dem Idealismus nichts zu thun, sondern ist ein legitimes Kind des rohesten Materialismus. Und eine Zeit, die solche Früchte hervorbringt, ist weit entfernt, für die ideale Wiedergeburt reif zu sein. Auch darin irren sich die theologischen und unter

den Philosophen die theistischen Fürsprecher des Spiritismus, daß sie wähnen, die immer mehr wachsende spiritistische Bewegung werde die Gegenwart zum Glauben zurückführen. Nicht dieser, sondern nur das Wachsthum der unklaren Mystik und des erassen Aberglaubens wird in erschreckender Weise gefördert.

Hartmann's Buch über den Spiritismus bleibt eine verdienstliche Arbeit. Er hat es gewagt, ein Gebiet, auf welchem so viel Täuschung, Humbug und Selbstbetrug herrschen und welchem die Psychologen wie die Naturforscher achselzuckend bisher aus dem Wege gingen, muthig zu betreten, um für die Forschung neue Wege und neue Probleme zu gewinnen, Probleme, von deren Lösung nicht die Erschließung eines Jenseit, sondern die Förderung der ernsten Wissenschaft abhängig ist.

2. Prolegomena zu Forschungen über die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und That der Menschheit. Von Rudolf Eucken. Leipzig, Veit u. Comp. 1885. Gr. 8. 3 M.

Professor Eucken in Jena hat sich bisher wesentlich auf historisch-philosophischem Gebiete bewegt. Sowol seine „Geschichte und Kritik der philosophischen Grundbegriffe" (1878) als auch seine „Geschichte der philosophischen Terminologie" (1879) streben eine Behandlungsweise der Geschichte der Philosophie an, welche ich mit der Dogmengeschichte in der Theologie vergleichen möchte. So wie diese sich zur allgemeinen Kirchengeschichte verhält, so etwa steht die Geschichte der Entwickelung der einzelnen philosophischen Begriffe zur allgemeinen Geschichte der Systeme. So verdienstlich derartige Arbeiten an sich sind, und so sehr durch dieselben die historischen Schicksale manches philosophischen Begriffs während des Verlaufs der Jahrhunderte klar gelegt werden, so halten wir doch die Gesammttendenz dieser Bestrebungen für eine solche, welche mehr zersetzend als aufbauend wirkt. Jeder philosophische Begriff hat allerdings seine Geschichte für sich; aber was er bedeutet, ist er doch nur im Zusammenhang des ganzen Systems, dem er angehört. Eine Geschichtschreibung also, welche die Systeme gewissermaßen in Atome auflöst und ohne Rücksicht auf das „geistige Band", das sie im System zusammenhält, blos die Geschichte dieser Atome verfolgt, entspricht zwar dem allgemeinen wissenschaftlichen Zuge der Zeit, der auf eine immer größere Specialisirung der Disciplinen hindrängt; aber in der Philosophie kann schließlich die atomistische Zersetzung der Systeme höchstens zu einer Art Wortphilologie führen.

Als wenn er den bisherigen Weg selbst nicht als den richtigen erkannt hätte, sucht nun der Verfasser einen entgegengesetzten einzuschlagen. Er will in dem vorliegenden Werk, welches sich allerdings zunächst nur als grundlegende Einleitung gibt, die Mittel und Wege aufsuchen, auf welchen man zur Erkenntniß der Einheit des Geisteslebens gelangen könne. Der Versuch ist mit dem ganzen Ernst und der Gründlichkeit unternommen, die an den Arbeiten Rudolf Eucken's immer zu schätzen waren, und, was nicht minder wichtig ist, mit vielem Geist. Ja von letzterm ist, wenn man sich in diese „Prolegomena" vertieft, eine Art Ueberschuß vorhanden, der die Architektonik des philosophischen Baues überwuchert und so für den Leser die orientirenden Linien der Grundzeichnung in bedenklicher Weise verwischt.

Zum Theil wird hierdurch die Klarheit und Präcision des Gedankens beeinträchtigt, wozu wol auch die gefährliche Einführung neuer philosophischer Termini einiges beiträgt. Man soll bei dem Versuch der Einführung einer neuen Terminologie sich stets das traurige Schicksal Christian Friedrich Krause's vor Augen halten. Dieser, einer der tiefsinnigsten und edelsten Denker der neuern Philosophie, ist wesentlich an seiner im Interesse eines vermeintlichen Purismus unternommenen neuen philosophischen Wortbildung gescheitert, d. h. total unbekannt geblieben. Natürlich ist Eucken's schüchterner Versuch mit Krause's radicaler Sprachreform gar nicht vergleichbar, und während man die Wortmonstrositäten des letztern nicht ohne Schaudern liest, kann man die Neubildungen des erstern vom Standpunkt des Geschmacks ganz gut acceptiren. Aber vielfach sieht man die zwingende Nothwendigkeit derselben nicht ein. So bei solchen Begriffen, welche ein objectives Geschehen, objective Seinszustände, zugleich aber die entsprechenden subjectiven Vorgänge, logische Proeesse u. s. w. bedeuten. Hier war z. B. eine besondere Wortbildung „Syntagma" im Unterschied von „System" kaum nöthig; denn jedermann weiß, daß das Wort „System" ebenfalls eine objective Bedeutung hat: man spricht vom „Weltsystem", „Planetensystem", „Pflanzensystem". Besser schon ist die Wahl des Worts „Inbegriff" für die objective Einheit in der Totalität der Erscheinungen, obgleich hier wieder die Gefahr obwaltet, daß das Wort etwas von seiner frühern Bedeutung, d. h. von dem logischen Act der Verknüpfung zur Einheit, behalten wird. Unklar ist der Sinn des neuen Terminus „Total", insofern er eine objective Ganzheit bedeutet, die „wie sie in einem Act letzthin ihr Dasein führt, sich auch nicht durch allmähliche Aneinanderreihung, sondern nur durch synoptische Vergegenwärtigung aufweisen" läßt. Sehr schön ist die Umdeutung des Worts „Vollthat" als derjenigen That, welche „entwächst der Enge punktuellen Geschehens, indem sie sich mit zusammenhaltendem Schaffen in und über den Gliedern des Gegensatzes bekundet; sie breitet sich aus, ohne ihre Einheit aufzugeben. Nun erst läßt sich das, was in Wahrheit That heißen dürfte, als Vollthat von dem abheben, was sich ohne nähere Bestimmung That zu nennen beliebt. Sehr sinnvoll gebildet scheint uns auch das Wort „Innensicht" als Ausdruck für die Erfassung des Innengeschehens. Und so werden sich noch manche der Eucken'schen Termini als zweckmäßig und sprachlich correct bezeichnen lassen. Aber schon bei dem letztgenannten „Innensicht" kann ich mich des Gedankens an den unglücklichen Krause und seine tiefsinnige Sprachreform nicht erwehren.

Doch sind dies im Grunde doch nur Aeußerlichkeiten, und wir fragen, worauf steuert Eucken mit seinen „Prole-

gomena zu Forschungen über die Einheit des Geisteslebens" hin? Auf den ersten Blick scheint es, als handelte es sich hier um die philosophische Grundlegung der geistigen Geschichte der Menschheit. Aber dem ist nicht so. Vielmehr soll, wenn wir den Verfasser recht verstehen, der durch diese Untersuchungen erst gewonnene Begriff eines geistigen Gesammtlebens der Menschheit die Grundlage bilden für die Erkenntniß des Gesammtlebens des Universums. Die Philosophie der Geschichte würde also nicht der Culminationspunkt des kosmischen Lebens, wie bei Hegel, sondern umgekehrt die Basis und der Ausgangspunkt werden für die Erkenntniß des Weltalls, der einheitlichen Totalität des Gesammtlebens.

Eucken formulirt das Problem, für dessen Lösung seine „Prolegomena" nur den methodologischen Weg angeben sollen, dessen volle Lösung jedoch für ein zukünftiges Werk vorbehalten ist, im dritten Kapitel, aus welchem wir hier einige Stellen anführen:

Das Problem des Inbegriffs einzig und endgültig auf den unmittelbaren Bestand des Menschheitslebens stellen können wir doch nur bei der Annahme, daß dieser Bestand mit seiner Beschaffenheit reiner und voller Gehalt des Geisteslebens sei, daß, was in Denken und Trachten, in Wirken und Schaffen der Menschheit zu beharrender Leistung zusammenschießt, die Gewähr sicherer Thatsächlichkeit besitzt, daß der Sinn, in dem hier das Dasein erfaßt und erlebt wird, ohne weiteres als echter und rechter gelten dürfe. Danach bildete der Inhalt des menschlichen Gesammtbewußtseins unmittelbar den Naturbestand des Geisteslebens. Unzweifelhaft ist das für uns die nächste und einfachste Annahme. Aber wenn solche Annahme nicht ohne triftigen Grund zu verlassen ist, schätzbar ist das Einzelne doch nur, sofern es die Vermuthung der Wahrheit für sich hat; eine Vermuthung ist aber kein Beweis. ... Allerdings kennen wir ein Geistesgeschehen nur vom Menschen her und im Menschen. Aber dadurch ist nicht ausgeschlossen, daß es über dem Mögen und Meinen des Menschen liege und in solcher Ueberlegenheit eine selbsteigene Natur bekunde; nicht ausgeschlossen, daß wir uns erst den Zugang dahin bahnen müssen und nicht bahnen können, ohne den vorliegenden Lebensbestand einer eingreifenden Prüfung und Umarbeitung zu unterziehen. So würden zwei Stufen auseinandertreten, deren eine wir als Geistesnatur, als Naturgeschehen des Geistes, die andere aber als existentes Leben bezeichnen könnten. Erst bei jenem Naturgeschehen wäre Ursprünglichkeit des Daseins, Festigkeit des Inhalts und Elementarkraft des Wirkens zu erwarten, wenn irgend, so müßten sich hier die Widersprüche heben, welche den Zusammenschluß des Daseins zu einem Inbegriff verhinderten. Freilich die Aussicht, die sich damit eröffnet, eröffnet zugleich erhebliche Verwickelung des Problems. Denn nun wäre alles, was sich in unserer Ueberzeugung vorfindet, auf einen neuen Boden zu versetzen und dafür zu gestalten; vermuthlich wäre vieles auszuscheiden, manches anders zu wenden, ja von Grund aus umzubilden. So wäre der erste Lebensbefund von der Stellung der Thatsache zu bloßer Erscheinung herabgedrängt, er, der sich in sicherm Besitz dünkte, sähe sein Recht bezweifelt und hätte für die Begründung desselben Sorge zu tragen. Aber diese Verwickelung der Behandlung wäre eine Entwickelung der sachlichen Lage des Problems. Denn von jenem chaotischen Stande, der keinen Ausweg bot, eröffnet sich nun die Berufung an die höhere Instanz des Naturgeschehens; die erdrückende Macht der Widersprüche wäre gebrochen, wenn die Lage, welche sie erzeugte, nicht als letzte einfach hinzunehmen wäre; die Verworrenheit der nächsten Umgebung würde nicht sowol die Sache als unsere Stellung zur Sache treffen und brauchte das Bemühen um Lebenseinheit keineswegs zu lähmen. Das alles bedeutet zugleich viel und wenig. Viel, indem es der ganzen Untersuchung eine neue Bahn zeigt und das stockende Unternehmen wieder in Fluß bringt, wenig, indem es gar keine Thatsachen, sondern bloße Möglichkeiten vorbringt, und nicht das Recht, sondern nur die Aussicht gibt, wieder aussehen zu dürfen. Denn der selbst blos mögliche Gedanke des Naturgeschehens gewährt ja nicht die Gewißheit, sondern nur die Möglichkeit eines Inbegriffs.

Offenbar ist die Stellung des Problems sehr geistvoll: aber wir haben die ganze obige Stelle nur hergesetzt, um dem Leser auch eine Stilprobe des Werks zu geben. Niemand wird den Schwung und die eigenartige Schönheit dieser Sprache verkennen; aber es ist eine gefährliche Schönheit, die in philosophischen Büchern von Uebel werden kann. Die Latitude der Sätze, das Preciöse des Ausdrucks macht ungeduldig. Man vermißt oft die Präcision und Schärfe des Gedankens. Hermann Lotze ist in seinem „Mikrokosmos" in einem solchen an sich schönen, aber zweideutigen Stil bis hart an die Grenzen des Erlaubten gegangen. Eucken hat diese Grenzen vielfach bereits überschritten. Wir haben in dem obigen Auszug aus dem dritten Kapitel einen Satz unterstrichen, der in Bezug auf die Unbestimmtheit seines Stils fast wie eine unbeabsichtigte Selbstironie des Verfassers klingt: „Das alles bedeutet zugleich viel und wenig."

Moritz Brasch.

Vermischte Schriften.

1. Die Führung des Lebens. Gedanken und Studien von Ralph Waldo Emerson. Ins Deutsche übertragen von E. S. von Mühlberg (E. Sartorius). Zweite Auflage. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Unflad. 1885. 8. 2 M. 80 Pf.

Es sind kaum ein paar Jahre seit Emerson's Tod verflossen, und schon ist das Leben des großen transatlantischen Idealisten von Conway, von Ireland und von Holmes ausführlich beschrieben worden, während eine authentische Biographie mit allen Daten und Details von Cabot Lodge, auf Grund der ihm von der Familie anvertrauten Papiere, in nächster Zeit erscheinen soll und mit Spannung erwartet wird. Die Holmes'sche Biographie ist inzwischen sofort nach ihrem Erscheinen in circa 10000 Exemplaren abgesetzt worden: ein schlagender Beweis, wie beliebt Emerson bei seinen Landsleuten ist; und diese Beliebheit wieder, ist sie nicht ein auffallender Beweis dafür, daß die realistischen Arbeitsmenschen jenseit des Oceans sich doch einen unausrottbaren Sinn für die stille in zartestem

Gewebe sich aus der innersten Menschenatur herausspinnende Gedankenarbeit eines isolirten Weltweisen erhalten haben?

In der vorliegenden Schrift springen alle Licht- und Schattenseiten Emerson's recht deutlich in die Augen. Die Nüchternheit des Puritaners erhebt sich jeden Augenblick zum höchsten Flug des Freidenkers und weicht der Macht des Genius, die den Menschen zu erheben und zu begeistern versteht. Emerson war der jüngste Sprosse einer zum puritanischen Klerus zählenden Familie; er kehrte, wie Milton, dem geistlichen Amt den Rücken, weil sein Gewissen sich gegen starre Glaubensartikel auflehnte; er hörte auf Schullehrer zu sein, um Weltlehrer zu werden. Seine Stärke liegt in der tiefen Einsicht in alle Dinge; „er erblickt, wie Holmes sagt, den Keim noch in der Hülle, das Einzelne und Gesonderte im Licht des Universellen, die Thatsache in Verbindung mit dem Princip, das Phänomen als Glied des Gesetzes: alles das nicht durch den langsamen und sichern Weg der Wissenschaft, sondern durch die blitzartige Erleuchtung der hellsehenden Einbildungskraft. Die Geduld und die Methode des inductiven Forschers liegen ihm fern, er thut nicht logisch Schritt für Schritt, auf sozusagen beschwingten Sohlen, die keine Spuren hinterlassen, fliegt er von einem Gedanken zum andern." Da Emerson auf diesem Fluge stets mit dem Adlerblick seines scharfen Auges den irdischen Schauplatz unter ihm umfaßt und beherrscht, so bleibt er frei von der Gefahr, in den Nebeln von Wolkenkukuksheim sich zu verlieren und in schrullenhafte Excentricität auszuarten; er ernüchtert in sich den Poeten zum Philosophen, und begeistert den Philosophen zum Propheten.

Emerson's Schreibweise ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, durch größere Auszüge das vorliegende Buch besonders zu empfehlen. Dennoch möchte ich eine kleine Stelle aus dem Kapitel über das Fatum wörtlich mittheilen, da sich in ihr zugleich auch die Tüchtigkeit der Uebersetzung abspiegelt:

Was wir zufällige oder ungefähre Ereignisse nennen, sind Kiesel, die vom Gebirge herabrollen, Andeutungen der Grenzen, in welche unser Leben gemauert ist; auch sie zeigen eine gewisse mechanische Genauigkeit, wie ein Webstuhl oder eine Mühle. Die Kraft, welche wir diesen Bergströmen nach dem Ziele entgegensetzen, sieht so lächerlich unverhältnißmäßig aus, daß es kaum höher herauskommt, als die Opposition oder der Protest einer Minorität von Einem gegen den Druck von Millionen. Mir schien es, als sähe ich in der Höhe des Sturmes Menschen über Bord mit den Wellen kämpfen und hin- und hergetrieben. Sie blickten einander voll Verständniß zu, aber sie konnten wenig füreinander thun, viel schon, wenn jeder nur sich selbst helfen konnte. Ihre Augenwinke waren eben alles, was ihnen zukam, und alles Uebrige Fatum. . . . Des Menschen Macht ist von einer Nothwendigkeit umschlossen, deren Umfang er erst kennen lernt, wenn er nach vielen Versuchen an allen Seiten gegen dieselbe angerannt ist. Das Element, welches die gesammte Natur durchdringt und welches wir gemeinhin Fatum nennen, ist uns als Begrenzung bekannt. Sind wir roh und barbarisch, so nimmt auch das Fatum eine rohe und furchtbare Gestalt an. Veredeln wir uns, so werden auch unsere Schranken freier. Wenn wir uns zu geistiger Bildung emporheben, so nimmt auch unser Gegensatz eine geistige Form an. In dem Hindu-Märchen folgt Wischnu der Maya durch alle aufsteigenden Wandlungen vom Insekt und Bachkrebs bis zum Elefanten; was für Gestalten sie annehmen mochte, er nahm die männliche Form derselben Art, bis sie zuletzt Weib und Göttin wurde, und er Mann und Gott.

Man glaubt das Originalwerk eines deutschen Denkers vor sich zu haben, und diesen Gedanken wird man vom ersten bis zum letzten Wort des ganzen Buches nicht los.

2. Die Reise wider Willen. Empfindsam-launige Skizzen eines harmlosen Touristen. Mit über 200 Illustrationen von Gustav Doré. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, Unflad. 1885. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Das humoristische Buch schildert die Reiseabenteuer eines Nordamerikaners von deutscher Abkunft, der in Paris lebt (auf seiner Visitenkarte schreibt er sich „Paul Flemming Esq.", welche Titulatur aber ganz unamerikanisch ist). Er besucht sein Landhaus in Marly, läßt sich von einem Freund nach Epernay entführen, geräth dann, immer von einem falschen Zug in den andern steigend, in den Schwarzwald, nach Baden-Baden, an den Rhein bis Koblenz und gelangt erst nach Wochen wieder in die Villenumgebung von Paris zurück. Sein Ziel als Wanderer und Heirathscandidat hat der Tourist, der in der guten Art älterer englischer Humoristen äußerst unterhaltend zu erzählen weiß, freilich verfehlt; aber er hat sich selbst ein belletristisches Denkmal gesetzt, und kein Geringerer als Gustav Doré hat dasselbe durch zahlreiche Bildchen in Holzschnitt in genialster Weise ornamentirt. Es sind Miniaturen, die mit bloßen Linien das Feinste und Geistreichste von Charakteristik bieten, flott und phantastisch, selbst in der Caricatur eine unnachahmliche Grazie sich bewahrend. In diesem Illustrationswerk hat der Meister, selbst ein geborener Straßburger, das deutsche Element, die naiven und schalkhaften Seiten unsers süddeutschen Volkslebens prächtig zu charakterisiren verstanden.

3. Ein Buch von Hermann Heiberg. Erster Band. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 4 M.

Für diese kleinen Geschichten hat der rasch beliebt gewordene Erzähler und Plauderer keinen Collectivnamen gefunden; er hat es verschmäht, zu dem in solchem Fall von den Franzosen gebrauchten Auskunftsmittel zu greifen und die Ueberschrift einer darin enthaltenen Erzählung auf das Titelblatt zu setzen. „Dann muß dies Buch sich ohne Titel mit seinem eigenen Namen nennen", sagte er zu seinen Freunden, die auch nicht zu rathen wußten. Die Hauptsache ist, daß es ein sehr lesenswerthes Buch ist. Die eigenartige Beobachtungsgabe für das realistische Detail des Lebens, verbunden mit natürlichem ungesuchtem Pathos, Vorliebe für besondere Situationen bei richtiger psychologischer Motivirung, flotte Darstellung, ein tiefes Verständniß für die grübelnde norddeutsche, speciell friesische Volksseele zeichnen diese bunten Geschichten aus und werden dem Buche viele Leser erwerben und erhalten.

4. Bilder aus Thüringen. I. Tragikomische Geisterbeschwörung auf dem Galgenberg bei Jena in der Christnacht des Jahres 1715. Nach den Originalquellen wahrheitsgetreu dargestellt von Wilhelm Hollenbach. Jena, Mauke. 1885. 8. 75 Pf.

Der Verfasser eröffnet mit dieser sehr abenteuerlichen Spukgeschichte eine Serie von Bildern aus Thüringen, in dem löblichen Bestreben, durch Vertiefung in heimisches Leben die Liebe zur Heimat zu stärken, im Einzelbild der Localgeschichte den allgemeinen Culturstand der Nation sich widerspiegeln zu lassen. Er verspricht, Schätze zu heben und uns neue und seltsame Geschichten aufzutischen, die den Reiz der Wahrheit mit poetischem Zauber verbinden sollen. Warten wir weitere Proben ab.

5. Europäische Wanderbilder. Nr. 92 und 93: Bad Driburg. Aus dem Tagebuch eines Hypochonders von Theodor Riesenstahl. Mit 10 Illustrationen von O. Achenbach und F. Schmidt und 1 Karte. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1885. 8. 1 M.

Die einzelnen Nummern dieser Wanderbilder sind längst als ebenso sachkundige wie unterhaltende Reisegefährten auf allen Eisenbahnen und Dampfschiffen bekannt und beliebt. Besondere Sorgfält wird auch den Illustrationen gewidmet. Im vorliegenden Heft ist der orientirende Text mit vielem Geschick in die Form einer gemüthlichen Erzählung gebracht worden.

6. Reglement für die Verheirathung der Offiziere. Herausgegeben von Mikado. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 1 M.

Der Humorist Mikado (C. von der Planitz) hat sich mit seinen sächsischen Schnaderhüpfeln und vielen ausgezeichneten Humoresken einen so beliebten Namen gemacht, daß man nicht nöthig hat, den Producten seiner urwüchsigen Laune noch einen Empfehlungsbrief an das große Publikum mitzugeben. Dieses von Sach-, Fach- und Wortwitz sprühende „Reglement" aus der angeblichen Hinterlassenschaft des berühmten Militärschriftstellers Oberst von Gamaschenknopf, welcher mit seinem Reglement einem längst gefühlten Bedürfniß entgegenzukommen glaubte, wird jedem Freunde einer gesunden Komik und treffenden Satire willkommen sein.

7. Lustige Fahrten des Grafen von und zu Dattenberg. Für Freunde des Humors erzählt von Walther vom Berge. Berlin, Cronbach. 1885. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Der lustige Patron, dessen Fahrten hier über Gebühr ausführlich und auch mitunter recht geschmacklos erzählt werden, steht nicht im Gothaischen Kalender, wohl aber sind seine Abenteuer an den Wänden eines berliner Balllocals al fresco gemalt, als Ahnensäle des Grafen Dattenberg unter Habitués bekannt, und sein Adelsdiplom datirt vom Carneval zu Köln. Wenn man die Schnurren eines als amüsant verschrieuen alten Champagnerreisenden (Pseudo-Dattenberg) in die humoristische Literatur einführen wollte, dann hätte es mit mehr Talent und Geschmack geschehen müssen.

8. Russische Plaudereien. Charakter- und Sittenschilderungen. Nach russischen Originalen zusammengestellt von A. von Drygalski. Leipzig, Unflad. 1885. 8. 3 M.

Im Reiche des weißen Zaren geschieht Tag für Tag noch genug des Räthselhaften, Abnormen und Unglaublichen, um ganze Bände damit zu füllen. Glücklicherweise fangen die russischen Autoren, die fast alle Fanatiker des Realismus sind, jetzt an sich und zwar mit anerkennungswerther Objectivität auf die Schilderung ihrer heimischen Verhältnisse zu legen. Diese autoptischen Skizzen und Erzählungen kommen dem fremden Beobachter zu statten; auch das vorliegende Buch hat keinen andern Zweck, als in möglichst getreuer Uebertragung uns das Leben und Treiben des großen slawischen Nachbarvolkes so zu schildern, wie es in russischen Skizzen am Tag für den Tag von Russen selbst abconterfeit wird.

Franz Koppel-Ellfeld.

Eine tragi-komische Novelle.

Prinz Klotz. Eine Novelle von Baldnin Groller. Leipzig, Wartig's Verlag. 1885. 8. 2 M.

Es wird erzählt in alten Mythenbüchern, daß Achilles, der Thetis und des Peleus Sohn, nachdem er allerlei Proceduren erlitten, die ihn unsterblich machen sollten: Tauchen in den Styx, Insfeuerlegen und mit Ambrosia Bestreichen, als Mädchen verkleidet zu Lykomedes gebracht wurde. In Mädchenkleidern wuchs er dort auf und zeugte mit der Deidamia, des besagten Lykomedes Tochter, den Neoptolemos.

Diese mythologische Reminiscenz taucht wol in jedem Leser auf, der eine ergötzliche Stunde mit Baldnin Groller's neuester Novelle „Prinz Klotz" verbringt.

Prinz Chlodwig wird uns vorgestellt, wie er gerade mit einer Handarbeit beschäftigt ist. Warum auch nicht? Die Geschichte spielt wie die Ossip Schubin'schen Erzählungen, mit denen sie eine verzweifelte Aehnlichkeit hat, in Oesterreich, und in Oesterreich lag ein Minister der Stramin-stickerei ob. Prinz Chlodwig ist ein junger Achilles in spe, „ein hochaufgeschossener Junge von etwa achtzehn Jahren, mit einem Gesicht wie Milch und Blut und mit ziemlich kurz geschorenem, aber keck aufwärts strebendem Blondhaar". Er ist Damenschneider. Er versieht seine Schwestern Franziska und Gertrude, die im aristokratischen Jargon „Cis" und „G oder D" genannt werden, sowie seine Cousine Placidia, die bald Cidi, bald Cida, bald Cidum heißt, mit den bestsitzenden Modetoiletten. Chlodwig selbst heißt „der Klotz", daher der Name des Buchs. Nun, Prinz Klotz hat, wie schon angedeutet, weibliche Neigungen, weibliche Talente. Der Besitzer eines Modewaaren-

geschäfts würde ihm 10000 Gulden und mehr jährlich zahlen, wenn er als erste Confectionense bei ihm eintreten wollte. Aber ein Prinz! Er kann das nicht annehmen. Er siedet Dunstobst ein, er kocht vorzüglich; kurz, er ist ein Mädchen für alles. Da tritt das Schicksal an ihn heran — er muß sein Jahr abdienen, er muß der allgemeinen Wehrpflicht Genüge leisten, „der dümmsten Erfindung, die man nur hat machen können"! Er verläßt Rodaun, kommt nach Wien zu seinem Onkel Dansaert, dessen Tochter Deidamia — nein, Placidia — C, Cidi, Cida, Cidum, genau das im Weiblichen ist, was Prinz Klotz als Mann! Sie war unglücklich, weil sie ein Mädchen sein mußte, und Prinz Klotz hätte alles in der Welt darum gegeben, hätte man ihn zeitlebens ruhig weiblichen Geschlechts sein lassen. Aber er muß nach Wien:

„Du lieber, guter Klotz!" sagte D, die eine Schwester, und warf sich weinend dem Prinzen an den Hals, worauf Cis auch zu schluchzen begann und ihn ebenfalls umarmte. Als dann gleich darauf die Fürstin mit dem Grafen ins Zimmer trat und die Rührung bemerkte, fing sie auch an zu weinen, und eine Kammerfrau, die eben eintrat, auch. Von ihr wurde die gerührte Stimmung auch gleich den Zofen im großen Hofzimmer mitgetheilt, dann der Beschließerin, der Wirthschafterin; von der erfuhren es die Frau Wäscherin, die Frau Gärtnerin, die Kuhmägde, die Küchenmädchen, der Koch, die Kammerdiener und die Kutscher — und alles, was weiblich im Schlosse war, weinte herzbrechend. Auch der Koch war in Thränen aufgelöst, die alten Kammerdiener fuhren sich ab und zu mit der Hand über die Augen, und nur die Kutscher schienen gefeit zu sein gegen die allgemeine Rührung. Mit Ausnahme dieser letztern, die wahrscheinlich durch den steten Umgang mit den Thieren um den letzten Rest ihrer menschlichen Gefühle gebracht worden waren, war alles einig in dem Gedanken, daß es eine Sünde und eine wahre Schande sei, wenn ein gar so lieber, guter, zarter junger Herr Soldat werden müsse.

Diese Stelle ist die einzige in dem amusanten Buche, mit der Groller seine Menschen, seinen Helden selbst persiflirt. Prinz Chlodwig muß nun aufhören, die Aermel, die Mieder über dem Schlüsselbein zu wattiren. Seine Schwestern Cis und D mögen sehen, wie sie sich auswachsen ohne ihn, und ohne daß er ihnen die selbstverfertigten Roben anprobirt — „als wenn das alles so hätte sein müssen".

Das Mädchen Placidia, der Junge in Mädchenkleidern, macht nun einen Mann aus dem Mädchen in Soldatenkleidern. Der Oberst Dansaert sorgt eigenhändig für schlechte Gesellschaft, hauptsächlich den Spieler Bogosich gibt er dem Milchbart als Erzieher. Placidia, die auf einer Matratze ohne Kopfkissen schläft, nur mit einer Pferdedecke zugedeckt, ist eine famose Fechterin, Turnerin, Schützin. Sie lehrt den naiven Jungen das alles, sie schießt im Walde sogar einen Vagabunden an, der ihr und Klotz in den Weg treten will. Der Verkehr der beiden jungen Leutchen bewegt sich hart auf der Schneide des Erlaubten; aber Groller erzählt alles mit so großer Kunst, die selbst Naivetät erscheint, so anschaulich und plastisch, daß wir uns auf jeder Seite über das Geschehende und die Darstellung freuen. Wir sehen C und Klotz zusammen ringen, fechten, turnen, ohne im geringsten Anstoß an den Vertraulichkeiten zu nehmen, und finden es auch nur natürlich, daß Klotz endlich aufhört, ein Klotz zu sein, und Placidia auf die weiße Schulter unter dem verschobenen Turnkleid küßt, bei welcher Gelegenheit beide gewahr werden, daß sie einander lieben. O, so sehr lieben, daß sie bereit sind, füreinander das Leben hinzugeben. Aber schon naht sich das Verhängniß. Bogosich, der Spieler, hat von Klotz schon viele Tausende ausgeborgt, und der Prinz versagt endlich die Bezahlung weiterer Ehrenschulden für Bogosich. Es kommt zu einer höchst dramatischen Scene im Offiziercasino. Bogosich provoeirt, beleidigt den Prinzen tödlich, und nach Abwägung aller Pros und Contras in dem sehr einfachen und doch verwickelten Ehrenfalle kommt es zum Duell, in welchem Prinz Klotz von dem sich selbst den Tod gebenden Bogosich schwer verwundet wird. Chlodwig stirbt in Placidia's Armen: er ein ganzer Mann, sie ein ganzes Weib. Die Liebe hatte ihre Rollen vertauscht, d. h. sie sehend gemacht; aber das Fatum tritt dazwischen, und hier wird unser Autor den Vorwurf unnöthiger Grausamkeit nicht von sich abweisen können. Kein Verbrechen, nicht einmal ein Vergehen lag vor; keine Schuld war zu sühnen, man hatte die innigste Sympathie mit Placidia und Chlodwig, und es ist nicht abzusehen, warum der zerschmetterte Arm Klotzens nicht wieder geheilt, das Paar nicht ein glückliches Ehepaar hätte werden können. Auch Bogosich ist nicht der abscheuliche Verbrecher, der ein solches Unheil herbeiführen muß; er ist ein leichtsinniger Spieler, der durchaus nicht all unsere Sympathien verscherzt hat, und der etwas viel Schlimmeres begangen haben müßte, um vom Regiment infam cassirt zu werden, wie es seine Mitoffiziere ihm anthun wollen. Abgesehen von diesen Aussetzungen ist das Büchlein ein kleines Meister- und Cabinetsstück. Die Composition von classischer Einfachheit, die fast nirgends an den Oesterreicher erinnernde, gemüth- und humorvolle Sprache, die knappe Schilderung: alles nimmt den Leser unwillkürlich gefangen, und er liest bis zu Ende, bedauernd, daß er am Ende, und daß das Ende kein freudigeres ist. „Aber das Leben ist nun einmal so", wird Groller antworten, und man muß ihm recht geben. „Prinz Klotz" ist ein abermaliger Fortschritt unsers gern gelesenen Autors gegen „Junges Blut" und „Weltliche Dinge", eine heitere Novelle mit pessimistischem Abschluß, leider ohne künstlerische Nöthigung zu einem solchen. Das Leben kann traurig, die Kunst darf heiter sein. Wir verzeihen es Groller nicht, daß er Placidia-Deidamia nicht Gattin und Mutter werden ließ, daß er um die verlorene Briseis des Achilles einen Trojanischen Krieg in dem Herzen des Lesers entzündet. Aber wir danken ihm, daß er in unserer naturalistischen Zeit eine Geschichte geschrieben, bei der nicht die Wange der Leserin, nur ihre Finger erröthen! Denn der prächtige carminrothe Umschlag mit Silberfacsimile färbt ab.

Alfred Friedmann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In zweiter vermehrter und verbesserter Auflage erscheint die Schrift „Das Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874", erläutert von Friedrich Oskar von Schwarze (Erlangen, Palm u. Enke). Der Verfasser, ein berühmter Jurist und Mitglied der Reichstagscommission für das Preßgesetz, war in Bezug auf den von ihm behandelten Stoff nicht nur von maßgebender Initiative, auch seine Interpretation darf als eine authentische angesehen werden. Die erste Auflage hat bereits allgemeine Anerkennung gefunden und sich als ein Hülfsbuch für alle bewährt, welche in Preßangelegenheiten mit den Gerichten zu thun haben. Die vorliegende zweite Auflage ist eine Umarbeitung, für welche das Interesse und Bedürfniß der Praxis maßgebend gewesen ist; in den Punkten, in denen das Preßgesetz die ihm vorgelegten Fragen nicht erschöpfend behandelt und ausdrücklich oder stillschweigend auf das allgemeine Strafrecht und Strafproceßrecht verweist, hat der Verfasser auf Grundlage der letztern die für das volle Verständniß nöthigen Ergänzungen beigefügt. Auch sind die vielfach in das Preßgesetz hinübergreifenden Bestimmungen des spätern sogenannten Socialistengesetzes sowie die auf den Gewerbebetrieb bezüglichen neuen Vorschriften der Gewerbeordnung mit berücksichtigt worden. Am Schlusse der Vorrede zur zweiten Auflage spricht der Verfasser seine Ueberzeugung aus, daß das Reichspreßgesetz bei allen Mängeln unter den vorhandenen und den frühern Preßgesetzen das relativ beste ist und namentlich nicht von dem neuen französischen Gesetze vom 29. Juli 1881 übertroffen wird.

— Die deutsche Literatur ist eine wichtige Stütze des Deutschthums in Oesterreich; bei dem dort entbrannten Kampf der Nationalitäten hat keine andere Nation ein gleiches geistiges Gewicht in die Wagschale zu werfen; die Deutschen in Oesterreich selbst haben zu dieser Literatur in nicht geringem Maße beigesteuert: Dichter von hervorragendem Range und Namen von gutem Klang hat Deutsch-Oesterreich, wetteifernd mit den andern deutschen Bruderstämmen, aufzuweisen. Wenn Hermann Weichelt jetzt eine „Deutsch-österreichische Nationalbibliothek" herausgibt (Prag, Weichelt), so ist der Zeitpunkt dafür gewiß besonders glücklich gewählt, wenngleich ein derartiges Unternehmen zu jeder Zeit seine volle Berechtigung hätte. Es liegen zunächst 37 Lieferungen vor: in ihnen ist Grillparzer als Dramatiker und Novellist vertreten, Anastasius Grün mit dem Romanzenkranz „Der letzte Ritter", Friedrich Halm mit „Camoens", „Griseldis", „Der Sohn der Wildniß", Zedlitz mit den „Todtenkränzen", Karl Egon Ebert mit „Ausgewählten poetischen Erzählungen", außerdem Ferdinand Raimund, Ludwig August Frankl, August Silberstein, Stephan Milow, Friedrich Kürnberger, Hermann Rollet, Joseph Rank, Adolf Fogler, J. E. Maurer, Karl Herloßsohn und Vertreter des ältern Bühnenrepertoires, wie J. L. Deinhardstein und M. von Weißenthurn. Die „Bibliothek" wendet sich natürlich auch an das große deutsche Publikum außerhalb Oesterreichs; denn die Mehrzahl dieser Schriftsteller gehört ja der deutschen Nationalliteratur an.

Aus der Schriftstellerwelt.

Der Schriftstellerverband, der seinen Sitz in Leipzig hat, tagte am 25. October in Berlin. In den Räumen der Kaiserhallen hatten sich am Abend vorher gegen 400 Vertreter und Vertreterinnen des Schriftstellerstandes versammelt. Hermann Heiberg begrüßte die Versammlung mit einer humoristischen Anrede, auf welche Karl Braun, der Vorsitzende des Verbandes, in gleicher Weise erwiderte. Eine Verschmelzung des alten Verbandes mit dem in Stuttgart neubegründeten Schriftstellerverein war eine der wichtigen Fragen, die in Berlin zur Entscheidung kommen sollten. In der Generalversammlung, welche sechs Stunden dauerte, wurde von Herrn Steinitz mit Bezug hierauf ein in einer Vorbesprechung formulirter Antrag eingebracht: es solle auf die heutige Berathung der Statuten verzichtet und eine aus den Mitgliedern des Schriftstellerverbandes, des neuen Schriftstellervereins und aus andern Schriftstellern bestehende Commission ernannt werden, um eine Schriftstellervereinigung zu begründen, die in höherm Maße als die jetzt bestehende die Interessen des Schriftstellerstandes den Regierungen und den Verlegern gegenüber vertreten könne. Auch lag dabei die Absicht zu Grunde, den Sitz des Vereins von Leipzig nach Berlin zu verlegen; doch der Antrag von Steinitz wurde mit 47 gegen 24 Stimmen abgelehnt, und der erste Paragraph des Statutenentwurfs, demzufolge Leipzig Vorort bleiben soll, angenommen. Die Statuten fanden eine Annahme en bloc, eine Commission von 12 Mitgliedern soll bei der nächsten Generalversammlung über die Statuten und etwaige nothwendige Aenderungen Bericht erstatten. Gleich indeß wurde mit großer Mehrheit beschlossen, den Vertrag mit dem Verleger des bisherigen Verbandorgans: „Magazin für Literatur des In- und Auslandes", zu kündigen, weil dasselbe in seiner Rubrik „Literarische Neuigkeiten" in taktloser und absprechender Weise über die Schriftsteller aburtheile. Ferner wurde die Errichtung eines Gutzkow-Denkmals in Dresden aus dem Gutzkow-Denkmalfonds beschlossen. Am nächsten Tage begrüßte Oberbürgermeister von Forckenbeck die Schriftsteller im Rathhause; es wurden von Karl Braun, Richard Gosche, Robert Keil Vorträge gehalten — und ein Festmahl mit Ball schloß den berliner Schriftstellertag.

Bibliographie.

Düntzer, H., Goethes Beziehungen zu Köln. Leipzig, Wartig's Verlag. Gr. 8. 3 M.

Gellert, S. vom, Kriegsruf im stillen Dorfe. Patriotisches Festspiel für die Volksschule. Zur Belebung der Sedanfeier und der patriotischen Gedenktage. Moers, Spaarmann. 8. 10 Pf.

— — Dr. Martin Luther. Ein Festspiel zur Reformationsfeier. Moers, Spaarmann. 8. 15 Pf.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Helene Granpré. Socialer Roman. Augsburg, B. Schmid. 8. 4 M.

Lotheißen, F., Königin Margarethe von Navarra. Ein Cultur- und Literaturbild aus der Zeit der französischen Reformation. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Gr. 8. 5 M.

Merz, J. T., Leibniz. Aus dem Englischen. Heidelberg, Weiß. 1886. 8. 3 M.

Prasch, A., Der Jägerwirth. Musik-Drama. Musik von H. Steiner. München, Th. Ackermann. 8. 50 Pf.

Reicke, R., Aus Kant's Briefwechsel. Vortrag. Mit einem Anhang, enthaltend Briefe von J. S. Beck an Kant und von Kant an Beck. Königsberg, Beyer. Gr. 8. 2 M.

Saar, F. v., Thassilo. Tragödie. Heidelberg, Weiß. 1886. 8. 2 M. 40 Pf.

Schäffle, A. E. F., Gesammelte Aufsätze. 1ster Bd. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 6 M.

Schwarzbach, J., Um Englands Krone oder Kampf und Liebe. Drama. Linz. 12. 1 M. 60 Pf.

— — Das Paktum des Todes. Drama. Linz. 12. 1 M. 60 Pf.

— — Der Waffenschmied von Salzburg. Tragödie aus Salzburgs Vergangenheit. Linz. 12. 1 M. 60 Pf.

Seraphina. Eine Erzählung zwischen Wellen und Wogen von *_* Mit einem Vorwort von A. Friedmann. Minden, Bruns. 1886. 12. 1 M.

Steffann, E., Aus einem Pfarrerleben. Erzählung. Barmen, Klein. 8. 1 M.

Torkos, P. v., Einiges über Ungarns volkswirthschaftliche Zustände. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 70 Pf.

Waldmann, H., Michael Servet. Trauerspiel. Bremen, Haake. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 298 bis 304.

Zur birmanischen Frage. — Koloman von Tisza. — Zur Situation in den Balkan-Ländern. — Die lateinische Münzconferenz. — Italien in den Balkan-Wirren. — Der Papst als Schiedsrichter zwischen Deutschland und Spanien.

Die naturalistische Weltansicht. Von J. Fröbel. (I/III.) — Der neue Süden der Vereinigten Staaten. Von E. P. Evans. (Schluß.) — Leopold Freiherr von Hofmann. (Nekrolog.) — Ein Münchener Jahrbuch für „schöne Künste“. Von Dr. A. Svoboda. — Geschichte der Stadt Zweibrücken. Von Dr. C. Barazetti. — Herbsttage in norischen Thälern. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. (II.) — Das ethnographische Werk des Kronprinzen von Oesterreich. — Capri. Von Dr. R. Schöner. (VII.) — Goldner Schnitt. — Säcularfeier der französischen Colonie. — Die Entwicklung der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus. Von Professor Dr. A. Horawitz. — Nekrologe Münchener Künstler. (XLIV. K. von Gonzenbach. K. A. Gugel. L. Meixner. Ch. Le Feubure. Fr. Hartmann.) — Die Russen in Asien. Von Professor Dr. Th. Fischer. — Neuigkeiten der schwäbischen Literatur. Von R. Lutz.

Der „Tausch“ im Börsensteuergesetze. — Die Innungsprivilegien. (Schluß.) — Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Politik und Börse. Bankverhältnisse. Das Börsentreiben des Crédit Foncier de France.) — Die elektrotechnische Versuchsstation in München.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kleine Jagd.

Für Jäger und Jagdliebhaber.

Von

F. E. Jester.

Fünfte Auflage, vollständig umgearbeitet von O. von Riesenthal.

Mit 242 Abbildungen im Text und 11 Separatbildern.

8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

(Auch in 12 Lieferungen à 1 M. zu beziehen.)

Jester's „Kleine Jagd“ zählt schon beinahe ein Jahrhundert lang zu den besten Werken der deutschen Jägerei, weil der Verfasser in seltenem Grade Praxis mit Wissenschaftlichkeit zu verbinden wußte und auch die folgenden Auflagen immer in seinem Geiste weitergeführt worden sind. In der gegenwärtigen fünften Auflage, bearbeitet von dem königl. preußischen Oberförster von Riesenthal, hat das Werk abermals sehr wesentliche Bereicherungen erfahren und ist außerdem mit vielen vorzüglich ausgeführten Abbildungen illustrirt worden.

Neuer Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Zeitschrift für bildende Kunst

und **Kunstgewerbeblatt**, nebst Beiblatt: **Kunstchronik**, Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe, herausgegeben von **C. v. Lützow** und **Artur Pabst**.

21. Jahrgang Oktober 1885—1886.

Halbjährlich 14 Mark. Das Kunstgewerbeblatt mit Kunstchronik kann auch gesondert für 6 M. halbjährlich bezogen werden.

Inhalt des 1. Heftes. Ludwig Burger, von Ad. Rosenberg (Mit Illustr.). — Der weibliche Wachskopf im Museum zu Lille, von H. Heydemann (Mit Farbendruck). — Die Sammlungen Goethe's in Weimar. — Die Versteigerung Artaria in Wien (Mit Radirung von W. Unger). — Italienische Holzrahmen aus dem 16. Jahrh., von Julius Lessing (Mit Abbild.). — Ausstellung in Budapest (Mit Abbild.). — Kunstgewerbliches aus München, von H. E. von Berlepsch. — Bücherschau, Notizen.

Ohne den Boden wissenschaftlichen Strebens aufzugeben, ist die Zeitschrift für bildende Kunst bemüht, gestützt auf die vorzüglichsten schriftstellerischen und künstlerischen Kräfte, dem allgemeinen Verlangen nach ästhetischer Bildung in Form und Inhalt gerecht zu werden.

Die monatlich erscheinenden Hefte in Stärke von 5—6 Bogen hoch 4. sind auf das reichste mit Illustrationen und Kunstbeilagen in Holzschnitt, Kupferlichtdruck, Radirung, Farbendruck u. s. w. ausgestattet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grundriss der Zoologie

für höhere Lehranstalten, insbesondere für Gymnasien

bearbeitet von

Dr. R. Krieger.

Mit 124 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 1 M. 60 Pf. Cart. 1 M. 80 Pf.

Der Verfasser, Oberlehrer am Nicolaigymnasium zu Leipzig, bietet mit diesem durch naturgetreue Thierbilder reich illustrirten Grundriss der Zoologie ein Schulbuch, das die beim Unterricht gewonnenen Resultate kurz zusammenfasst, sich deshalb aber auch zum Gebrauch für die häusliche Repitition eignet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

Drei Abtheilungen:

1. **Vor dem Sturm.** Geh. 6 M. Geb. 7 M.
2. **Das Jahr 1866.** Geh. 6 M. Geb. 7 M.
3. **Im Exil.** Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Meding's Memoirenwerk enthält eine Menge politischer Enthüllungen, namentlich über die braunschweig-hannoversche Welfenfrage. Auch die jüngst von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ mitgetheilten Briefe des König Georgs von Hannover sind großentheils hier bereits veröffentlicht, ebenso wie ähnliche Actenstücke.

(Mit einer Beilage: Verzeichniß ausgewählter Werke aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 19. November 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Ueber Anthologien. Von Eduard Maria Schranka. — Ein Reisehandbuch über Siebenbürgen. Von Joseph W. Filtsch. — Naturwissenschaftliche Werke. — Anthologisches. Von Eduard Maria Schranka. — Staatswissenschaftliche Literatur. Von H. von Scheel. — Culturgeschichtliche Schriften. Von Otto Henne Am-Rhyn. — Dichterbiographien. Von Wilhelm Buchner. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber Anthologien.

Anthologie ist ein bibliographischer Kunstausdruck, mit dem man eine große Gruppe literarischer Erscheinungen umfaßt, die immer zahlreicher auftreten und in neuerer Zeit selbst bereits wieder in verschiedene Klassen getheilt werden können.

Die ursprüngliche und wörtliche Bedeutung von Anthologie ist: Blumenlese. Das Wort, eigentlich ein Gattungstitel, wie Grammatik, Lexikon u. dgl., bedeutet eine Sammlung ausgewählter kürzerer und längerer Lesestücke: Gedanken, Sprüche, Gedichte, im Alterthum meist kleinerer epigrammatischer Gedichte, mit oder ohne besondern leitenden Gedanken veranstaltet. Das wäre die Anthologie im weitesten Sinne des Wortes, denn eine nähere Bestimmung liegt in dem alten griechischen terminus technicus nicht; erst in neuerer und neuester Zeit fing man an besondere Gattungen zu unterscheiden.

Wir begegnen Anthologien bereits in allen alten Literaturen, auch in den orientalischen, wo dafür der Ausdruck Divan gebräuchlich ist. Wer vermöchte sie alle aufzuzählen? Ich befasse mich schon lange mit dem Sammeln des Materials zu einer Bibliographie und Geschichte der anthologischen Literatur; hier sei nur einer griechischen Anthologie, der ersten ihrer Art, einer Sammlung Meleager's aus Gadara (60 v. Chr.) gedacht.

Erwähnen möchte ich hierbei die in der Reclam'schen „Universal-Bibliothek" (Nr. 1921—1924) erschienene Anthologie lyrischer und epigrammatischer Dichtungen der alten Griechen, natürlich in Verdeutschungen, eine Sammlung, die für sich allein eine Geschichte hat. Sie ist nach Fr. Jacobs' Auswahl von Edmund Roerel herausgegeben.

Ein zweiter ähnlicher, aber seltener gebrauchter Ausdruck für dergleichen Sammelwerke ist das Wort Chrestomathie.

Ich meinerseits möchte es vorziehen, von neuerem Standpunkt aus, die Anthologie, d. i. die Blütenlese, als den Oberbegriff im weitern Sinne des Wortes zu fassen; denn wir sprechen von Chrestomathie, wenn die Auswahl ohne Rücksicht auf Prosa oder Poesie getroffen wurde, von Anthologie hingegen im engern Sinne, wenn die ausgewählten Stücke sämmtlich Poesien sind.

Der Chrestomathie möchte ich z. B. unsere heutigen Lesebücher, wie solche in den Vorbereitungsanstalten für die Lektüre der Classiker auf Gymnasien und Realschulen eingeführt sind, als Analogie an die Seite stellen. Chrestomathisch sind ferner auch alle sogenannten Almanache, Jahrbücher, Kalender u. dgl., ja strenggenommen tragen die meisten belletristischen Zeitschriften und Journale eine gewisses chrestomathisches Gepräge. Auch hier ist es eigentlich eine Hand, welche die Auswahl trifft, die des jeweiligen Redacteurs. Uebrigens erfordert der Begriff der Chrestomathie und Anthologie durchaus nicht blos einen Herausgeber, thatsächlich sind schon Anthologien erschienen, die von mehrern zusammengestellt wurden.

Aus verschiedenen Autoren wird aber gewöhnlich die Auswahl gemacht, obwol es gleichfalls nicht im Begriff der Anthologie a priori gelegen ist, daß die Auswahl unbedingt aus vielen Autoren entnommen sein müsse.

Eine Blumenlese aus den verschiedenen Werken desselben Autors kann auch als eine besondere Art gelten.

Ferner haben wir ganze Serien von Werken, gleichsam aphoristische Excerpte aus irgendeines reichen Denkers oder Dichters Schatz, oft geradezu „Aphorismen" betitelt; ein anderer beliebter Titel dafür ist „Lichtstrahlen aus den Werken" u. s. f.

Auch diese können nun wieder entweder ganz ungeordnet

oder alphabetisch oder lexikographisch gesichtet oder sonst unter gewisse Gesichtspunkte und Schlagworte gebracht sein. Dahin gehören die Literaturschätze aus einem einzelnen Autor, sei es mit oder ohne Beschränkung des Gebiets. Einen weit anthologischern Charakter erhält freilich das Unternehmen, wenn es Auszüge aus verschiedenen Classikern oder Schriftstellern umfaßt. Dahin gehören Werke wie „Das Buch der Bücher" und die „Geflügelten Worte", die bereits eine Parodie in den „Ausfliegenden Worten" gefunden haben. Die zwei genannten Hauptbeispiele greifen in verschiedene Literaturen, oder sie sind blos aus einer, von unserm Standpunkt aus der deutschen Literatur geschöpft, wie Feuchtersleben's „Geist deutscher Classiker" oder „Dichter und Dichterworte", „Der Spruchschatz" u. dgl. m. Das umfassendste ist wol bisjetzt „Das Buch der Bücher", da es eben in das Gebiet mehrerer Sprachen hineingreift.

Wieder eine andere speeielle, gewiß interessante Leistung wäre es, die ähnlichen und parallelen Aussprüche zusammenzustellen und so ein Bild der häufigen Gedankengleichheit zu geben, wie das der Herausgeber d. Bl. in seiner in zahlreichen Auflagen erschienenen „Gedankenharmonie aus Schiller und Goethe" unternahm. So sehen wir Abstufungen in allen Nuaneen, und eigentlich sind dies lauter anthologische Werke. Man pflegt nun aber die Citaten- und Aphorismenwerke auszuscheiden und heute unter Anthologien doch vornehmlich nur Sammlungen von Gedichten verschiedener, meistens neuerer Poeten zu verstehen, wobei der mehr oder weniger bekannte Name des Herausgebers für die gute und geschmackvolle Auswahl bürgt. Dies ist von Wichtigkeit; ich verweise z. B. auf Hamerling's „Blumenjahr in Bild und Lied", auf Gottschall's „Blütenkranz deutscher Dichtung", auf die religiöse Anthologie von Gerok. Diese Anthologien, wie überhaupt die meisten, zeichnen sich durch schöne Ausstattung aus, da sie zugleich zur Geschenkliteratur gehören. Die beispielsweise genannten drei haben auch jede ihre leitenden Tendenzen, und die religiösen — neben der genannten Gerok'schen möchte ich auch auf Royttenmiller's „Tempelhalle" hinweisen — sollten bald an die Stelle der alten Gesang- und Gebetbücher treten.

Sehr oft sind freilich die modernen Anthologien nur ein Asylhaus für unterstands- und obdachlose Dichter, welche dann, zwischen den todten Classikern und den lebenden Koryphäen Platz findend, sich nicht ganz unberechtigt brüsten: nennt man die besten Namen, wird auch der meine genannt!

Oft gibt mancher gerade nur deshalb eine Anthologie heraus, um sich selbst mit einzuschmuggeln, denn man kann als Hausherr im eigenen Hause sich ein wohnliches Plätzchen reserviren. Zuweilen ist die Zeitperiode, aus der die betreffenden Autoren gewählt werden, nur auf lebende, oft sogar nur auf gewisse Gruppen dieser beschränkt — Anthologien localer und temporärer Färbung. Diese Tendenz ist oft sehr löblich, doch darf unter ihrer Flagge nicht Misbrauch getrieben werden; so ist z. B. eine österreichische Anthologie, wie die von Franzos' „Dichterbuch aus Oesterreich", zwar lobenswerth, doch ihrem Zwecke nicht vollständig nachgekommen. Ja wenn sie nach Jolowicz' polyglotter Literatur angelegt gewesen wäre, welche sich auch Hart für seine Sammlung „Orient und Occident" hätte zum Muster nehmen sollen. Dagegen ist des letztern „England und Amerika" betitelte Anthologie von großem Werth. Die beste Leistung aber des Anthologenbrüderpaares ist und bleibt ihr „Buch der Liebe", Liebeslieder aus allen Literaturen und allen Zeiten. Diese geben ein Gesammtspiegelbild von der Liebeslyrik der verschiedenen Epochen.

Für die zahllosen Anthologien, die sich auf unsere Zeit beschränken, ist ein beliebter Titel „Deutsche Lyrik der Gegenwart".

Was die Tendenzen anlangt, so sind die verschiedensten zum Kompas geworden: da gibt es „Lust und Leid im Liede", „Die Frauen im Liede", „Die Liebeslyrik"-Anthologien, „Der Pessimismus", wie z. B. das in Oesterreich so hämisch und ungerecht verketzerte Kemmer'sche „Pessimistengesangbuch", und endlich die vielen blos nationale Zwecke in Österreich verfolgenden Sammlungen, von denen man sagen muß: ein politisch Lied, ein garstig Lied! Das gilt eben von Oesterreich.

Wie edel dagegen sind die nationalen Anthologien Deutschlands angelegt. Da ist die Poesie die Fackelträgerin, und sie wird nicht misbraucht zu unpoetischen Diensten.

Auch die Commersbücher sind würdige Repräsentanten der Anthologie.

Ferner kann bei der literarischen Hochflut der Stoff noch enger begrenzt sein, ja je bestimmter das Thema, um so interessanter kann sich bei weitem Horizont, literarischem Ausblick und gediegener Belesenheit die Leistung gestalten. Als Beispiel diene „Die weibliche Handarbeit in der Poesie" von Hillardt.

Beliebt sind daher, wo man noch nicht Bücher schaffen kann, die verschiedenen anthologischen Studien und Skizzen, wie ich selbe nenne, und ich spreche den Wunsch aus, es mögen sich viele finden, die, jeder von einem andern Gesichtspunkt ausgehend, die Sichtung des überflutenden Materials bewerkstelligen — ich möchte sie die Pionniere der künftigen Literarhistorik nennen, die zugleich viel dazu beitragen würden, eine von mir schon oft empfohlene Hülfswissenschaft der Literaturgeschichte — die Literarstatistik zu schaffen. Nehmen wir z. B. Frankl's verdienstvolle Anthologie „Andreas Hofer im Liede".

Ich konnte hier nur in großen Contouren eine Klassification und je ein Beispiel geben; eine weitere eingehende Geschichte der Anthologien und der Anthologen habe ich, wie ich schon sagte, in Vorbereitung.

Schließlich nur noch einige Worte über die Auswahl der Gedichte. Diese steht dem, ich möchte sagen, Redacteur seiner Anthologie zu, und die Wahl wird durch mannichfache Umstände beeinflußt. Hier zeigt sich denn gar oft das quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando? Bei aller für ein solches Unternehmen nothwendigen Objectivität kommt es doch auf den subjectiven Geschmack an. Darum

sind von hervorragenden Poeten herausgegebene Anthologien die gesuchtesten. Auch die Anzahl der von den verschiedenen Autoren aufgenommenen Gedichte ist gewöhnlich sehr ungleich: mancher ist mit fünf bis sechs Gedichten, ein anderer mit einem einzigen vertreten. Diesem gilt aber mitunter zum Troste das „unus, atque leo".

Bei den Anthologien neuester Zeit, in welchen die Dichter der jüngsten Literaturgeschichte angehören, pflegen auch immer biographische Notizen mit geboten zu werden. Solche Anthologien, wenn richtig und objectiv zusammengestellt, geben ein Spiegelbild von der Poesie der Gegenwart.

Anthologien sind beliebte Bücher auf dem Salontisch, im Boudoir und ein gern gewähltes Geschenk für schöngeistige Seelen. Der Verleger vermag mit ihnen oft besser seine Rechnung zu finden, als mit den Gesammelten Werken eines einzelnen Autors.

Die anthologische Richtung ist überhaupt ein Charakteristikon unserer heutigen literarischen Strömung; sie äußert sich auf allerhand Gebieten, auch in der Kritik durch Belege für Lob und Tadel und gleichsam auch als willkommene Illustration zum kritischen Text.

Eduard Maria Schranka.

Ein Reisehandbuch für Siebenbürgen.

Siebenbürgen. Ein Handbuch für Reisende, nach eigenen zahlreichen Reisen und Ausflügen in diesem Lande verfaßt von E. Albert Bielz. Zweite ergänzte und sehr erweiterte Auflage. Mit einer Karte Siebenbürgens, Städteplänen und Umgebungskärtchen. Wien, Graeser. 1885. 8. 5 M.

Es ist ein herrliches Land, das „Land jenseit der Wälder" — Transsylvania, wie man es ehemals nannte, Siebenbürgen, wie man es heute nennt. Das Land jenseit der Wälder nannte man es, weil ein breiter Gürtel fast undurchdringlicher Waldstrecken auf unwegsamen Gebirgsketten es von der ungarischen Tiefebene trennte. Wohl hat die rastlos schaffende Hand der Ansiedler im Laufe der Jahrhunderte hier und da die Wälder gelichtet. Gut gepflegte Kunststraßen und an zwei Punkten auch das moderne Verkehrsmittel der Eisenbahn bringen jetzt den Reisenden mit der größten Bequemlichkeit binnen wenigen Stunden aus der ungarischen Ebene nach dem Waldland. Denn Wald war nicht nur der trennende Gürtel, Wald bedeckte das ganze Land. Und nur in den wenigen Flächen von geringem Umfange, in den tiefer gelegenen Flußthälern und stellenweise in dem die Mitte des Landes einnehmenden Hügellande mußte der Wald allmählich unter der rodenden Axt des Ansiedlers fallen, um dem Pfluge des Landbauers Raum zu geben. Doch blieben selbst in der Ebene noch einzelne Waldinseln stehen, wo die schonende Hand des dem Walde mit inniger Liebe ergebenen deutschen Ansiedlers denselben vor gänzlicher Ausrottung schützte. So haben sich denn hier und da noch Waldinseln vielhundertjähriger Eichen erhalten, wie man sie in gleicher Majestät — Rußland ausgenommen — in Europa nicht wieder findet. An den Berglehnen aufwärts gesellt sich der majestätischen Eiche die prächtige Buche zu, um bald die Alleinherrschaft zu gewinnen. Hoch ragen die schlanken Stämme schnurgerade in die Lüfte, ihre Kronen zu dichtem Laubdach vereinigend, ein Bild der üppigsten Urkraft. Doch auch ihre Herrschaft hat eine Grenze, höher hinauf im Gebirge tritt der Nadelwald in sein ausschließliches Recht. Das ist aber nicht der Nadelwald, wie man ihn in Mittel und Westeuropa sieht, gehegt und gepflegt von der sorgsamen Hand des Försters; es ist der echte Urwald, wie er, unberührt von menschlicher Hand, seit Jahrtausenden in jungfräulicher Ursprünglichkeit dasteht, ein treues Bild des Kampfes ums Dasein. Hier ist ein mächtiger Riese, morsch vom Alter, vom Sturme geknickt, hingestürzt, und aus dem modernden Stamme ist eine neue Vegetation erwachsen. Dort in jener dichten Gruppe jüngerer Tannen strebt jede einzelne nach der Höhe, um vor der andern den belebenden Strahl der Sonne zu erhaschen. Die zurückbleibenden schwächern Geschwister, verkümmern, sterben. Hier wieder, auf dieser Gruppe alter Riesen hat sich das Baummoos eingenistet; fußtief wallen die zierlichen Gebilde von allen Zweigen nieder, vom Windhauch bewegt, einen geisterhaften Anblick bietend beim matten Schimmer des Mondes. Doch das Moos zehrt vom Safte der Tanne mehr, als sie zum eigenen Leben entbehren kann, sie geht langsam, aber sicher dem Tode entgegen. Mit dem Tode der Nährmutter ist auch das wuchernde Moos dem Untergange geweiht. Der nächste Sturm wirft den saft- und kraftlos gewordenen Baum zur Erde, einen nach dem andern, einen quer über den andern hin. Der in die Lichtung eindringende Sonnenstrahl lockt zahlreiches Strauchwerk aus dem Boden, welches, das Leichenfeld überwuchernd, ein undurchdringliches Dickicht bildet, bis eine neue Generation von Tannen den gelichteten Raum wieder ausfüllt. Das ist der siebenbürgische Wald, der allein schon dem Freunde der unverfälschten Natur den Besuch des Landes reichlich lohnt.

Indessen dient er doch nur als Folie zu den andern Naturschönheiten, an welchen Siebenbürgen überaus reich ist. Denn es ist nicht nur ein Waldland, es ist auch ein Alpenland, über welches die Natur alle Reize der Alpenlandschaft verschwenderisch ausgestreut hat. Durchweg gebirgig, erhebt sich der Boden an den Grenzen des Landes ringsum zu einer zusammenhängenden Gebirgskette von bedeutender Höhe, den siebenbürgischen Alpen oder Karpaten, sodaß das Land gleich einer Riesenbastei aus den umliegenden Tiefebenen Ungarns, Rumäniens und Galiziens emporragt.

Während auch das Innere des Landes manches reizende Flußthal, manches liebliche Landschaftsbild in reichem Wechsel von Berg und Thal, von Wald und Flur darbietet, ist das Grenzgebirge der Karpaten eine ununterbrochene Kette herrlicher Gebirgsscenerie. Zwar kann es sich an Höhe nicht mit den schweizer Alpen messen, indem die höchsten Erhebungen nur wenig über 2500 Meter (8000 Fuß) hinausgehen, aber an Reichthum gigantischer Felsbildungen, wildromantischer Klüfte und Schluchten, malerischer Gebirgslandschaft stehen die Karpaten hinter den Alpen nicht zurück; und wenn auch die Riesengletscher der Schweiz hier nicht zu finden sind, so gibt es doch Schneefelder und Eishöhlen, Tropfsteinhöhlen und andere Naturwunder in Hülle und Fülle. Obwol niedriger als die Schneehäupter der Alpen, gewähren die südlichen Karpaten doch einen überaus gewaltigen Anblick dadurch, daß sie frei von Vorbergen unmittelbar aus der Ebene schroff in die Wolken emporsteigen. Während im Dickicht des Urwaldes Bär und Luchs noch bergende Schlupfwinkel finden, bieten die unzugänglichen Felsenzerklüftungen des Hochgebirges der leichtfüßigen Gemse eine sichere Zufluchtstätte vor der nichts verschonenden Hand des Menschen.

Doch nicht die Natur allein ist es, welche dem Besucher des Landes Sehenswerthes in reicher Fülle bietet, auch des Menschen Hand hat manche Denkmäler geschaffen, welche das Interesse des Culturhistorikers in Anspruch nehmen. Zahlreich sind die Reste von Bauwerken aus alter Zeit, als Dacien römische Provinz war, zahlreicher noch die Burgruinen aus der Zeit des Mittelalters, welche die Landschaft beleben und von den Drangsalen und Kämpfen erzählen, denen unsere Vorfahren an diesem vorgeschobensten Posten westlicher Cultur beständig ausgesetzt waren. Arm an Werken moderner Kunst, besitzt das Land doch manch schönes Kunstdenkmal aus der spätern Zeit des Mittelalters, wo die deutschen Ansiedler den Handel bis nach Egypten hin vermittelten und dadurch reiche Schätze ins Land brachten.

Dem Freunde der Ethnographie bieten die in Trachten, Sitten und Gebräuchen, in ihrem ganzen Wesen grundverschiedenen drei Volksstämme, welche das Land bewohnen, die Rumänen, Magyaren und Sachsen, ein äußerst interessantes Feld der Beobachtung und Forschung.

Wer Erholung von anstrengender Thätigkeit in erquickender Gebirgsluft, wer Heilung neuer oder alter Leiden sucht, findet in keinem andern Lande eine solche Mannichfaltigkeit kräftiger Heilbäder wie in Siebenbürgen, nirgends die köstlichen kalten Spiegelbäder, wie sie hier allenthalben vorkommen. Ein außerordentlicher Reichthum an Kohlensäure zeichnet die meisten dieser Mineralwässer aus, weshalb sie eine sehr beliebte Beimischung zum Weine bilden und, wie namentlich des Borszéker Mineralwasser, in Millionen Flaschen jährlich nach allen Weltgegenden versandt werden. Sie sind von großer Verschiedenheit der Bestandtheile und der Temperatur. Das Vorherrschen von Kohlensäure, Alkalien, Jod, Brom, Eisen, Kochsalz oder Schwefel gibt den verschiedenen Mineralquellen ihr eigenartiges Gepräge, ihre specifische Heilwirkung. Die Temperatur schwebt zwischen 7° und 24° R. Daneben gibt es noch heilkräftige kohlensaure Gasbäder.

Nach alledem wird wol niemand bezweifeln, daß Siebenbürgen ein sehr interessantes und sehenswerthes Land ist. Und dennoch war es bis in die neueste Zeit nur ausnahmsweise das Ziel reiselustiger Touristen. Der Grund hiervon lag in dem Mangel an Eisenbahnen, in dem Fehlen von Alpenvereinen und vor allem eines Reisehandbuchs, welche das Ausland auf die Sehenswürdigkeiten Siebenbürgens aufmerksam gemacht hätte. Seitdem nun zahlreiche Eisenbahnlinien das Land durchschneiden, seitdem der siebenbürgische Karpatenverein eine rege Thätigkeit entfaltet, um die schönsten Punkte der siebenbürgischen Gebirgswelt zugänglicher zu machen und das Führerwesen zu organisiren, hat der Fremdenbesuch einen bedeutenden Aufschwung genommen.

Und endlich wurde auch dem größten Mangel abgeholfen, indem vor vier Jahren das erste Reisehandbuch für Siebenbürgen erschien, das jetzt bereits in zweiter Auflage vorliegt.

Der Verfasser, kaiserlicher Rath und Schulinspector in Hermannstadt, hat seit dem Jahre 1841 auf zahllosen Reisen das Land nach allen Richtungen hin durchkreuzt und als hervorragender Naturforscher auch wissenschaftlich studirt. Als Mitglied mehrerer Grenzbegehungs-Commissionen hatte er die seltene Gelegenheit, die sonst kaum auf größere Strecken verfolgte Landesgrenze, welche allenthalben vom höchsten Kamm der Karpatenkette gebildet wird, der ganzen Länge nach zu begehen. In frühern Jahren hat er das vorzügliche Werk „Siebenbürgische Landeskunde" herausgegeben. Er war somit unzweifelhaft von allen competenten Männern des Landes der berufenste, ein höhern Anforderungen entsprechendes Reisehandbuch zu schreiben. Und wir können es gleich sagen, er ist diesen Anforderungen auch gerecht geworden.

Das Buch ist in der erprobten Art der Baedeker'schen Reisehandbücher verfaßt.

Die Einleitung enthält einen kurzen geschichtlichen Ueberblick, die wichtigsten Daten über Lage und Größe, Bodenbeschaffenheit und Bewässerung, Klima, Bevölkerung, Verkehrsmittel und Reisegelegenheiten, Geldwährung, Gasthäuser und Herbergen, Paß-, Post-, Zoll- und Telegraphenwesen, Zeit und Eintheilung der Reise.

Der Text selbst führt den Reisenden in funfzig recht praktisch aneinandergereihten Touren zunächst mit der ungarischen Staatsbahn von Großwardein über Klausenburg und Torda in die interessanten Aranyosthäler mit ihren wildromantischen Felsenklausen, ihren prächtigen Wasserfällen und Eishöhlen und den nicht minder interessanten magyarischen Bewohnern des Marktfleckens Toreczkó (Eisenmarkt), deren kräftige hohe Gestalt und blonde Haare wie auch einzelnes in der Tracht ihren deutschen Ursprung ver-

rathen. Nach einem kurzen Besuch des nahen Salzbergwerks bei Maros-Ujvár, des größten in Siebenbürgen, und der alten Stadt Karlsburg kommen wir nach dem siebenbürgischen Erzgebirge mit seinen merkwürdigen Basaltfelsen, Tropfsteinhöhlen, Felsenklausen und Goldbergwerken. Von hier führt uns der Verfasser über die sächsischen Städte Mühlbach und Broos und die alkalischen Thermen von Gyögy nach der Hochgebirgswelt der südwestlichen Karpaten, wo wir das wunderbar schöne Hatszegerthal mit den höchst interessanten Ueberresten aus der dacischen und römischen Vergangenheit, das Kohlenbergwerk Petroseny, das imposante Hátszeger und Paringu Gebirge, die Thermen von Kis-Kalán, das Eisenbergwerk und die schöne, eben restaurirte Stammburg der Hunyade in Vajda-Hunyad besuchen können.

Hier nimmt der Verfasser die Gelegenheit wahr, uns auch von Arad her mit der ersten siebenbürger Eisenbahn bis Karlsburg zu geleiten, von wo wir wieder per Bahn nach der alten sächsischen Hermannstadt kommen, dem festesten Bollwerk der siebenbürger Deutschen, oder wie man sie hier nennt, Sachsen. Gern werden wir hier einige Tage verweilen, um sächsische Art und Weise kennen zu lernen und von diesem Punkt aus einige Ausflüge zu machen nach dem schönen Rothenthurmpaß, nach dem Soolbad und Salzbergwerk von Salzburg, nach dem Zibinsgebirge und dem gewaltigen fogarascher Gebirge mit dem höchsten Gipfel der siebenbürgischen Karpaten, dem 2536 Meter hohen Negoi.

Von Hermannstadt führt uns das Handbuch auf zwei Wegen nach Kronstadt, der bedeutendsten Handelsstadt Siebenbürgens, was indessen den Reisenden weniger interessirt als die unvergleichlich schöne Lage der Stadt. Der eine Weg führt per Achse im Altthal über Fogarasch stets am Fuß der mächtigen Gebirgskette hin; der andere per Bahn über die freundlichen sächsischen Städte Mediasch und Schaeßburg im Kokelthal. Von Mediasch können wir das nahe jod- und bromhaltige Bad Baaszen besuchen.

Kronstadt ist nicht nur die volkreichste Stadt in Siebenbürgen, sondern zugleich der nächste Ausgangspunkt für eine Menge der schönsten Ausflüge und Gebirgstouren. Nachdem wir einigen der stattlichen sächsischen Dörfer und den Siebendörfern mit ihrer ethnographisch interessanten Osangóbevölkerung einen Besuch abgestattet, vielleicht auch Abstecher nach dem Badeort Zajzon mit jodhaltigen Eisensäuerlingen und nach dem besuchtesten siebenbürger Bad Elöpatak mit seinen vorzüglichen Stahlquellen gemacht haben, können wir von Kronstadt aus die Perlen der siebenbürgischen Hochgebirge, den Königstein und den Bucsecs, besteigen. Während ersterer eine schroffe Felszerklüftung aufweist, wie sie sich nur in den Pyrenäen wiederfindet, bietet der Bucsecs neben allen andern Schönheiten eines Hochgebirges das malerische, in eine gewaltige Höhle hineingebaute Kloster Skit la Jalomitza und ladet uns ein, über das reizende Lustschloß des Königs von Rumänien in Sinaia auf rumänischer Seite und durch den herrlichen temeser Paß nach Kronstadt zurückzukehren. Von Kronstadt aus können wir noch zahlreiche andere interessante Ausflüge machen und auch dem nahen Háromszék einen Besuch abstatten, wo wir das magyarische Volk der Szekler kennen lernen und eine ganze Reihe vielbesuchter Badeorte aufsuchen können, vor allen das herrlich gelegene Bad Tusnád. Nicht weit von diesem ist die merkwürdige Schwefelhöhle Budös, deren kohlensaueres Gas gichtische und rheumatische Leiden heilt, und der liebliche Sanct-Anna-Bergsee.

Von Kronstadt führt uns das Handbuch nach der Mitte des Landes, wo das Hochgebirge fehlt; doch gibt es hier eine ganze Menge von Heilbädern aller Art und sehenswerthe Salz-, Eisen- und Kupferbergwerke. Landschaftlich schöner sind die kleinen Hochebenen der Ösék und der Gyergyó, aus welchen mehrere malerische Gebirgspässe nach der Moldau führen. Den Hauptschatz der Gyergyó bildet das in prächtiger Waldwildniß 882 Meter über dem Meere gelegene Bad Borszék mit seinen vorzüglichen, an kohlensaurem Natron überaus reichen Trink- und Badequellen. Von Borszék gelangen wir durch das reizende Marosthal nach den schmucken sächsischen Städten Sächsisch-Reen und Bistritz, von welch letzterer Stadt wir lohnende Ausflüge nach den naszóder Bädern, den rodneer Bergwerken und dem höchsten Gipfel der nördlichen siebenbürgischen Karpaten, dem Kuhhorn, machen können. Endlich gelangen wir über Dées und die saubere Armenierstadt Szamosujvár wieder nach Klausenburg, womit wir die Rundreise durch Siebenbürgen vollendet haben.

Die Darstellung ist durchaus verläßlich und vollständig; die Schilderung erhebt sich oft über den trockenen Ton eines Reisehandbuchs zu gefälligerer Form. Die zweite Auflage weist bedeutende Ergänzungen auf und hat keine der selbst in der allerjüngsten Zeit vorgefallenen Veränderungen unberücksichtigt gelassen.

Sehr dankenswerth ist die im ersten Anhang gegebene Uebersicht der in Siebenbürgen bestehenden Eisenbahnen und ihrer Verkehrserleichterungen. Der Hinweis auf die ermäßigten Fahrpreise für Rundreisebillets, Tour- und Retourkarten und Badereisebillets wird dem Reisenden manche Ersparung möglich machen.

Auch die im zweiten Anhang gegebene Zusammenstellung einiger Rundreisetouren wird manchem Touristen willkommen sein.

Was wir für sehr erwünscht gehalten hätten und dem Verfasser für eine weitere Auflage ganz besonders an das Herz legen würden, wäre ein ausführlicherer Abriß der Geschichte Siebenbürgens. Der weniger als eine Seite umfassende geschichtliche Ueberblick bietet dem Touristen denn doch zu wenig zu seiner Orientirung. Der gewöhnliche Tourist aber, welcher nicht eingehendere Studien verfolgt, ist nicht geneigt, sich außer dem Reisehandbuch auch noch mit Geschichtswerken zu beschweren. Die Mittheilung des Posttarifs und einige genauere Preisangaben rücksichtlich der Gast- und Kaffeehäuser sowie vermehrte Winke über

die Ausrüstung zu größern Gebirgstouren dürften sich für eine folgende Auflage gleichfalls empfehlen; noch mehr aber ein bibliographischer Abschnitt über die Literatur zur Landeskunde Siebenbürgens.

Bei den größern Städten wäre die Anführung der Gast- und Kaffeehäuser, Fuhrwerke, Bäder, Theater u. dgl. mit möglichst genauen Preisangaben an der Spitze des Textes nach Bädeker'scher Weise sehr empfehlenswerth; und nicht minder die Beschreibung der Sehenswürdigkeiten in der Reihenfolge eines zweckmäßigen Rundganges.

Bezüglich der Fuß- und Gebirgstouren wäre eine genauere Beschreibung des Weges zu wünschen, sodaß ein Führer eventuell entbehrt werden könnte. Das läßt sich allerdings nur dann thun, wenn die betreffende Tour gerade zum Zweck einer Beschreibung des Wegs gemacht worden ist. Allmählich dürften sich solche Beschreibungen doch vielleicht sammeln lassen.

Daß die rumänischen Namen ebenfalls in magyarischer Schreibart gegeben sind, erscheint uns nicht correct. Unsers Erachtens hätten sie in einem deutschen Buche entweder in deutscher Schreibart gegeben werden sollen oder richtiger in romanischer Schreibart mit beigefügter Aussprache. Uebrigens ist die magyarische Schreibart auch nicht überall streng beibehalten, z. B. in Mures und Aries, in Tipu Mesiti u. s. f. In der Anleitung zum Lesen und Aussprechen der ungarischen und rumänischen Eigennamen fehlt ny und ly; gy aber lautet allerdings wie dj, doch niemals wie j. In der Orthographie ungarischer und rumänischer Eigennamen finden sich manche Fehler, z. B. „Kolos" statt Kolozs; „Láposch" statt Lápos; „M. Ludos" statt Ludas; „Erkedt" statt Erked; „Prásmár" statt Prázsmár; „Szuhodol" statt Szohodol u. s. f.

Auch auf einige uns zufällig aufgestoßene unbedeutende Irrthümer wollen wir aufmerksam machen. Kronstadt hat nicht zwei, sondern drei Buchhandlungen; Secele heißt in der rumänischen Sprache nicht das Dorf Hosozufabe, sondern die Siebendörfer zusammen.

Alle diese kleinen Ausstellungen sollen nur beweisen, wie sehr wir den Werth des Buchs zu schätzen wissen und für eine wol nach wenigen Jahren schon nöthig werdende neue Auflage zu erhöhen wünschten.

Die beigegebene Hand- und Reisekarte von Siebenbürgen verdient alles Lob. Sie ist im k. k. geographischen Institut in Wien im Maßstabe von 1 : 750000 und im Format von 58 × 49 Centimeter ausgeführt. In verschiedenen Farben außerordentlich sauber gedruckt, enthält sie auch die für den Touristen höchst erwünschte Angabe der Bäder, Burgruinen, Höhlen und der vom Siebenbürgischen Karpatenverein errichteten Schutzhütten. Die an die hintere Einbanddecke befestigte Leinwandschleife für die Karte hingegen ist unpraktisch und so eng, daß die Karte, einmal herausgenommen, schwer wieder hineingebracht werden kann. Auch sind die drei Specialkärtchen der Aranyosthäler und der Umgebungen von Hermannstadt und Kronstadt etwas primitiv in Holzschnitt ausgeführt. Sie geben zwar eine gute Orientirung, aber kein plastisches Bild. Ein kleinerer und fetterer Druck der Namen würde diesen Kärtchen auch ein besseres Aussehen verleihen. Was wir noch für wünschenswerth halten, ist eine kleine Uebersichtskarte von Siebenbürgen im Format von zwei Blattseiten, welche das Aufschlagen der etwas unhandlichen großen Karte in vielen Fällen entbehrlich gemacht hätte.

Die Städtepläne von Klausenburg, Hermannstadt und Kronstadt sind vorzüglich und genau so ausgeführt wie die Baedeker'schen Städtepläne.

Die Besprechung des Bielz'schen Buchs gibt uns einen willkommenen Anlaß, auf ein schönes Fest hinzuweisen, welches im Sommer 1886 in Kronstadt stattfinden wird. Bei den siebenbürger Sachsen herrscht nämlich die schöne Sitte, die Jahresversammlungen des Vereins für siebenbürgische Landeskunde jedes Jahr in einer andern sächsischen Stadt abzuhalten. Bei dieser Gelegenheit ergehen auch seitens der übrigen in der betreffenden Stadt bestehenden Vereine, und zwar der Zweigvereine der Gustav Adolf-Stiftung, der landwirthschaftlichen, Schützen-, Sänger- und Turnvereine und der Sectionen des Siebenbürgischen Karpatenvereins, Einladungen an die sächsischen Brudervereine, welche sämmtlich in corpore an diesen Vereinsfesten theilnehmen, sodaß sich dieselben zu förmlichen sächsischen Nationalfesten gestalten, bei welchen auch Fremde sehr gern gesehen sind. Im Jahre 1886 wird der Versammlungsort Kronstadt sein, das bereits umfassende Vorkehrungen trifft, um das Fest erhebend zu gestalten und auch fremde Gäste aus nah und fern, welche Sympathie oder Interesse für Cultur und Wissenschaft zu uns führt, würdig zu empfangen.

Es ist daher ein besonders glücklicher Zeitpunkt, welchen die Verlagshandlung gewählt hat, um eine neue Auflage des „Reisehandbuchs für Siebenbürgen" herauszugeben. Wir hoffen, dasselbe wird nicht wenig dazu beitragen, die Aufmerksamkeit der Stammesbrüder im Deutschen Reich auf die Sachsen in Siebenbürgen zu lenken und uns zahlreiche Gäste von dort zuzuführen.

Joseph W. Filtsch.

Naturwissenschaftliche Werke.

1. Die Welt oder Darstellung sämmtlicher Naturwissenschaften mit den sich ergebenden allgemeinen Schlußfolgerungen zur Verständigung für Gebildete jedes Berufes. Von Karl Jacob. Erster Band. — A. u. d. T.: Grundzüge der Naturwissenschaften und Chemie. Nebst einer Einleitung zum Gesammtwerke „Die Welt". Würzburg, Stahel. 1885. Gr. 8. 10 M. 80 Pf.

Dieser starke Band (L und 816 Seiten) bildet den ersten, jedoch selbständigen Theil einer populären Darstellung aller Naturwissenschaften, welche der Verfasser unter dem Titel „Die Welt" herauszugeben im Plane hat. Während der vorliegende Band als Einleitung zu dem Gesammtwerke die Grundzüge der Naturwissenschaften darlegt und von den Einzelwissenschaften die Chemie behandelt, sollen ihm in getrennt verkäuflichen Bänden die andern Zweige der Naturwissenschaft — Physik, Astronomie, Botanik, Zoologie, Anthropologie und Physiologie — folgen. Es versteht sich von selbst, daß wir uns hier nur mit dem ersten Bande beschäftigen werden.

Womit sonst kann die Grundlegung zur Naturwissenschaft beginnen als mit der Erforschung der die Welt erfüllenden Materie und der an letztere gebundenen Kräfte? Diese theilt der Verfasser in ruhende und lebendige Kräfte ein, und obschon hierbei ein ihm eigenthümliches System zu Tage tritt, steht dasselbe doch weder mit den Thatsachen noch der jetzt allgemeinen Anschauung über die Wirkung der Kräfte in Widerspruch, sodaß der Leser, wenn er etwa andere moderne Naturlehren in die Hand bekommen sollte, sich in denselben leicht zurecht finden wird. Und dies deshalb, weil das Jacob'sche Werk trotz seiner theilweise aparten Auffassung und Eintheilung der Naturkräfte die heutigen Begriffe von Atomen, Moleculen, von Massen-, Atom- und Molecularbewegung, von kinetischer und potentieller Energie sowie von der Erhaltung der Energie nicht nur anerkennt, sondern auch recht faßlich vorträgt. Freilich erfolgt hier diese Darstellung nur in Kürze, weil erst in der Physik, d. i. in dem nachfolgenden Bande, von den Kräften ausführlicher gesprochen werden kann. Die chemische Anziehung jedoch muß schon dieser Band eingehend behandeln, und zwar im allgemeinen Theil der Chemie, welche auf die Grundzüge der Naturwissenschaften folgt und hauptsächlich den reichen Inhalt dieses Bandes ausmacht.

Den denkenden Leser wird zunächst der philosophische Theil der Chemie viel beschäftigen. Durch welche Kraft und in welchem Gewichts- und Volumverhältnisse verbinden sich die Atome der verschiedenen Stoffe zu Moleculen? Durch welche Ursachen zerlegen sich die letztern wieder in ihre Bestandtheile, und unter welchen Bedingungen treten diese wieder zu neuen Verbindungen zusammen? Welchen Werth verrathen hierbei die Atome der verschiedenen Stoffe? Welche Structur mögen die Molecule besitzen? Auf diese und ähnliche Fragen antwortet der allgemeine Theil der Chemie durch sachgemäße Erörterungen, wobei die begleitenden historischen Rückblicke nicht wenig die Auffassung erleichtern. Dies gilt überhaupt von den zahlreichen geschichtlichen Winken sowie auch von den etymologischen Ableitungen der Terminologie, welche dem Leser geboten werden.

Der besondere Theil der Chemie bringt in der üblichen Weise die Besprechung der Elemente und ihrer Verbindungen. Vielleicht ist hier, wie auch der Verfasser selbst fürchtet, für ein größeres Publikum zu weit ins einzelne gegangen. Andererseits läßt sich gerade deshalb das Buch auch als chemisches Nachschlagwerk benützen, da sowol das systematische wie das alphabetische Verzeichniß ausgiebig bearbeitet ist. Ueberdies kündigen sich die weitergehenden Zugaben durch kleinern Typensatz an, sodaß der leichter zu befriedigende Leser sich in der Regel nur an den großen Druck zu halten braucht.

Da wir bisher der selbständigen Arbeit des Verfassers anerkennend gedacht haben, müssen wir nunmehr auch mit ihm berichten, daß er häufig das, was er irgendwo so dargestellt fand, daß eine Aenderung der Darstellung keine Verbesserung wäre, wörtlich aufnahm. Von den benutzten Quellen wird die Chemie von Gorup-Besanez namentlich angeführt. Wenn wir jetzt zum Schlusse einen Rückblick auf den ersten Band des projectirten Werks „Die Welt" werfen, so müssen wir zugeben, daß der Verfasser mit Ernst an seine schwierige Aufgabe gegangen ist. Von Illustrationen ist abgesehen worden. Nur in der Krystallographie und bei den Structurformen erscheinen die nothwendigen einfachen Zeichnungen. Hoffentlich werden auch in den folgenden Bänden solche da auftreten, wo sie erforderlich sind. Ja wir möchten in dieser Richtung zwar zu keinem Luxus, aber auch nicht zu übermäßiger Enthaltsamkeit rathen, da ja das Wort oft vom richtigen Bilde nachdrücklich unterstützt wird. Obwol der vorliegende Band, besonders in seinen allgemeinern Partien, für den, welcher Belehrung sucht, schon anziehend genug ist, dürfte sich der nächste Band, die Lehre von den Naturkräften enthaltend, für die Leser, welche der Verfasser vorzüglich im Auge hat, noch interessanter gestalten. Und das um so mehr, als er auf diesem Gebiete zwar selbständig auftritt, aber doch nicht die allgemeine Grundlage der Naturwissenschaft ausschließt. Wir sehen daher der Fortsetzung des Werks mit Theilnahme entgegen.

2. Die Größe der Flugarbeit. Von Karl Müllenhoff. (Aus Pflüger's „Archiv für Physiologie".) Bonn, Strauß. 1885.

Der Verfasser dieses Schriftchens ist unseren Lesern bereits durch seine Arbeiten über die Ortsbewegung der Thiere sowie über die Größe der Flugflächen vortheilhaft bekannt (vgl. Nr. 32 d. Bl. f. 1885). Zur Vervollständigung seiner Studien über den Flug mußte er noch

die Größe der Flugarbeit zu ergründen suchen. Schon lange und oft vor ihm wurde die Frage nach dem Krafterforderniß zum Fliegen der Vögel aufgeworfen und meist dahin beantwortet, daß der Kraftaufwand der Flieger viel größer sein müsse als derjenige der Läufer und Schwimmer. Allein schon Prechtl (1846) und in neuerer Zeit mehrere andere Forscher kommen bei ihren Untersuchungen über den Flug zu dem Resultate, daß die Kraftleistung beim Fliegen nicht größer zu sein braucht als bei den übrigen Arten der Ortsbewegung der Thiere; ferner daß große und kleine Thiere für ihre Flugbewegung relativ gleiche Kraftgrößen in Anspruch nehmen. Da jedoch Helmholtz in jüngerer Zeit (1873) bei seiner mathematischen Bearbeitung dieses Problems herausbrachte, daß die größern Flugthiere eine relativ stärkere Kraft zum Fliegen nothwendig hätten als die kleinern, so nahm Müllenhoff abermals diese Frage auf, um sie näher zu erforschen. Nach einer kritischen, im ganzen anerkennenden Vorführung der Helmholtz'schen Theorie über die Größe der Flugarbeit, findet der Verfasser, daß die jener Theorie zu Grunde liegende Annahme von der geometrischen Aehnlichkeit der Körper- und Bewegungsformen bei großen und kleinen Flugthieren durch die Beobachtung nur für die Körperähnlichkeit sich als wahr erweise; dagegen zeige die Erfahrung neben vielen Aehnlichkeiten der Formen in der Flugbewegung auch so bedeutende Unterschiede, daß man die Flügelbewegung von verschiedenartigen und ungleich großen Fliegern nicht als geometrisch ähnlich gelten lassen kann. Damit fällt aber jenes Helmholtz'sche Resultat von einem relativ stärkern Kraftaufwand der größern Flieger. Unter der Voraussetzung verschieden großer, jedoch geometrisch ähnlicher Flugkörper sowie gleicher Geschwindigkeit und relativ gleicher Kraft derselben zeigt nun der Verfasser, daß die Flugthiere bei ihrer Fortbewegung von einem Drucke der Luft gleichzeitig nach lothrechter und nach wagrechter Richtung getrieben werden. Hierbei hat der größere Vogel nach lothrecht aufwärts eine größere Arbeit zu leisten als ein kleinerer, wogegen der größere Flieger, analog wie bei großen und kleinen Schiffen, nach wagrechter Richtung ökonomischer arbeitet als der kleinere. Weiter wird gezeigt, daß die Flugbewegungen der größern Vögel steiler als die der kleinern sich gestalten müssen, was mit den Beobachtungen des Fluges übereinstimmt. Auch die Folgerungen hinsichtlich der Geschwindigkeit des Steigens sowie des Herabsinkens großer und kleiner Flieger harmoniren mit der Erfahrung, sodaß den Resultaten dieser schönen Untersuchung über die Größe der Flugarbeit kein Bedenken entgegensteht. Und weil dieses Studium des Verfassers auch mit jenem der Flugmaschinen in Verbindung steht und daher von allgemeinerem Interesse ist, so wollten wir unsere Leser auf dieses empfehlenswerthe Buch hiermit aufmerksam machen.

Anthologisches.

1. Römische Xenien. Herausgegeben von Xanthippus. Leipzig, Heinrichs. 1885. 8. 2 M. 75 Pf.
2. Lebensweisheit der Alten in Sentenzen aus Aeschylos, Sophokles, Euripides von Karl Bruch. Minden, J. C. C. Bruns. 1885. 8. 3 M.
3. Die Natur in der Poesie. Zweiter Theil: Die Pflanzenwelt im Lichte der Poesie von K. Anspach. Hagen, Risel u. Comp. 1884. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Dichterstimmen aus baltischen Landen. Herausgegeben von Eugen Richter. Leipzig, A. Naumann. 1885. 8. 2 M. 20 Pf.

Auf Grund des diese Nummer eröffnenden Artikels „Ueber Anthologien" wird es uns nicht schwer fallen, die vorliegenden vier anthologischen Schriften ihrer Kategorie nach zu klassificiren.

Gleich aus der Einleitung der ersten Sammlung: „Römische Xenien" von Xanthippus (Nr. 1), erfahren wir, daß sechs Epigrammatiker an dem Werkchen ihren Theil haben, daß aber nur der sechste, der sich Xanthippus nennt, die Redaction desselben besorgte. Er wird Ehre einlegen mit seiner Publication, denn viele der dreihundert mikrobischen Gedichtchen verdienen die Bezeichnung Xenien, und zwar selbstredend in jenem Sinne, für welchen dieser Terminus seit dem Xenienkranze Goethe's und Schiller's besteht, und nicht im Sinne Martial's.

Die Eintheilung der dreihundert Mikroben in fünf Schock braucht nicht den Spötter zu reizen, denn es ist auch in der Literatur Gewohnheit geworden, Kleinigkeiten, z. B. auch Räthsel, schockweise zu zählen. Auf die Zahl kommt es überhaupt nicht an bei der Poesie, und auf die vorliegenden Xenien möchte ich ein anderes Dictum anwenden:

Das kleine Pfefferkorn sieh für gering nicht an,
Versuch' es nur und sieh, wie scharf es beißen kann.

Wir wollen einige der Pfefferkörner citiren:

Reden und Leitartikel, das nennen die Herren Culturkampf;
Pflanzten sie je einen Baum? hegten sie je ein Talent?

Oder:

Seit sie das Mikroskop handhaben, wie sehn sie das Kleinste,
Gegen das Große so blind! Gäb' es ein Megaloskop!

Die meisten der Xenien sind literarischen Inhalts und geißeln die jetzigen Zustände in sarkastischer Weise. Ein barockes Distichon andern Inhalts möchte ich noch citiren, weil es mich an den bekannten Reim

Hans Sachs war Schuh-
Macher und Poet dazu —

erinnert:

Ach, in Berlin wie stirbt es sich schön, denn in Blumen und Topfgewächsen sie bahren dich auf, während du selber schon riechst.

Die Sammlung „Lebensweisheit der Alten in Sentenzen" von Karl Bruch (Nr. 2) enthält classische Citate auch der griechischen Literatur in trefflichen Verdeutschungen, und zwar aus einem beschränkten Kreise, nämlich aus den Werken der drei hervorragendsten Dramatiker des alten Griechenland. Dazu sind sämmtliche angeführte Citate von dem fleißigen Anthologen unter bestimmte Gesichtspunkte gebracht.

Bruns' Verlag in Minden hat das Büchlein, wie alle bei ihm erschienenen Anthologien, elegant ausgestattet, und die Anthologienliteratur scheint bei Bruns mit besonderer Vorliebe gepflegt zu werden, denn in kurzer Zeit sind in diesem Verlag einige Hart'sche Anthologien erschienen: „England und Amerika", „Orient und Occident", auch Kemmer's in Prag und Wien so ungerecht verketzertes „Pessimistengesangbuch" u. a. m.

Der Anthologie „Die Natur in der Poesie" liegt ein guter Gedanke von K. Anspach zu Grunde, und der Beisatz „in drei Theilen" ist mit Rücksicht auf die drei großen Zweige der Naturgeschichte logisch begründet. Mir liegt der zweite Theil: „Die Pflanzenwelt im Lichte der Poesie" (Nr. 3), vor, eine poetische Blumenlese in mehrfachem, jedenfalls zweifachem Sinne. Nach einer Einleitung und poetischen Citaten über die Blumen im allgemeinen werden die einzelnen Blumen der Reihe nach in poetischen Stellen vorgeführt. Doch sind es nicht nur zu wenige, sondern auch die einzelnen selbst zu wenig erschöpft. So ist z. B. die Rose blos in etwa funfzig Gedichten auf sechs Blättern behandelt, indeß man mit der Rose allein einen Band in der Stärke des vorliegenden füllen könnte. Wollte man also nur eine Auslese bieten, so hätte denn doch in den Repräsentanten eine bessere und sorgsamere Wahl getroffen werden müssen. Dasselbe gilt von den andern Abtheilungen, welche die Gräser, Sträucher und Bäume behandeln.

Heben wir z. B. die Linde heraus, so durften wol der Heine'sche Vers:

Auf ihrem Grabe da steht eine Linde,
Drin pfeifen die Vöglein und Abendwinde —

oder aus Drèves' „Vor Jena":

Eine Linde im Winde,
Die wiegt sich und biegt sich —

oder Baumbach's „Lindenwirthin" u. a. m. nicht fehlen.

Die Absicht war also gut, das ergiebige Thema ist aber zu mangelhaft behandelt, und der Mangel einer größern Belesenheit macht sich in diesem Falle um so fühlbarer; trotzdem ist die Leistung immerhin eine schätzenswerthe zu nennen.

Die Sammlung „Dichterstimmen aus baltischen Landen" von Eugen Richter (Nr. 4) ist eine gewöhnliche Anthologie, was man im engsten Sinne des Worts darunter versteht, und doch ist es eine Specialität wegen ihrer geographischen Begrenzung. Mögen diese Stimmen auch nicht immer voll- und gleichwerthig sein, sie bieten uns ein getreues und gutes Bild der Poesie in den Ostseeprovinzen Rußlands — der baltischen Lyrik.

Nicht weniger als einundvierzig baltische Poeten werden uns vorgeführt, deren bedeutendster ein Namensgenosse eines beliebten deutschen Dichters der Gegenwart ist; ich meine Nikolai Baumbach. Er ist aber auch nicht nur qualitativ, sondern ebenso quantitativ vor allen andern vertreten. Ich verweise, was die Qualität betrifft, auf sein Gedicht „Viel und selten".

Auch „Die Natur in der Poesie" hätte aus dieser baltischen Anthologie zu schöpfen; ich erwähne nur das Gedicht „Die Birke" von Bönninghausen. Von dem letztern findet sich auch ein Gedichtchen aus dem Litauischen: „Kühle Erde", welches zu citiren ich mir nicht versagen kann:

Als mich eine Biene gestochen,
Da schwoll die Hand davon auf:
Die Mutter, als linderndes Mittel,
Legt' kühle Erde darauf.

Mein wundes Herz ist gebrochen,
Die Qualen hören nicht auf:
O Mutter, als linderndes Mittel —
Leg' kühle Erde darauf!

Eduard Maria Schranka.

Staatswissenschaftliche Literatur.

Wir haben diesmal keine Gelegenheit, eine Anzahl innerlich verwandter Schriften in einer Besprechung zusammen zu fassen, sondern müssen, um den Einsendungen gerecht zu werden, neuere Literatur recht verschiedenartigen Charakters in ziemlich willkürlicher Reihenfolge besprechen. Zunächst ein paar Veröffentlichungen mit durchaus praktischen Zielen:

1. Anleitung zum Studium der Zoll- und Steuergesetze und der auf diese gegründeten Verwaltungsvorschriften. Ein Hülfsbuch für jüngere und ältere Beamte insonderheit zum Zweck der Repetition und Prüfung von Troje. Zwei Theile. Harburg, Elkan. 1883—85. Gr. 8. 8 M. 75 Pf.

Der Reisende, welcher etwa auf einer Vergnügungsfahrt die Zollgrenze überschreitet und den seinen Koffer revidirenden Beamten für seinen natürlichen Feind hält, der ihm nicht einmal den freien Transport seiner Cigarren gönnen will, hat wol in der Regel keine rechte Vorstellung davon, eine wie große Menge von Kenntnissen sich sein Gegner angeeignet haben muß, um die Berechtigung, ihm gegenüber zu treten, zu erlangen. Der Steuerrath Troje hat den Steuerbeamten schon eine ganze Anzahl von anerkannt brauchbaren Handbüchern geliefert, um sie für ihren Dienst zu befähigen; das vorliegende ist ein für Prüfungszwecke bestimmtes Hülfsbuch, welches in der Form des bei

diesen Gelegenheiten unvermeidlichen Frage- und Antwortspiels das Wissenwertheste darstellt. Wir zweifeln nicht, daß es in den betreffenden Kreisen sehr willkommen ist.

2. Die Krankenversicherung. Eine gemeinfaßliche Darstellung von E. Friedemann. Minden, Bruns. 1885. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Dieses Werk sucht die Auffassung der ziemlich verwickelten Bestimmungen des Gesetzes über die Krankenversicherung vom 15. Juni 1883 zu erleichtern.

Die folgende Schrift:

3. Der Arbeitsunterricht, eine pädagogische und sociale Nothwendigkeit, zugleich eine Kritik der gegen ihn erhobenen Einwände. Von R. Seidel. Tübingen, Laupp. 1885. Gr. 8. 2 M.

reiht sich in die staatswissenschaftliche Literatur dadurch selbst ein, daß sie den Arbeitsunterricht als eine sociale, nicht nur pädagogische Nothwendigkeit zu beleuchten unternimmt. Der Verfasser erklärt den Arbeitsunterricht als für die harmonische Ausbildung des Menschen erforderlich. Das Verdienstliche des Buchs besteht darin, daß es die verschiedenen Einwände, welche gegen den Arbeitsunterricht erhoben werden, vorführt und beleuchtet. Ob wir die Widerlegung derselben als gelungen ansehen, brauchen wir hier nicht zu verrathen.

Ein ganz interessantes Stück aus der Geschichte der preußischen Staatswirthschaft liegt vor in der Schrift:

4. Die Zahlenlotterie in Preußen. Mit Benutzung amtlicher Quellen dargestellt von O. Warschauer. Leipzig, Fock. 1885. 8. 3 M.

Es handelt sich um das 1762 eingeführte und 1810 aufgegebene Lotto, welches mit der heutigen Klassenlotterie den Uebelstand theilte, daß viele Leute nie etwas dabei gewannen.

Einen der Lotterie einigermaßen verwandten Stoff behandelt:

5. Das staatliche Erbrecht und die Erbschaftssteuer. Von F. Berghoff-Jsing. Leipzig, C. F. Winter. 1885. Gr. 8. 60 Pf.

Der Verfasser bekämpft die von einigen Neuern vertretene Ansicht, daß die Erbschaftssteuer aus einem Miterbrecht des Staats herzuleiten sei; er will ihr keine andere Begründung als den übrigen Steuern zuerkennen und rechnet sie zu den Einkommensteuern. Die Eigenthümlichkeit der Erbschaftssteuer, ihre Abstufung nach Verwandtschaftsgraden, läßt sich damit freilich schwer vereinbaren.

Der Titel des Schriftchens:

6. Reform — nicht Revolution. Nüchterne Vorschläge einer Reform der Arbeiterverhältnisse von Theodor Brecht. Stuttgart, Kohlhammer. 1885. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

drückt einen in weitesten Kreisen bestehenden Wunsch aus; die Schrift selbst aber gehört zu den vielen mehr gut gemeinten, als die Sache wirklich fördernden Veröffentlichungen dieser Gattung. Der Verfasser räth der Gesammtheit der deutschen Arbeiter, junge tüchtige Leute aus ihrer Mitte ausbilden zu lassen, dann aus Mitteln, die namentlich durch Consumvereine beschafft werden sollen, Fabriken anzukaufen, deren Verwaltung jenen Leuten zu übertragen, und so allmählich fortzufahren, bis die jetzigen Unternehmer durch die Arbeiter verdrängt sein werden.

Man kann auch den Verfasser der Schrift:

7. Theorie und Praxis der Besteuerung. Mit besonderer Rücksicht auf Preußen und Deutschland. Von Franz Stöpel. Leipzig, O. Wigand. 1885. Gr. 8. 1 M.

nicht davon frei sprechen, daß er zu den socialen Reformern gehört, die sich ihre Aufgabe zu leicht machen. Er geht die verschiedenen Theile der Nationalökonomie flüchtig durch, kritisirt sie und macht, ohne daß ein einheitlicher Gedanke bemerkbar wird, Vorschläge zur Abänderung. Der Mangel an Durcharbeitung des Stoffs tritt aber überall doch so sehr zu Tage, daß die Wirkung auf den Leser ausbleibt. Damit soll indeß nicht gesagt sein, daß das Buch nicht lesenswerth sei.

Die Schrift:

8. Grundriß der Soeiologie. Von Ludwig Gumplowicz. Wien, Manz. 1885. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

ist ein jedenfalls beachtenswerther Beitrag zu der noch in der Entwickelung begriffenen Lehre von der menschlichen Gesellschaft. Der Grundgedanke des Buchs ergibt sich aus folgender Stelle:

> Alle bisherige Soeialwissenschaft hat in der naturgeschichtlichen Auffassung der Menschheit nicht nur einen geringen, sondern einen sehr groben, das Wesen dieser Naturerscheinung selbst ganz fälschenden Fehler begangen: all und jede Socialforschung hat bisher die Menschheit als eine genealogisch einheitliche Gattung aufgefaßt, meist sogar eine durchaus einheitliche Abstammung voraussetzend, und die existirende Mannichfaltigkeit der Rassen und Typen nur als ein Auseinandergehen des ursprünglichen Einheitlichen, als eine Auseinanderzweigung des aus einem Stamm Hervorgesprossenen aufgefaßt. Dieser Grundfehler in der Auffassung der Menschheit mußte offenbar die ganze Soeialwissenschaft von dem richtigen Wege der Forschung abdrängen, denn in weiterer Folge ging für dieselbe so mancher Gesichtspunkt der Betrachtung, der sich aus der Thatsache der ursprünglichen Vielheit und Mannichfaltigkeit der Rassen ergab, ganz verloren, abgesehen davon, daß sich durch die irrthümliche Idee der Einheitlichkeit in der Auffassung der Entwickelung der Menschheit Gesichtspunkte ergaben, die, aus einer falschen Voraussetzung fließend, nur Irrthümer und Täuschungen erzeugten. ... Ein zweiter Fehler, der in der sociologischen Forschung begangen wurde, und der mit dem obigen im Zusammenhang ist, ja aus demselben sich ergibt, ist der, daß man sich, sei es die ganze Menschheit, sei es einzelne Völker, als in einer spontanen socialen und culturellen Entwickelung dachte, und zwar in der Weise, wie sich etwa ein pflanzlicher oder thierischer Organismus entwickelt. Man sprach einfach von Uebergängen aus dem Jagdleben zur Viehzucht, zum Ackerbau, zum kriegerischen Leben und so fort bis zum Industrialismus herab, und dachte sich ein und dieselbe sociale Gruppe kraft eines ihr innewohnenden Entwicke.

lungstriebes und einem innern Entwickelungsgesetze folgend verschiedene Stadien der Cultur durchmachend. Man übersah dabei die Thatsache, daß den socialen Gruppen ebenso ein Beharrungsgesetz innewohnt wie allen Naturwesen und Gegenständen, und daß dieselben aus der Beharrung in einem gegebenen socialen Zustand zum Uebergang in einen andern immer nur durch adäquate sociale Ursachen und Einflüsse gebracht werden können.

H. von Scheel.

Culturgeschichtliche Schriften.

1. Die Herkunft der Deutschen. Neue Forschungen über Urgeschichte, Abstammung und Verwandtschaftsverhältnisse unsers Volks von Ludwig Wilser. Karlsruhe, Braun. 1885. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Die zahlreichen Ansichten über die Urheimat des indogermanischen Völkerstammes werden in diesem kleinen Buche abermals um eine vermehrt. Es waltet in den Untersuchungen über diesen Gegenstand seit geraumer Zeit die Richtung vor, jene Urheimat immer weiter westlich zu suchen. Vom Pendschab her ist dieselbe über Turan und Armenien bereits nach Europa herüber und bis an die Gestade der Ostsee gewandert; unser Verfasser geht noch einen Schritt weiter und verlegt sie auf die skandinavische Halbinsel, und zwar in der Weise, daß er die Germanen als das indogermanische oder arische Ur- und Stammvolk betrachtet. Um zu diesem Resultat zu gelangen, vergleicht er die Germanen mit ihren Nachbarstämmen. In den Kelten findet er so viel Germanisches, daß sie ihm als das Product einer Mischung erscheinen, die von wiederholten Einwanderungen und Eroberungszügen von jenseit des Rheins nach Gallien herrührt. Ebenso von den Germanen beeinflußt und mit ihnen vermischt sind aber die Slawen; die Germanen bilden das Bindeglied zwischen ihnen und den Kelten. Zu den letztern gehören auch die Italiker, die von Norden her in Hesperien eingewandert sind und deren Namen sich häufig mit germanischen berühren (die Etymologie ist aber ein gefährliches Feld, und wir wissen nicht, ob der Verfasser mit seinen zahlreichen Excursionen auf demselben nicht zu weit geht). Mit den Germanen haben ferner die Thraker, die einst den ganzen Südosten Europas beherrschten, der Berührungspunkte viele, und zu ihnen rechnet Wilser auch die Etrusker; die Makedoner aber stellen die Verbindung zwischen den Thrakern und den Griechen her, deren Sprache der slawischen nahe steht. Griechen und Römer waren häufig blond, und diese Farbe galt ihnen für vornehm. Auch die Sitten der alten Skythen glichen den germanischen, und dieses Volk leitet von den europäischen zu den asiatischen Ariern, zunächst zu den Persern hinüber, mit denen wieder die Inder nahe verwandt sind, die freilich durch südliches Klima und Vermischung mit dunkeln Urbewohnern die helle Farbe verloren haben. Beide Stämme stehen in Sprache und Sitten den Slawen besonders nahe. Die Finnen und Türken endlich sind Mischungen zwischen Ariern und Mongolen. Alle diese Umstände, die wir hier nur andeuten können, bewegen den Verfasser, unsern germanischen Stamm als denjenigen zu betrachten, der durch Wanderungen von Skandinavien aus, wo er am reinsten vorkommt, und wo auch Alterthumsfunde für uralte Cultur sprechen, und durch Vermischungen mit andern Völkern zum großen indogermanischen Völkerreich geworden ist. Mag er recht haben oder nicht, jedenfalls sind seine Ausführungen geistreich und lesenswerth und enthalten ohne Zweifel viel Unbestreitbares. Die Orthographie des Verfassers ist etwas ungewöhnlich, aber dem Geiste und der Geschichte der deutschen Sprache angemessen.

2. Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. Erster Band. — A. u. d. T.: Zur deutschen Bildungsgeschichte im endenden Mittelalter. Zehn Vorträge von Gustav von Buchwald. Kiel, Homann. 1885. 8. 4 M.

Nicht bald haben wir ein populär-culturhistorisches Buch von so edler Haltung und auf so gründlicher Forschung beruhend in die Hände bekommen wie das vorliegende. Streng geschichtlich, spannt es wie ein Roman und malt vor den Augen des Lesers die Zeit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts so lebhaft, als befände er sich in einem braungetäfelten, mit geschnitzten Möbeln, glänzendem Geschirr und runden Scheiben geschmückten alterthümlichen Gemach der jetzt zur Mode gewordenen Renaissancezeit. Es sind in dem Buche berücksichtigt: die Ausstattung des Lebens, der Schulunterricht, der Briefstil, und zwar an Beispielen von Gliedern des Hohenzollernhauses in Brandenburg, der Einfluß der Frauen, die Grausamkeit der Strafrechtspflege, das Leben des Adels, der Gelehrten, der Bürger, das Räuberwesen, die Kriegführung, der Aberglaube, die Kirchenzustände, der Bücherdruck, die Universitäten und die Sitten der Studirenden. Dieses Buch hält sich hoch über der Zinne der Partei und gewährt eine ebenso tiefe wie andauernde Befriedigung.

3. Köln in seiner Glanzzeit. Neue Forschungen von Mohr. Köln, A. Ahn. 1885. Gr. 8. 5 M.

In mehrern ansprechenden Bildern, in schöner Sprache und gegründet auf fleißige historische Forschungen, bringt das genannte Buch zuerst eine sozusagen vollständige Geschichte des reichbewegten Lebens und sodann eine Beschreibung der hervorragendsten Bauwerke und Alterthümer der altehrwürdigen Stadt, welche einst die größte und geachtetste Deutschlands und das Vorbild der städtischen Rechte und Freiheiten in einem großen Theil unsers Vaterlandes war. Interessant ist namentlich die Darlegung der Fortdauer römischen Wesens im mittelalterlichen Köln, dessen alten Geschlechtern der Verfasser römische Abkunft vindicirt;

die Verwüstungen durch die Völkerwanderungen sind nach ihm arg übertrieben worden, denn viel Römisches sei trotz ihnen, namentlich in Gallien, wozu Köln gehörte, bestehen geblieben. Die Haltung des Buchs ist eine musterhaft parteilose und unbefangene, die Ausstattung eine prächtige.

4. Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum. Geschildert von Adolf Erman. Mit über 300 Abbildungen im Text und 10 Vollbildern. Tübingen, Laupp. Lex.-8. In Lieferungen zu 1 M.

Dieses reich und schön illustrirte Werk verspricht ein ebenso bedeutendes wie zeitgemäßes zu werden. Nicht nur die Ebers'schen Romane, sondern auch die sich mehrenden Entdeckungen von Zeugnissen der Urzeit des Nillandes machten ein gemeinverständliches Handbuch der ägyptischen Alterthumskunde schon längst zum Bedürfniß. Das Werk, dessen Verfasser eminenter Fachmann ist, soll enthalten die Landeskunde und Geschichte des alten Aegyptens, dessen Verfassung, die Rechtspflege, die Familienverhältnisse, die Tracht, Sitte, Religion, Todtenbestattung, Wissenschaft, Literatur, Kunst, Landwirthschaft, Industrie des Landes und dessen Leben in Krieg und Frieden. Die erschienenen Lieferungen lassen auf das Ganze nur günstige Schlüsse ziehen; wir werden darauf zurückkommen, wenn es vollständig erschienen sein wird.

Otto Henne Am-Rhyn.

Dichterbiographien.

1. Von und über Albrecht von Haller. Ungedruckte Briefe und Gedichte Haller's, sowie ungedruckte Briefe und Notizen über denselben von Eduard Bodemann. Hannover, Meyer. 1885. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Die letzten Jahre haben mehrere Schriften von Albrecht von Haller gebracht; diejenigen von L. Hirzel und Richard Hamel hat der Berichterstatter in d. Bl. besprochen. Diesen reiht sich als neueste die von E. Bodemann an, dessen Arbeit über Haller's geistreiche Landsmännin Julie von Bondeli ebenfalls hier gewürdigt worden ist. Man darf wol einigermaßen in Zweifel sein, ob es, nachdem der handschriftliche Nachlaß unserer Classiker so ziemlich vollständig veröffentlicht worden ist, zweckmäßig erscheine, noch weiter in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinaufzusteigen und mit der Veröffentlichung des riesigen Materials von und über Haller zu beginnen, welcher doch eigentlich unserer Zeit sehr fern gerückt ist. Indeß das ist eine Frage, welche vor allen Dingen den Verleger eines solchen Werks angeht. Der Freund der deutschen Literaturgeschichte wird es dankbar erkennen, wenn ihm über einen Schriftsteller, welcher als Vorläufer unserer classischen Dichtung in seiner Zeit bedeutsam genug erscheint, ein neues Licht geboten wird. So bezeichnet Bodemann auch sein Buch als „einen kleinen Beitrag von Material für eine noch zu hoffende, alle Gebiete von Haller's ungeheurer Thätigkeit gleichmäßig erschöpfende Biographie".

Haller's Landsmann und Schüler war der bekannte Verfasser der Bücher über die Einsamkeit und den Nationalstolz, der nachmalige hannoversche Leibarzt Johann Georg Zimmermann. Ein strebsamer begabter Kopf, gleich gewandt als Schriftsteller in französischer wie in deutscher Sprache, ließ Zimmermann im Jahre 1755, als Haller bereits seit zwei Jahren Göttingen verlassen hatte, um in seine Vaterstadt Bern zurückzukehren, ein Buch über Haller's Leben erscheinen, zu welchem dieser selbst widerwillig genug allerlei Material geliefert. Nachdem Albrecht von Haller, welcher in der Heimat ebenso wenig wie auf der deutschen Hochschule wahres Behagen gefunden, im Jahre 1777 gestorben war, nahm Zimmermann den Gedanken wieder auf, seinem berühmten Lehrer ein literarisches Denkmal zu errichten; er wandte sich an die Familie und die Freunde des Verstorbenen, um Notizen über dessen letzte Jahrzehnte zu erhalten; der vormalige mehrjährige Verkehr wie der durch fast ein Vierteljahrhundert weitergeführte Briefwechsel, nicht zum wenigsten endlich die Gemeinsamkeit der naturwissenschaftlichen und ärztlichen Studien befähigten Zimmermann ohne Zweifel mehr als irgendeinen andern zu diesem Unternehmen. Indeß einige ungünstige Urtheile, welche eben zu jener Zeit über sein Verhältniß zu Haller und über sein öffentlich angekündigtes Vorhaben, dessen Lebensbeschreibung neu zu bearbeiten, laut wurden, veranlaßten, daß er die Arbeit gänzlich aufgab. Er erklärte, daß, nachdem „diese Steine des Neides und der Misgunst gegen ihn geschleudert", er sich in seiner Stellung als königlicher großbritannischer Leibarzt und Hofrath nicht noch ferner durch die Veröffentlichung des Werks ähnlichen Angriffen aussetzen könne.

So blieb das Buch ungeschrieben, das zusammengebrachte Material unbenutzt. Dieses Material nun, mit Johann Georg Zimmermann's handschriftlichem Nachlaß auf der königlichen Bibliothek zu Hannover aufbewahrt, wird in dem vorliegenden Buche zum ersten mal mitgetheilt. Derselbe besteht zunächst aus eigenhändigen Schriftstücken A. von Haller's; es sind siebenundachtzig französisch geschriebene Briefe an Zimmermann, die Zeit von October 1751 bis Februar 1774 umfassend, und eine längere Denkschrift, biographische Mittheilungen für Zimmermann's früheres Werk; sodann elf Briefe Haller's an seinen Landsmann und Freund, den Landvogt Johann Rudolf Sinner, Briefe, welche von 1733 bis 1752 reichen, also vornehmlich für des Gelehrten göttinger Zeit schätzenswerthe Mittheilungen enthalten; endlich fünf Briefe Haller's an seine Lieblingstochter Emilie, verheirathet an einen Verwandten, Samuel Haller, Landvogt zu Wildenstein; sie sind geschrieben zwischen 1761 und 1765. Als Anhang vier unge-

druckte Gedichte Haller's in seiner Handschrift, betrachtenden Inhalts, in des Dichters bekannter, etwas langathmiger Weise, denn diese vier Gedichte füllen 21 Druckseiten Großoctav. Die zweite Abtheilung bringt Schriftstücke über Haller von Verwandten und Freunden desselben, Material zu der von Zimmermann beabsichtigten Lebensbeschreibung des großen Gelehrten und Dichters enthaltend, Blätter, welche Haller's Charakter von verschiedenen Seiten beleuchten, hin und wieder auch seine nicht jederzeit liebenswürdigen Eigenschaften hervorhebend. So besitzen wir schließlich ein Buch von 14 Druckbogen mit schätzenswerthen Materialien zu einer künftigen Lebensbeschreibung Haller's, wenn überhaupt unsere Zeit ein Bedürfniß nach einer solchen hat.

Den anziehendsten Theil des Buchs bilden die Briefe an Zimmermann, welcher als Schüler, Berufsgenosse und zweifellos geistreicher Mensch Haller nahe stand, wobei der Altersunterschied von zwanzig Jahren eine gewisse väterliche Stellung des alternden Mannes gegenüber dem jüngern, etwas heißsporuigen und streberhaften Genossen veranlaßte, den Haller mit väterlichem Wohlmeinen zu ruhigerem Wirken und minder raschem literarischen Schaffen vermahnt. Die Gegenstände der Verhandlung sind die Wandlungen der Wissenschaft und Haller's wissenschaftliche Fehden, sein staatsmännisches Wirken in der Heimat, ab und zu auch die politischen Verhältnisse der Zeit. Es finden sich dabei sehr treffende Bemerkungen, wie z. B. in dem Briefe vom 11. Juni 1757:

Die protestantischen Fürsten sind fast alle nicht religiös, aber so lange sie ihren Namen Protestanten behalten, bleiben ihre Völker in Ruhe. Sobald sie den Namen Katholiken annehmen, bedrückt die Geistlichkeit die Unterthanen und hat keine Ruhe, ehe sie dieselben beseitigt (exterminés) hat. Sehen Sie Frankreich, Oesterreich, die Pfalz, Polen, Ungarn. Uebrigens kämpfen diese Bekehrten unter allen Umständen für die katholische Partei. Würden Sachsen, Baiern, die Pfalz, Würtemberg für das Haus Oesterreich sein ohne die Religion, welche sie veranlaßt, ihre eigenen Interessen zu vergessen und zu der Vernichtung der Protestanten beizutragen? Das im übrigen gegenwärtig sehr schlecht regierte England ist doch die stärkste und sicherste Schranke gegen die allgemeine Knechtschaft. Man muß die Fehler einiger Minister nicht in Rechnung ziehen; andere werden sie ersetzen und ihre Sache besser machen.

Und ebenso schreibt er am 9. September 1758:

Der König von Preußen ist mehr als je der Held des Tages, und in der That, so viel Fehler er auch begehen mag, er kämpft für die Freiheit der Welt.

Und so stellt auch Haller, so wenig in der Adelsrepublik Bern sein Wirken gebührende Anerkennung fand, am 29. Januar 1756 sein politisches Glaubensbekenntniß dahin auf:

Nein, mein Herr, man muß die Welt nicht gehen lassen, wie sie geht. Durch solche Grundsätze sind alle Republiken zu Grunde gegangen. Der ehrliche Mann thut seine Pflicht und handelt gemäß den Geboten seines Gewissens. Sein persönlicher Groll, der Verlust seines Vermögens, die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, nichts darf ihn abhalten, diesem ersten Gebote zu folgen, so viel Gutes als irgend möglich ist zu thun. Nach diesen Grundsätzen habe ich allezeit gehandelt, werde ich allezeit handeln, und das wird die einzige Antwort sein, die ich dem Weltrichter werde geben können, wenn er mich fragt, welchen Gebrauch ich von meinen Gaben, wie beschaffen sie auch sein mögen, gemacht habe.

Der Handschriftensammler weiß, was auch die Vorrede hervorhebt, daß Albrecht von Haller's Handschrift sehr eng und unleserlich ist; er selbst klagt in einem Briefe, daß niemand seine Hand lesen könne. Das mag zur Entschuldigung dienen, wenn wir in diesem Abdruck von Haller's Briefen an Zimmermann vielfach Druck-, d. h. Lesefehler, finden. Es handelt sich dabei nicht um eine etwas von der Rechtschreibung der Gegenwart verschiedene Schreibweise des Französischen, wie sie sich allerorten und ganz selbstverständlicherweise findet, denn die Zeitgenossen schrieben alle so; sondern um wirkliche und theilweise nicht eben schwer zu vermeidende Lesefehler. Ich muß es mir versagen, dieselben hier zu verzeichnen; nur ein Beispiel sei, daß ich in der ersten angeführten Stelle England als Schranke gegen die Knechtschaft bezeichnet habe; ich lese nämlich nicht wie das Buch banière, sondern barrière. Solcher Beispiele könnte ich manche geben; andere Stellen lassen sich aus dem hier Abgedruckten auch nicht durch Vermuthung herstellen. Erwähnen will ich nur noch, daß, wol infolge unleserlicher Datirung, der Brief Nr. 52 vom 5. Juni 1758, wie mir scheint, in das Spätjahr 1754, und zwar zwischen Nr. 18 und 19 gehört, d. h. in die Zeit, als Haller und Zimmermann über die von letzterm beabsichtigte Lebensskizze des Gelehrten in Briefwechsel standen.

2. Graf Adolf Friedrich von Schack. Ein literarischer Essay von Emil Brenning. Bremen, Rocco. 1885. 8. 1 M. 50 Pf.

Die jüngst erschienene Gesammtausgabe von Adolf Friedrich von Schack's Dichtungen hat dem trefflichen Dichter größere Beachtung, eingehendere Würdigung verschafft, als es früher der Fall war. Die literarische Kritik hatte ihn längst hochgeschätzt als den Verfasser der „Geschichte der Poesie und Kunst der Araber in Spanien"; die Geschichte der modernen Kunst hat ihm das Verdienst zuerkannt, eine ganze Reihe unserer bedeutendsten Maler, wie Genelli, Schwind, Böcklin, Lenbach, Feuerbach, entdeckt, ihnen durch seine freigebige Förderung erst festen Boden unter den Füßen geschaffen zu haben. Graf Schack ist in jeder Hinsicht eine viel zu vornehme, tiefgegründete Natur, um einen raschen Erfolg seiner dichterischen Gaben erwarten zu dürfen; seine Dramen, seine Gedankenpoesie sind nicht dazu angethan, in unserer raschlebenden, durch den Strudel der Tagespolitik fortgerissenen Zeit sich einen weiten Leserkreis zu gewinnen. Aber den Kreis dieser Freunde allgemach auszudehnen, dazu wird neben der Gesammtausgabe auch die Kritik dienen, insofern sie sich in so liebevoller Weise mit dem Dichter beschäftigt, wie es die vorliegende Schrift von Emil Brenning thut. Es wird sich selbstverständlich in einer kleinen Schrift von drei Bogen über sechs Bände „Gesammelter Werke" so schwer-

wiegenden Gehalts, wie A. F. von Schack's Dichtungen sind, nur eine überschauende, rasch zusammenfassende Beurtheilung des Einzelnen geben lassen, und so hat auch Brenning ein weiteres nicht mit seinem literarischen Essay beabsichtigt. Es ist zu wünschen, daß derselbe dem Dichter zahlreiche neue Leser und Verehrer zuführe. Uebrigens sollte ein solches, einem gewählten Leserkreise dargebotenes Buch auch in der Form ganz correct sein. Prutz' „Politische Wochenstube" hat öfter das Unglück, falsch bezeichnet zu werden; ich habe sie vor Zeiten gefunden als Politische Wohnstube, hier erscheint sie S. 16 gar als Politische Rechenstube.

Wilhelm Buchner.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In der wiederholt von uns in d. Bl. besprochenen Sammlung „Das Wissen der Gegenwart" (Leipzig, Freytag) ist auch erschienen „Geschichte der holländischen Malerei" von Alfred von Wurzbach. Die Verlagshandlung scheut bei Ausstattung dieser Bändchen keine Kosten, und so ist auch dieses neueste mit 71 in den Text gedruckten Abbildungen geziert. Das ungemein große Material hat Wurzbach so übersichtlich geordnet, daß es hier auch dem Dilettanten durchsichtig wird; sowol das Wesen der holländischen Malerei im allgemeinen wie die Eigenthümlichkeit aller hervorragendern Maler ist mit großer Sachkenntniß und zutreffendem Urtheil geschildert. Gewöhnlich gestatten sich die Mitarbeiter von derartigen billigern Unternehmungen eine gewisse Nachlässigkeit, welche zwar dem Laien, nicht aber dem Kenner verborgen bleibt; hier ist das nicht der Fall, hier ist in wissenschaftlicher Durchdringung, in zusammengefaßter und doch gründlicher Behandlung des Stoffs das Möglichste geleistet. Ist auch das Ganze im wesentlichen nur eine Uebersicht der holländischen Malerei, so kann es doch für viele Tausende als die beste Einführung in diesen Zweig der Malerkunst dienen.

— „Der Krieg in Neuseeland" wird von Gustav Droege zum Gegenstand einer Erörterung gemacht (Nordau, Fischer Nachfolger). Seit zehn Jahren wüthet in Neuseeland ein Krieg zwischen den Weißen und den Eingeborenen. Der Verfasser hat sich lange in diesem reichgesegneten Lande aufgehalten und hält die eingeborene Rasse für geistig und physisch hochbegabt. Es ist hier wol kaum der Ort, eingehend über den Inhalt seines Buchs zu berichten; feststellen wollen wir aber, daß es aus durchaus sachkundiger Feder geflossen und anscheinend das Zuverlässigste ist, was über Neuseeland in culturgeschichtlicher Hinsicht existirt.

— „Goethe und die Wertherzeit" hat Karl Knortz in einem Vortrage behandelt, welchem er angehängt hat „Goethe in Amerika" (Zürich, Verlags-Magazin). Allerdings bietet diese Abhandlung nichts Neues, wie der Verfasser in bescheidener Weise selbst sagt; aber sie ist formvollendet, mit ausgezeichneter Sachkenntniß und sicherm Urtheil geschrieben. Geradezu werthvoll aber ist der Anhang; er sei unsern Literarhistorikern hiermit aus voller Ueberzeugung empfohlen.

— Aus „Deutsche Zeit- und Streitfragen", herausgegeben von Franz von Holtzendorff, liegt uns vor Heft 212, welches enthält: „Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika", von A. Sartorius, Freiherrn von Waltershausen. Die „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Rudolf Virchow und Franz von Holtzendorff, ist vorgeschritten bis Heft 461 und 462. Sie enthalten die Themen: „Die Stellung Friedrich's des Großen zur Humanität im Kriege", von H. Hetzel, und „Die Pflege der Irren von sonst und jetzt", von E. Engelhorn. Beide Sammlungen gehören bekanntlich dem Verlag von Karl Habel in Berlin an.

Theater und Musik.

Ein neues Drama von Heinrich Bulthaupt „Eine neue Welt" ist am bremer Stadttheater mit lebhaftem Beifall in Scene gegangen. Wie alle Dramen Bulthaupt's hat auch dieses große geschichtliche Perspectiven, obschon es sich in den Kreisen des Familienlebens abspielt: auf der einen Seite die spanische Inquisition mit ihren finstern Drohungen, auf der andern die von Columbus entdeckte neue Welt. Eine Scene zwischen dem Helden des Stücks, Ludwig Behaim, und Columbus im letzten Acte, die eigentlich nur von Bedeutung für den Grundgedanken des Stücks, nicht für die dramatische Handlung ist, zeigt uns indeß, daß auch diese neue Welt nicht dem Ideal entspricht; Behaim sucht in Deutschland die neue Welt des Geistes. Die eigentliche Handlung knüpft an eine Schiffbruchscene an, indem Don Adone seinen Nebenbuhler um die Hand der schönen Maria, Behaim, ins Meer stößt. Doch dieser wird gerettet, kehrt zurück kurz vor dem Hochzeitstage, entlarvt den heimtückischen Don Adone, entführt, an der Spitze eines Volkshaufens, die Braut; doch gegen die wachgerufene Inquisition vermag den Jünger Savonarola's auch die Königin Isabella nicht zu schützen. Maria gibt sich den Tod, Don Adone fällt in Wahnsinn; Behaim aber wandert nach Deutschland aus, dem Lande der Zukunft. Es ist viel leidenschaftliches Feuer und Bühnenroutine in diesem Schauspiel, wenn dasselbe auch im letzten Act etwas ermattet.

— Am berliner Hoftheater ist ein Schauspiel: „Trug in Treue" von L. Hoyer zur Aufführung gekommen, hat aber einen entschiedenen Miserfolg davongetragen. Der Conflict ist nicht ohne dramatische Schärfe: eine Schwester sucht ihren Bruder vor einem Verfolger zu retten, ohne zu wissen, daß der letztere ihr Geliebter ist; doch die Ausführung ist ohne Geschick, die Mischung ernster und komischer Elemente nicht glücklich, und die letztern haben einen altmodisch burlesken Anstrich. Der Verfasser ist pseudonym: man vermuthet, daß er ein den höhern gesellschaftlichen Kreisen angehöriger Dilettant sei.

Aus der Schriftstellerwelt.

Ein fleißiger und hochbegabter Mitarbeiter unserer „Blätter für literarische Unterhaltung", Landrath Freiherr Richard Kunisch von Richthofen, ist nach kurzem schweren Leiden in Melsungen am 1. November gestorben. Er war im Jahre 1828 in Breslau geboren als Sohn des Professors Kunisch, der sich als Verfasser und Herausgeber vieler sowol wissenschaftlicher als auch belletristischer Werke und als langjähriger Redacteur der „Schlesischen Zeitung" in weitern Kreisen einen Namen gemacht. Der Sohn studirte in Breslau, wo er dann auch als Regierungsreferendar angestellt wurde und in den Feuilletons der „Schlesischen Zeitung" bereits sein Talent für frische Auffassung des socialen Lebens der Oderstadt und für lebendige Darstellung bekundete. Schon im Jahre 1851 hatte er ein Bändchen Ge-

dichte: „Primavera", erscheinen lassen, in dem sich manche hübsche Liederblüte befand. Im Jahre 1862 wurde er von seiner Tante, der Freifrau Luise von Richthofen, adoptirt und infolge dessen 1866 in den Freiherrnstand erhoben. In demselben Jahre wurde er Hülfsarbeiter im Ministerium des Innern, 1867 Landrathamtsverweser im Kreise Heydekrug und noch in demselben Jahre Landrath in Melsungen. Zur Zeit als es sich um die Regelung der Frage der Donaufürstenthümer handelte, war er der preußischen Gesandtschaft in Bukarest attachirt (1857); sein Onkel, Baron Richthofen, war damals der diplomatische Vertreter Preußens in Rumänien. Aus jener Zeit stammen seine Skizzen aus Ungarn', Rumänien und der Türkei: „Bukarest und Stambul", welche geistreiche Auffassung und stimmungsvolle Darstellung vereinigen. In den Jahren 1866—68, 1873—76 und von 1882 bisjetzt war Freiherr von Richthofen Landtagsabgeordneter für den Kreis Melsungen und gehörte der conservativen Partei an. Wenn er sich auch an den Debatten wenig betheiligte, so hat er doch seine Theilnahme für die politischen Fragen in mehrern Schriften von durchaus origineller Auffassung an den Tag gelegt; besonders seine Schrift „Zur Reform der preußischen Klassen- und Einkommensteuer" (Berlin 1883) enthält sehr beherzigenswerthe und von keinem Parteiprogramm abgeschriebene Vorschläge. Im Jahre 1861 hatte er eine kleine Schrift herausgegeben: „Der Zollverein und Oesterreich von einem preußischen Staatsbeamten" (Gleiwitz 1861). Daß er als Kritiker geist- und verständnißvoll zu schreiben wußte, mit Wohlwollen gegen die jüngern Schriftsteller, das beweisen zur Genüge seine Recensionen in d. Bl.

Bibliographie.

Aschersaden, M. v., Numa. Eine Geschichte aus altgriechisch-italienischer Sagenzeit. Leipzig, Böhme. 1886. 8. 4 M.

Aus dem täglichen Leben. Erzählungen von F. Aus dem Dänischen von E. Karstens. Norden, Soltau. 8. 2 M. 40 Pf.

Dargun, L., Sociologische Studien. 1stes Hft. — A. u. d. T.: Egoismus und Altruismus in der Nationalökonomie. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Dorer, E., Beiträge zur Calderon-Literatur. 2 Hfte. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. 1884. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Dorer, E., Luiz de Camoens. Ein Gedicht. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. Gr. 8. 50 Pf.

— — Fastnachtsspiele. Nr. 1—14. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. Gr. 8. à 30 Pf.

Duboc, J., Die Tragik vom Standpuukte des Optimismus, mit Bezugnahme auf die moderne Tragödie. Hamburg, Grüning. 1886. Gr. 8. 3 M.

Eckleben, S., Die älteste Schilderung vom Fegefeuer des heiligen Patricius. Eiue literarische Untersuchung. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Eckstein, E., Aphrodite. Roman aus Alt-Hellas. Leipzig, Reißner. 1886. 8. 6 M.

Fahmüller, K., „Mei Plag". Gedichte in altbayerischer Mundart. Landshut, Krüll. 8. 1 M. 20 Pf.

Forbes, H. O., Wanderungen eines Naturforschers im Malayischen Archipel von 1878 bis 1883. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von R. Teuscher. Mit sehr zahlreichen Abbildungen nach den Skizzen des Verfassers, einer Farbendruck-Tafel und 3 Karten. 1ster Bd. Jena, Costenoble. 1886. Gr. 8. 8 M.

Frenzel, K., Die Kunst und das Strafgesetz. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Freund, L., Einiges über Eduard Lasker. Geschrieben bei Gelegenheit von kritischen Randglossen zu einer überflüssigeu Note. Leipzig, Pfau. 8. 1 M. 60 Pf.

Freydorf, Alberta v., Ring, Kranz und Schleier. Ein Märchen als Brautwillkomm. Karlsruhe, Braun. 12. 2 M.

Friedemann, E., Catalina. Roman in 2 Bdn. Dresden, Minden. 1886. 8. 8 M.

Frohschammer, J., Ueber die Organisation und Cultur der menschlichen Gesellschaft. Philosophische Untersuchungen über Recht und Staat, sociales Leben und Erziehuug. München, A. Ackermann's Nachf. Gr. 8. 8 M.

Gebhardi, W., Ein ästhetischer Kommentar zu den lyrischen Dichtungen des Horaz. Essays. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 4 M.

Gerhard, C., Kant's Lehre von der Freiheit. Ein Beitrag zur Lösung des Problems der Willensfreiheit. Heidelberg, Weiss. Gr. 8. 2 M.

Girgensohn, J., Bemerkungen über die Erforschungen der livländischen Vorgeschichte. Riga, Kymmel. Gr. 8. 60 Pf.

Gottlieb, E., Unsere Sprache und unsere Schrift. Eine Mahnung, dem deutschen Geist zur Beherzigung gewidmet. Leipzig, Pfau. 8. 1 M. 60 Pf.

Granella, V. (W. Tangermann), Sions Harfenklänge. Bonn, Neusser. 1886. 8. 3 M.

Groller, B., Prinz Klotz. Eine Novelle. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 2 M.

Grosse, J., Der getreue Eckart. Roman in 12 Büchern. 2 Bde. Berlin, Grote. 8. 8 M.

Güldenpenning, A., Geschichte des oströmischen Reiches unter den Kaisern Arcadius und Theodosius II. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 10 M.

Hackländer, F. W., Bilder aus dem Leben. Illustrirt von H. Albrecht, E. Horstig, L. Marold. Stuttgart, Krabbe. 1886. Gr. 8. 3 M.

Hartmann, E. v., Ausgewählte Werke. Wohlfeile Ausgabe. 1stes Hft. Berlin, C. Dnucker. Gr. 8. 1 M.

— — Moderne Probleme. Leipzig, Friedrich. 1886. Gr. 8. 5 M.

Hänselmann, L., Deutsches Bürgerleben. Alte Chronikenberichte, bearbeitet von L. H. 1ster Bd. Braunschweig, Goeritz u. zu Putlitz' Verl. 1886. 8. 4 M. 30 Pf.

Heer, J. J., Oswald Heer. Lebensbild eines schweizerischeu Naturforschers. Unter Mitwirkung von K. Schröter herausgegeben. I. Die Jugendzeit, verfasst von J. J. Heer. Mit dem Porträt O. Heers in photographischem Lichtdruck. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Heiberg, H., Schriften. 3ter Bd.: Die goldene Schlange. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Heinemann, M., Der Prozeß Graef und die deutsche Kunst. Eine Antwort auf Dr. Karl Frenzel's Abhandlung in der Nationalzeitung: „Die Kunst und das Strafgesetz. Berlin, Luckhardt. Gr. 8. 50 Pf.

Henne am Rhyn, O., Die Schmach der modernen Kultur. Leipzig, Lemme. 12. 2 M.

Hettler, A., Schiller's Dramen. Eine Bibliographie. Nebst einem Verzeichniss der Ausgaben sämmtlicher Werke Schiller's. Berlin, Wellnitz. Gr. 8. 3 M.

Kingsley, C., Westward ho! Aus dem Englischen übersetzt von E. Schück. 2 Bde. Gotha, F. A. Perthes. 8. 8 M.

Kirchbach, W., Ein Lebensbuch. Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Zeitideen. München, Heinrichs. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Klee, Elis., Sein und Schein. Erzählung aus dem jüdischen und christlichen Leben der Gegenwart. Bremen, Müller. 8. 4 M. 80 Pf.

— — Ein Vierblatt. Erzählung für junge Mädchen. Berlin, Eckstein Nachf. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Knortz, K., Irländische Märchen. Wiedererzählt. Zürich, Verlags-Magazin. 1886. 8. 1 M. 60 Pf.

Der spanisch-deutsche Konflikt um die Karolinen und die Revolution in Spanien. Von *** in Madrid. Hagen, Risel u. Comp. 12. 75 Pf.

Krüger, G., Zur Erinnerung an Gerhard Ulrich Antou Vieth, weil. Schulrath und Direktor der herzoglichen Hauptschule zu Dessau. 1786—1836. Aus seinem Nachlasse heransgegeben, Dessau, Baumann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kugler, B., Albert von Aachen. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 8 M.

Laeroma, P. M., Formosa. Roman. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 3 M.

Lang, W., Von und aus Schwaben. Geschichte, Biographie, Litteratur. 1stes Hft. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Norden, A., Verkauft. Historischer Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1886. 8. 10 M.

Ölzelt-Newin, A., Die Grenzen des Glaubens. Wien, Konegen. Gr. 8. 1 M.

Pauli, K., „Gemma". Schauspiel. Guben, Koenig. 8. 1 M.

Poelchau, A., Die livländische Geschichtsliteratur im Jahre 1884. Riga, Kymmel. 12. 1 M.

Deutsche Puppenspiele. Herausgegeben von R. Kralik und J. Winter. Wien, Konegen. Gr. 8. 4 M.

Remy, N., Sicilianische Novellen. Berlin, Eckstein Nachf. 1886. 8. 4 M.

Renatus, J., Lebensskizzen aus ernsten und heitren Tagen; erzählend gezeichnet. 2 Bde. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. 8. 5 M.

Schack, A. F. Graf v., Memnon. Eine Mythe. Stuttgart, Cotta. 8. 3 M.

Scherzer, K. v., Das wirthschaftliche Leben der Völker. Ein Handbuch über Produetion und Consum. Leipzig, A. Dürr. Lex.-8. 18 M. 50 Pf.

Schöler, Charlotte v., Der Rathsherr von Trier. Ein Blatt aus einer alten Familien-Chronik. Berlin, Luckhardt. 8. 5 M.

Schubin, O., „Gloria victis!" Roman. 3 Bde. Berlin, Paetel. 8. 10 M.

Stabbert, F., Der Weg zum Frieden. Schauspiel. Wiesbaden, Bischkopf. 8. 1 M. 50 Pf.

Steinthal, H., Allgemeine Ethik. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 9 M.

Wächter, O., Johann Jakob Moser. Dargestellt von O. W. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 4 M.

Wagener, B., Strandgut. (Peter Jürgens. Drei Briefe. Heimliches Gewerbe. Zwischen zwei Herzen.) Vier Novellen. Berlin, Wilhelmi. 1886. 8. 4 M.

Waldmüller, R. (E. Duboe), Um eine Perle. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 7 M.

Wallroth, W., Gedichte. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Warnow, F., Jus. Dresden, Minden. 1886. 8. 3 M. 50 Pf.

Weber, G., Heidelberger Erinnerungen. Am Vorabend der fünften Säkularfeier der Universität. Stuttgart, Cotta. 1886. Gr. 8. 4 M.

Werder, K., Vorlesungen über Shakespeare's Macbeth, gehalten an der Universität zu Berlin. Berlin, Hertz. 8. 5 M.

Widemann, P. H., Erkennen und Sein. Lösung des Problems des Idealen und Realen, zugleich eine Erörterung des richtigen Ausgangspunktes und der Prinzipien der Philosophie. Karlsruhe, Reuther. Gr. 8. 5 M.

Widra, J. F., Ein verlorenes Leben. Novelle. Wien, Vetter. 12. 1 M.

Winter, G., Hans Joachim von Zieten. Eine Biographie. Auf Veranlassung und mit Unterstützung des Grafen von Zieten-Schwerin. 2 Bde. Mit 1 Radirung von H. Meyer und 10 facsimilirten Briefen Friedrichs des Großen und Zietens. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1886. Gr. 8. 15 M.

Wundt, W., Essays. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 7 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 305 bis 311.

Die Erklärungen Kálnoky's. — Zur Militärdienstleistung der Theologen. — Zur Situation in den Balkan-Ländern. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Eine Vermehrung der technischen Truppen des deutschen Reichsheeres. — Ein neues Horoskop für den Balkan.

Hayms Herder-Biographie. — Capri. Von Dr. R. Schöner. (VIII.) — Heims „Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reiches.“ — Aus der englischen Nationalgallerie. — Das Tagebuch eines Imperialisten. — Das Project der Heidelberger Drahtseilbahn. (Protest dagegen.) — Berlin und Wien in den Jahren 1845 bis 1852. (I/III.) — Eine jüdische Sage im modernen Geiste umgedichtet. Von Fr. Muncker. — Heinrich Haeser. (Nekrolog) Von Professor Th. Puschmann. — Wieder eine neue Ethik. — Das deutsche Rothe Kreuz und seine Aufgaben im Jahre 1885. — Dr. Schliemanns „Tiryns.“ — Wiener Briefe. (CXCIII.) — Römischer Markt in Kempten.

§. ? des Gesetzes betreffend die Erhebung von Reichsstempelabgaben. — Die Deutsche Reichsbank und die Privat-Notenbanken.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Tiryns.

Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns.

Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen

von

Dr. Heinrich Schliemann.

Mit Vorrede von Geh. Oberbaurath Prof. **F. Adler** und Beiträgen von Dr. **W. Dörpfeld.**

Mit 188 Abbildungen, 24 Tafeln in Chromolithographie, 1 Karte und 4 Plänen.

8. Geh. 32 M. Geb. 35 M.

Seinen grossen Werken „Iliós“, „Troja“, „Mykenae“, deren Erscheinen für die archäologische Wissenschaft von epochemachender Bedeutung war, lässt Dr. Schliemann jetzt das nicht minder bedeutende, besonders für die Kenntniss altgriechischer Baukunst und Wandmalerei höchst wichtige Werk folgen, in welchem er über die Ergebnisse seiner Ausgrabungen zu Tiryns in der Ebene von Argos ausführlichen Bericht erstattet. Die Vorrede von Geh. Oberbaurath Adler und die Beiträge Dr. Dörpfeld's erhöhen noch den Werth des Werks. Den reichhaltigen Text begleitet eine grosse Zahl Illustrationen; 24 Chromotafeln bringen die farbigen Fundstücke von Wandbildern, Gefässen, Terracotten u. s. w. zu deutlichster Anschauung, und 4 Pläne sowie eine Karte geben ein klares Bild von der Lage und den Terrainverhältnissen des Ausgrabungsfeldes.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Ideale Fragen in Reden und Vorträgen

behandelt von Prof. **Dr. M. Lazarus.**

Dritte, durchgesehene Auflage.

Gr. 8. Geh. Ladenpreis 6 Mark.

Das vorstehende Werk des berühmten Psychologen enthält eine Auslese von Reden und Vorträgen, in welchen derselbe eine Reihe höchst interessanter, psychologischer Probleme mit der ihm eigenen Meisterschaft des Stils und in künstlerisch vollendeter Darstellungsweise behandelt. Diese klar und seelenvoll geschriebenen, im edelsten Sinne populären Aufsätze, in welchen jedes Wort aus der Tiefe ernsten, wohlgeschulten Denkens entspringt, bieten eine reiche Fülle des anregendsten Stoffes für alle Gebildeten.

Das Erscheinen der neuen Auflage von

Emil Weller's

Lexicon Pseudonymorum

oder Verzeichniß aller Autoren,

die sich falscher Namen bedienten.

ist nun zufolge der zahlreich eingelaufenen Subscriptionen gesichert. Dieses bedeutungsvolle Werk, welchem aus allen Kreisen die größten Sympathien entgegengebracht wurden, wird circa 30 bis 40 Bogen gr. Lex.-Octav umfassen; der Subscriptionspreis beträgt 15 bis 20 M. bis zum Erscheinen des Werks. Nach Ausgabe desselben tritt ein weit höherer Ladenpreis ein. Vorausbestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen, ebenso auch die Verlagshandlung von

Alfred Coppenrath in Regensburg.

Die Buchhandlung von Braun & Weber in Königsberg i. Pr. offerirt Rob. Proelß' **Geschichte des neuern Dramas**, 1883, 3 Bde., geb., wie neu, statt 73 Mark für 53 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Lied vom Könige Nala.

Erstes Lesebuch für Anfänger im Sanskrit.

Nach didaktischen Grundsätzen bearbeitet und in transskribiertem Texte mit Wörterbuch

herausgegeben von

Hermann Camillo Kellner.

8. Geh. 5 M.

Im Anschluß an seine bereits in dritter Auflage vorliegende „Kurze Elementargrammatik der Sanskritsprache“ bietet der Verfasser hier ein Lese- und Uebungsbuch, das sich, allmählich vom Leichtern zum Schwerern aufsteigend, sowol für den Schul- wie für den Selbstunterricht eignet. Zahlreiche Wort- und Sacherklärungen, vor allem auch das beigegebene Speciallexikon machen das Buch zu einem besonders brauchbaren Lehrmittel.

(Mit einer Beilage der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in Leipzig.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

DEUTSCHE RE

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 26. November 1885.

Inhalt: Eine wiener Soubrette. Von Adolf Kohut. — Erzählungsliteratur. — Naturwissenschaftliche Schriften. — Kunstgeschichtliche Literatur. Von Gustav Portig. — Ein Essay über Voltaire. Von Adolf Heerklotz. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine wiener Soubrette.

Aus Wiens lustiger Theaterzeit. Erinnerungen an Josephine Gallmeyer von Max Waldstein. Mit dem Porträt und Facsimile der Künstlerin. Berlin, Jacobsthal. 1885. 8. 2 M.

Der wiener Bühnenschriftsteller Max Waldstein hat in obigem Buche in recht amusanter Weise über seine langjährigen, zum Theil intimen Beziehungen zur „feschen Pepi", der unstreitig namhaftesten Possensoubrette Wiens, geplaudert. Er hatte Gelegenheit, sehr oft hinter die Coulissen zu blicken und „das größte theatralische Genie Wiens", wie Bauernfeld in seinen „Memoiren" Josephine Gallmeyer nennt, nicht nur auf den die Welt bedeutenden Bretern, sondern auch im Negligée, in Schlafrock und Pantoffeln zu sehen, zu bewundern und zu — schmähen. Im allgemeinen ist es recht leichte Waare, die uns Max Waldstein hier bietet, aber zur Kenntniß der genialen und originellen Schauspielerin, die groß in ihren Vorzügen und in ihren Schwächen war, enthält das Buch manche sehr werthvolle Beiträge. In zehn Kapiteln schildert der Autor in anziehender Form einzelne Episoden aus dem Leben der Gallmeyer, die einen eigenartigen Reiz besitzen, wie alle derartigen Schilderungen eines Genies von Gottes Gnaden. Auch für die Theatergeschichte Wiens und Oesterreichs in den letzten Jahrzehnten liefert „Aus Wiens lustiger Theaterwelt" manche schätzenswerthe Bausteine.

Der Humor ist eine internationale Gottesgabe und allen Völkern eigen im Norden wie im Süden, aber die Art und die Intensität des Humors bei der einen oder der andern Nation ist denn doch eine sehr verschiedene. Man wird z. B. nicht ablengnen können, daß die Champagnerlaune, welche die flotte und echte Possen- und Operetten-Soubrette von Rechts wegen auszeichnen soll, einer norddeutschen Bühnenkünstlerin nicht in dem Maße eigen ist wie einer süddeutschen oder österreichischen Diva. Humor ist nicht nur Sache des Gemüths und der Kunst, sondern auch des Temperaments, und eine frische, leichtlebige, leidenschaftliche Wienerin gibt sich eben auf der Bühne viel ungezwungener als eine Spreeathenerin, die zu viel denkt, die ihre Leistungen zu kritisch analysirt und durch ein gewisses künstlerisches Maß die Ausbrüche elementarer Empfindungen zu dämpfen sucht. Am schlagendsten trat diese Erscheinung zu Tage, wenn man die zwei hervorragendsten Possensoubretten des deutschen Theaters in der neuern Zeit, Josephine Gallmeyer und Ernestine Wegner, miteinander verglich. Beide waren ursprüngliche Talente von Gottes Gnaden und verfügten über eine außerordentliche Fülle des überquellendsten Humors; während aber erstere — in ihrer Blütezeit natürlich — unsere Sinne gefangen nahm und uns durch die Macht ihrer Persönlichkeit und die Gewalt der Darstellung förmlich blendete, erfreute uns die letztere mehr durch die geistvollen Pointen ihres meisterhaften Spiels, durch die fein ausgearbeitete künstlerische Leistung und die Grazie ihres Wesens. Erstere überschäumende Natur, letztere vollendete Kunst. Hierzu gesellte sich freilich noch der Umstand, daß die „Pepi" — wie die Gallmeyer im Theaterjargon allgemein hieß — nicht nur auf den die Welt bedeutenden Bretern, sondern auch im Leben original und genial war, daß sie jene Zügellosigkeit, die sie auf der Bühne bekundete, auch in ihrem Thun und Lassen nicht verleugnete, und daß sie durch ihre wunderlichen Einfälle, ihre capriciösen Launen, ihre tollen Schwänke schon bei Lebzeiten der Gegenstand des allgemeinsten Interesses und einer wahren Mythenbildung geworden ist.

Josephine Gallmeyer wurde, wie dies erst nach ihrem Tode bekannt, als die Frucht der Liebe ihrer Mutter zu einem Sänger Thiel am 27. Februar 1838 zu Leipzig geboren. Ihre Mutter hieß Tomaselli, und diese belegte ihr Kind, als sie den Schauspieler Gallmeyer heirathete, mit jenem nom de guerre. Pepi verrieth schon in frühester

Kindheit ungezügelte Lust zum Theater; mit funfzehn Jahren schon betrat sie als „Picarde" die Bühne in Brünn. Von Strampfer, der sie später neben Blasel in Temesvár als Soubrette engagirte, später nach Wien berufen, legte sie hier die Grundlage zu ihrem Weltruf. Es war hauptsächlich eine localisirte berliner Posse: „Der Goldonkel", welche die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sie lenkte. Eine köstlich gespielte Scene der bis dahin wenig gekannten Localsängerin, die durch das in hunderterlei Nuancen gesprochene Wort „Schon gut!" blitzartig einschlug, machte die schale Posse zum Kassenstück und die Provinzsoubrette zum Liebling der Wiener. Sie war von jetzt ab „unsere Gallmeyer", die „fesche Pepi".

Neben diesem „Schlager" wirkte fascinirend schon damals ihre ganze Persönlichkeit. Man denke sich eine mittelgroße, damals magere, junge Dame mit dem ovalen, blassen, beinahe fahlgelben Gesicht, aus dessen Rahmen jedoch ein Paar „großmächtige Gluren", nämlich zwei Feuerräder, wie Karfunkel blitzten. Hierzu kam eine ganz eigenartige, charakteristische Mimik; sie sprach, sie sang und tanzte Dinge, welche bisher in dieser Kühnheit unerhört waren. Welch graziöse Ausgelassenheit, welch bezaubernder Geist gehörte dazu, um über alle gefährlichen Wagnisse mit Geschick hinwegzuvoltigiren und die „Moral" nicht zu sehr herauszufordern! Von der Scene herab machte diese Erscheinung einen frappirend naturwahren Eindruck. Sie schüttelte lachend ihr tiefbraunes wirres Haar und lächelte keck und ungezwungen ins Haus hinein, warf ihre dämonischen Augen ins Parterre hinab, in Logen und Galerien empor, sodaß ihr bloßes Erscheinen oft einen Sturm des Beifalls entfesselte. Dann fing sie zu sprechen an mit jener verblüffenden, von wenigen Schauspielern unserer Zeit erreichten Natürlichkeit, mit einer Sicherheit des Tons, als ob sie in ihrem eigenen Zimmer unter guten Freunden und nicht auf der Bühne wäre. Jetzt warf sie in raschen draftischen Zügen einen komischen Typus aus dem Volksleben hin mit jenen wundervollen Details in der Beobachtung des Lebens, jener satirischen Kraft in Spott und Lachen, mit jener trefflichen Betonung zersetzend ironischer Aussprüche, welche ihr den Beinamen „der weibliche Nestroy" eintrugen. Und dazu der unverfälschte wiener Dialekt mit all den Chicanen, wie ihn die Gallmeyer zum besten gab — es ist kein Wunder, wenn ganz Wien gleich im Anfang wie auf den Kopf gestellt wurde. Zeit ihres Lebens stand sie mit dem Hochdeutschen auf dem Kriegsfuß, welches Studium sie auch in den letzten Jahren ihres Lebens darauf verwandte ... ihr eigentliches Genie trat am glänzendsten im Dialekt zu Tage.

Als die Offenbachiaden ihren Rundgang durch die Welt antraten, excellirte die Gallmeyer als Parodistin derselben. Und in der That war sie als die Parodistin classischer oder populärer Stücke von außerordentlicher Meisterschaft. Ihre „G'stanzele" und „Jodler", die sie mit hineinflocht, wirkten geradezu hinreißend auf das Publikum. Sie verfaßte dabei viele ihrer „G'stanzele" selbst, z. B. das folgende:

Was jetzt schon die Journalisten
In die Zeitung setzen 'nein,
Der Kaiser von China
Soll gar mein Herzliebster sein!

Die Gallmeyer dominirte denn auch jahrelang an dem Theater An der Wien wie selten eine Schauspielerin. Sie elektrisirte das Publikum und war der Magnet des Theaters. Vom Theater An der Wien ging sie zum Carl-Theater über, welches damals unter Ascher's Leitung stand. Dort, wo ein feinerer Ton angeschlagen werden mußte, fühlte sie sich nicht recht heimisch. Sie sagte zu Jacques Offenbach, der damals zur Aufführung seines „Pariser Leben" in Wien war und der ihr allerlei Elogen sagte: „Gengen S', nehmen S' mich mit nach Paris, ich habe mir schon einen kleinen Ahn gekauft. Hier gefällt es mir gar nicht mehr bei dem Herr Director für die gebildete Welt! Er ist gar so noblich und spielt sich gar auf den dramatischen Cavalier hinaus." Sie ging in der That Ascher durch, gastirte in Pest mit dem rauschendsten Beifall. Um von ihrem Director loszukommen, verfiel sie auf die barocke Idee, pro forma den Schauspieler Korn zu heirathen, von dem sie sich jedoch bald nach ihrer Verbindung wieder scheiden ließ.

Von Pest aus gastirte sie in Prag, Graz, Teplitz und andern Städten Oesterreichs in den Offenbach'schen Rollen und Possen und zwang durch ihr hinreißendes Spiel überall bald zum hellen Auflachen, bald zur lauten Rührung. Es ist unbeschreiblich, wie frenetisch der Beifall war, wenn sie ihr humoristisch-parodistisches Talent entfaltete; wenn sie eine unendliche Fülle von Spott auf charakteristische Residenzfiguren ausgoß; wenn sie alle hervorragenden Köpfe wie eine virtuose Schnellzeichnerin heiter imitirte im Ton, im Gesang, in der Geberde; wenn sie nach all diesen scenischen Hexereien, wie um sich selbst zu betäuben, in einen zügellosen Cancan fiel, den sie gleich einer trunkenen Mänade immer und immer wiederholte, als sollte jetzt die Welt untergehen und vorher noch alle Leidenschaft und aller fessellos sinnliche Uebermuth zum letzten mal austoben.

Einer der größten Fehler ihres Lebens war, daß sie auch als Theaterdirectorin auftrat; in dieser ihrer Eigenschaft opferte sie ein bedeutendes und mühsam erspartes Vermögen; und da sie überdies an großer Verschwendungssucht litt, nie zu rechnen wußte, befand sie sich fortwährend in den ärgsten finanziellen Nöthen und in den Händen der Wucherer. Bei der Direction des Strampfer'schen Theaters in Wien verlor sie 100000 Gulden, und ihre spätern Liebes- und Familienaffairen brachten sie beinahe um ebenso viel. Als sie starb, war sie tief verschuldet in den Händen von unerbittlichen Gläubigern.

Durch Gastspiele in fast allen großen Städten erlangte sie einen berühmten Namen und befestigte ihren Ruf als erste Possensoubrette der Neuzeit. Eine ihrer glanzvollen Thaten war die Parodie auf Sarah Bernhardt, von wahrhaft zwerchfellerschütternder Komik.

Ihre Lust zu Ungezogenheiten und zu Improvisationen

war so groß, daß sie wiederholt mit dem Publikum in Conflict gerieth. Man erinnert sich noch, daß sie im Residenztheater zu Berlin gelegentlich eines Gastspiels die Kühnheit hatte, ein Couplet zu singen:

Du bist verrückt mein Kind,
Du mußt nach Berlin,
Wo die Verrückten sind,
Da gehörst du hin.

Der Skandal, der sich hierauf erhob, spottet aller Beschreibung. Unter Zischen, Pfeifen und Johlen mußte der Vorhang fallen. Sehr verbitterte es die Wiener, daß sie in Pest die gepfeffertsten Couplets auf Wien sang. Als sie bald darauf wieder in Wien spielen sollte, ward ihr sehr bange, und sie erwartete nicht ohne Zittern den Augenblick, wo sie im Carl-Theater vor die Rampen treten sollte. Das Schlagwort, welches sie auf die Bühne rief, war längst gefallen, aber die Gallmeyer erschien nicht. Da entschloß sich der betreffende Regisseur, welcher den Grund des Zögerns nicht errieth, die Pause abzukürzen. Er öffnete die Thür, aus welcher die Gallmeyer eintreten sollte, und rief: „Na, da komm' doch einmal!" Und nun erschien die Gallmeyer schüchtern und zagend an der Schwelle. Mit der ihr eigenen Schalkhaftigkeit aber sprach sie: „Heut' trau i mi nit." Das Publikum applaudirte, lachte, und die Pepi war wieder einmal gerettet.

In den letzten Jahren ihres Lebens trug sie sich mit dem Gedanken, in das Fach der eigentlich komischen Alten und des Lustspiels überzugehen, aber ihr ganzes Naturell widerstrebte diesem Vorsatz. Auch sie hat wie alle die mehr oder weniger berühmten Virtuosen und Virtuosinnen unserer Zeit die Oceanreise ins Dollarland angetreten, wo sie sehr viel Ruhm, aber kein Geld erwarb. Sie schrieb von dort aus geistvolle Briefe an das „Neue Wiener Tageblatt", welche von der scharfen Beobachtungsgabe, dem reizenden Plaudertalent und der schriftstellerischen Fähigkeit der begabten Soubrette Zeugniß ablegten. Auch als Novellistin hat sie sich versucht, und ihr schwermüthiges Buch „Aus is" bekundet große Gemüthstiefe und außerordentliches Verständniß für psychologische Probleme.

Ein entsetzliches Leiden setzte ihrem Leben ein Ende. In einem 1880 verfaßten Testament verlangte sie „wie eine Bettlerin" beerdigt zu werden „um sechs Uhr früh vom Spital aus". Sie verbat sich Kranzspenden, Aufbahrung und Grabstein, verlangte nur ein schwarzes Kreuz und wünschte, daß niemand ihren Begräbnißort erfahren sollte. Ihre Freunde führten aber diese trostlosen Verordnungen nicht aus, sondern veranstalteten ihr zu Ehren eine einfache Leichenfeier, die sich aber ohne weiteres Zuthun zu einer demonstrativen Kundgebung entwickelte, und so erfuhr der trauernde Genius der Gallmeyer wol die erschütterndste und größte Huldigung. Ein Buch aus Marmor deckt die Erde, unter der sie ruht; das aufgeschlagene Blatt aber enthält diese Worte:

Die Quelle des Humors, sie ist versiegt;
Verstummt der Menge Lachen und Applaus!
Der Schmerz hat rasch in ew'gen Schlaf gewiegt
Die arme Künstlerin! Das Stück ist aus!
Hofft nimmer, daß sie tröstend noch erscheint,
Euch Sorgen wegzuscherzen wie bisher!
Ihr Freunde heit'rer Kunst, blickt her und weint:
Gallmeyer Josephine lebt nicht mehr.

In der That ist mit Josephine Gallmeyer eine der größten Humoristinnen der Bühne zu Grabe getragen worden. Sie war die Verkörperung des österreichischn Humors, des wiener Temperaments, der naiven Fröhlichkeit, der ausgelassenen Heiterkeit und der überschäumenden Laune. Groß in ihren Vorzügen wie in ihren Schwächen, hatten alle ihre Schöpfungen das Gepräge der Genialität an der Stirn, und war es nur lebhaft zu beklagen, daß zwei der größten Possensoubretten der Gegenwart, Gallmeyer und Wegner, so frühzeitig sterben mußten.

Das lustige, fesche, aber auch burschikose Wien, wie es leibt und liebt, war in Josephine Gallmeyer zu Fleisch und Blut geworden. Zur Vervollständigung ihres Charakterbildes mögen daher folgende Züge noch hier mitgetheilt werden. Sie liebte vor allem das, was der Wiener „a Hetz" nennt. Eine solche Hetze leistete sie sich einst, als sie mit guten Freunden und Freundinnen ins Meidlinger Theater, neben Wien, fuhr; der Sohn ihres Hausmeisters war dort als Statist angestellt, und er hatte sie dazu eingeladen. Das Meidlinger Theater, ein kleiner, schmuziger Musentempel, existirt heute nicht mehr. Der Witzbold M. G. Saphir soll einmal den Vorschlag gemacht haben, folgenden Theaterzettel zu veröffentlichen:

Theater in Meidling. Die Räuber von Maria-Culm. In den Zwischenacten kann das verehrliche Publikum in den Logen baden; in jeder derselben ist eine Wanne mit Schwefelwasser gefüllt angebracht. Für diejenigen Badegäste, welche im Bade den Vorstellungen nur als Hörer beiwohnen wollen, sind Vorhänge angebracht, die aber während des Badens geschlossen sein müssen. Für die Parterregäste wird nächstens ein Vollbad eingerichtet, Retourbillets werden wegen Verkühlung nicht ausgefolgt.

Man kann sich denken, welcher Auflauf entstand, als die Gallmeyer mit ihrer Cavalcade in Meidling erschien. Der Kassirer, nicht achtend auf die Sechserle, die unbehütet in seiner Kasse lagen, lief selbst herbei, den Wagenschlag zu öffnen, da kein Theaterportier vorhanden war.

Die Schilderung dieses hochkomischen Abenteuers, bei welchem die Gallmeyer das Entrée für alle noch leeren Plätze bezahlte, das Straßenpublikum hineinlud, ihm den Director und seine Mitspieler vorstellte, ist überaus ergötzlich.

Die ganze heitere Episode zeigt uns die echte Gallmeyer wie sie leibte und lebte: lustig, ausgelassen, gutmüthig und immer pikant!

Von ihrer Gutmüthigkeit könnte man hundert Geschichten erzählen; hier nur eine. Vor einigen Jahren erschien vor ihr eine ehemalige Collegin, in Lumpen gehüllt. Die Pepi hatte an diesem Tage eine lästige Schuld bezahlt und war daher ganz arm wie eine Kirchenmaus.

Sie wußte sich aber Rath zu schaffen. Sie versetzte viele Habseligkeiten, und bald war Geld da. Wie oft wurde ihr gesagt, sie lasse ihre Güte zu sehr ausbeuten und denke nicht an ihre alten Tage. „Ach was, alte Tage! erstens will i gar nicht alt werden, denn wenn die Gallmeyer mal alt is, so is man nicht mehr die Gallmeyer, und am End so viel als die in Versorgungshaus wer i a no immer haben", war regelmäßig ihre Antwort.

Die Gallmeyer war eine begeisterte Verehrerin Richard Wagner's. „Für mich ist Richard Wagner", äußerte sie einmal, „ein überirdisches Wesen", was aber nicht hinderte, daß sie ihn einige Stunden später in einer Coupletstrophe verspottete. Im Jahre 1878 sollte sie dem Dichtercomponisten vorgestellt werden; als er aber in ihre Nähe kam, lief sie vor lauter Verehrung auf und davon. Das ist das Bild der Gallmeyer ohne Retouche.

Berühmt war ihr schlagender, origineller Witz. Beim Banket, das zu Ehren des Geburtstags Heinrich Laube's stattfand, kam sie neben Makart zu sitzen, der, wie immer, den ganzen Abend kein Wort gesprochen hatte. Nach zwei Stunden gegenseitigen Schweigens wendet sie sich mit den Worten an Makart: „Aber jetzt, lieber Meister, reden ma amol von was anderm." Ganz Wien lachte damals über diese gelungene Apostrophirung des leider nunmehr auch verstorbenen Malers.

Hier noch ein Charakterzug, der ihr tiefes Gemüth trefflich illustrirt. Als sie im Zenith ihrer künstlerischen Laufbahn stand, wollte sie ihre Kunst der Parodie auch an der dramatischen Sängerin Frau Wilt üben. Sie begab sich daher an einem schönen Vormittage in die Wohnung der Frau Wilt, welche damals im wiener Hofoperntheater mit der „Aïda" Triumphe feierte. Frau Wilt war nicht wenig erstaunt über den Besuch der „feschen Pepi". Diese fiel gleich mit der Thür ins Haus, und mit der ihr eigenen Offenheit redete sie die Frau Wilt also an: „Ich bitt' Sie, gnädige Frau, lassen's Ihnen nicht stören, — aber wissens, warum ich komm — ich hab' eine schöne Bitt an Sie." — „Nur heraus damit", sagte Frau Wilt ermuthigend. „Gehns und sein's so gut und singens mir was aus der «Aïda», ich möcht' Sie gar so gern parodiren". — „Das kann schon sein", erwiderte Frau Wilt, „mich genirt so etwas nicht, ich mach' mir nix drans." Frau Wilt setzte sich ans Klavier und sang so hinreißend schön die erste Arie aus der „Aïda", daß die auf dem Sopha sitzende Gallmeyer laut schluchzend in einen Strom von Thränen ausbrach und mit den Worten: „nein, das kann, das darf ich nicht parodiren", gegen die Thür stürzte und eiligst davonlief.

Josephine Gallmeyer war eine geborene Possensoubrette.

Adolf Kohut.

Erzählungsliteratur.

1. Die Kreuzfahrer. Erzählung aus dem 13. Jahrhundert von Felix Dahn. Zwei Bände. Dritte Auflage. Berlin, Janke. 1884. 8. 12 M.
2. Almer und Jägerleut. Neue Hochlandsgeschichten von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1885. 8. 4 M.
3. In der Veranda. Erzählungen von Moritz Horn. Zwei Bände. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1885. 8. 8 M.
4. Zwei Eleven Worths. Novelle von Ernst Pasqué. Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner. Stuttgart, Spemann. 1885. 8. 1 M.
5. Was uns die Großmutter erzählte. Bilder und Märchen für die Frauenwelt von Lilly Baronin von Vietinghoff. Dorpat, Schnakenburg. 1885. 8. 2 M.
6. Ultra Montes. Der Hostienbäcker von Kurmainz. Zwei historische Novellen aus den Zeiten der Kurfürsten Clemens August und Schweikard von Kronenberg von Konrad Kraus. Mainz, Kirchheim. 1884. 8. 3 M.

Ueber die künstlerische Bedeutung der in unsern Tagen so überreichlich auf dem Büchertisch erscheinenden geschichtlichen und culturgeschichtlichen Romane und Novellen ist schon so viel geschrieben worden, daß zu sagen fast nichts übrigbleibt. Das große Publikum hat einmal eine besondere Freude an diesen Erzeugnissen, die seine moderne Gedanken- und Empfindungswelt zur Abwechselung in frühere Tage hineintragen, und fühlt sich zugleich angeregt und geschmeichelt, wenn ihm eine Reihe von historischem Stoff und wissenschaftlichem Apparat auf dem Präsentirbret leicht zu verdauender Unterhaltung und in Gestalt von ergreifenden oder erheiternden Erzählungen aufgetischt wird. Die längst vergessenen geschichtlichen Kenntnisse und Anschauungen werden dadurch auf leichte Weise aufgefrischt; neues wissenswerthes Material, das sich nun einmal gar so schwer in wissenschaftlichen Werken nachlesen läßt, wird spielend gelernt, so glaubt man wenigstens; man kann bei Gelegenheit mitreden über Dinge, die bei der Vorliebe unserer Zeit für Alterthümlichkeit und Altkrämerei aller Art in der Luft liegen und trotz der rastlos vorwärtstreibenden und kraftvoll schaffenden Thätigkeit des 19. Jahrhunderts am meisten während der Mußestunden ventilirt werden. Daß hierbei für die wahre Kunst und für die wahre Wissenschaft gar viel schöne Kraft, Befähigung und Zeit verloren geht, ist ebenso sicher, wie daß über kurz oder lang ein starker Rückschlag erfolgen muß; und daß alsdann wiederum in anderer extremer Richtung gearbeitet werden wird, ist eine bedauerliche Aussicht für die nächste Zukunft der deutschen Erzählungsliteratur. Einer der berühmtesten Vertreter des culturgeschichtlichen Romangenres ist unzweifelhaft Felix Dahn, der nicht nur ein bedeutender Gelehrter, sondern auch ein wahrer Dichter ist. Und doch muß es klar sein, daß er der Zukunft der Kunst wie der Wissenschaft einen weit größern Dienst leisten

würde, wenn sich Gelehrter und Dichter nicht auf demselben Gebiete treffen, sondern jeder seinen eigenen Weg wandeln wollte. Seite für Seite blickt auch aus dem neuesten Roman Dahn's „Die Kreuzfahrer" (Nr. 1) der ernste Forscher und der gestaltende Dichter hervor. Aber der Kunst schadet es nun einmal durchgängig, wenn sie zuviel „weiß", sie soll sich mit dem „können" genügen, und der Wissenschaft wird im Grunde genommen durch künstlerische Bearbeitung wenig geholfen. Dahn's Gelehrsamkeit hat allerdings den Vorzug, daß sie sich nicht, wie so oft in den Professorenromanen geschieht, lästig vordrängt. Hier überwiegt doch der Künstler den Gelehrten. Der dichterische Werth des Werks an sich kann jeden mit Freude erfüllen. Der Dichter gibt uns die volle Ueberzeugung, daß er nicht nur viel weiß, sondern auch viel kann. Wir glauben uns in die Lektüre eines alten Epos versetzt. Dahn führt uns sofort mitten in seine Welt ein, nach den uralten, innerlich nothwendigen Gesetzen der epischen Kunst. Da wird nicht in sensationeller dramatischer Form und subjectiver Darstellung die gewöhnliche Lesewuth des Publikums befriedigt, sondern in objectiver plastischer Ruhe berichtet. Der Dichter erzählt und läßt vor allem erzählen. Hier wäre der Punkt, wo der moderne Socialroman lernen könnte. Kräftige, reckenhafte deutsche Gestalten aus der Zeit des Kaisers Friedrich des Zweiten, wie wir gewohnt sind, sie uns vorzustellen, treten uns entgegen. Darunter grüßen uns vertraute liebe Bekannte: Walther von der Vogelweide, Hermann von Salza, und im Hintergrund steht die wackere Gestalt Friedrichs, für den man schon auf der Schulbank geschwärmt hat. Darüber aber liegt die Luft des 13. Jahrhunderts. Die Zeit der Kreuzzüge mit ihren Licht- und Schattenseiten wird uns vor die Sinne gerückt. Wir nehmen Theil an den Freuden und Leiden ihrer Vertreter, weil sie uns menschlich nahe stehen und nach unserm Vorbild gearbeitet sind. Wo das letztere nicht geschehen ist, da schießt der Dichter über das Maß hinaus, da zeigt sich die Gefahr, welche die Verlegung der modernen Welt in graue Vorzeit mit sich bringt. So ist das Mannweib Frau Wulfheid, die wol mit getreustem historischem Colorit gemalt ist und am meisten Porträtähnlichkeit aus jener herben Zeit besitzen mag, für den modernen Leser unsympathisch, fast unverständlich. Und was die Art ihres Scheintodes angeht, auf dem sich die erschütternde, prachtvoll ausgestaltete Katastrophe der Erzählung aufbaut, so trägt dieselbe doch ein gut Stück Unwahrscheinlichkeit an sich. Es mag ja einmal vorgekommen sein, daß ein unter den Nagel eines Fingers eingetriebener Splitter einen Menschen in tiefe Ohnmacht versetzt hat, bis man den Splitter wieder herauszog. Die Benutzung eines solchen Ereignisses indessen in einer Erzählung wie der vorliegenden, wo Frau Wulfheid einen Wurfspeer schwingt, plötzlich als todt hinsinkt, von ihrer Dienerschaft als todt betrauert wird und schon begraben werden soll, bis ein alter Mann einen Splitter unter einem ihrer Fingernägel entdeckt, denselben herauszieht und sie wieder zum Leben erweckt, ist zum mindesten ein gewagtes Beginnen und trägt den Stempel des Romanhaften zu sehr an sich, um so mehr, als aus dem Ereignisse die schlimmsten Consequenzen gezogen werden, indem durch einen nur zu übereiligen Diener die Todesnachricht an den fern als Kreuzritter im Morgenlande weilenden Ehegemahl, den weichherzigen Herrn Friedmuth, überbracht wird und diesen veranlaßt, ein anderes Weib zu nehmen und mit derselben zu der inzwischen wieder zum Leben erwachten ersten Ehegenossin zurückzukehren. Das Motiv ist, wie gesagt, bedenklich. Aber die Ausführung ist voll dichterischer Pracht, von wahrhaft hinreißender Tragik und hat einen großen, hohen Schwung. Daneben fehlen auch die Contraste nicht. Neben den düsteren Geschehnissen voll Trauer, Herbheit, Leidenschaft entrollen sich hellere, freundliche Bilder. Das junge Liebespaar Hezilo und sein „Trinele" — die Form erinnert ein wenig an moderne Dorfgeschichten — berührt auf das allerangenehmste, und die Wanderungen und Wandlungen des schlauen Böppele sind mit dem köstlichsten Humor geschildert. Schon allein wegen der unwiderstehlichen Komik dieser Figur lohnt es sich, die Erzählung Dahn's zu lesen, und so will ich denn auch nichts weiter von derselben verrathen. Das Buch, das knapp und concis geschrieben ist, enthält des Schönen und Trefflichen, des Ergreifenden und Erheiternden gar viel und wird gern gelesen werden.

Eine wahre Herzensfreude haben mir die neuen Hochlandsgeschichten „Almer und Jägerleut" von Ludwig Ganghofer (Nr. 2) bereitet. Das ist frisch und wahr aus dem Leben der Gegenwart genommen, nicht aus dem Scheinleben, das sich in den Städten so vielfach breit macht, sondern aus dem unverfälschten, ehrlichen Dasein schlichter Gebirgsbewohner. Das ist die ungekünstelte und doch so künstlerisch berechtigte Sprache, die ungeschminkte und doch so warme Empfindung eines echten Volksdichters, der der Natur ihre Rede abgelauscht hat und von Herzen zu Herzen spricht. So haben wir den Dichter längst kennen und lieben gelernt mit seiner treffenden Gestaltungsgabe, seiner innigen Schilderung von Seelenstimmungen, der herzlichen Freude an der Natur und ihrer Schönheit. Derselbe Geist, dasselbe Gemüth, welche in eindrucksvollem Zusammenwirken aus den Hauptstücken des Dramatikers, dem „Herrgottschnitzer von Ammergau" und dem „Prozenhansl" so mächtig von der Bühne herab zur Menge redeten, herrscht auch in diesen knappen und inhaltvollen Erzählungen. Gern nimmt man dabei eine mehr dem Genre der Anekdote angehörige Skizze, wie die einleitende „Ein Schuß in der Nacht", in den Kauf, um sich desto mehr an den folgenden vier Geschichten zu erfreuen. Jeder Mensch hat seine Geschichte, auf dem Lande so gut wie in der Stadt. Und wenn es auf dem Lande auch nicht gerade ein abenteuerlicher Roman ist, wie das große Leben ihn leichter mitbringt, so geht die Geschichte doch nicht minder tief in das Innere, und besonders im Hochlande haben die Bauern im Umgange mit der großartigen Natur besondere

Veranlassung und Antrieb zum innerlichen Erleben. Man wird zugeben müssen, daß in den Städten meist mehr Aeußerlichkeit, in den Bergen viel mehr Innerlichkeit vorherrscht, und diese innige, sinnige Beschaulichkeit, dieses stimmungsvolle Seelenleben sowol wie die zuweilen hervorbrechende Leidenschaft wahrer menschlicher Natur weiß uns Ganghofer meisterlich zu veranschaulichen. Die Wirkung seiner Erzählungen ist ergreifend und wohlthuend zugleich. So ist das Leben, das er schildert. Da ist nichts weggenommen und nichts hinzugethan. Selbst die Thiere gewinnen Seele durch diese liebevolle Schilderung, die auf der getreuesten Beobachtung beruht. Wie rührend ist in dieser Beziehung die Geschichte von dem Lamm „Dschapei"! Wer an solchen natürlichen, herzinnigen Erzählungen keine Freude mehr hat, der geht in der That eines wahren Genusses verlustig.

Höchst mittelmäßiges Lesefutter dagegen sind Moritz Horn's Erzählungen „In der Veranda" (Nr. 3), wenn auch an vereinzelten Stellen poetisches Talent hervorschauen mag. Der Verfasser ist wohl nicht mit jenem Horn zu verwechseln, der in frühern Tagen die von Robert Schumann componirte Sage „Die Pilgerfahrt der Rose" und „Die Lilie vom See", welche beide immerhin trotz ihres zu lyrischen und zu romantischen Charakters dichterische Empfindung verriethen, veröffentlicht hat. Die vier Erzählungen der vorliegenden Sammlung verrathen, obwol sie bereits in zweiter Auflage an das Licht kamen, ein durchweg dilettantisches Ungeschick sowol in der Erfindung wie in der Composition und namentlich auch in der Charakteristik. Sie sind nebenbei in überaus lockerm und lotterigem Stil geschrieben; die Sprache holpert und stolpert, der Gang der Erzählungen ist nichts weniger als fließend; der Zusammenhang erscheint oft gar zu lose, die geschilderten Personen gewinnen wenig Sympathie; die Titel sind schlecht gewählt, kurz, mit der Kunst haben diese Familiengeschichten gar nichts zu thun. Nur das sei noch gesagt, daß unser gutes Deutsch oftmals behandelt wird, wie es nicht genug gerügt werden kann. Das wimmelt allerorts von anspruchsvollen Fremdwörtern, als wäre unsere Sprache zu arm, das richtige Wort zu geben. Da wird promenirt, skizzirt, dispensirt, supplirt, ajustirt, da ist etwas brillant, comfortabel, bizarr — und dann erst die französischen Brocken alle. Es ist wirklich schwer einzusehen, wem die beiden Bände Freude machen sollten.

Eine frische, flotte Geschichte aus dem Leben unserer Tage erzählt uns der vielgelesene Ernst Pasqué in seinen „Zwei Eleven Worth's" (Nr. 4). Worth ist bekanntlich der große Beherrscher des pariser Modegeschmacks während des Kaiserreichs gewesen, ein Kleiderkünstler, der größere Erfolge, Vortheile und Anerkennungen davontrug als die größten Vertreter der edeln Künste. Ein Schüler desselben läßt sich in einer Residenzstadt nieder und sucht und gewinnt vornehme Kundschaft. Mit ihm wird durch ergötzliche Misverständnisse ein junger Baron verwechselt, der trotz der väterlichen Mahnworte sich nicht im Stande fühlt, zu arbeiten, und zur Residenz zieht, um eine reiche Erbin heimzuführen. In der Rolle des Kleiderkünstlers, die ihm selber anfangs Spaß macht, lernt er nun eine junge Witwe und bei ihr Liebe und Arbeit kennen. So wird er ein neuer, anderer Mensch. Alles löst sich durch Heirath in Wohlgefallen auf. Das Buch hat wol hier und da manches Possenhafte und erinnert an moderne Situationskomödien; aber es ist fließend und mit Humor sowol wie mit genauer Kenntniß und Beobachtung der einschlägigen Verhältnisse geschrieben. Nachhaltigen Eindruck wird und will es gewiß nicht machen; den Zweck angenehmer Unterhaltung und Zeitvertreibung erfüllt es vollkommen, und solche Bücher sind bekanntlich die gesuchtesten und gelesensten. Es wäre auch unbillig, wenn man vom großen Publikum, besonders aber von dem Theil der Menschheit, der sich Tag für Tag mit anstrengender Berufsarbeit befaßt, verlangen wollte, daß nur ernste, ideale Kunstwerke ihm Freude machen sollten. Erholung und Zerstreuung ist im Leben so nothwendig wie das tägliche Brot. Die wahre Kunst soll nur an geweihten Festtagen zur Menge reden, nicht aber in der Zwischenzeit vergnügungbedürftiger Ermüdung. Es ist bekannt, daß gerade bedeutende Staatenlenker nach vollendetem Tagewerk gern zur leichtesten Lektüre greifen, und sie haben vollkommen recht.

Vortrefflich erfundene und empfundene Märchen erzählt uns die Baronin Lilly von Vietinghoff in dem Buche „Was die Großmutter erzählte" (Nr. 5), und es zeugt fast von übergroßer Bescheidenheit, daß sie dieselben nur der Frauenwelt widmet. Die Stücke sind ausnahmslos nicht nur gut und tief gefühlt, sondern ebenso gründlich erdacht und werden zweifelsohne auch die Männerwelt trotz und wegen ihrer Anspruchslosigkeit ansprechen. Es handelt sich nicht nur um leichte, dichterisch angehauchte Phantasien, sondern wir haben es mit treffenden in das moralische Kleid des Märchens gehüllten Lebensbildern zu thun, die oft von großer Originalität sind, zum Theil den Stempel echter Volksthümlichkeit tragen und alle einem wahren dichterischen Quell entströmen. Bei Büchern, die solcherart Seite für Seite anmuthen, geht man über alles Einzelne hinweg und empfiehlt das Ganze auf das wärmste dem großen Publikum. Jeder, der Sinn für beschauliche Poesie hat, wird das Bändchen nicht nur befriedigt beiseite legen, sondern bei Gelegenheit gern und mit Genuß wieder zur Hand nehmen und durchblättern. Die Zahl guter Dichterinnen scheint sich von Tag zu Tag zu vermehren.

Konrad Kraus erzählt glatt und fließend seine etwas tendenziös gefärbten culturgeschichtlichen Novellen „Ultra Montes" und „Der Hostienbäcker von Kurmainz" (Nr. 6), die sich nicht über die Bildfläche des Mittelguts hervorheben, aber ebenso wenig als bedeutungslos bezeichnet werden können. Eine Schattenseite besteht nur darin, daß diese Erzählungen nicht als Bücher für alle, sondern eigentlich nur für das katholische Volk gelten wollen und sollen, und solche Färbung der Erzählungskunst hat im Grunde immer etwas Befremdliches und Veraltetes.

Naturwissenschaftliche Schriften.

Die im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende „Internationale wissenschaftliche Bibliothek" hat uns im 60. und 65. Bande wieder mit zwei trefflichen Arbeiten beschenkt, die den Verfassern wie der Sammlung zur Ehre gereichen.

1. Die Säugethiere in ihrem Verhältniß zur Vorwelt. Von Oskar Schmidt. Mit 51 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 5 M.

Wer einen Einblick in den heutigen Stand der Descendenztheorie besitzt, muß jeden Fortschritt unserer paläontologischen Kenntnisse mit besonderer Freude begrüßen, indem ein solcher gleichzeitig ein Baustein am Fundamente einer Lehre ist, die gleich einem Frühlingshauche unsere Wissenschaft belebt hat. An ihrer Hand gewinnt die descriptive Zoologie und die noch trockenere Klassificirung „alter Knochen" Licht und Farben; durch sie ist es fürwahr ein groß Ergötzen, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, zumal wenn man auf den oft schwierigen Pfaden der Erkenntniß in so liebevoller Weise geführt wird, wie es der Verfasser unsers Werkchens thut. Dasselbe wird uns als eine Ergänzung angeboten, „worin die Belege für die Nothwendigkeit, die Wahrheit und den Werth des Darwinismus als Begründung der Abstammungslehre auf einem beschränkten Felde erweitert und bis in die neueste Zeit fortgeführt werden". Daß sich Oskar Schmidt zu diesem Zweck die Säugethiere aussuchen konnte, ist den zahlreichen, mühevollen und glücklichen Bereicherungen zu danken, welche die Paläontologie seit den Zeiten eines Cuvier durch Männer wie Owen, Gaudry, Filhol, Rütimeyer, Cope, Marsh u. a. erfahren hat. Für die Art und Weise aber, wie er die Ergebnisse schwieriger Untersuchungen und geistvoller Combinationen sich selbst zum geistigen Eigenthume gemacht hat und seinen Lesern vorführt, sind wir ihm zum herzlichsten Danke verpflichtet. Wenn uns der Verfasser in seinem Vorworte mittheilt, daß seit langer Zeit die Fortschritte unserer Kenntnisse auf dem Felde der Säugethiere in ihren allgemeinen Beziehungen zur Paläontologie und Anthropologie etwas ungemein Anziehendes für ihn gehabt haben, und daß er sie von Jahr zu Jahr mit höherm Interesse verfolgt habe, so konnte er für die Wahrheit dieser Versicherung mit nichts schlagender eintreten als mit seinem Buche selbst. Seine Darstellung athmet eine solche Jugendfrische, daß man ihr von Anfang bis zu Ende mit Spannung und geistigem Wohlbehagen folgt. Die Thierformen längst verflossener Jahrtausende sind aus ihren Gräbern erwacht und ziehen, gleichsam in Fleisch und Blut, an unserm geistigen Auge vorüber; aus ihren auferstandenen Gebeinen sind Glieder in der Entwickelungsreihe der Organismen geworden, ohne welche uns die Lebewelt nicht verständlich erscheint; wir sehen in freudiger Ueberraschung, „wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt."

Gewiß, der Verfasser hat es verstanden, für seinen Gegenstand einzunehmen. Aber könnte er es mit der berückendsten Darstellungsweise, wenn er nicht selbst nur der Interpret wäre, welcher uns ein Kapitel aus dem Buche der Natur vorliest? Es will freilich gelernt sein, aus den so unendlich lückenhaft überlieferten Annalen unserer Erdgeschichte einen verständlichen Text zu reconstruiren. Doch die neuere Naturforschung hat uns den Weg dazu gezeigt, und ihre Vertreter dürfen mit Freude und gerechtem Stolze auf die bisher gewonnenen Resultate blicken. Niemand wird leugnen, daß unsere diesbezüglichen Kenntnisse noch sehr lückenhafte sind, am wenigsten diejenigen, welche, indem sie sich in diesen Zweig der Wissenschaft vertieften, am besten zu beurtheilen gelernt haben, wie viel uns noch fehlt. Aber die bisherigen Errungenschaften der Paläontologie sind wider Erwarten geeignet, dem nach Erkenntniß ringenden Forscher die Zuversicht zu geben, daß der von ihm betretene Weg der richtige ist und daß er von der Zukunft hoffen darf, weitere Stützen für die Transmutationslehre zu erhalten. Darin liegt eine Beruhigung, die für den strebenden Geist Bedürfniß ist und eine Triebkraft zu neuen Thaten bildet.

Oskar Schmidt darf versichert sein, daß er durch sein Buch nicht nur den jüngern angehenden Naturforschern eine „anregende Einführung in diesen der Anthropologie am nächsten stehenden Theil der Thierkunde dargereicht", sondern auch den aufrichtigen Dank vieler seiner Fachgenossen erworben hat, welchen ein Eindringen in das umfangreiche und nicht jederzeit und allerorts zugängliche Quellenmaterial bei der Specialisirung ihrer eigenen Studien ferner gelegen hat.

Nachdem der Verfasser in einer allgemeinen Einleitung die Stellung der Säuger im Thierreiche, die Convergenzerscheinungen, die unterscheidenden Merkmale dieser höchsten Wirbelthierklasse, die Erweiterung des paläontologischen Wissens seit Cuvier und die Schichtenreihen der Tertiärformation zum Gegenstand einer kurzen und klaren Darstellung gemacht hat, geht er im zweiten Theile auf eine specielle Vergleichung der lebenden Säugethiere und ihrer Vorfahren ein. Von ganz besonderm Interesse sind die Kapitel über die Hufthiere, Elefanten und Raubthiere.

Ein Passus in der Besprechung der phylogenetischen Entwickelung der Pferde hat uns eine besondere Freude gemacht, sodaß wir nicht umhin können, denselben hier wiederzugeben. Vielleicht daß er diesen oder jenen unserer Leser gleichfalls interessirt. Der Verfasser weist darauf hin, daß die fossilen amerikanischen Glieder der Gattung Equus dem heutigen Equus caballus nie so nahe gestanden haben wie die aus dem europäischen Diluvium bekannten Formen, indem nämlich bei Equus Andium der vulkanischen Tuffe Ecuadors das Auge bedeutend tiefer sitzt, während es beim Pferde der Jetztzeit beträchtlich weiter zurückgerückt ist.

Wieder einmal — so fährt der Verfasser fort — ist es der herrliche, dem bekannten berliner Redner zum Trotz noch lange nicht genug citirte Naturforscher Goethe, der schon vor sechzig Jahren in künstlerisch wissenschaftlicher Anschauung diesen idealischen Charakter des Pferdes hervorgehoben und damit die mühsame paläontologische Arbeit anticipirt hat. „An dem Elgin'schen Pferdekopfe (vom Parthenon)", sagt Goethe, „einem der herrlichsten Rosse der höchsten Kunstzeit, finden sich die Augen frei hervorstehend und gegen das Ohr gerückt, wodurch die beiden Sinne Gesicht und Gehör unmittelbar zusammenzuwirken scheinen, und das erhabene Geschöpf sowol hinter sich zu hören als zu blicken fähig wird. Es sieht so mächtig und geisterartig aus, als wenn es gegen die Natur gebildet wäre, und doch hat der Künstler eigentlich ein Urpferd geschaffen; mag er solches mit Augen gesehen oder im Geiste verfaßt haben; uns wenigstens scheint es im Sinne der höchsten Poesie und Wirklichkeit dargestellt zu sein."

In etwas anderm Zusammenhange mit der Abstammungslehre als das soeben besprochene Werk steht das von R. Hartmann bearbeitete 60. Bändchen der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek". Nicht als ob die vielfach verbreitete Ansicht, daß die Abstammung des Menschen vom Affen die Quintessenz des Darwinismus sei, irgendwelche Berechtigung habe; daß aber eine gründliche Kenntniß der anthropoiden Affen zur Beurtheilung der Stellung des Menschen im Thierreiche unerläßlich ist, bedarf keiner besondern Versicherung. Es mußte daher mit besonderer Freude begrüßt werden, wenn ein durch seine Specialarbeiten auf diesem Gebiete rühmlichst anerkannter Forscher unsere Kenntnisse über jene interessanten Geschöpfe einem größern Publikum zugänglich machte.

2. Die menschenähnlichen Affen und ihre Organisation im Vergleich zur menschlichen. Von Robert Hartmann. Mit 63 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 6 M.

Ueber den Werth dieses Buchs etwas hinzuzufügen, scheint uns überflüssig: für denselben bürgt der Name des Verfassers und die wohlverdiente Anerkennung, welche dasselbe bereits gefunden hat. Wir heben im Nachstehenden einige Punkte hervor, von denen wir annehmen dürfen, daß sie für die Leser d. Bl. nicht ohne einiges Interesse sein werden.

Von den Gibbons abgesehen, über deren Arten die Zoologen einig sind, herrscht über die Anzahl der verschiedenen menschenähnlichen Affen durchaus nicht eine Ansicht. Das wird vielleicht den Laien sehr in Erstaunen versetzen, weil er bei so großen Thieren eine ausreichende Sicherheit des systematischen Wissens als selbstverständlich ansieht. Wenn er dennoch von Meinungsverschiedenheiten hört, so hat er darin einmal den Beweis für die subjective Auffassung in der Speciesfrage bei den einzelnen Forschern zu finden; andererseits darf er überzeugt sein, daß für eine endgültige Entscheidung in solchen Dingen ein größeres Vergleichungsmaterial, als es bisher zur Verfügung steht, nothwendig ist. Unser Verfasser weist einigen der als Arten aufgestellten Formen des Chimpanse höchstens den Rang von Varietäten an; nur in Betreff der dresdener Mafura, welche von mehrern Seiten als neue Art angesehen worden ist, enthält er sich einer definitiven Entscheidung. Vielleicht ist die Vermuthung, daß man es mit einer Bastardform von Gorilla und Chimpanse zu thun habe, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. In Bezug auf Gorilla und Orang darf man wohl nur eine Species anerkennen, sofern man sich nicht des Vorwurfs unberechtigter Arteuzersplitterung schuldig machen will.

Interessant ist die geschichtliche Darstellung der allmählich gewonnenen Kenntnisse von den anthropoiden Affen, über welche bereits im Jahre 470 v. Chr. durch die Karthager Nachricht gegeben worden ist. Nach Europa kam der erste lebende Gorilla 1860, und zwar nach London, während der zweite sechzehn Jahre später durch Dr. Falkenstein nach Deutschlands Hauptstadt gebracht wurde. Der Haupttheil des Buchs ist einer gewissenhaften anatomischen Beschreibung der Anthropomorphen und einer Vergleichung derselben mit dem Körperbau des Menschen gewidmet. Gerade in diesen Specialuntersuchungen ist der Verfasser eine Autorität; seine Darstellung hat daher besondern Werth. Das Kapitel über das Gefangenleben der menschenähnlichen Affen muß für jedermann von großem Interesse sein; wir empfehlen es ganz besonders solchen zur Lektüre, welche in den Thieren nur Drahtpuppen einer als directe schöpferische Einimpfung angesehenen „instinctiven" Thätigkeit erkennen wollen und es empörend finden, daß Geist von unserm Geist das Thier beleben soll.

Was die heikle Frage nach der Stellung des Menschen zu den Affen im zoologischen System anlangt, so hat der Verfasser mit seinem Versprechen, sine ira et studio seinen eigenen Weg verfolgen zu wollen, durchaus Wort gehalten; er erscheint nirgends als enragirter Darwinianer, sondern wägt in weiser Mäßigung und anerkennenswerther Objectivität das Thatsächliche gegen das rein Hypothetische ab. Um so gewichtiger ist sein Urtheil, welches in den ersten Sätzen des letzten Kapitels niedergelegt ist. „Huxley's Satz: daß die niedrigsten Affen von den höchsten Affen weiter entfernt ständen als letztere vom Menschen, behält nach meinen Erfahrungen noch heute seine volle Gültigkeit. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Spitzen der Thierwelt sich mit den Spitzen der Schöpfung überhaupt sehr nahe berühren." Und um diese Thatsachen zu begreifen, kann, wie Darwin ausführt, „jeder, der nicht damit zufrieden ist, die Erscheinungen der Natur wie ein Wilder unverbunden zu betrachten, nicht länger glauben, daß der Mensch das Werk eines besondern Schöpfungsactes ist".

Wenn es noch Leute genug gibt, welche meinen, daß mit einer derartigen Anschauungsweise die Menschenwürde nur um einen Zoll breit geschmälert, das Christenthum oder gar die Religiosität untergraben werde, so wollen wir nicht mit ihnen rechten, aber um so viel Toleranz bitten, daß sie auch Andersdenkenden die Berechtigung nicht versagen.

3. Der Trichterwickler. Eine naturwissenschaftliche Studie über den Thierinstinct. Von Erich Wasmann, S. J. Mit einem Anhange über die neueste Biologie und Systematik der Rhynchitesarten und ihrer Verwandten (Attelabiden, Rhynchitiden und Nemonygiden). Mit Holzschnitten und Tafeln. Münster, Aschendorff. 1884. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Nur mit entschiedener Abneigung können wir von dem vorliegenden Buche sprechen, welches sich eine „naturwissenschaftliche Studie über den Thierinstinct nennt. Der Inhalt desselben ist bereits in einer Reihe von Aufsätzen in „Natur und Offenbarung" erschienen und macht dem widerlich tendenziösen Charakter dieser Zeitschrift alle Ehre. Dieselbe hat sich die thörichte, weil unmögliche Aufgabe gestellt, einen Ausgleich zwischen Offenbarung und logischer Naturauffassung herzustellen und ist in dem Bestreben nach einer specifisch christlichen „Forschung" intolerant gegen Andersgesinnte, welche oft in der ungezogensten Weise ausgescholten werden. Unter diesen Glücklichen steht der verstorbene Alfred Brehm obenan. Wir wissen sehr wohl, daß derselbe häufig und oft genug an unrechter Stelle über die „Pfaffen" geschimpft hat, und können daher den Rachedurst seiner Gegner begreifen; wir müssen aber aus persönlicher Bekanntschaft und Freundschaft mit einem Manne, der sich gegen irdische Richter nicht mehr vertheidigen kann, hinzufügen, daß dieser sein Groll in einer tiefempfundenen moralischen Entrüstung über die durch unduldsames Pfaffenthum stets unterstützte und vertheidigte Bornirtheit und über den Aberglauben des Laien in der Auffassung der Natur wurzelte: eine Entrüstung, welche jeder wahrhaft Gebildete, dem die geistige Erziehung seiner Mitmenschen ohne Beherrschungsgelüste am Herzen liegt, theilen muß, wenn er es auch oft für gerathener halten mag, seine diesbezüglichen Ansichten für sich zu behalten.

Diese allgemeinen Bemerkungen stehen mit der Besprechung des obengenannten Buchs insofern in Zusammenhang, als in demselben wiederum gegen Brehm eine Anzahl von Pfeilen abgeschossen wird, welche das Tendenziöse des Verfassers im grellsten Lichte erscheinen lassen.

Es handelt sich um die Schilderung eines Käfers, welcher durch seine „Kunsttriebe" beim Ablegen der Eier ein allgemeines Interesse verdient und daher auch in einem populären Werke, wie es Brehm's „Thierleben" ist, eine Stelle gefunden hat. Der neunte Band, welcher die Insekten enthält, ist von Taschenberg bearbeitet, der durch ähnliche Publicationen jedem Unparteiischen den Beweis geliefert hat, daß er weit entfernt ist, der sogenannten materialistischen Weltanschauung zu huldigen. Bei populären Schilderungen der mannichfachen Gewohnheiten im Leben der Thiere ist es beinahe unvermeidlich, stillschweigend Parallelen zwischen diesen und den menschlichen Thätigkeiten zu ziehen und infolge dessen auch Ausdrücke zu gebrauchen, welche strenggenommen nur der „Krone der Schöpfung" zukommen, wie „Mutterliebe", „Fürsorge" für die Nachkommen u. s. w.

Dieser Darstellungsweise hat sich auch der Verfasser des vorliegenden Buchs nicht ganz verschließen können, hält sich aber für verpflichtet, dabei folgende Anmerkung hinzuzufügen: „Durch die wiederholten Anklänge an eine Personification des Trichterwicklers in der folgenden Schilderung wollen wir keineswegs Dr. Brehm die Hand reichen. Wir gebrauchen die Personification, um das Thierleben dem Menschen zu veranschaulichen; Dr. Brehm misbraucht sie, um das Thier zu vermenschlichen." Es liegt eine grenzenlose Dreistigkeit in dieser Behauptung, welche sehr nach dem bekannten „Quod licet Jovi, non licet bovi" schmeckt. Doch bei den Herren aus der Societas Jesu gilt ja der Spruch, daß der Zweck die Mittel heilige, und so können wir uns, nachdem wir die würdigen Principien des Verfassers durchschaut haben, nicht weiter wundern, wenn wir in einer andern Note Folgendes lesen: „Die Tendenz des Bandes «Insekten» gehört nämlich Dr. Brehm selbst ebenso innig an, wie die Tendenz der von ihm persönlich bearbeiteten Theile des Gesammtwerks. Dr. Taschenberg übernahm für die Gliederfüßler nur Handlangerdienste" — und ähnlich bei einer zweiten Gelegenheit: „Wir bedauern, Dr. Taschenberg an solchen Stellen nur als das inspirirte Organ Dr. Brehm's behandeln zu müssen." Um seine Wuth an Brehm auszulassen, scheut sich der Verfasser also nicht, einem andern Autor sein geistiges Eigenthumsrecht streitig zu machen! Dabei ruft er aber den Darwinisten zu: „lieber die Wahrheit den Leidenschaften geopfert, als vor der Wahrheit gebeugt", und preist es als den schönsten Sieg, sich selbst zu besiegen. Und der Herr Verfasser? — Ja, Bauer, das ist ganz was anders!

Doch genug über solche Grundlagen eines Buchs, dessen tendenziöser Charakter dadurch hinlänglich klargelegt ist. Was von einem derartigen Standpunkte aus für die Frage nach der Wesenheit und der Entstehung des Thierinstincts gewonnen wird, läßt sich von vornherein denken. Näher auf die scholastischen, unter Anführung des heiligen Thomas angestellten Deductionen eines Verfassers einzugehen, nach dessen Meinung „einzig die gläubige Forschung (!) über das große und dunkle Räthsel des Thierinstincts einiges Licht verbreiten mag", eines Verfassers, der ferner versichert: „nur in der Philosophie des heiligen Thomas finden wir also ein rettendes Heilmittel gegen jenen dämonischen Geist der Verzweiflung, der die «Philosophie des Unbewußten», diesen unserer gottvergessenen Zeit würdigen Pansatanismus, durchweht", würde eine vollständige Behandlung der Frage nach dem Wesen und dem Ursprung des Instincts nothwendig machen, und dazu ist hier nicht der Ort.

Daß wir auf einem völlig andern Standpunkt stehen als der Verfasser, bedarf keiner besondern Versicherung. Nach der Ansicht des letztern ist „der Instinct nichts anderes als die specifisch zweckmäßige Ordnung der Sinnlichkeit des betreffenden Wesens, ein der göttlichen Weisheit würdiges Kunstwerk". Er führt die „sinnreichen Worte" eines andern Autors an: „Nicht der Trichterwickler wickelt seinen Trichter, nicht die Biene baut

ihre Zelle, sondern der ewige Schöpfer thut es durch seine unbegreifliche Weisheit, und der Käfer muß nur seine Kiefern und Füßchen und sozusagen den Namen dazu hergeben.“ Ihm ist der Gedanke ein Greuel, daß im Thier nur ein wenig von dem Geiste thätig sein könne, durch welchen der Mensch „über die ganze materielle Natur empor in das Geisterreich ragt“, kurz der Verfasser gehört zu jenen Menschen, vor deren Gottähnlichkeit einem vorurtheilsfreien Naturforscher bange werden kann. In der Absicht, durch die Lebensgewohnheiten eines einzigen Käfers, des Trichterwicklers, ein endgültiges Urtheil über den thierischen Instinct abzugeben, hat der Verfasser diesen Gegenstand bis zur Plattheit abgewickelt und ist doch auf keinen richtigen Trichter gekommen.

Kunstgeschichtliche Literatur.

1. Aus Literatur und Geschichte. Abhandlungen von Paulus Cassel. Leipzig, Friedrich. 1885. Gr. 8. 10 M.

Der unendlich fleißige Verfasser läßt den frühern Sammelbänden seiner Studien hier einen neuen folgen, worin er wiederum eine staunenswerthe Vielseitigkeit des Wissens, seltene Belesenheit und eminenten Scharfsinn entwickelt. Der Referent wüßte kaum einen andern Vertreter der Geisteswissenschaften zu nennen, welcher mit gleicher Virtuosität wie Cassel über die verschiedenartigsten Gegenstände selbständig zu forschen und zu schreiben verstände. Um so bedauerlicher bleibt es, daß er sich nicht zu der wünschenswerthen Selbstbeschränkung hindurchzuringen vermag, sowol hinsichtlich der Stoffwahl als der Formgebung. Er schreibt nicht blos über die besondersten und entlegensten Themen; er überschüttet auch in jeder einzelnen Abhandlung den Leser mit einem blendenden Sprühregen von Citaten, Abschweifungen und geistreichen Einfällen aller Art. Man kommt bei der Lektüre ebenso wenig zu ruhigem Athem wie das Triebwerk dieser mit Hochdruck arbeitenden Gedankenmaschinerie. Was könnte dieser moderne Polyhistor nützen, wenn er die tropisch wuchernde Vegetation seines Urwaldes von Gelehrsamkeit durch einen berufenen Gärtner auslichten und in ein harmonisches Landschaftsbild verwandeln lassen wollte! So wie er nun einmal ist, sammelt er doch eigentlich nur einen Haufen Goldkörner für andere.

Da eine ganze Anzahl von Gelehrten zusammentreten müßte, um Cassel zu controliren, so beschränke ich mich darauf, die meinem Fache nahe liegenden Essays herauszugreifen, und will versuchen, ob ich eine kleine Blütenlese der werthvollsten Funde daraus für den Leser zusammenstellen kann.

In der Abhandlung „Die bildende Kunst und das Volk“ erzählt der Verfasser, daß das Volk sich die ihm unverständliche Gestaltenwelt in seinem Sinne umdeutet. So habe es die Söhne des Biörn oder Bären (Thor) zu „wilden Männern“ gemacht, wie solche z. B. noch im preußischen Wappen vorkommen. Die in Rom einbrechenden Germanen hielten das Reiterstandbild des Kaisers Marc Aurel für dasjenige des Dietrich von Bern. Der jüdische Reisende Benjamin von Tudela erklärte um 1170 in Rom eine Statue des Hercules für diejenige des Simson, den lockigen Apollo für Absalon. Wiederum ist in der mittelalterlichen Kunst Simson mit starken Locken und auf einem Löwen reitend der Typus Christi als des Löwen aus Juda. Der sogenannte Weltdrache an der Liebfrauenkirche zu Arnstadt ist nichts weiter als der Walfisch, welcher den Propheten Jonas verschlingt.

Hochinteressant ist ein Excurs über die vielbesprochene Päpstin Johanna. Das Concil von Nicäa hatte nämlich verboten, an Eunuchen eine geistliche Würde zu übertragen. Mit Bezug hierauf schrieb einmal Leo IX. an den Patriarchen Michael von Konstantinopel, daß man dort Eunuchen, deren gewöhnliche Bezeichnung femina war, auf den Sitz des Oberpriesters erhoben habe. Von Byzanz aus machte man Rom den gleichen Vorwurf. Die Gelegenheit dazu gab ein Bild des Evangelisten Johannes, welcher in der römischen Kirche einer Jungfrau ähnlich abgebildet wurde, während ihn die orientalische Kirche als Greis darstellte. Es konnte daher dessen jungfräuliches Bild den nach Rom kommenden Byzantinern sehr leicht als das Conterfei eines Weibes erscheinen. Dazu trat der Umstand, daß die ältesten Berichte einen Papst Johannes papa anglicus nennen, woraus man folgerte: die Päpstin sei aus England gewesen. Man las aber die Unterschrift des betreffenden Bildes falsch. Sie lautete offenbar: Jo. P. A., d. h. Johannes Presbyter Angelus. Presbyter (Priester) war im Mittelalter der Beiname des Johannes; desgleichen hieß nicht blos er, sondern jeder Papst und Bischof Angelus, d. h. Bote, Evangelist. Aus der Inschrift Angelus machte man Anglus. Das Bild sah jungfräulich aus, und so entstand in der naiven Auffassung des Volks die Meinung, es habe einmal eine virgo gegeben, welche als Papst regiert hätte.

Aehnlich anmuthend ist, was Cassel über die Sage vom blutflüssigen Weib zu Paneas aufstellt. Gern stimmen wir seinem Schlußsatz zu: „Die Kunst, wenn sie lehren soll, muß aus dem vollen Volksbewußtsein der Zeit herausquellen. In Athen waren die Kunstwerke zugleich Volksthaten, im Mittelalter Glaubensthaten. Mögen sie in unsern Tagen beides in einem sein.“

Ein zweiter sehr beachtenswerther Aufsatz trägt die Ueberschrift „Die Musik und ihr Einfluß auf die Menschen“. Dort meint Cassel, daß die Menschen im Walde

Musik gelernt haben; Musik sei die erste Kunst, weil die allgemeinste und elementarste. Wie Narciß in dem See sein Angesicht sah, so hört unsere Seele in den Variationen der Melodie ihr Leid und ihre Freude. Es ist aber auch geschichtlich nachweisbar, daß die Musik die Mitschuldige des Völkerverfalls ist. Es liegt in ihrem Wesen, daß sie in materiellen und idealloſen Zeiten, wo andere Künste verlieren, Blüte und Einfluß behaupten kann. Wenn die Völker den Geschmack für erhabene Tragik und ernste Schöpfung verloren haben, dann bleibt ihnen noch der Sinn für Genuß; zu jeder andern Kunst gehört eine antwortende Gegenarbeit, aber in der Musik vermag der Mensch passiv zu schwelgen: er kann da baden, ohne schwimmen zu müssen. „Orpheus in der Hölle" hatte mehr Zuhörer als der wahre Orpheus und wurde von den Bacchantinnen nicht zerrissen, sondern bezahlt. Die Musik gedeiht nicht zum Segen der Gesellschaft, wenn sie die andern Künste überschwemmt, sondern wenn sie mit ihnen wetteifert.

Ein sehr umfänglicher Artikel sind die „Studien über Dante". Nach Cassel ist Dante's „Göttliche Komödie" die erhabenste Epopöe der römischen Legende. Den Dante studiren fast nur die nationalen Archäologen. Er kennt nicht eine befriedigende historische Gerechtigkeit; er steht auf der ganzen Weltanschauung der römischen Kirche und erhält seine Antipathie gegen die Verirrungen des Papstthums rein von jedem Urtheil über die Kirche selbst. Die Ideen seiner Weltmonarchie sind wol wahr und erhaben, aber er überträgt diese eine Monarchie auf Rom. Dante preist darum das römische Kaiserthum, weil es den Hader der politischen Männer in der Republik unterdrückte. Die drei Frauen haben folgende Bedeutung: die Donna gentile ist die Philosophie oder die Hoffnung, Lucia der Glaube, Beatrice die Liebe. Letztere ist die Seligmachende.

Wir begnügen uns, im übrigen nur die Titel der weitern Abhandlungen hier zu verzeichnen, das Studium derselben den Lesern überlassend. Sie lauten: „Prophetinnen und Zauberinnen"; „Ueber Jordanes"; „Englische Frauen auf deutschen Thronen"; „Sklave und Sklavin in Rom"; „Die Freigelassenen"; „Die Namen der Monate"; „Caricaturnamen"; „Das Targum Esther."

2. Grand-Carteret. Les Moeurs et la Caricature en Allemagne, en Autriche, en Suisse. Avec préface de Champefleury. Ouvrage illustré (de 4 planches en couleur, de 19 planches hors texte, de 314 vignettes, de portraits et de titres de journaux). Deuxième édition. Paris, Westhausser. 1885.

Es ist oft darauf hingewiesen worden, welche Bedeutung die Komödie und Satire in der Dichtung, die Caricatur auf dem Gebiete der bildenden Kunst für das Leben eines Culturvolks habe. Ist sie doch gewissermaßen ein Höhenmesser der Freiheit einerseits, der Selbsterkenntniß andererseits, deren sich ein Volk erfreut; vielleicht auch ein Ventil oder ein Spiegel der Sitten des Volks. Bei dieser großen Bedeutung, welche demnach die Caricatur hat, ist es auffällig, daß bisjetzt nur Ausländer, der Engländer Wright (1875) und der Franzose Grand-Carteret, eine Geschichte der Caricatur zu schreiben versucht haben. Noch sonderbarer aber ist, daß dieser Franzose — allerdings unterstützt durch eine ganze Reihe von deutschen Autoritäten — eine außerordentlich umfängliche, gründliche und zutreffende Geschichte der Caricatur in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz schreibt, obendrein noch als ein Muster für sein eigenes Volk. Wir glauben diesem Buche keine bessere Empfehlung mitgeben zu können, als wenn wir eine Uebersetzung, noch lieber eine gleichzeitige Ueberarbeitung, durch einen Deutschen wünschen; freilich müßten die im französischen Original enthaltenen Abbildungen beibehalten werden, da viele derselben von einer in Deutschland leider nicht üblichen Feinheit sind. Ob freilich die Franzosen geschickt genug sind, sich aus diesem Buche ein zutreffendes Bild von uns zu machen, möchten wir denn doch einigermaßen bezweifeln. Außer den bereits genannten Eigenschaften haben wir noch zu rühmen, daß die ganze Haltung des Buchs und die Auswahl der Bilder von echt sittlichem und wissenschaftlichem Geist getragen ist. Die Lektüre des Werks ist eine ungemein belehrende und interessante.

3. Geschichte der Renaissance in Frankreich von Wilhelm Lübke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 150 Illustrationen in Holzschnitt. Erste Lieferung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1885. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Ursprünglich erschien als vierter und fünfter Band von Kugler's „Geschichte der Baukunst" die „Geschichte der Renaissance in Frankreich und Deutschland" (1868—73). Später wurde dieses Werk mit Recht in zwei selbständige Bücher getheilt: das erste derselben bildete die „Geschichte der Renaissance in Deutschland" (2. Aufl. 1882), und zwar als zweiter und dritter Band der „Geschichte der neuern Baukunst" von Jakob Burkhardt und Wilhelm Lübke; die andere Hälfte liegt vor in der „Geschichte der Renaissance in Frankreich", deren zweite verbesserte und vermehrte, mit 150 instructiven Holzschnitten ausgestattete Auflage wir hier anzeigen wollen. Im allgemeinen haben wir zunächst daran zu erinnern, daß Lübke sich auf diesem Gebiete als auf seiner Domäne bewegt. War schon die deutsche Renaissance sein besonderes, größtentheils durch persönliche Forschungen erworbenes Eigenthum, so ist es die französische Renaissance fast noch mehr. Lübke hat ebenso wol an Ort und Stelle geprüft, als auch die einschlagende aus- und inländische Literatur einer eingehenden Revision unterzogen; insbesondere verwerthet er die Ergebnisse seiner letzten großen Reise in Frankreich, welche er schon 1882 in „Nord und Süd" beschrieben hatte. Gegenüber solchen Quellenstudien kann ein Kunstreferent schwerlich etwas Besseres thun, als den Ertrag so großen Fleißes dankbar hinzunehmen; er hat nur die angenehme Pflicht, dem Leser einigen Einblick in dieses Sanctuarium der Werkstatt des berühmten Kunsthistorikers zu eröffnen.

Als culturgeschichtlichen Hintergrund seines Ausschnitts aus der Kunstgeschichte gibt Lübke zunächst eine auf sorgfältigen Studien beruhende Einleitung. Er schildert die Umwandlung, welche der Geist, speciell der des Adels, in Frankreich erfuhr durch die italienischen Feldzüge Karl's VIII. und Ludwig's XII. Sodann weist er nach, wie der Maler Jean Fouquet und selbst die Bücherillustration überwiegend unter der Einwirkung des Hofes standen. Endlich werden die Geistesrichtung Franz' I. sowie dessen Verhältniß zu den Künstlern, der Umschwung der Literatur und besonders der Einfluß der Antike treffend charakterisirt.

Nach dieser Grundlegung geht nun Lübke dazu über, die Nachblüte der kirchlichen und der profanen Gothik in Frankreich zu skizziren; sodann entwickelt er in ausführlicher Breite die Geschichte der Renaissance unter Franz I., der Architektur unter den letzten Valois u. s. w. Hierbei unterstützen ihn ebenso sehr zahlreiche gediegene Abbildungen der besprochenen Bauwerke wie seine Meisterschaft in der Beschreibung architektonischer Leistungen. Lübke's Forschungen gipfeln in dem Nachweis, daß die französische Renaissance dem Hof ihr Dasein und dem Geist desselben ihr Gepräge verdankt. Die italienische schafft dem ganzen Leben einen künstlerisch verklärten Ausdruck, während die französische ein glänzender Schmuck des vornehmen Lebens sein soll. Was die Einzelausführung anlangt, so müssen wir auf das Werk selbst verweisen, welches allen Architekten und Kunsthistorikern die besten Dienste zu leisten geeignet ist.

4. Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen von Ludwig Richter. Herausgegeben von Heinrich Richter. Frankfurt a. M., Alt. 1885. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Zweimal in der deutschen Kunstgeschichte hat der Holzschnitt eine große Rolle gespielt und für die breitern Schichten des Volks eine unvergleichliche Bedeutung gewonnen. Nachdem er schon seit dem 12. Jahrhundert von den sogenannten Briefmalern benutzt worden war, fing er seit ungefähr 1423 an, als selbständige Technik eine immer größere Verbreitung zu erlangen, und zwar in solchen Büchern, welche vorzugsweise zur Verbreitung unter dem Volke bestimmt waren. Besonders die nürnberger führenden Maler bildeten dann eine Schule der Formschneider, welche fast zahllose Holzschnitte über Land und Leute ausstreute: voran steht Albrecht Dürer mit mehrern seiner berühmtesten Werke. Später vom Kupferstich verdrängt, schwand der Holzschnitt so sehr vom Kunstmarkt, daß der Engländer Thomas Bewick (1753—1828) ihn neu erfinden mußte und zum Glück ihn gleichzeitig bedeutend vervollkommnete. Damit war abermals die Möglichkeit gegeben, die Kunst aus ihrer aristokratischen Isolirung zu befreien und als befruchtenden Lebensstrom in Haus und Hütte des Geringsten hineinzuleiten. Wie verantwortungsvoll ist doch die Aufgabe des Zeichners für den Holzschnitt, wenn er sie recht erfaßt! Wie wirkt doch auf das niedere Volk, besonders auf die Kinderwelt, das Bild mehr als das Wort; wie kann da die Phantasie zum Segen oder zum Fluch für Unzählige geweckt werden; wie muß doch gerade da die Stoffwahl die richtige und die Formgebung eine naturwahre und sinnige zugleich sein! Darin eben besteht die Größe Ludwig Richter's, daß er dieses Ziel ins Auge gefaßt hat wie kein anderer vor ihm; er gehört zu den wenigen Künstlern, welche auf ihrem Gebiete bahnbrechend und epochemachend zugleich gewesen sind. Seine ursprüngliche Beschäftigung mit dem Kupferstich und der Radirung ging äußerlich in der neuen Art der Reproduction unter, innerlich aber lebte sie mit viel größerer Geltung fort, als sie zuvor besessen; der geistige Niederschlag seines eigentlichen Berufs, der Landschaftsmalerei, und seiner in Italien, Frankreich und den Niederlanden gemachten Studien blieb aufgehoben in der beispiellos reichen Welt dieser Holzschnitte. Da wo Fiesole in Farben betete als ein mittelalterlicher Christ, da betete Richter im Holzschnitt als ein reiner Mensch des 19. Jahrhunderts. Richter gehört nach mehr als einer Seite hin zu den herrlichsten Gestalten in der Künstlerwelt der Neuzeit. Er studirte drei Jahre in Italien, blieb aber durch und durch deutsch und bediente sich der Formensprache seines Zeitalters, nicht derjenigen eines vergangenen. Er zählt zu jenen Männern, welche die deutsche Malerei in verhältnißmäßig kurzer Zeit aus unglaublicher Verkommenheit zu ihrer jetzigen Höhe emporheben halfen, zu jener Minderzahl, deren Fußstapfen von Segen triefen, weil sie nie ihren Stift oder Pinsel dem Unreinen liehen. Unter den mehr als 3000 Illustrationen, welche von Richter herrühren, mag immerhin die Mehrzahl mit ihrer Zeit vorüber sein; ein engbegrenzter Kreis aber von Werken, in welchen er seine Eigenart offenbart, wird ihn unsterblich machen. Er wurzelt mit seinen Bildern im Volk der mittlern und untern Schichten; aber auch über das Kleinste und Alltägliche gießt er den Hauch der Poesie aus, und in die unscheinbarsten Umrisse legt er oft eine staunenswerthe Sinnigkeit und Innigkeit, ein Gemisch von Schalkhaftigkeit und Fröhlichkeit hinein. Ebenso naturwahr wie das Volkslied schildert er Freud und Leid des Menschenherzens; seine Vereinigung von Landschaft und Menschen zeigt beide stets in ihrer Wechselwirkung; seine Charakteristik besonders des kleinbürgerlichen Lebens ist eine geradezu schlagende.

Bei einer solchen Bedeutung Ludwig Richter's ist es denn ohne Frage ein Verdienst, welches er sich um die Kunstgeschichte seiner Zeit erwarb, daß er diese leider unvollendet gebliebene Selbstbiographie uns hinterließ. Dankenswerth ist es auch, daß der Herausgeber, der Sohn Heinrich, die Leser für den Ausfall des Schlußabschnitts entschädigte durch ungemein werthvolle Auszüge aus des Vater's Tagebüchern und Briefen. Letztere besonders erweisen, daß Richter nur darum ein so großer Illustrator wurde, weil er ein durch und durch edler, im besten Sinne des Worts frommer Mensch war. Es ist überaus anziehend, zu erfahren, wie sich dieser Mann von ursprünglich sehr bescheidener Bildung zu den gereiftesten Kunstansichten

hindurchgerungen, seine Bahn unentwegt verfolgt und in der Selbstbeschränkung seine Größe gesucht hat. Wir tragen Bedenken, hier besondere Theile aus dieser Selbstbiographie herauszugreifen, da sie in ihrer Art alle interessant sind. Jedenfalls ist die Lektüre dieses Buchs nicht blos der Kunstgemeinde, sondern der ganzen modernen Gesellschaft zu empfehlen, soweit sie sich an Richter's Werken erfreut hat. Seine Schreibweise ist fesselnd, sein Buch voll von geschichtlichen Bezügen, der Vortrag ebenso bescheiden wie im Holzschnitt.

Möge diese Selbstbiographie als der Schlüssel zu Ludwig Richter's Werken eine ähnliche Verbreitung finden, wenigstens auszugsweise, wie die malerischen Schöpfungen des Meisters selbst.

Gustav Portig.

Ein Essay über Voltaire.

Voltaire. Ein Charakterbild von W. Kreiten, S. J. Zweite vermehrte Auflage. Mit Voltaire's Bildniß. Freiburg i. Br., Herder. 1885. Gr. 8. 6 M.

Der Verfasser des vorliegenden Werks läßt uns keinen Augenblick in Zweifel darüber, zu welchem Zweck sein auf 562 Seiten durchgeführtes Lebens- und Charakterbild Voltaire's dienen soll: es soll auf ewige Zeiten einen unüberwindlichen Ekel und Abscheu vor dem Menschen Voltaire einflößen. So schildert denn Kreiten in der eingehendsten Weise das Verhalten und Auftreten Voltaire's in den verschiedenen Verhältnissen seines Lebens, und aus all diesen Schilderungen geht dieser hervor als der ausgemachteste Lügner, Heuchler, Schmeichler, Intrigant, Geizhalz, Betrüger, Dieb und Tyrann, als ein Ausbund von Gottlosigkeit und Frivolität, die Gemeinheit seiner Seele und seines Herzens in allem, was er sprach, schrieb und that, bekundend. Kein Sonnenblick erhellt dieses grause Gemälde, nicht eine gute Seite verbleibt dem Menschen Voltaire; es ist die Schilderung des leibhaftigen Satans. Ist nun aber auch diese Charakteristik eine der geschichtlichen Wahrheit entsprechende, objective Darstellung des Lebens und Charakters des großen Kritikers? Der Verfasser antwortet auf diese Frage mit der Versicherung, daß seine Schilderungen auf den sichersten und authentischsten Quellen beruhen, nämlich auf den eigenen Werken und der ausgedehnten Correspondenz Voltaire's. Wie kommt es aber dann, daß ein David Strauß, Hettner und Mahrenholtz, die ganz aus denselben Quellen schöpften, uns einen merklich verschiedenen, lichtvollern Voltaire gezeichnet haben? Dürfte diese Erscheinung sich wol dadurch erklären, daß des Verfassers eigene Ueberzeugungen sich in einem directen Gegensatz zu der Weltanschauung seines Helden befanden, und daß er den Haß, den diese ihm einflößte, auch auf das Leben und den Charakter Voltaire's übertrug? Zur nähern Würdigung und möglichen Bestätigung dieser Erklärung werden wir daher genöthigt sein, die Gegensätze kurz, aber anschaulich hervorzuheben, welche zwischen des Verfassers religiösen, wissenschaftlichen und politischen Anschauungen und denen Voltaire's bestehen und in den Analysen, die der Verfasser auch den literarischen Werken Voltaire's, wenn auch an zweiter Stelle, widmet, klar und deutlich heraustreten.

Kreiten ist strenger, rechtgläubiger Katholik und noch dazu Jesuit; daher feiert er, wo immer nur die Besprechung der Werke Voltaire's ihm die Gelegenheit dazu bietet, das Papstthum als die unantastbarste, höchste, von Gott selbst eingesetzte Macht dieser Erde. Voltaire dagegen erscheint in seinen Dichtungen, seinen Geschichtswerken, seinen philosophischen Schriften als der erbittertste, grimmigste Feind dieses Papstthums, das er als die für die Aufklärung, den Fortschritt und das Glück der Menschheit verderblichste Einrichtung brandmarkt und mit allen Mitteln seines reichen Geistes zu brechen und zu stürzen trachtet. Der Verfasser erkennt in der katholischen Kirche den „ewigen Jungbrunnen der Völker und Nationen", in ihren Priestern, geistlichen und weltlichen Orden die unangreifbaren Diener Gottes — Voltaire bekämpft in dieser Kirche die furchtbarste Feindin der Freiheit, der Bildung und des Heils der Welt und in ihren Priestern und Dienern die herrschsüchtigsten Bedrücker und Betrüger der Menge. „Ecrasez l'infâme!" ruft er auf diese Kirche deutend mit bitterm Haß und, wie der Verfasser an zwei Stellen uns mittheilt: „Hänget am Darm des letzten Jansenisten den letzten der Jesuiten auf."

Kreiten als rechtgläubiger Katholik glaubt nicht allein an die wesentlichen Dogmen des Christenthums, sondern auch, wie z. B. aus seiner Besprechung der Wunder der Jungfrau von Orleans hervorgeht, an die Legenden, Wundererzählungen und Heiligengeschichten, welche die katholische Kirche als unbestreitbare Thatsachen predigt — Voltaire ist der Feind dieses Christenthums; jene Wunder und Legenden sind ihm ein fluchwürdiger Priestertrug, der Glaube an sie ein abscheulicher Aberglaube. Der Verfasser als rechtgläubiger Katholik kennt keine Toleranz in Sachen des Glaubens; er bedauert es z. B., daß dem Cardinal Fleury die Mittel fehlten, die religiösen Sectirer mit einem einzigen großen Schlage zu zerschmettern; er findet es in der Ordnung, daß die glänzende Schauspielerin Lecouvreur, die ohne Absolution gestorben war, außerhalb des Kirchhofs verscharrt wurde; er entschuldigt es, daß der junge sechzehnjährige La Barre wegen Beschädigung eines Crucifixes enthauptet wird — Voltaire dagegen ist der eifrigste Apostel dieser Toleranz, der grimmigste Feind jenes religiösen Fanatismus, der die Bartholomäusnacht, die unzähligen Ketzerverfolgungen und die Blutgerichte der Inquisition verschuldet und überall nur Blut und Leichen in seinem Gefolge gehabt hat. Voltaire ist der Apostel dieser

Toleranz und darum der unermüdliche Anwalt aller von den Jesuiten und der katholischen Kirche Verfolgten, Gemarterten und Verurtheilten; er war es, um nur ein Beispiel aufzuführen, der es dahin brachte, daß das von dem toulouser Parlament gegen Calas ausgesprochene und leider auch ausgeführte Todesurtheil endlich als nichtig erklärt, der Hingerichtete und seine Familie als unschuldig erkannt und die Witwe mit den Kindern vom König entschädigt ward.

Kreiten als rechtgläubiger Katholik verwirft jede Philosophie, welche die Wahrheit aus der alleinigen Vernunft schöpfen will und mit der christlichen Dogmatik nicht übereinstimmt; mit tiefer Entrüstung spricht er von den englischen Deisten Hobbes, Shaftesbury, Toland, Collins; mit Abscheu schildert er die philosophischen Anschauungen eines Friedrich II. und seiner Tafelrunde sowie die der sogenannten Encyklopädisten, eines d'Alembert, Diderot u. s. w. — Voltaire ist in Frankreich der bedeutendste Vertreter des Deismus, die Seele und der innere belebende Gedanke der „Encyklopädie" und stellt in seiner „Métaphysique", seinem „Dictionnaire philosophique" sowie in seinen „Éléments de la philosophie de Newton" ein System auf, das nicht allein von den Dogmen der Kirche unabhängig ist, sondern dieselben auch mit allen Waffen des Scharfsinns, der Ironie und des Spottes bekämpft.

Der Verfasser als frommer Katholik findet in Bossuet das Ideal aller Geschichtschreiber. „Bei Bossuet", sagt er, „leitet ein göttlich wunderbares Thun unter aller menschlichen Gegenwirkung mittels eines erwählten Volks (also der Juden) und besonders berufener Werkzeuge die Weltgeschichte ihrem höhern Ziel entgegen" — bei Voltaire ist von übernatürlicher Leitung, von übernatürlichen Zwecken und Mitteln keine Rede, „die menschliche Natur hat es lediglich mit sich selbst und der äußern Natur zu thun", d. h. die Geschichte ist die Darstellung der allmählichen, unter harten Kämpfen vorgehenden Entwickelung der Menschheit zur Vernunft, Humanität und zum Glück.

Da, wie wir wissen, Kreiten dem Wunder- und Legendenglauben huldigt, ist er dem Studium der Naturwissenschaften nicht günstig und macht unter anderm darauf aufmerksam, daß in England der Unglaube sich auf diesem Gebiete zuerst entwickelt habe — Voltaire schenkt diesen Wissenschaften die höchste Aufmerksamkeit und erkennt in ihnen eine lautere Quelle unserer wichtigsten und wahrsten Erkenntnisse.

Endlich ist Kreiten in politischer Beziehung ein Reactionär, der Gesinnungsgenosse eines de Maistre, Veuillot, Dupanloup, Magnard; nichts ist ihm verhaßter als der Liberalismus, der dem Papst gegenüber die Rechte des Staats, den Fürsten gegenüber die Rechte des Volks wahren will — und nun Voltaire, was ist dieser? Er ist, wie der Verfasser selbst sagt, der Vater dieses verhaßten Liberalismus, der Vorkämpfer constitutioneller Verfassungen nach englischem Muster, der begeisterte Freund und Förderer politischer Freiheit.

Werden wir nun, indem wir die bisher aufgestellten Gegensätze zwischen des Verfassers Ueberzeugungen und denen Voltaire's in ihrer vollen Bedeutung würdigen, es noch unerklärlich finden können, daß unter des Verfassers Händen der Mensch Voltaire zu einem „Abschaum der Menschheit" wurde? In der That, Kreiten hätte, um mit Goethe zu sprechen, ein „Uebermensch" sein müssen, um das Leben und den Charakter eines Mannes, der in allen höchsten Glaubens- und Wissensfragen sein ärgster Widersacher war, parteilos und objectiv schildern zu können. Der Verfasser übernahm eine Aufgabe, zu deren befriedigender Lösung er nicht die geringste Befähigung hatte; denn einem Feinde wie Voltaire gegenüber konnte ihm nur Haß und Verblendung die Feder führen, und so ist denn auch sein „Charakterbild" Voltaire's ein Werk der Parteileidenschaft, nicht vorurtheilsfreier, unbefangener Forschung geworden. Als solches besitzt es allerdings jene Anziehungskraft, die einem nie ermüdenden beredten Pathos immer eigen ist, aber es überzeugt nur solche, für die es von vornherein keiner Beweisführung bedurfte.

Adolf Heerklotz.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Verlage von Hinricus Fischer Nachfolger in Norden ist die zweite Auflage zweier Essays von Ralph Waldo Emerson erschienen, welche Selma Mohnicke aus dem Englischen übersetzt hat. Sie führen den Titel „Ueber Bücher" und „Ueber häusliches Leben". Der Verfasser verlangt einen „Professor der Bücher" an den Universitäten. Er selbst aber ist überzeugt, daß die wenigen Musterschriftsteller sich in jeder Privatbibliothek finden; der menschliche Geist würde vielleicht am meisten gewinnen, wenn alle untergeordneten Schriftsteller verloren gingen. Die berühmtesten Bücher enthalten zuerst und zuletzt immer die besten Gedanken und Thatsachen. Darum leset nur, was euch gefällt und mindestens ein Jahr alt ist. Zum Beispiel unter den Griechen sind unentbehrlich: Homer, Herodot, Aeschylos, Plato; unter den übrigen Völkern weiß der Verfasser ebenso gut Bescheid, welcher sich jedenfalls alle Buchhändler, Schriftsetzer und Schriftsteller — wenigstens in Deutschland — zu Todfeinden machen wird durch seine Ketzereien! Der zweite Essay ist womöglich noch inhaltloser als der erste. Dort heißt es unter anderm: „Der größte Mann in der Weltgeschichte war immer der ärmste. Armuth besteht nur darin, sich arm zu fühlen. Schönheit ist selbst in dem Schönen zufällig, aber sie ist doch niemals ganz entfernt von unsern Augen. Es gibt kein größeres Ereigniß im Leben, als die Erscheinung neuer Personen an unserm Herde" u. s. w. Man sieht, daß unser ohnehin an Hypertrophie leidender Büchermarkt durch schriftstellernde Frauen wahrlich nicht entschweningert wird.

— August Boltz veröffentlicht bei R. Gaertner in Berlin eine ausgezeichnete Abhandlung unter dem Titel „Die Kyklopen, ein historisches Volk". Er führt den Beweis auf rein sprach-

wissenschaftlichem Wege und hat für seinen Zweck die bedeutendsten literarischen Studien gemacht. Er hat sich sogar mehrmals nach dem Tiberland begeben, um die Sprechweise des dortigen Landvolks auf sich wirken zu lassen. Seine Gründe sind etwa folgende: die Stellen im Homer, wo Kyklopen erwähnt werden, hängen mit den damals beliebtesten See- und Schiffermärchen zusammen. Die Angaben der Historiker weisen uns nach Sicilien, wo die Sikeler schon in grauer Vorzeit bekannt sind. Cyclops ist identisch mit Siklos, Siclus, Siculus. Kyklopen sind Ring—arbeiter, d. h. die Anfertiger der zahlreichen Ringfesten und Rundbauten, welche in Italien, Griechenland und Kleinasien von ihnen handwerksmäßig hergestellt wurden und den Namen Kyklopenwerke mit höchstem Recht führen. Die Volksetymologie knüpfte an jenes Wort das Märchen vom „Menschenfresser Rundauge" (Kyklops). Die eminent gelehrte Begründung seiner Ansicht hat Voltz dem Leser in der Broschüre so überzeugend gegeben, daß schwerlich irgendwie gegen ihn aufzukommen sein wird.

— Von der neubegründeten „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft", herausgegeben von Friedrich Chrysander und Philipp Spitta unter Redaction von Guido Adler (Leipzig, Breitkopf u. Härtel), liegt uns das dritte Vierteljahrsheft des ersten Jahrgangs (1885) vor. Der Inhalt ist folgender: C. Stumpf schreibt über Musikpsychologie in England, Philipp Spitta noch einmal über Sperontes „Singende Muse", Paul Graf Waldersee über Antonio Vinaldi's Violinconcerte, F. Ascherson gibt eine musikalische Bibliographie, endlich folgen Kritiken und Referate, Stumpf beschäftigt sich eingehend mit E. Gurney's „Power of Sound" (1880), nachdem er vorher die Theorien von Spencer, Sully und Darwin erörtert hat. Er thut dies mit großer kritischer Schärfe und gelangt zu dem Ergebniß, daß wir die Hegel'sche Metaphysik bei Moritz Hauptmann gleichsam übersetzen müssen in die Sprache der empirischen Psychologie. Zwischen der Scylla des unbewußten Zählens und der Charybdis der bloßen Empfindung liegt die bewußte Wahrnehmung in der Mitte. Die übrigen Abtheilungen des vorliegenden Hefts sind ebenso vortrefflich in ihrer Art wie die erste von Stumpf; wir können nur unsere dem ganzen Unternehmen von vornherein mitgegebene Empfehlung wiederholen, daß es sich hier um eine wahrhaft gediegene, echt wissenschaftliche musikalische Zeitschrift handelt.

— Eine vortreffliche „Darstellung und Beurtheilung der Pädagogik Schleiermacher's" gibt Gustav von Rohden (Leipzig, Fock). Diese kleine, vom gründlichsten Studium zeugende Schrift zeigt recht deutlich, wie selbst namhafte Gelehrte (K. Schmidt, G. Baur u. a.) ihren Mangel an Quellenforschungen durch Phrasen verdecken. Nachdem der Verfasser eine außerordentlich fleißige und übersichtliche Darstellung der Schleiermacher'schen Erziehungslehre gegeben hat, kommt er zu Schlußfolgerungen, denen wir durchaus zustimmen. Es ist richtig, daß Schleiermacher keine bestimmt ausgeprägte Psychologie entwickelt hat und rein dialektisch-scholastisch verfährt. Bei ihm herrscht die bloße Empirie, die Idee eines erziehenden Unterrichts kennt er nicht. Er ist als Philosoph nicht zum Begriff der Persönlichkeit durchgedrungen, kennt nicht die Religion als principiellen Factor in der Erziehung und bringt es nur zu einer formalen Uebereinstimmung mit dem Gange der jeweiligen Gesellschaft.

Bibliographie.

Adam, A. E., Freiherr Karl Eberhard Friedrich Varnbüler von und zu Hemmingen 1776—1832. Ein Beitrag zur Geschichte seiner Zeit. Stuttgart, Metzler. 1886. Gr. 8. 3 M.

Bacmeister, H., Erlebtes und Erdachtes. Reutlingen, Kocher. 1886. 8. 1 M.

Bastian, A., Afrika's Osten mit dort eröffneten Ausblicken. 1stes Hft. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Baur, A., Zwinglis Theologie, ihr Werden und ihr System. 1ster Bd. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 12 M.

Bender, W., Das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Bleibtreu, K., Lieder aus Tirol. Berlin, Steinitz u. Fischer. 12. 1 M.

Blumenthal, O., Die große Glocke. Lustspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Bolze, A., Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. 1ster Bd. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 6 M.

Bund, L., Gedichte. Mit Porträt. Iserlohn, Bädeker. 8. 6 M.

Die deutschen Colonialgebiete. Nr. 5: Das deutsch-ostafrikanische Gebiet. Mit Benutzung der neuesten Quellen von M. Lindner. Leipzig, Schloemp. Gr. 8. 1 M.

Corvus M., Charakter-Studien. Vier Novellen. Breslau, Schottländer. 1886. 8. 4 M.

Dalton, H., Ferienreise eines evangelischen Predigers. Zeitgeschichtliche Studien. Bremen, Müller. 1886. 8. 6 M.

Dannehl, G., Anthologie jungvlamischer Dichtung. Wolfenbüttel, Zwißler. Gr. 16. 2 M.

Dilettanten-Mappe, herausgegeben von F. Zipf. Nr. 12—17. Berlin, Zipf. 8. à 1 M.

Ditthorn, K., Mein Sommer in Liebes-Liedern. VI. Nürnberg, Kühl. 8. 50 Pf.

Ellinger, G., Alceste in der modernen Litteratur. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 80 Pf.

Erhard, E., Das Meerweibchen. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1886. 8. 5 M.

Fuchs, R., Gedichte. (1878—1885.) Dresden-Striesen, Heinze. 8. 3 M.

Koch, J., Gründliche und ausführliche Geschichte Thüringens. 1stes Hft. Gotha, Gläser. 8. 50 Pf.

König, E. A., Wegen Mangel an Beweis. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1886. 8. 10 M.

Kuropatkin, Kritische Rückblicke auf den russisch-türkischen Krieg 1877/78. Nach Aufsätzen von K. bearbeitet von Krahmer. 3tes u. 4tes Hft. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 M.

Liebeslegenden. Von Amalie Crescenzia. Wien, Konegen. 8. 4 M.

Marshall, Emma, Errungen. Eine Erzählung aus dem Quäkerleben. Deutsch von Marie Morgenstern. Leipzig, Hinrichs. 1886. 8. 3 M. 60 Pf.

Müller, A., Ethischer Charakter von Göthes Faust. Mit einem Faustmärchen als Anhang. Regensburg, Manz. 8. 2 M. 80 Pf.

Norden, E., Saat und Ernte. Erzählung. Norden, Soltau. 8. 2 M. 40 Pf.

Noiré, L., Logos. Ursprung und Wesen der Begriffe. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 8 M.

Reich, A., Berlin wie es lacht — und lachte. Geschichten aus dem alten und neuen Berlin. 1stes u. 2tes Hft. Berlin, Cronbach. 8. à 50 Pf.

Riecke, A., Cornelia. Eine Erzählung aus Wimpfens Vorzeit. Leipzig, Böhme. 1886. 8. 2 M.

Ritter, J. H, Zum Verständniß des Judenthums. Zwei Vorträge über seinen Charakter und seine Priesterlehre. Berlin, Speyer u. Peters. Gr. 8. 1 M.

Roeber, F., Litteratur und Kunst im Wupperthale bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts. Iserlohn, Baedeker. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.

Sallwürk, E. v., Handel und Wandel der pädagogischen Schule Herbart's. Eine historisch-kritische Studie. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 80 Pf.

Schaaffhausen, H., Anthropologische Studien. Bonn, Marcus. Gr. 8. 12 M.

Scherenberg, E., Germania. Dramatische Dichtung. Elberfeld, Bädeker. 12. 3 M.

Schleifer, A., Die Schlacht bei Hohenlinden am 3. Dezember 1800 und die vorausgegangenen Heeresbewegungen. Nach den besten Quellen bearbeitet. Mit einer Legende und colorirten Karte. Erding, Hauser. Gr. 8. 3 M.

Schliemann, H., Tiryns. Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns. Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen. Mit Vorrede von F. Adler und Beiträgen von W. Dörpfeld. Mit 188 Abbildungen, 24 Tafeln in Chromolithographie, 1 Karte und 4 Plänen. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 32 M.

Schneideck, G. H., Der Strike. Eine Geschichte aus dem socialen Leben der Gegenwart. Berlin, Eckstein Nachf. 1886. 12. 1 M. 50 Pf.

Schneider, W., Die Naturvölker. Missverständnisse, Missdeutungen und Misshandlungen. 1ster Tl. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 4 M.

Schrader, B., Toggenburg und Roswitha. (der sieg d. idealen.) musikdrama. Jena. 16. 1 M.

Scott, J. G., Frankreich und Tonkin. Eine Beschreibung des Feldzuges von 1884 und der Besetzung Hinterindiens, nebst Schilderungen von Land und Leuten. Deutsch von W. Rudow. Mit 1 Karte. Ilfeld a/H., Fulda. 1886. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Strümpell, L., Die Einleitung in die Philosophie vom Standpunkte der Geschichte der Philosophie. Leipzig, Böhme. 1886. Gr. 8. 6 M. 75 Pf.

Suttner, A. G. v., Daredjan. Mingrelisches Sittenbild. München, Heinrichs. 8. 3 M. 60 Pf.

Ufer, C., Durch welche Mittel steuert der Lehrer ausserhalb der Schulzeit den sittlichen Gefahren der heranwachsenden Jugend. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 40 Pf.

Walther, L., Erinnerungen aus Wilhelm Appuhns Leben. Aus seinen Aufzeichnungen zusammengestellt. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. 8. 5 M.

Werder, Anna v., Professor Irrgang. Eine Erzählung. Leipzig, Hinrichs. 1886. 8. 3 M.

Willheim, Bertha, Harte Prüfungen. Eine Lebensgeschichte. Brünn, G. u. R. Karafiat. 8. 2 M. 50 Pf.

Zimmermann, R., Kant und Comte in ihrem Verhältniss zur Metaphysik. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 60 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 312 bis 318.

Das Organische Statut für Ostrumelien und die Entwicklung dieser autonomen Provinz. (I/III.) — Die Russificirung der deutschen Provinzen Rußlands. — Militärisches aus der Schweiz. — Oesterreichische Culturarbeit in Bosnien. — Zur Situation in den Balkan-Ländern.

Aus Arabien. Von Dr. C. Snouck Hurgronje. — Rückblicke auf die badische Revolution von 1848 und 1849. Von G. Weber. (I/III.) — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (XII.) — Aus dem Sudan. — Johann Jakob Moser's Autobiographie. — Schmeller's Leben und Dichten. Von Dr. C. Ettmayr. (I/II.) — Der Geisterglaube in seinem Verhältniß zur Kunst- und Culturgeschichte. Von R. Hamerling. — Schack's „Memnon“. Von Fr. Muncker.

Die Eisenbahnen der nordamerikanischen Bundesstaaten.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon.

Vierte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

In zwei Bänden.

Erster Band. Geh. 7 M. 50 Pf. In Halbfranzband 9 M.

Dieses kurzgefaßte, auf allen Wissensgebieten hinlängliche und zuverlässige Auskunft gebende **Nachschlagebuch für den Handgebrauch** hat sich jedem, der es einmal benutzte, unentbehrlich gemacht und ist besonders auch als willkommenes Festgeschenk zu empfehlen. In der vierten Auflage wurde das Werk wieder vielfach verbessert und vermehrt; **der erste Band**, enthaltend 60 Bogen Text, 14 Karten und 34 Bildertafeln, ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hermann Hettner.

Ein Lebensbild von

Adolf Stern.

Mit einem Porträt. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

— Weihnachten 1885. —

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

ILLUSTRIRTER KATALOG

ausgewählter Werke aus dem Verlage

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

8. Geh. 64 S. mit zahlreichen Abbildungen.

Eine reiche Auswahl zu Weihnachtsgeschenken besonders geeigneter Werke enthaltend.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Säugethiere

in ihrem Verhältniss zur Vorwelt.

Von

Oscar Schmidt.

Mit 51 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 65. Band.)

Der bekannte Verfasser, Professor an der Universität Strassburg, bezeichnet dieses neue Buch als eine Ergänzung seines ebenfalls in der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ erschienenen und bereits in dritter Auflage vorliegenden Werks „Descendenzlehre und Darwinismus“, zugleich aber als ein für sich bestehendes Ganzes, das die zerstreuten Forschungen auf diesem Gebiete der Thierkunde zum ersten male in übersichtlicher Form zusammenfasst. Naturforschern wie jedem Naturfreunde bietet die Schrift eine Fülle der interessantesten Anregung und Belehrung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die menschenähnlichen Affen

und ihre Organisation im Vergleich zur menschlichen.

Von

Robert Hartmann.

Mit 63 Abbildungen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 60. Band.)

Professor Robert Hartmann in Berlin bietet in diesem Werke Fachmännern wie Laien, Anhängern wie Gegnern der Descendenzlehre eine fesselnde Darstellung der merkwürdigen Geschöpfe, welche die *menschenähnlichen Affen* genannt werden. Vorzügliche Illustrationen, nach Photographien und Originalzeichnungen in Holz geschnitten, begleiten den Text, und reichhaltige Literaturangaben erhöhen die Brauchbarkeit des Werks.

(Mit Beilagen von: **Wilhelm Friedrich** in Leipzig, **Ls. Ehlermann** in **Dresden**, **Eugen Grosser** in **Berlin** und dem **Literarischen Anzeiger**, Nr. 12.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 3. December 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Eduard von Hartmann und die Universitäten. Von J. Mähly. — Länder- und Völkerkunde. — Die Malerei der Gegenwart. Von Rudolf von Gottschall. — Zur griechischen Geschichte und Literatur. Von Karl Siegen. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Eduard von Hartmann und die Universitäten.

Der berühmte Denker und Dichter des „Unbewußten" hat die wissenschaftliche Welt seit Jahrzehnten daran gewöhnt, ihn auch als Schriftsteller auf Gebieten thätig zu sehen, die sonst von der Reiseroute des Philosophen mehr oder weniger weit abliegen, und zwar thätig in einer Weise, die den gebildeten Leser, wenn auch nicht immer überzeugt, so doch bisweilen anzieht und anregt. Er ist eben nicht blos ein bedeutender Denker, der zugleich auch die ganze Gedankenlese der vergangenen Jahrhunderte in seinen Gehirnzellen angesammelt hat, nicht blos ein geistreicher Schriftsteller, der seine Ideen mit wirksamen Pointen auszustatten und mit interessantem Beiwerk zu verbrämen weiß; er ist auch ein Meister der Form, ein wirklicher Meister unter den Tausenden, die sich dafür halten und es auch wirklich wären, wenn heutzutage ein gefälliger und glatter Fluß noch zum Meistertitel genügte. Aber das ist bei unserer verwöhnten Generation nicht mehr der Fall: sie verlangt Würze auch vom Stil des Gelehrten und gibt sich nicht einmal mehr mit bloßer Grazie zufrieden; diese muß den Zusatz des Pikanten haben, muß reizen und prickeln. Unsere wirklich guten Schriftsteller leisten dies bereits unbewußt, und zwar innerhalb der Schranken, die der Concession an besagte Geschmacksrichtung nothwendig gezogen sein müssen; die minder beanlagten müssen mit künstlicher Spannkraft sich auf jene Höhe zu schwingen versuchen. Bei dem Philosophen des „Unbewußten" mag auch ein gut Theil seines stilistischen Könnens unbewußt sein und im Blut liegen; ein anderer Theil, das Virtuose, ist dann allerdings bewußte und gewollte Kunst. Das soll ein Lob, kein Tadel sein. Letzteres wäre es nur in dem Falle, wenn die rhetorischen Motive sich in den Vordergrund drängen und die Spitze des Gedankens abstumpfen würden. Aber dieses Bedenken wird wol kaum einem Leser Eduard von Hartmann's aufsteigen; er kämpft seine Schlachten stets und ausschließlich mit der Wucht seiner Gedanken, und es ist ja ein natürlicher Vortheil, liegt im Interesse des Streiters wie des Zuschauers, wenn die Waffen dieser Gedanken blank aussehen und scharf geschliffen sind. So wird jeder gebildete Leser etwas bei unserm Autor finden, das ihn anzieht; der eine wird seine Freude haben an der schönen Form, ein zweiter mehr an der Neuheit und Gediegenheit des Inhalts, viele an beidem zugleich, und selbst wo man sich den Aufstellungen des Philosophen nicht anzuschließen vermag, sei es daß man die Prämissen, sei es daß man die Schlußfolgerungen beanstandet; immer verdienen seine Publicationen, ob Probleme oder Lösungen, Beachtung. Wir wissen nun wol, daß dies nicht die allgemein herrschende Ansicht ist, wenigstens nicht insoweit die schriftstellerische Thätigkeit des berühmten Philosophen auch andere als rein philosophische Fragen in ihren Kreis hineinzieht. Die Philosophie hat ja auch heutzutage noch mit ihrem alten Erbfeind zu kämpfen, dem Vorurtheil nämlich, daß sie ein für allemal in die Nebel der Metaphysik, als ihre Heimat und Lebensluft, zu verweisen sei; sobald sie in die solide bürgerliche Atmosphäre übertrete und hier ihre Entdeckungsfahrten unternehme oder ihre Weisheit in Wirklichkeit umsetze, werde sie kurzathmig und sterbe zuletzt an der Schwindsucht; die alternde Welt brauche zu ihrer Regeneration keine Philosophen, sondern Praktiker. Wir sind anderer Ansicht und meinen, man sollte es einem eminenten Denker eher Dank wissen, wenn er so oft als möglich von seiner hohen Warte, seinem Wolkenkukuksheim, zu den gewöhnlichen Menschenkindern herabsteigt, um ihnen seinen Rath zu ertheilen. Wenn dieser

nicht frommt, wenn er „grau" und unpraktisch ist, was hat es am Ende für Noth? Auch eine alte Frage wieder anzuregen oder eine neue aufzuwerfen, ist schon ein Verdienst, wenn die Lösung einen Werth hat für irgendeinen der zahlreichen Kreise menschlichen Seins oder Thuns. E. von Hartmann ist nun in der That einer von den Philosophen, die frisch „ins volle Menschenleben" greifen, und man darf behaupten, daß, wo er es „packte", es sich unter seinen Händen „interessant" gestaltete. Aber interessant ist noch nicht fruchtbar, noch nicht schöpferisch, und es will uns vorkommen, als sei dieser Mangel schon in mehr als einem Strauß, den der rüstige Kämpe für Fortschritt und Wahrheit ausgekämpft hat, seine Achillesferse gewesen. Sicher ist sie es in seinem neuesten Waffengang gegen das heutige Universitätswesen. Auch wer das nil admirari sich angeeignet und insbesondere nicht mehr über die Nebelbilder des sich praktisch geberdenden Philosophen in Staunen geräth, wird sich der leisen Wiederkehr dieses Gefühls nicht völlig erwehren können, wenn er die neuesten Reformideen schwarz auf weiß fixirt sieht, die der moderne Denker (im Juniheft 1885 von „Ueber Land und Meer") an Haupt und Gliedern des alt gewordenen Universitätscorpus verwirklicht zu sehen wünscht. Und Hartmann hatte dabei doch den großen Vortheil, daß er als ein Nichtzunftgenössischer kein Vorurtheil und keine Rücksicht zu überwinden hatte, daß er frank und frei von der Leber wegsprechen durfte über Zustände, die der Corporationsangehörige nur selten mit völliger Unbefangenheit beurtheilt, und selbst wenn er es thut, nur mit dem unangenehmen Gefühl, daß er einen conventionellen Bann zu sprengen hat und diese oder jene menschliche Rücksicht verletzen muß. Wohl müssen diese zarten Bedenken dem höhern Gebot der Wahrheit sich unterordnen, aber trotzdem geht es nun einmal ohne unerquickliche Empfindung nicht ab. Man ist eben Mensch, d. h. ein gesellschaftliches Wesen, und allen unsern Einrichtungen, auch den Universitäten klebt ein Flecken dieses Menschlichen an, und muß ihm ankleben, nicht blos nach christlicher, sondern auch philosophischer Anschauung; man braucht nicht einmal ein Pessimist zu sein, denn jenes Verhältniß zwischen Mensch und Unvollkommenheit liegt im Causalitätsgesetz begründet. Hartmann wird diese Bemerkung für trivial halten, aber seine Forderungen beruhen theilweise auf Verkennung jener Thatsache; sein Grundfehler in dieser Frage liegt darin, worin die meisten seiner Collegen, von Thales an bis auf unsere Zeit, sich versehen haben: daß er den Philosophen herauskehrt und den praktischen Menschen beiseite schiebt; daß er in den blauen Aether hinauf- und die gegebenen Dinge ex specie aeterni ansieht, wobei es denn vorkommen kann, daß er an ihnen anstößt und über sie strauchelt. Nicht immer zwar und nicht überall. Wo er von gewissen Missständen und Schäden spricht, welche sich im Schos der Universitäten und deren nächster Umgebung abzulagern pflegen, von Neid und Misgunst, Intriguen und Cabalen, von Frauenhuld und Frauenhaß, die auch hier ihre Fäden spinnen, da anerkennt er voll und ganz die Natur des „Menschlichen" und gibt zu, daß dergleichen keine Besonderheit der Universitäten sei, sondern mehr oder weniger jeder Corporation anklebe und ankleben werde, solange es widerstreitende menschliche Interessen gibt; hier also verzichtet er auf jede Reform als auf ein vergebliches Bemühen — sintemal es gerichtet wäre gegen die Menschennatur —, und hier wird man ihm unbedingt beistimmen müssen. Ja er geht hier recht schonend zu Werke und malt zart und anständig. Man merkt ihm an, daß er sich zur Universitätsfrage durchaus objectiv verhält — was sich auch bei großen Männern nicht so von selbst versteht —, daß er persönlich nicht verstimmt ist, weder gegen das Institut noch gegen dessen Träger, die Professoren als solche, und daß keine unliebsamen Erfahrungen sein Urtheil bestimmt oder auch blos gefärbt haben. Er hätte sogar an seinem Gemälde mit gutem Gewissen noch einen oder den andern markanten Zug anbringen können, der es nicht gerade verschönert, aber doch im Interesse der Wahrheit vervollständigt haben würde. Es sind dies zwar Züge, an denen die Universitäten an und für sich unschuldig sind, und die in der Physiognomie der Universitätsmitglieder zum Vorschein kommen würden, aber eben doch nur in dieser Atmosphäre sich bilden können. Beispielsweise sei das Coterieweseu (vielmehr Unwesen) erwähnt, das innerhalb der „Meisterschulen" ansetzt, aber weit über die Universitätskreise hinaus wuchert und mit seinem Unkraut auch jungfräulichen Boden überzieht. Soll man es verschweigen trotz dem Unheil, den es schon gestiftet hat und täglich stiftet? Im Gegentheil, hier ist nicht Schweigen, sondern Reden Pflicht. Die Zöglinge dieser Meisterschulen reden ja auch und laut genug und grob genug, warum sollen die Draußenstehenden nicht gleichfalls ihre Stimme erheben dürfen, wenn drinnen der Lärm zu toll wird und die Fanfaren ins Land hinaus gellen? E. von Hartmann hat sich die Gelegenheit entgehen lassen, dieses unschöne Kapitel menschlicher Eitelkeit und Hoffart mit einigen passenden Vignetten zu illustriren. Möglich, daß er es nicht genug kennt, oder daß es ihm widerstrebt, an den Götzendienst dieser Mysten mit seiner obligaten gegenseitigen Beräucherung zu glauben. Es hält freilich schwer und man muß sich das Ding einmal in der Nähe angesehen haben.

Mit der eigenen Beweihräucherung Hand in Hand geht natürlich — die Natur auch der Guten verdirbt ja so leicht durch den Qualm der Brandopfer — die Verketzerung der Andersgesinnten. Ach, und die böse Angewöhnung bewirkt zuletzt, daß man die Ausschreitung gar für eine Pflicht hält, die man sich selber oder dem Koryphäos der Schule schulde! Und dieser vermeintlichen Pflicht wird jeder Anstand, jede Rücksicht der Humanität geopfert; man schwindelt sich selber und läßt sich von andern — alles gegenseitig, womöglich noch mit Rückversicherung bei einer seelenverwandten Bundesbrüderschaft — zum Größenwahn hinaufschwindeln und sendet vom hohen Olymp herab seine Blitze, die lediglich aus Dünkel und Impertinenz ge-

schmiedet sind; man denkt nicht daran, daß es drüben auch noch Leute gibt, die ihr bischen Urtheil und Geschmack sich bewahrt haben, wenn sie vielleicht auch nicht ein solches Aufheben von sich machen und still, nicht unter dem rauschenden Evoe eines Freundes- oder Schülerchors ihren Weg gehen; Leute, die es freilich auch nicht über sich bringen, ihre Lucubrationen stets an die Adresse des „lieben Freundes" so und so zu schicken und dem Publikum diese denkwürdige Freundschaft, die natürlich auf das traute „du" gegründet ist, zur Kenntniß zu bringen. „Dir, lieber Freund, lege ich hiermit die Früchte unserer gemeinschaftlichen Studien vor, du weißt ja am besten" u. s. f. Das klingt ja so schön, so herzlich, so vertrauenerweckend; und solche Menschen mit dem warmen Freundschaftsgefühl in der Brust könnten unter Umständen so unliebenswürdig und pflichtvergessen sein? Ja wohl, leider, diese Olympier leben sich in ihre vermeintliche Göttlichkeit so leicht hinein, daß sie den Menschen völlig glauben ablegen zu dürfen; davon, daß es auch noch eine andere Bildung als die des Verstandes gibt, und daß, wer diese andere verscherzt hat, nicht mehr Anspruch machen kann auf den Namen eines gebildeten Menschen, davon träumt ihnen nichts auf ihrem Göttersitz. Es wäre vielleicht noch ein anderes Lied zu singen über die Auswüchse und Extravaganzen des gelehrten Coterieweseus, wie es auf Universitäten gepflanzt wird, aber Hartmann hat es nicht angestimmt, und wir sehen uns nicht veranlaßt, hier auch wieder ergänzend einzutreten; wir haben es schon oben mit Widerstreben gethan. Aber wenn die Wahrheit drängt, hilft eben kein Widerstreben, hilft auch das Bewußtsein nichts, daß alles Jammern dagegen nichts nützt, und daß der Schatten bleiben wird, so lange das Licht bleibt. Niemand wird aber leuguen wollen, daß von solchen Schulen, welche von Meistern gegründet werden, auch Licht und zwar viel Licht ausgehe.

Wir kehren zu E. von Hartmann zurück und wollen unser Möglichstes thun, ihm gerecht zu werden. In einigen Punkten wird uns dies sehr leicht gemacht, weil wir mit ihm völlig übereinstimmen. So, um diese Punkte rasch vorwegzunehmen, in der Frage nach der (aussichtsreichern) Stellung der außerordentlichen Professoren; auch die Vorschläge betreffend Zulassung und Verabschiedung der Privatdocenten verdienen Beachtung, insofern sie darauf ausgehen, nach einer Anzahl von Jahren, während welcher keine Beförderung zur Professur eingetreten ist, das Verhältniß so zu gestalten, daß beide Theile, Universität und Docent, ohne Scrupel und auf dem Wege der Billigkeit es lösen können und dem letztern gleichwol eine Carrière gesichert ist. Diese Vorschläge haben auch das Gute (was sich nicht immer von selbst versteht), daß sie mit einigem guten Willen praktisch durchführbar sind. Letzteres sollte sich auch denken lassen bei der Collegiengelderfrage, aber allerdings würde hier die Reform (beziehentlich der Wegfall) einen schweren Kampf zu bestehen haben, weil die Gewohnheit nirgends zäher haftet als da, wo sie die Schützerin und Wahrerin von Interessenfragen geworden ist. Und das ist bei dieser Frage leider der Fall, weil die Professoren auch Menschen sind. Es sollte freilich anders sein und könnte anders sein, und es wird dadurch nicht besser, daß die Herren Professoren die Schuld auf die Zeit schieben. Sie sind dadurch nur zum Theil entlastet; denn von wo soll denn die Opposition gegen den Mammonsdienst des Jahrhunderts, gegen Amerikanismus und die auri sacra fames ausgehen als eben von jenen Kreisen, denen die Pflege des Idealen officiell anvertraut ist und pflichtgemäß obliegt? Oder will man die Wissenschaft nicht mehr als ein ideales Gut betrachten? Freilich, wenn man den Gang und den Aufschwung der Naturwissenschaften in unserm Jahrhundert verfolgt und wahrnimmt, durch welche Motoren die großen und größten Resultate erzielt, und wie diese Resultate für das bürgerliche Leben ausgebeutet worden sind, so kann man es dem Laien nicht verargen, wenn er den Werth der Wissenschaften anderswohin verlegt, als wo er zu suchen ist: passirt doch diese Verwechselung sogar denen, welche durch Stand und Beruf darauf angewiesen sind, in den Köpfen der Menschen Licht und Ordnung zu schaffen und die Gebrechen der Zeit zu heilen. Wenn sie selber aber sich in einem solchen Wahn befangen zeigen, so ist leicht zu ermessen, wie verhängnißvoll ihre Autorität auf die Massen wirken muß.

Was Hartmann über das Collegiengeld sagt und klagt, können wir Wort für Wort unterschreiben: es hat sich überlebt, es hat seinen Zweck schon längst erfüllt und ragt jetzt in unsere Zeit herüber als eine nicht blos antiquirte, sondern sogar als eine unschöne Erscheinung. Um so unschöner, als sie von unsern heutigen Anschauungen grell absticht. Diese sind ja sonst so „geläutert", wollen es wenigstens sein. Was rühmt man nicht alles unserm fortschrittlichen Zeitalter nach in Bezug auf zarte feinfühlige Behandlung gewisser Verhältnisse, die unsere Vorfahren fest oder gar derb anfaßten und kurzweg abmachten wie alles übrige! Wie empfindlich ist unsere moderne Haut geworden, wenn der „Ehrenpunkt" darauf prickelt! Sollte der „Geldpunkt" nicht auch diese Eigenschaft besitzen, oder liegt er ganz außer dem Bereich der Ehre? Fällt er zusammen mit der bekannten Gemüthlichkeit in Geldsachen? Es scheint so. Nun denke man sich: der Student weiß ziemlich genau, dem Professor trägt seine Vorlesung über diesen oder jenen Gegenstand — es brauchen ja nicht gerade Pandekten zu sein — per Semester so und so viel tausend Mark ein, während die geistige Arbeit ganz dieselbe ist, ob sie für zwanzig oder vierhundert Studenten geleistet wird; dem Studenten wird die nachgerechnete Summe, die einer Primadonnagage gleichkommen kann, wol imponiren, besonders wenn er selber um den Erlaß des Collegiengeldes betteln muß; um so weniger aber wird ihm das Gefühl imponiren, daß und wie hier geistiges Gut um schnödes Geld verkauft wird, und es ist klar, daß dieses Gefühl auch nicht dazu angethan ist, den Respect vor der moralischen Persönlichkeit des Docenten zu steigern. Die

Sache wird dadurch nicht besser, daß der Docent vielleicht ein humaner generöser Mann ist, der vom Schweiß der Armen nichts haben will und Gnade für Recht ergehen läßt, wenn Noth und Elend ihm unterwürfig ihr Leid klagen; denn diese Generosität thut dem Gesammteinkommen doch nur geringen Abbruch. Dagegen kann sie nachtheilig auf die Empfänger wirken. Der eine empfindet es als etwas Ehrenrühriges, es brennt ihm auf dem Gewissen, daß er ein Gnadengeschenk annehmen muß, aber er muß eben; Noth kennt kein Gebot; werden wir ihn um dieser Empfindlichkeit willen tadeln? Doch wol eher das Gegentheil. Der andere, weniger feinfühlige, gewöhnt sich leicht und gern an das Almosen; er wird abgestumpft gegen das Gefühl der Scham, welches eine normale Natur immer bei einem einseitigen Nehmen empfindet, das nicht wieder einem Geben, wie die Ursache der Wirkung, entspricht. Wollen wir diese Gleichgültigkeit gegen den Ehrenpunkt loben? Im Gegentheil! Aber auch das Billigkeitsgefühl leidet bei den jetzigen Honorarverhältnissen. Wenn sich die Scala des Honorars zuweilen richtete nach der größern oder mindern wissenschaftlichen Bedeutung des Docenten, so könnte die Ungleichheit immerhin als ein Gebot der Billigkeit empfunden werden; aber man weiß ja, daß das Steigen und Sinken auf jener Scala durch ganz andere Verhältnisse als den wissenschaftlichen Rang des Docenten bedingt ist. Hartmann hat diesen Punkt weiter ausgeführt, und wir wollen schon Gesagtes nicht wiederholen. Nur eins möchten wir noch kurz anführen. Mit Recht hat der berliner Gelehrte darauf hingewiesen, daß der Ausfall des Honorars durch irgendwelche Emolumente müßte ausgeglichen oder wenigstens zum Theil ersetzt werden. Er sieht das Mittel in einem Fixum, welches der Staat von jedem Studenten erhebt und dessen Summe er gleichmäßig an alle angestellten Professoren vertheilt. Mit diesem Fixum erwürbe dann der Student das Recht, so viel Vorlesungen wie ihm beliebt ohne weitere Gratification zu besuchen. Ob freilich bei den heutigen Anschauungen, die leider auch die gebildeten und gelehrten Kreise beherrschen, sein Vorschlag Aussicht hat, durchzudringen, ist eine andere Frage. Möglich ist es, wenn man nur ernstlich will; aber dieses Wollen kommt manchen so schwer an! Uebrigens ist doch ein Mittel gegeben, auch den großen Gelehrten mit ihren großen Ansprüchen gerecht zu werden, ein Mittel, das von jeher angewandt worden ist, und auf das keine Universität, auch die kleinste nicht, verzichten kann, wenn sie berühmte Gelehrte oder Lehrer gewinnen oder sich erhalten will: es ist die hohe, respective höhere Besoldung. Diese abzuschaffen, d. h. zu nivelliren, ist wol für einstweilen, will sagen für einige Jahrhunderte und noch darüber hinaus, eine Unmöglichkeit; sie hat indessen vor den Zuflüssen der Collegiengelder den großen Vortheil voraus, daß sie nur den jeweiligen Behörden und dem Empfänger bekannt zu sein braucht und weder von den Studenten nachgerechnet werden, noch den Collegen zu menschlichen, allzu menschlichen Empfindungen Veranlassung geben kann. J. Mähly.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Länder- und Völkerkunde.

1. Afrika, der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 300 Illustrationen in Holzschnitt und 18 colorirten Karten. Wien, Hartleben. 1885. Gr. 8. In Lieferungen zu 60 Pf.

Dieses großartig angelegte und prächtig ausgestattete Werk darf auf eine gute Aufnahme von vornherein rechnen, da dem Gegenstand desselben in der gegenwärtigen Zeit allgemein das lebhafteste Interesse zugewendet ist, und zwar nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch. „Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit" ist das Werk betitelt. Vor wenig Jahrzehnten war es noch sehr, sehr dunkel in ungeheuern Gebieten des großen Erdtheils. Seit der wunderbaren Kunde von der glücklich vollendeten Kongofahrt Stanley's (August 1877) ist mit einem mal der Tag in dieses Dunkel hereingebrochen, und die wenigen Jahre seither haben fortwährend neues Licht über das so lange Unbekannte gebracht, zugleich den Grund gelegt für eine praktische Verwerthung und Ausnutzung der neuen Kenntnisse, und damit zu einer noch gar nicht absehbaren Entwickelung von größter Bedeutung den Anstoß gegeben. Nachdem die Literatur über Afrika eine große Menge solcher Schriften hervorgebracht, welche einzelne Reisen, einzelne Entdeckungen behandeln, somit einzelne Lichtstrahlen von dem neu aufgegangenen Licht uns bieten, war es Zeit, in einem umfassenden Werk, das für jeden verständlich und jedem interessant geschrieben sein mußte, den neuen Stand unsers Wissens vom gesammten Afrika vorzuführen. Wir glauben, daß das vorliegende Werk die Aufgabe, die es sich gestellt hat, in trefflicher Weise löst.

Die Einleitung enthält einen längern Abschnitt „Zur Entdeckungsgeschichte Afrikas". Sie greift zurück zu den alten Mythen, die einst und lange fast das einzige bildeten, was man über Afrika zu sagen wußte; auch das „Zeitalter der Entdeckungen" hat nur wenig zur Entschleierung des Innern von Afrika beigetragen. Erst „unser Jahrhundert hat den Bann gebrochen und die Thore zu einem Geheimniß, das so alt wie die Menschengeschichte war, geöffnet. Nicht Amerika, sondern Afrika sollte jetzt die Neue Welt genannt werden".

Aber freilich, wird man auch von der Geschichte der für die Geographie jetzt entdeckten und gewonnenen Länder je Sicheres erfahren?

Man erhielt Kunde von mächtigen Königen, die Gebiete beherrschen von der zwei- und dreifachen Ausdehnung der Länder

europäischer Großmächte. Mancher von ihnen ist ein „schwarzer Napoleon", dem Thatkraft und Genie zu großer Berühmtheit verholfen haben. Man hat bis dahin nie von deren Existenz vernommen; gleichwol haben sie Armeen in Bewegung gesetzt, andere Alexanderzüge ausgeführt, Länder unterjocht, Völker vernichtet. Die Fluten des Niger, des Kongo mögen Hunderttausende von schwarzen Soldaten verschlungen haben. . . . Wer weiß von den Staaten zu erzählen, die im Innern des dunkeln Erdtheils seit Jahrhunderten gegründet und wieder zertrümmert worden sind?

Aber von jetzt an, und täglich mehr, werden diese Völker in das Licht der Geschichte hereingezogen, und wir, die wir diese große Veränderung erleben, haben eine große Aufgabe dem dunkeln Erdtheil gegenüber. Mit Recht sagt unser Werk:

Es ist unerläßlich, daß alle künftigen Beziehungen Europas zu den Völkerschaften Afrikas ihrer wahren moralischen Grundlage nicht entbehren und diese nicht wie andere Naturvölker durch grenzenlosen Egoismus vergiftet, demoralisirt, der allmählichen Vernichtung preisgegeben werden.

Die Schilderung selbst beginnt mit dem Süden, zunächst mit dem Capgebiet; dann folgt das Innere Südafrikas. Der zweite Hauptabschnitt: „Aequatorialafrika", schildert die Suahelikküste, das centralafrikanische Hochland, Südguinea; der dritte die Länder des Sudan, des westlichen, dann des mittlern und des östlichen. Der vierte behandelt Nordostafrika, zuerst Abessinien, die Galla- und Somaliländer, dann Aegypten und Nubien; der fünfte das Saharagebiet; der sechste Nordafrika, nämlich Tripolitanien, Tunisien und Algerien, und endlich Marokko. Ein siebenter Hauptabschnitt behandelt die afrikanischen Inseln, sowol im Atlantischen wie im Indischen Ocean. Der letzte Hauptabschnitt redet von den Naturreichen Afrikas; hier wird zuerst das Pflanzenreich, dann das Thierreich geschildert, und endlich enthält das letzte Kapitel noch eine summarische Darstellung der Culturverhältnisse in jenen Gebieten Afrikas, welche ausschließlich von der schwarzen Rasse bewohnt werden.

Die Schilderung gibt natürlich nicht nur das geographische, sondern auch das ethnographische und, soweit nöthig, auch das aus der alten und neuern Geschichte Wissenswerthe in leichter, gefälliger Form. Ueberall sind die neuern Reisen, die in den einzelnen Gebieten gemacht worden sind und dieselben unserer Kenntniß erschlossen haben, eingeflochten, wobei von den wichtigsten Reisenden, wie Livingstone und Stanley, ziemlich ausführliche Biographien mitgetheilt werden, wie denn auch die Porträts der meisten bedeutendern Reisenden sich unter den zahlreichen Illustrationen finden.

Die Sprache ist stets eine lebhafte, anziehende, ob nun der Verfasser selbst spricht, oder ob er einen Reisenden und Forscher oder einen geographischen Gelehrten reden läßt. Bei dem umfassenden Stoff galt es freilich sich zu beschränken, aber die Beschränkung beeinträchtigt die eindrucksvolle Anschaulichkeit nicht. Am Schluß der Schilderung von Stanley's erster Kongofahrt schreibt der Verfasser:

Zuletzt kam er ans Ziel, ans Meer, und die Welt klatschte ihm Beifall. Kein Geringerer als A. Petermann war es, der sich bei diesem Anlaß zu dem begeisterten Lobe hinreißen ließ, daß Stanley den ersten und berühmtesten Entdeckern aller Zeiten würdig an die Seite gestellt werden könne. Er habe für sich allein mehr gethan als die ganze wissenschaftliche Erforschung Innerafrikas, die sich bis dahin über etwa dreißig Jahre erstreckte; er habe mehr gethan als alle Reisen von Europäern, die etwa über achtzig Jahre zurückdatirten, als alle Reisen der Araber, die seit tausend Jahren und darüber überall im Innern Afrikas vordrangen; er habe mehr gethan als das ganze graue und classische Alterthum, und schließlich habe Stanley mehr in Erfahrung gebracht, als die Millionen von Eingeborenen von ihrem eigenen Lande wissen; es gebe kein ähnliches Beispiel in der ganzen Entdeckungsgeschichte der Erde, Stanley sei größer als Columbus.

Die von Stanley in den 999 Tagen seiner Reise zurückgelegte Strecke betrug, so berechnet unser Verfasser, 11663 Kilometer: eine Entfernung, welche diejenige zwischen Berlin und dem Beringsmeer noch um circa 2000 Kilometer übertrifft.

Als ein Beispiel der ethnographischen Charakteristik in unserm Buche greifen wir heraus, was über die Neger gesagt ist:

Man nennt wol mitunter die Neger eine Rasse von Kindern, und dies mit Recht. Sie besitzen alle Fehler der Kindheit, welche bei Erwachsenen als Untugend auftreten. Von dem, was wir Menschenwürde nennen, haben die guten Leute keinen Begriff, wohl aber besitzen sie Eigenliebe. Von Erkenntlichkeit oder Dankbarkeit wissen sie nichts. Es erfüllt sie mit Freude, wenn man ihnen eine Wohlthat erweist, diese aber vergessen sie bald, etwa wie ein Kind sein Spielzeug. Voraussicht und Vorsorge sind ihnen unbekannt; was sie einnehmen, geben sie sofort wieder für Branntwein und Putzkram aus. . . . Das größte Laster aller westsudanischen Neger besteht jedoch darin, daß sie Versprechungen nicht halten und einen Treubruch ebenso leicht begehen wie die allerkleinste Unterlassung oder Uebertretung.

Wie vieles hat da die veredelnde Einwirkung der christlichen Civilisation noch zu leisten! Die Arbeit ist ja wol nicht so ganz hoffnungslos, wie unser Verfasser nach einigen pessimistischen Aeußerungen zu glauben scheint. Wenigstens wer einigermaßen mit der Geschichte der evangelischen Missionen bekannt ist, hat auch Anhaltspunkte zu etwas mehr optimistischen Anschauungen. Aber freilich ist im höchsten Grade bedauerlich, was der Verfasser in ernst rügenden Worten über die Versuche sagt, die Neger durch die Schnapsflasche zu civilisiren:

Selbst in den Verträgen, welche die französischen Generale mit den „Königen" in Senegambien abschlossen, spielte das Feuerwasser immer eine hervorragnde Rolle. . . . So heißt es unter andern: Die Regierung zahlt dem Häuptling von Walo zehn Flaschen Branntwein, seinen Dienern zwei Flaschen und eine Stange Eisen. Der Prinzessin Gimbotte einen kleinen Koffer, ein Stück Mousselin und vier Flaschen Branntwein. Diese zarte Dame verlangte überdies noch zehn Rollen Taback und „zu ihrem Lebensunterhalt" ein Fäßchen Cognac.

Aufs anschaulichste wird das bunte Bazar- und Straßenleben in Kairo geschildert:

In der unendlich langen, durch die ganze Altstadt sich windenden Bazarstraße spielt sich das eigenartige orientalische Leben

bis ins kleinste Detail öffentlich vor aller Augen ab. Für den Abendländer ist es der denkbar tollste Maskenzug, dabei instructiv, fesselnd, malerisch, in seiner Gesammtheit ein ethnographisches Studium repräsentirend, das dem gelehrtesten Buch vorzuziehen ist. ... Hier drängt sich alles: Reiter und Fußgeher bunt durcheinander, unausgesetzt schreiend, rufend, warnend, gesticulirend; ein förmliches Tollhaus, ein ununterbrochenes Gebrause. ... In den Werkstätten hantiren die Arbeiter vor aller Augen. Jede Zunft, jede gewerbliche Branche hat ihre besondere Gasse.

Oder schauen wir den Kunststücken zu, welche die Zauberer und Taschenspieler, Schlangen- und andere Thierbändiger, Gaukler und Tänzerinnen aufführen. Ein merkwürdiges Kunststück der letztern ist das folgende:

Die Tänzerin stellt eine gewöhnliche Weinflasche mit einer brennenden Kerze auf den Kopf und vollführt dabei unglaubliche Sprünge und Verrenkungen; sie wirft sich auf den Boden, wälzt sich umher, hält jedoch in ihren Bewegungen stets den Kopf derart, daß die Flasche darauf stehen bleibt.

Wir könnten noch vieles Einzelne herausgreifen, um damit einzuladen zur Lektüre des Ganzen, machen aber nur noch auf die große Zahl von zum Theil sehr hübschen Illustrationen und die beigegebenen guten Specialkarten und Kärtchen aufmerksam.

Wenn der Verfasser im Vorwort, das in der letzten Lieferung nachfolgte, versichert, daß er „den Inhalt ganzer Bibliotheken bewältigen mußte, um das ungeheuere Material dem Leser in vorliegender Form bieten zu können", so glauben wir ihm auf das Wort. Er selbst erkennt an, daß, da fast jeder Tag und jede Nummer der Fachzeitschriften Neues bringt, es nicht möglich gewesen sei, „in den Mittheilungen mit den allerjüngsten Ereignissen Schritt zu halten" (obwol nach unserer Meinung das Möglichste hierin geleistet ist), und daß unser Wissen von Afrika einem wechselnden Kaleidoskop gleiche, „das zu fixiren noch auf lange Zeit hinaus nicht gelingen wird". Aber mit Recht sagt das Vorwort, daß das Buch „die Summe alles Wissenswerthen vom afrikanischen Continent enthalte" und „unsere Gesammtkenntniß von diesem Erdraum" den Gebildeten vermittle, und diese werden es sicherlich dankbar aufnehmen.

2. In der Marmaros. Ungarische Culturbilder von Rudolf Bergner. Mit einer Karte. München, Franz. 1885. 8. 3 M.

Ist auch der Erdwinkel, Marmaros genannt, räumlich nicht gar so weit entfernt, so ist er doch gewiß in weiten Kreisen sehr unbekannt; wir glauben, es wüßte mancher Leser nicht, wo er Marmaros suchen soll, wenn nicht der Beisatz des Titels „Ungarische Culturbilder" ihm auf die Spur helfen würde. Darum ist es sehr verdienstlich, daß der in jenem Winkel wohlbewanderte Verfasser seine prächtigen Reiseerinnerungen und Schilderungen zum besten gibt.

Er rechnet das Bergland der Marmaros, das Grenzland der ungarischen und siebenbürgischen Karpaten, zu den Gebieten, von denen er sagt:

Jetzt schlummern die Länder des Ostens noch, ihre gewaltigen Reichthümer liegen zum Theil brach, der Volksgeist regt sich nur leise.

Aber auch

den Ländern des Ostens gehört eine reiche Zukunft. Langsam, aber sicher dringt die Cultur in die Wildniß; langsam, aber unaufhaltsam kämpft sich in unbeachteten Gegenden ein neues Leben herauf.

Nur freilich findet er, obwol die natürlichen Reichthümer dieses Ländchens bedeutend sind, es fraglich, ob dieses Völkchen lange genug ausharren kann, um die Blütezeit des Ostens zu erleben; denn es ist durch unselige politische Verhältnisse zerrüttet, und es ist vieles an ihm verschuldet worden:

In den fünf nordöstlichen Comitaten Ungarns: Bereg, Ugocsa, Zemplin, Ung und Marmaros, wohnen verwahrloste Völkerschaften, es herrscht hier ein sehenswerther Schmuz und ein monotones Dasein; die hier geborenen und daselbst vergehenden Menschen besitzen keine Ahnung von Kunst und Wissenschaft; sie kennen weder Geselligkeit noch andere edle Triebe, der Kampf ums Dasein erfüllt völlig ihre Welt.

Bisjetzt ist die Arbeit der Civilisation hier noch sehr wenig thätig gewesen. Nicht einmal die Ausbeutung der natürlichen Reichthümer, die das Land in den ungeheuern Waldungen, den dort in den Bergen schlummernden Metallen, den riesigen Salzlagern, auch den Mineral- und Heilquellen besitzt, ist in umfangreicherer Weise begonnen worden.

Manche deutsche Colonien sind dort seit alter Zeit schon und theilweise in neuer und neuester Zeit durch Zuzug verstärkt. Hierüber sagt der Reisende einerseits, daß vielen Colonisten dort ein günstigeres Geschick zutheil geworden sei als Tausenden ihrer Brüder, die in Amerikas sumpfigen Gegenden elend verkommen.

Und noch heutigentags wird guter Wille und großer Fleiß hier ein reiches Arbeitsfeld finden. Das Land ist schwach bevölkert, und selbst wenn man mit großen Kosten sumpfige Niederungen kanalisiren würde, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sich die Ausführung derartiger Projecte zehnfach rentirt. Möge die ungarische Regierung einsehen, daß der ritterliche, aber sich nur schwach vermehrende Stamm der Magyaren nicht ausreicht, um dermaleinst den Reichthum des Landes in jeder Hinsicht verwerthen zu können.

Aber andererseits kommt der Verfasser im Hinblick auf den nationalen Haß gegen das Deutschthum und die magyarische fanatische Propaganda zu den elegisch klagenden Schlußworten seines Buchs:

Wider Recht und Gewissen will man den Deutschen ihre Sprache rauben, unbekümmert um das Wort des Dichters: „Wer mir meine Sprache raubt, raubt die Ehre meines Volks und meine Ehre." ... Immer klarer wird es, daß alle diese Colonien verloren sind, welche das deutsche Volk im Laufe der Jahrhunderte an die Karpatenländer abgegeben, immer deutlicher die Nothwendigkeit, überseeische, unter der Reichsregierung stehende Colonien zu gründen, in denen die überflüssige Volkskraft weiter existiren kann, ohne dem Mutterland verloren zu gehen. Dann wird es nie mehr dahin kommen, daß ganze deutsche Volksgruppen, wie es in dem dunkeln Karpatengebirge der Fall ist, spurlos verschwinden und von ihrem Wirken, ihren Siegen und ihren Kämpfen nichts weiter bleibt als eine flüchtige Sage.

Ist so die Zukunft, wie sie sich für das Deutschthum in Ungarn überhaupt und speciell in unserm Comitat gestalten wird, wenig rosig trotz einer bisjetzt noch freundlich erscheinenden Gegenwart, so ist dagegen bei dem zahlreichsten Stamm der Bevölkerung der Marmaros, den Ruthenen, die Gegenwart schon eine überaus traurige, fast verzweifelte. Die Zahl der Ruthenen beträgt hier weit über hunderttausend, also die Hälfte der Einwohnerschaft. Aber die Dörfer derselben sind elende Hütten, verfallen, voller Schmutz; die Frauen sind häßlich, klein von Gestalt, sie rauchen aus elenden Pfeifen und schauen stumpfsinnig drein. Die Männer sind dem Branntwein ergeben, die Kinder wachsen fast ohne Bildung auf. Es ist ein untergehendes Volk. Als seine Feinde, die an seinem Untergang arbeiten, zählt der Verfasser auf zuerst die griechisch-katholische Geistlichkeit, die er einen Krebsschaden des Landes nennt; denn die Popen, welchen die bigoten Ruthenen in unbedingtester Hochachtung unterworfen sind, sind ungebildet, herrschsüchtig und auf ihren eigenen Vortheil bedacht — dazu sind sie freilich bei der kläglichen finanziellen Stellung, die sie haben, fast gezwungen. Ein zweiter Feind ist der Jude, der den unwissenden Ruthenen in der unglaublichsten Weise durch Wucher zu Grunde richtet. Ein dritter Feind ist der magyarische Beamte, der, überaus bestechlich, dem armen unwissenden Ruthenen kein Recht gibt gegenüber dem schlauen Juden, der mit ein paar Goldstücken die Processe zu seinen Gunsten entscheiden hilft. Weitere Feinde sind endlich schlimme, unreine Krankheiten, die seit lange an dem Mark des Volks fressen, und besonders der Branntwein, dem der Ruthene in derselben traurigen Weise verfallen ist wie der Chinese dem Opium (der Verfasser sagt: „selbst Vertreter der Intelligenz, wie Ingenieure und Wegemeister, benöthigen zuweilen zwei Liter Branntwein täglich!“) und den das Kind schon mit der Muttermilch einsaugt, sodaß begreiflich wird, wie der Verfasser fand, daß an manchem Sonntag in einem ruthenischen Dorf kein einziger Mensch nüchtern ist.

Wir begreifen, wenn sich bei solchem Stand der Dinge als Urtheil unsers Reisenden ergibt, daß dieses Volk langsam seinem Untergang entgegengehen müsse. Und doch verdiente dasselbe ein besseres Los, denn es hat auch seine guten Seiten und bessern Eigenschaften. Es wäre noch Zeit, dieses Volk zu retten, aber freilich die Zeit drängt, und es müßten umfassende und energische Mittel zur Hülfe von seiten der Regierung aufgeboten werden; aber der Verfasser meint, daß, da diese Mittel wol schwerlich in der nöthigen Stärke werden angewendet werden, diejenigen Recht behalten, die sagen, daß „das ruthenische Volk verloren ist und sich im Elend ächzend verblutet“.

Ein beträchtlicher Theil unsers interessanten Buchs ist der Schilderung des Lebens und Treibens der Juden gewidmet, die für die Ruthenen so überaus gefährlich sind. Die Zunahme der Juden in ganz Ungarn sowie speciell in der Marmaros ist eine unverhältnißmäßig große, wie der Verfasser in verschiedenen statistischen Notizen zeigt. Aber diese Zunahme und dieses Uebergewicht haben dieselben vielfach den tüchtigern Eigenschaften zu verdanken, welche diese Rasse auszeichnet. Kluge Sparsamkeit und außerordentliche Mäßigkeit schützen sie vor dem Rückgang des Vermögens, dem der unwissende und unmäßig trinkende Ruthene anheimfällt; Mäßigkeit und Keuschheit sichern die Zunahme der Bevölkerung durch stets vorhandenen Kinderreichthum und machen z. B. im Fall einer Epidemie erwiesenermaßen die Juden widerstandsfähiger; der Thätigkeitstrieb, die Arbeitsamkeit und Findigkeit läßt sie überall vorwärts kommen und Geld, Macht und Besitz an sich bringen.

Ungünstig urtheilt der Reisende über die „orthodoxen Juden“, die, unwissend und abergläubisch, ein „Krebsschaden der osteuropäischen Länder“ sind, während ihm die „reformirten Juden“ als „wirklich angenehme und achtbare Leute“ erscheinen, welche sich von dem abergläubischen Wesen der Orthodoxen längst losgemacht haben. Es sind viele interessante Skizzen der Sitten und Gebräuche dieser Juden in die Schilderungen unsers Reisenden verwoben. Wir verzichten darauf, weiteres hiervon, wie überhaupt von dem interessanten, lesenswerthen, auch durch humoristische Erzählung kleinerer oder größerer Abenteuer ergötzlichen Buche mitzutheilen, und erlauben uns nur noch die für eine zweite Auflage verwerthbare Bemerkung, daß der Satz über den „wichtigsten Feiertag“ der Juden, das Versöhnungsfest, worin dasselbe „im alten Palästina einst ein freudiges, durch Spiel und Tanz bezeichnetes Ereigniß“ genannt wird, während es „heute einen ernsten Charakter“ trage, ganz unrichtig ist, indem auch im alten Palästina dieser Tag als der ernsteste des ganzen Jahres angesehen und demgemäß religiös gefeiert wurde.

3. Die Deutschen im brasilischen Urwald. Von Hugo Zöller. Zwei Bände. Mit Illustrationen und einer von H. Lange gezeichneten Karte. Stuttgart, Spemann. 1883. Gr. 8. 12 M.
4. Der Welttheil Amerika in Einzeldarstellungen. II. III.: Das Kaiserreich Brasilien von A. W. Sellin. Zwei Abtheilungen. Mit 23 Vollbildern, 66 in den Text gedruckten Abbildungen und 5 Karten. Prag, Tempsky. 1885. 8. 2 M.
5. Lose Blätter aus Brasilien von Luise Schenk. Hamburg, Grädener. 1885. 8. 3 M.

In unserer Zeit der colonisatorischen Gedanken und Bestrebungen ist es von Werth, über eine schon lange bestehende Colonie in Brasilien, von welcher Hugo Zöller in seinem schönen Reisewerk „Die Deutschen im brasilischen Urwald“ (Nr. 3) berichtet, etwas zu hören, theils zur Ermunterung und Belehrung für Auswanderungslustige, theils auch zu etwa nöthiger Warnung. Die deutsche Colonie Blumenau in der Provinz Santa-Catarina wurde 1852 durch den Dr. Blumenau aus Braunschweig gegründet. Im Jahre 1860 wurde die Colonie von der brasilianischen Staatsregierung übernommen und dabei ihr Begründer von der Regierung als Director angestellt, in welcher Stellung derselbe bis 1882 verblieb. Im Jahre 1880 betrug die Einwohnerschaft fast 15000 Köpfe (der Zuwachs geschah

aber mehr durch den Ueberschuß an Geburten als durch neue Einwanderung). Der Platz der Stadt Blumenau selbst, die den Mittelpunkt der Colonie bildet, ist „ein allerliebstes Oertchen in herrlicher Wald- und Bergscenerie". Das Coloniegebiet erstreckt sich von der Stadt etwa 60 Kilometer flußaufwärts, während die Breite des Thales, wo sie begründet wurde, zwischen 5—30 Kilometer beträgt. Das Land ist zwar ziemlich conpirt, hat aber doch viele Strecken, die vom Pflug regelmäßig bearbeitet und gut gedüngt sind. Die meisten europäischen Gemüse und alle Blumen kommen hier fort. Vollkommen acclimatisirt ist der Pfirsich, während Aepfel, Birnen, Trauben u. s. w. hier nicht vorkommen, dagegen Bananen, Orangen, Citronen, Ananas, ferner Erbsen, Bohnen, Spargeln; die eigentlichen Ackerculturen sind die von Kaffee, Zucker, Taback, Mais, Baumwolle. Das Klima war, während der Reisende sich dort aufhielt, „im Herzen des Winters kaum anders als bei uns in den schönsten Tagen des Mai; für den Sommer ist die höchste in Blumenau beobachtete Temperatur 32° R. gewesen. Cholera und Gelbes Fieber haben sich nach Blumenau nicht verirrt, wohl aber das Wechselfieber. Der Regenfall ist in Blumenau sehr ungleich vertheilt; Reif kommt nicht alle Jahre vor und noch weniger Eis, beide sind jedoch durchaus nicht unerhört (1861 fiel das Thermometer auf — 3° C.)".

Bei Aufzählung all dieser lockenden Vorzüge möchte aber der Verfasser nicht von Auswanderungslustigen missverstanden werden, als riethe er unbedingt zu Brasilien als dem geeignetsten Auswanderungsziel. Er sagt nur: „Solange wir noch keine deutsche Colonie unter deutscher Flagge besitzen, bietet Südamerika, namentlich die südbrasilischen Provinzen Rio-Grande do Sul und Santa-Catarina, ein weit besseres Feld des Vorwärtskommens als Nordamerika oder Australien, oder irgendein anderes Land, das ich kenne."

Dagegen warnt Zöller ernstlich vor allzu sanguinischen Erwartungen:

> Der Gedanke, daß das Auswandern ein Mittel sei, um schneller, als dies in Deutschland möglich ist, zu Reichthum und bequemem Leben zu gelangen, ist Wahnsinn. Mit härterer Arbeit, als sie jemals in Deutschland verlangt wird, eine größere Aussicht auf mäßigen Wohlstand zu haben, als Deutschland sie zu bieten vermag, das ist alles, was der Auswanderer erwarten darf.

Gegenüber den getäuschten Erwartungen derer, die schnell ihr Glück zu machen gedachten, wenn sie auswanderten, sagt Zöller in treffender Parallele: „Mit der Colonisation ist es wie mit dem Sturm auf eine Schanze; die ersten füllen die Gräben, die zweiten sterben an ihren Wunden, die dritten pflanzen die Fahne des Siegers auf und tragen die Orden heim."

Wir denken, es werde dieses Wort nicht nur von der Colonisation in Brasilien, sondern auch von der seit Zöller's Reise eingeleiteten Colonisation in Afrika gelten, und wünschten nur, daß dort wie da recht wenige nöthig seien, „die Gräben zu füllen", und recht viele dazu gelangen möchten, „die Orden heimzutragen" und die Früchte zu pflücken.

Das zweite der genannten Bücher über Brasilien: „Der Welttheil Amerika in Einzeldarstellungen" von A. W. Sellin (Nr. 4), ist ein Theil des Sammelwerks „Das Wissen der Gegenwart", von welchem wir einige andere Bändchen schon früher gerühmt haben. Die Vorzüge dieses Sammelwerks, die sich in der fließenden Darstellungsweise, den vielen Illustrationen und Kärtchen und dem billigen Preis geltend machen, zeigen sich auch bei den vorliegenden zwei Bändchen, in welchen Brasilien — im ersten Bändchen die allgemeinen, das ganze Land betreffenden Verhältnisse der Geographie, Flora und Fauna, Geschichte und Ethnographie, im zweiten die einzelnen Provinzen — geschildert wird; für sachverständiges Urtheil und richtige Auffassung bürgt die Thatsache, daß der Verfasser zwölf Jahre lang selbst in Brasilien lebte und wirkte.

In dem Werk „Lose Blätter aus Brasilien" von Luise Schenk (Nr. 5) haben wir zuerst eine humoristisch-poetische, liebenswürdig-schalkhafte Erzählung der Meerfahrt nach Brasilien mit ihren Erlebnissen und Abenteuern, dann eine Anzahl kleinerer und größerer in Novellenform eingekleideter Skizzen aus dem brasilianischen Leben, in denen theils die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Natur dieses Landes, theils die Sitten und Gebräuche und das ganze, namentlich auch gesellschaftliche Leben seiner Bewohner uns anmuthig geschildert, besonders aber auch die wichtige Sklavenfrage in manchen zum Theil ergreifenden, ja erschütternden Bildern vorgeführt wird, und endlich eine Reihe wohlgelungener Uebersetzungen von Gedichten, die zum großen Theil eben wieder die Tragik des Sklavenelends, das Ringen nach Befreiung aus demselben und das Morgenroth besserer künftiger Zeiten zum Gegenstand haben.

Wir greifen einige Sätze einer rhetorischen Schilderung heraus, die einem Redner in einer politischen Versammlung in den Mund gelegt sind:

> Brasilia! Du Herrliche! Wo auf der weiten Welt ist das Land, welches an Schönheit sich dir vergleichen darf? Deine Flüsse wälzen ihre silbernen Wogen durch die Majestät der Urwälder dahin. Deine Berge ragen zum Himmel, in ihrem Schos den Reichthum edler Metalle und köstlicher Steine bergend ... ein strahlendes Bild, es ist nichts daran geschmeichelt. Und doch, wir, die wir uns rühmen sollten, dieses Landes Bürger zu heißen, wir müssen uns schämen. Denn das Land, welches Gott zu dem ersten der Erde machen wollte, es ist das letzte! Unsere Flüsse, vom Amazonas bis zum La-Plata, sie sind unausgebeutet. Wir essen Stockfische, wir essen Sardellen, die man uns aus Europa sendet! In unsern Wäldern fällt der Baum mit donnerähnlichem Geräusch zur Erde, und — unser Hausgeräth kommt aus Europa! Die Natur hat an uns alle Gaben verschwendet, aber wir cultiviren sie nicht. Die abgelebte Alte Welt, die sich noch immer einbildet, uns bevormunden zu müssen, sendet ihre Waaren, ihre Kleidung, ihren Putz, ihre Kunstwerke, ihre Bücher, ihren Ueberfluß an Menschen; in ihren Händen ist zum größten Theil, was wir an Industrie und Gewerbe besitzen. ... Was sind die Ursachen dieses trostlosen Zustandes? Da drängt sich uns auf das düstere Bild der Sklaverei. Wir dulden in unserm Staat noch heute, was in keinem civilisirten Staat mehr besteht. Wir

schleppen uns fort mit dem ererbten Fluch, den einst Las Casas ahnungslos heraufbeschwor.

Doch dürfen wir die Verfasserin nicht misverstehen, als ob sie die Uebertreibungen dieser Rhetorik sich zu eigen machte; sie ertheilt einem andern Redner das Wort, der nüchtern und praktisch diese Dinge richtig ansieht und richtig darstellt, und sie selbst spricht klar ihre Meinung aus, nämlich, daß aus dem noch chaotischen Ringen und Gären, das jetzt in diesem „Land der Contraste" und der Widersprüche sich findet, mit der Zeit ein schönes Leben edler Civilisation sich herausgestalten, und daß auf das unbeholfene Kindesalter dieses noch unreifen Landes und Volks eine schöne Zeit der Blüte und reifen Früchte folgen werde.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Die Malerei der Gegenwart.

Moderne Kunst. Studien zur Kunstgeschichte der Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der münchener, berliner und pariser Ausstellungen im Jahre 1883. Von Fritz Bley. Mit Illustrationen in Holzschnitt, Radirung und Heliogravüre. Leipzig, Seemann. 1884. Gr. 4. 20 M.

Dieses prächtig ausgestattete Werk wird seinen Zweck nicht verfehlen, mit den verschiedenen Kunstschulen der Malerei unserer Zeit die Leser vertraut zu machen: es geschieht dies allerdings nicht in zusammenhängender systematischer Darstellung; aber auch bei der ungezwungenen Zusammenstellung der einzelnen Aufsätze, aus denen das Werk erwachsen ist, sind Gesichtspunkte maßgebend gewesen, welche den allgemeinen Ueberblick über die Kunst der Gegenwart nicht aus den Augen verlieren. Der Verfasser sagt in der Vorrede:

Die Aufsätze über innere und äußere Züge der zeitgenössischen Kunstgeschichte, welche hier dem Leser geboten werden, sind zum größten Theil in der „Kölnischen Zeitung" erschienen und verleugnen, obgleich vielfach ergänzt oder verkürzt, auch in ihrem jetzigen Kleide nicht ihre ursprüngliche Bestimmung. Im Bewußtsein ihrer Gelegenheitsentstehung erheben sie daher auch gar nicht den Anspruch, ein organisch geschlossenes Geschichtswerk zu bilden oder einen statistischen Bericht zu bieten, welcher das gesammte letztjährige Kunstschaffen erschöpfte. Diese letztere Bedingung ist so wenig erfüllt, daß nicht nur manches vortreffliche, aber für die erwähnten Fragen nicht gerade besonders bezeichnende Werk unerwähnt blieb, sondern ganze Schulen, wie die belgische, österreichische und amerikanische, außer Acht gelassen sind, deren ausführliche Behandlung sich der Verfasser mit Rücksicht auf den knappen, hier gebotenen Raum für später vorbehalten mußte. Man wolle sich indessen durch diese skizzenhafte Form und Unvollständigkeit nicht abschrecken lassen; leiden die modernen Ausstellungen selbst doch an dem gleichen Fehler! Auch die beste und gelungenste Ausstellung bietet doch nur ein höchst unvollkommenes Bild des gesammten Kunstlebens der Gegenwart; und das vorliegende Buch soll gerade darin seine Bedeutung finden, daß es nicht nur den Blick des Lesers über das einzelne Kunstwerk hinaus auf die Stellung zu lenken versucht, welche dessen Schöpfer zu der gesammten Culturbewegung seiner Zeit und Nation einnimmt, sondern auch einige wichtige Fragen und Erscheinungen behandelt, welche in den Ausstellungen nicht zu Tage treten und deren Erörterung doch zum Verständniß des modernen Kunstlebens unerläßlich sein dürfte.

Fritz Bley hat eine durchaus präcise, ja prägnante Darstellungsweise: dies kommt ihm zu statten bei der Sammlung seiner Essays, sodaß sie um so eher ein Ganzes zu bilden vermögen. Statt weitschweifiger Beurtheilungen erhalten wir scharfgezeichnete Charakterbilder, und auch die einzelnen Richtungen heben sich mit deutlicher Bestimmtheit voneinander ab. Dem Ganzen aber einen einheitlichen Zug zu geben: dazu trägt noch die patriotische Gesinnung bei, welche alle Aufsätze gleichmäßig beseelt. So sagt er z. B., wo er Fr. August Kaulbach bespricht, es sei begreiflich,

daß es diesen feinfühlenden Künstler aus dem Faubourg Saint-Germain, das ihm in seinem exotisch-aristokratischen Schimmer manche liebenswerthe Anregung geboten haben mag, doch wieder in die deutsche Heimat zurückgezogen hat. Sie wird ihn auf die Dauer so wenig loslassen als Franz Lenbach. Denn was diesem auch der Palazzo Borghese mit allen seinen Schätzen bieten mag, wie sehr er sich mit Recht in das Studium Tizian's, wie vordem in das Rembrandt's oder der alten Spanier, vertiefen mag, so wird er in seinen Zielen doch ganz und gar deutsch bleiben müssen, wenn er bleiben will, der er ist. Und mit ihm die gesammte deutsche Bildnißmalerei, die nichts Thörichteres thun könnte, als die ganze reiche Welt des deutschen Wesens gegen die kalte Armuth der modernen Fremde einzutauschen. „Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

Im ersten Abschnitt: „Ausstellungen und staatliche Kunstpflege", gibt Fritz Bley, zum Theil mit Anlehnungen an Aeußerungen Lenbach's, eine scharfe Kritik des bisherigen Ausstellungswesens. Die große Kunst solle in Deutschland mehr Pflege finden; der Staat solle den Künstlern monumentale und decorative Aufgaben stellen. Dann bliebe für die Ausstellungen nur noch die Kleinkunst und die Cabinetsmalerei übrig, aber auch die Anfertigung stilloser Banalitäten für den Kunsthandel würde eine wünschenswerthe Einschränkung erfahren. Ueber die Veranlagung der Ausstellungen hat Fritz Bley wie Lenbach ketzerische Ansichten:

Wenn die Ausstellungen daher einem wirklichen Kunstzwecke dienen sollten, so müßte ihre Veranlagung eine ganz andere werden. Insbesondere müßten sie die Wechselwirkung zwischen Kunst und Kunstindustrie auf das Gewissenhafteste berücksichtigen. In einem meiner der „Kölnischen Zeitung" über die internationale Ausstellung zu München erstatteten Berichte habe ich den Inhalt einer Unterredung veröffentlicht, die ich mit Franz Lenbach in dessen Atelier gepflogen hatte. Er, der in vollster Unbefriedigung stets einem das Höchste von sich und der Welt verlangenden Ideale nachstrebt, theilte sehr entschieden meine hier und oft zuvor dargelegte Ansicht, daß die demokratische Unterordnung des Einzelnen unter das Gesammtwohl überall Berechtigung haben möge, nur nicht in der Kunst. „Was soll denn", bemerkte er in seiner stolzbescheidenen, gegen alles Mittelmäßige verächtlichen Weise, „was soll denn aristokratisch sein in der

Welt, wenn nicht die Kunst es ist? Die Kunst, die nur das Schönste für lebensfähig erachtet und über alles Mislungene gleichgültig hinwegschreitet? Was ist denn die Kunst, wenn sie nicht mehr das Ziel verfolgt, mit dem Schönsten unser Leben zu schmücken? Wenn man Ausstellungen ins Leben rufen wollte, die nicht dem Jahrmarktsbedürfnisse der Halbtalente, sondern den Forderungen des wirklich Schönen genügen, die in dem Besucher nicht das Gefühl einer überstandenen Strapaze, sondern den weihevollen Eindruck der Kunstwerke hinterließen, so sollte man vor allen Dingen dafür Sorge tragen, daß das einzelne Kunstwerk in innige Beziehung zu seiner Umgebung treten könnte. Das heißt, man sollte, wie das bei den Gewerbe-Ausstellungen jedem Aussteller gestattet wird, auch dem Maler gestatten, in einem passenden Raum und in der ihm genehmen Gesellschaft sein Werk in der Weise auszustellen, wie er es selbst für richtig hält. Heute ist es ihm vor Eröffnung der Ausstellung nicht einmal erlaubt, den betreffenden Raum zu betreten und seine Wünsche zu äußern."

Nach diesem einleitenden Aufsatze behandelt der Autor nacheinander die deutsche Geschichtsmalerei, die religiöse Malerei, die deutsche Sittenmalerei, die deutsche Bildniß- und Landschaftsmalerei. Bei der Besprechung der neuern Geschichtsmaler hebt es Bley rühmend hervor, daß die bedeutendern unter denselben heutzutage fast gleichmäßig die Ueberzeugung hegen, es gebe für sie keinen Ankergrund als im eigenen deutschen Wesen. Besonders hebt Bley die Bilder der Schüler Sohn-Gebhardt's in Düsseldorf hervor; welche die Vorzüge der beiden Meister, Gebhardt's strenge Zeichnung und Durchbildung und Wilhelm Sohn's großes coloristisches Können in sich vereinigen, so namentlich Vogel's Luther auf der Wartburg predigend. Glänzend ist das Lob, welches Wilhelm Janssen's neun Bilder auf den Flächenwänden des erfurter Saals erhalten, besonders die Darstellung des Rathhaussturmes durch den erfurter Pöbel im Jahre 1509. Ueber den Maler selbst sagt Bley:

Die düsseldorfer Historienmalerei war in München außer den erwähnten beiden Bildern von Schülern der Akademie nur noch durch ein Kolossalbild des Leiters dieser Anstalt, Peter Janssen's Jugend des Bacchus, vertreten, das durch seine virtuose aber gewissenhafte Behandlung der ganzen Scala des Incarnates einen erfreulichen Gegensatz zu der von Makart und seinen Schülern verfolgten Richtung bildete, welche auch das Fleisch als Decorationsgegenstand behandeln, und einen nicht minder erfreulichen Gegensatz zu den Schemen der classicistischen Schulen bot. Denn wie die großen Meister der Renaissance, welche er sich zum Vorbilde genommen, übersetzt Janssen die Antike sich in sein kräftiges Deutsch. In Düsseldorf hat die hohe coloristische Begabung dieses Meisters anläßlich der dortigen Ausstellung des Bacchusbildes sehr überrascht, eine Thatsache, die recht bezeichnend für die wunderlichen Anschauungen des durchschnittlichen Ausstellungspublikums ist. Freilich lassen sich Janssen's bremer und erfurter Wandgemälde nicht aufrollen und auf die Wochenausstellungen der Kunsthändler schicken. Es bedurfte daher für den bedeutendsten der lebenden deutschen Historienmaler erst eines Staffeleibildes, um sich auch in der Heimat von dem Verdachte zu reinigen, ein akademischer Contourenmaler zu sein, dessen Stärke lediglich in dem Carton liege. Nein, seine Kraft und ursprüngliche Frische spricht eben genau so gewaltig aus der leuchtenden Farbe, als aus der markigen Wucht seines Striches; mit derselben harmonischen Consequenz, welche seine stets in sich runden Compositionen kennzeichnet, zieht sich auch durch alle seine Bilder ein großer, vielleicht thematisch variirter, aber stets einheitlicher coloristischer Gedanke. Mag es sich dabei um eine Historie handeln, in welcher er Schmach und Sieg seines Volks schildert, um ein Porträt, in welchem er mit Rembrandt's goldigem Ton den Dargestellten der bleiernen Alltagssphäre entrückt, oder um einen Hymnus, gleich diesem Bacchusbilde, in welchem er die Herrlichkeit und Pracht der Schöpfung in der Wonne des Jugendlenzes schildert. Aber freilich steht bei ihm im Gegensatz zu so vielen seiner Zeitgenossen die Farbe nie im Widerspruch zu der Form; er malt nicht der Farbe wegen oder wol gar um einiger technischer Launen oder Kniffe willen, sondern um des Gegenstandes willen, für den er sich begeistert und durchglüht hat.

Die Pflege der religiösen Kunst erfährt eine sehr scharfe Kritik: die einen treiben unter dieser Firma eine protzige Lappenmalerei und suchen in albernen Nebendingen durch kokette Künste zu fesseln; die andern tragen den berechtigten Skepticismus unserer Tage auch in die religiöse Kunst hinein. Die historische Richtung der Menzel und Munkacsy sei nicht aus religiöser Ueberzeugung herausgeboren; sie entspreche ganz dem Zuge des kritischen Erforschens entfernter Jahrhunderte, den auch unsere romanschreibenden Professoren zu so volksthümlicher Macht entfaltet. Volles Lob erhält dagegen Eduard von Gebhardt, der mit Klarheit, Tiefe und edler Reinheit, unter Anlehnung an unsere alten tiefsinnigen Meister, den dauernden Gehalt des Christenthums symbolisire. Hervorgehoben wird besonders die Pietà dieses Malers. Wir meinen, daß die religiöse Malerei in unserer Zeit einen schwierigen Stand hat und ohne Anlehnung an alte Meister nicht weit kommen könnte. Die Zeitgenossen der Maler sowie diese selbst haben ja die innige Andacht verloren, aus der jene Kunstwerke der frühern Jahrhunderte hervorgingen — und durch alles Symbolisiren und alle Kunst läßt sich dies nicht ersetzen.

In dem Abschnitte, der von der deutschen Sittenmalerei handelt, werden besonders die Bilder Defregger's hervorgehoben, wie Die tiroler Schmiede vor dem Ausbruche der Revolution. Das ist eins jener köstlichen Werke Defregger's, in welchem der fröhlich unbefangene Schelmensinn seiner Gestalten sich zu einer Begeisterung erhebt, die in ihrer schlichten Entschlossenheit beweist, daß es diesen Männern blutheiliger Ernst ist um die gemeinsame Sache. Getadelt wird nur, daß das Bild in der Farbe vermissen läßt, gegenüber der kraftvollen Sprache, die es sonst spricht. Eine Reihe von Genremalern wird uns dann vorgeführt, eingehender werden Grützner, Harburger, Karl Becker und Konrad Kiesel in Düsseldorf besprochen, dessen Bilder in Bezug auf das Colorit große Vorzüge haben, bei denen aber leider das Wesentliche nicht die Richtigkeit und Kraft in der Darstellung ist. Karl Sohn dagegen verfügt nicht über diesen außerordentlichen Zauber des Colorits, dagegen ersetzt er bei seinem gründlichen Wissen durch sorgsame Gewissenhaftigkeit, was jenen spielend zufällt. Scharf getadelt wird Liebermann's brutale Mache und seine Versuche, den französischen Impressionismus in Deutschland einzuführen. Altmeister Spitzweg mit seiner Schule und der münchener Historienmaler Loefftz, der in seinen Genre-

bildern eine weiterblickende Auffassung zeigt, erhalten rühmende Erwähnung.

Von den Porträtmalern findet Franz Lenbach die wärmste Anerkennung; von ihm heißt es:

Franz Lenbach insbesondere hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er die spanischen, niederländischen und italienischen Altmeister zu seinen Schutzpatronen erkoren hat. Die ganze Erscheinung dieses eigenartigen Künstlers ist daher ein beredter Protest gegen die Verkennung des heilsamen Einflusses, welchen das Studium der alten Meister auf die moderne Kunst, insonderheit das Porträt, ausübt. Was bliebe denn von dem wundersamen Zauber der Lenbach'schen Bildnisse übrig, wenn man den Einfluß Rembrandt's, Tizian's, Velasquez' und Giorgione's aus denselben herausdestilliren wollte? Freilich noch immer ein Künstler, der die Wirklichkeit des Lebens zu packen und darzustellen verstände; aber das wäre nur wenig im Vergleich mit dem Franz Lenbach, wie er, dank seinem unermüdlichen Studium der alten Meister, heute ist. Denn über diesem Studium ist Lenbach die Ueberzeugung aufgegangen, daß das wahrhaft Schöne allein Anspruch auf Fortdauer hat, und daß zwischen den Schöpfungen der Genies der verschiedensten Zeiten und Länder eine innere Gemeinschaft besteht, welche auf denselben Urgrund zurückzuführen ist. Er sah, sowol in München als in den spanischen und italienischen Galerien, wie die wirklich gut gemalten Bilder nicht nur die Nachbarschaft eines beliebigen classischen Genossen, sondern auch die von kostbaren Dingen aller Art, wie Juwelen, Gobelins, Antiken, Bronzen und Holztäfelung, gar wohl vertrügen, ohne in ihrer Wirkung beeinträchtigt zu werden, und er zog aus dieser Lehre eifrigst seine Nutzanwendung. Mit welchem Erfolge, beweisen seine Porträts, die wie die Werke seiner Vorbilder in ihrer Harmonie und geschlossenen Wirkung jede noch so gefährliche Umgebung vertragen und nach hundert Jahren noch dieselbe Wirkung auf den Betrachter üben werden als heute. Sie sind eben Werke, die nie aus der Mode kommen können, weil sie nie der Mode einer bestimmten Zeit angehört haben. Namentlich von seinen Bismarck-Porträts gilt das. Auch in ihnen hat Lenbach alle Kraft seiner ins tiefste gehenden Charakteristik auf den Kopf concentrirt und in diesem gewaltigen Kopfe auf das groß- und strengblickende Auge, dessen flüssiges Krystall in einer Zartheit und Lebensfrische wiedergegeben ist, daß eine ganze Welt in seiner Tiefe ruht. Die furchtbare Willenskraft und Ueberlegenheit des Geistes, welche aus diesen Bildnissen zu dem Betrachter spricht und die sich mit der dargestellten Persönlichkeit völlig deckt, konnte selbstverständlich nur herausgebildet werden, indem der Maler auf alles kleinliche Beiwerk verzichtete. Gleichwol hat Lenbach diesen Nebendingen stets ihren malerischen Reiz abgewonnen, aber in einer solchen Weise, daß die Zeitsignatur gar nicht zu ihrer Geltung gelangen kann. Vielmehr verschmilzt sich der unbestimmte weiche Ton der Uniform mit dem warmen Helldunkel des Hintergrundes zu einer wonnigen Glut, aus welcher der Kopf des Hünen in ehrfurchtgebietender Gewalt heraustaucht.

Wir müssen übrigens bekennen, daß die Reproduction des Bismarck-Bildes keine besonders glückliche ist. Von der berliner Schule (von Werner, Menzel, Knaus) heißt es, daß sie ihren ganzen Fleiß auf die energische, darum freilich auch nüchterne Charakteristik verwandt haben. Dem Maler Konrad Dielitz in München wird eine gesunde, packende Kraft nachgerühmt, doch soll er die Romantik der Alpen den Defregger und Genossen überlassen:

Sein Alpenmärchen, welches einen am Felsabhange schlafenden Jäger zeigt, dem im Traum auf dem Hintergrunde der Gletscher eine nackte Fee mit einer blauen Blume erscheint, ist einer der spaßhaftesten Einfälle der berliner Romantik.

Eine Reihe von Landschaftsmalern wird uns von Bley vorgeführt: als Vertreter der episch-männlichen Richtung gegenüber der lyrisch-weiblichen wird Andreas Achenbach hingestellt, während die andere Richtung durch dessen Bruder Oswald am glänzendsten vertreten ist. Christian Kröner, der Maler der Wildstücke, erhält warmes Lob.

Auf die Abschnitte, welche die italienische, französische, spanische Malerei behandeln, wollen wir an dieser Stelle nur hinweisen. Scharf ist die Kritik des französischen Impressionismus und jenes Naturalismus, dessen Vertreter die Zolas unter den französischen Malern der Gegenwart sind. Der namhafteste dieser Richtung ist Manet, dem ja auch Zola eine warme kritische Anerkennung gewidmet hat. Bley sagt:

Die Sucht, nicht nur in der Wiedergabe der Farbe, sondern auch in der Auffassung derselben originell zu sein, hängt aufs engste mit dem erzwungenen Naturalismus der französischen Literatur zusammen, welcher an der Wahrheit vorübergeht, weil sie einfach ist. Und diese Sucht, welche nur auf den Trümmern aller und jeder Ueberlieferung zu wuchern vermochte und daher der in Permanenz erklärten Revolution recht eigentlich entsprossen ist, sie ist der Keim aller Uebel, welche in der französischen Malerei hervortreten. Auf sie ist jener frivole, wechselnde Modeton der Béraud, de Nittis, Leloir, Tissot, Toudouze u. a. zurückzuführen; aus ihr entspringt die achtungslose Behandlung der landschaftlichen Stimmung, die an Moder und Verwesung mahnende Wiedergabe des Incarnats am menschlichen Körper, aus ihr ist auch jene Jakobinerkunst entsprungen, welche unter der Fahne des Impressionismus seit nunmehr zwanzig Jahren das Proletariat der Palette gegen alles Edle und Harmonische auf die Barricaden ruft. Es ist schwer zu verstehen, daß man sich die Schreckensherrschaft dieser rohen Gesellen in Frankreich so lange gefallen läßt. Denn weit entfernt, für eine überlebte Marotte zu gelten, dringt die Kunst dieser Maler du plein air, wie sie sich nennen, immer tiefer ein.

Sehr pikant ist der Abschnitt „Guillotine und Revanche in der Kunst".

Die Illustrationen in Holzschnitt, Radirung und Heliogravüre sind größtentheils sehr geschmackvoll und erläutern die Kritik des Verfassers, der mit seiner Vorliebe für das Gediegene und Markige der künstlerischen Leistung, für den Schönheitszauber, der aber nicht in einen Luxus des Colorits übergehen darf, mit seinem warmen Natur- und Vaterlandsgefühl sich so rasch die Sympathien der Leser gewinnt, daß sie zu seiner Kritik auch dort, wo ihnen die eigene Kenntniß der Maler und ihrer Werke und damit die Möglichkeit eines selbständigen Urtheils fehlt, volles Vertrauen gewinnen. Rudolf von Gottschall.

Zur griechischen Geschichte und Literatur.

1. Geist der griechischen Geschichte. Von Johann Jacoby. Nach dessen Tode herausgegeben von Franz Rühl. Berlin, Th. Hofmann. 1884. Gr. 8. 4 M.

Das Jacoby'sche Buch bildet einen Auszug aus dem mit Recht als classisch geltenden zwölfbändigen Werk „History of Greece" des Politikers, Historikers und Philosophen George Grote, das während der Jahre 1846—57 zu London in englischer Sprache, dann auch, von N. W. Meißner und E. Höpfner übersetzt, deutsch in sechs Bänden erschien (Leipzig, 1847—57) und den Ruf Grote's als Geschichtschreiber dauernd begründete. Dieses Werk vollständig sich anzuschaffen wird indeß nur wenigen Glücklichen vergönnt sein, und deshalb wird der Grote'sche Auszug, obgleich sicher für manchen kein ausreichender Ersatz, doch für die große Menge der Geschichtsfreunde ganz willkommen sein. Der Verfasser dieses Auszugs ist der königsberger Politiker und Volksmann Johann Jacoby (geb. 1805, gest. 6. März 1877); er hatte die gute Gewohnheit, alle Bücher, die er durchstudirte, zu excerpiren und diesen seinen Manuscripten eigene Bemerkungen sowie Hinweise auf andere Schriften beizufügen. Auf diese Weise entstand denn auch der Auszug aus der Meißner'schen Uebersetzung des umfangreichen Grote'schen Geschichtswerks. Die Herausgabe dieses Auszugs aber, zu der nach Rühl's Erklärung in der kurzen Vorrede Jacoby durch seinen Freund Karl Lehrs bewogen worden war, sollte weder der eine noch der andere erleben, und so unterzog sich Franz Rühl der pietätvollen Aufgabe, den Herzenswunsch seiner heimgegangenen beiden Freunde zu verwirklichen und so dem größern Publikum, wie er sagt, „Lichtstrahlen aus Grote's Griechischer Geschichte" darzubieten, vorher die Jacoby'schen Randnoten sichtend, einige Lücken im Manuscript ausfüllend und Ergänzungen einflechtend, wo es ihm unerläßlich schien. Kann nun das Buch auch nicht als ein solches bezeichnet werden, das selbständigen Werth hat, so ist es doch immerhin geeignet, uns wenigstens einen Einblick in den geschichtsphilosophischen Geist Grote's zu gewähren und vor allem auch als eine Art Leitfaden zu dienen, der das Studium des ganzen Werks von Grote bedeutend erleichtert: von diesem doppelten Gesichtspunkt aus betrachtet kann auch der Jacoby'sche Auszug gute Dienste thun. Proben aus diesen „Lichtstrahlen" zu geben, darf ich mir wol ersparen, denn im Grunde genommen ist es eben doch nur ein, wenn auch noch so wohlausgearbeiteter Auszug, und die von Rühl dafür gelegentlich gewählte Bezeichnung Lichtstrahlen deckt die Sache nicht ganz und läßt uns aus der Hervorhebung einiger dieser von ihm so genannten Lichtstrahlen keinen sonderlichen Gewinn erhoffen. Mag daher das Jacoby'sche Buch, welches immerhin die Erinnerung an den einst so vielgenannten Verfasser der „Vier Fragen" in einer den Freunden desselben willkommenen Weise wachruft, auch ohne Proben, als Ganzes für sich sprechen!

2. Homerische Landschaften. Von Alexander Freiherr von Warsberg. Erster Band. — A. u. d. T.: Eine Reise durch das Reich des Sarpedon. Mit zahlreichen Abbildungen. Wien, Graeser. 1884. 8. 8 M.

Freiherr von Warsberg hat bereits früher drei Bände „Homerische Landschaften", oder wie der Titel damals lautete, „Odysseische Landschaften" (Korfu, Epirus, Ithaka, Kephalonia und Zante) herausgegeben. Im vorliegenden Bande führt er uns nach Lykien, denn das ist „das Reich des Sarpedon", des sagenhaften Sohnes von Vater Zeus und seiner Europa. Diesen lykischen Bildern sollen dann noch trojanische, thrakische, bithynische und andere homerische Landschaftsbilder folgen; es scheint sonach eine Art Rundreisebillet zu sein, das uns nach Bezahlung des nöthigen Obolus berechtigt, gemächlich ohne Sack und Pack und ohne jegliche Beschwerde die Lande, welche der göttliche Homer besungen, zu durchstreifen. Ob freilich dem einen oder dem andern die ganze Reise nicht doch etwas zu gedehnt erscheint und er nicht vorzieht, sich mit einer Theilstrecke der verlockenden Rundreise zu begnügen, wer kann das voraussagen? Doch „Einsteigen meine Herren! Die Fahrt geht los". Also folgen wir unserm Führer von Wien aus durch Kärnten zunächst nach Venedig per Eisenbahn, besteigen mit ihm dort das Schiff und dampfen rasch über Triest die albanische Küste entlang, dann an Korfu und Athen und dem Kap Sunion vorbei durch das Aegäische Meer nach Chios, von da zur ionischen Küste hinüber, lassen es uns einen Tag in Smyrna wohl sein und denken natürlich so wie Warsberg angesichts des Sonnenuntergangs, vom Quai des Hafens aus gesehen, an Oswald Achenbach, sofern wir nichts Besseres zu thun haben; darauf sehen wir uns das schlachtberühmte Mykale an, Milet, Halikarnaß, Kos und Knidos, die Inseln Nisyros und Yali (wahrscheinlich das alte Istros), um endlich in Rhodos Anker zu werfen und mit unserm Führer uns der Schwärmerei für Wieland's „Oberon" zu überlassen, der übrigens doch eher entstand als zur Zeit da Wieland „so viele antike Dichter gelesen und übersetzt hat".

Indeß wir halten uns auch in Rhodos, wohin wir ja nachher zurückkehren, vorläufig nicht weiter auf, als unbedingt nöthig ist, sondern fahren an die Küste Lykiens hinüber, machen uns dort mit Land und Leuten, Natur und Kunst und den Alterthümern der letztern rasch bekannt, denken in einem Trunkenlager die Gestalten aus Grillparzer's „Der Traum ein Leben" wiederzufinden, wenigstens thut dies Warsberg, und denken auch sonst an dies und das oder lassen den gesprächigen Führer dies für uns besorgen. Und gesprächig und mittheilsam ist er wie irgendeiner, und er plaudert ohne alle affectirte Gelehrsamkeit so natürlich, frisch und allerliebst, daß man darüber ganz vergessen hat, daß es weitergeht wieder zu Schiff und wieder nach Rhodos, das wir uns diesmal etwas genauer anschauen dürfen,

außer dem bekannten Koloß, der leider nicht mehr den kleinen Hafen von Rhodos bewacht — wer weiß, wo ihn nun die vier Winde haben, den Gesellen mit den weit ausgespreizten Beinen, wie ihn sich und uns Warsberg im Geiste vorstellt, diesen Koloß, der den Helios, den Schirmherrn der Insel, den Alten vor Augen führte und den Schiffen des Nachts seine flammende Leuchte entgegenhielt, auch ein Führer in seiner Art. Ehe wir es uns aber versehen, nöthigt uns Warsberg allen Ernstes wieder zur Abfahrt, und über ein kleines Weilchen haben wir fast „schneller, als ein Botensegel fliegt", Griechenlands Gestade umfahren und sind wieder daheim, um uns zu stärken zu den Strapazen der nächsten Fahrt nach Troja.

Doch daß man mich nicht misverstehe: strapaziös war und ist diese „Reise durch das Reich des Sarpedon" keineswegs, und wenn das Buch auch gerade keinen wissenschaftlichen Charakter trägt, vielmehr der Autor möglichst alles vermeidet, was seinem Werk das Aussehen stupender Gelehrsamkeit geben könnte, so hat er doch die Quellen recht geschickt für seine Zwecke verwerthet und zurecht gelegt, und man findet hier, so ungesucht sich das alles gibt, eine Fülle geographischer, historischer und antiquarischer Kenntnisse aufgespeichert, sodaß man an der Hand eines so sachkundigen und liebenswürdigen Plauderers es zur Noth auch noch auf ein paar weitere homerische Reisen ankommen lassen kann. Die Illustrationen sind zum guten Theil Lichtdruckbilder aus F. Bruckmann's Atelier in München und gereichen dem für Freunde nicht allzu schwerer Lektüre empfehlenswerthen Warsberg'schen Buche zur Zierde.

3. Geschichte der griechischen Literatur bis auf Alexander den Großen. Von Karl Sittl. Erster Theil. München, Th. Ackermann. 1884. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Diese neueste „Geschichte der griechischen Literatur", wovon mir der erste Theil zur Besprechung vorliegt, ist meinem unvergeßlichen Freund und vormaligen Lehrer, dem leider im kräftigsten Mannesalter vom Tode dahingerafften münchener Universitätsprofessor Konrad Bursian, gewidmet, einem der gründlichsten Kenner griechischer Cultur und Literatur, und da dem Verstorbenen jedenfalls das ihm gewidmete Werk noch vor dessen Veröffentlichung vorgelegen hat und er in seiner bekannten Gewissenhaftigkeit, um die Widmung anzunehmen, das Sittl'sche Buch gut und brauchbar befunden haben muß, so spricht mir schon die Widmung an den trefflichen Mann für die Nützlichkeit des Buchs, zumal Bursian trotz aller persönlichen Liebenswürdigkeit doch sehr wählerisch war, wenn es galt, für ein Werk durch Annahme von dessen Widmung bis zu einem gewissen Grade selbst einzutreten. Doch auch wenn ich diesen Umstand ganz aus dem Auge lasse und das Buch als solches lediglich vom Standpunkte des unparteiischen Kritikers auf seinen Werth hin prüfe, muß ich, nachdem ich es gelesen, zu meiner Freude gestehen, daß das Werk seinen Meister lobt.

Schon daß Sittl seinen Stoff begrenzt und offen erklärt, der Lösung der Aufgabe, eine einheitliche Charakteristik der gesammten griechischen Literatur zu liefern, ebenso wenig wie jeder andere gewachsen zu sein, muß für den Verfasser einnehmen. Wer seine Aufgabe recht versteht, setzt sich als Literarhistoriker ebenso streng sein Ziel, wie dies speciell die griechischen Dichter für ihren Theil weislich gethan haben, und die Worte: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister", sollten jedem mit goldenen Lettern ins Gedächtniß geschrieben sein. Als einen solchen Meister in der Beschränkung erweist sich auch Karl Sittl. Seit Alexander dem Großen hatte Griechenland aufgehört als Staat oder Staatenbund zu existiren, die Griechen hatten das Selbstgefühl, das erst ein Volk lebensfähig erscheinen läßt, verloren, und einzelne heroische Versuche in der darauf folgenden Zeit können uns nicht über die Thatsache hinwegtäuschen, daß mit des großen Macedoniers Tode das Griechenthum und hiermit auch die speciell griechische Literatur aufgehört hatte zu sein. Deshalb betrachtet Sittl die Zeit des Großen Alexander mit Recht als die Schlußepoche der griechischen Literatur und schließt seine Geschichte der letztern hiermit ab.

Ebenso richtig ist jedenfalls Sittl's Ansicht, daß jeder griechische Schriftsteller gleichsam auf den Schultern seines Vorgängers stehe, so sehr auch trotzdem ein jeder seinen eigenen Weg geht und möglichst selbständig zu schaffen weiß; das Gefühl aber, nur als Theil des großen Ganzen etwas zu wirken und zu gelten, ließ die griechischen Schriftsteller und namentlich die Dichter fast stets das Rechte finden, bewahrte sie zum mindesten vor Selbstüberhebung und schmerzlichen Irrthümern, denen unsere modernen Dichter nur zu oft zum Opfer fallen. Jeder Dichter der griechischen Glanzzeit war als Theil des großen Ganzen ein ganzer Mann, freilich nicht nur mit allen Vorzügen, sondern auch Schwächen, deren größte der völlige Mangel an Naturgefühl war. Auf alle Fälle war die griechische Literatur selbst trotz mancher Schattirungen in ihrer Glanzzeit eine Einheit, und von diesem einheitlichen großen Gesichtspunkte aus betrachtet sie auch Sittl, zuerst die alte lyrische Volsdichtung, dann die epische Dichtung vor Homer, die Epen Homer's, das nachhomerische Heldenepos, die historisch-genealogischen Epen, die epischen Hymnen und Theogonien, die didaktische Poesie und kleinern hexametrischen Gedichte, die alte elegische und die iambisch-trochäische Dichtung, die eigentliche Lyrik und die Anfänge der Prosa in ebenso lichtvoller wie sachkundiger Weise unter jedesmaliger genauer Angabe der benutzten Quellen behandelnd.

Proben aus dem vorstehenden Werke mitzutheilen, kann ich mir um so mehr ersparen, als ich wirklich in Verlegenheit wäre, was aus dem Ganzen herausreißen, ohne ihm dadurch zu schaden. Es ist eben alles dermaßen aus einem Guß und eins ins andere greifend, daß das Werk nur als abgerundetes Ganzes zu betrachten ist, und so wenig sich einer aus dem Anschauen eines Bruch-

theils von irgendeinem plastischen Meisterwerk ein Bild machen kann von dem, was dieses Werk in seiner Gesammtheit bietet: so wenig ist es auch bei Sittl's Werke möglich, Einzelnes herauszugreifen, um dem Leser einen Begriff davon zu geben, was er von dem abgeschlossenen Werk erwarten darf. Das aber kann nicht ehrend genug hervorgehoben werden, daß Sittl seinen Stoff in souveräner Weise beherrscht und offenbar die griechische Poesie und die Literatur über diese studirt hat wie wenige vor ihm, und das will schon etwas heißen, wenn man bedenkt, wie die einschlägige Literatur meist in fachmännischen Zeitschriften zerstreut ist. Auch was die Charakteristik der verschiedenen Dichter und Dichtungen anlangt, trifft Sittl fast durchweg, feingeistig wie er ist, das Rechte, wenn man auch hier und da wol anderer Ansicht sein kann als er. So, um nur eins anzuführen, kann ich seinem einigermäßen absprechenden Urtheil über Tyrtäos nicht beipflichten. Wiederholt habe ich neben den Dichtungen der übrigen griechischen Lyriker mit Vorliebe die des Tyrtäos, des griechischen Theodor Körner, öffentlich vorgetragen, und gerade diese, noch dazu nur als Bruchstücke vorhandenen Gedichte haben große Wirkung erzielt. Sollte daran allein die Gesinnungstüchtigkeit des Verfassers die Schuld tragen? Ich habe Grund, das zu bezweifeln. Ist doch auch Solon von einer Gesinnungstüchtigkeit, die der des Tyrtäos in nichts nachsteht, und dennoch war die Wirkung der Solon'schen Gedichtfragmente auf den Zuhörer keine größere als die der Tyrtäos'schen, eher könnte das Gegentheil bewiesen werden. Und das eine behaupte ich bestimmt auf Grund der selbstgemachten Erfahrungen, daß es ebenso der poetische Gehalt der Tyrtäos'schen Gedichte wie ihre Gesinnungstüchtigkeit war, was auf den Zuhörer so gewaltig wirkte. Durch blumenreiche Sprache freilich zeichnen sich dieselben ebenso wenig wie die Solon'schen aus; von poetischem Werth sind sie aber nichtsdestoweniger, und daß sie insonderheit auf die kriegerischen Spartaner zündend eingewirkt haben müssen, wird jeder begreifen, der die Fragmente einmal im Original gelesen hat. Dergleichen aber bringt die Gesinnung allein, die ja viel vermag, bei einer Dichtung nicht fertig. Doch diese und die eine oder andere Aussetzung, die sich an dem Sittl'schen Werke noch machen ließe, können den Werth des letztern nicht im geringsten beeinträchtigen und an meiner vorerwähnten Behauptung nichts ändern, daß Sittl ebenso eigenartig als sachgemäß den so überaus reichhaltigen Stoff verarbeitet hat. Möge das Werk in den weitesten Kreisen der Gebildeten Anklang und Verbreitung finden!

Karl Siegen.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber D. Asher's „Das Endergebniß der Schopenhauer'schen Philosophie in seiner Uebereinstimmung mit einer der ältesten Religionen des Alterthums" sagt die „Westminster Review" vom zweiten Quartal d. J.: „Asher unternimmt es hier, die Identität der Schopenhauer'schen Willenslehre mit der im ursprünglichen Judenthume enthaltenen darzuthun. Indem es einen lebendigen Willen zum Urquell aller Dinge macht, habe das Judenthum, so behauptet er, das Endergebniß der Schopenhauer'schen Philosophie anticipirt. Wendet man dagegen ein, daß das Judenthum wesentlich optimistisch sei und Schopenhauer in der That darin den vollständigen Gegensatz zu seinem eigenen Pessimismus erblickt habe, so erkennt dies Asher vollkommen an; wie einige andere Verehrer dieses Philosophen jedoch will er nicht zulassen, daß der Pessimismus eine nothwendige Folgerung aus der metaphysischen Lehre sei, welche die Wirklichkeit aller Dinge im «Willen zum Leben» findet. Seine Abweichung von Schopenhauer bekundet sich denn auch in der Bemühung, an die Stelle der ethischen Folgerung desselben aus seiner Metaphysik die Anschauung vom Leben als einem Gut zu setzen, wie solche stets das Judenthum gekennzeichnet hat. Schopenhauer's Lehre, so ausgelegt, wird zugleich, ethisch sowie wissenschaftlich, in Uebereinstimmung mit dem Darwinismus gefunden werden. Die specielle Darlegung dieser Ansicht hat viel Interesse; denn sie hat bisher nur beiläufigen Ausdruck gefunden, und man hat Schopenhauer einfach als einen Philosophen betrachtet, der den Buddhismus europäischen Ausdrucksweisen angepaßt hat. Asher's Schrift hat außerdem noch ihre besondern Vorzüge. Sie ist anziehend zu lesen und bedient sich nicht der Kunstausdrücke in seiner Darstellung; auch der Bericht über die spätern Formen des Judenthums und über die Art und Weise, in welcher die Vorstellung vom Leben als das letzte Ziel und als Quelle der Dinge, sowol in philosophischen Systemen der Juden wie in ihren Gebeten ihnen vorgeschwebt hat, ist besonders interessant."

— Die „Saturday Review" vom 24. October widmet M. E. delle Grazie's Werken einen besondern Artikel, aus dem wir einige Stellen hier mittheilen. Von ihren Gedichten heißt es unter anderm darin: „Weshalb besteht die Dichterin darauf, dem Publikum ihre abgedroschensten Gefühle in fettem Druck darzubieten? Wir erfahren aus mehrern Stellen des Buchs, sie habe ein verwundetes, vernichtetes, todtes und verödetes Herz. Wir bedauern das aufrichtig; läge es in unserer Macht, wir würden es sofort wiederherstellen; wir erheben jedoch nicht den Anspruch, Zauberer zu sein." Im weitern Verlaufe des Artikels indessen schlägt das Blatt einen ganz andern Ton an: „Wir haben ziemlich viel über M. E. delle Grazie gesagt", heißt es da, „was durchaus nicht schmeichelhaft ist; wäre dies aber alles, was wir zu sagen haben, so wäre es ungesagt geblieben. Wir bedürfen keines Buchs aus Wien, um uns zu sagen, daß jugendliche Versmacher zuweilen in Träumereien sich ergehen, welche dem nicht begeisterten Kritiker thöricht erscheinen. Wir haben aber den Werken der Verfasserin deshalb so viel Raum gewidmet, weil wir glauben, daß sie bereits jetzt eine echte Dichterin ist und im Laufe der Zeit eine hervorragende werden könne. Ihr Talent ist wesentlich lyrisch. Wenn sie sich damit begnügt, einfache Gefühle in einfacher Weise auszudrücken, so ist ihre Leistung zuweilen über das Lob erhaben. Eine lange literarische Ueberlieferung hat es natürlich leichter gemacht, solche Verse im Deutschen als im Englischen zu produciren; doch sind ihre Lieder fast gänzlich frei von den stereotypen Formen des Ausdrucks und der Melodie, in welche selbst Heine in seiner

Jugend häufig verfiel, und denen keiner seiner Anhänger entgangen ist. Delle Grazie scheint uns in einem ganz ungewöhnlichen Grade zwei Talente zu besitzen, die stets aus einer Anzahl Ungereimtheiten hervorleuchten, die man leicht genug verlachen kann und welche die meisten Engländer abstoßen werden. Sie versteht es nämlich, die menschliche Leidenschaft einfach und aufrichtig auszudrücken und eine Landschaft unter gewissen Bedingungen des Windes und des Wetters zu schildern. Zwar besitzt sie nichts von der zarten Kleinmalerei eines Wordsworth noch von der Selbstvertiefung eines Shelley. Sie sieht, wie Byron, nur die großen Umrisse und die starken Gegensätze: diese aber gibt sie mit so großer Begabung wieder, daß wir nicht gern das Wort Geschick dafür gebrauchen möchten. In «Die Zigeunerin» zeigen sich diese Eigenschaften in bemerkenswerthem Grade, und da dies das einzige Werk der Dichterin ist, an dem wir nichts auszustellen haben, wenngleich wir sehr fern davon sind, es für ihr bestes zu halten, so können wir hinzufügen, daß, selbst wenn alle Schilderungen und die wenigen Scenen concentrirter Leidenschaft, in welchen die Verfasserin sich von der besten Seite zeigt, weggelassen würden, es doch immer noch hoch über dem allgemeinen Niveau neuerer deutscher Dichtung, welche, man muß es gestehen, die traurigste und sandigste geistige Wüste ist, stehen würde. (!)" Von der Dichtung „Hermann" meint der Recensent, sie gehöre ins Zeitalter des Mastodon oder doch der Patriarchen. Zum Schluß räth er der Verfasserin, „in Zukunft abgedroschene Stoffe zu vermeiden und nicht nur die sich zusammenziehende Wolke und die sengende Wüste, sondern auch das Antlitz des Burschen, der ihren Wagenschlag öffnet, das Benehmen des Kutschers, der auf sie schimpft, weil er ein zu geringes Trinkgeld empfangen, die Geberden des Wirthes, der ihre Kundschaft gierig wünscht, zu beobachten. Richtig betrachtet, sind dies ebenso wol Naturseiten, wie der Wind, der vom Bergrücken weht, oder die Blumen im Garten. Wenn sie eine wirkliche Freundschaft mit ihrer Köchin schließen und die Vertraute ihres Stubenmädchens werden könnte, so würde sie Dinge zu schreiben vermögen, die es wohl der Mühe lohnte, zu lesen. Was ihren gegenwärtigen Leistungen fehlt, ist das Gleichgewicht, welches nur eine vertraute Bekanntschaft mit dem wirklichen Leben zu verleihen vermag. Sie schreibt über Adam und Eva, weil sie nichts von Hans und Gretchen weiß; ihr Talent schießt ins Unkraut aus Mangel an Stoff, den es verarbeiten könnte. Wir würden wenigen jungen Damen einen solchen Rath ertheilen; das Talent gleicht indeß dem Adel, legt Verpflichtungen auf, und niemand, glauben wir, kann irgendein Buch unserer Verfasserin lesen, ohne zu fühlen, daß sie echtes Talent besitzt. Es mag dem Leser scheinen, daß es oft verkehrt sei, daß es das Unbedeutende betone und das Bedeutende ignorire, kurz, daß es das Unrechte ergreife; allein es ist da; selbst die Abneigung, mit welcher wir uns von einigen ihrer Werke abwenden, beweist es. Wir werfen die Schriften eines Verfassers ohne Talent mit einfachem Ueberdruß beiseite; dies aber ist ein Gefühl, welches M. E. delle Grazie niemals in uns erregt."

— Die „Academy" vom 24. October bespricht außer dem neuen Bande der „Römischen Geschichte" von Theodor Mommsen bei Gelegenheit einer soeben erschienenen Uebersetzung von Arnold den „Hungerpastor" von Wilhelm Raabe und sagt, man werde darin eine Reihe feiner Charakterstudien finden. „Der Verfasser", heißt es weiter, „hat schon früher eine bedeutende Fähigkeit gezeigt, die Entwickelung einer Seele zu zeichnen, und diese Begabung zeigt sich auch in der Schilderung des Hans Unwirrsch. Humor und Pathos sind in diesem Werke eng verbunden. Onkel Grünebaum und Vetter Schlotterbeck sind Dickens' würdig, wie er solche Charaktere geschildert hätte, wäre er als Deutscher geboren worden; während Raabe uns Ideen und Gefühle höherer Art bietet, als man sie im allgemeinen in den Werken des englischen Romandichters findet."

Ueber dasselbe Werk sagt das „Athenaeum": „Wilhelm Raabe ist ein Schriftsteller, den Deutschland als seinen größten lebenden Humoristen anerkennt. Sein «Hungerpastor», der allgemein als seine beste Leistung gepriesen wird, ist höchst verdienstvoll und war der Ehre einer Uebertragung vollkommen würdig. Die Erzählung ist gut durchgeführt, die besten Abschnitte sind die Schilderungen des Lebens in dem Küstendörfchen, wo der Held Pastor ist."

Bibliographie.

Böttcher, K., Vier neue Capitel zur pädagogischen Carrière der Gegenwart. Kritische Plaudereien. Leipzig, Frohberg. 8. 1 M.

Gereimtes und Ungereimtes. Skizzen und Epigramme von J. Deutlich. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Gordon, der Held von Khartum. Ein Lebensbild nach Original-Quellen. Mit Bildnis und Karten. Frankfurt a. M., Schriften-Niederlage des Evangelischen Vereins. Gr. 8. 6 M.

Haußleiter, J., Die Brüder Grimm in ihrer Bedeutung für das deutsche Volk. Ein Vortrag. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 20 Pf.

Helm, Clementine, Unsere Dichter. Ein Liederstrauß, gesammelt von C. H. Mit vielen in den Text gedruckten Original-Illustrationen und 10 Vollbildern in Lichtdruck nach Originalen von L. Dettmann. Berlin, Tonger u. Greven. 8. 7 M.

Hoffmeister, L. F. A., Ueber meine Verbindung mit den Durchl. Herzögen Karl und Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg. Tagebuchblätter, herausgegeben von dessen Sohne Hoffmeister. Mit 2 Lichtdruck-Bildern. Wolfenbüttel, Zwißler. 8. 1 M. 50 Pf.

Klein, F., Volksschulpädagogik und Mittelschulbildung. Bistritz, Brucker. Gr. 8. 60 Pf.

Klönne, Hulda, Blüten der Freundschaft, gesammelt von H. K. Iserlohn, Bädeker. 1886. 12. 4 M. 50 Pf.

Koester, H., Hiob. Episches Gedicht in 12 Gesängen. Die Bergpredigt. Biblisches Idyll in 5 Gesängen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 2 M.

Laverrenz, C., Die Medaillen und Gedächtnisszeichen der deutschen Hochschulen. Ein Beitrag zur Geschichte aller seit dem XIV. Jahrhundert in Deutschland errichteten Universitäten. 1ster Tl. Mit 8 Ansichten und 16 Tafeln Medaillenabbildungen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 20 M.

Levin, M., Iberia. Bilder aus der spanisch-jüdischen Geschichte. Berlin, Dümmler. 12. 2 M.

Lion-Clausius, Streiflichter. Novelletten. Rostock, Hinstorff. 8. 2 M. 50 Pf.

Menger, R., Gräfin Loreley. Roman. Berlin, Behrend. 8. 2 M.

Rée, P., Die Illusion der Willensfreiheit. Ihre Ursachen und ihre Folgen. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 M.

Rohmer's, F., Wissenschaft und Leben. 4ter Bd.: Lehre von den politischen Parteien und ausgewählte kleine politische Schriften. Mit Vorwort und Einleitung von H. Schultheß. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Romundt, H., Die Vollendung des Sokratos. Immanuel Kant's Grundlegung zur Reform der Sittenlehre, dargestellt von H. R. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 5 M.

Sauder, F., Die Hugenotten und das Edikt von Nantes. Mit urkundlichen Beigaben. Zum Gedächtnis an das Potsdamer Edikt des Großen Kurfürsten vom $\frac{29.\ \text{Oktober}}{8.\ \text{November}}$ 1685. Breslau, Korn. Gr. 8. 5 M.

Schaumberger, H., Gesammelte Werke. 1ster u. 8ter Bd. Wolfenbüttel, Zwißler. 8. à 2 M.

Schönthan, P. v., Der Maskenball und andere heitere Geschichten. Berlin, Steinitz u. Fischer. 8. 1 M.

Schumm, A., Maximilian Robespierre. Ein geschichtliches Bildniß aus der Revolutionszeit. Freiburg i. Br., Herder. 8. 2 M.

Scott, J. G., Land und Leute auf Hainan. Eine Schilderung der Insel und ihrer Erzeugnisse. Deutsch von W. Rudow. Ilfeld a/H., Fulda. 1886. Gr. 8. 50 Pf.

Spitzer, H., Beiträge zur Descendenztheorie und zur Methodologie der Naturwissensehaft. Leipzig, Broekhaus. 1886. 8. 12 M.

Volger, A., Die Wogenbraut. Episches Gedicht in 4 Gesängen. Altenburg, Bonde. 16. 1 M. 75 Pf.

Philosophische Vorträge, herausgegeben von der philosophischen Gesellschaft in Berlin. Neue Folge. 10tes Hft.: Der Satz vom Widerspruch. Von A. Lasson, nebst der dabei stattgehabten Diskussion. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Warren, L., Im Hörselberg. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1886. 8. 8 M.

Wellisch, S., Wie man Privatsecretär wird. Lustspiel. Nach einer Novelle für die Bühne bearbeitet. Ung.-Weisskirchen, Hepke. Gr. 8. 40 Pf.

Wildenbruch, E. v., Die Herrin ihrer Hand. Schauspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Winter, C., Auf daß dir's wohlgehe! Eine Erzählung aus dem Leben für das Leben. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 2 M. 20 Pf.

Zettel, K., Heidenröslein. Lieder und Liebeslust und Frühlingsfreud'. Gesammelt von K. Z. Illustrirt von R. E. Kepler u. A. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1886. 8. 3 M.

Anzeigen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Felix Dahn.

Die schlimmen Nonnen von Poitiers.

Historischer Roman

aus der Völkerwanderung (589 n. Chr.).

(A. u. d. T.: „Kleine Romane aus der Völkerwanderung, Bd. IV.")

VI, 308 S. 8. Geh. 5 M. Elegant geb. 6 M.

Wie in „Felicitas" bietet hier der Verfasser ein kleines, von dem Gang der Weltgeschichte fern abliegendes Lebensbild aus jenen Zeiten, das diesmal überwiegend heiter gestaltet ist, indem die zu Grunde liegenden geschichtlichen Thatsachen heller und harmloser gefärbt und dargestellt wurden, versöhnenden Abschluss zu ermöglichen.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 319 bis 325.

Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Justiz- oder Tendenzproceß? — Die spanischen Colonialverhältnisse. (I/III.) — Zur Geschichte des dänischen Verfassungsconflictes. — Zur militärischen Lage auf der Balkan-Halbinsel. — Die Theilung der Erde durch Papst Alexander VI. und Julius II. Von Professor F. Keller-Leuzinger.

Perikles als Feldherr. Von G. Egelhaaf. — Der literarische Nachlaß von Rodbertus. Von Professor Dr. A. Wagner. — Herbsttage in norischen Thälern. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. (III. Schlußartikel.) — Topographie der Stadt Straßburg. — Fr. Hanfstängls neue Gallerie-Publicationen. Von W. Lübke. — Justus von Gruner. (Nekrolog.) — Aus dem Finanzarchiv. — Kunstbestrebungen im Buchhandel. Von Dr. L. Trost. — Ludwig Richters Selbstbiographie. Von G. Dehio. — Vlämisches. Von H. Baumgarten. — Ein Beitrag zum Verständniß der Apokalypse. — Aus und über Dalmatien. Von Professor Dr. von Krones. (VI.) — Rückblicke auf die badische Revolution von 1848 und 1849. Von G. Weber. (IV/V.) — Geschichte der Entdeckung der Carolinen. Von Professor Dr. S. Ruge. — Die Geschichte des Bisthums Bamberg.

Oesterreichs Bank- und Creditinstitute.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Soeben erschien, zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Das Buch der Patiencen.

19 Patiencen-Spiele mit eingedruckten Abbildungen zur Veranschaulichung der Lage der Karten.

Preis 80 Pfennige.

Hannover. **Helwing'sche Buchhandlung.**

A. Damköhler's Antiquariat. Berlin N.

offerirt:

Adelung, Vers. e. gram.-krit. Wörterb. d. hochdeutsch. Mundart. 5 Thle. Lpz. 1774—86. Ppbd. 10 M. 50 Pf.

—— Gram.-krit. Wörterb. d. hochdeutsch. Mundart. M. Soltau's Beiträgen. 4 Bde. Wien 1807—8. Ldbd. 13 M. 50 Pf.

Georgi, Europ. Bücherlexicon. I—IV. Lpz. 1742. — Drittes Suppl. Ebd. 1758. — Fünfter Theil. Ebd. 1753. Ppbde. (hier u. da fleckig u. wurmstichig). 18 M.

Boerne, Ges. Schriften. 8 Thle. 2. Aufl. Hamb. 1835—40. Hfrzbd. (24 M.) 12 M.

Goethe-Jahrbuch. Hersg. v. Geiger. Bd. I. II. Frkft. 1880—81. Lwbd. (21 M.) 15 M.

Italia. Hersg. v. Hillebrand. Bd. I—III. Lpz. 1874—76. 17 M. 50 Pf.

Schafarik, Slaw. Alterthümer. 2 Bde. Lpz. 1843—44. Ppbd. 20 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet von

A. Bolze, Reichsgerichtsrath.

Erster Band. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das von einem Mitgliede des Reichsgerichts bearbeitete periodische Werk, von welchem hier der erste Band vorliegt, gibt dem Richter wie dem Rechtsanwalt, dem theoretischen wie dem praktischen Juristen ein vollständiges und übersichtliches Repertorium in die Hand, das ihn in Betreff der gesammten Rechtsprechung des Reichsgerichts in Civilsachen stets auf dem Laufenden erhält und sich als bequemes Nachschlagebuch bald unentbehrlich machen wird. Alljährlich soll ein Band in gleichem Umfange (30 Bogen) und Preise erscheinen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Brockhaus'

Kleines Conversations-Lexikon.

Vierte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

In zwei Bänden.

Erster Band. Geh. 7 M. 50 Pf. In Halbfranzband 9 M.

Dieses kurzgefaßte, auf allen Wissensgebieten hinlängliche und zuverlässige Auskunft gebende **Nachschlagebuch für den Handgebrauch** hat sich jedem, der es einmal benutzte, unentbehrlich gemacht und ist besonders auch als willkommenes Festgeschenk zu empfehlen. In der vierten Auflage wurde das Werk wieder vielfach verbessert und vermehrt; **der erste Band**, enthaltend 60 Bogen Text, 14 Karten und 34 Bildertafeln, ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

(Mit Beilagen von: **Carl Winter** in **Heidelberg**, **H. Laupp** in **Tübingen** und der **Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft** vormals Friedrich Bruckmann in **München**.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 50. 10. December 1885.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Eduard von Hartmann und die Universitäten. Von J. Mähly. (Beschluß.) — Länder- und Völkerkunde. (Beschluß.) — Religiöse Literatur. — Historisches und Culturgeschichtliches aus den österreichischen Alpenländern. Von Anton Schlossar. — Leben und Tod. Von Eduard Reich. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Eduard von Hartmann und die Universitäten.

(Beschluß aus Nr. 49.)

Wir haben uns den Aufstellungen des Philosophen bisjetzt ohne weiteres anschließen können, nun aber kommt ein Hauptpunkt, wo wir uns in diametralen Gegensatz zu ihm stellen müssen; er hat mit ihm den Conflict eröffnet, wir haben ihn für den Schluß gespart, weil es uns darum zu thun war, zuerst die Punkte des Programms hervorzuheben, wo uns die Zustimmung Gewissenssache schien. Mit jener ersten Rüge wendet sich E. von Hartmann an die Professoren; von ihnen allein hängt es ab, ob sie Ordnung und Heil schaffen wollen; der Krebsschaden wird von ihnen gepflegt, er besteht, kurz gesagt, im Ignoriren des Buchdrucks. Warum Vorlesungen halten über Fächer, die schon längst bearbeitet, worüber Lehrbücher, und gute Lehrbücher bereits im Druck erschienen sind? Wenn die Antwort lautet: weil die besagten Vorlesungen mehr und Besseres enthalten als die bereits vorhandenen Druckschriften über den Gegenstand, so meint Hartmann wieder: dann müssen sie um so eher und um so rascher zum Druck befördert, dürfen der gelehrten Welt um so weniger vorenthalten werden — denn um der Studenten willen, welche diese Vorlesung jahraus jahrein besuchen, und also auch jahraus jahrein bezahlen, darf doch das allgemeine Interesse nicht geschmälert werden, und sollte es dennoch geschehen in schnöder Rücksicht auf den jährlich zuströmenden Vortheil, so wäre es geradezu unverantwortlich. Sind dagegen, so argumentirt Hartmann, die Vorlesungen dürftiger und weniger gut, als was bereits im Druck erschienen ist, so sind sie auch nicht werth gehalten zu werden. Damit wäre also der Professor in den meisten Disciplinen — überall nämlich, wo es wie in der Anatomie u. s. w. nicht auf Demonstration oder Experiment ankommt — überflüssig gemacht; denn, es sei nun gut oder schlecht, so ist es mit dem Lesen aus: im ersten Fall weil sein Buch, im zweiten Fall weil ein besseres Buch über den Gegenstand gedruckt vorhanden ist. Aber bis zu dieser Consequenz schreitet Hartmann nicht vor (das hieße ja dem Professorenthum geradezu den Todesstoß geben), sondern er meint: jeder Professor sollte einen Leitfaden drucken lassen, der den Studenten in die Hand zu geben, aber durch den Druck auch andern zugänglich zu machen wäre. Es wäre dies, meint Hartmann, bereits längst geschehen, wenn nicht zwei Erwägungen entgegenständen, erstens die Furcht vor der Kritik und Controle der Collegen und Fachmänner überhaupt (das wäre also das Bedenken der weniger guten Universitätslehrer), und zweitens die Befürchtung, die Studenten möchten sich am gedruckten Leitfaden nunmehr genügen lassen und das Colleg nicht mehr besuchen. Letztere Befürchtung hält Hartmann für unbegründet, weil jeder Leitfaden blos die Grundlage zu der Vorlesung zu bilden hätte; jene Furcht der Schwachen im Geist aber will er dadurch beseitigen, daß er ihnen den Leitfaden eines dritten zu benutzen gestattet — jedenfalls muß ein solcher gedruckter Leitfaden eigenen oder fremden Fabrikats der Behörde vor- und im Colleg zu Grunde gelegt werden.

Machen wir hier einen Augenblick halt und fragen wir E. von Hartmann: kann nicht auch „das Ignoriren des Buchdrucks" ein Segen und das Benutzen desselben ein Krebsschaden sein? Schwärmt denn Hartmann für die maß- und heillose Ueberproduction in der Schriftstellerei, die nur durch den Buchdruck ermöglicht wird? Muß uns nicht unser tintenkleckſendes und nach Druck lechzendes

Säculum nachgerade mit Grauen erfüllen? Oder ist es mit der wissenschaftlichen, oder sogenannten wissenschaftlichen Production auch nur um ein Haar besser bestellt als mit der belletristischen? Ueberschwemmung hüben und drüben! Was wirklich werth ist, gedruckt zu werden, gleicht jenen „rari nantes in gurgite vasto". Zahllose Bücher und Büchlein treiben daher, jedes will einem „wirklichen Bedürfniß" entsprechen, und die meisten verdienen nicht einmal ihr papiernes Dasein. Man athmet förmlich auf, wenn einmal eine maßgebende Stimme wie kürzlich aus Paris laut wird, die den Ueberschwang der Druckerschwärze verdammt und Abstinenz predigt — in der That, Mäßigkeitsvereine nicht nur gegen die Trunk-, sondern auch gegen die Drucksucht wären am Platz und ein wirkliches Bedürfniß; welcher Segen, wenn sich wenigstens die Guten stillschweigend zu einer solchen Gemeinde verbinden könnten, die zunächst ihrer eigenen Production Reserve auflegen würde! Aber was geschieht jetzt statt dessen und von seiten der Guten? Jedes Körnlein Wahrheit, das ohne Schaden jahrelang ruhig schlummern könnte, um bei Gelegenheit einmal mit würdigem Geleite an das Tageslicht zu spazieren, wird breit gequetscht, mit Wasser begossen und in die Oeffentlichkeit geschickt. Cui bono? Daneben die unübersehbare Masse der officiellen Programme, die Zwangsgeburten der Doctordissertationen! Cui bono? Wir meinen in Bezug auf letztere Kategorie, die nicht druckenswerthen, d. h. die Mehrzahl, seien eitel Ueberfluß und gereichen höchstens dem Drucker zum Nutzen, aber auf Unkosten des Schreibers; die druckenswerthen aber würden so wie so ihren Weg in die Oeffentlichkeit finden, vielleicht ein wenig später, aber dann ist der Herr Doctor auch wieder um so viel reifer geworden. Wie viele, die unreifen Geistes sind, hat man innerlich geschädigt, zur Anmaßung und Ueberhebung verleitet durch frühzeitiges Drängen zur Publication! Und diese Druckseuche will nun Hartmann vollends noch züchten und ihr Vorschub leisten durch den Leitfadenzwang! Der Gedanke scheint uns unpraktisch, man mag ihn anfassen, wo man will. Was soll damit auch Gutes erreicht werden? Eine Garantie gegen den Schlendrian bequemer oder gewissenloser Docenten? Aber dann wäre der Leitfaden wenigstens für die gewissenhaften überflüssig, und was jene betrifft, so wäre auch mit einem von der Behörde controlirten und adoptirten Leitfaden eines dritten nichts gewonnen, da ja Hartmann selber den Hauptwerth der Vorlesungen auf die mündliche Ausführung legt, welche das todte Gerippe des Leitfadens mit grünen Ranken umkleidet; er sagt es selber, der Leitfaden müsse knapp sein, und die Hauptsache sei der freie Vortrag. Gerade hierfür aber wäre trotz Leitfadenzwang die Controle der Docenten von geringerer Bedeutung rein unmöglich: sie können gut oder schlecht, frei oder nach einem Heft vortragen, niemand kümmert sich darum, der Leitfaden ist ganz indifferent dabei, und sogar, was ihn betrifft, würde durch den Vorschlag Hartmann's nichts erreicht werden, da ja gerade die bequemen Docenten sich von vornherein an Leitfäden dritter halten; man braucht ihnen dieselben nicht erst zu octroyiren. Der Unterschied zwischen dem heutigen Zustand und dem von Hartmann geforderten würde blos der sein, daß fortan die Leitfäden der zuständigen Behörde vorgelegt werden müßten. Als wenn nicht jeder Docent, auch der bequemste, schon in seinem eigenen Interesse bestrebt sein müßte, sich unter der vorhandenen Literatur das Beste anzuschaffen! Wenn doch einmal mit fremdem Kalb gepflügt sein soll, warum nicht gleich mit einem rechten, das „zugkräftig" ist?

Die Behörde (Aufsichtsbehörde) also kann, wie wir sehen, durch die vorgeschlagene Einrichtung nichts, absolut nichts gewinnen; im Gegentheil, sie würde durch diese unerhörte Beschränkung der akademischen Lehrfreiheit die guten Elemente des Lehrkörpers nur verstimmen, und jeder, der sich unabhängig fühlt und sein Zelt auch außerhalb der Universität aufzuschlagen die Mittel hat, würde im Fall der zwangsweisen Einführung jener Maßregel der Universität den Rücken kehren. Hat denn Hartmann an diese akademische Freiheit gar nicht gedacht, als er seinen Vorschlag formulirte, oder will er dieselbe nur den Studenten zukommen lassen? Wir begreifen, daß der Zwang bisweilen auch gute Früchte tragen kann; er besteht auch bereits an jeder Universität gegenüber den Docenten, insofern von jedem gewisse Vorlesungen officiell gefordert werden, aber dieser Zwang wird gar nicht gefühlt, weil er natürlich und geradezu das Hauptmerkmal des Begriffes „Professor" ist. Doch dem einzelnen kategorische Vorschriften über das Wie seiner Vorlesungen geben zu wollen, das wäre eine Gewaltmaßregel, die sich keiner würde gefallen lassen. Es fehlte dann nur noch, daß bisweilen ein Mitglied der Aufsichtsbehörde die Einzelvorlesung besuchte, um sich zu überzeugen, mit welchen Arabesken denn der Herr Professor seinen „Leitfaden" verbrämt. Nein! Man wird es wie bisher jedem Docenten selber überlassen müssen, nach freiem Ermessen diejenige Methode des Vortrags zu wählen, die er für die geeignetste und rücksichtlich der Studenten zuträglichste hält. Gäbe es übrigens eine über allen Zweifel erhabene einheitliche Musterform, der sich jeder Inhalt, d. h. jede Vorlesung am leichtesten anfügte, so würde man sich diesen Zwang ohne allen Zweifel gefallen lassen aus dem einfachen Grunde, weil, was natürlich ist, gar nicht als Zwang empfunden wird, sondern mit dem eigenen Willen übereinstimmt — aber eine solche Idealform gibt es einstweilen noch nicht. Und ob mit einem solchen Leitfaden, wie Hartmann ihn vorschlägt, auch wirklich allen oder nur der Mehrzahl der Studenten gedient wäre? Man denke an die Mediciner und an die Jünger der Naturwissenschaften, wo die Demonstration am todten oder lebendigen Körper die Hauptsache ist, oder man nehme ein exegetisches Collegium über irgendeinen Schriftsteller oder ein Schriftstück profaner oder sacraler Philologie! Es lassen sich übrigens auch sogenannte systematische Collegien denken, wo ein „knapper" Leitfaden weder den Bedürfnissen des Docenten noch denen der Zuhörer ent-

sprechen würde, wo ein nachträgliches zusammenfassendes Dictat viel bessere Dienste thut; hier ergibt sich vor den Augen und Ohren des Zuhörers das Resultat oder die Quintessenz von selber aus den vorhergegangenen, vielleicht auch durch Frage und Antwort gewonnenen Prämissen und prägt sich seinem Geist viel tiefer und dauernder ein, als wenn der Leitfaden es vorweg nimmt. Gerade dies, nämlich das Mithineinziehen und Mitbeschäftigen der Zuhörer ist es ja, was den Vorlesungen ihren eigenen Reiz und Werth verleiht, den Vorlesungen nämlich, wie sie sein sollen. Es gibt natürlich auch solche, die hier nicht in Betracht kommen. Aber es ist unbegreiflich, daß ein Denker wie Hartmann das Eigenthümliche einer (guten) Vorlesung so sehr verkennen konnte. Wohl hat er einige richtige Gedanken darüber flüchtig hingeworfen, aber die Hauptsache, d. h. ihren specifischen Werth, den sie vor jedem gedruckten Buch voraushaben, hat er nicht einmal angedeutet, geschweige betont. Dieser besteht eben in dem Interesse, das im Zuhörer durch dessen Mitbetheiligung an der Arbeit des Forschens und Prüfens geweckt wird. Bei einem bloßen Ablesen des Manuscripts wird dieses Resultat nur sehr mangelhaft erreicht; aber es ist damit nicht gesagt, daß das Extrem, nämlich der freie Vortrag, das beste Resultat erzielen werde oder gar müsse. Ist er glatt und formvollendet, so kann er dem Zuhörer imponiren, aber wenn nun die rhetorischen und pathetischen Accente hinzukommen, so wird die volle Hingabe an das Gebotene einigermaßen beschränkt durch das Gefühl, daß dieses Pathos ein vorher präparirtes, nicht vom Augenblick eingegebenes sei. Einen denkenden Zuhörer werden die Vorträge am meisten befriedigen, wo die Gedankenarbeit des Vortragenden sich an Ort und Stelle selber, d. h. auf dem Katheder, durch das Ringen um den richtigen Ausdruck manifestirt. Hier verwandeln sich die rhetorischen Mittel sofort in ethische; Mimik, Accent, Stimmfarbe, Tonlage treten als natürliche Organe in den Dienst des Vortragenden; an geeigneten Stellen tritt Wiederholung oder Recapitulation ein: das sind lauter Dinge, die nicht im Druck herausgegeben werden können, und sie bedingen auch den Unterschied zwischen Buch und Vorlesung, ein Unterschied, den Hartmann nicht gehörig gewürdigt hat. Oder glaubt er etwa, daß der Buchdruck mit seinen Mitteln der Verdeutlichung (Sperrschrift, Fettschrift und wie sie alle heißen mögen) dem lebendigen Vortrag auch nur annähernd gleich kommen könne? Das wäre ein gewaltiger Irrthum, er steht weit hinter ihm zurück. Es kommt nun zwar auch vor und gar nicht selten, daß Gelehrte ihre Vorlesungen im Druck erscheinen lassen, aber das ist kein Beweis für die Identität von Buch und Vorlesung. Nicht nur daß jenes, auch wenn es im Gewand und Titel von „Vorlesungen" sich präsentirt, gewöhnlich eine vielfach veränderte Form aufweist — wobei übrigens auch der Unterschied zwischen Vorlesungen an Universitäten und solchen vor gemischtem Publikum wohl zu beachten ist —, sondern es hat auch jedes Ding seine Zeit, und die des Buchs ist naturgemäß die spätere. Es können und dürfen in der Vorlesung Fragen ausgesprochen werden, die noch nicht spruch- und druckreif sind, ja es können auch Vorlesungen über ganze Disciplinen und solche Wissenskreise gehalten werden, die noch nicht wissenschaftlich durchforscht oder noch nicht so abgeklärt sind, daß sie den Fachgenossen im Druck dürften vorgelegt werden; denn ein Buch im Druck erscheinen lassen, heißt soviel — wenigstens bei gewissenhaften Leuten —, als etwas Neues und möglichst Abgeschlossenes bringen; der gewissenhafte Gelehrte wird deswegen seine Vorlesungen so lange wiederholen und nicht herausgeben, bis er glaubt, jene Bedingung erfüllen zu können.

Doch wir schließen hier, und zwar mit dem Wunsch, daß der Verfasser des Aufsatzes, gegen den wir uns wenden, in unserer Entgegnung wenigstens die sachgemäße Objectivität und Unbefangenheit nicht vermissen möge. Zu dieser Unbefangenheit gehört auch, daß wir uns von seiner Autorität nicht bestechen ließen und außerdem zu hoffen wagen, daß seine Leitfadentheorie und was damit zusammenhängt auch andern als Universitätsangehörigen nicht zusagen werde.

T. Mähly.

Länder- und Völkerkunde.

(Beschluß aus Nr. 49.)

6. Streifzüge in den Urwäldern von Mexico und Centralamerika von Felix L. Oswald. Zweite Auflage. Mit 76 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1884. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Die erste Auflage dieses schönen Reisewerks erschien 1881. Es ist ein Beweis für das Interessante des Inhalts, wie für die Theilnahme der Leser, daß so bald eine zweite Auflage nöthig geworden ist. Es ist vieles Schöne und Großartige, was der Reisende auf seinen Streifzügen in den Urwäldern gefunden hat, hier mitgetheilt, sodaß es im Leser dieselbe Begeisterung erwecken kann, die der Reisende für diese seine zweite Heimat gewonnen hat. Wir greifen einen Abschnitt aus dem Buche heraus, der uns besonders interessant erscheint und dessen Inhalt wol weniger allgemein bekannt sein dürfte. Das zehnte Kapitel seines Werks überschreibt Oswald „Das amerikanische Pompeji". Er meint damit die merkwürdigen uralten Ruinen von Uxmal in Yukatan. In ungeheuern Urwäldern tief versteckt wurden diese Ruinen durch einen Zufall im Jahre 1828 entdeckt. Ein schottischer Arzt,

der bei einem yukataner Pflanzer zu Gast war, wurde mit seinen Begleitern auf einem Ausflug von einem Gewitter überrascht. Ein indianischer Holzknecht geleitete sie zu einem alten Tempel, wo sie Schutz fanden. Eigenthümliche Arabesken, die das alte Gemäuer zierten, zogen die Aufmerksamkeit des Arztes auf sich; er durchstöberte am andern Tag die Ruinen und fand noch eine interessante kleine Statue, die er mitnehmen wollte. Dem indianischen Holzknecht war dieses Interesse für die alten Steine sehr verwunderlich und er meinte, er wisse noch ganz andere Plätze, wo viel größere „Häuser" mit vielen Zimmern und unzähligen derartigen Statuen zu finden wären. So wurden „die Ruinen von Uxmal entdeckt, die Theben und Persepolis an Schönheit sowol als an Umfang übertreffen und unter den Alterthümern der neuen Welt unerreicht und unvergleichbar dastehn". Für die Ausbeutung dieser Entdeckung und die weitere Erforschung dieser Schätze — wozu Summen nöthig waren, die nur von der Regierung oder einer größern Gesellschaft aufgebracht werden konnten — wurde bei der Ungunst der politischen Verhältnisse lange Zeit nichts gethan. Erst im Jahre 1872 wurde die Arbeit ernstlicher in Angriff genommen. Sie war nicht klein. Oswald schreibt:

Dasselbe Werk der Verwüstung, das die Feuerlawinen des Vesuv in einer einzigen Nacht vollendeten, hat hier der stille Fortschritt der Vegetation bewerkstelligt. ... Die Mischung von Asche und poröser Lava, mit der der Vulkan die Stadt des Pompejus überschüttete, läßt sich in der That viel leichter beseitigen als der Wust von Moder, Wurzelgeflechten und verworrenen Schlingpflanzen, der die Ruinen von Uxmal von innen und außen bedeckt. Wie die Ringe von einer Boa constrictor winden sich die zähen Arme der Lianen und Corderoranken um Säulen und Mauersteine und zwängen sich oft durch die engsten Spalten, sodaß man das Geflecht kaum sprengen kann, ohne das Mauerwerk selbst in Gefahr zu bringen. ... Alles leichtere Mauerwerk wurde wol von den schwellenden Keimen der Vegetation stückweise gesprengt, und nur das enorme Gewicht der größern Gebäude konnte ihre Grundmauern vor dem gleichen Schicksal bewahren. Ob auf immer, wäre noch die Frage gewesen, aber die Gebäude, die sich bisjetzt erhalten haben, sind für die Zukunft vermuthlich sicher.

Sie werden jetzt auf einer fahrbaren Straße besucht und können also auch leicht beaufsichtigt werden. Die Ruinen liegen 90 englische Meilen von der Küste entfernt.

Betrachtet man einzelne dieser Ruinen etwas näher, so ist man überrascht von dem riesigen Umfang derselben wie von der künstlichen Arbeit, die auf dieselben einst verwendet wurde. Da ist ein Gebäude, einst vielleicht ein Königspalast oder ein Tempel, vieles vom Mauerwerk, das sich in mehreren Stockwerken erhebt, ist zerstört oder verdorben, aber es finden sich auf demselben Basreliefs in einer Gesammtlänge von etwa 3400 Ellen (oder fast zwei englische Meilen).

Diese Schnitzwerke sind im Entwurf oft roh und in den Details der Ausführung sehr mangelhaft, aber der Gesammteindruck ist nichtsdestoweniger recht gefällig. Man sieht da lange Processionen mannichfach bewaffneter Männer, Gruppen von Thieren und Sternen — die letztern vielleicht astrologische Symbole — und zahllose Köpfe en profil. ... Auf einer der Hauptwände promenirt ein Krieger auf einer Reihe ausgestreckter Körper — vielleicht ein Symbol der Königswürde, wenn nicht das Memento eines Triumphzuges. ... In einer Stube des dritten Stockwerks ist ein Theil des Fußbodens mit rohem Mosaik gepflastert, der eine Schlacht zwischen nackten Riesen und schwer bewaffneten kleinen Figuren darstellt. Die Physiognomien und Stellungen der Gegner sind gut unterschieden, und dem Ganzen mag ein historisches Motiv zu Grunde liegen, vielleicht ein Treffen zwischen der Landwehr des alten Reichs und den wilden Kriegern eines nordischen Indianerstammes.

Ein besonders großartiges Gebäude auf diesem ungeheuern Ruinenplatz ist die casa de las monjas, das Nonnenkloster, das noch jetzt 87 große und 50 kleinere Kammern nebst endlosen Galerien und vielen Hallen enthält. Viele Zellen sind mit bunten Mosaiktafeln gepflastert, während die Wände mit Bildern bedeckt sind; „wenn die casa de las monjas wirklich einst von Nonnen bewohnt war, so können die Klosterregeln nicht sehr streng gewesen sein, denn die Fresken sind der Mehrzahl nach in hohem Grade weltlicher Natur".

Aber das ist jedenfalls auch ersichtlich, daß die Schätze eines großen Reichs an dieses Gebäude verschwendet sein müssen. Ein Architekt schätzte die heutigen Kosten eines solchen Gebäudes wie dieses Nonnenklosters selbst ohne den Werth des Materials auf 5 Millionen Thaler und glaubte, daß die Sculpturen mancher der größern Säulen einen Bildhauer über sechs Monate beschäftigen würden. Von ähnlichem Umfang und derselben Merkwürdigkeit sind andere Ruinen von Palästen oder Tempeln — oder von was sonst? Denn was von diesen Ruinen zu halten sei, das ist eben die Frage.

Weder die Abstammung des Menschengeschlechts noch der Zweck der Pyramiden ist in tieferes Dunkel gehüllt als der Ursprung dieser Ruinenstadt. Nur das läßt sich mit Gewißheit behaupten, daß sie aus der fernen Vorzeit vor der spanischen Invasion datirt, aus einer Vorzeit, zu der auch die ältesten Ueberlieferungen der amerikanischen Stammvölker nicht hinaufreichen. Denn daß Uxmal nicht von den Azteken erbaut worden ist, läßt sich positiv durch architektonische und archäologische Gründe erweisen. ... Viele der Grundmauern und Terrassen in Uxmal sind mit einer tiefen Pflanzenschicht bedeckt, die sich selbst in einem tropischen Urwald kaum in einem Jahrtausend ansammeln könnte. ... Die geschichtlichen Urkunden Mexicos datiren in frühe Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zurück; aber von einer Riesenstadt im westlichen Yukatan schweigen sie, wie die Volkssagen und die Annalen der spanischen Eroberer ebenfalls schweigen. Die Ruinen selbst haben ihr Geheimniß nie verrathen.

Und so ist auch Oswald's resignirte Meinung die,

daß die Hieroglyphen von Uxmal bleiben werden, was sie sind: ein Buch mit sieben Siegeln. Selbst wenn ein zweiter Champollion den Schlüssel des Alphabets entdecken sollte, würde sich ihm eine weitere und größere Schwierigkeit entgegenstellen; denn diese Inschriften reden die Sprache eines erloschenen Stammes, eine Sprache, die ihre letzten Dolmetscher überlebt hat. ... Die Gebäude erzählen von einer Zeit, da Yukatan von einem reichen, mächtigen Culturvolk bewohnt war, aber ... sein Name, sein Ruhm, seine Sprache und jede Spur seines Einflusses ist auf immer verschwunden.

7. Der Orient. Ein Spaziergang durch die mohammedanische und die indische Welt. Ethnographische Charakterbilder, Sittenscenen, Jagdsport. Nach den neuesten Quellen bearbeitet von J. Baumgarten. Stuttgart, Rieger. 1882. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Nach dem Vorwort ist das Buch „ein Spaziergang durch eine Galerie der socialen und sittlichen Zustände der mohammedanischen und der vorderindischen Welt". In dieser Galerie hat der Herausgeber von sehr verschiedenen Verfassern kürzere und längere Skizzen zusammengestellt, die alle, in populärer anziehender Sprache gegeben, verschiedenen Geschmacksrichtungen und Bedürfnissen gerecht werden können. Der erste Theil ist betitelt „Unter dem Halbmond" und enthält allerlei Ergötzliches neben manchem Ernsten. Zum Ergötzlichen gehört der Abschnitt „Der unentzifferbare Skarabäus", in welchem der Schwindel mit unechten ägyptischen Alterthümern, wie ihn betrügerische Händler treiben, und zugleich die sich selbst täuschende Infallibilität der gelehrten Theorie und der theoretischen Gelahrtheit in echt komischer Weise persiflirt wird. Der zweite Theil redet vom Lande der Hindu und gibt allerlei indische Bilder, die theils frappant und ergreifend, theils abstoßend und schauerlich sind. Der dritte ist dem Jagdsport in Vorder- und Hinterindien gewidmet und erzählt allerlei Jagdabenteuer, bei denen ein nichtjagender Büchergelehrter das Gruseln lernen könnte.

Was nun das Gruseln betrifft, so tritt es einem — Scherz bei Seite — in der That energisch näher, wenn man den Abschnitt liest: „Merkwürdige Sitzungen mit einem indischen Zauberer". Der Verfasser des betreffenden Abschnitts ist der Reisende Jacolliot, der Herausgeber Baumgarten sagt aber:

Für den Leser, dem die hier mitgetheilten Erlebnisse Jacolliot's unglaublich oder erfunden vorkommen sollten, füge ich die Bemerkung bei, daß die meisten Reisenden, welche Indien besuchten, von denselben oder ähnlichen berichten ... es stecken unzweifelhaft psychologische und physiologische Thatsachen dahinter, zu deren Erklärung die moderne Wissenschaft den Hypnotismus und selbst den Mesmerismus nicht länger beiseite schieben darf.

Und dann fügt er hinzu:

Wir stehen kaum auf der ersten Stufe der Erkenntniß der Wirkungen und Eigenschaften der kleinsten Stofftheile; es ziemt uns daher Bescheidenheit in Erwartung ungeahnter Entdeckungen auf diesem Gebiete.

Was der malabarische Fakir Convindassamy an Seltsamem und Unglaublichem oder doch Unbegreiflichem — denn auch unsere Kritik und Skepsis muß sich einigermaßen bescheiden, wenn die Kritik und Skepsis des Beobachters trotz aller Vorsicht auf das Zugeständniß absolut unerklärlicher und doch realer Vorgänge hinauskommt —, was dieser Fakir leistete, erinnert uns zum Theil an das, was von dem Magnetiseur Hansen vor einigen Jahren geleistet wurde. In ein paar Jahrzehnten könnte vielleicht durch weitere Erforschung des Magnetismus noch manches bisjetzt dunkle Gebiet, wie auch das der Leistungen des indischen Fakirs, in ein merkwürdig helles Licht gesetzt sein. Unsere eigene Ansicht über diese Dinge behalten wir vorerst noch lieber für uns, und so wird es wol — wenn auch vielleicht aus andern Gründen — noch mancher Leser machen.

8. Die südungarischen Bulgaren. Eine ethnographische Skizze von Geza Czirbusz. Teschen, Prochaska. 1884. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Die kleine Schrift enthält viel Interessantes. Es ist zwar ein an Zahl nur geringes Völkchen dort unten im Banat — nach den genauen Berechnungen des Verfassers kaum 22000 Seelen —, von dem diese Skizze redet, aber es ist doch auch bei diesen theilweise sehr vereinzelt und zerstreut wohnenden Leutchen viel von alten merkwürdigen Sitten und Gebräuchen erhalten geblieben, das werth ist, im Gedächtniß aufbewahrt zu werden, ehe die alles nivellirende Zeit es verwischt und vertilgt hat. Ethnographisch sind besonders die abergläubischen Vorstellungen, wie sie bei allen Völkern vielfach gleich oder ähnlich, und doch auch wieder so verschiedenartig und mannichfaltig sich finden, von Interesse, und da zeigt sich bei diesem Völkchen manches Charakteristische und Besondere: „Trotz seiner tiefen, innigen Religiosität ist der Bulgare in hohem Grade abergläubisch. Von der Wiege bis zum Grabe plagen ihn fortwährend Angst und Furcht vor Hexen, Vampyren, nächtlichen Gespenstern und bösen Dämonen, bösem Blick und Verschreien." Dies ist an und für sich nichts Besonderes. Aber eigenthümlich ist, wie man sich dortzulande gegen die bösen Einflüsse zur Wehre setzt; Seuchen, Hagelschaden, Dürre, Ungeziefer u. dgl., glaubt man, wird von bösen Geistern verursacht, und diese muß man beschwören. Die Beschwörungsformeln aber dürfen an niemand verrathen werden, sonst verlieren sie ihre Kraft.

Die Maulwürfe und Feldmäuse werden dadurch vertrieben, daß sich das Weib am Feld ganz nackt entkleidet, den Kopf, die Brust und Füße mit Wein abwäscht, dabei Gebetsformeln murmelt, sich öfters bekreuzt und den Rest des Weins auf den Maulwurfshügel stellt. Gleicherweise kann die behexte Milch wieder schmackhaft hergestellt werden, wenn die Hausfrau um Mitternacht nackt den Herd dreimal umgeht, die verdorbene Milch kochen läßt und beim Aufquellen derselben mit der Heugabel in die Rein (?) sticht. Tags darauf erscheint dann die Hexe mit zerstochenem Antlitz und bittet die Frau, mit dem Zauber einzuhalten. Bei anhaltender Dürre stehlen die Vrazitore (d. h. die Zauberfrauen) das Grabkreuz eines unlegitimen Kindes und halten es so lange im Bach, bis es reguet. Wenn eine Seuche den Viehstand decimirt, gehen die Vrazitore nackt in den Friedhof, um dort die bösen Dämonen zu beschwichtigen. ... Um di Saaten und die Läumer vor Frost zu schützen, pflegen sich die Frauen zu Krassova u. s. w. an gewissen Donnerstagen weder zu waschen noch zu kämmen; auch soll es an diesen Tagen ungesund sein, ein frisches Hemd anzuziehen.

9. Völkerstämme am Brahmaputra und verwandtschaftliche Nachbarn. Reiseergebnisse und Studien von A. Bastian. Mit zwei Tafeln. Berlin, Dümmler. 1883. Gr. 8. 6 M.
10. Inselgruppen in Oceanien. Reiseergebnisse und Studien von A. Bastian. Mit drei Tafeln. Berlin, Dümmler. 1883. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Haben wir in der kleinen Schrift über die süd-

ungarischen Bulgaren unter andern auch eine Schilderung von allerlei abergläubischen Vorstellungen und Gebräuchen, die bei einem kleinen Volksstamm in unserer Nähe zu Hause sind, so führen uns die beiden Werke A. Bastian's zu einer ungeheuren Mannichfaltigkeit derartiger Vorstellungen und Gebräuche, die in weit entlegenen Gebieten, auf den oceanischen Inseln und am Brahmaputra, von ihm beobachtet und gesammelt worden sind. Unermüdlich ist der berühmte Reisende und Forscher thätig, das, was er auf seinen Reisen fand, zusammenzutragen und zusammenzustellen und dabei die Parallelen mit solchem zu ziehen, was in ganz andern Gebieten der Alten und Neuen Welt, und zu ganz andern Zeiten, im grauen Alterthum, im aberglaubensreichen Mittelalter und in der neuen Zeit sich darbietet. Verarbeitet ist das, was er zusammenträgt, noch nicht zu einem Ganzen, das künstlerisch befriedigen oder ein klares, übersichtliches Bild des Geisteslebens, das in dem betreffenden Volke wohnt, liefern würde. Mit Absicht beschränkt er sich auf das Herbeischaffen der Bausteine, und es gibt ja wol wenige, welche so wie er im Stande wären, zu reisen, zu forschen, zu suchen und zu finden. Im Vorwort zu Nr. 9 sagt er unter anderm:

Zunächst bedarf es der Materialiensammlungen nach allen Richtungen hin, von allen Seiten her, hin und her, her und hin, bis alles beieinander im statistischen Ueberblick.

Und im Vorwort zu Nr. 10 stellt er als nächste Aufgabe der Ethnologie auf, daß sie suche:

zunächst das allgemein Gleichartige durchgehend festzustellen, um für specifische Eigenthümlichkeiten sodann die localen Färbungen auf die Ursächlichkeiten der jedesmal geographischen Provinz zurückzuführen, und um nach Absolvirung solcher Vorbedingungen erst historischen Beziehungen nachzugehen, und zwar vom Bekannten, als Ausgangspunkt aus, langsam und vorsichtig nur in das Unbekannte hinein. *)

„Oculardemonstration" und „Induction" statt der von ihm oft gerügten Construction und gelehrten Deduction ist es, wodurch Bastian auf wirksamste Weise an der Lösung der großen ethnologischen Probleme und Aufgaben mitarbeiten will und mitarbeitet, und wir dürfen keineswegs, trotz aller Eigenthümlichkeiten der Darstellung, den hohen Werth verkennen oder nur gering achten, den diese Art der ethnologischen Forschung haben muß.

Proben und Beispiele aus dem ungeheuern Reichthum von mythologischen, kosmologischen und kosmogonischen Vorstellungen — die oft an die barokksten Erzeugnisse der altchristlichen Gnostik erinnern — wie von seltsamen Sitten und Unsitten, von Berichterstattung über Zaubergebräuche und Beschwörungen u. dgl. zu geben, unterlassen wir, einmal weil wir kaum wüßten, wo anfangen und wo aufhören, und dann weil wir glauben, daß, was für Ethnographen von Fach von höchstem Werth ist, nicht immer und auch nicht für die Leser d. Bl. von gleichem Interesse sein würde.

*) Die stilistischen Eigenthümlichkeiten, um nicht zu sagen Nachlässigkeiten, welche sich in obigen Sätzen, wie eigentlich in allen Büchern Bastian's finden, dürfen wir diesem Forscher nicht übelnehmen, wenn wir an seine so verdienstliche Methode denken, die nur eben darauf ausgeht, den ungeheuern Stoff darzubieten, den er auf seinen Forschungen aushebt und — andern zum künstlerischen Bearbeiten (wozu ihm die Zeit mangelt) aufgibt. Daher erklärt es sich auch, daß er ungenirt im Fluß der Rede aus der deutschen in die lateinische, französische, englische, spanische Sprache übergeht, von Citaten in diesen und noch andern Sprachen ganz abgesehen.

11. Australien in seinen Weltausstellungsjahren 1879—81. Nebst einem Anhang: Eine Reise ins Innere von Sumatra. Von Georg Seelhorst. Augsburg, Reichel. 1882. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Der Verfasser hatte früher Berichte über die wiener Weltausstellung von 1873, die von Philadelphia 1876 und Paris 1878 veröffentlicht. Dies, wie seine Stellung bei den zwei australischen Ausstellungen macht ihn zu einem competenten Berichterstatter. Das für deutsche Leser wichtigste ist natürlich sein Urtheil über die Betheiligung Deutschlands an diesen beiden Ausstellungen. Die bekannten Briefe Reuleaux' aus Philadelphia hatten viele Schäden der deutschen Industrie bloßgelegt und gerügt; man hatte in weiten Kreisen erkannt, daß es anders werden müsse, und es konnte ja auch besser werden, wenn man nur ernstlich wollte. Einen Beweis solcher Besserung auf der pariser Ausstellung von 1878 zu liefern, dazu war es noch etwas zu früh; aber auf der Ausstellung in Sydney 1879—80 wagte man es, und „es darf offen gesagt werden, daß schon hier ein Theil des in Philadelphia ausgesprochenen Tadels getilgt war", und besonders in Melbourne galt es nun „mit Erzeugnissen zu erscheinen, welche der deutschen Industrie Ehre machen". Daß dies auch wirklich geschah, zeigt die eingehende Schilderung der deutschen Leistungen unter den verschiedenen Concurrenten. Von höchstem Interesse sind außer diesen Schilderungen auch manche Mittheilungen, die einigermaßen hinter die Coulissen blicken lassen, z. B. über die Vorgänge im Schos der Preisgerichte. Unser Buch will aber durchaus nicht blos von den Weltausstellungen Australiens reden, sondern in seinem weitaus größten Theil von Australien selbst, von Land und Volk. Der Verfasser kann von sich sagen, daß er auf langjährigen Reisen „seinen Fuß in alle fünf Welttheile gesetzt" habe; so dürfen wir von vornherein annehmen, daß sein Blick geschärft und sein Urtheil geübt ist. Das zeigt denn auch die Schilderung, die er uns von Land und Volk Australiens gibt. Wenn die Bedeutung Australiens erst in der Zukunft recht zur Geltung kommen wird, wenn noch viel mehr als bisjetzt europäische Culturpflanzen, europäische Hausthiere, überhaupt europäische Cultur dort einheimisch geworden sein wird, so ist doch jetzt schon der Fortschritt, den vom Jahre 1830 an in 50 Jahren dieser entlegene Welttheil gemacht hat, ganz ungeheuer. Ein paar Zahlen, die unser Buch gibt, zeigen das am besten. Von 1830 bis 1880 stieg die Zahl der Acker cultivirten Landes von 110000 auf 4 Millionen, die der Schafe von $1^1/_3$ Millionen auf 46 Millionen, der Werth der exportirten Wolle von 65000 auf 16 Millionen Pfd. Sterl., der Gesammtwerth des Handels von 1 Million auf 80 Millionen Pfd. Sterl.

Vor funfzig Jahren war der überaus größte Theil Australiens eine unbekannte Wildniß, in welcher nur Trupps von schwarzen Eingeborenen umherschweiften, kümmerlich ihr Leben fristend; heute finden wir volkreiche Städte mit allem Luxus der Cultur versehen, und große Strecken Landes sind in blühende Felder oder belebte Weiden verwandelt.

Wenn wir wissen, daß an diesem Resultat zu einem nicht kleinen Theil auch deutsche Colonisten mitgearbeitet haben, so lesen wir mit Interesse, was Seelhorst aus den Urtheilen eines Australiers, Namens Franklyn, anführt:

Die deutschen Colonisten stellen in der Regel — in der That fast ausnahmslos — die beste Qualität der Ansiedler in einem neuen Lande dar. Die Bedingungen zum Leben sind im Anfang nothwendigerweise hart, aber die Erfolge ausdauernden Fleißes später äußerst reich. ... Der Deutsche mit seiner ruhigen Ausdauer, seiner dickköpfigen Fügsamkeit in das Unvermeidliche, an Geduld und sauere Arbeit gewöhnt, mit seinem festen Vorsatz durchzudringen, verfehlt selten sein Ziel ... er trägt Widerwärtigkeiten mit edler Standhaftigkeit.

Betrachtet man dazu noch die Tabelle, welche eine Zusammenstellung der Preise der gewöhnlichsten Lebensmittel enthält, die im Durchschnitt unter den bei uns zu bezahlenden sich halten, und die Notizen über die Löhne, welche im Durchschnitt um ein bedeutendes die bei uns üblichen übersteigen, so möchte man versucht sein, die Auswanderung von tüchtigen Arbeitskräften nach Australien auch aus Deutschland energisch zu empfehlen. Seelhorst sagt denn auch: „besonders dem Ackerbauer und Viehzüchter kann Australien empfohlen werden, und auch der Handwerker wird nicht vergebens auf Arbeit hoffen." Aber er setzt bei: „wer aber nicht in die Wildniß hinausgehen und den Urwald ausrotten will, wer nicht hart arbeiten kann, der gehe nicht nach Australien." Sein Schlußurtheil lautet: „Vorläufig gehört Australien nicht zu den Ländern, welche als Ziel für deutsche Auswanderung angepriesen werden dürfen."

Vielleicht wirkt zu diesem Urtheil auch mit, jedenfalls ist es aber überhaupt beachtenswerth, was der Verfasser über die Chineseneinwanderung in Australien sagt:

Es ist nicht zu leugnen, daß die Anwesenheit der Chinesen, wie in Amerika, so auch hier, mannichfachen Schaden anrichtet. Dahin gehört in erster Linie die Unmöglichkeit für den Weißen, mit dem Chinesen zu concurriren. Der Chinese bearbeitet Goldfelder und Zinnlager mit Vortheil, die der Europäer als zu arm liegen läßt. In allen Gewerben, die er ausübt, arbeitet er mindestens ebenso gut, aber viel billiger, und im Handel kommt ihm erst gar niemand nach. Ich möchte die Rolle, die der Chinese in Australien spielt, mit der vergleichen, welche die Juden stellenweise und zu verschiedenen Zeiten gespielt haben, nur mit dem Unterschied, daß der Chinese die Sache noch viel weiter treibt.

Von höchstem Interesse und zugleich von größter praktischer Wichtigkeit ist endlich der Abschnitt, in welchem der Verfasser von dem Handelsverkehr mit Australien redet. Hier hält er offen und ehrlich den deutschen Industriellen und Handeltreibenden die Fehler vor, die sie im Verkehr mit Australien früher gemacht haben, zu ihrem eigenen großen Schaden, und ruft zurück von den falschen Wegen zu richtigern und glücklichern. Gewiß ist seit einigen Jahren mit dem Aufschwung der deutschen Industrie überhaupt auch begonnen worden, im Sinne dieser Rathschläge eines competenten Rathgebers zum Bessern sich zu wenden, aber für alle Zeiten dürfte das Wort Seelhorst's gelten und richtig bleiben: „Wir Deutsche können uns auf dem Weltmarkte nur behaupten, wenn wir stets bessere, oder wo dies nicht angeht, ebenso gute Waare als die Concurrenz anbieten."

Religiöse Literatur.

1. Das Dhammapada. Eine Versammlung, welche zu den kanonischen Büchern der Buddhisten gehört. Aus der englischen Uebersetzung von Professor F. Max Müller, metrisch ins Deutsche übertragen. Mit Erläuterungen. Leipzig, O. Schulze. 1885. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Seit Schopenhauer zur Begründung seiner Philosophie die indischen Religionen in den Kreis seiner Betrachtung hineingezogen hat, ist man auf jene alten Systeme, in denen Metaphysik und Religion eng verbunden miteinander erscheinen, wieder aufmerksamer geworden. Der Vater des modernen Pessimismus hat sogar die, zur Zeit wol etwas verfrühte, Erwartung ausgesprochen, es möchte mit dem jetzigen Jahrhundert vielleicht die Zeit gekommen sein, wo die aus Asien stammenden Völker japhetischen Sprachstammes auch die heiligen Religionen der Heimat wieder erhalten würden, weil sie nach langer Verwirrung für dieselben wieder reif geworden seien. Andre Stimmen aus verwandten Forschungsgebieten drücken sich über diesen Punkt zwar gemäßigter aus, schließen sich jedoch dem Schopenhauer'schen Gedanken gleichwol eher an, als daß sie sich gegen ihn wenden. Statt aller andern wollen wir den Ausspruch einer Autorität in diesem Fache, die Worte des oxforder Professors Max Müller anführen, der sich hierüber so ausspricht:

Wenn ich mich fragte, aus welcher Literatur wir hier in Europa, die wir beinahe ausschließlich von den Gedanken der Griechen und Römer und einer semitischen Rasse, der jüdischen, gezehrt haben, dasjenige Correctiv herleiten können, dessen wir am meisten bedürfen, um unser inneres Leben vollkommener, umfassender, in Wahrheit menschlicher zu machen, zu einem Leben nicht nur für diese Welt, nein, zu einem verklärten und ewigen Leben zu gestalten: — ich würde auf Indien weisen.

Die höchste Blüte der altindischen Meditation ist der Buddhismus, und schon seit langer Zeit will man zwischen ihm und dem Christenthum verwandte Züge entdeckt haben. Professor Rudolph Seydel hat sogar den auch in d. Bl. besprochenen Versuch gemacht, eine Beeinflussung des Christen-

thums in seiner Entstehung und ersten Ausbildung durch die ostasiatische Schwesterreligion nachzuweisen. Alles das sind Anzeichen dafür, daß die Religion Buddha's bei uns im Werth gestiegen ist. Auch die vorliegende Schrift ist ein neuer Beleg dazu. Ihr Herausgeber, Th. Schultze in Potsdam, der seinen Namen zwar unter das Vorwort, aber nicht auf den Titel des Buchs gesetzt hat, liefert uns hier in deutscher Uebersetzung eines der kanonischen Bücher der Buddhisten. „Das Dhammapada" ist eine Sammlung von Spruchversen, die einzeln oder gruppenweise, für sich allein oder im Context anderer Schriften existirt haben müssen und von Schultze unter bestimmte Rubriken gesammelt sind. Wir haben hier ein poetisches Compendium der buddhistischen Ethik. Eine Uebersetzung dieser Schrift findet sich allerdings schon in den „Indischen Streifen" von Professor Albrecht Weber. Dieselbe richtet sich jedoch mehr an die Adresse der Fachgelehrten und eignet sich für einen weitern Leserkreis auch insofern weniger, als sie die indischen Metra nachbildet, die ein deutsches Ohr entweder gar nicht oder nur mühsam als Verse zu erkennen vermag. Schultze's Uebersetzung ist eine Arbeit zweiter Hand, insofern sie nicht das Original der buddhistischen Schrift, sondern die englische Uebersetzung von Max Müller zur Grundlage nimmt. Wenn wir jetzt dieser Uebersetzung näher treten, so finden wir freilich, daß sie an demselben Mangel leidet, den der Verfasser der deutschen Uebersetzung von Albrecht Weber Schuld gibt, daß sie nämlich sprachliche Härten und Ungefügigkeiten nicht vermeidet. Zur poetischen Form der Uebertragung ist ein katalektischer Tetrameter gewählt, in dem jedoch verschiedenartige Versfüße Platz finden. Ob das Versmaß richtig gewählt und das gewählte richtig behandelt ist, wollen wir nicht näher erörtern; wir möchten jedoch im allgemeinen die Bemerkung nicht zurückhalten, daß uns für den einfach ernsten Gedankeninhalt ein weniger complicirtes Metrum angemessener geschienen hätte. Immerhin aber kann, trotz der erwähnten sprachlichen Mängel, die Absicht des Verfassers als erreicht gelten, uns ein Stimmungsbild des ursprünglichen, noch unverfälschten Buddhismus zu liefern. Erläuterungen zum Text setzen den mit den buddhistischen Lehren weniger vertrauten Leser in den Stand, sich über dunklere Stellen des Buchs zu unterrichten. Wer seinen geistigen Gesichtskreis erweitern und der eigenen religiösen Stellung bewußter werden möchte, wird gut thun, sich mit diesen Dingen ein wenig bekannt zu machen. Wenn Friedrich Rückert in einem seiner Gedichte zum Lobe des philologischen Studiums sagt: „wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen", so gestattet dieses Wort auch eine entsprechende Anwendung auf die Kenntniß der verschiedenen Religionen.

2. Das Kirchenlied, zu erweiterter Benutzung, insbesondere für Schule und Haus, bearbeitet von Joseph Pape. Büren, Hagen. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Es ist ein gewaltiger Sprung über räumliche und zeitliche Entfernungen hinweg, der uns von dem „Dhammapada" der Buddhisten zu der vorliegenden Schrift führt; und doch, wer mag bei alledem das Gemeinsame in beiden verkennen; handelt es sich doch in beiden Fällen um die poetische Blüte, die hier wie dort eine große religiöse Weltanschauung treibt. Joseph Pape, der das protestantische und katholische Kirchenlied in erweiterter Weise für Schule und Haus nutzbar zu machen sucht, ist, wie uns der Umschlag des Buchs belehrt, in der schriftstellerischen Production kein Neuling mehr; er hat sich bereits in vielseitiger Weise bethätigt, und manche seiner Veröffentlichungen haben wiederholte Auflagen erlebt. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß auch das Kirchenlied zunächst der Dichtkunst angehöre, revidirt er die Gesangbücher der beiden Kirchen und sucht den einzelnen Gesängen ein den ästhetischen Forderungen entsprechenderes Gewand zu geben. Dabei sind die Kirchenlieder der katholischen Kirche der Zahl nach allerdings stark bevorzugt; auch sind bei diesen Verbesserungsversuchen manche der protestantischen Kirchenlieder bis auf die Hälfte der Strophen zusammengeschmolzen; ob das bei den katholischen Kirchenliedern auch der Fall ist, können wir hier nicht beurtheilen. Der Verfasser ist vermuthlich selbst Katholik, aber sein Bestreben, den Streit der confessionellen Gegensätze in eine ruhig sachliche Discussion hinüberzuleiten, ist allen Lobes werth. Er hält sogar an der Hoffnung fest, daß wir Deutsche uns im Glauben wieder vereinigen werden; leider fügt er nicht hinzu, wie er sich diese Hoffnung erfüllbar denkt. Im übrigen scheint er uns dem evangelischen Kirchenliede doch nicht ganz gerecht zu werden. Er findet, daß ihre Dichter wol kraftvolle Individualitäten gewesen seien, aber nicht eigentliche Dichter, meist Geister, die, blos poetisch angehaucht, mehr die Mittel der Rhetorik als der Dichtkunst herangezogen haben. Wenn man die Sammlung der beiderseitigen Gesänge unbefangen hintereinander liest, findet man wenigstens, daß die evangelischen markantere Züge an sich tragen, und man wird nicht selten an den Unterschied der Bilder der beiden Maler Lessing und Overbeck erinnert.

Am 31. December 1884 sind es 500 Jahre gewesen, seit der große englische Reformator Wiclef sein Leben ausgehaucht hat. Dieser Tag ist in England ähnlich wie unsere Luther-Feier festlich begangen worden und hat auch zur Herausgabe der nachstehenden deutschen Schrift den Anlaß gegeben:

3. Johann Wiclif und seine Zeit. Zum fünfhundertjährigen Wiclif-Jubiläum (31. December 1884). Von Rudolf Buddensing. Achtes Tausend. Gotha, F. A. Perthes. 1885. Gr. 8. 3 M.

Wir haben hier das Werk eines bewährten Wiclef-Forschers vor uns, der schon früher des Reformators Streitschriften herausgegeben und auch an der vorjährigen Gedächtnißfeier in dem Geburtslande desselben sich durch eine englische Festschrift: „John Wiclif: Patriot and Reformer" (London), betheiligt hat. In populärer Dar-

stellung die gediegenen Resultate selbständiger Forschung verwerthend, wird die vortrefflich geschriebene Monographie der Bedeutung des wenig gekannten Mannes gerecht; kennt doch der Durchschnittsgebildete von ihm kaum mehr als den Namen und ahnt nicht, wie sehr wir noch immer von seinen großen Gedanken über Staat und Kirche zehren. In dem einleitenden Abschnitt „Wiclef's Jahrhundert" werden wir mit den englischen Zuständen der damaligen Zeit eingehend bekannt gemacht; auf diesem Sockel erhebt sich dann mit dem zweiten Abschnitt „Wiclef's Leben" des Reformators ernste Gestalt, und wir lernen ihn zuerst in seinem kirchenpolitischen Kampf mit Rom und dann während der letzten sechs Jahre seines Lebens in seiner eigentlich reformatorischen Thätigkeit kennen. Der Schwerpunkt seines Wirkens liegt in der letztern, und seine Bedeutung gewinnt nicht wenig, wenn man bedenkt, daß er zuerst, ohne Vorgänger einen erfolgreichen Kampf, nicht etwa blos gegen die Schäden der römischen Kirche, sondern gegen ihre Lehre gewagt hat. Dabei findet man bei ihm wie in einem Arsenal fast schon alle die Waffen vereinigt, die später die Reformation des 16. Jahrhunderts gegen das Papstthum ins Gefecht geführt hat. Auch Wiclef z. B. nennt schon den Papst den Antichrist. Wenn man die Lehre von dem rechtfertigenden Glauben ausnimmt, die bei Luther in dem Mittelpunkt seines Systems steht, scheint der letztere die meisten seiner Entgegensetzungen einfach von Wiclef herübergenommen zu haben, sodaß sich dem denkenden Leser das Bedürfniß eines Ausgleichs beider Reformatoren aufdrängt. Auch der Verfasser scheint dieses Bedürfniß empfunden zu haben, und gibt ihm in seinem Buche mit wenigen, aber treffenden Worten Raum. Wir wollen die Stelle anführen, die zugleich als eine Probe seiner Schreibweise gelten möge:

Zwar fehlt Wiclef die Genialität, vor allem die Gemüthstiefe, die uns bei Luther mit unwiderstehlicher Gewalt in den Zauber seiner Persönlichkeit bannt; auch war der Deutsche, wenn wir vergleichen wollen, zweifellos der größere Mann. Aber ihn und sein Werk hätten wir ohne Wiclef und Huß nicht gehabt, weil Wiclef's reformatorische Gedanken den abendländischen Gesammtgeist wesentlich beeinflußt haben. Die Universitätsbibliothek von Prag besitzt ein althussitisches Cantionale vom Jahre 1572, in dem die schönen Glaubenslieder der altczechischen Kirche mit feinem künstlerischen Empfinden durch eine Reihe trefflicher Miniaturen illustrirt worden sind. Dort finden wir auf einem der großen und schönen Pergamentblätter ein Lied auf das Gedächtniß des frommen Magister Johann Huß. Neben der Initiale erheben sich, das eine über dem andern, drei kleine Rundbilder, auf deren erstem Johann Wiclef, der Engländer, abgebildet ist, wie er aus dem Steine Funken schlägt, während auf dem Mittelbilde Johann Huß, der Böhme, mit dem Funken die Kohlen entzündet, und auf dem untersten Martin Luther, der Deutsche, hoch über seinen Häupten die weithinlodernde Fackel schwingt. Wie feinsinnig ist auf diesen Bildern von dem alten Maler die göttliche Mission symbolisirt worden, die den drei Männern zutheil geworden war!

Historisches und Culturgeschichtliches aus den österreichischen Alpenländern.

Die Literatur der schönen Länder des österreichischen Berglandes, insbesondere Kärntens, Steiermarks, Tirols und Ober- und Niederösterreichs, hat in der jüngsten Zeit wieder eine Zahl von Werken und Schriften aufzuweisen, welche werthvolle Beiträge zur Geschichte und Topographie, zur Kenntniß der Cultur und Sitte auf diesen südlichsten Gebieten deutschen Lebens und deutscher Art bieten, und die selbst für weitere Kreise von um so größerm Interesse sein dürften, als die Verfasser dieser Publicationen ihre Untersuchungen auf den Gebieten selbst, welche sie behandeln, angestellt haben und zu den verläßlichsten Gewährsmännern gerechnet werden können. Einige der nachstehend besprochenen Werke sind die Frucht langjähriger Arbeit und Forschung, welche darin in ansprechender Form niedergelegt erscheint:

1. Geschichte Kärntens von der Urzeit bis zur Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf Culturverhältnisse von Edmund Aelschker. Zwei Bände. Klagenfurt, Leon sen. 1884—85. Gr. 8. 18 M. 60 Pf.

Ueber das kleine, aber an historischem Leben so reiche Land Kärnten gab es bisher, unbedeutende Handbücher, welche mehr für den Schulgebrauch bestimmt waren, abgerechnet, kein vollständiges Geschichtswerk, das einem größern Leserkreise und demjenigen gerecht geworden wäre, der tieferes Eingehen in den Gegenstand verlangt. Allerdings war vor Decennien ein Handbuch der Gelehrten Ankershofen, Tangl und Hermann erschienen; dieses übrigens vortreffliche Werk war aber viel zu weit angelegt und ist deshalb auch nach dem Tode der Begründer desselben unvollendet geblieben. E. Aelschker, Professor an der Oberrealschule in Klagenfurt, unternahm es vor einer Reihe von Jahren, das vorliegende Handbuch abzufassen. Der reiche Stoff — es sind seither zahlreiche Arbeiten erschienen, welche dabei zu berücksichtigen waren — wurde von ihm in eine knappe concise Form gebracht und dabei doch kein wichtiges Moment außer Acht gelassen. Die erste Lieferung des Werks schon zeigte, daß der Verfasser nicht nur seinen Stoff vollständig beherrscht, sondern ihm auch die richtige, auch außerhalb der strengen Gelehrtenkreise ansprechende Gestaltung zu geben wisse. Mit jeder neuen Lieferung mußte sich diese Ueberzeugung mehr geltend machen, und jetzt, da in zwei stattlichen Bänden die erste größere Geschichte des Kärntnerlandes vorliegt, kann man behaupten, daß sie eine der besten Provinzialgeschichtsdarstellungen ist. Der Verfasser hat in richtiger Erkenntniß alle wichtigen Culturmomente besonders betont und die Beziehung derselben auf das politische Leben überall nachgewiesen. Dadurch ist das Werk für alle Kreise von fesselndem Interesse geworden, und wenn es den Freund heimatlicher Geschichte besonders ansprechen wird, so kann

auch der ferner Stehende in ihm eine reiche Fundgrube historischer Kenntniß erblicken. Der erste Band, welcher von der Urzeit bis zum Tode Maximilian's I. reicht, schildert: die Keltenzeit, über deren Culturgrade in den letzten Jahren bemerkenswerthe Entdeckungen gemacht wurden, die Römerherrschaft, die Zeit Karl's des Großen, die Erhebung Kärntens zum selbständigen Herzogthum und die Regierungsperioden der einzelnen Herzoge, hierauf die Periode der Habsburger, welche mit Herzog Albrecht dem Weisen beginnt. Verwaltung, kirchliche und geistige Verhältnisse, Wissenschaft und Kunst, Volksleben und Sitte, gesellschaftliche Zustände, Handel und Gesetzgebung sind in eigenen Kapiteln dargestellt. Der zweite Band umfaßt die Periode von Kaiser Karl V. bis auf unsere Tage; insbesondere ist die neueste Zeit seit 1848 sehr ausführlich behandelt, während andere Provinzialhistoriker den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit häufig nur wenig Aufmerksamkeit zuwenden. Die Darstellung selbst ist frisch und lebendig. Vielleicht wäre der Wunsch auszusprechen, daß der fleißige Verfasser das reiche Quellenmaterial, welches er bewältigen mußte, verzeichnet hätte; freilich ist der Mangel an Citaten ein Gewinn für den allgemeinen Leserkreis. Das stattliche Werk ist seinem innern Werth entsprechend auch in typographischer Beziehung schön ausgestattet.

2. Topographisch-statistisches Lexikon von Steiermark mit historischen Notizen und Anmerkungen. Herausgegeben von J. A. Janisch. Drei Bände. Graz, Leykam. 1878—85. Gr. 8. 60 M.

Dem Nachbarlande Kärntens, der „grünen" Steiermark, ist die vorliegende lexikalische Arbeit gewidmet, ein Werk jahrelangen großen Fleißes, dessen Inhalt viel reicher ist, als dies der bescheidene Titel andeutet. Vor allem ist in jedem Artikel das gesammte historische Material verwerthet, und keine Stadt, kein nur halbwegs bedeutender Ort findet sich in diesem Lexikon, über dessen Geschichte nicht so eingehende Daten geboten werden, daß man es durchaus nicht nur mit historischen Notizen zu thun hat. Aber auch Beiträge zur Kenntniß des Volks, seiner Sitten und Gebräuche, der Sagen- und Kunstgeschichte u. s. w. sind in so reichem Maße mitaufgenommen, daß man füglich behaupten kann, kein dem Lande Steiermark gewidmetes Werk biete auch nur annähernd so reiches Material für die Kenntniß des Landes und Volks. Selbstverständlich tritt der topographische Charakter des Werks in den Vordergrund. Die Daten sind auch in dieser Beziehung correct und verläßlich, insbesondere die ziffermäßigen Angaben nach den neuesten statistischen Berechnungen verzeichnet. Gesammtösterreich besitzt für keins seiner Kronländer bisher eine so ausführliche neuere Arbeit, nur M. A. Becker's „Topographie von Niederösterreich" erscheint in noch größerm Umfange angelegt, es ist aber bisher kaum der vierte Theil derselben erschienen. Das „Lexikon" von Janisch begann schon vor etwa zehn Jahren zu erscheinen, der Umfang des in einem Decennium zu Ende geführten Werks möge daraus hervorgehen, daß die drei Bände 2304 doppelspaltige eng (doch deutlich) gedruckte Großoctavseiten umfassen. Manche Artikel, wie z. B. „Graz", „Bruck", „Marburg", „Judenburg", „Veitsberg", sind förmliche Monographien zu nennen mit der vollständigen Geschichte der betreffenden Städte. Der allgemeine Artikel „Steiermark" bietet auf vierzig Spalten die Geschichte des Landes von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage in systematischer Darstellung. In den zwanziger Jahren erschien die erste lexikalische Arbeit, welche Steiermark zum Gegenstand nahm und Karl Schmutz zum Verfasser hatte; aber weder an Umfang noch an Ausführlichkeit im Einzelnen läßt sich dieselbe mit dem Lexikon von Janisch vergleichen, abgesehen davon, daß die Daten und Angaben jener Zeit heute längst veraltet sind und das historisch-literarische Leben damals erst im Entstehen begriffen war, wie überhaupt die letzten Jahrzehnte und die hochbedeutsame Einwirkung des Erzherzogs Johann Baptist von Oesterreich erst die wissenschaftlich-literarische Production über das Land und seine Bewohner in Fluß gebracht haben. Alle diese Vorarbeiten hat der Verfasser mit rastlosem Fleiß benutzt und selbst das unbedeutend Scheinende nie übersehen. Die beigegebenen lithographischen Abbildungen sind zumeist nach Photographien hergestellt und werden ebenfalls manchem willkommen sein. Allen, welche sich über historische und topographische Details der Steiermark unterrichten wollen, kann dieses Lexikon als bestes und verläßlichstes Handbuch empfohlen werden.

Daß sich sachkundige Kenner von Steiermarks Land und Volk mit den Untersuchungen und Darstellungen auf culturhistorischem Gebiete in jüngster Zeit viel beschäftigt haben, erweisen noch die nachfolgenden Schriften:

3. Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Steiermark. Ein Beitrag zur Landeskunde von Victor Fossel. Graz, Leuschner und Lubensky. 1885. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Schon Rosegger's treffliche Schilderungen seiner Heimat bieten manchen interessanten Beitrag zur Kenntniß des dort herrschenden medicinischen Aberglaubens und liefern darüber manches ergötzliche Bildchen. In Fossel's Buche ist der Gegenstand vom medicinischen und culturgeschichtlichen Standpunkt speciell behandelt. Der Verfasser hat Jahre hindurch auf diesem Gebiete gesammelt und das Resultat seines Sammelfleißes hier in ansprechender allen Kreisen der Gebildeten verständlichen Form niedergelegt. Sein Buch verdient die hohe Beachtung aller derjenigen, welche sich mit den alten Volksüberlieferungen überhaupt beschäftigen. Viele dieser Anschauungen über Heilmittel und Leibesgebrechen sind uralt, man kann sie in jedem Gaue unsers deutschen Vaterlandes verbreitet finden, wie denn auch der Verfasser oft die überraschendsten Vergleiche mit den Volksansichten anderer Gebiete zieht, die fernab von den Bergen des Landes, das er behandelt, liegen. Von großem Interesse erscheinen schon die einleitenden Kapitel über Krankheitsanschauungen und Heilmethoden des Volks, über dessen Kranke, Aerzte und Curpfuscher. Wir sehen hier den feinen Beobachter des Volksthums in dem Ver-

fasser, dem durch seinen Beruf als Arzt lange Gelegenheit geboten wurde, aus eigenster Anschauung die Vorgänge kennen zu lernen, welche er hier beschreibt. Deshalb ist auch die Unmittelbarkeit der Auffassung keiner der geringsten Vorzüge des Arztes, welcher in so gewandter Weise mit diesem Fach dasjenige des Culturforschers zu vereinigen versteht. Fossel führt uns in dem „speciellen Theil" seines Buchs Aberglaube und Volksheilmittel vor, welche von der Geburt des Menschen an durch das Kindesalter und die spätern Altersperioden des Menschenlebens bis zum Tode und zum Leichenbegängniß heute noch in den verschiedensten Theilen des Landes seit Jahrhunderten, ja wol darüber hinaus in Geltung sind; er verzeichnet genau die einzelnen Ortschaften, denen er seine Daten entnommen hat, und behandelt in eigenen Kapiteln auch noch die verschiedenen Gattungen der Krankheiten, die er nach medicinischen Gesichtspunkten ordnet. Wir ersehen daraus die Anschauung des Volks in längstvergangener Zeit, und selbst mancher werthvolle mythologische Nachweis läßt sich aus diesen sorgfältig zusammengestellten abergläubischen Ansichten liefern.

4. Graz vor sechzig Jahren von Johann Hofrichter. Graz, 1885. 8. 1 M.

Obgleich scheinbar nur von localem Interesse, bietet das vorliegende 300 Seiten starke Büchlein doch auch eine Arbeit, die selbst in weitern Kreisen Beachtung verdient. Es ist darin nach der eigenen Anschauung das Leben und Treiben einer großen österreichischen Stadt, der größten des Alpengebiets, in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts entworfen, und wie wesentlich sich das Aeußere dieser Stadt seitdem geändert hat, darüber geben uns Hofrichter's Schilderungen die beste Auskunft. Uebrigens besitzt der Verfasser eine genaue Kenntniß aller geschichtlichen Vorgänge und läßt es nicht an historischen Rückblicken über Gebäude, Straßen, Plätze, öffentliche Denkmale u. dgl. fehlen. Wir begegnen mancher berühmten Persönlichkeit, welche damals in der Hauptstadt Steiermarks, sei es länger, sei es nur vorübergehend, geweilt hat, und erhalten Winke und Aufklärungen über Namen und Oertlichkeiten, welche längst der Vergessenheit anheim gefallen sind. Insbesondere bei der Besprechung des Schloßberges bot sich Gelegenheit, zahlreiche Daten über die grazer Franzoseninvasionen zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts anzuführen, welche viele bisher unbekannte Details aus jener großen Kriegszeit enthalten.

5. Die Lehrjahre eines Bildners aus der Steiermark. Biographische Skizze über Hans Brandstetter von Ferdinand Krauß. Graz, Goll. 1885. 8. 5 M.

In dieser Skizze ist ein Beitrag zur kunstgeschichtlich-biographischen Literatur der Steiermark geliefert. Der geniale junge Bildhauer Brandstetter, ein Sohn dieses Landes, hat längst an der wiener Akademie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Mehrere seiner Arbeiten haben ihm zu hohen Preisen und Auszeichnungen verholfen und seinen Namen, zumal in Wien und in seinem Heimatlande, gewissermaßen populär gemacht. Und nicht seine Thätigkeit allein ist es, welche die besondere Beachtung auf diesen jungen Künstler lenkte: es ist insbesondere auch der Umstand, daß Brandstetter, der Sohn eines einfachen Landmanns, ohne eine besondere Vorbildung genossen zu haben, die er sich erst allmählich selbst angeeignet hat, schöpferisch aus sich selbst heraus eine Reihe von Werken geschaffen, die ihm schon jetzt zum Ruhm gereichen. Freilich waren eiserner Fleiß und eine seltene Willensstärke in dem begabten Künstler vereint, der, nachdem er selbst den Drang zu schaffen gefühlt, erst einsah, wie viel ihm an Studien und Vorkenntnissen fehle. Darauf hat er denn auch alles nachzuholen gestrebt, und die hübschen Abbildungen der besten Werke, die er geschaffen, welche dieser Publication in Lichtdruck beigegeben sind, zeigen, wie sehr dem Strebsamen dies gelungen. Es ist ein einfaches, aber merkwürdiges Lebensbild, das uns Ferdinand Krauß in diesem Büchlein entwirft, und es liest sich stellenweise wie eine anmuthige Erzählung, deren Abschluß uns den Helden als hochbegabten Künstler, der gewiß zu noch Höherm berufen ist, darstellt. Alle Daten des Verfassers, der den Lebenslauf Brandstetter's genau verfolgt hat, können als vollkommen authentische gelten; auch sind die bemerkenswerthesten Werke, welche er geschaffen, eingehender Besprechung und Erörterung unterzogen.

6. Deutsche Puppenspiele. Herausgegeben von Richard Kralik und Joseph Winter. Wien, Konegen. 1885. Gr. 8. 4 M.

Der Titel dieses zierlichen Buchs deutet nicht an, daß es hier eingereiht zu werden verdient. Wenn wir aber die einzelnen Spiele durchlesen und in den vielen humorvollen Dialogen den niederösterreichischen Dialekt hervortreten sehen, wenn wir ferner aus der Vorrede erfahren, daß die Texte einem Puppenspieler abgelauscht und nachgeschrieben wurden, der seine Darstellungen um Wien und an verschiedenen Orten des österreichischen Gebiets vorgeführt hat und noch vorführt, so erscheint es vollkommen gerechtfertigt, die für die Cultur- und Theatergeschichte auf österreichischem Boden sehr beachtenswerthe Publication an dieser Stelle zur Anzeige zu bringen. Welche Bedeutung derartige Spiele für die Geschichte der Entwickelung unsers Dramas haben, beweist am besten das großartigste Werk des Altmeisters Goethe, der ja seinen „Faust" unter der Einwirkung von Jugenderinnerungen verfaßt hat, welche direct auf das Puppenspiel von Faust zurückgehen. Und in der That bietet auch diese Sammlung ein Spiel: „Der Schutzgeist des Johann Doctor Faust", in ganz eigenthümlicher Form. Außer der Sammlung von „Deutschen Puppenkomödien", welche Karl Engel vor etwa zehn Jahren herausgegeben, besitzen wir kein ähnliches Werk, und es ist um so dankenswerther, daß die Herausgeber die Kenntniß der neuen Stücke, welche der Band enthält, uns vermittelt haben. Die Aufzeichnung war mit gewissen Schwierigkeiten verbunden, da die Texte direct

nach der Rede des Puppenspielers nachgeschrieben (stenographirt) werden mußten. Dafür sind dieselben auch sehr correct, und die Unannehmlichkeiten, welche dadurch entstehen, daß in den meist erbärmlich geschriebenen derartigen „Theatermanuscripten" manche Partien absolut unleserlich sind, wurden umgangen. Außer dem genannten „Faust" finden wir noch die Spiele „Genovefa", „Graf Paquasil", „Fürst Alexander", „Don Juan", „Graf Heinrich", „Der bairische Hiesel", „Schinderhannes" und „Kasperl als Bräutigam" in dem Bande vereinigt. Alle enthalten Beiträge zur dramatischen Burleske, welche im 18. Jahrhundert auf österreichischem Boden so sehr in Blüte stand, und stehen in directer Verbindung mit den heute noch hier und da auf demselben Gebiete vorkommenden Volks- und Bauernkomödien, welche, obgleich auch keine dramatischen Meisterleistungen, culturgeschichtlich überaus beachtenswerth sind.

7. Oberösterreichische Volkssagen. Gesammelt von Kajetan Alois Gloning. Ried. 1884.

Es braucht hier durchaus nicht erörtert zu werden, welchen Werth die Volkssage für den Historiker, Mythologen und eine Reihe von Vertretern anderer Wissenschaften besitzt. Auf dem Boden Oberösterreichs wurde bisher wenig gesammelt, und man muß dem Herausgeber dieses schlichten Büchleins recht dankbar sein, daß er uns eine große Zahl zumeist unbekannter Sagen seiner schönen Alpenheimat darin vorlegt. Dieselben sind ganz einfach erzählt, aber zumeist dem Volksmunde entnommen, und erscheinen gruppirt in Elementarsagen, historische Sagen, Legenden und fromme Sagen, mythische, romantische und naturgeschichtliche Sagen. Aus den durch ihre großartigen Naturschönheiten berühmten Gegenden Oberösterreichs, von den Ufern des Traunsees und Mondsees, vom Hallstättersee, vom Gosaugletscher, vom Schafberge und vom Dachstein, von Linz und Steyr und von vielen andern Gegenden, weiß uns der eifrige Sagenforscher zu berichten, was er an seltsamen Sagenüberlieferungen des Volks diesem abgelauscht hat. Bietet er doch sogar ein längeres Gedicht: „Die Sage von der Schaunburg", welches von dem genauen Kenner dieser Sage, J. Kirchmayer, in Verse gebracht wurde, deren letzte die Entschuldigung des Naturdichters enthalten:

Ich habe diese alte Sage
In kleine Verse eingewebt,
So wie sie wirklich heutzutage
Noch in des Volkes Munde lebt.

Nur das erbitt' ich mir zum Schlusse,
Weil ich nie Poesie studirt,
Daß man ein Werk der kleinen Muse
Nach meinem Stande recensirt.

Auch dem Besitzer des Obermaierguts zu Kalhöfen, J. Kirchmayer, kann man für die Mittheilung seiner Sage nur dankbar sein, wenn auch das Gedicht kein poetisches Kunstwerk ist. Es zeigt aber in erfreulicher Weise, wie der Mann aus dem Volke selbst sich bemüht hat, in den gut gemeinten Strophen die alte Ueberlieferung zu bewahren.

Anton Schlossar.

Leben und Tod.

Bei Betrachtung eines lebendigen, also organisirten Wesens finden wir, daß dasselbe eine ganze Welt für sich ist: nicht blos ein physikalischer und chemischer Apparat, sondern auch das von einem gewissen Etwas in Bewegung gesetzte, beziehungsweise abgeschlossene Ganze, welches mit Hülfe seiner physikalisch-chemischen Apparate empfindet und denkt, fühlt und will, und sein Wollen in Handeln umsetzt. Wir finden, wenn wir Individuen und die natürlichen Mehrheiten von Individuen betrachten, daß alles dem Leben der Seele sich unterordnet, Ernährung und Fortpflanzung eigentlich der Seele dienen und diese letztere sich vervollkommnet, indem zugleich die leibliche Organisation feiner wird. Wir gewahren schließlich, daß unter ungünstigen Verhältnissen des Daseins die ganze Organisation leidet, in ihrer Entwickelung gehemmt wird und eine Art rückschreitender Metarmophose beginnt, mit andern Worten: entartet. Von der Entartung wird, uns sichtbar, ein Theil oder auch die Gesammtheit der Formelemente betroffen; der Anstoß zu fortschreitender und rückschreitender Entwickelung geht von der Seele aus. Wir wissen nicht, ob die Seele oder das bewegende und belebende Princip selbst entartet, oder ob die Degeneration nur auf die materiellen oder bewegten Theile sich bezieht.

Im Organismus waltet somit ein bewegendes Element, welches die materiellen Theile beherrscht, den organischen Haushalt leitet, die äußere Welt wahrnimmt, auf dieselbe zurückwirkt und fortschreitend sich entwickelt. Möge man dasselbe activen Aether, Seele, oder wie immer nennen: es ist und bleibt von den Formelementen verschieden, und eine Abscheidung von den letztern bedeutet deren Zerfall in einfachere chemische Verbindungen, also deren Aufhören in den bisherigen Gestalten. Diese Abscheidung ist der Tod, und zwar der Tod des ganzen Organismus: die Trennung von Leib und Seele, von materiellen Formelementen und activem Aether. Das Leben ist die Verbindung beider zu untrennbarer Einheit. Trennung hebt den Begriff des Organismus und aller seiner Theile auf.

Bei dem Tode wird der active Aether oder die Seele frei. Unsterblichkeit der Seele gehört, auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, keineswegs zu den Unwahrscheinlichkeiten; wenn wir an die Ideale und den Fortschritt der Seele denken, drängt sich uns die Meinung auf, daß das bewegende Element in den Organismen denn doch anderer Wesenheit sei als das bewegte. Und wenn wir sehen, daß alles im Organismus um die Seele sich dreht, von derselben ausgeht, zu ihr zurückkehrt, so wird es uns wieder klar, daß dem activen Aether eine Be-

deutung zukommt, die zum Theil für uns gar nicht berechenbar ist.

Ununterbrochen entstehen in den Organismen neue Zellen und alte sterben ab, wenn sie ihre natürliche Bestimmung erreicht haben. Dies ist der partielle Tod, dessen Wesenheit gleichfalls Abscheidung des activen Aethers von dem einzelnen Formelement ist. Das letztere, oder vielmehr dessen Ueberbleibsel, löst in seine nähern chemischen Bestandtheile sich auf und wird vom Organismus ausgeschieden.

In einem kürzlich erschienen Werke:

1. Ueber den Ursprung des Todes. Von Alexander Goette. Mit 18 Originalholzschnitten. Hamburg, Voß. 1883. Gr. 8. 2 M.

werden Leben und Tod aus dem Gesichtspunkte der exacten Naturwissenschaft betrachtet. Doch, gönnen wir zunächst dem Verfasser selbst das Wort; derselbe sagt unter anderm:

Die Versuche, den unbestrittenen Erfahrungssatz von der Nothwendigkeit des Todes durch eine logische Schlußfolgerung zu ersetzen, welche sich aus allgemeingültigen und klar erkennbaren Voraussetzungen ergäbe, können ganz naturgemäß zwei sehr verschiedene Ziele verfolgen. Der Tod muß sich entweder als eine absolut nothwendige Folge des individuellen Lebens an sich ergeben, oder als eine Einrichtung, welche den Thieren anfangs nicht eigen war, sondern erst später unter irgendwelchen Bedingungen erworben wurde und erst durch ihre vollkommene Einpassung in die entsprechend abgeänderte Organisation, so wie sie uns gegenwärtig vorliegt, als nunmehr naturnothwendige erscheint.

Weiter bemerkt Goette:

Endlich wissen wir, daß bei allen höhern Thieren der fortdauernde Untergang und Verlust unzähliger Zellen gerade zu den Bedingungen des normalen Lebens gehören und, da dieselben immer wieder ersetzt werden, irgendeinen Einfluß auf den Tod des ganzen Individuums nicht haben können. Es sind folglich der Tod des ganzen Organismus und derjenige seiner Theile als zwei verschiedene Erscheinungsreihen auseinanderzuhalten, welche nur zum Theil in ursächlicher Beziehung zueinander stehen können. Diesen zwei Arten dessen, was man überhaupt unter Tod verstehen kann, muß natürlich auch eine zweifache Gestaltung des Lebens entsprechen: das Gesammtleben je eines ganzen Organismus oder Individuums und das Theilleben seiner Elemente. . . . Je mehr die Zellen, Gewebe und Organe in Abhängigkeit voneinander gerathen, je mehr ihre Functionen einander ergänzen, bedingen, daher aber auch zu immer höherer Vollkommenheit in je einer Richtung sich auszugestalten vermögen, desto fester knüpft sich das Band des Gesammtlebens. . . . Die Entwickelung ist der letzte Grund der individuellen Lebenseinheit, des individuellen Gesammtlebens. . . . Der Begriff des natürlichen Todes darf nicht unbedingt von der Anwesenheit des postmortalen Zellentodes abhängig gemacht werden, welcher letztere zudem eine völlig heterogene Erscheinung ist.

Und endlich sagt er: „Das Altern ist blos eine auf gewisse Organismen beschränkte sichtbare Einleitung des natürlichen Todes, nicht dessen allgemeiner Grund." Er beweist „warum eine unbegrenzte Fortdauer des Lebens mit der für die Fortpflanzung eingerichteten Organisation schlechterdings unverträglich ist", und „daß der natürliche Tod, den wir nur als eine erfahrungsmäßige Folge der Fortpflanzung kennen lernten, in seiner ursprünglichen Erscheinung sich als ein selbstverständliches Moment der Fortpflanzung selbst darstellt. . . . Soweit eine solche durch Keime besteht, ist der natürliche Tod unbedingt nothwendig; jene ist sein letzter Grund. . . . Und wenn uns die Fortpflanzung als letzter Grund des natürlichen Todes erscheint, so ist nicht zu vergessen, daß sie doch nur der letzte Abschluß der individuellen Entwickelung ist, so daß in jeder Hinsicht, individuell und ganz allgemein, in der Entwickelung, welche die individuelle Lebenseinheit begründet, auch die Erklärung des natürlichen Todes zu suchen ist. . . . Nicht der Tod machte die Fortpflanzung nöthig, sondern diese hatte den Tod unvermeidlich im Gefolge. . . . Auch das elementarste Leben ist nicht ein Complex von Eigenschaften einer formlosen, homogenen Substanz, sondern die durch eine organisirte Verbindung verschiedener Theile bedingte einheitliche Arbeitsleistung ihrer molecularen Kräfte."

Wir hören hier nur von sichtbaren und greifbaren Dingen, und so wird uns augenblicklich klar, daß wir sehr bald mit unserer Weisheit zu Ende sind; denn wir dringen damit keineswegs zu den letzten Gründen vor. Weder die letzte Ursache des Lebens, noch des Todes; noch der Fortpflanzung rückt unserer Erkenntniß näher ohne Zuhülfenahme des activen Aethers oder der Seele.

Legen wir aber auf die Seele Gewicht, und zwar das Hauptgewicht, so wird aus der Phrase „Entwickelung" eine ganz bestimmte Thatsache, Wahrheit, deren Wesen und Endziel nicht mehr unverständlich bleibt. Bald dämmert uns sodann der Zusammenhang von Entwickelung, Fortschritt und Vervollkommnung, und wir erkennen den Tod des gesammten Individuums als Folge nicht blos der Fortpflanzung und Entwickelung, sondern auch als Moment, als Wendepunkt im großen Vorgang der Vervollkommnung.

Alle Entwickelung hat ihre Ursache und ihre Endziele. Bloße Ernährung und Fortpflanzung, bloßes Auftauchen neuer und Verschwinden alter Wesen kann unmöglich das letzte Ziel der Entwickelung ausmachen. Das ganze Seelenleben, in welchem weit mehr liegt als ein ausschließlich auf Ernährung und Zeugung gerichtetes Denken, Fühlen und Wollen, beweist, daß Leben und Tod eine noch andere Bedeutung gewinnen als die von der materialistischen Naturforschung ihnen beigelegte.

Wesen, die nicht durch Keime sich fortpflanzen, sondern durch Theilung, werden als solche betrachtet, bei denen Tod des Individuums nicht stattfindet. Aber diese Auffassung ist falsch; denn das sich theilende Individuum hört im Augenblicke der Theilung, also der Fortpflanzung, auf, zu sein. Tod und Fortpflanzung machen hier demnach einen einzigen Act aus; die neuen Wesen sind nicht identisch mit dem Mutterwesen.

Ich schlage ein vortreffliches Buch auf, ein Werk, welches niemand ungelesen lassen sollte:

2. Der lebenden Wesen Ursprung und Fortdauer nach Glauben und Wissen aller Zeiten, sowie nach eigenen Forschungen. Von Karl Jessen. Berlin, Abenheim. 1885. Gr. 8. 7 M.

Und ich lese in demselben unter anderm Folgendes:

Man sollte denken, daß es den Urhebern solcher Theorien die größte Schwierigkeit bereiten müßte, die Kraft ausfindig zu machen, durch welche diese Einzelheiten sich zu einem Ganzen, zu einem Wesen, zu einem einheitlichen Leben, einem übereinstimmenden Willen verbinden, aber man irrt darin; sehr wenige lassen das ihre Sorge sein. Sie betrachten dies als selbstverständlich und reden meist gar nicht darüber; ja sie begreifen es kaum, wie jemand solche Fragen stellen kann. Daß ein Staat, auch ein republikanischer, oder eine Colonie ein Oberhaupt haben müsse, daß ein Complex, das heißt: etwas Umfaßtes, von etwas umfaßt wird und sich nicht selbst umfassen kann, gibt jeder zu; sobald aber von Zellen die Rede ist, fällt selbst bei höchst bedeutenden Denkern der Gedanke weg, daß auch diese, wenn sie in einer Gemeinschaft einen festen Platz einnehmen sollen, durch geistigen Einfluß an diesen Platz gewiesen und darin festgehalten werden müssen. Nur wenige haben wenigstens nachträglich dies als eine Nothwendigkeit erkannt.

Das Werk von Jessen, durch eine gesunde Kritik ausgezeichnet, wirft bedeutsame Streiflichter auf die verschiedensten Theile der Naturkunde, und nimmt eine überall thätige Naturkraft an, der alles Organische und Anorganische seine Entstehung verdankt. Die letzte Ursache alles Seins ist ihm die Gottheit, und das Bewegende in den Organismen ein seelisches Princip. Somit kommt dieser sehr verdienstvolle Autor zu der Erkenntniß einer centralen Seele, ohne die von Erklärung der Lebenserscheinungen niemals die Rede sein kann.

Während unphilosophische Materialisten auf dem Gebiete der Naturforschung an Stelle der centralen Seele die Gesammtarbeit aller Zellen setzen und damit gar nichts erklären, wird mit Hülfe der centralen Seele das Leben der Organismen der Erklärung leichter zugänglich gemacht und auch die Erscheinung des natürlichen Todes besser begriffen.

Für das Walten und Dasein einer centralen Seele sprechen unzählige Thatsachen. Zunächst zeugt dafür alles, was in das Bereich des psychischen Lebens fällt; sodann die gesammte Wirthschaft des Organismus, die ohne seelischen Einfluß gar nicht denkbar ist, und schließlich, außer dem Tode, der Schlaf und der Traum in seinen Arten und Steigerungen, wie endlich die sogenannten mystischen Erscheinungen.

Wir sind, auch wenn wir uns exacte Forscher nennen, keinen Augenblick berechtigt, dasjenige zu verwerfen, was getreue Beobachter über die sogenannte Nachtseite des Seelenlebens berichten; wir müssen die Berichte hören, würdigen und Spreu von gutem Korn trennen.

Das Werk eines Mannes liegt mir vor, dem es um seine Sache wirklich Ernst ist:

3. Schlaf und Tod, oder die Nachtseite des Seelenlebens nach ihren häufigsten Erscheinungen im Diesseits und an der Schwelle des Jenseits. Eine psychologisch-apologetische Erörterung von Franz Splittgerber. Zwei Bände. Zweite, vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. Halle, Frick. 1881. Gr. 8. 9 M.

In diesem Buche nun, welches voll der anziehendsten Thatsachen in Bezug auf die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur, in Bezug auf das magische Leben der Seele ist, tritt uns aus allen den angeführten und kritisch beleuchteten Thatsachen die relative Selbständigkeit der Seele vor Augen und wir werden in unserer Meinung gekräftigt, daß das Leben die Wechselwirkung der Seele mit den materiellen Formelementen, der Tod aber die Abscheidung dieser beiden voneinander ist. Möge das Werk Splittgerber's gewissenhaft gelesen und beachtet werden; durch die specifisch theologischen Entwickelungen darin braucht niemand sich beirren zu lassen: es steht jedem frei, dieselben entweder anzunehmen oder zu verwerfen. Aber hiervon abgesehen, bietet die Arbeit für die psychische Anthropologie und die Lehre vom Leben und Tode so viel des Bedeutungsvollen und Positiven, daß sie einen würdigen Platz in jeder Bücherei verdient. Diese und jene Auffassung wird mit der Zeit sich ändern oder fallen; die Grundsäulen werden unerschüttert bleiben, weil sie keiner Wissenschaft entgegenstehen, sondern Ausfluß sind von Erfahrung und großentheils sehr richtiger Beurtheilung.

Splittgerber sagt unter anderm:

Die völlige Umnachtung des Selbstbewußtseins wie der höhern Geisteskräfte im Todeskampf streitet ebenso wenig gegen das Fortleben der Seele in einer andern Welt, wie die vorübergehende Verdunkelung des Geistes im festen Schlaf, Starrkrampf und in jeder beliebigen tiefen Ohnmacht das Wiedererwachen verhindert. Dagegen bieten die öftere Steigerung des Seelenlebens im Traum, in der Ekstase und im Scheintod, sowie auch jene eigenthümlichen Effulgurationen des Geistes im Momente des Sterbens, uns eine sichere Gewähr dafür, daß das eigentliche Wesen der Seele durch die zerstörenden Einflüsse der äußern Natur gar nicht berührt, sondern durch den Tod vielmehr in eine freiere Form des Daseins versetzt wird.

Aus den von Splittgerber mitgetheilten Beispielen, welche die Concentration des Seelenlebens unmittelbar vor dem Tode betreffen und darthun, daß innerhalb eines Augenblicks die ganze Reihe der dem Individuum eigenen Erlebnisse vor dessen innerm Auge vorüberzieht, geht hervor, daß die Seele als solche an Zeit und Raum nicht gebunden ist, und daß der Tod in der That gleichbedeutend ist mit Abscheidung der Seele von den materiellen Formelementen.

Ueberblicken wir das ganze Reich der Organismen, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß Leben ebenso viel ist als Wechselwirkung von activem Aether und Form-Elementen von Seele und Leib; daß der active Aether den Organismus erzeugt, gestaltet, dessen Haushalt leitet und dessen Vervollkommnung bewirkt, um selbst vollkommener zu werden, fortzuschreiten; daß der letzte Grund aller Entwickelung mit dem letzten Grunde alles Lebens zusammenfällt, welcher die Seele ist; daß der Tod des Individuums, also der sogenannte natürliche Tod, dasjenige ist, als welches bereits die Denker des grauen Alterthums ihn erkannten: die Trennung von Leib und Seele.

Eduard Reich.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Es liegen uns drei Hefte einer neuen Zeitschrift vor: „Für edle Frauen. Blätter für die echte und wahre Emancipation des Weibes", herausgegeben und redigirt von [Krone] und Adolf Hinrichsen (Berlin, Friedrich Nachfolger). Ueber die Tendenz derselben spricht sich die Redaction im Vorworte aus: „Wir wollen das emancipirte, aber das weibliche Weib: wir wollen, daß es sich emancipire von all den veralteten, unzeitgemäßen Sitten und Gebräuchen, welche die Frau auf eine ideell niedere Stufe stellen als den Mann; — daß es sich emancipire von dem unedeln Wahn, daß die Frau nur ein Spielzeug für den Mann sei, gut genug, um ihm seine Mußestunden angenehm zu vertändeln, ohne doch in den ernstern Aufgaben des Lebens seine treu mitschaffende und sorgende Gehülfin sein zu dürfen; — daß es sich emancipire von dem Aberglauben, daß die Frau nicht gewachsen sei den edelsten Zwecken der Menschen, dem Ringen des Geistes gegen die Unwissenheit, des Himmlischen gegen das Irdische, dem Streben nach dem göttlichen Lichte der Wahrheit und der Erkenntniß; — daß es sich endlich emancipire von der unsagbar erbärmlichen Ansicht, als ob die ältere Jungfrau ein weniger achtbares Weib sei als jedes andere." Unter den Mitarbeitern finden sich viele bekannte Namen. Die erste pièce de résistance liefert Georg Ebers in einem durch drei Nummern gehenden culturhistorischen Artikel: „Die attischen und ägyptischen Frauen". Sonst finden sich poetische und novellistische Beiträge von Otto Roquette, J. G. Fischer, Hans Herrig, Johann von Wildenradt, Richard von Meerheimb. Eine sehr hübsche pädagogische Plauderei ist „Unser süßes Kind" von Mathilde Gräfin Luckner. Verschiedene Essays über die Stellung der Frauen, Erziehung der Mädchen, geschichtliche Rückblicke, wie die „Frauen in den Gefängnissen der Schreckenszeit", finden wir in diesen Blättern, welche, wie auch ihre sehr elegante Ausstattung beweist, auf vornehme Kreise berechnet sind.

— Eine große Zahl älterer und neuerer Werke, von denen viele sich besonders zu Weihnachtsgeschenken eignen, verzeichnet der soeben ausgegebene Illustrirte Katalog ausgewählter Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig. Von den wohlbekannten Werken, die schon seit langem sich in der Gunst des Publikums festgesetzt haben, heben wir hervor: „Brockhaus' Conversations-Lexikon" in 13. illustrirter Auflage, das „Kleine Conversations-Lexikon", die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur", die „Internationale wissenschaftliche Bibliothek", „Der Neue Plutarch", die Schriften und Dichtungen von Bodenstedt, Carriere, Gregorovius, Hammer, Sturm, Schliemann's Werke, Humboldt's „Briefe an eine Freundin", Eckermann's „Gespräche mit Goethe"; unter den neuern Erscheinungen machen wir besonders auf die Reisewerke der berühmtesten Afrikareisenden, wie Stanley, Cameron, Lenz, Rohlfs, Schweinfurth aufmerksam, denen sich noch viele namhafte Autoren auf ähnlichen Gebieten anschließen, vor allen Nordenskiöld. Der reich mit Illustrationen geschmückte Katalog führt auf 64 Seiten Großoctav gegen 500 Werke aus den verschiedensten Literatursächern vor.

— Im Verlage von Franz Lipperheide in Berlin ist eine „Mustersammlung von Holzschnitten aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern" erschienen. Die Sammlung bringt fast ausnahmslos Holzschnitte aus Zeitungen der drei letzten Jahre. Die vom Herausgeber verfaßte Einleitung gibt einen Ueberblick über die künstlerischen Leistungen auf diesem Gebiete. In Bezug auf wirkliche Zeichnung und Linienschnitt erhalten die „Fliegenden Blätter" das größte Lob; von den großen illustrirten Zeitungen sei die Weber'sche auch in der Illustration immer die hervorragendste geblieben. Auch enthält die Einleitung eine längere Auseinandersetzung eines Künstlers über den deutschen Holzschnitt und einen Protest gegen das jetzt grassirende häßliche Genre. Dem Vorwort Franz Skarbina's zufolge soll die vorliegende Sammlung veranschaulichen, inwieweit der Stichel des Holzschneiders im Stande ist, der Technik des Malers zu folgen, dessen Charakteristik und Ausdrucksweise wiederzugeben; sie soll zugleich dem Künstler ein Maßstab sein, innerhalb welcher Grenzen dem Xylographen noch eine getreue Wiedergabe des Originals möglich ist, und welches Material und welche Behandlungsweise in diesem Sinne die geeignetsten sind. Die vorliegenden drei Hefte enthalten vortreffliche Holzschnitte aus englischen und französischen Zeitungen, namentlich von Woodville Illustrationen zu Romankapiteln und zum sudanesischen Kriege, Genrebilder jeder Art, hübsche Mädchenköpfe u. a.

Bibliographie.

Bajohr, V., Drei Operndichtungen. (Alroy. Der Schmid von Gretna-Green. Meerkönigs Tochter.) Jena, Pohle. 8. 2 M.

Berger, W., Kunrrhase. Humoristische Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Dreyer, L., Geistliches und Weltliches. Gedichte. Pinneberg. 8. 1 M.

Elmendorf, A., Das Zauberwort. Schwank. Dresden, Pierson. 8. 60 Pf.

Farina, S., Corporal Sylvester. Scheidung. Zwei Novellen. Deutsch von E. Dohm und H. Hoffmann. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Feuheim, E. v., Zwischen Elbe und Weichsel. Eine historische Erzählung aus der Reformationszeit 1548–1578. Anklam. 1886. Gr. 8. 5 M.

Grotefend, H., Verzeichniss von Abhandlungen und Notizen zur Geschichte Frankfurt's aus Zeitschriften und Sammelwerken. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Hahn, R. E., Ehen werden im Himmel geschlossen. Roman in 3 Büchern. Dresden, Pierson. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Hülsen, Helene v., Einst und Jetzt. Drei Erzählungen. Berlin, Plahn. 1886. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Jahrbuch religiöser Poesien, herausgegeben von J. Sturm. Jahrg. 1885. Wiesbaden, Niedner. 12. 1 M.

Jebb, R. C., Richard Bentley. Eine Biographie. Autorisirte Uebersetzung von E. Wöhler. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 4 M.

Koglgruber, K., Das Glück der Verfolgten. Dramatisches Mädchenspiel. Linz, Haslinger. 8. 40 Pf.

König, E. A., Alle Schuld rächt sich. Roman. Berlin, Goldschmidt. 8. 7 M. 50 Pf.

Lie, J., Rutland. Eine Erzählung von der See. Aus dem Dänischen von O. Gleiss. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 1 M. 20 Pf.

Linke, J., Wann wurde das Lutherlied Ein feste Burg ist unser Gott verfasst? Historisch-kritische Untersuchung. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. 1886. Gr. 8. 3 M.

Mahrenholtz, R., Voltaire's Leben und Werke. 2ter Tl.: Voltaire im Auslande (1750—1778). Oppeln, Frauck. Gr. 8. 5 M.

Marie, Zu Vaters und Mutter Zeit. Aus dem Jahre 1816. Aus dem Norwegischen von O. Gleiss. Autorisirte deutsche Ausgabe nach der 3. Aufl. des Originals. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 2 M.

Meinhardt, A., Reisenovellen. (Schloß Polia. Der Bildhauer von Cauterets. Frau Antje. Regatta.) Berlin, Paetel. 8. 5 M.

Oesterley, H., Wegweiser durch die Literatur der Urkundensammlungen. 1ster Thl. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 12 M.

Putlitz, G. zu, Mein Heim. Erinnerungen aus Kindheit und Jugend. Berlin, Paetel. 8. 3 M.

Stadelmann, H. A., In Freud' und Leid. Gedichte. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 1 M. 50 Pf.

Stähelin, A., Sommer und Winter in Südamerika. Reiseskizzen. Basel, Schwabe. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Steub, L., Zur Namens- und Landeskunde der deutschen Alpen. Nördlingen, Beck. 8. 2 M. 80 Pf.

Sutermeister, O., Gedenkblätter. Neue Lieder und Sprüche. Zürich, Schröter. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.

Trautmann, F., Hell und Dunkel. Poesieen aus allen Stimmungen. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 8. 5 M.

Witte, J. H., Kantischer Kriticismus gegenüber unkritischem Dilettantismus. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wolff, E., Unsers Heilands Erdenwallen in Rhapsodien und Liedern. Eine Festgabe an die deutsche Familie. Apolda, Mitteldeutsche Verlagsanstalt. 8. 6 M.

Zöller, H., Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. II.: Die deutsche Colonie Kamerun. 1ster Tl. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. 5 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 326 bis 332.

Deutscher Reichstag. — Der serbisch-bulgarische Krieg und die Vermittelungsfrage. — England und Birma. — König Don Alfonso XII. von Spanien. †. — Die politische Lage Spaniens. — England und Indien. — Militärisches aus Frankreich. — Die neuen Kirchengesetze im Bisthum Tessin.

Ein altdeutscher Kunsttöpfer. — Ein neues Buch des Grafen d'Hérisson. — Capri. Von Dr. R. Schöner. (IX.) — Der neue Balkan. Von L. von Stein. — Aus der Alterthumssammlung in Karlsruhe. Von W. Lübke. — Die Chinesen in den Vereinigten Staaten. Von M. Lortzing. — Der Kampf um das richtige Kraftmaß. — Essays von Wilhelm Wundt. — Ein Jahreskatalog der deutschen Universitätsschriften. — Leopold von Ranke. Von C. Rößler. — Zum Verständniß der Leibniz'schen Philosophie.

Die Frauenarbeit in der Industrie. — Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Zur Münzconferenz. Belgiens Stellung. Die Währungsfrage.) — Zur Mobiliar-Feuerversicherungsfrage in Bayern. I.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Weihnachts-Kataloge der

reichen Geschenk-Litteratur

ihres Verlages liefert gratis und franco

Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Beiträge zur Descendenztheorie

und zur Methodologie der Naturwissenschaft.

Von

Hugo Spitzer,

Doctor der Philosophie und der gesammten Heilkunde, Docent der Philosophie an der Grazer Universität.

8. Geh. 12 M.

Mit diesem Werke übergibt der Verfasser dem wissenschaftlichen Publikum wie allen Gebildeten, welche sich für die wichtige Frage der Lebensentwickelung interessiren, die Resultate seiner eingehenden Untersuchungen über Descendenztheorie und Naturzüchtungsprincip, Teleologie und Selectionsprocess: Untersuchungen, an denen die Naturforschung und die Philosophie gleichen Antheil haben.

Festgeschenke. Nova.

Preise für Expl. in **Orig.-Einbänden:**

Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. M. 4.
— Röm. Schlendertage. 5. Aufl. M. 6,50.
— Marschenbuch. 2. Aufl. illustr. M. 7,50.
Appell, Werther und seine Zeit. 3. Aufl. M. 6.
Bulthaupt, Eine neue Welt. Drama. M. 3.
— Dramaturgie. 2. Aufl. * Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. M. 6. ** Shakespeare. M. 6.
Burns, Lieder und Ball. Deutsch von A. Laun. 3. Aufl. M. 3.
Bilder a. d. Nordsee-Marschen von H. v. Dörnberg. Mit Dichtungen von H. Allmers. 6 gr. photogr. Kunstbl. In Carton M. 9, in Pracht-Mappe M. 15.
Droste's Kochbuch f. alle Stände. 2. Aufl. M. 2.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 2. Aufl. M. 5.
— Winternächte. Gedichte. 2. Aufl. M. 5.
— Die Hexe. Trauersp. 4. Aufl. M. 3.
— V. Gottes Gnaden. Trauersp. 2. Aufl. M. 3
Frater Hilarius, Maipredigten. 6. Aufl. Einltg. v. L. Steub. M. 2,25.
Girndt, Reich des Glücks. Trauersp. M. 3.
Kaden, Ital. Gypsfiguren. 2. Aufl. M. 6,50.
Löhn-Siegel, Vom Oldenb. Hoftheater zum Dresdner. Theatererinner. M. 5.
Murad Efendi, Ost und West. Gedichte. 3. Aufl. M. 5.
— Nassred. Chodja. Osm. Eulensp. 3. Aufl. M. 3.
— Balladen u. Bilder. 3. Aufl. M. 3.
Neumann-Strela, Thron u. Reich. Bilder u. Skizzen. Titelbild. 3. Aufl. M. 3.
Partisch, Sylvesterglockenklang. 2. Aufl. M. 2.
Pichler, Seebilder. 2. Aufl. M. 4.
Spaeth, Samenkörner d. Wahrheit. 32 Predigt. M. 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Thle. 4. Aufl. M. 18.
— Oberitalien. 2 Thle. 3. Aufl. M. 7,50.
Wöbcken, Am Wege. Christl. Sprüche. M. 1,50.
Volksbote. Volkskal. 49. Jahrg. reich illustrirt. 50 Pf. Geschenklitterat.-Verzeichn. gratis.

Verl.: **Schulzesche Hofbuchh. Oldenburg.**

— Weihnachten 1885. —

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

ILLUSTRIRTER KATALOG

ausgewählter Werke aus dem Verlage

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

8. Geh. 64 S. mit zahlreichen Abbildungen.

Eine reiche Auswahl zu Weihnachtsgeschenken besonders geeigneter Werke enthaltend.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grammatik der Spanischen Sprache.

Von

Dr. Julius Wiggers.

Zweite Auflage. 8. Geh. 4 M. 50 Pf.

(Mit zwei Beilagen von der C. F. Winter'schen Verlagshandlung und von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 17. December 1885.

Inhalt: Paul Lindau's Reisebriefe. Von Rudolf von Gottschall. — Literarhistorische Curiosa. Von Reinhold Ortmann. — Vermischte Schriften. Von Ernst von Witten. — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Geschichte und Biographie. Von Wilhelm Müller. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Paul Lindau's Reisebriefe.

Aus der Neuen Welt. Briefe aus dem Osten und Westen der Vereinigten Staaten von Paul Lindau. Berlin, Salomon. 1885. Gr. 8. 5 M.

Im Jahre 1884, im September, sollte die festliche Einweihung der Nördlichen Pacificbahn stattfinden, welche von Saint-Paul in Minnesota, die nördlichen Gebiete des amerikanischen Festlandes durchschneidend, nach Portland am Stillen Ocean führt. Der damalige Präsident der Actiengesellschaft, Henry Villard, hatte Einladungen nach Deutschland geschickt, auch an die „National-Zeitung", und Paul Lindau nahm das Anerbieten des Herausgebers an, als Vertreter der Zeitung die Reise über den Ocean und über die ganze Breite des amerikanischen Festlandes zu machen und für die „National-Zeitung" darüber Feuilletonberichte abzustatten. Diese Feuilletons, die wir seinerzeit mit Interesse gelesen, sind jetzt in einer Buchausgabe gesammelt herausgegeben worden.

Der Charakter gesammelter Feuilletons bestimmt die Physiognomie dieses Werks: es ist ja selbstverständlich, daß es sich hier nicht um genaue Studien von Land und Leuten handelt, zu denen ein längerer Aufenthalt im Lande selbst erforderlich ist, Studien, welche außerdem auch auf statistischer und volkswirthschaftlicher Grundlage ruhen müssen. Doch macht diese Schrift darauf auch keinen Anspruch: sie ist eine Sammlung touristischer Aufzeichnungen, ein flüchtig hingeworfenes Reisetagebuch, ähnlich wie Bodenstedt's nordamerikanisches Reisewerk; es sind harmlose, aber durchaus nicht nüchterne Briefe eines deutschen Großstädters; denn die Schilderungen darin sind lebendig, die Fassung ist oft pikant; an die Heine'schen „Reisebilder" erinnert oft der humoristische Ton. Man wird deshalb vielleicht glauben, daß sie zur leichten Dutzendwaare gehören, die nur auf Unterhaltung berechnet ist und keinen Ertrag für Länder- und Völkerkunde abwirft: hat doch der Autor die immensen Länderstrecken, die er durchfahren, meistens nur durch die Waggonfenster gesehen, nur an wenigen Orten Station gemacht von einem Tage oder mehrern Tagen: welche Ausbeute kann da für die Wissensdurstigen abfallen? Wir meinen: noch genug, wenn der Tourist einen scharfen Blick hat, wenn das Charakteristische von Land und Leuten schnell von ihm erfaßt wird, wenn er die Gabe besitzt, ex ungue leonem zu construiren. Wie es eine Prägnanz des Ausdrucks gibt, so gibt es auch eine Prägnanz der Auffassung: die seßhaften Geo- und Ethnographen schütten oft einen Haufen mühevoll gesammelter Notizen zusammen und lassen die Leser darin herumkramen, ohne daß diese für ihre Anschauung oder für ihre Beurtheilung einen festen Halt gewinnen; ein flüchtiger Tourist, der zu sehen und zu schildern versteht, kann hierin weit glücklicher sein.

Paul Lindau hat eine rasche Auffassung, eine gewandte Darstellungsweise; er ist seinem ganzen Wesen nach Feuilletonist und würde über das Feuilleton nicht hinauskommen, auch wenn er Zeit und Muße zu eingehenden Studien hätte: aber er ist wie wenige dazu geeignet, Augenblicksbilder zu fixiren. Dafür sprechen diese Reisebriefe; man wird sie mit Vergnügen lesen und von den transatlantischen Zuständen ein lebendiges Bild, von manchen Bildern einen dauernden Eindruck erhalten.

Und zwar gilt dies namentlich von dem Haupttheil des Werks, welcher sich mit dem weniger bekannten Westen der Union beschäftigt; die Schilderung der Seereise, des Seesturms, der Stadt Neuyork bringt abgesehen von einigen treffenden Bemerkungen und feinen Beobachtungen wenig Neues; die Schilderung der Fahrt auf dem Hudson und der Niagarafälle zeugt dafür, daß Lindau auch den Pinsel des Landschaftsmalers zu führen versteht. Lebendiger wird die Schilderung, je weiter wir nach Westen

kommen; sehr farbenreich ist die Darstellung des Indianerfestes am Yellowstonefluß, am Fuße des Gray-Cliff:

Es läßt sich schwer ein Bild geben von dieser massenhaften, buntfarbigen, am Boden kauernden und kribbelnden, oder auf schnellfüßigen, nicht sehr edeln, aber unglaublich leistungsfähigen Rennern pfeilgeschwind daherschwirrenden Wildheit in dieser landschaftlichen Umgebung, die zu dem phantastischen Treiben wie geschaffen ist. Eins fällt uns Europäern vor allem in die Augen: dieses centaurenhafte Einssein von Roß und Reiter. Das Pferd ist nicht beschlagen, nicht gezäumt, nicht gesattelt. Eine einfache Decke, die nicht einmal mit dem Gurt befestigt ist, ist ihm über den Rücken geworfen, eine Kette oder auch nur ein Strick ins Maul gelegt; und darauf sitzt der Indianer ohne Steigbügel, ohne Sporen, hält die Decke mit den Beinen fest und meistert das Thier durch den einfachen Druck des Schenkels, den Anschlag mit Wade und Hacken, den Ruck am Seile mit einer Sicherheit und Unfehlbarkeit, die das Staunen eines jeden Schulreiters von Beruf erregen müßte. Er läßt es steile Höhen nehmen, er läßt es im Galop jäh abfallende Tiefen hinabspringen — es ist ein Wunder. Das ist keine Kunst des Reitens mehr, es ist jene angeborene natürliche Verwachsenheit von Mensch und Thier, wie sie ja auch den wilden Reiterstämmen in Asien und Afrika eigen sein soll. Angeboren, sage ich. Weiber und Kinder lehnen auf dem Gaul wie auf einem bequemen Ruhebett. Da hat sich ein dunkelhäutiger Junge von zehn Jahren etwa, mit stumpfschwarzem zottigen Haar, auf einen Schecken hingeflegelt; den Kopf stützt er auf den Arm und den Arm auf den Rücken des Pferdes, hart am Schwanzansatz; die Beine des Jungen umklammern den Hals des Gaules. Dem Thiere scheint das langweilig zu werden, es setzt sich langsam in Bewegung; der Bengel verharrt ruhig in seiner halsbrecherischen Lage. Das Pferd setzt sich in einen gelinden, allmählich sich steigernden Trab. Nun richtet sich der Junge langsam und gemächlich auf, läßt die Füße herunter, trabt eine Weile verkehrt, den Kopf dem Schwanze des Gaules zugewandt, schlägt dann die Beine über, gelangt während des scharfen Trabes in die regelrechte Stellung, ergreift nun den zügelnden Strick, beugt den Oberkörper vor, bringt, unartikulirte Zurufe ausstoßend, durch mehrfache Schläge mit den Hacken das Pferd in wilden Galop und entschwindet.

Weiterhin heißt es von den Indianern:

Sie sind meist von schönem schlankem Körperbau und besitzen ganz prachtvolle, glänzend weiße starke Zähne. Der Schnitt ihres Gesichts ist scharf, aber keineswegs unangenehm. Bartlos, mit kühner Adlernase, hoher entwickelter Stirn, starken, wohlgeformten Lippen, sehen sie genau so aus wie eine Mischbildung von Franz Liszt und dem englischen Punch. Ihr Geschmack, wie er sich in Tracht und Schmuck ausspricht, steht auf einer niedrigen Stufe kindlichen Unentwickeltseins. Für Schnitt und Form haben sie wenig Sinn. An den Farben aber, und zwar an der harten Zusammenstellung von ungemischten, grellen, schreienden Farben, finden sie besonderes Wohlgefallen: himmelblau auf schwefelgelb, blutroth auf arsenikgrün — das ist's, was sie lieben. Die Stoffe sind leider fast durchgängig europäische oder amerikanische Arbeit. Der Naturstoff: das Fell, kommt verhältnißmäßig wenig zur Anwendung. Nur einige wenige tragen ganze Gewandungen aus Elchfell mit Stickereien besetzt. Die meisten hüllen sich in wollene Bettdecken, bunte Leintücher, karlsbader Kaffeetischdecken, gemustertes Gardinenzeug u. s. w. Einige tragen grellfarbige Hemden, andere Culturbeinkleider mit peruanisch ausgezacktem Vorstoß an den Nähten, den sie mit allerlei überflüssigem Zeug benäht hatten, andere sogar lächerlich ausstaffirte Gehröcke. . . . Der wilde, gräßliche Ungeschmack der Indianer zeigt sich am deutlichsten in der widerwärtig fratzenhaften Bemalung der Gesichter und Gliedmaßen. Jeder bestreicht sich, wie er es eben schön findet, und jeder anders. Der eine färbt sich die Stirn kirschroth, die Wangen apfelgrün, die Nasenspitze schwarz, das Kinn gelb und zieht quer über das Gesicht schöne Wellenlinien von veilchenblauer Farbe; ein anderer verlängert sich den Mund bis zu den Augen hinauf mit einer rothen, geweihartigen Zeichnung und betupft sich mit kleinen Kugeln wie mit einem entsetzlichen Ausschlag u. s. w. Man kann sich nichts Scheußlicheres, Häßlicheres, Groteskeres vorstellen.

Der Tanz der Rothhäute wird ebenfalls anschaulich beschrieben.

In Saint-Paul, das eine wundervolle Lage am Mississippi hat, fand am 3. September das große Weihefest der neuen Bahn statt. Von da geht's nach Minneapolis, der eifersüchtigen Schwesterstadt Saint-Pauls, an den lieblichen See Minnetonka; der Fries der Reisebeschreibung wird durch einige Medaillons mit den Porträts zweier Präsidenten unterbrochen:

Präsident Arthur macht einen guten und vornehmen Eindruck. Er hat eine breite, nicht hohe, aber durchgearbeitete Stirn, eine kleine Stumpfnase, er trägt den Schnurr- und Backenbart ganz kurz, das Kinn ist ausrasirt. Die nicht großen Augen sind ungemein lebhaft und sympathisch im Ausdruck. Er besitzt eine schlanke elastische Gestalt und hält sich musterhaft. Er kleidet sich sehr sorgsam, sogar mit einer gewissen Koketterie, man würde ihn eher für einen vornehmen Engländer als für einen Amerikaner halten. So unterscheidet er sich äußerlich in allem von seinem Vorgänger, dem General Grant, der ebenfalls zu den Ehrengästen zählte. General Grant ist die Verneinung aller Eleganz. Er ist kaum mittelgroß, vierschrötig, breitschulterig, mit langsamen, gelangweilten, unbeholfenen Bewegungen. Der Kopf ist dick und gar nicht bedeutend. Er trägt den Vollbart ziemlich kurz geschoren. Stirn und Augen sagen nichts, besondere Kennzeichen fehlen. Niemals würde ich hinter diesem Manne, der sich auch in seinem Aeußern in kaum statthafter Weise vernachlässigt, den Staatsmann, der die Geschicke eines der größten Staaten der Welt zu leiten gehabt, niemals den General, der große Siege errungen hat, gesucht haben. General Grant hat beinahe die ganze Reise mitgemacht. Er hat vielleicht die günstige Gelegenheit benutzt, um für die nächste Präsidentenwahl Propaganda zu machen; er ist überall angejubelt worden, er hat sich überall gern gezeigt und überall gern gesprochen — ich habe mehrere tausend Meilen mit ihm zusammen zurückgelegt, ich habe ihn mir sehr genau angesehen; je schärfer ich dies Gesicht aber musterte, desto weniger habe ich darin wahrgenommen. Er sieht genau so aus wie ein wackerer Bierbrauer in einer mittlern Provinzialstadt, der es zu etwas gebracht hat.

In Bismarck, der Hauptstadt des zukunftsreichen, ungemein fruchtbaren Dakota, das eine der ergiebigsten Getreidekammern der bewohnten Erde zu werden verspricht, wurde der Grundstein zum Capitol gelegt. Durch theilweise großartige landschaftliche Scenerien ging es weiter über Little Missouri, Cedar Canon nach Billings und Livingston, in dessen Spielhöllen wir eingeführt werden. Die cow-boys werden uns anschaulich geschildert, dann die Fahrt durch die Rocky Mountains, die sehr bedenklich war für die persönliche Sicherheit, da hier zum Theil eine Nothbahn befahren wurde, weil der Tunnel der Hauptbahn noch nicht fertig war:

Die urtheilsfähigen Landeskinder behaupten, daß die Nord-Pacificbahn zu den bestgebauten und sichersten des amerikanischen Netzes gehöre; ich zweifle nicht im entferntesten daran, aber ich muß trotzdem sagen, daß mir die Möglichkeit einer Eisenbahnkatastrophe auf keiner unserer altfränkisch bevormundeten Bahnen so anschaulich vor die Seele getreten ist wie auf der Ueberfahrt über die schwankenden Holzgerüste im Felsengebirge. Diese Ueberfahrt nahm verhältnißmäßig viel Zeit in Anspruch. Unser Zug war lang und schwer, und die leitenden Ingenieure trauten auch dem Frieden nicht recht. Eine Locomotive fuhr also gewissermaßen als Eclaireur dem Zuge voraus, um zu probiren, ob die Geschichte auch halten würde. Und dieser schnaufenden Lootsenmaschine (pilote-engine) folgte von zwei Locomotiven geschleppt in langsamstem Tempo, fast im Schritt, ein Theil des Zuges — auf jedem Wagen ein technischer Beamter —, während die andern abgehängten Wagen warten mußten, bis sie abgeholt und nach Ueberschreitung der gefahrvollen, bedenklich steigenden und in keckſten Curven sich windenden Nothbahn mit den schon früher beförderten Wagen wieder vereinigt werden würden. Man brauchte nicht zu den besonders ängstlichen Leuten zu gehören, um bei dieser Expedition ein gewisses Unbehagen zu empfinden. Es ist möglich, es ist sogar wahrscheinlich, daß die Geschichte viel sicherer ist, als sie aussieht; aber sie sieht höllisch unsicher aus, das unterliegt keinem Zweifel. Diese Erdaufschüttungen, die schon wegen ihrer provisorischen Bestimmung nicht sehr vertrauenerweckend wirken, und auf die die Schienen mit mehr Gottvertrauen als sorgender Kleinlichkeit gelegt sind, diese losen, leichten, tollkühnen Ueberbrückungen mit hölzernen Gerüsten, die unter der schweren Last der Wagen merklich schwanken und höchst fatale knisternde, ächzende Klageseufzer ausstoßen, wenn sie unter der sie belastenden Wucht sich beugen müssen, diese sonderbaren Tiefblicke auf die Schluchten, die sich unmittelbar neben dem Gleise aufthun, und diese seltsamen Hochblicke auf die vorspringenden Felsen über uns, von denen gerade genug weggesprengt ist, um den Zug durchzulassen: dieses ganze Ensemble von ungewohnten Bedingungen in der Beförderung lebendiger Menschen macht auf uns, die wir an eine philisterhaftere Locomotion gewöhnt sind, einen nicht ganz geheuern Eindruck.

In Gold Creek, der historischen Stelle der Nord-Pacificbahn, wurde der letzte Nagel feierlich eingeschlagen, nachdem Villard und Gneist treffliche Reden hielten: hier begegneten sich die Arbeiter von Ost und West; der jüngste Sprößling der Villard'schen Familie, ein vier Monate altes Kind, that den letzten Schlag, durch welchen der Nagel in den Schienenstrang, der den Welttheil durchzieht, festgehämmert wurde.

Von Lindau's Talent für landschaftliche Schilderung mag die Beschreibung der Scenerie des obern Columbiastroms Zeugniß ablegen:

Die Bahn schlängelt sich am Strom entlang, abwechselnd über gewaltige Sandhügel und über künstlichen Boden, der den mächtigen vom Strom bespülten Basaltfelsen abgerungen worden ist. Die Felsen haben wunderbare Formationen. Bei manchen denkt man unwillkürlich an Ehrenbreitstein und Königstein; man möchte schwören, daß deren Gipfel von Menschenhand mit uneinnehmbaren Festen und schnurgerade senkrecht abfallenden Mauern gekrönt seien. Dieser steinernen Rauheit und Schroffheit, dieser trotzigen Willkür, die durch herabstürzende Fälle noch an phantastischem Reiz und an decorativer Pracht gewinnt, folgen dann wieder in langen, freundlichern Reihen weichlinige Höhen, die mit kurzem, fahlgelbem, mosigem Grün wie mit Sammt bekleidet sind. Dazwischen drängen sich aber immer wieder ungastlich die grobkörnigen, grobbrüchigen grauen Felsblöcke des Basalt. Und da, wo dies massige Lager, das reichste Basaltlager der bewohnten Erde, eine kurze Unterbrechung erleidet oder weiter vom Bett des Stroms zurückgewichen ist, stant sich der Dünensand, den der Wind in parallel laufenden Wellenlinien anmuthig durchfurcht hat, zu scharfkantigen Bergen auf. Sand und Sonne, Wasser und Fels — fast gar kein Grün. Nur die Stauden der wilden kleinen Sonnenblume, ein bischen Gras und das genügsame Gesträuch des Salbei wollen hier ihre Wurzeln schlagen; während in ganz geringer Entfernung auf dem Rücken der Berge, die sich uns am Strom nur von der unnahbarsten und abschreckendsten Seite zeigen, der fruchtbare Boden üppiges Getreide, Obst die Hülle und Fülle zeitigt und als prächtigstes Weideland gerühmt wird. Wir aber sehen nur in gelber Sonnenglut das Bild grandioser Unfruchtbarkeit, Dürre, Dürre! Die südliche Landschaft in ihrer ganzen Wildheit, Erhabenheit, Trostlosigkeit. Bisweilen erweitert sich der Strom zur See, einer tückischen, unzuverlässigen See mit Sandbänken und Felsenriffen, die steil und rauh aus dem Wasser aufsteigen. Der Himmel ist wundervoll. Die Sonne steht schon ziemlich tief und strent über den ungeheuern Dünensand und den bewegten Fluß ihr rothgoldiges Licht.

Von Portland, der Endstation der Bahn, erhalten wir ein farbenreiches städtisches Bild. Die Stadt hat nur 30000 Einwohner, aber eine durchaus großstädtische Physiognomie. Hier sammelte sich die geladene Reisegesellschaft; nach einer kurzen Fahrt nach Vancouver-Island trat Lindau die Reise nach San-Francisco an. Die Hauptstadt Californiens wird von ihm genau durchforscht: mehrere Kapitel sind ihr gewidmet. Wenig sympathisch ist der Autor den Chinesen und auch ihrer Schaubühne gesinnt, welche als das Nonplusultra von Barbarei geschildert wird. Wir können dies Urtheil schwer in Einklang bringen mit der unzweifelhaften dichterischen Bedeutung, die der chinesischen Dramatik zum Theil eigen ist. Die städtische Eigenart und das gesellschaftliche Leben von San-Francisco ist scharf erfaßt.

Die Rückreise machte Lindau über die südliche Pacificbahn, Los Angeles, Arizona, das Modebad Las Vegas, Denver. Wer Lindau's Novelle „Mayo" gelesen, der findet einen Theil der landschaftlichen Scenerie wieder, die er dort geschildert hat, vor allem auch das Lichtbild des schönen Indianermädchens, das den Autor zu seiner Novelle angeregt hatte, die also auf Modellstudien im Spielhagen'schen Sinn beruht.

Man wird Lindau's Reisebilder nicht lesen, ohne die mannichfachste Anregung zu gewinnen, und ohne die offene Empfänglichkeit des Autors für alles Eigenartige im Volksleben, für alles Schöne in der Natur sowie seine bei aller Schnellfertigkeit doch prägnante Darstellungsweise anzuerkennen.

Rudolf von Gottschall.

Literarhistorische Curiosa.

Firlifimini und andere Curiosa. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin, Oppenheim. 1885. 8. 4 M.

Der hochgeschätzte berliner Aesthetiker hat sich mit der Publication des vorliegenden Bändchens, namentlich des Bruchstücks aus dem gerade hundert Jahre alten satirischen Roman „Leben und Tod des Dichters Firlifimini", Anspruch auf den aufrichtigen Dank aller Literaturfreunde erworben. War doch der genannte Roman bis zum heutigen Tage so gut wie ganz unbekannt, und geschah doch selbst in Goedeke's nie versagendem Grundriß seiner nur in einer ganz nebensächlichen und beiläufigen Note flüchtige Erwähnung. Der Neudruck nach einem in Otto von Leixner's Besitz befindlichen Exemplar muß allen literarischen Feinschmeckern innige Freude bereiten, und es bleibt nur zu bedauern, daß sich Ludwig Geiger auf die Publication derjenigen Bruchstücke beschränkt hat, die ihm ein specifisch literarisches Interesse zu haben scheinen. Und doch wäre gerade für die Prüfung der Argumente, die der Herausgeber zu Gunsten seiner Behauptungen hinsichtlich der Autorschaft des anonym erschienenen Romans anführt, eine Kenntniß des ganzen, sonst nicht zugänglichen Werks unerläßlich gewesen, da sich oft aus scheinbar ganz belanglosen Aeußerlichkeiten, die selbst einem scharfsinnigen und geistvollen Philologen sehr wohl entgehen können, bemerkenswerthe Spuren und Anhaltspunkte construiren lassen.

Was den Roman selbst anbetrifft, so ist derselbe zunächst als ein Product jenes wohlbekannten langjährigen Streits zwischen Wieland und Nicolai anzusehen, dem bekanntlich eine ganze Reihe von Pasquillen und Flugschriften ihre Entstehung zu verdanken hatte. Die Spitze der Satire richtet sich, und zwar in ziemlich derber Weise, zu Gunsten Wieland's gegen den als Kritiker damals allmächtigen und infolge dessen auch sehr wenig beliebten Nicolai wie gegen die Recensentencliquen und das ganze literarische Coteriewesen jener Tage. Der Inhalt des Romans ist nach Geiger's Neupublication in Kürze folgender:

Firlifimini, ein armer unglücklicher Dichter, lebt in Gizpiel (Leipzig) in elender Lage. Für seine Werke erhält er kein Geld; ein goldbordirter Rock, den er von einem mitleidigen Verleger bekommen, erscheint ihm wie eine königliche Belohnung. Daher hat er Schulden, die ihn drücken. Seine Wirthin Nudeln will ihm nicht weiter borgen; seine gutmüthige, verliebte Aufwärterin Fulime vermag ihn kaum mehr zu trösten. Auch die Liebe verläßt ihn; denn Mira, die er anschwärmt, ist eine verworfene Dirne, die mit ihrem Zuhälter, dem Janitschar Hüpfero, den saubern Plan ausgeheckt hat, von Firlifimini Geld zu erpressen. Zu diesem Zweck will sie ihm einreden, sie sei schwanger von ihm, und verlangt Heirath oder Zahlung, wird aber von dem keuschen, seiner Unschuld bewußten Jüngling abgewiesen. Nicht glücklicher ist ihr Zuhälter, ein feiger Bramarbas, übrigens trefflich gezeichnet, der nach vergeblichen Erpressungsversuchen sich zurückzieht. Um den Verfolgungen seiner Wirthin zu entgehen, schnürt Firlifimini heimlich sein Bündel und entweicht, nachdem er von seiner Aufwärterin und von seinem geliebten Laubfrosch zärtlichen Abschied genommen. Er kommt, von einem mitleidigen Fuhrmann auf seinem Wagen mitgenommen, nach Nilreb (Berlin). Dort erlebt er zuerst eine grausame Enttäuschung. Er hatte dem Buchhändler Jalocin (Nicolai) seine Gedichte geschickt und in einem ausführlichen Briefe seine klägliche Lage wahrheitsgetreu geschildert. Dieser aber schickte ihm die Gedichte als unverwendbar zurück, gewährte ihm keine Unterstützung und stellte ihm nur in Aussicht, in den Cirkel seiner Recensenten aufgenommen zu werden. Diese Aufnahme geschieht auch bei einem feierlichen Mittagsmahl; ein Abtrünniger wird ausgestoßen, Brusebädelir, weil er gewagt, Dualeiw's (Wieland's) neueste Gedichte schön zu finden; Firlifimini wird als geschworener Preßknecht aufgenommen. Er erhält seine Aufgabe aufs genaueste zugemessen, eine Liste aller Dichter und Schriftsteller, die getadelt werden müssen, und entledigt sich seiner Pflicht bei der ersten Recension in gewünschter Weise. Aber die Recensionsbücher folgen nicht so schnell, wie er wünscht. Das Honorar ist sehr knapp. Da er davon nicht leben kann, schickt er seine Gedichte an einen andern Verleger, Jalocin's ärgsten Feind, erhält dafür ein ihm königlich erscheinendes Honorar und wird von dem menschenfreundlichen Mann liebevoll aufgenommen. Ueber einen solchen Empfang wird er dermaßen erregt, daß er Jalocin's höhnische Aufkündigung verächtlich erwidert, eines leipziger Advocaten — er war durch Jalocin's Creaturen zu diesem Verfahren angestachelt worden — Mahnschreiben, seine Schulden zu bezahlen, frech beantwortet, eine Satire „Pegasus" auf die deutschen Dichter schreibt und in Saus und Braus lebt, weil er meint, die Summe, welche er für seine Gedichte erhalten, werde ewig reichen. Aber bald trifft ihn das Verhängniß. Seine Aufwärterin, der er den Miethzins für den Wirth einhändigt, geht mit dem Gelde durch. Zwei Nachbarinnen, abgefeimte Buhlerinnen, die zu verrufen sind, um noch einen Liebhaber zu finden, stellen sich in ihn verliebt, locken ihn in ein berüchtigtes Local, machen ihn trunken, stehlen ihm sein Geld bis auf den letzten Pfennig und machen sich mit dem Raube davon. Er kann weder den Kellner noch den Friseur bezahlen und wird von beiden verfolgt. Als dritter Verfolger zeigt sich sein Wirth, der von ihm die Miethe auch für die entlaufenen Frauenzimmer haben will. Sein ehemaliger Gönner, der Buchhändler, kündigt ihm jeden Verkehr, da er mit einem so sittenlosen Menschen nichts zu thun haben wolle. Der über die freche Antwort erzürnte leipziger Advocat sendet ihm eine derbe Abfertigung und veröffentlicht einen Steckbrief wider ihn, in welchem der arme Dichter folgendermaßen beschrieben wird:

Firlifimini, ein Mensch von langer, hagerer Gestalt, kleinen matten, blauen Augen, mäusefarbenem Haar, mit einer Habichtsnase, einen hellrothen abgetragenen Rock mit schmalen Goldtressen anhabend, ungewissem Gang, unstetem Blick — ist am 18. dieses, mit einer Menge hinterlassener Schulden, heimlich entwichen und das Publikum wird gewarnt, sich vor selbigem zu hüten, um so mehr, da er unter einem stillen, gelassenen Wesen eine betrügerische Seele verbirgt!

Firlifimini leidet bittere Seelenqual, und zu all diesem Ungemach kommt bald die schlimmste körperliche Pein. Sein Wirth nämlich, der durchaus bezahlt sein will, schließt ihn bei Wasser und Brot ein und will ihn erst befreien, wenn der unglückliche Dichter zwanzig Druckbogen geliefert hat, die der Wirth zu seinem Vortheil verwenden will. Da Firlifimini nichts schreibt und nichts schreiben kann, werden seine Rationen immer kleiner, endlich bleiben sie ganz aus. Der Dichter verläßt bis zuletzt sein Handwerk nicht. Er schreibt, schon unter entsetzlichen Hungerqualen: „Betrachtungen eines unglücklichen Dichters, der bei Wasser und Brot eingesperrt, täglich einen Bogen schreiben soll", Fragmente, die er angeblich in den zu schreibenden Roman einflechten will. Die letzte dieser Betrachtungen und der Schluß des Romans mögen hier eine Stelle finden. Sie lauten:

Sonnabend gegen 10 Uhr. Bald, bald wird die sehnlich gewünschte Stunde schlagen, wo mir mein Tyrann das Brot zu bringen pflegt. Jetzt schlägt's zehn — hell! eins, zwei, drei Viertel. Ach, noch fünf Viertelstunden! O eile, eile, sonst so flüchtige Zeit, eile vorüber — schlag' elfmal, grausame Uhr; so grausam wie mein unbarmherziger Despot. Mit welchem Heißhunger werde ich nach dem Brot langen, mit welchem Vergnügen werde ich den ersten Bissen zermalmen und hinunterschicken zu dem ungestümsten meiner Peiniger! Besser wirst du mir schmecken, schwarzes Brot, als dem Monarchen die auserlesensten Gerichte. Du wirst mir Kraft und Nahrung geben und mich von den schrecklichen Qualen eines bellenden Magens befreien. Nur diesmal noch, trockenes Brot satt — und ich will schreiben, was ich vermag, um diesem Gefängniß zu entgehen, wo ich mehr als Höllenpein leide! Es schlug halb elf — eine halbe Stunde nur noch und mit Vergnügen werd ich dich hineintreten sehen, du, den ich mehr hasse als meine Sünde! Umarmen, innig an mein Herz drücken will ich dich, wenn du mir Brot bringst. Zu deinen Füßen, mit dem gerührtesten Herzen danken wollt' ich dir, wenn du mir doppelte Portion brächtest! Armes leichtgläubiges Herz, wie wenig Mühe kostet es, dich zu täuschen! Kannst du im Ernst glauben, daß er doppelte Portion bringen wird? Von einem Menschen, der einiger Thaler wegen gleichgültig zusehen kann, wie sein Mitbruder vertrocknet und zusammenfällt wie ein Gerippe, das Jahrhunderte hindurch nicht an die freie Luft gekommen ist; zusehen kann, wie er trostlos in einer verschlossenen Stube umherschleicht, die Hände ringt und jammert und heult vor Hunger? Armes leichtgläubiges Herz, brich! brich! Hier gibt's lauter Tiger! lauter grimmige, liebloſe, blutgierige Tiger, die sich am Elend ihres Bruders weiden. Es klappt an der Thür — das Ende meiner Leiden ist da! „Ist der Bogen fertig?" — „Noch nicht ganz." — „So nehm' ich wieder mit, was ich bringe!" so sagt' er und schloß die Thür hinter sich zu. Himmel und Erde! Ich vergehe — meine Leiden sind über mein Haupt gewachsen, ich trage sie nicht, ich trage sie nicht! Erbarmen! Kann denn nichts das Herz des Ungeheuers rühren! Ich sterbe vor Hunger! Ich fühle aufsteigen aus meinem Innern Zuckungen, die mich packen, schütteln, fürchterlich zerren! Die Schauer nehmen zu; die Feuerglut, worin ich liege, steigt immer höher und höher — ich muß — ich brülle — ich schreie — Feuer nagt mir im Busen, Alpeneis auf meinem Rücken — ich — ich — Bei diesen Worten fiel dem unglücklichen Dichter die Feder aus der Hand. Er wollte aufstehen von seinem Pult, fiel aber längelang zu Boden; seine Augen sahen stier nach der Decke. Krämpfe zogen seine Füße bis zur Brust herauf und seine Hände diese zusammen. Aus einigen Bewegungen, die er machte, als sein Wirth dazu kam, schien es, als wenn er seine Kräfte anstrengte, Hülfe zu rufen, aber er vermochte es nicht. Er wird mit jedem Athemzug schwächer, die Krämpfe und Zuckungen wurden immer gewaltsamer, und nach funfzig Minuten verschied er. Sein Wirth war trostlos, daß er ihn nun noch auf seine Kosten unter die Erde schaffen mußte. Er ließ ihm einen glatten Sarg machen, und den Tag darauf abends gegen sechs Uhr ward er auf den Gottesacker getragen. Niemand beweinte ihn, niemand betrauerte ihn. Sein Wirth allein folgte dem Sarge mit einem Flor um den Hut. Aber er betrauerte nicht ihn, sondern die vierzig Thaler, die mit ihm zu Grabe getragen wurden.

Die ganze Schrift ist in erster Linie ein Beweis für das entsetzliche Schriftstellerelend im 18. Jahrhundert und eine volle Bestätigung des Virgil'schen Spruchs: „O fames quid non mortalia pectora cogis", der ihr als Motto vorangesetzt ist; oder sie ist besonders bedeutsam als Streitschrift gegen Nicolai, die offenbar aus dem Wieland'schen Kreise selbst hervorgegangen ist und die außerdem noch eine scharfe Spitze gegen die Geniemänner richtet. Selbst Goethe erhält einen kleinen, allerdings nicht sehr bösartigen Seitenhieb, wenn es an einer andern Stelle heißt:

Herrin:

Gut! Gut! Ich hab's getroffen. Das ist ausgemacht. Wie hieß sie denn? Lotte, nicht wahr?

Firlifimini (schüttelt den Kopf.)

Herrin:

Sie hieß also Lotte — Apropos, wie gefällt Ihnen mein Fräulein?

Firlifimini:

O — o —

Herrin:

Versteh' schon! Fast ebenso gut wie Ihre Lotte, nicht wahr?

Firlifimini:

Ja, Mädchen, ja! O die großen schmachtenden blauen Augen; das Haar, Wuchs — alles Lottens!

Geiger's Untersuchungen über die Autorschaft des Romans sind sehr interessant, wenn auch noch keineswegs abschließend. Er bezweifelt aus verschiedenen recht gewichtigen Gründen, daß Bertuch, welcher beim Erscheinen des „Firlifimini" und noch längere Zeit nachher für den Verfasser desselben galt, und welcher in einem Vertheidigungsbriefe an Samuel Heinicke zugibt, das Buch, welches von einem ungenannt bleibenden jungen Schriftsteller herrühre, zum Druck befördert zu haben, wirklich der Autor sei, und plaidirt vielmehr für Aloys Blumauer, auf welchen allerdings alle aus dem Buche selbst zu gewinnenden Vermuthungen sehr wohl passen. Endgültig zu entscheiden ist diese Frage heute — hundert Jahre nach dem Erscheinen der Gelegenheitsschrift — wol überhaupt

nicht mehr, aber es ist dennoch ein Verdienst, sie angeregt zu haben, da durch die Untersuchung immerhin recht interessante Streiflichter auf die literarischen Verhältnisse jener Epoche geworfen werden.

An und für sich von wesentlich geringerm Werth, aber nichtsdestoweniger für den Literaturfreund hochinteressant sind die beiden andern Curiosa, deren Bekanntschaft uns Geiger's Neudruck vermittelt. Das eine ist eine Flugschrift unter dem Titel: „Die ästhetische Prügeley oder der Freymüthige im Faustkampf mit den Eleganten. Zweyaktige Posse in gewogenen Versen von Angelus Barbarus", mit dem Motto:

Frey laßt uns seyn im Denken und im Dichten,
Im Handeln schränkt die Welt genug uns ein.
Er Selbst —

und mit einer Widmung an „Schillern, den Einzigen". Als handelnde Personen treten in dieser gereimten und dialogisirten Satire in sehr durchsichtiger Verkleidung auf: Goethe (Er Selbst); der Freymüthige (die bekannte Zeitschrift, welche unter der Inspiration Kotzebue's damals sich gegen Goethe wandte); der Elegante (Zeitung für die elegante Welt, Gegnerin des „Freymüthigen"); Garlieb Merkel (Garlieb); die Brüder Schlegel (F. Flegel und A. W. Flegel); Kotzebue (Eisenstirn); C. G. Schütz (ein Schütz) und verschiedene allegorische Figuren. Die Spitze der Satire kehrt sich gegen Goethe und gegen die weimarische Richtung überhaupt. Sie ist ein geistreicher und für die Betrachtung der literarischen Zustände jener Zeit sehr wichtiger Beitrag. Für ihren Verfasser hält Geiger den Hofrath Schütz, eine Behauptung, die mancherlei Wahrscheinlichkeit für sich hat. Als Proben für den Inhalt mögen zwei Stellen gelten, welche Goethe in den Mund gelegt sind:

Er Selbst (zu Lucinden).

Gib mir den Lehnstuhl, wonach ich mich sehne;
Um mir mein Leben mit Lust zu versüssen,
Laß mich die freie Natur in dir küssen.
Bin zwar Er Selbst, doch meine selbstischen Sinne
Trachten manchmal nach lieblicher Nahrung,
Versteht sich mit hoher und ernster Verwahrung,
So daß sich ein Neu-Selbst ästhetisch entspinne.
Drum ist auch Rinaldo *) mein enger Verwandter
Und mein allzeit fertiger Schauspielgesandter,
Doch, das weiß ja die ganze Erde,
Man merkt's an der allgemeinen Beschwerde!

Und später:

Mich entflammt ein hoher, gewaltiger Muth,
Himmelsäther hat sich in mich ergossen,
Kömmt drum oft aus der Feder geflossen;
Hätt' ich Armer nur nicht Fleisch und Blut!
Das reine Formale habe ich aufgefunden,
Hab' es von allen Schlacken entbunden;
Den Kothurn, den hab' ich neu besohlet,
Die Dramaturgie nach Neu-Athen geholet;
Habe die Philister mit Steinen geschmissen,
Ihnen große Löcher in die Lumpen gerissen;
Es that sie freilich der Dünkel bethören,
Sich gegen Mich Selbst scriptorisch zu wehren.
Indessen die Clique hat mir helfen siegen
Und oben auf des Helikons Gipfel fliegen.
Hoch erhaben thu' ich in Dünsten schweben,
Verächtlich gemahnt mir das Philister-Leben,
Die reine Reinheit laß' ich herunterfallen
Auf unmündige Philister, die kaum nur lallen.
Da ich einen gemüthlichen Platz gefunden,
So hab' ich mich von allem Interesse entbunden,
Bin nun in dem heiligen Poeten-Orden
Großmeister und Großmogul worden.
Rinaldo ist mein trauter Kammerdiener,
Muß meinen Pfad mit Besen fegen.
Thu' ich einmal ein Windei legen,
So schieb' ich's ihm unter, denn die parnasischen Hühner
Haben der Weisen Stein entwickelt
Und den obscuranten Klumpen zerstückelt.
Was wir bringen, wird gierig verschlungen,
Ist mir aber fürwahr gelungen,
Wo Lais badet und die Melpomenisten schmausen,
Da werde gebracht, was nur immer wolle,
Riecht es nur nach einer mystischen Rolle:
So thut das Gelüste erschrecklich aufbrausen.
Doch — ich will den Kothurn nicht ganz zerfetzen
Und mich in meinen Lehnstuhl setzen.
Zephyr berühre meine Augenlider,
Morgen sieht mich der Morgen wieder!
(Er schläft ein.)

Den Beschluß von Geiger's interessantem Buche endlich macht ein Spottgedicht Friedrich Bernritter's auf J. M. Miller's thränenreichen Roman „Siegwart, eine Klostergeschichte", unter dem Titel „Siegwart, oder der auf dem Grab seiner Geliebten jämmerlich verfrohrene Kapuziner. Eine abentheuerliche, aber wahrhafte Mord- und Kloster-Geschichte, die sich vor etlichen Jahren im Fürstenthum Oettingen mit eines Amtmanns Sohn und eines Hofraths Tochter aus Ingolstadt zugetragen. Der christlichen Jugend zur Lehr und Ermahnung in Reime gebracht, und abzusingen nach dem Lied: «Höret zu, ihr Junggesellen.»"

Der Verfasser parodirt darin nicht eigentlich seine Vorlage, sondern er drängt nur die Ereignisse zusammen, um ihnen dadurch eine gewisse Komik zu geben.

Reinhold Ortmann.

*) Goethe's Schwager Vulpius, der Verfasser des „Rinaldo Rinaldini".

Vermischte Schriften.

1. Die Nihilisten von Johannes Scherr. Leipzig, O. Wigand. 1885. 8. 4 M.

Im vorliegenden Werk entrollt uns der Verfasser in übersichtlicher und aus zuverlässigen Quellen geschöpfter Darstellung ein klares, umfassendes Gemälde der Entstehung und der mannichfachen Entwickelungsphasen des russischen Nihilismus. Er zeigt uns in geistvoller Schilderung, wie der unumschränkte Despotismus des Zarenthums im Laufe der Jahre den Boden des russischen Reichs für die Aufnahme der giftigen Keime des Nihilismus empfänglich macht, wie derselbe die Riesenfortschritte der eifrigen und erfolgreichen Propaganda anarchistischer Ideen in thörichter Verblendung misachtet und durch die gewaltsame Unterdrückung jeder freiern geistigen Regung hauptsächlich dazu beiträgt, daß selbst die wohlmeinenden Reformbestrebungen des neuen Zarenthums an der politischen Unreife, an der geistigen Beschränktheit des Volks und an dem dadurch bedingten Mangel der für eine fruchtbringende Umgestaltung des Staatsorganismus geeigneten Hülfskräfte kläglich scheitern. Im Hinblick auf diese trostlosen Verhältnisse kann es nicht wundernehmen, daß der Nihilismus, um dessen Fahnen sich die unzufriedenen Elemente aller Stände scharen, aus schüchternen Anfängen zu einer furchtbaren Macht emporwächst, daß er mit immer höher gespannten, maßlosern Forderungen der Regierung des Zaren gegenübertritt und schließlich zur Verwirklichung seines utopischen Ideals mit herausfordernder Verwegenheit die Initiative der That ergreift. So sehen wir ihn allmählich in den furchtbarsten Terrorismus ausarten, der allen Präventiv- und Repressivmaßregeln der Regierung zum Trotz, unbeirrt auf dem bluttriefenden Pfad revolutionärer Umtriebe die Befreiung des Volks anstrebt und zur Erreichung dieses Ziels selbst vor dem fluchwürdigen Verbrechen des Zarenmordes nicht zurückschreckt.

Der Verfasser hat es vortrefflich verstanden, die Darstellung der für die einzelnen Entwickelungsphasen des Nihilismus bedeutsamen Vorgänge im Volksleben mit einer eingehenden Charakteristik der hervorragendsten anarchistischen Matadore, mit einer kritischen Beleuchtung der innern Organisation dieser revolutionären Umsturzpartei, der sittlichen Verwilderung und Roheit der Gesinnung, die ihre Anhänger charakterisirt, zu verbinden. Er führt uns in die geheimsten Werkstätten und Schlupfwinkel der Nihilisten, unterrichtet uns in detaillirter Schilderung von den Plänen, Beschlüssen und Vorbereitungshandlungen sowie von der Art und Weise der Ausführung der einzelnen Attentate, wobei er nicht umhin kann, die Unbeholfenheit, Ungeschicklichkeit und strafbare Sorglosigkeit der Polizeiorgane zu brandmarken und die Gewaltmaßregeln und häufigen Misgriffe der Regierung einer scharfen Kritik zu unterziehen. Am Schluß des Werks eröffnet der Verfasser wenig erfreuliche Perspectiven auf die Zukunft Europas, denen wol als Phantasmagorien einer allzu pessimistischen Weltanschauung keine tiefere Bedeutung beigemessen werden kann.

2. Charakterbilder aus Spanien von Schmidt-Weißenfels. Stuttgart, Göschen. 1885. 8. 5 M.

Spanien, dies alte Culturland Europas, welches noch immer der geheimnißvolle Zauber bestrickender Romantik umschwebt, übt eine große Anziehungskraft auf die kosmopolitische Natur der Deutschen aus und bietet dem phantasievollen Gemüth eine reiche Fülle willkommener Anregungen. Viele Reisende haben ihre Beobachtungen und Wahrnehmungen über Land und Leute der Iberischen Halbinsel in ausführlichen Reisewerken niedergelegt, welche aber, soweit sie den Volkscharakter behandeln, oft einander widersprechen: ein Umstand, der sich leicht aus der durch Stimmung und Verhältnisse bedingten Verschiedenheit der erhaltenen Eindrücke erklären läßt.

Das vorliegende Werk verdient insofern den Vorzug vor ähnlichen Erzeugnissen, als es den rein subjectiven Boden verläßt und mehr vom objectiven Standpunkte aus eine auf eigener Beobachtung und zuverlässigen Mittheilungen und Quellen fußende Charakteristik des spanischen Volks entwirft. In kurzen, ansprechenden Skizzen führt uns der Verfasser die zahlreichen Volkstypen vor und läßt das Leben der Städter und der Landleute, das stark ausgebildete Musikanten- und Bettlerwesen, das in vollster Blüte stehende Banditenthum, die militärischen Organisationsbestrebungen in bunten, wechselnden Bildern vor unsern Augen vorüberziehen. Die beiden Hauptbelustigungen der Spanier, der Tanz und das außerordentlich beliebte, als nationales Volksfest betrachtete Stiergefecht, finden gebührende Berücksichtigung; bei der ästhetisch-kritischen Beleuchtung der Eigenschaften des spanischen Volks wird dem schönern Geschlecht eine besonders eingehende Behandlung zutheil. Ein umfassendes anschauliches Gemälde wird uns von der Hauptstadt Madrid entrollt, wobei hauptsächlich die städtischen Einrichtungen, das Verkehrsleben, die Beschäftigungsweise, die Sitten und Gebräuche der Bewohner dieser Metropole in lebendigen Genrebildern charakterisirt werden und auch einige flüchtige, humoristisch gefärbte Streiflichter auf das Hofleben mit seinem strengen Ceremoniell fallen. Auch die königliche Gruft Escurial, die berühmten arabischen Bauwerke und die aus späterer Zeit stammenden Meisterschöpfungen der Architektonik werden einer kurzen, auf historischer Grundlage ruhenden Besprechung gewürdigt. Ein kurzer Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung der spanischen Monarchie, über die Functionen der wesentlichsten Glieder des Staatsorganismus und die Machinationen der zahlreichen regierungsfeindlichen Parteien weiht uns in die Zustände und Strömungen, in die Wünsche, Hoffnungen und Enttäuschungen

der politischen Welt ein und dient so zur Vervollständigung der ethnographischen Skizze, an die sich noch eine kurze Betrachtung über die Rolle, welche das deutsche Element auf spanischem Boden gespielt hat, anschließt.

Das Werk dürfte das Interesse des Lesers um so mehr zu fesseln im Stande sein, als es mit der Reichhaltigkeit des Stoffs die Vorzüge eines eleganten fließenden Stils, einer lebendigen anschaulichen Schilderung und unbefangenen vorurtheilsfreien Würdigung der Licht- und Schattenseiten des spanischen Culturlebens vereinigt.

3. Bachem's Romansammlung. Vierter Band: Ein stolzes Herz, Roman von Cuno Bach. Der Wüstenräuber. Erlebnisse einer Afrika-Expedition durch die Sahara von Karl May. Köln, Bachem. 1885. 8. 2 M.

Der Roman „Ein stolzes Herz" spielt in England und behandelt das nicht gerade originelle Thema der Liebe eines bürgerlichen jungen Mannes zu einer Aristokratin, die den Vorurtheilen ihres Standes selbst das Glück ihres Lebens opfert und den Heirathsantrag eines von ihr geliebten ehrenwerthen und reichen Verehrers, der das Unglück hat, aus einer Kaufmannsfamilie zu stammen, mit Geringschätzung zurückweist. Die traurigen finanziellen Verhältnisse ihrer Familie zwingen die stolze Lady, einen begüterten Lord, dessen heiße Liebe zu ihr durch den ihm in frühern Zeiten ertheilten Korb keine allzu große Einbuße erlitten hat, um seine Unterstützung anzugehen. Diese wird ihr auch bereitwilligst zugesichert. Nun hält sie es für angezeigt, dem großmüthigen Retter ihr Herz und ihre Hand anzutragen. Zwar lehnt der mistrauische Lord, welcher den wahren Grund ihrer Opferwilligkeit ahnt und an der Aufrichtigkeit ihrer Liebesbetheuerungen zweifelt, ihr Anerbieten anfänglich mit Entschiedenheit ab; doch bald erliegt sein liebebedürftiges, leichtgläubiges Herz dem unwiderstehlichen Zauber ihrer Schönheit und mit Entzücken begrüßt er sie als seine Braut. Aber die Illusionen des glücklichen Bräutigams sind von kurzer Dauer. Bei einem Unglücksfall, welcher den von seiner Braut im stillen geliebten Kaufmannssohn an den Rand des Grabes bringt, lodert die mühsam unterdrückte Liebesglut wieder auf, und in der Bitterkeit des ersten Schmerzes verräth sie in unzweideutigen Ausdrücken dem überraschten und bestürzten Bräutigam das so lange sorgsam gehütete Geheimniß ihrer Liebe. Mit schwerem Herzen entsagt der sentimentale Lord seinen gerechten Ansprüchen und räumt das Feld ohne Kampf seinem Nebenbuhler, dem auch nach seiner glücklichen Genesung die Hand des geliebten Mädchens als Belohnung für die überstandenen psychologischen Folterqualen zutheil wird.

Diese Haupthandlung ist von einer Fülle kleinerer Episoden umrahmt, die zwar eine ansprechende Frische und Lebhaftigkeit athmen, jedoch bezüglich ihres Zusammenhangs mit dem Grundgedanken sich nicht immer gehörig legitimiren können und daher nur geeignet sind, unser Interesse zu zersplittern. Auch führt der Reichthum der auftretenden Personen zu einer Flüchtigkeit der Charakteristik, welcher es im allgemeinen an Vertiefung mangelt, wennschon einige Gestalten, wie die Erbtante, mit drastischen Zügen gezeichnet sind. Ebenso erscheint uns die an Schwäche grenzende Gutmüthigkeit des Lords als ein zu wohlfeiles und wenig künstlerisches Auskunftsmittel für die friedliche Lösung der ernsten Verwickelungen und die Vermeidung des drohenden Conflicts.

Ueber diese Mängel der Composition, welche so fühlbar hervortreten, daß sie den geistigen Gesammteindruck beeinträchtigen müssen, vermögen auch die Vorzüge des Werks, zu denen wir besonders den eleganten fließenden Stil, die lebendige Darstellungsweise, die Vornehmheit des Geschmacks und das warme Colorit der Handlung rechnen, nicht hinwegzutäuschen.

Die zweite Erzählung: „Der Wüstenräuber", welche Afrika zum Schauplatz hat, schildert uns die Erlebnisse eines Deutschen, der mit zwei Begleitern zur Aufsuchung seines Freundes und zur Befreiung eines von den Banditen der Steppe geraubten französischen Kaufmannssohns einen kühnen Zug durch die Wüste Sahara unternimmt. Diese dürftige Haupthandlung erstickt förmlich unter einer erdrückenden Fülle naturwissenschaftlicher und ethnographischer Skizzen. Eingehende Betrachtungen über Sitten, Sprache und Gebräuche der Wüstensöhne wechseln mit detaillirten Schilderungen aller Reize, Eigenthümlichkeiten und Schrecken der Wüste; kurz eine bunte Mosaik von belehrenden Notizen begleitet den verwegenen Wüstenzug der unerschrockenen Miniaturkaravane. Dieser vorwiegend didaktische Charakter des Werks hebt die rein ästhetische Wirkung auf, und wir verhehlen uns keinen Augenblick, daß wir hier keine freie Schöpfung der Phantasie, sondern einen wissenschaftlichen Reisebericht mit romanhaften Zuthaten vor uns haben, der allerdings infolge der Schönheit der Sprache, der Anschaulichkeit der Darstellung und des anerkennenswerthen Erzählertalents, das der Verfasser besitzt, eine theilnahmvolle Spannung wachzurufen im Stande ist.

4. Die Tochter des Bürgermeisters. Eine Erzählung aus der bremischen Vergangenheit von Emilie Tegtmeyer. Bremen, Schünemann. 1885. 8. 2 M. 50 Pf.

Die vorliegende Erzählung spielt in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege, als die Schweden den Versuch machten, die Freie Stadt Bremen zur Anerkennung ihrer Oberherrschaft zu zwingen. Die Heldin, die Tochter des Bürgermeisters von Bremen, eine stolze unsympathische Erscheinung, liebt mit schwärmerischer Treue einen Feind ihrer Vaterstadt, einen schwedischen Grafen, den sie in früherer Zeit kennen gelernt hatte. Wir hören von dieser Zuneigung, ohne uns sonderlich für sie erwärmen zu können, da wir ihre Entstehung nicht miterleben und sie überhaupt anfänglich nur in den Reden der Heldin ein mystisches Dasein fristet. Der geheime Briefwechsel, den die Heldin mit ihrem Geliebten führt, gibt zu ernsten Verwickelungen Anlaß, versetzt den Bürgermeister selbst in ein schiefes Licht und nöthigt ihn, seine Familie aus der Stadt zu entfernen. Trotz gefährlicher Conflicte mit der aufgeregten

Bevölkerung, welche auf Anstiften der Gegner des Bürgermeisters diese Flucht zu vereiteln trachtet, gelingt es der Heldin, mit ihrer Mutter die Stadt zu verlassen. Doch begeben sich die Flüchtigen nicht an das ihnen zugewiesene, von Feinden noch nicht behelligte Asyl, sondern sie nehmen vertrauensvoll ihre Zuflucht zu dem Liebhaber der Heldin, dem schwedischen Grafen. Wir machen nun in einigen unerquicklichen Scenen die nähere Bekanntschaft dieses Aristokraten und wundern uns über die unbegreifliche Kurzsichtigkeit und Verblendung der Heldin, welche im unerschütterlichen Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit der Absichten des Grafen bereits im Vorgefühl künftigen Glücks schwelgt, während doch das ganze Auftreten des vermeintlichen Freiers wohl dazu geeignet wäre, selbst die hoffnungsvolle Seele eines leichtgläubigen Optimisten mit bangen Zweifeln zu erfüllen. Bald tritt denn auch die unvermeidliche Katastrophe ein. Als die Friedensglocken das Land durchtönen und die Verhältnisse eine endgültige Entschließung des Grafen gebieterisch fordern, entpuppt sich dieser Ehrenmann als ein Apostel der freien Liebe. Da seine unsittlichen Anträge von der Tochter des Bürgermeisters mit Entrüstung zurückgewiesen werden, hält er es für rathsam, weitern Auseinandersetzungen durch schleunige Abreise aus dem Wege zu gehen. Die Heldin vermag diese bittere Enttäuschung nicht zu verwinden; ihr stolzes Herz ist gebrochen, ihre Lebenslust ist dahin, und mit sicherer Hand stößt sie sich selbst den mörderischen Stahl in die Brust.

Wenn diese Haupthandlung nicht im Stande ist, uns eine lebhafte Theilnahme abzunöthigen, so liegt dies, abgesehen von der Trivialität des Grundgedankens, hauptsächlich daran, daß die Heldin durch die abstoßende Schroffheit ihres Charakters, insbesondere durch ihr herrisches, liebloses Betragen gegen ihren verschmähten unglücklichen Verehrer und ihre Angehörigen von vornherein unsere Sympathien verscherzt. Die Charakteristik bildet überhaupt die schwächste Seite dieser Erzählung. Am besten gezeichnet ist noch der Vater der Heldin, der energische Bürgermeister von Bremen, welcher in der ersten Hälfte der Geschichte die Handlung ausschließlich beherrscht und den Mittelpunkt zahlreicher Episoden bildet, die um seine amtliche Thätigkeit und sein Familienleben ein buntes Gewirr von leidenschaftlich erregten und friedlichen Scenen, von wechselnden Stimmungsbildern des städtischen Lebens und Treibens jener denkwürdigen Tage schlingt.

Dem ganzen Werke fehlt die künstlerische Geschlossenheit der Form. Die Zersplitterung der Handlung, die ermüdende Weitschweifigkeit der Anlage und Ausführung und die realistische Darstellungsweise lassen eine erwärmende Spannung nicht aufkommen und beeinträchtigen im hohen Grade die Wirkung der hier und da eingestreuten sensationellen Motive.

Ernst von Witten.

Neuere philosophische Literatur.

1. Eduard von Hartmann's ausgewählte Werke. Wohlfeile Ausgabe. Heft 1: Kritische Grundlegung des transscendentalen Realismus. Eine Sichtung und Fortbildung der erkenntnißtheoretischen Principien Kant's. Von Eduard von Hartmann. Dritte neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, C. Duncker. 1885. Gr. 8. 1 M.

Sollte die allgemeine Streitfrage der Philosophie in der Gegenwart wirklich, wie es vielleicht von gewisser Seite scheinen könnte, sich in eine Parteinahme für oder gegen Eduard von Hartmann zuspitzen? Hartmann ist allerdings wol der in den weitesten Kreisen bekannte und überall mit einem gewissen Schimmer des Ruhms umgebene Philosoph Deutschlands. Die anfänglich herrschend gewordene Bewunderung seiner Genialität hat neuerlich zum Theil einem mehr kühlen und selbst abweisenden Verhalten Platz gemacht. Die literarische Productivität Hartmann's ist eine wie es scheint noch im Steigen begriffene, und es dürfte nur fraglich sein, ob sich dieselbe auch mit einem Fortschritt in dem innern Denken und der ganzen Lebensauffassung des Philosophen decke. Hartmann hat volle Muße, sich der schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen, da er nicht wie manche andere durch eine öffentliche Anstellung hieran behindert wird. Er hat neuerlich mehrfach und auch hier wieder gegen die ganze Klasse der officiellen oder zünftigen Philosophieprofessoren Stellung genommen, und der Unterzeichnete, welcher selbst dieser — eigenthümlich gearteten Menschenklasse angehört, ist ihm insofern dankbar für die Gelegenheit, auch hierüber einmal ein Wort mit ihm wechseln zu können. Es hat fast zu allen Zeiten in Deutschland sowol an den Universitäten wie außerhalb derselben Philosophie und innerlich berufene oder auch unberufene Vertreter derselben gegeben. Ein öffentlich angestellter Professor der Philosophie braucht darum noch nicht ein wirklicher und eigentlicher Philosoph zu sein, sondern seine Stellung und Aufgabe ist zunächst nur die, den historisch festgestellten Gedankeninhalt der Philosophie weiterhin zu überliefern, auszubilden oder zu pflegen. Die meisten von uns mögen im Sinne Hartmann's Handwerker sein, aber das Handwerk gehört auch mit zur Wissenschaft, zur Kunst und zu allem Höhern im Leben und bildet durch seine strenge banausische Technik ein nothwendiges und heilsames Schwergewicht an dem Fluge aller innerlich freien und entfesselten genialen Phantasie. Wir erkennen sehr bereitwillig die Misstände und das Unvollkommene aller gewöhnlichen geistlos mechanischen oder handwerksmäßigen Betreibung der Philosophie auf den

Universitäten und sonst in der Wissenschaft an, ebenso wie auch der Werth und die Wichtigkeit einer echten und gesunden unzünftigen oder nicht streng gelehrten und wissenschaftlichen Populärphilosophie nicht wird bestritten werden können. Es hat alles dieses zugleich einen bestimmten Werth und gehört nothwendig mit zu dem Ganzen der Auffassung und des Betriebes der Philosophie im Leben der Nation. Sollte aber E. von Hartmann etwa sich als den Vertreter einer solchen echten und gesunden unzünftigen oder einfach vernunftmäßigen Populärphilosophie ansehen? Das was er seine speculative Metaphysik oder auch Erkenntnißtheorie nennt, kann sich mit jedem erkünstelten Aufbau schematischer Kategorien in der Zeit der alten wie der neuern Scholastik messen. Die frühere Populärphilosophie hat durch ihre Klarheit und Verständlichkeit oft anregend, befreiend und befördernd auf die akademische Schule oder Katheder-philosophie gewirkt. Uns scheint doch überhaupt das erste Erforderniß aller Philosophie zu sein, daß man sie wirklich versteht und ohne Schwierigkeit auf alle Fragen der Welt und des Lebens anwenden kann. Was aber z. B. mit der Formel eines transscendentalen Realismus für unser ganzes wirkliches Erkennen der Welt gewonnen ist — hier fehlt uns der Oedipus, der uns dieses Räthsel zu lösen vermöchte. Kein Schulphilosoph kann sich in Begriffsoperationen ergehen, welche mehr aller durchsichtigen Beziehung auf das wirklich zu Erkennende entbehren, als dieses von Hartmann geschieht. Man kann auf sein ganzes Denken einfach nur die zuerst von F. A. Lange aufgebrachte Bezeichnung der Begriffsdichtung in Anwendung bringen. Bei Hegel und andern aber bewegte sich alles dieses Denken in reinen Begriffen doch nach einem bestimmten geordneten Rhythmus und hatte in seiner strengen methodischen Form wenigstens mittelbar oder durchschimmernd auf die ganze eigentliche Ordnung des Realen Bezug. Hartmann aber ist weder Schulphilosoph wie Hegel noch auch Populärphilosoph wie etwa Mendelssohn, sondern sein ganzes Denken ist eine Zukunftsmusik in Begriffen über irgendein unfaßbares Land des Erkennens. Es sind das zuletzt alles Versprechungen, denen kein wahrer oder realer Inhalt entspricht. Philosophie ist doch überhaupt nicht nur für sich selbst da, sondern es soll zuletzt immer etwas Bestimmtes und Reales durch sie erkannt werden. Die Kritik Hartmann's über die Erkenntnißlehre Kant's mag zum Theil berechtigt sein, aber es wird hierbei doch immer nur die eine allgemeine Schablone oder Begriffsformel an die Stelle der andern gesetzt. Das bloße Denken in solchen abstracten Begriffen wie Ding, Erscheinung u. s. w. ist noch keine Philosophie oder kann wenigstens jetzt nicht mehr als der wahre Ausdruck und die echte Form derselben angesehen werden. Es wird zuletzt bei allem Erkennen doch dabei bleiben, daß die Dinge im wesentlichen so sind wie sie uns erscheinen, was bei Hartmann der Standpunkt des reinen Realismus oder auch des gesunden Menschenverstandes heißt. Wir stehen nicht an, uns selbst zu diesem so unendlich niedrigen Standpunkt zu bekennen, und beneiden Hartmann und seine Genossen nicht um die Illusion eines Wissens, welches aus einem bloßen Kartenhaus künstlich erfonnener und jedes faßbaren Inhalts entbehrender Begriffe besteht.

2. Kant's Theorie der Erfahrung von Hermann Cohen. Zweite neu bearbeitete Auflage. Berlin, Dümmler. 1885.

Wir haben es hier mit einem Werke der Kant-Literatur im strengen und wissenschaftlich technischen Sinne des Wortes zu thun. Wir, die Epigonen Kant's, stehen zu ihm und seiner Arbeit doch immer bereits in einem andern Verhältniß, als es dasjenige der eigenen Zeit des Erscheinens oder Entstehens derselben war. Es ist jetzt gleichsam die zweite historische Epoche oder Welle der ganzen Literatur über Kant, in deren Strome wir uns befinden. Man glaubte eine Zeit lang, mit Kant fertig zu sein oder zu wissen was er eigentlich war, während jetzt alles dieses wieder in Zweifel oder in Frage gestellt zu sein scheint. Es treten auch in der Philosophie zuweilen Reactionen früherer und anscheinend überwundener Standpunkte oder Epochen des Lebens ein. Die ganze Erkenntnißfrage, wie sie zur Zeit Kant's die Philosophie beschäftigte, ist jetzt von neuem hervorgetreten und lebendig geworden. Wir können auch in allem diesem zuletzt nur eine Durchgangsstufe zu einem neuen, wirklichen, fruchtbringenden und inhaltreichen Erkenntnißstreben der Welt und ihrer Erscheinungen erblicken. Die Erkenntniß der Welt oder des Wirklichen nach der ihm selbst immanenten Ordnung ist doch am Ende aller Dinge der Zweck und die wahre Aufgabe der Philosophie, während alle bloße Erkenntnißtheorie hierfür nur Einleitung und Vorbereitung sein kann. Die Schrift von Cohen ist immerhin eine gründliche, vielseitige und zugleich in mancher Beziehung eigenartige Darlegung und Würdigung der Stellung Kant's zu der Erkenntnißfrage seiner Zeit. Namentlich sucht der Verfasser die bestimmenden Veranlassungen und Motive dieser Stellung aus ihren frühern historischen Voraussetzungen zu erklären und abzuleiten, wenn auch dieser Punkt vielleicht kaum ganz erschöpfend und ausreichend erledigt sein möchte. Es handelt sich weniger darum, Kant zu beurtheilen, als ihn in seiner ganzen Bedeutung eines entscheidenden Wendepunktes in der allgemeinen Geschichte der neuern Philosophie zu begreifen. Auch die etwaigen Irrthümer und Mängel Kant's gehörten doch mit zu dem Wesen und Charakter dieser von ihm eingenommenen Stellung hinzu. Kant hatte mit manchen Fragen und Vorurtheilen zu ringen, die damals in der Zeit lagen und die jetzt für uns eigentlich als abgethan und überwunden angesehen werden müssen. Es gibt auch jetzt noch eine Menge unberufener Tadler und Kritiker Kant's ebenso wie zu seiner Zeit selbst, die sich nicht in den Kern und Mittelpunkt seiner ganzen Lehre und seiner Stellung zur damaligen Philosophie hineinversetzen können. Das Entscheidende bei Kant liegt überall in den von seiner Lehre ausgegangenen Wirkungen für die

spätere Philosophie, die Wissenschaft und das ganze sonstige Leben der Nation. Kant gehört zu unsern hervorragendsten geistigen Heroen, deren Werth aber nicht mit der krämerhaften Elle eines engherzigen und kleinlich beschränkten Standpunktes aus gemessen werden kann. Die äußere Architektur oder der Leib seines Systems mag im einzelnen jetzt für uns morsch oder hinfällig geworden sein, aber der Kern desselben ist trotzdem aufgegangen in der Geschichte und hat, wie es scheint, auch jetzt noch nicht alle an sich in ihm liegenden Folgerungen und Consequenzen erschöpft. Der Verfasser gehört im ganzen mehr zu denen, welche zu Kant und seinem System eine anerkennende und der eingehenden Würdigung desselben zustrebende Stellung einnehmen, wenn auch im Kreise der speciellen Kant-Forscher über das Berechtigte und unbedingt Genügende seiner Auffassungen vielleicht gezweifelt oder gestritten werden mag.

3. Die Vollendung des Sokrates. Immanuel Kant's Grundlegung zur Reform der Sittenlehre. Dargestellt von Heinrich Romundt. Berlin, Nicolai. 1885. Gr. 8. 5 M.

Heinrich Romundt ist einer der begeistertsten Anhänger Kant's, und er hat seiner Verehrung des Philosophen namentlich schon in der frühern Schrift: „Antäus. Neuer Aufbau der Lehre Kant's über Seele, Freiheit und Gott" (Leipzig, Veit u. Comp.) Ausdruck gegeben. Mit vielen andern glaubt er auch den Weg zu einer echten Weiterentwickelung und Fortbildung der Kant'schen Lehre gefunden zu haben. Die Zahl dieser unvollkommenen oder irgendwie zu größerer Höhe und eigener Selbständigkeit emporstrebenden Kantianer ist leider auch jetzt noch Legion. Es würde schlechthin unmöglich sein, eine umfassende Galerie aller derartigen sich direct an Kant anschließenden oder um ihn gruppirenden Richtungen und Bestrebungen der Philosophie aufzustellen. Es hat jetzt fast den Anschein, als ob außer Kant und seiner Lehre beinahe weiter gar nichts dagewesen wäre. Jedenfalls ist der Posaunenton aller dieser vorgeblichen Fortschritte über Kant hinaus in der Regel größer als der wirkliche Wohllaut der darin enthaltenen Musik.

In der vorliegenden Schrift handelt es sich um eine neue Grundlegung oder Fortbildung der praktischen Philosophie Kant's: hier schließt sich nach dem Verfasser die Lehre Kant's als eine Vollendung und höhere historische Ergänzung an den antiken Standpunkt des Sokrates an. Sokrates ist allerdings überall eine natürliche und naheliegende Analogie mit der ganzen Stellung Kant's in der Geschichte der neuern Philosophie. Er bildet durchaus einen ganz ähnlichen charakteristischen und entscheidenden Wendepunkt in der Philosophie seiner Zeit wie Kant unter uns. Alle spätere Philosophie des Alterthums ging ebenso aus der Wurzel der Lehre des Sokrates hervor, wie in gleicher Weise unter uns Kant der Stammvater aller weitern auf ihn folgenden Philosophie geworden ist. Namentlich aber wird auch von Kant ebenso wie von Sokrates ein rein innerliches oder von aller äußern Autorität und Observanz unabhängiges Sittenprincip aufgestellt.

Wir können nichtsdestoweniger die ganze Art, wie das Verhältniß von Sokrates und Kant hier dargestellt wird, nicht als eine unbedingt glückliche und vollkommen ausreichende anerkennen. Es hätte dieses Verhältniß unserer Ansicht nach von einem freiern, umfassendern allgemein historischen Gesichtspunkt und unter Vermeidung einseitiger schrullenhafter Auffassungen dargelegt werden sollen. Nicht weniger und noch entschiedener ablehnend aber möchten wir uns gegen das Formelle in dem ganzen Ton des Verfassers verhalten, welcher vielfach die erste und wahre wissenschaftliche Noblesse sowol in der Behandlung von stofflichen Fragen als auch von Personen vermissen läßt. Johannes Scherr kann wol hierin nicht als salonfähig angesehen werden, und wir möchten im Namen des guten Geschmacks doch gegen die Einführung eines solchen ausgearteten Substantivismus in die Philosophie Einspruch erheben.

Konrad Hermann.

Geschichte und Biographie.

1. Deutsches Leben und deutsche Zustände von der Hohenstaufenzeit bis ins Reformationszeitalter dargestellt von Karl Fischer. Gotha, F. A. Perthes. 1884. Gr. 8. 6 M.
2. Aus König Friedrich Wilhelm's IV. gesunden und kranken Tagen. Von Alfred von Reumont. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 10 M.
3. Fürst Bismarck. Siebzig Jahre, 1815—1885. Ein Lebensbild für das deutsche Volk von H. Wiermann. Mit Porträt Bismarck's. Leipzig, Renger. 1885. 8. 3 M.
4. Generalfeldmarschall Graf von Moltke. Ein Lebensbild für das deutsche Volk von H. Wiermann. Mit Porträt. Leipzig, Renger. 1885. 8. 2 M.

Karl Fischer, der Verfasser der Schrift „Deutsches Leben und deutsche Zustände von der Hohenstaufenzeit bis ins Reformationszeitalter" (Nr. 1), hat sich die Aufgabe gestellt, an der Hand der geschichtlichen Thatsachen nachzuweisen, daß die Reformation nicht eine ohne alle Prämissen in die Welt hereingeschneite himmlische Wundererscheinung, sondern der letzte Act einer dreihundertjährigen Riesenarbeit des deutschen Volks ist, einer Arbeit, welche, in der Hohenstaufenzeit begonnen, über alle Gebiete deutschen Lebens, des wirthschaftlichen und socialen, des kirchlichen und politischen, des sittlichen und geistigen, sich verbreitet hat. Als den geistigen Kern dieser Bewegung bezeichnet er das Streben nach Geltendmachung des Individuums und der Nationalität in Kirche, Staat und Gesellschaft, und zwar auf dem Grunde der irdischen, der

natürlichen menschlichen Verhältnisse, und führt aus, daß, nachdem der frühere Katholicismus zu crassem Materialismus und heillosem Dualismus geführt hatte, neue sittliche Ordnungen gegründet werden mußten, die keine andere Grundlage haben konnten als die auf dem Glauben an den Heiland und die Gnade Gottes beruhende Selbstgewißheit des Christen und seine durch die christliche Freiheit und durch das religiöse Gewissen bedingte sittliche Selbstverantwortung. Die Paulinische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben ist somit die prägnante Zusammenfassung dieser Weltanschauung, deren Anhänger, da sie die alte Kirche nicht ganz für sich gewinnen konnten, sich nothwendig von ihr losreißen mußten. Eine kirchliche Reform war in Deutschland nicht möglich, wenn dieser Schritt nicht gewagt wurde. Die hervorragenden Männer auf den großen Concilien in Konstanz und in Basel erkannten recht wohl, daß der Primat des Papstes die Wurzel alles Uebels sei; sie vermochten aber nicht den Concilien eine über den Päpsten stehende Autorität zu verschaffen, da zu viele unkirchliche Interessen sich an diese Frage knüpften und die deutschen Kurfürsten 1438 die Neutralität des Reichs zwischen Papst und Kirche erklärten. Fast auf allen Reichstagen des 15. Jahrhunderts wurden die lautesten und heftigsten Klagen vernommen über die Ausbeutung des deutschen Volks seitens der Curie, über die zunehmende Verarmung desselben und die Bereicherung der Bettelmönche, über die allgemeine Rechtlosigkeit, Gewaltthätigkeit und den menterischen Sinn der untern Klassen. Die Antwort der Curie war 1517 die Forderung eines Zehnten von allen Kirchengütern der Christenheit, angeblich für den Türkenkrieg, und die Aussendung der Ablaßcommissionen. Die Bittschrift des Bischofs und Klerus von Lüttich sprach sich 1518 auf dem Reichstag zu Augsburg sehr scharf gegen das päpstliche Ausbeutungssystem aus. Die religiöse Reform traf hier mit den Beschwerden der Stände und den Klagen des gemeinen Mannes zusammen, und jenen ging eine Ahnung auf, daß in Luther's Kampf gegen den Ablaß ein neuer Hebel gegen die römische Ausbeutung gefunden sei.

Bei der Vielheit der Reichsstände, bei der Verschiedenheit ihrer Interessen, bei dem antinationalen Streben der kaiserlichen Politik war es unmöglich, daß eine kirchliche Reform von den Reichstagen ausging. Es sah mit der politischen Reform nicht besser aus. Der Verfasser bespricht die Reformprojecte, welche zu Anfang des 15. Jahrhunderts auftauchten. Kaiser Sigismund schlug die Eintheilung des Reichs in vier Kreise vor, an deren Spitze je ein königlicher Obmann stehen sollte, der zur Aufrechthaltung des Landfriedens auch die andern Kreise heranziehen konnte. Ein anderer Antrag betonte neben der Kreiseintheilung die Einführung einer allgemeinen deutschen Gerichtsverfassung nebst Instanzenzug. Ein dritter, höchst einfacher Vorschlag, der den Reichsfinanzen aufhelfen und die Macht des Klerus vermindern sollte, verlangte die Einziehung sämmtlicher Güter des Klerus, der vom Staat besoldet werden und die Befugniß zu heirathen erhalten sollte. Kaiser Albrecht II. endlich beantragte gleichfalls die Eintheilung des Reichs in vier Kreise zur Aufrechthaltung des Landfriedens, er wollte an die Spitze jedes Kreises einen Kreisobersten mit einer bestimmten kaiserlichen Macht gestellt wissen. Alle diese Vorschläge scheiterten, die einen, weil man darin eine Stärkung der königlichen Macht erblickte, die andern, weil dadurch die particularistische Willkür beschränkt wurde, der dritte, weil der gesammte Klerus und die Curie sich ihm entgegenstellte. Als zu Ende des 15. Jahrhunderts die Reformversuche aufs neue hervortraten, wurden nur mäßige Erfolge erzielt. Die habsburgischen Kaiser handelten nur in habsburgischem, nicht in deutschem Interesse, und die Reichsstände wollten durchaus nicht begreifen, daß eine Ordnung im Reich nur dann hergestellt werden könne, wenn die Befugnisse des Kaisers hinsichtlich der Executive erweitert und verstärkt würden. Die Reformpartei, an deren Spitze der Erzbischof Berthold von Mainz stand, verlangte auf dem Reichstag zu Worms (1495) vom Kaiser Maximilian I. ein unabhängiges höchstes Reichsgericht, eine allgemeine Reichssteuer zur Unterhaltung eines schlagfertigen Reichsheeres, eine jährlich zusammentretende, controlirende Reichsversammlung, nebst einem stellvertretenden Ausschuß, der als ständiger Reichsrath alle wichtigen Regierungsrechte erhalten sollte. Aber Maximilian ließ sich so wenig wie sein Vater Friedrich III. eine Beschränkung der königlichen Macht und die Einführung bundesstaatlicher Formen gefallen, und brachte es durch Appellation an die Bestrebungen des Particularismus leicht dahin, daß Landfriede, Reichskammergericht, Kreiseintheilung, Bestimmungen über Reichscontingent und Reichssteuern, aber nicht die Reichsversammlung und der Reichsrath beschlossen wurden. Diesem schwerfälligen Körper des Deutschen Reichs war auf dem Wege der friedlichen Reform nicht zu helfen. Nach mehr als drei Jahrhunderten wurde eine sehr schlecht verbesserte Auflage des alten Werks hergestellt. Erst die Tage von Königgrätz und von Sedan haben hierin Wandel geschafft, und auch dieser Wandel verdient in manchen wesentlichen Beziehungen eine neue Correctur.

Der Verfasser, welcher die kirchlichen, staatlichen, wirthschaftlichen, socialen, wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Verhältnisse in den Kreis seiner Untersuchungen hereinzieht und den reichen Stoff in klarer Darstellung zu behandeln versteht, spricht im ersten Buch oder Abschnitt von den Grundlagen des Volkslebens und deren Umgestaltung bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts, im zweiten von den weitern Um- und Neugestaltungen, Reformbewegungen und Oppositionen bis ins 16. Jahrhundert, im dritten von den Entscheidungen und nächsten Nachwirkungen im 16. Jahrhundert.

In dem Werk „Aus König Friedrich Wilhelm's IV. gesunden und kranken Tagen" entwirft Alfred von Renmont (Nr. 2) ein sehr warmes, lebendiges Bild von dem Monarchen. Seine durchaus edle und vornehme Natur,

seine Empfänglichkeit für die Dichtkunst, für die bildenden Künste, für wissenschaftliche Bestrebungen kommen hier zu ihrem vollen Recht. Er ist dem Verfasser ein gerechter Fürst, dem seine Devise Suum cuique mehr als eine bloße Phrase ist, der, wie er an seinem historischen Recht festhält, so auch andern gegenüber Rechts- und Pflichtgefühl zeigt; er ist ihm ein christlicher Fürst, der mit seinem Haus dem Herrn dienen wollte, der, als Herrscher über ein Volk gemischter Bekenntnisse, über den Unterschieden der Confessionen stand, wo es sich um den gemeinsamen christlichen Grund handelte; er ist ihm ein deutscher Fürst, und zwar in einem so hohen Grade, daß keiner der Mitlebenden, keiner seiner Vorgänger aus dem erlauchten Zollernstamm in dieser Eigenschaft über ihm gestanden, und zugleich ein preußischer Fürst, der Preußens Beruf in der unlösbaren, durch keine Confessionsunterschiede geschwächten Verbindung von Kirche, Schule und Heer erkennt und Preußens Macht in dem aus schweren Krisen siegreich hervorgegangenen sittlichen Bewußtsein, das Heer und Verwaltung erfüllt, findet. Bei solchen Vorzügen des Monarchen glaubt der Verfasser sagen zu können, daß derselbe die innerhalb der Grenzen des Möglichen und Ausführbaren sich haltenden Erwartungen nicht getäuscht habe, welche seine Jugend und der Antritt der Herrschaft weckte, so sehr auch die Gegenströmungen der Zeit während der größern Hälfte seiner Regierung und die Folgen der Stürme seine Wirksamkeit beeinträchtigen mochten.

Großen Nachdruck legt der Verfasser auf die Stellung des Königs zur katholischen Kirche, welche bei dessen Regierungsantritt in einem heftigen Streit mit dem preußischen Staat sich befand. Die Regierung desselben hatte 1825 die in den östlichen Provinzen des Königreichs bestehende Verordnung, wonach bei gemischten Ehen die confessionelle Erziehung der Kinder von dem Willen des Vaters abhängen sollte, auch auf Westfalen und die Rheinprovinz ausgedehnt und 1834 mit den rheinischen und westfälischen Bischöfen eine Uebereinkunft hierüber abgeschlossen. Der Erzbischof von Köln, Droste von Vischering, verbot, auf ein päpstliches Breve sich stützend, die Einsegnung einer solchen Ehe, wenn nicht vorher das Versprechen der katholischen Kindererziehung abgelegt werde, obgleich er vor seiner Erwählung jene Uebereinkunft anerkannt hatte. Da er sich der Regierung nicht fügen wollte, dem Staat überhaupt alles Recht, in kirchlichen Dingen mitzureden, absprach und zuletzt noch Klerus und Volk zu fanatisiren suchte, wurde er am 20. November 1837 verhaftet und nach der Festung Minden abgeführt, und aus dem gleichen Grunde wurde der Erzbischof von Posen und Gnesen, Martin von Dunin, am 6. October 1839 nach Kolberg gebracht. Die Hauptschuld an diesen kirchlichen Conflicten schreibt der Verfasser dem preußischen Gesandten in Rom, Bunsen, zu, den er als einen Mann schildert, bei dem die hohe Meinung von sich selbst, von seinen Fähigkeiten und Verdiensten und von der ihm gebührenden Stellung sich so entschieden und selbstbewußt wie kaum bei einem andern ausgesprochen habe, und der zu einem praktischen Staatsmann nicht geeignet war, weil er nicht mit gegebenen Verhältnissen zu rechnen wußte und die Grenzen zwischen Gedanken und Wirklichkeit nicht gehörig unterschied, was mit den Illusionen zusammenhing, die er sich über seine eigene Fähigkeit gemacht habe. Bunsen, welcher wegen seiner liturgischen Bestrebungen vom König Friedrich Wilhelm III. geschätzt und dem Kronprinzen bei dessen Aufenthalt in Rom näher bekannt geworden, verabredete mit dem kölner Erzbischof, Grafen Spiegel, die oben angeführte Convention von 1834 und soll die Verhaftung und Entfernung des Erzbischofs Droste von Vischering angerathen haben. So trage Bunsen die Hauptschuld an dem Conflict, nicht die Jesuiten. Aber freilich, wo in unsern Tagen das katholische Bewußtsein sich ermanne, sein Recht fordere oder dem Unrecht widerstehe, auch wo es sich keineswegs um confessionelle Differenzen handle, gleich seien es die Jesuiten, von denen es ausgehe; in der Rheinprovinz habe es gar keine Jesuiten gegeben, und sie seien auch nicht nöthig gewesen, um manche Maßregeln widerwärtig erscheinen zu lassen. Den Bunsen'schen Anschauungen gegenüber bezeichnet der Verfasser den König Friedrich Wilhelm IV. als einen Mann, der in kirchlichen Dingen eine großartige Anschauung gehabt habe. Diese habe ihm gesagt, daß es sich in der Frage der gemischten Ehen um eine Angelegenheit handle, in welcher das kirchliche Gesetz maßgebend sein müsse, welches den nicht verpflichtete, der ihm Anerkennung versagte, aber seinerseits weltlichen Gesetzen nicht unterliegen konnte, während nur offenbare Verkennung der Sachlage zu der Behauptung geführt habe, daß es den confessionellen Frieden störte.

Um seine „großartigen Anschauungen" zu verwirklichen, beauftragte Friedrich Wilhelm IV. wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung den Grafen Friedrich Wilhelm von Brühl mit einer Mission nach Rom. Dies war der Enkel jenes sächsisch-polnischen Premierministers, von welchem Friedrich der Große schrieb: „Von Charakter ist Graf Brühl feige und geschmeidig, schurkisch und verschmitzt; er hat weder Geist noch Gedächtniß genug, um seine Lücken zu verstecken; er ist doppelzüngig, falsch, Verräther." Graf Brühl war katholisch, und der Verfasser, welcher dieser Mission beigegeben war, ist es auch. Diese zwei Männer brachten nach langen Unterhandlungen die Uebereinkunft vom 24. September zu Stande, worin dem Erzbischof Droste in der Person des Bischofs Geissel von Speier ein Coadjutor mit dem Recht künftiger Nachfolge zur Seite gestellt, der vom König den Bischöfen bereits bewilligte freie Verkehr in kirchlichen Sachen mit dem Heiligen Stuhl einfach constatirt, die Behandlung der gemischten Ehen der geistlichen Obrigkeit anheimgegeben und die Behandlung der Frage der von der Curie verworfenen Hermes'schen Lehre den Bischöfen überlassen wurde. Dazu kamen die dem neuen Erzbischof Geissel gemachten Zugeständnisse, wonach die Universitätslehrer der katholischen Theologie nur mit

seiner vorgängigen Zustimmung ernannt werden durften, von ihm die Ermächtigung zum Lehramt erhalten und seiner Beaufsichtigung unterstellt bleiben sollten, und ihm die freie Verfügung über sein Priesterseminar verblieb. Hierüber sagt der Verfasser, daß, wenn die Regierung durch diese Zugeständnisse das preußische Staatskirchenrecht verletzt habe, daraus nichts anderes erhelle, als daß dasselbe die Verfügung über Materien beanspruche, welche der katholischen geistlichen Behörde zustanden. Endlich wurde durch eine Entschließung des Königs im Cultusministerium die Behandlung der katholisch-kirchlichen Angelegenheiten einer lediglich aus katholischen Mitgliedern bestehenden Section anvertraut. Diese „katholische Abtheilung", welche, was der Verfasser nicht sagt, mit der Wahrung der staatlichen Hoheitsrechte gegenüber den Kirchenbehörden betraut war, machte sich bekanntlich bald zur Vertreterin der kirchlichen Interessen gegenüber der Staatsregierung und wurde deshalb, nachdem sie Unheil genug angestiftet hatte, am 8. Juli 1871 aufgehoben.

Diese „großartigen Anschauungen" des Königs haben seiner Regierung seitens der Curie das Zeugniß verschafft, daß nirgends die katholische Kirche so viele Rechte genieße wie in Preußen, aber auch jene Zustände hervorgerufen, bei welchen, als noch das Unfehlbarkeitsdogma hinzukam, dem Staate, wenn er nicht seine Autorität von dem Vamphr des Klerikalismus aussaugen lassen wollte, nichts anderes übrigblieb, als durch Eröffnung des Culturkampfes sich eine starke Defensive zu verschaffen. Wir müssen daher diese ganze kirchenpolitische Darstellung als eine größtentheils verfehlte bezeichnen, während wir mit den übrigen Abschnitten des Buchs, welche das Leben des Königs auf andern, seiner Natur und seiner Geistesrichtung besser zusagenden Gebieten behandeln, mehr einverstanden sein können und vieles mit Vergnügen gelesen haben.

Die Biographie des Fürsten Bismarck von H. Wiermann (Nr. 3), welcher „große und lesenswerthe, äußerst gediegene Werke" über den Reichskanzler vorangegangen sind, nimmt als Verdienst für sich nur in Anspruch, zum Alten auch Neues hinzugefügt und den Stoff möglichst zusammengedrängt zu haben. Allerdings theilt der Verfasser, welcher eine gewandte Feder führt und den richtigen Ueberblick über das Ganze und das Einzelne hat, mehrere Thatsachen mit, welche mit der Person des Fürsten unmittelbar oder mittelbar im Zusammenhang stehen oder blos zur Charakterisirung jener Zeit dienen. Wir erwähnen die Berichte Bismarck's aus der frankfurter Zeit, den sogenannten „Prachtbericht" und „das kleine Buch", die Unterredung des französischen Publicisten Vilbort mit Bismarck, die Gespräche des letztern mit Favre in Ferrières und in Versailles und verschiedene Mittheilungen von Freunden und an Freunde. Die innere Politik des Reichskanzlers, seine Thätigkeit im Reichstag hat bei dem Verfasser eine fast zu kurze Darstellung gefunden, während derselbe über die parlamentarischen Abendgesellschaften oder Frühschoppen und über das Leben des Fürsten in Varzin und Friedrichsruh manche dankenswerthe Mittheilung macht. Das Buch entspricht vollständig seinem Zweck, wonach es unserm gesammten Volk etwas bieten will, das der Feststimmung bei dem siebzigsten Geburtstage unsers gefeierten Staatsmannes entspricht.

In der Biographie „Generalfeldmarschall Graf von Moltke" von H. Wiermann (Nr. 4) drängt sich noch mehr als in der Bismarck'schen die Thatsache auf, daß manches, was den Feldmarschall nicht unmittelbar berührt, allzu weitläufig behandelt erscheint, sodaß das Kolossalbild des Helden zeitweise sich wieder unter Wald und Buschwerk verliert. Andererseits vermissen wir die Anführung einiger Thatsachen, welche gerade die Voraussicht und Umsicht der berühmten Moltke'schen Directiven ins hellste Licht setzen. Dabei denken wir hauptsächlich an die Schlacht bei Spichern, welche gar nicht geschlagen worden wäre, wenn General Steinmetz die ihm von Moltke zugesandten Telegramme befolgt und sich nicht hinsichtlich der Intentionen des Großen Hauptquartiers in einem starken Irrthum befunden hätte. Der von Moltke geplante strategische Vormarsch der Ersten und Zweiten Armee hätte für sich schon den Abzug des französischen Generals Frossard von den Spicherer Höhen zur nothwendigen Folge gehabt. Doch soll dem trefflichen Buch, das unsern Feldmarschall als Organisator der türkischen Armee, als Generalstabschef in drei Feldzügen, als Redner im Reichstag, als historischen und militärischen Schriftsteller darstellt und manche schätzenswerthe, nicht allgemein bekannte Notiz enthält, sein unleugbarer Werth durch Anführung solcher Einzelheiten nicht geschmälert werden; es reiht sich vielmehr aufs würdigste an die Bismarck-Biographie an. Wilhelm Müller.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Sitte des deutschen Buchhandels, seine Trümpfe kurz vor dem Weihnachtsfest auszuspielen, nicht blos Kinder- und Jugendschriften, Prachtalbums und Ausstattungswerke, sondern auch Gedichte, Romane und Novellen hervorragender Schriftsteller in der letzten, oft der allerletzten Zeit vor Weihnachten erscheinen zu lassen, macht es kritischen Wochenschriften, die nicht blos wie Zeitungsfeuilletons sich mit kurzen Hinweisen oder summarischen Urtheilen begnügen, sondern ihr Urtheil gewissenhaft zu rechtfertigen suchen, unmöglich, diese Fülle des zuströmenden Stoffs in zwei oder drei Nummern zu bewältigen. Es mag daher vorläufig an dieser Stelle ein kurzes Verzeichniß der hervorragendsten Erscheinungen genügen, welche wir später einer eingehenden Kritik unterwerfen werden; die Werke, die wir hier anführen, eignen sich zu Geschenken für den Weihnachtstisch.

Aus seinem unerschöpflichen Schatz von Dichtungen, von denen manche wol einer frühern Schaffensperiode angehören und lange Zeit im Pult geschlummert haben, hat Adolf Friedrich

Graf von Schack eine neue Gedankendichtung „Memnon" (Stuttgart, Cotta) veröffentlicht, welche die Vorzüge seiner Dichtweise nicht verleugnet. Friedrich Bodenstedt hat eine Sammlung „Neues Leben. Gedichte und Sprüche" (Breslau, Schottländer) herausgegeben. Der Weise Mirza Schaffy zeigt darin seine bekannte Physiognomie als Spruchdichter; unter den Balladen und Sonetten findet sich manches Anmuthende. In heinisirendem Ton, im Ton des Atta Troll und mancher Balladen des „Romanzero" mit einem anachronistisch springenden Humor ist die Dichtung von Oskar Linke: „Die Versuchung des heiligen Antonius" (Minden, Bruns) gehalten; in wechselnden Rhythmen besingt Max Martersteig in seiner Dichtung „Werner von Knonesalk" (Leipzig, Liebeskind) die Abenteuer eines flüchtigen Mönchs im Dreißigjährigen Kriege. Eine Anthologie der neuesten deutschen Dichterschule, der Stürmer und Dränger, die zum Theil aus Emile Zola's Arsenal ihre Waffen nehmen, ist „Jungdeutschland", herausgegeben von Wilhelm Arent (Leipzig, Thiel). Ein Geistesverwandter derselben ist Hermann Friedrichs, dessen „Gedichte" (Leipzig, Friedrich) von Sturm und Drang noch jugendlich überschäumen; die Gedichte von Johannes Proelß: „Trotz alledem" (Frankfurt a. M., Sauerländer), beginnen mit einem Protest gegen den Pessimismus und wahren durchweg einen frischen und freien Ton; die vier Bücher neuer Gedichte von Julius Sturm: „Bunte Blätter" (Wittenberg, Herrosé), bringen Balladen und Fabeln in bunter Mannichfaltigkeit, auch Humoristisches, nur keine religiösen Gedichte, wie man sie sonst von diesem Sänger erwartet. Noch erwähnen wir das „Spruchbüchlein" von Paul Heyse (Berlin, Hertz), eine kleine Geschichte in Versen: „Engel Kirk" von Hermann Oelschläger (Dresden, Minden) und die „Gedichte" von Pauline Schanz (Leipzig, Friedrich).

Von den neuen Romanen ist Friedrich Spielhagen's „An der Heilquelle" (Leipzig, Staackmann) eine geistreich erzählte Geschichte aus dem Badeleben mit frappanten novellistischen Wendungen; Ernst Eckstein's „Aphrodite" (Leipzig, Reißner) eine Erzählung aus dem griechischen Alterthum, einheitlich und maßvoll in archäologischen Schilderungen, aber mit einer Pointe, die ganz dem Aberglauben jener Zeit angehört; Felix Dahn hat seinen kleinen Erzählungen aus dem Mittelalter eine neue hinzugefügt: „Gelimer, historischer Roman aus der Völkerwanderung" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel), in welchem die Vandalen und Byzantiner eine Hauptrolle spielen und in welchem es an den beliebten lebendigen Kampfbildern nicht fehlt. Die Handlung von Wilhelm Jensen's Roman „Am Ausgang des Reichs" (2 Bde., Leipzig, Elischer) spielt in der Kurpfalz nach dem Ausbruche der Französischen Revolution: prächtige Schilderungen der Rococozeit lösen sich ab mit funkelnden Edelsteinen echt poetischer Empfindung; doch läuft manches Weitschweifige und Manierirte mit unter. Der Roman von Julius Grosse „Der getreue Eckart" (2 Bde., Berlin, Grote) spielt in modernen Hofkreisen; der Held ist der Cabinetsrath eines Fürsten, dem die Gründung eines Prytaneions für Künstler, eines Montsalvatsch für die Ritter vom Geiste ein Lebensziel ist.

Von den Novellisten ist Paul Heyse wieder auf dem Plan erschienen mit der achtzehnten Sammlung seiner beliebten Novellen: „Himmlische und irdische Liebe" (Berlin, Hertz); Adolf Stern's „Drei venetianische Novellen" (Leipzig, Elischer), von denen die erste eine Künstlernovelle aus den Zeiten Dürer's und Giorgione's ist, haben lebendiges Colorit; die Novellen Karl Frenzel's: „Neue Novellen" (2 Bde., Berlin, Waldern), zeigen die Vorzüge der Gutzkow'schen Schule. Heinrich Steinhausen's Erzählung „Der Corrector, Scenen aus dem Schattenspiele des Lebens" (Leipzig, Lehmann) ist eine im jeanpaulisirenden Ton gehaltene Idylle. Die Erzählung „Schulröschen" von dem Herausgeber dieser Zeitschrift (Breslau, Trewendt) behandelt denselben Stoff wie das gleichnamige Lustspiel und kann ebenfalls als eine Idylle mit humoristischem Anflug betrachtet werden. Von Emil Taubert sind sehr stimmungsvolle Novellen, zum Theil früher in „Unsere Zeit" veröffentlicht, als erster Band seiner „Gesammelten Schriften" (Leipzig, Krüger) erschienen, außerdem Märchen und Geschichten unter dem Titel „Laterna magica" (Berlin, Hofmann).

Eine „Ebers-Galerie" wird von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegeben; unter den Zeichnern finden sich anerkannte Namen, wie Alma-Tadema, H. Kaulbach, P. Thumann. Die Galerie umfaßt die sämmtlichen Werke von Ebers, außer „Serapis", und wem Netetis, Uarda, Klea, Irene, Silene u. a. bisher schwankende Gestalten waren, der sieht sie hier durch die Kunst des Zeichners lebensvoll befestigt.

Bibliographie.

Beyschlag, W., Das Leben Jesu. 1ster, untersuchender Thl. Halle, Strien. Gr. 8. 9 M.

— — Dasselbe. 2ter, darstellender Thl. 1ste Lfg. Halle, Strien. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Binz, C., Doctor Johann Weyer, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahns. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Mit den Bildnissen Weyers und seines Lehrers Agrippa. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 3 M.

Braun, J. W., Schiller und Göthe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Schiller und Göthe und deren Werke betreffend, aus den Jahren 1773—1812, gesammelt und herausgegeben. Eine Ergänzung zu allen Ausgaben der Werke dieser Dichter. 2te Abth.: Göthe. 3ter Bd. 1802—1812. Berlin, Luckhardt. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Briefe moderner Dunkelmänner. Herausgegeben von E. Warner. 2ter Thl. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 7ter Bd. 1stes Hft.: Die Bacillen des socialen Körpers. Ein historisch-politischer Versuch. Von P. Haffner. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Burmeister, H., Hans Höltig. ‚ne Geschicht ut plattdütschen Lann'. Berlin, Rentzel. 8. 3 M.

Fick, A., Die homerische Ilias, nach ihrer entstehung betrachtet und in der ursprünglichen sprachform wiederhergestellt. 1ste Hälfte. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 10 M.

Fröhlich, G., Dr. Karl Volkmar Stoys Leben, Lehre und Wirken. Mit dem Bildnisse Stoys. Dresden, Bleyl u. Kaemmerer. Gr. 8. 2 M.

Glaser, A., Das Fräulein von Villecour. Roman. 2 Bde. Dresden, Pierson. 1886. 8. 6 M.

Grabowski, S. Graf, Lebendig begraben. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Hausse, G., Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes. Anthropologie. Minden, Bruns. 1886. Gr. 8. 7 M.

Heyse, P., Spruchbüchlein. Berlin, Hertz. 12. 3 M.

Hobrecht, A., Fritz Kannacher. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Hertz. 8. 9 M.

Hofmann, K., J. Andr. Schmeller. Eine Denkredc. München, Franz. Gr. 4. 1 M.

Kaden, W., Neue Welschland-Bilder und Historien. Leipzig, Elischer. 1886. Gr. 8. 6 M.

Kaiser, K., Reise durch Skandinavien im Sommer 1884. Mit 10 Illustr. Barmen, Wiemann. 8. 3 M.

Linke, O., Liebeszauber. Ein Schönheitsroman aus der Zeit des Perikles. Minden, Bruns. 1886. 8. 4 M.

— — Die Versuchung des heiligen Antonius. Minden, Bruns. 8. 3 M.

Michalis, F., Hobelspäne. Gedichte mit einem geharnischten Vorworte. Mainz, Diemer. 8. 2 M.

Noir, F., Studentengeschichten. Humoresken. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 80 Pf.

Packsom, A., Staatshülfe — Selbsthülfe. Schauspiel. Zur Arbeiterfrage. Dem österreichischen Reichsrath gewidmet. Dresden, Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

Parfait, P., Der Mord im Nebenzimmer. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Pfeiffer, F. X., Der goldene Schnitt und dessen Erscheinungsformen in Mathematik, Natur und Kunst. Mit vielen 100 Nachweisungen und 13 Lichtdruck-Tafeln. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 8 M.

Preyer, W., Die Erklärung des Gedankenlesens, nebst Beschreibung eines neuen Verfahrens zum Nachweise unwillkürlicher Bewegungen. Mit 26 Original-Holzschnitten im Text. Leipzig, Th. Grieben. 1886. Gr. 8. 2 M.

Ruth. Erzählung aus Erzbischof Otto's Zeiten von Caritas. Halle, Fricke. 8. 2 M.

Saffray, Die Kunst, recht lange zu leben. Grundzüge der Hygieine. Mit 52 in den Text gedruckten Holzschnitten. Autorisirte Uebersetzung. Minden, Bruns. 12. 1 M. 50 Pf.

Wolff, W., Gedichte. Kassel, Baier u. Comp. 16. 1 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 333 bis 339.

Deutscher Reichstag. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Zur politischen Lage Spaniens. — Die Politik des Grafen Kálnoki. — Denkschrift über die deutschen Schutzgebiete. Herrn Rothans Erinnerungen. — Künstlerische Veröffentlichungen. — Russische Leute. — Zur neueren Literaturgeschichte. Von Fr. Muncker. — Aus den Wiener Museen. Von C. von Lützow. — Die Wahlprüfung in den modernen Staaten. Von Professor Dr. M. Seydel. — Reiseberichte österreichischer Kriegsschiffe. — Die Gréville-Memoiren. — Die älteste Weltsprache. Von R. Kleinpaul. (I/III.) — Berliner Briefe. (I.) — Zum 50jährigen Gedenktag Platens. Von Emil Neubürger. — Die dramatische Exposition bei Shakespeare. Von E. Ziel.

Eine Entscheidung der königl. Regierung für Oberbayern über den Inhalt von „Schlußnoten.“ — Der Befähigungsnachweis.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet von

A. Bolze, Reichsgerichtsrath.

Erster Band. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das von einem Mitgliede des Reichsgerichts bearbeitete periodische Werk, von welchem hier der erste Band vorliegt, gibt dem Richter wie dem Rechtsanwalt, dem theoretischen wie dem praktischen Juristen ein vollständiges und übersichtliches Repertorium in die Hand, das ihn in Betreff der gesammten Rechtsprechung des Reichsgerichts in Civilsachen stets auf dem Laufenden erhält und sich als bequemes Nachschlagebuch bald unentbehrlich machen wird. Alljährlich soll ein Band in gleichem Umfange (30 Bogen) und Preise erscheinen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Memoiren des Generals U. S. Grant.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit Stahlstichen, Facsimiles und Kartenskizzen.

In zwei Bänden.

Erster Band. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Die hinterlassenen Denkwürdigkeiten des im Juli 1885 verstorbenen Generals Grant, des siegreichen Feldherrn und zweimaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, fanden in Amerika bereits vor dem Erscheinen über 300000 Subscribenten und werden hier in getreuer Uebersetzung von H. von Wobeser dem deutschen Publikum zugeführt. Der zweite Band, welcher das Werk abschließt, befindet sich unter der Presse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Tiryns.

Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns.

Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen

von

Dr. Heinrich Schliemann.

Mit Vorrede von Geh. Oberbaurath Prof. **F. Adler** und Beiträgen von Dr. **W. Dörpfeld.**

Mit 188 Abbildungen, 24 Tafeln in Chromolithographie, 1 Karte und 4 Plänen.

8. Geh. 32 M. Geb. 35 M.

Seinen grossen Werken „Ilios“, „Troja“, „Mykenae“, deren Erscheinen für die archäologische Wissenschaft von epochemachender Bedeutung war, lässt Dr. Schliemann jetzt das nicht minder bedeutende, besonders für die Kenntniss altgriechischer Baukunst und Wandmalerei höchst wichtige Werk folgen, in welchem er über die Ergebnisse seiner Ausgrabungen zu Tiryns in der Ebene von Argos ausführlichen Bericht erstattet. Die Vorrede von Geh. Oberbaurath Adler und die Beiträge Dr. Dörpfeld's erhöhen noch den Werth des Werks. Den reichhaltigen Text begleitet eine grosse Zahl Illustrationen; 24 Chromotafeln bringen die farbigen Fundstücke von Wandbildern, Gefässen, Terracotten u. s. w. zu deutlichster Anschauung, und 4 Pläne sowie eine Karte geben ein klares Bild von der Lage und den Terrainverhältnissen des Ausgrabungsfeldes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aphorismen zur Lebensweisheit.

Von

Arthur Schopenhauer.

Separatausgabe aus „Parerga und Paralipomena“.

Zwei Bändchen.

Jedes Bändchen geh. 2 M., geb. 3 M.

Ueber den Tod

und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich.

Leben der Gattung. — Erblichkeit der Eigenschaften.

Von

Arthur Schopenhauer.

Separatausgabe aus „Die Welt als Wille und Vorstellung“.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Durch diese handlichen Separatausgaben der vorstehenden, besonders interessanten und allgemein verständlichen Schriften aus Schopenhauer's Werken werden dieselben größern Kreisen des Publikums zugänglich gemacht. Jedes der drei Bändchen ist mit einer Einleitung von Dr. Wilhelm Gwinner, dem Biographen Schopenhauer's, versehen und wird auch einzeln geliefert.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1885. Nr. 4.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 24. December 1885.

Inhalt: Zum Nibelungenliede. Von Adalbert Schroeter. — Realistische Novellen. Von Alfred Friedmann. — Vermischte Schriften. Von Gustav Portig. — Lyrisches und Episches. Von Hans Mindwitz. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zum Nibelungenliede.

1. Das Nibelungenlied für das deutsche Haus nach den besten Quellen bearbeitet von Emil Engelmann. Mit neuen Facsimiles der hervorragendsten Handschriften, 56 Bildern nach Zeichnungen von Schnorr von Carolsfeld, Bauer, Hübner, Bendemann, Rethel, Hoffmann, Neureuther u. a., sowie sechs Vollbildern in Lichtdruck nach den Schnorr'schen Fresken im münchener Residenzschloß ausgeführt von F. Albert in München. Stuttgart, Neff. 1885. Lex.-8. 5 M.

Wieland, ein Meister der Uebersetzungskunst, wie ihn denn als solchen auch Goethe's Gedächtnißwort feiert, sagt einmal, daß neun gute Uebersetzer dem zehnten genug zu thun übrig lassen könnten, und unwillkürlich war ich dieses Wortes eingedenk, als mir trotz der mir bekannten etwa fünfundzwanzig Uebersetzungen unsers Nibelungenliedes die obige als sechsundzwanzigste vor Augen trat, welche uns ihr Verfasser mit dem Bewußtsein überreicht: „die Gewalt der Dichtung, den epischen Strom, der mit breiten Wogen einherrauscht, nicht gebrochen zu haben". Noch fügt er seinem Werk den schönen Wunsch hinzu: „Möge der Gesang dahinströmen durch alle Gaue erfrischend und belebend, jahrzehnte- und jahrhundertelang."

Jahrzehnte-, jahrhundertelang? Weiß der sechsundzwanzigste Uebersetzer so genau, daß der siebenundzwanzigste so gar lange auf sich warten lassen wird? Weiß er so genau, daß er seiner Nachfolger, die ich wie in Banquo's Spiegel vor mir aufsteigen sehe, so unbedingt Herr bleiben wird, als er, wie es scheint, die Schar seiner Vorläufer abgethan zu haben glaubt?

Gleichviel, auch fünfundzwanzig gute Uebersetzer können dem sechsundzwanzigsten genug zu thun übrig gelassen haben: so bleibt uns nur zu wünschen, daß er dem siebenundzwanzigsten die Arbeit wesentlich leichter gestaltet haben möge.

Das Buch ist elegant ausgestattet und hat viele Bilder. Auch ist es um ein Bedeutendes billiger als die bisherigen illustrirten Ausgaben mit dem trefflichen Marbach'schen und ebenso trefflichen Pfizer'schen Text, die im Wigand'schen, resp. Cotta'schen Verlag mit zum Theil ausgezeichneten Bildern erschienen sind. Den letztern Ruhm sprechen wir dem neuen Buche ab.

Bereits der Siegfriedskopf in dem komischen Barockhelm auf der Broschüre erinnert an ein Primanergesicht des Cadettencorps. Ein Cadetten- und ein Siegfriedgesicht sind aber ungemein verschiedene Dinge. Die Schnitte sind häufig verschwommen, matt und verwaschen. Die Darstellung der Scene, in welcher Siegfried's Haltung und Schönheit „wie von Künstlerhand auf Pergament gemalt" vom Lied geschildert wird, zeigt sentimental-theatralische Attituden und eine so unsaubere Schraffirung der inhaltslosen Gesichter, wie die Prünhild der Wettkampfscene aller ihrer übernatürlichen Großheit und Wildheit, vor allem aber aller königlichen Majestät ermangelt. Wie anders offenbart sich diese in der dämonischen Gestalt der Marbach'schen Ausgabe! Auch der Siegfried, welcher Kriemhilden die Botschaft von König Gunther's Sieg auf Island überbringt, entledigt sich dieser Aufgabe in der pathetischen Liebhaberpose einer Dorfbühne. Die Illustration des Nibelungenhortes ferner weist unter den Kleinodien ein Kreuz auf — im Schatz der Unholde des Nebelreichs ein veritables Kreuz! So figurirt also der christliche Talisman gegen alles finstere Zauberwerk in aller Vertraulichkeit mitten unter den unheilvollen Pretiosen der bösen Geister der Tiefe. Gelungener, aber zu dunkeltönig sind die Albertotypien. Der Hagen indeß ist fast überall zu opernhaft aufgefaßt, und seine Physiognomie erinnert stark an den Bertram in „Robert le Diable", dem „großen Spectakelstück voll Zauberei und Keile", wie es Spötter Heine nennt. Wahrhaft classischen Ausdruck hat die Hagengestalt bisher allein in jenem Broncewerk des Vestibules

im leipziger Museum gefunden. Und so sind denn, was den Bilderschmuck angeht, die zwei oben von mir namhaft gemachten Ausgaben von der vorliegenden nicht übertroffen worden. Dagegen rühmen wir die mehr vignettenartige Darstellung einzelner landschaftlicher Scenerien und architektonischer Details, wie den Blick auf Worms, den Isenstein, die Kemenate, Xanten, des Katafalks, des Etzelschlosses, des Münsterthors.

Nun zur Bearbeitung selbst. Sie ist im Hildebrandston abgefaßt. Das war die Aushülfe vieler Uebersetzer, welche die Unthunlichkeit begriffen, mit der Originalstrophe zu operiren. Der Hildebrandston! Er macht sich in Uhland's „Des Sängers Fluch" und seinem kleinen Rauschebart-Cyklus so famos, so wenig die Form mit dem Inhalt von „Tell's Tod" stimmt. Aber was für kleine Balladen paßt, kann deshalb für bändedicke Epen sehr unpassend sein. Besonders ungeeignet ist diese Form für das Nibelungenlied. Aus folgenden Gründen. Der ungemeine Wechsel der Situationen und der ungleiche Gang des Liedes, der bald feurig dramatisch dahinbraust, bald ruhig beschaulich verweilt und rastet, verträgt ein so gleichförmig, tiktakartig zugeschnittenes Metrum wie den Hildebrandston nicht auf die Länge von 1500 Strophen. Das hat der Bearbeiter gefühlt und deshalb den Strophenbau verwischt. Damit hat er den Ton des Liedes geschädigt, das eben strophisch componirt ist; er hat gewisse Strophenquantitäten zu größern Ganzen verschmolzen. Es ist also nicht nur die Strophe selbst gewandelt, sondern auch die strophische Architektonik im ganzen ignorirt worden. „Die Handschriften thaten es auch", sagt der Verfasser; gewiß, aber aus ganz andern, rein technischen Gründen der Schreiber.

Man hat gemeint, Hildebrandston und Nibelungenstrophe seien nahezu conforme Dinge. Das ist aber durchaus irrig, ob sich auch jener aus dieser erzeugt haben mag, wie das Deutsch, das Luther schrieb, aus dem des Mittelalters. Zwei Hauptwesenheiten der Nibelungenstrophe bestehen einmal weniger in der Licenz, die Senkungen auslassen zu können, als in der Tendenz, dies zweckdienlich zu thun; zum andern in der besondern Structur der letzten Halbzeile. Die erste Tendenz ist dem Neuhochdeutschen widerstreitend, und durch die Observanz des Charakteristicums der letzten Halbzeile würde der Ausklang der Strophe im modernen Ohr unschön nachschleppen. Jene Fähigkeit der alten Strophe aber, die Senkungen zu überspringen, verlieh ihr ihre effectvollste Eigenschaft: die wechselvolle Färbung jedes einzelnen strophischen Segments. Nun halte man daneben die leiernde Monotonie der Hildebrandsstrophe, die ihrerseits den regulären Wechsel von Senkung und Hebung, das Beschneiden des vierten Fußes der letzten Halbzeile und stumpfe Reime zum Gesetz macht, wodurch der Uebersetzer also gezwungen wird, den Stoff je einer alten Strophe in einen wesentlich engern Rahmen zu schnüren.

Diese Misère offenbart sich nun bei unserer Uebersetzung bereits in der ersten Strophe; sie lautet im Urtext (Zarncke, 5. Aufl., 1879):

Uns ist in alten maeren wunders vil geseit
von heleden lobebaeren, von grôzer arebeit:
von freude unt hôchgezîten, von weinen unde klagen,
von küener recken strîten muget ir nu wunder hoeren sagen.

und bei Engelmann:

Uns ist in alten Mären
Gekündet Wunders viel,
Von lobeswerthen Helden,
Von kühnem Waffenspiel,
Von Freuden, Hochgezeiten,
Von starker Recken Streit,
Von Weinen auch und Klagen
Vernehmt aus alter Zeit!

Dem „wunder" der letzten Halbzeile vermochte die verschnittene Form nicht gerecht zu werden; ebenso sind die Cäsurreime verwischt, die sich doch selbst von einer sehr armen Kunst reproduciren lassen. Aehnlich ergeht es im XVII. Gesang (Zarncke 153⁴):

der edeln frowen jâmer wart unmâzen grôz.
dô erschrê si nâch unkrefte, daz al diu kemenâte erdôz.

Der Uebersetzer:

Doch bald sprang sie in Kummer
Und Schmerzen wild empor,
Und markerschütternd hallte
Ihr Schrei in jedem Ohr.

Von „aufspringen", von „markerschütternd" im Text keine Spur, dagegen ist das Widerhallen der Kemenate unübersetzt geblieben. Die leiernde Monotonie der Strophe empfindet man natürlich um so unliebsamer und unerträglicher, in je größern Partien der Ton auf Hörer und Leser wirkt. Der dürftige Reimschmuck macht diesen Eindruck noch kläglicher, und die regelmäßigen Cäsuren steigern diese Modulationsschwäche, je ärmer Diction und Reime sind.

So hat also der Uebersetzer an Stelle der bisherigen landläufigen metrischen Instrumente nichts Neues zu setzen gewußt und ist in dieser Hinsicht mithin über seine Vorläufer nicht hinausgekommen. Durch tiefe zum Theil unverantwortliche Einschnitte in den Text des Originals ist er aber wesentlich unter sie herabgesunken. Er hat uns ein verschnittenes Nibelungenlied gegeben nicht nur in metrischer, sondern, was ungleich schlimmer ist, auch in textlicher Hinsicht. Und diese seine Einschnitte schädigen seine Verarbeitung am meisten, ganz abgesehen davon, daß er im einzelnen Uebertragungen wie die von Bartsch, Werner Hahn, vor allem Junghanns (Reclam) nach keiner Seite übertrifft. Die Simrock'sche aber, die überhaupt nie viel getaugt hat, erklären wir für allseitig überholt und völlig antiquirt.

Was jene Eingriffe anbetrifft, so rügen wir zunächst die seltsame Verunstaltung der Etzelfigur. Denn wir wollen hier eher eine bewußte Vergewaltigung als ein Unverständniß des Textes annehmen. Es ist diesem zufolge (Handschrift C, der ja auch der Uebersetzer den Vorzug zugesteht)

evident, daß Etzel bis zur Ermordung seines Sohnes den Nibelungen auf das freundlichste und freundschaftlichste gesonnen ist. Seine Erwartung der Gäste kann keine aufrichtig fröhlichere sein, als er sie (Zarncke 109⁶) ausspricht:

„Dîn wille deist mîn vreude“: — sprach der künec dô —
„ine wart nûn selbes mâge nie sô rehte frô,
sô ich si weste kumende her in ditze lant:
durch liebe dîner friunde so ist nûne sorge gar verswant.“

Aber schon hier greift Engelmann ein und macht aus diesen siebenunddreißig die neun leeren Worte:

„Dein Wille“, sprach da Etzel,
„Soll meine Freude sein.“

Ebenso kann seine Freude beim Empfang der Gäste gar keine herzlichere sein; er hat ja nicht die geringste Ahnung von dem, was Kriemhild will, und der Dichter betont dies immer wieder, z. B. 268¹:

noch dann er niht enwiste vil manegen argen list,
den diu küneginne an ir friunden begie.
daz si ir mit dem leben niht einen danne komen lie.

Aber auch diese Stelle hat der Uebersetzer verschnitten, vielmehr die drei Zeilen völlig verwischt, resp. versteckt, jedenfalls aber ausgelassen. Er zeichnet vielmehr Etzeln als in Kriemhild's Pläne völlig eingeweiht und arglistig unheilsinnend mit ihr einverstanden. Das drückt die ganze Figur tief herab und beraubt sie aller ihrer Tragik. So hat der Uebersetzer denn auch dort, wo der Dichter (Zarncke 277²·³) sagt:

ein wirt nie sîne geste sô minneclîch enpfie —

oder:

ein künec bî sînen gesten schoener nie gesaz —

völlig unrechtmäßig die persönliche Variante gegeben:

Des Weines und der Speisen
Bot man in vollem Maß,
Doch nie ein Wirth bei Gästen
So listig heuchelnd saß.

Dann läßt er wieder drei und eine halbe Strophe aus, damit die schöne Schilderung der Etzelnburg. Als aber nun die freundschaftliche Gesinnung Etzel's gegen die Burgunder sich noch eclatanter ausspricht und er in jener Scene, in welcher Volker's Uebermuth das erste Blut vergießt, zornig mit bloßem Schwert unter die Heunen fährt, die den Todten rächen wollen, und er ihnen grimmig zuruft (Zarncke 289⁷):

Ob (wenn) ir nu disen spilman hêt (hättet) darumbe erslagen,
ich hiez iuch alle hâhen (hängen), daz wil ich iu sagen —

da verharrt der Uebersetzer trotzdem in seiner falschen Anschauung und überträgt, die Stelle zugleich, wie meistentheils, um ihre ursprüngliche Kraft betrügend:

„Ihr wäret“, rief er scheltend,
„Jetzt allesammt verlor'n,
Wenn ihr erschlagen hättet
Den edeln Fiedelmann“ —

und er gibt schließlich, als Etzel die rachedürstenden Heunen, die in Waffen beim Mahle erscheinen, zornig anherrscht:

„Wer aber meinen Gästen
Das Kleinste thut zu leid,
Dem geht es an das Leben,
Nun wisset ihr Bescheid“ —

die durch nichts zu begründende Glosse: „Dem hinterlistigen Etzel paßt der offene Kampf mit der streitbereiten Schar der durch Dietrich gewarnten wohlgewaffneten Burgunder nicht; ein Ueberfall ist mehr nach seinem Wunsch und seiner Art.“ Seine Berufung auf Kriemhild's Antwort auf Blödel's spätere Bedenken, den Kampf zu beginnen, da ja Etzel ihnen so hold gesonnen sei, ist völlig hinfällig. Sie sagt nur: „Neinâ, Herre Bloedel, ich bin dir immer holt“; d. h. laß dich dadurch nicht beirren — ich bleibe dir um so dankbarer und werde es verantworten, was ich dir aufgetragen habe. So sind, wie gesagt, die Motive der Etzelgestalt völlig misverstanden oder eigenmächtig gewandelt und aller ihrer ergreifenden Tragik beraubt worden.

Andere Vergewaltigungen und Beschneidungen stellen sich neben diese. Besonders im Gesang, der Gunther's und Siegfried's Brautnacht und den Zank der Königinnen schildert, sind ganze Stellen fortescamotirt oder depotenzirt worden. Dies mit Tendenz. Die Uebersetzung soll auch der Jugend dienen. Für Knaben aber übersetzt man kein Nibelungenlied, und mit Verstümmelungen, d. h. Entwerthungen, ist der „Jugend“ nicht gedient. Es ist gefährlich, mit ihr Verstecken zu spielen, und Maskeraden sind vom Uebel. Im übrigen kann ich den Uebersetzer beruhigen, daß uns Portensern unser unvergeßlicher Koberstein als Obersecundanern, also als sechzehn- bis achtzehnjährigen Jünglingen, die Lektüre des Nibelungenliedes zur Pflicht machte. Am ersten Schultag nach den Fastnachtsspielen nahm er, Mann für Mann, die sehr rigorose Prüfung vor. Diese mehr pädagogischen Eingriffe nun beeinflussen den Charakter des Liedes auf das traurigste. Es vollzieht der Verfasser also gerade das, was nicht gethan zu haben er die hinfällige Behauptung ausspricht. So ist Zarncke 95³–⁵ die ganze schöne Stelle:

Die herren kômen beide aldâ si solden ligen —

bis:

der vil maere degen
was vil dicke zanfter bî andern frouwen gelegen —

fortgeblieben. Schließlich ist es kein Schade, denn ich möchte sie im Engelmann'schen Dichter-Deutsch nicht genießen.

Für Zarncke 103²:

Sîvrit da stuant dannen: ligen liesz er die meit,
sam er von sînem lîbe ziehen wolt diu kleit —

da heißt es bei Engelmann:

In Ohnmacht vor Herrn Siegfried
Lag regungslos die Maid.
Da schob er auf die Seite
Den Aermel ihr vom Kleid.

Brunhild ohnmächtig! Daß Siegfried der lieben Jugend zu Liebe sich nicht den Schein geben darf, die Kleider ausziehen zu wollen, ist natürlich.

Die gegebenen Proben veranschaulichen zugleich die Diction der Uebersetzung. Sie arbeitet mit ärmlichen Sprachmitteln trotz der so sehr elementaren Form, der schlechthin leichtesten der deutschen Poesie, und mit banalen Reimen, und selbst innerhalb dieser finden sich solche wie Roß: groß, gethan: Mann, ziehn: hin, während das karge Wortregister durch Ausdrücke wie Königinne, Hochgezeit, Gadem, Sedelhof, Fraue, lan, Eigenhold, Ehehelte (Ausdrücke also, die unsere Sprache nicht mehr kennt) sich aufzuhelfen sucht. So hat die Uebersetzung einen gebrochenen Ton. Aber auch sonst krankt sie an Unbehülflichkeiten und genügt nicht einmal den geringen technischen Erfordernissen, welche ein Nibelungenlied in Hildebrandsstrophen an den Neuerer stellt.

Wenn der Verfasser dann auf meinen Verfuch zu sprechen kommt, das Nibelungenlied mit den dichterischen Mitteln unserer Zeit zu erneuern, und ihn mit der Autorität Wilhelm Grimm's negirt, so erwidere ich, daß ein Ausspruch Grimm's vom Jahre 1811 für mich hier nicht autoritativ ist. Grimm stand damals noch unter dem ersten Eindruck des eben neu erstandenen Heiligthums unserer Vorzeit, und so blieb er der schon damals angeregten Formfrage gegenüber auf dem Standpunkt einer heiligen Pietät befangen, der jedes Vergreifen an der alten Erscheinungsweise und überhaupt jede freiere Neuerung verwerflich erscheinen mußte. Aber Wilhelm Grimm, dem Todten, stelle ich Wilhelm Hertz, den Lebenden, gegenüber als völlig ebenmäßige Autorität, den classischen Nachdichter von Gottfried's „Tristan" und damit überhaupt den Schöpfer des besten reproductiven Kunstwerks unserer Zeit. Er aber hat jenen meinen Versuch völlig anerkannt.

Was der Verfasser im Anhang über ein Betheiligtsein Wolfram's am Nibelungenlied wahrscheinlich zu machen sucht, hierüber haben germanistische Zeitschriften bereits den Stab gebrochen. Auch über die beigefügten Facsimiles, über welche ich kein selbständiges Urtheil besitze, da ich die zerstreuten Handschriften nicht aufgesucht habe, urtheilt das „Literarische Centralblatt" vom 1. Januar 1885: „Sie stehen in ihrer schlecht gelungenen Ausführung in Widerspruch zu der sonstigen Sauberkeit der Ausstattung und führen eher irre, als sie nützen, zumal die Handschriften alle nicht unwesentlich verkleinert sind."

Auch das folgende Werk hat geringen Werth. Es führt den Titel:

2. Die Reichersberger Fehde und das Nibelungenlied. Eine geneologische Studie von F. X. Wöber. Meran, Plant. 1885. 8. 2 M.

Aber dieses Buch erheitert wenigstens und wird manchem eine fidele Stunde bereiten.

Der Verfasser hat den Nibelungendichter, den Engelmann in Wolfram von Eschenbach nur bescheiden vermuthete, nun in einem Herrn Heinrich von Traun wirklich gefunden — den veritabeln Nibelungendichter!

Dieser Herr Heinrich von Traun, resp. Stein, blühte in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, und sehr zum Unheil des Klosters Reichersberg, südlich Passaus am Inn. Dieses Kloster peinigte er mit allerhand Brandschatzungen und sonstigen Unbilden wegen eines Tauschhandels, bei dem er zu kurz gekommen zu sein vorgab. Im Jahre 1176 entschied schließlich ein Rechtsspruch Heinrich's des Löwen gegen Heinrich, und Heinrich verschwindet. „Keine Urkunde nennt ihn mehr, keine Chronik; nirgends tritt er auf bei den Rechtshandlungen des hohen Adels oder der dienenden Ritterschaft; er ist in der Gegend wie verschollen. Wohin, so fragen wir, ist der Mann gerathen?" Das erfährt man zunächst nicht. Aber es muß eine erschütternde Situation gewesen sein, in welcher sich Heinrich damals befand. „Was aber", so fragt der Verfasser, „kann ein wirklich geistvoller Kopf aus einer solchen Situation machen, wenn er sie lebenskräftig und zeugungsfähig erfaßt?" Das ist eine knifflige Frage allerdings, aber wenn man des Büchleins Titel kennt, so ist die Antwort leicht: nichts anderes als das Nibelungenlied.

Der Verfasser demonstrirt nun also. Gegenüber von Ottensheim liegt am rechten Donauufer die Abtei Wilhering; früher stand hier eine Burg Wilhering, von der aus um 1100 ein Herr Aribo auch Wächsenberg u. s. w. beherrschte. Ueberhaupt erstreckten sich seine Gebiete an der Traun entlang über Traun, Oftsering oder Ofterding und Kürnberg. Ein Ofterdinger oder ein Kürnberger aber hat (nach bekannten Fictionen) das Nibelungenlied geschrieben! In Ofterdingen nun haben die Trauns, auch Treun, später Rechte. Jene Besitzungen Aribo's sind eben uralte Traunsche gewesen. Als die Herren auf Oftsering und Kürnberg erlöschen, entsteht auf wächsenbergischem, d. h. uralt traunischem Gebiet „eine Burg mit Namen Eschelberg, früher Esilburg, Ezilburc, Esilberc, Ezilberc, d. h. die Etzelnburg. Der Verfasser fährt fort:

> Und für den Erbauer dieser Burg halte ich keinen andern als Herrn Heinrich von Stein ... und daß er der Mann sei, den mein verehrter seliger Lehrer, Professor Dr. Franz Pfeiffer, in der Person des Magenes de Churnperch vermuthete; er, der Herr Heinrich von Stein, Heinrich von Kürnberg, Heinrich von der Etzelnburg, ist, wie ich bescheiden glaube, der Minnesinger Herr Heinrich von Ofterdingen, ein Sprosse der großen Familie der Trauner, der Sänger des Nibelungenliedes.

Man sieht, dies alles sind Luftsprünge im schönen Land der Conjecturen. Es ist weder zu erweisen, daß Heinrich jemals Herr der Etzelnburg, noch der Kürenberger, noch von Ofterdingen war, so wenig wie er irgendwo als „Herr von Etzelnburg", „Herr von Kürenberg" oder „Herr Heinrich von Ofterdingen" figurirt, vielmehr recht und schlecht (denn die reichersberger Brüder nennen ihn einen bösen Mordbrenner und andere Leute einen „Heckenreiter" u. s. w.) als „Herr von Traun-Stein".

Aber das alles mag hingehen. Es ist ganz gut, wenn die alten Archive durchstöbert werden, und leicht möglich, daß man da einmal einen Faden findet, der sich glücklich weiter spinnen läßt. Die Sache ist hier nur die, daß sich der Verfasser nicht begnügt, den Kürenberger oder Heinrich

von Ofterdingen nunmehr wirklich gefunden zu haben, in welchem Falle von seinem Standpunkt aus ja der Nibelungenlieddichter eo ipso mit gefunden wäre, sondern daß er aus jenem armseligen Mordbrennerleben heraus die Voraussetzungen des Nibelungenliedes construirt und fast alle Figuren der Dichtung, sogar Rumold, in der Donau-Inn-Gegend wirklich nachweist oder aus den Erlebnissen Herrn Heinrich's herauswachsen läßt. Damit schlägt er unserer elementarsten Weisheit in der Nibelungenfrage geradezu ins Gesicht; freilich sehr auf seine Kosten! Er negirt absolut die althistorischen Wurzeln des Liedes. Nach ihm ist Hagen von Tronje der Dichter selbst, denn aus Hagen wird Heino, was doch soviel wie Heinrich bedeutet, wie männiglich bekannt ist. Hagano de Trnna oder Hagen von Tronei ist nichts weiter als Heinrich von Traun. Kriemhild ist Beatrix von Burgund, Barbarossa's zweite Frau, Prünhild aber Adelheid von Vohburg, seine erste Gemahlin — denn „unmöglich ist es nicht, daß Heinrich von Traun-Stein in Würzburg bei Barbarossa's Hochzeit zugegen war", und hier nun wurde er inspirirt für den „Zank der Königinnen", wie durch die reichersberger Fehde für die Schlußkatastrophe des Ganzen! Siegfried's Tod läßt sich nach dem Verfasser auf die verhängnißvolle Begegnung Heinrich's des Löwen mit Barbarossa im März 1176 zurückführen, denn „wie Hagen von Tronei am Lindenbrunnen im Odenwald (womit aber auch weiter nichts als der Ottenwald bei Ottensheim an der Donau, d. i. der Eschelbergerwald, gemeint ist) Siegfried's Herz traf mit Siegfried's selbsteigener Waffe, so traf der Löwe den Kaiser mit dem Geschoß, das dieser ihm selber bot". Nun, die biedern Trauns in allen Ehren, aber diese schwarze Kunst, Barbarossa in einen Siegfried und den Welfen Heinrich in einen Heinrich, d. h. Hagen von Tronei zu verwandeln, traue ich keinem der Edeln zu. Und so hätte sich denn Heinrich von Traun am Ende selbst als Mörder und Verräther porträtirt?

Nun, Herrn Heinrich von Traun, dem fabelhaften Kürenberger und Heinrich von Ofterdingen bleibt vorerst der Ruhm, das Nibelungenlied gedichtet zu haben, versagt, wie denn die bei weitem meisten Wahrscheinlichkeitsgründe für Tirol als das Land seiner Entstehung sprechen. Dort auch sind die meisten Handschriften entstanden und war die Dietrichs-Sage, in welcher das Lied nur eine Episode bildet, zum Theil localisirt. Für Oesterreich sprechen nicht die geringsten Gründe, der Dichter wußte z. B. am Rhein genau so gut Bescheid wie an der Donau.

Dem Verfasser aber geben wir zu bedenken, daß das Lied denn doch ein zu großartig bedingtes und gewaltiges ist, als daß es aus im Grunde so nichtssagenden Erlebnissen eines misvergnügten „Heckenreiters" oder trauner Edelmanns hätte erwachsen können. Figuren wie die des Nibelungenliedes erstanden nicht aus einer reichersberger Fehde, sondern aus einem Boden, den ein Jahrhundert mit seinem Blute düngte. Daraus, daß der Verfasser diese landläufige Thatsache stark leugnet, leiten wir unser Recht ab, über seine mühsame Arbeit ein strenges Urtheil abzugeben.

Adalbert Schroeter.

Realistische Novellen.

Schlechte Gesellschaft. Realistische Novellen von Karl Bleibtreu. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 6 M.

Im Jahre 1877 am 3. bis 7. April wohnte der nun geschiedene Berthold Auerbach, ein Jude, im Hause des Professors Bleibtreu in Charlottenburg. Im Briefwechsel des Verfassers von „Barfüßele" ist darüber zu lesen: „Hier im Hause ist es voll Behagen. Der künstlerisch arbeitsame Mann, die tüchtige, kernhafte Frau und der einzige Sohn mit entschiedener dichterischer Neigung und, wie ich glaube, auch dichterischer Befähigung — es weht eine edle, reine Luft im ganzen Hause voll Schönheit und Sauberkeit."

Neben dieses Citat stelle ich Montesquieu's Ausspruch: „In meinem ganzen Leben habe ich niemals Personen gänzlich verachtet gesehen, außer diejenigen, welche schlechte Gesellschaft hatten."

„Schlechte Gesellschaft" ist der Titel der neuen Schrift, welche Karl Bleibtreu, der in jenem Hause voll edler reiner Luft aufgewachsen, herausgegeben hat. Wie ist er dazu gekommen? Welches sind seine Schicksale gewesen, die ihn zum Schilderer der Schattenseiten der Menschheit gemacht haben? War es der Umgang mit Leuten, ähnlich denen, die er uns vorführt? Hat er, wie andere sich an Plato, am Homer, an unsern Dioskuren erheben, sich an Zola hinabstudirt? Ist seine Vortragsweise, die so recht ihre Freude am Häßlichen hat, der kein Miswort zu schwer fällt, die sich im Kothe gefällt, innerste Ueberzeugung, oder Großmannssucht, die Sucht à tout prix von sich reden zu machen, in einer Zeit, da es dem edeln Talente, das auf den alten Bahnen wandelt, fast unmöglich ist, bemerkt zu werden?

Karl Bleibtreu ist ein Proteus. Er hat in der kurzen Spanne weniger Jahre veröffentlicht: „Der Nibelunge Not", „Wer weiß es?" „Kraftkuren", „Lyrisches Tagebuch", „Napoleon bei Leipzig", „Deutsche Waffen in Spanien", „Lieder aus Tirol", „Schicksal", „Paradoxe der conventionellen Lügen" und die vorliegende schlechteste aller Gesellschaften.

Er hat sich in allen Tonarten, Stilen, Humoren versucht, und nun auch einmal den Zola überzola'n wollen. Sein Buch ist eine Verirrung, und er wird dereinst mit Bedauern auf dasselbe zurücksehen. Er wird einmal die rechte Bahn finden und nach der Periode jugendüber-

müthiger Intoleranz, die viel Schaden anrichtet, in edler Resignation Bedeutsames schaffen. Die späte Resignation wird ihn lehren, daß die Welt nicht anders zu machen ist, daß abschreckende Beispiele nicht abschrecken, daß immerfort geliebt, gehaßt, gemeuchelt, getödtet, betrogen werden wird und — daß Bücher dagegen nichts helfen.

Sehen wir uns die schlechte Gesellschaft Karl Bleibtreu's einmal näher an. Er hat ein Princip; er meint, daß nur die ungeschminkteste, dreimal heilige Wahrheit der Menschheit nützen könne, daß ihre tiefsten Wunden nicht durch Phrasen, d. h. durch bisher gang und gäbe gewesene künstlerische Be- und Verarbeitung eines vom Leben gebotenen Stoffs zu heilen seien. Nein, man müsse das Leben einfach abschreiben, wie es ist, es ohne Zuthat, ohne Gewürz auftischen als ein so abschreckendes Beispiel, daß man sich — daran den Magen verdirbt.

Und dennoch sagt er zu seinem Freund Conrad:

Doch wir geigen süße Töne —
Denn wir wissen, wo er schlummert, unser Nibelungenhort.

Süße Töne! Ich werde weiter unten einige solcher süßen Töne, wenn auch mit Widerstreben, aus dem Phonographen „Schlechte Gesellschaft" nachleiern! Daß Conrad und Bleibtreu wissen, wo ihr Nibelungenhort schlummert, macht mir innige Freude, um so mehr, als sie ihn bisher so gut versteckt hielten, daß noch niemand in die Lage kam, ihn rauben zu können. Ich spreche hier nur vom novellistischen Horte, so weit er neumessianisch-naturalistisch sein will. Bleibtreu aber, der ja auf dem Gebiete der Nibelungenforschung ernste Entdeckungen gemacht hat, wird es gewiß kein Geheimniß sein, daß das Rheingold eigentlich noch niemand Glück gebracht hat, der es besaß. Man wird entgegnen: doch, Richard Wagner, den Hofopern, dem Verleger der Partitur. Bleibtreu meint es aber anders und wird wissen, was ich meine.

Die „Schlechte Gesellschaft" recrutirt sich aus einem Gedicht an M. G. Conrad, einem Antwort-Vorwort an Bleibtreu, worin Conrad es leicht und naheliegend findet, „die enormen Schwierigkeiten des Stoffs durch eine ebenso gerühmte wie bequeme Technik feig zu umgehen". Du lieber Gott, wie leicht ist es doch, formvollendete Novellen wie „Der Salamander", Verse wie die Mirza-Schaffy's, Erzählungen wie Gottfried Keller zu schreiben. Jeder Primaner kann das — fort damit, etwas Neues! Den crudesten Stoff absichtlich ohne künstlerische Composition behandelt: das muß wirken, zünden!

Nun kommt ein wirklich gutes Gedicht: „Motiv". Der Schmerz ist die Quintessenz der Welt. Gut, dagegen ist nichts einzuwenden. Jeder Mensch hat ein, zwei, drei Fenster, aus denen er die Welt betrachten kann. Bleibtreu's Vasistas heißt Schmerz. Er schreibt pessimistische Novellen.

„Voir un coin du monde à travers son tempérament" sagt Zola; Bleibtreu sieht nur un petit coin du monde: er läßt zweimal einen ideal angelegten Menschen sich in eine Kellnerin oder Chansonettensängerin verlieben und betrogen oder doch degoutirt werden und darüber zu Grunde gehen. Die erste Skizze zu diesem Thema heißt: „Die Prostitution des Herzens. Aus dem Tagebuch eines Ueberflüssigen". Die zweite, feiner ausgeführt, am Schlusse sich in den Naturschilderungen bis zu Ruysdael'schem Idealrealismus erhebend, heißt: „Raubvögelchen". Zweimal will Bleibtreu — unbewußt vielleicht, wie Benjamin Constant in „Adolphe", wie Daudet in „Sapho", wie noch früher der Abbé Prévost in „Manon Lescaut" — vor dem unlautern Weibe warnen. Aber wie unerreichbar sind diese Vorbilder! Wie lieben wir ihre schwachen Helden und unsaubern Heldinnen! Warum? Wegen der meisterhaften Kunst, mit welcher die genannten Autoren ihre Gestalten malen, durch die Aufdeckung geheimster Seelenfäden, verborgenster Regungen, durch die wunderbar gefügte Form und den Wohllaut der Sprache. Daß Bleibtreu seine Sprache auch wohllautend zu setzen weiß, sei dem Lyriker gerne zugestanden. Daß er auch der Prosa commandiren kann, beweist die folgende Stelle; so möge er durchgehends seinen zweiten Band: „Gute Gesellschaft", schreiben. Er malt die ruhende Natur auf der pester Margareteninsel in heiliger Frühe, vor einem Duell. Die Stimmung der Menschen und der schlummernden Erde ist in einen trefflichen Gegensatz gebracht:

> Der Schiffer löste sein Tau vom Pflock, sein Ruder fuhr plätschernd ins Wasser. Langsam schwebte der Nebel an den Abhängen hinauf und staute sich in den Vertiefungen, als ob die Felsaltäre ein morgenländisches Weihrauchopfer in Becken und Schalen sammelten. Und das Veilchenblau der Dämmerung vertiefte sich zu Purpur, der Purpur erröthete zu Rosenroth, das Rosenroth erbleichte zu Silber. Das Segel wurde gehißt und das Boot glitt von dannen. Ein rosiger Schein lag auf dem Wasser. Der aufglänzende Ost schien den geräuschlos über die blitzenden, einförmig flimmernden Fluten dahinschießenden Kahn zu sich emporzuziehen. Plötzlich aber änderte sich die Atmosphäre, wie dies bei dem wechselvollen Klima der Rakoschebene gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Dunst, mit fliegenden Schaumflocken gemischt, kroch quer über die graugrüne Fläche der Donau, verschlang das Arsenal, löschte die Akademie aus und setzte zu den ofener Bergen seinen feierlich langsamen, leichenzugähnlichen Marsch fort. Todtenstille schlich von Ufer zu Ufer (?). Das schwache Kreischen einer Wildgans, das Klatschen, Murmeln und Waschen versteckter Wogen und das eintönige Läuten der Glocke an den Landungsstellen wurde allein noch vernommen. . . . Das Plätschern des Stromes schien ein unverständlicher Widerhall von etwas, das auf ewig versunken. . . . Ein liederliches Krähenpaar, das augenscheinlich die Nacht durchschwärmt hatte, erhob kreischenden Protest gegen so frühe Ruhestörung. Die Kryptogamen und feinen Farnkräuter säuselten. Die Zweige blühender Sträucher verschlangen sich wie verliebte Arme. Der Sturmhut schüttelte seine dunkelblauen Glöckchen, und die sanften Rasenhügel schienen von Azaleen, Maßliebchen und Butterblumen gleichsam überzuschäumen.

Das ist wahr, das ist gesehen, und die Vedute braucht nicht die totale Sinnlichkeit auszuschließen, die am Schlusse wieder faunhaft in die Landschaft lugt. Aber, wenn Sie das schreiben können — warum, Herr Bleibtreu, „geigen Sie solche süße Töne": „Auf ihrem Taschentuche, das

sie an den Mund drückte, traten unter einem käseartigen Schleimauswurf rothe Blutkörperchen hervor"?

Die schwindsüchtige Dame, eine tiroler Kellnerin in einem berliner Schanklocal, wird später der Venus Kallipygos verglichen.

„Ernst's Blick haftete stier und gleichgültig auf den Hemisphären der Schönheit, diesem unbekannten Globus (!) einer lange ersehnten, unbekannten Welt."... „Sieh doch den großen Leberfleck da hinten." Welch geschmackloser Galimathias: die Hemisphären = ein Globus! Und eine, ja ein Dutzend Halbkugeln sind doch kein Globus.

Sehen wir uns nun das weibliche Ideal des Idealisten Gottlieb Ritter — der, nebenbei bemerkt, in der ersten Geschichte stirbt und in der letztern wieder mitthut und handelt — näher an: „Sie war über Mittelgröße und sehr schlank, aber von vollendeten Contouren, trotz der abfallenden Schultern und der eingefallenen Brust (!). Ihr magerer Hals wölbte sich mit einer Ebenmäßigkeit empor, die, verbunden mit blendender Weiße, einen wahren Eindruck von Vornehmheit hervorrief." Sie schlägt „häßliche Lachen" auf, quiekt unangenehm und hat einen übeln Athem. Spricht man ihr von Liebe, so antwortet sie „Mehlsuppe!" Von der Tirolerin in „Raubvögelchen" heißt es: „Ein schöneres Weib konnte in ganz Berlin nicht der Obhut eines süddeutschen Heiligen (des Münchener Kindl's!!) unterstellt werden. Ihre Gestalt ließ freilich einiges zu wünschen übrig, denn sie war im Verhältniß zu ihrer Fülle um einen Zoll (!) zu klein. Ein buntbesticktes weißes Wollentuch umschlang Schultern und Busen, über denen leider nur (!) ein wohlgebildeter, aber etwas zu quabbeliger Hals sichtbar wurde." (Kein Kopf?) Später kann sie auf den Titel eines „hübschen Weibes" Anspruch machen. „Die graugrünen Augen schillerten in einem undefinirbaren Ausdruck, der mal wollüstig und lüstern, mal sentimental und kummerernst erschien. . . . Sie beißt sich auf die Lippen und schnalzt damit über ihren kleinen weißen Zähnen wie ein fröhlich schmausender Raubvogel."

Genial hingeworfene Sätze, die „eine ebenso gerühmte wie bequeme Technik (nicht feig, nein muthig!) umgehen", wie die folgenden, sind nicht selten:

> Ich habe sie wieder besucht, — sie „heimgesucht", wie ich mich ironisch ausdrückte, aber entrüstet war, als die Freundin verständnißinnig nickte. . . . Ich faßte sie schweigend unter. . . . Guter Rath hat noch niemand geholfen! gähnte ich nonchalant und meine Stirne faltete sich. . . . Ich traf rechtzeitig ein, vielleicht mit einer Viertelstunde Unterschied!! . . . Ein seltsam gespannter Ausdruck straffte seine Züge! . . . Die Stirn war von leichtergrautem Haar schwarz umlockt!

Köstlich sind Bleibtreu's mit apodiktischer Gewißheit dem Leser ins Gesicht geschleuderten Aphorismen, Weltwahrheiten:

> Die alleinstehenden Mädchen, von der anständigen Nätherin bis zur Berufsdirne herunter besitzen, weit mehr ernstliches Bedürfniß für Lektüre und Poesie-Anempfindung als die — verbildete höhere Tochter. . . . Dem Weibe ist nichts interessanter als frivoler Leichtsinn. . . . Dem Weibe ist es eine Art Nothdurft und ein seelischer Kitzel, sich mit dem Gemüthe sentimentalisch anschmachten zu lassen. . . . Nichts macht einer feinern weiblichen Natur einen tiefern Eindruck als Verzichten aus Hochachtung bei ihrem Liebhaber. . . . Es hat etwas Rührendes (!), wie familiär man allmählich in der Liebe wird. . . . Das Weib hegt eine instinctive Abneigung gegen bedeutende Menschen. Sie hat auch ganz recht.

Da Bleibtreu all dies drucken läßt und es ja auch Leute gibt, die sich in der „schlechten Gesellschaft" wohl fühlen, so wird er mir es nicht verübeln, wenn ich ihn wörtlich citire. In persönlichem Verkehre hat er ja auch all die wol kaum zu widerlegenden Mängel willig „selbsterkenntnißinnig" zugestanden.

Ein ungeheuerlicher Satz lautet: „Ebenso wenig die Liebe den widerwärtigen unversieglichen Trieb zum Leben belohnen, ja seine Bitterniß meist nur noch verschärfen kann."

Die mittlere Geschichte: „Eine feine Familie", ist ebenso reich an Raritäten; man kann sie aber nicht anrühren, ohne sich zu besudeln. Weiterhin heißt es: „Innere Würmer wollten ihn bei lebendigem Leibe zerfressen, um sich mit den Würmer-Jakobinern zu verbünden, die von außen her den Leichnam erwarteten."

Seine Leute „öden sich an", „sumpfen im Hintergrund", „kollern pathetisch", „schnauben emphatisch", haben gewöhnliche, undefinirbare Züge, Stirnen von düsterer, intensiver Denkkraft, winken imponirend auf der Straße, machen schnodderige Redensarten, schmaddern etwas hin, schmökern, entfalten Ausflüchte — kurz, es gehört ein Argot-Dictionnaire dazu, sie zu verstehen.

Mögen die Leser weiter blättern! Haben Sie schon „Leichen lungern" sehen? „Was, dieser Jammermensch! wagte Ernst zu zweifeln" . . . „Es gibt nichts Entehrenderes, als an Beweise von Zuneigung zu glauben und im nächsten Augenblick enttäuscht zu werden." (Gar nichts Entehrenderes?)

Ich empfehle dem Verfasser die „Psychologie Contemporaine" von Paul Bourget (Paris 1885).

„Ein Stil des Verfalls ist derjenige", sagt der geistreiche Franzose über Baudelaire, „wo die Einheit des Buchs sich zersetzt um Platz zu machen, der Unabhängigkeit der Phrase, des Satzes; die Phrase, um dem Wort freien Spielraum zu lassen. . . . Die Decadenceliteraturen haben kein Morgen, keinen lendemain. Sie arten aus in Umänderungen des Wortschatzes, welche den Stil für spätere Generationen unverständlich machen. . . . Die Mehrheit der Stimmen (er meint die Auflagen Zola's) ist vielleicht nur die Mehrheit der Unwissenheiten."

Bleibtreu ist ein großer Lyriker, gewiß. Aber die tausend eingestreuten, mitunter genialen Gedichte, Burns'schen und Musset'schen Ursprungs oder eigener Mache, enthalten nicht minder auffallende Verstöße gegen Sprache, Wohllaut, Grammatik:

> Wenn die Halme auf der Höhe,
> Und das Veilchen springt!

Und gleich dabei:

Wie wenn schaudernd mich durchdringe
Ein geheimer Frost,
So die Sonne lacht auf eine Klinge,
Die zerfetzt von Rost. . . .

Welch Kummer! Welch Augenblick!
Mein Genius dir vergibet,
Du weißt nicht, wer dich liebet!

Solche Sachen werden den strahlenden Ruhm des heldenmüthigen Vorkämpfers im Vernichtungskampfe gegen die Juden nicht vermehren.

Bleibtreu hält seine „Schlechte Gesellschaft" für sein bestes Buch. Das Beste darin ist nicht zur schlechten Gesellschaft gehörig, der Aufsatz „Die Wechselbeziehung von Kunst und Leben in der Poesie". Gut sind ferner viele Gedichte, und die gehören auch nicht hierzu. Das Ganze ist im höchsten Grade unkünstlerisch, einzelnes total unwahr und unmöglich schon dem physischen Hergang nach; so die Fahrt von Wien nach dem Semmering, das Duell mit einem österreichischen Offizier, der sich gewiß ganz anders benommen hätte. Das Buch ist im stricten Gegensatz mit Bleibtreu's, ja Bleibtreu's Vers:

Der Liebling der Camönen
Ist ewig ein Prophet des Guten und des Schönen!

Höchste Trauer überkommt den Wohlmeinenden, wenn er sieht, daß einer das Höchste kann und das Schlechte macht. Im übrigen verweise ich, ceterum censeo, auf Paul Heyse, der das Beste macht, was er kann, und sagt:

Ein groß Geschrei geht durch die Welt:
Mit unsrer Kost sei's schlecht bestellt.
Wir sollten, was Gott uns will bescheren,
In Zukunft lieber roh verzehren.
Die Kochkunst sei ein Misbrauch nur,
Verhunze die Einfalt der Natur;
Drum, was den Schmaus versüßt, verschönt,
Als fader Mischmasch sei verpönt. —
Ha, dacht' ich, wenn mir ein Apfel lacht,
Eß' ich ihn frisch, uneingemacht,
Und Austern schlürf' ich aus der Schale.
So laßt mich kosten von euerm Mahle! —
Da präsentirten sie einen Fladen,
Wie man sie findet auf Wiesenpfaden.
Mir ward steinübel vom Gestank.
Ist's so gemeint, dann großen Dank!
Ich denke, trotz dieser modernsten Schlaraffen,
Meine Köchin doch nicht abzuschaffen.

Und:

Sie konnten im Unsittlichen
Nicht kecker sich erdreisten;
Nur im Unappetitlichen
Blieb Großes noch zu leisten.
Die Muse wandelt in stolzer Ruh'
Vorbei und hält sich die Nase zu.

Alfred Friedmann.

Vermischte Schriften.

1. Ewiger Krieg. Studien eines deutschen Offiziers. Berlin, Luckhardt. 1885. 8. 3 M.

In diesen „Studien" herrscht ein Enthusiasmus für den Krieg, wie man ihn bei einem dem Kriegerstande angehörigen Autor wohl begreiflich finden kann, ohne daß seine Beredsamkeit ausreichen dürfte, Andersgesinnte zu überzeugen: wir geben eine kleine Blütenlese von den Aussprüchen des 164 Seiten umfassenden Büchleins. Nach der Meinung seines Verfassers ist ein „ewiger Frieden" eine Chimäre, dagegen ein „ewiger Krieg" ein Segen der Menschheit. Darum wird zunächst „die Friedensduselei" aller Zeiten lächerlich gemacht und besonders dem sonst so verständigen alten Kant der Kopf gewaschen. „Alle jene Augenverdrehungen nach dem Ewig-Wahren, Ewig-Schönen und Ewig-Guten nehmen sich unfehlbar sehr lächerlich aus, wenn man der Sache etwas auf den Zahn der Ewigkeit und Universalität fühlt." Weiterhin heißt es, daß „die sogenannte Völkermoral ein hölzernes Eisen und der Friede zwischen Staaten ebenso wenig eine Tugend, als der Krieg ein Laster ist". Wer hierüber anderer Ansicht sein sollte, dem ruft der Lobredner des ewigen Kriegs zu, daß er dies nur darum nicht begreife, weil er „die Einwirkung einer aprioriischen Moralidee auch auf die Bildung des Bienen- und des Ameisenstaats, der Pavianhorden und der Bibercolonien zuzugeben gesonnen ist". Weiter belehrt uns der Verfasser, daß der Riesenkampf um die Herrschaft in allen seinen Formen das treibende Princip der Geschichte ist; nicht blos verschlingen Sonnensysteme einander, auch in der Natur- und der menschlichen Sprache, ja selbst in der Ausprägung der Gottesidee herrscht „der Kampf um das Dasein". Die ganze moderne Industrie verschlingt fortwährend zahllose Opfer, die Kunst und die Wissenschaft leben vom Kriege, die Entwickelung des Kunstgewerbes hing noch im Mittelalter „in bedeutendster Weise" vom Kriege ab: „Die Idee, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo das Duell als barbarisch und gesetzwidrig gelten, nur noch von Rabulisten und Schnapphähnen vollzogen werden oder ganz verschwinden werde, ist nicht weniger vage als die Idee vom ewigen Frieden. Ein flüchtiger Blick, eine an sich unbedeutende Bewegung kann unter bestimmten Verhältnissen identisch sein mit der schwersten Beleidigung. . . . Der Krieg schafft nicht nur dem Einzelnen einen weitern und tiefern Blick für das, was dem Ganzen noththut; er erzeugt auch eine Ausdauer, ein Selbstvertrauen, eine Entschlossenheit und eine Thatkraft, daß man sich im Frieden gar kein annähernd entschieden wirkendes Ereigniß denken kann. Der Krieg ist darum naturnothwendig und unentbehrlich für die fortschreitende Cultur, ja er ist ab-

solut moralisch nothwendig. Wir wissen mit absoluter Bestimmtheit, daß der Krieg aus dem Völkerleben nicht verschwinden wird, solange Nationen gleich Individuen nach höherer geistiger und moralischer Entwickelung streben. Ist denn der Gedanke, einige Jahrzehnte früher die Lebensbilanz ziehen zu sollen, gar so schrecklich? Nein und tausendmal nein! Das Winseln und Greinen mögen die glücklich Ueberlebenden besorgen; der Mann aber stirbt muthig für Ehre und Vaterland!"

2. Richard Wagner. Entwürfe. Gedanken. Fragmente. Aus nachgelassenen Papieren zusammengestellt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1885. Gr. 8. 6 M.

Für jeden Referenten, welcher nicht ausgesprochener Wagner-Schwärmer ist, bleibt es immer eine peinliche Aufgabe, über eine derartige Vermehrung des buchhändlerischen Materials berichten zu sollen. Mag man noch so sehr die einem großen Todten gebührende dankbare Verehrung zu würdigen wissen: jedes gesunde Gefühl muß sich doch abwenden, wenn ein Derwischtanz um Papierschnitzel aufgeführt wird, wie dies die Großpensionäre des Alexandrinismus bis heute in Bezug auf Goethe thun. Auch im vorliegenden Fall kann man leider ein uneingeschränktes Lob nur dem Papier und dem Druck zutheil werden lassen. Das Geheimniß selbst, welches die Druckerschwärze enthüllt, gleicht für den Unbefangenen doch gar zu sehr dem verschleierten Bild zu Saïs, während „die Eingeweihten" dieses Bild wahrscheinlich im dichten Nebel der Weihrauchwolken niemals in seiner wahren Gestalt sehen.

Schon die Vorrede ist nicht ohne ein gewisses culturgeschichtliches Interesse. Da erfährt ja die staunende Welt, daß sogar „unverständliche Notizen" und fast „wörtliche Wiederholungen" beibehalten worden sind; daß ferner getreulich die Unterschiede der Schreibart beobachtet worden, wie sie von 1849 bis 1883 sich herausgebildet haben; daß endlich der bekannte Wagner-Enthusiast Freiherr von Wolzogen in den „Bayreuther Blättern" die Entstehung und Entwickelung dieser Aufzeichnungen zu einem Gesammtgemälde verarbeiten wird. Die letztere Aufgabe ist von der Art, daß sie jedenfalls der obersten Klasse in der Hierarchie der Wagner-Heiligen vorbehalten bleiben muß. Profane Naturen können leider von der Ansicht nicht loskommen, daß der Ruhm Wagner's als Musiker nur gewinnen würde, wenn der Maëstro von Baireuth weniger in Worten orakelt hätte als in Noten. Diese Ueberzeugung muß aber durch die neueste Einbalsamirung Wagner'scher Gedankenleichname geradezu bis zum Unwillen gesteigert werden. Thronen doch auf der ersten Seite dieses neuesten Wagner-Evangeliums einsam zwei Sprüchelchen von Lykurg und Lichtenberg, welche der Dichtercomponist irgend einmal „eigenhändig abgeschrieben" hat. Weiterhin wird eine Anzahl von Notizen und dürftigen Skizzen abgedruckt, deren ursprünglichen Sinn und Zusammenhang „der Meister" wol selbst späterhin nicht mehr enträthseln konnte. Ja noch mehr. Selbst ein projectirtes Titelblatt und alle aus der Flüchtigkeit des Niederschreibens erklärbaren Interpunktionsfehler werden als kostbare Spirituspräparate in diesem Museum des Wort- und Tondichters von Bairenth aufbewahrt. Wir wissen ja, daß der berühmt und reich gewordene Wagner eine beneidenswerthe Galerie von Schlafröcken besaß, in welche er schlüpfte, je nachdem er in dieser oder jener Stimmung componiren wollte; das waren aber künstlerische auf einer Schneiderakademie gefertigte Schlafröcke, während hier die Oberpriester der Wagner-Gemeinde ihren Messias der Musik in einem Schlafrock umherwandeln lassen, welcher selbst die Blößen des Cynikers Diogenes in seinem weltberühmten Faß nicht hätte decken können. Es kostet wirklich Mühe, aus dieser „Blütenlese" von Wagner-Gedanken einige wirkliche Stilblüten herauszufinden, da meist nur welke Blätter in dieser großen Papierwüste den Fuß des einsamen Wanderers streifen. Den mühsamen Erwerb dieser Schnitzeljagd bitten wir in folgenden Aussprüchen Richard Wagner's unsern Lesern serviren zu dürfen. Sie lauten:

Wirkliches, klares geschichtliches Leben wird dann erst beginnen, wenn die bisherige sogenannte historische Consequenz aufhört, welche sich in Wahrheit und ihrem Kern nach auf Fabel, Tradition, Mythus und Religion gründet. ... Die Kunst befaßt sich nur mit dem Vollendeten — der Staat auch, aber mit der Anmaßung, es als Norm für die Zukunft festzuhalten, die ihm doch nicht gehört, sondern dem Leben, der Unwillkür. Die Kunst ist daher wahr und aufrichtig, der Staat verwickelt sich in Lügen und Widersprüche; die Kunst ist ewig, weil sie das Endliche stets getreu und redlich darstellt, der Staat endlich, weil er den Moment für die Ewigkeit setzen will und in sich daher todt ist, ehe er noch ins Leben tritt. ... Schaffen kann nicht der Dichter, sondern nur das Volk, oder der Dichter nur insofern, als er die Schöpfung des Volks begreift und ausspricht, darstellt. ... Die Wissenschaft hat nur so lange Macht und Interesse, als in ihr geirrt wird; sobald in ihr das Wahre gefunden ist, hört sie auf. Die Wissenschaft ist endlich und die Kunst ewig. ... Der ganze moderne Begriff des Dualismus, die Getrenntheit von Leib und Seele, besteht nur in der Lossagung des Bauchmenschen vom Kopfmenschen. ... Mozart starb, als er an das Geheimniß (der Musik) drang; Beethoven zuerst trat ganz hinein. ... Der Welt wird jede Art von Wohlverhalten gegen andere gelehrt; nur wie sie sich gegen einen Menschen meiner Art zu verhalten hat, kann ihr nie (!) beigebracht werden, weil es (?) eben zu selten vorkommt. ... Kunstwerk der Zukunft nur für aus dem Traum der Jetztzeit Erwachende. Wer die Beängstigung dieses Traums nicht stark genug fühlt, um zum Erwachen getrieben zu werden, der träume fort! Ich arbeite für die Erwachenden. Es geahnt, erschaut, gewollt zu haben, das mögliche „Es könnte" — genügend: zu was der Besitz? Der schwindet.

Weiterhin folgen einige Bemerkungen über das Vorspiel zu „Tristan und Isolde", das Vorspiel zum dritten Act der „Meistersinger", endlich zum „Parsifal". Hieran reihen wir folgende Aussprüche:

Der schlagendste Beweis dafür, wie wenig uns die Wissenschaften u. s. w. nützen, ist, daß Kopernikus' System für den allergrößten Theil der Menschen den lieben Gott doch noch nicht aus dem Himmel delogirt hat. ... Die Jünger verstanden den Herrn fast ebenso wenig als ein treuer Hund uns; doch — sie liebten ihn, gehorchten (ohne zu verstehen) und gründeten eine neue Religion. ... Dogma des Mitleids gegen die Thiere kann

sich nur auf ein Schuldgefühl gründen: daß wir Thiere zur Selbsterhaltung vertilgen müssen, da wir andererseits die Thiere als uns so verwandt nur unschuldig erkennen müssen, soll uns der Schuld unsers Daseins inne werden lassen, eine Schuld, die wir nur durch Mitleid im großen und größten mildern können.... Es ist urmenschlicher Weisheit aufgegangen, daß, was im Menschen athmet, dasselbe ist wie im Thiere. Zu spät bereits, um den durch Thiernahrung auf uns geladenen Fluch abzuwenden; denn durch nichts Unterschied als durch Mitleid.

Auf die Gefahr hin, von den Wagner-Enthusiasten gesteinigt oder schmachvoll todtgeschwiegen zu werden, schließen wir mit einem Protest gegen das greisenhafte Gebaren, welches selbst das Unbedeutendste an Richard Wagner sklavisch mit photographischer Treue einer unbeschränkten Oeffentlichkeit preisgibt. Wagner steht uns als Musiker so hoch, daß wir zu seiner Glorificirung wahrlich nicht den Schriftsteller hinzu zu nehmen brauchen; er würde jetzt, falls er noch lebte, zu dem Ausruf gedrängt: Gott schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selber schützen!

3. Die Freiheit des musikalischen Vortrags im Einklange mit H. Riemann's Phrasirungslehre. Nebst einer Kritik der Grundlagen poetischer Metrik und des Buchs „le Rythme" von Mathis Lussy. Von Karl Fuchs. Mit 183 in den Text gedruckten Notenbeispielen und einer Notenbeilage: Beethoven Op. 126, Nr. 3 in phrasirter Ausgabe. Danzig, Kafemann. 1885. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser hat bereits 1884 eine Schrift veröffentlicht: „Die Zukunft des musikalischen Vortrages. Studien im Sinne der Riemann'schen Reform." Hier in seiner neuen, außerordentlich fleißigen Arbeit tritt er mit geschärften Waffen für seinen Freund Riemann ein. Er entkräftet zunächst den Einwurf, daß dessen Methode die persönliche Auffassung der Künstler und damit alle Freiheit des musikalischen Vortrags untergrabe. Wenn die Kunst des Vortrags lediglich auf festen Regeln beruhe, so würde ja die Kunst zum Handwerk, welches auch der weniger Begabte erlernen könne. Den Vertretern dieser Einwürfe hält nun Fuchs entgegen, daß Riemann auf dem Gebiete der heutigen musikalischen Theorie geradezu der Lehrer Deutschlands sei, weil dessen Entdeckung des „Klangschlüssels" sowie „Schule der Melodik und Lehre vom Contrapunkt" eine völlige Neugestaltung ihrer Gegenstände enthalte. Weiterhin betont nun Fuchs, daß die Kunst des Vortrags nicht lediglich auf festen Regeln beruhe, vielmehr die Phrasirung zunächst nur die Grundlage des Vortrags bilde, auf welcher sich die technisch-geistig selbständige Reproduction des vortragenden Künstlers zu erheben habe. Die Folge und Gliederung der Phrasen mache die musikalische Physiognomie wenigstens jedes modernen Kunstwerks aus. Ueberall, wo ein großer Dichter oder Componist erfinde und gestalte, gehe es nach Gesetzen zu, gleichviel ob der Componist dieser Gesetze selber oder blos ihrer thatsächlichen Wirkungen sich bewußt sei. Diese Gesetze müssen für uns erkennbar werden auch in Bezug auf die Rhythmik des Vortrags. Freilich ist die ästhetische Selbsterkenntniß ohne Methode fast ebenso schwer wie die moralische. Der phrasirende Vortrag erfordert eine weit größere geistige Regsamkeit als der alte taktirende; er erfordert ein beständiges inneres Wachsein, eine nicht gewöhnliche Elasticität der Vorstellungskraft unter dem Vortrag selber. Werden nun Stücke nach der Riemann'schen Methode vorgetragen, so ist die Wirkung auf die Hörer eine ganz ungeahnte Steigerung der Verständlichkeit auch solcher Werke, welche dem Laien mit sieben Siegeln verschlossen sind. Diese Erfahrung ist besonders bei dem Vortrag von Bach'schen Compositionen gemacht worden. Allerdings ist jeder Solist in der Ausführung gewisser rhythmischer Zartheiten überlegen; innerhalb dessen aber, was überhaupt verständigerweise für Orchester geschrieben werden kann, bietet dasselbe ein viel vorzüglicheres Material dar, um deutlicher und eindringlicher zu phrasiren als das Klavier. Innerhalb der durch sein Wesen gezogenen Grenzen kann das Orchester sehr wohl phrasiren, wenn den Ausführenden phrasirte Stimmen und dem Dirigenten eine fixirte Partitur vorliegen.

Der Verfasser belegt diese seine Grundgedanken mit vielen instructiven Notenbeispielen und gelehrten Excursen. Am Schluß seiner Abhandlung weist er darauf hin, daß durch die Riemann'sche Phrasirungsausgabe von Beethoven's Sonaten dieser große Tonmeister geradezu eine Auferstehung von den Todten feiere.

Referent ist der Ansicht, daß die Arbeiten von Riemann und Fuchs auch von deren Gegnern eingehend studirt werden müssen. Beide wenden gewissermaßen die inductive Methode auf die Musik an, während bisher die deductive vorwog. Wol entspricht eine seelisch möglichst feine und abgestufte Tongebung dem Wesen der modernen Musik sowie des modernen Menschen überhaupt; auch unsere heutige Malerei zeigt ja einen fast unendlichen Reichthum an gebrochenen Farben; auch Shakspeare verlangt eine viel schärfer individualisirende Declamation als Goethe und Schiller. Die Schwierigkeit der Aufgabe liegt nur darin, einerseits durch den Vortrag eines musikalischen Kunstwerks die technisch-seelische Ausdrucksfähigkeit der Musik, alle Abstufungen von Licht und Schatten hervorzubringen und doch den allbeherrschenden einheitlichen Fluß nicht zu verlieren. Das musikalisch unendlich reiche Ich des modernen Menschen darf weder in der alten Vortragsweise pantheisirt, noch etwa in einseitiger Anwendung der Riemann'schen Methode atomisirt werden: es muß siegreich schweben über all seinen einzelnen Kundgebungen — wie in seinen logischen, so auch in seinen musikalischen.

4. Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien. Von Henry Thode. Berlin, Grote. 1885. Gr. 8. 16 M.

Dieses umfängliche Werk ist nicht nur mit eminentem Fleiß gearbeitet, sondern beruht auch auf den eingehendsten Quellenstudien. Ueberall ist das kunstgeschichtliche

Material mit bemerkenswerther Besonnenheit in den culturgeschichtlichen Zusammenhang eingereiht, ohne doch seine beherrschende Stellung aufzugeben; die geübte Kritik ist eine sehr gereifte und die Schilderung der einzelnen Kunstwerke eine anschauliche. Das Ganze ist eine überaus dankenswerthe Bereicherung der kunstgeschichtlichen Specialliteratur und steht in erster Reihe der hierher gehörigen Monographien. Es zerfällt in zwei große Hälften, deren erste Franz von Assisi und dessen Einfluß auch die italienische Kunst, deren zweite das Franziskanerthum und seine Bedeutung für die italienische Kunst enthält.

Aus der großen Fülle der hier vereinigten Abhandlungen heben wir hervor: den Abschnitt über Giotto und die Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts, die Kirche San-Francesco in Assisi und deren künstlerische Ausschmückung, weiter die Franziskanerkirche in Italien, die unter dem Einfluß des Franziskanerordens entstehende künstlerische Neugestaltung der christlichen Darstellungen, die Allegorien der Mönchsgelübde, des Kreuzes und des Todes. Eine noch schärfere Sichtung des Materials, eine größere Ausscheidung des Rohstoffs würde freilich der Durchsichtigkeit des Gesammtbildes wesentlich genützt haben; indeß mag immerhin der Schwerpunkt dieses Buchs mehr in den einzelnen Theilen als in der strengen Zusammenfassung des Ganzen liegen. Die zahlreichen beigegebenen Lichtdrucke erhöhen wesentlich das Verständniß des Textes.

5. Logos. Ursprung und Wesen der Begriffe. Von Ludwig Noiré. Leipzig, Engelmann. 1885. Gr. 8. 8 M.

Diese neue Leistung des bekannten Sprachphilosophen zeichnet sich formell durch große Klarheit, streng logische Entwickelung und populär-wissenschaftlichen Ausdruck aus. Den Inhalt wollen wir bis zu einer gewissen Grenze nachstehend skizziren.

Noiré setzt das Wesen des Menschen in die Vernunft, welche er das Vermögen der allgemeinen oder abstracten Begriffe nennt. Mit dieser Vernunft einerseits, mit den Sprachlauten andererseits hängen die Begriffe zusammen; es ist aber ungenügend, die Urbegriffe nur aus solchen Wurzeln abzuleiten, welche eine Thätigkeit bedeuten. Die frühere Annahme, daß die Sprache durch Schallnachahmung entstanden und aus Empfindungslauten hervorgegangen sei, ist verwerflich; vielmehr wird die Sprachforschung erst dadurch eine historische Wissenschaft, daß sie in der Sprachentwickelung den Fortschritt von Wort zu Wort, von Begriff zu Begriff nachweist.

Max Müller hatte betont, daß die Gesetzlichkeit der Vernunft mit der Gesetzmäßigkeit der Sprache in Uebereinstimmung stehen müsse. Er hatte aber die Frage nicht beantwortet, wie Wurzeln zu Zeichen allgemeiner Begriffe werden. Da nun hatte Noiré den Punkt aufzuweisen versucht, aus welchem wirklich zuerst der Quell des Denkens und des Sprechens hervorgebrochen sei. Wenn nun alle Urwurzeln nichts anderes als menschliche Thätigkeiten bezeichneten, so konnten zunächst nur die gemeinschaftlichen Thätigkeiten durch die ersten Sprachlaute bezeichnet werden. Nur diese Thätigkeiten besaßen die Fähigkeit, Denken und Sprache zugleich zu erwecken und zu entwickeln. Nachdem Noiré diesen festen Punkt gewonnen, suchte er die allmähliche Umbildung und höhere Entwickelung des physiologischen Menschen unter der Einwirkung des Denkens und der Sprache darzustellen; endlich aber suchte er die Elementarorgane der Vernunft, die Begriffe zu ergründen. Die Allgemeinbegriffe sind für Noiré sozusagen die Urzellen des Denkens, und er untersucht, wie Vorstellungen zu Begriffen werden konnten.

Damit Sprache und mit ihr Vernunfterkenntniß entstehen konnte, mußte Inneres geäußert werden, wodurch sich die Anwendung des Sprachlauts als Zeichen erklärt, und Aeußeres verinnerlicht, d. h. die ganze Außenwelt sich in Bildern und Vorstellungen absondern und idealisiren und so zum Gegenstande einer Erinnerung werden. Das Zeichen ist eine sinnliche Vorstellung als Mittel der Erkenntniß; es ermöglicht eine gemeinsame Erkenntniß vieler durch Raum und Zeit getrennter Wesen. Die Urbedeutung der Wurzeln war überall sinnlich anschauliche Wirkung gemeinsam schaffender Thätigkeit und zugleich diese durch ihre Wirkungen charakterisirte Thätigkeit selbst. Alle Begriffe sind aus dem Prädiciren entstanden, und ein Begriff entzündet sich am andern; sie sind nicht unmittelbarer Besitz des Denkens, dessen Wesen in der Allgemeinheit, dessen Fortgang einzig auf der causalen Verbindung, dem Logos, beruht. Die objective Erkenntniß kann durchaus nur von einem sinnlich-anschaulich causalen Vorgang ihren Ausgang genommen haben; alles eigentliche Denken hat zum Gegenstande nur Erscheinungen in den Formen Zeit und Raum, die nach dem Satze vom Grunde geordnet werden.

Wir glauben hier abbrechen zu sollen und empfehlen das weitere Studium des Noiré'schen Werks allen Betheiligten; das überaus schwierige Problem der Entstehung der Sprache wird hier auf mustergültige Weise gelöst.

Gustav Portig.

Lyrisches und Episches.

1. Seraphina. Eine Erzählung zwischen Wellen und Wogen von **. Mit einem Vorwort von A. Friedmann. Minden, Bruns. 1886. 12. 1 M.

Der wiener Schriftsteller erzählt in seinem Vorwort die rührende Geschichte des Dichters der „Seraphina", welcher sein lieber Universitätsfreund war, mit dem er auch in Großbritannien zusammen reiste, ruderte, segelte, badete, der dann bei Mars-la-Tour, durchs Herz geschossen, fiel. Aus der Hand der Mutter und Schwestern des Gebliebenen hat A. Friedmann die Gedichtsammlung erhalten, welche sein Freund in der Schlacht auf dem Herzen getragen, durch welche die mörderische Kugel ein kreisrundes Loch geschlagen. „Er hat die von der Kugel fortgerissenen Worte ergänzt, da und dort gefeilt, kleine Verstöße beseitigt, mit Seraphina gehofft und geweint, und den Schmerz des sie Verlierenden nachgefühlt."

Wir haben die Perlenschnur der Sammlung mit aufmerksamer Hingebung, Perle für Perle betrachtend, durch die Hand gleiten lassen. Was dem Ganzen fehlt, wollen wir gleich zum voraus betonen: die erforderliche fesselnde, Spannung erregende Handlung. Es kann auch sein, daß der Mangel einer beredtern Sprache, einer ausdrucksvollern Kundgebung der Ereignisse auf uns mit eingewirkt hat: wir glauben, das einfache Erlebniß, welches den Kern der Historie bildet, hätte sich dramatisch wirksamer gestalten lassen. Die einzelnen Lieder sind keineswegs mislungen, auch die Verse selbst sind durchaus nicht übel, aber der Dichter war viel zu sehr zu Reflexionen geneigt: es fehlt ihm Wärme, es fehlt ihm Glut, während andererseits wieder ihm der Einfachheit erhabener Ausdruck abgeht. Hier und da sind sehr hübsche Gedanken hineingewoben, manches ist überaus duftig — die Stelle von den blauen Veilchenaugen, dem Rehlein mit dem rothen Band, dem tiefen, stillen Strom ist ganz allerliebst, märchenhaft idyllisch —, vieles indeß zu weit ausgesponnen. Daran ist freilich Friedmann nicht schuld: sein verstorbener Freund — „ein der Welt im Beginn seines Schaffens entrissener Poet" — hat so gedichtet; es ist nichts zu ändern, nichts zu kürzen. Wir müssen uns mit dem begnügen, was der Heimgegangene uns hinterlassen hat: lebte er noch, so würde er vielleicht manches selbst anders gestaltet haben. Auch Reminiscenzen an andere Dichter sind vorhanden; wir erwähnen nur: „Soll er Einer angehören", welches, wenn nicht dem ganzen Inhalt, so doch der Weise nach lebhaft an Goethe's „Ach, was soll der Mensch verlangen" gemahnt. Ferner:

Im grünen Grase will ich träumen,
Dann nach dem blauen Himmel schaun,
Bis zwischen dicht verschlungnen Bäumen
Die Sterne Thränen auf mich thaun!
Dann will ich schlafen in dem Moose,
Bis wieder es im Osten glüht. —
Wann deine helle Sonne flammt im Blauen,
Würd' ich, in's Gras gestreckt, nach oben blicken.
. . . . . .
Ich würde schlummern, bis die Sterne thauen.
(Platen.)

Sonst finden sich übrigens unter den Vor- und den Nachklängen zu der eigentlichen Erzählung mancherlei gedankentiefe Strophen; wir citiren:

Wie einer, der im Meeressande
Nach Perlen geht, gespült zum Strande
Mit flieh'ndem Schaum, ein leerer Thor,
Komm' ich mir und mein Suchen vor.

Wie wär's, wenn ich im Leben bliebe
Ganz ohne Freundschaft, ohne Liebe?
Doch ist sie denn Unmöglichkeit,
Die Perle an dem Strand der Zeit?

Lieblich ist's, sich festzuranken
An ein Liebes und ihm hold sein;
Lieblicher, selbst in Gedanken
Dem Erwählten treu wie Gold sein!

Es muß ein Schmerzenstrank zu leeren,
Ein bittrer Kelch zu trinken sein:
Ein Liebstes gläubig zu verehren,
Und Falschem Geist und Blut zu weihn!

Der Dichter ist von zwei Freunden, Schulbankgenossen von Deutschland her, aber Briten, aufs Land geladen. Das Häuschen steht hart am Fluß, an der Themse. Mit ihnen rudert, angelt, stürmt er durchs Leben. Eines Tags ruht er allein träumend im Boot:

Da glitt ein Kahn an meinem Boot vorbei,
So langsam mit dem lässig müden Strom,
Daß ich ein schönes Bild recht lange sah.
Ich hob mich halb und blickte wol verwundert:
Ein hellgrün Boot mit dunkelrothen Kissen
— Ein Röslein schien's in seinen Kelch gehüllt —
Glitt langsam mit dem lässig müden Strom,
Am Bord in Gold stand blinkend: „Abendstern",
Und vor dem Segel saß ein Mädchenbild,
Beschattet von der kaum bewegten Leinwand.
Sie hielt ein Buch in ihren schlanken Fingern.

Dies ist die erste Begegnung mit Seraphina, die er andern Tags, als er, durch die schwellende Flut von Fluß und Boot getrennt, am Lande weilt, wiedertrifft, wie sie am Rande eines Sees schlummert. Sie erwacht, er blickt von neuem in ihre „Veilchenaugen" und vernimmt, daß sie „vom fernen Westen kommt, aus einem Blockhaus, von dessen Herd niemand ohne genossene Gastfreundschaft scheidet". Sie suchen zusammen Waldmeister, er küßt erst ihr eines Auge, dann fragt sie scherzend: „Das andere nicht?" und schlemisch hielt sie's hin. So küßt er denn weiter. Darauf folgt er ihr in:

Ein stilles Läubchen und ein köstlich Mahl.
Dann schied ich aus Armidens Garten.

Sie geleitet ihn ans Schiff; der Flußgraben ist mittlerweile wieder getrocknet — leider!

Komm
So oft du magst, nur komm am Sonntag nicht,
Und nicht am Todestag der Woche! Denke mein!

Fortan kehrte der Dichter gar häufig wieder:

Ich war der Welt verschollen! Freund und Feind,
Stadt, Amt und alles war ein Wolkenplan,
Hoch über ihm stand ferne, unsichtbar,
Die schöne Sonne, die allein mir schien,
Weil über allem Wolkenzug ich schwebte.

Ein Menschenleben that sich ganz mir auf.
Wie durch ein gläsern Haus die Tropenpracht
Im Wintergarten strahlt, besah ich still
Aus öder Welt die Blumen ihres Herzens.

Sie hatte aus der Neuen Welt viel Gold gebracht, sich Grund am Fluß gekauft und hinter dem Hain ein Schloß gebaut. Hier lebte Seraphina allein mit einem Negerweib; nun führt er mit ihr ein märchenhaftes Dasein. Sie schildert ihm ihre Heimat, wie sie war: Großmutter sitzt am Winterfeuer und hält zwei Knaben im müden Arm; die Mutter strickt, der Vater überschaut das Ganze und bedenkt den nächsten Krieg. Schließlich begehrt der Dichter sie zum Weib: da überzieht's ihre Züge wie ein Flor, auf dem Antlitz liegt's wie Tod. In demselben Augenblick erscheint die Negerin: „Er kommt!" und zieht ihn in einen finstern Baumschlag. Ein Mann knarrt und knirscht auf dem Kiesweg daher: der Dichter sah ihn oft im Riesengewühl der Stadt; er ist ein trunkener Bösewicht, ein Roué, von dem man Uebles spricht. Schon anfangs barsch, redet dieser Wüstling die sich weigernde Seraphina immer heftiger an, und zuletzt schlägt er sie mit ungeschlachter Hand. Da stürzt der Dichter vor und martert ihm die Hand: „Mit welchem Anrecht schlägst du?" Jener lallt: „Mein Weib"; ich schauderte, werde gefordert von ihm: durft' ich kämpfen, ich, der drei Kugeln in dieselbe Kerbe sendet? Ist sie nicht sein Weib? Zwei Sekundanten hätte ich in den Freunden. Muß ich? Ich muß nicht. Doch die Welt sagt: Feigling! Dem Gegenüber? Wer in sich das Rechte beschließt, und als recht es innigst fühlt, und noch die Welt fragt, ist ein ekler Narr. Ich sagte: Nein! Vielleicht kämpfe ich doch! So verging ihm die Nacht. Am nächsten Morgen meldet ihm aber die Negerin, daß Seraphina starb!

Die Alte kam und sagt' es thränenlos:
Und jener sei mit Hab' und Gut entflohn!

Der Jüngling kehrt, in den Tiefen seines Seins erschüttert, aufs Festland zurück und stirbt bei Mars-la-Tour den Tod fürs Vaterland. Ob Seraphina blos an gebrochenem Herzen oder vielleicht an Gift starb, scheint uns absichtlich ein wenig unklar gehalten zu sein. Es folgen kleinere Gedichte als Nachklänge.

Dies der Gesammtverlauf der Dichtung, welcher es nicht an Schönheiten mangelt. Wir meinen, es hätte sich mehr aus dem Erlebniß machen lassen, doch darüber haben wir uns schon ausgesprochen, und in dem Falle wäre dasselbe seiner einfachen Wahrheit entkleidet und in das kunstreichere Gewand des epischen Idylls gehüllt worden.

2. Frisch vom Herzen! Lieder und Dichtungen von Theodor Souchay. Stuttgart, Greiner u. Pfeifer. 1885. 8. 4 M.

Der vielseitig begabte Dichter beschert uns einen schön ausgestatteten, umfänglichen Band mit den verschiedensten Gaben. Da haben wir: „Vermischte Lieder", „Lieder aus der Goldenen Rose", „Lieder der Liebe", „Romanzero", „Vermischte Gedichte" (Sprüche, Distichen, Liederstrauß für meine Frau, Uebersetzungen, Festgedichte), „Aus nordischer Heimat" (hochdeutsche Gedichte, Originalgedichte plattdeutscher Mundart, Uebersetzungen in plattdeutsche Mundart). Souchay ist ein feinsinniger Dichter, dessen gesangbegeistertes Gemüth alles zu Gesang machen muß, was im Leben auf ihn einwirkt:

Was ich verborgen trag' im tiefsten Busen,
Es muß heraus, es bricht sich Bahn im Lied;
Mir legten in die Brust die holden Musen
Ein Harfenspiel, das klingend mit mir zieht.

Wohin er auch die leichten Schritte wendet, zu Wasser und zu Land, in Wald und Flur, stets muß er singen.

Aehnlich äußert er sich auch in seinem „Nachtgesang", der höchst duftig den Reigen der „Vermischten Lieder" eröffnet:

In tiefer Nacht,
Wenn Platz und Straßen still und sacht
In Ruh' und Frieden schlummernd liegen,
Wenn nur der Lüfte Segler wacht,
Ins Traumreich die Gedanken fliegen,
Wenn mir aus längst vergangnen Tagen
Geschiedne Geister Grüße sagen,
Kommt Ton um Ton ganz still und leis,
Und aus dem Herzen sehnsuchtsheiß
Entströmt ein Lied, ohn' daß ich's weiß.
Nicht alles blieb, was schon gesungen,
Manch Lied verhallt, das kaum erklungen;
Dir aber, holder Geist der Töne,
Der sich mir naht in zarter Schöne,
Der, wenn die Menschen schlafen gingen,
Daher rauscht mit den sanften Schwingen,
Sei zu bewegtem Saitenklang
Der Dichterseele Vollgesang
Mit reinstem Herzen dargebracht
In tiefer Nacht.

Es finden sich unter diesen Liedern einige wunderschöne, von denen wir gern noch mehr hier anführten. Wir erwähnen: „O Strahl der Sonne, schau hernieder", „Im Grünen", „Wann ist es ausgesungen das Lied von dir, o Rhein?" „Doppel-Liebe" u. s. w. Einige der kleinern Lieder, z. B.: „Hell ist ein Lied erklungen" und „Der Wald ist meine Kirche", sowie „Es ist ein Schnee gefallen", haben Heinrich Heine'sche Melodie.

Das „Schenkenidyll" ist von recht frischem Ton durchzogen; das Lied daraus: „Horch, wie schön die Geigen klingen", wird zweifellos Freunde finden; „Ich hab' es ernst gemeint" ist naiv und innig; mehrere der Ghaselen, z. B. „Sonn' ist übern Wald gegangen", recht ansprechend.

Von den „Liedern der Liebe" sind mehrere, wie „Du hast meine ganze Seele", „Ich will dich auf den Händen tragen", „Im Schatten der Platanen" u. a., wieder in Heine'scher Manier, was in mancher Hinsicht als Lob, in anderer als Tadel aufzufassen ist. Sehr hübsch sind: „Wie der Adler möcht' ich steigen", „Schön bist du", „Da zuerst mir ist erklungen", während „Der Flieder duftet", sonst recht schön, leider in der Form gar zu holperig ist, um den Eindruck zu machen, welchen dieses gedankenvolle Gedicht sonst hervorrufen würde.

Aus „Romanzero" heben wir „Dalibor", „Der größte Schatz", „Josias Rauzau" hervor, von denen namentlich die ersten beiden gehaltvoll sind. Im „Arzt vom Falkenstein" spricht sich ein trefflicher Humor aus; wir sind fest überzeugt, die medicinische Facultät irgendeiner Universitas würde noch heutzutage nicht anstehen, dem heilkundigen wackern Ritter das Doctordiplom zu verleihen. In „Bonifacius und Radbod" aber begeht der würdige Heidenbekehrer doch eine allzu große Unklugheit; wir können's dem Friesenfürsten nicht verdenken, daß er lieber mit seinen Vorfahren zusammen in der Hölle braten, als ohne diese sich des Himmelreichs erfreuen und sich bekehren lassen will. Der Humor ist in dieser und der nächsten Abtheilung überhaupt reichlich vertreten.

Von den „Vermischten Gedichten" ließe sich vielerlei Gutes anführen; sie sind an Gedanken reich und mannichfaltig. Ein Spruch lautet:

Wer nicht vom Zauber der Natur geweiht,
Wird nie der Kunst den vollsten Ton entringen;
Wer nicht am Quell der Kunst trank Wonn' und Leid,
Dem wird ins tiefste Herz Natur nicht dringen.

Der Inhalt der „Distichen" zeigt durchweg ein gereiftes Urtheil. Die Singspiele „Thermopylä" und „Kyffhäuser" sollten componirt werden (sind sie es vielleicht schon?), wie überhaupt der Tondichter in dieser Gedichtsammlung so manches findet, wobei ihn die Lust zum Schaffen anwandeln wird. Aus dem „Liederstrauß für meine Frau" sei folgendes geistreiche Reimspiel citirt:

Wahrheit und Dichtung.

Was der Dichter einst erlebt hat,
Phantasievoll er verwebt hat.
Ist's auch Wahrheit voller Klarheit,
Die im Geist ihm vorgeschwebt hat,
Ist doch Dichtung seine Richtung,
Die er stilvoll angestrebt hat.

Doch in deinem Strauß hat seinem
Herz, das ihn allein belebt hat,
Nichts gespiegelt, das, besiegelt
Nicht durch Wahrheit, er erlebt hat.

Man ersieht hieraus, wie auch aus den Sonetten, den Uebersetzungen aus fremden Sprachen und ins Plattdeutsche u. s. w., daß Souchay sich eine beträchtliche Sprachgewandtheit angeeignet hat. Er handhabt Reim und Ausdruck mit einer gewissen Herrschaft, und es würde sich in seinen Erzeugungen sicherlich eine noch größere Kunstvollendung widerspiegeln, wenn er nicht jenem schlimmen Princip, welches er selbst in seinem „Block-, Stock- und Bock"-Sonett „An die Unausstehlich-Classischen" dem Verständniß näher zu führen sucht, hier und da allzu abhold gesinnt gewesen wäre. Souchay hätte sich die Mühe nicht verdrießen lassen sollen, seinen durchgehends hübschen und werthvollen dichterischen Erzeugnissen diejenige Feile zutheil werden zu lassen, welche hier und da noch erforderlich war, um den Gestaltungen die Abrundung und das Ebenmaß künstlerischer Vollendung zu verleihen. Die Verse, die Sonette, die Hexameter konnten von Schwächen der Metrik, des Hiatus u. s. w. befreit werden: Einzelheiten, auf welche wir hier nicht noch besonders eingehen wollen.

Hans Minckwitz.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der Verlag von Otto Spamer in Leipzig hat wieder eine größere Zahl von Werken, meistens in neuern Auflagen, dem Publikum auf den Weihnachtstisch gelegt: so K. Göpel's „Illustrirte Kunstgeschichte", zweite Auflage von Philipp Stein, Wanderungen durch das Reich der bildenden Künste, welche mit Hülfe zahlreicher Illustrationen ihren Zweck erfüllen, der reifern Jugend ein Bild der Entwickelung der Malerei, Bildhauerkunst und Architektur, ihrer Hauptepochen und ihrer Hauptvertreter zu geben. In vierter Auflage ist das Werk von Franz Otto und Oskar Hoecker erschienen: „Das große Jahr 1870 auf 1871, Ehrentage aus Deutschlands neuester Geschichte". Diese populäre Darstellung des Deutsch-französischen Kriegs hat viele Freunde gefunden: die zahlreichen Illustrationen bringen Porträts vieler deutschen Heerführer, Städtebilder aus der Vogelperspective, Kampfscenen und militärische Genrebilder. Ein ähnliches Werk, wie früher in demselben Verlag über Marschall Blücher erschienen, behandelt „Prinz Eugen, den edeln Ritter, und seinen allzeit bereiten Wachtmeister". Verfasser dieser mit 110 Textabbildungen und einem Titelkupfer ausgestatteten romanhaften Historie sind Dr. Wilhelm Wägner und Joseph Wägner: die Bilder stellen meistens Kämpfe aus dem Spanischen Erbfolgekriege und dem Türkenkriege dar. Ein Lebensbild von Franz Otto: „Unser Kaiser", ist eine Jubiläumsgabe zum fünfundzwanzigjährigen Königsjubiläum: die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des Kaisers werden in populärer Weise kurz und treffend geschildert, und 43 Textabbildungen illustriren dieselben. Mehr der Unterhaltungsliteratur gehören an: „Die feindlichen Brüder", Erzählung aus Baierns Geschichte im 15. Jahrhundert von Hermann Hirschfeld, und die beiden Jugendschriften: „Der verlorene Sohn", Erzählung von Philipp Körber, „Zum Schein", Erzählung aus dem Volksleben von Ludwig Habicht, und die humoristische Tertianergeschichte „Zwei Naseweiße auf der Ferienreise". Allen diesen Schriften fehlt es nicht an geschmackvollen Textabbildungen und Tonbildern.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 11. December verstarb in Leipzig Dr. Hermann Ploß, der als tüchtiger praktischer Arzt hier seit langen Jahren thätig war. Er war geboren am 8. Februar 1819, bezog die Universität 1839 und widmete sich später besonders gynäkologischen Studien. Seine ärztliche Thätigkeit in der Cholerazeit und in den Militärlazarethen während des Kriegs von 1870 fand die verdiente Anerkennung. Durch seine populär-medicinischen und ethnographischen Werke hat er sich besonders in neuester Zeit in weitesten Kreisen einen geachteten Namen erworben. Früher war er mehr auf wissenschaftlichem Gebiete thätig, wie seine medicinisch-chirurgische „Encyklopädie für praktische Aerzte" beweist, die er zusammen mit Dr. H. Prosch herausgegeben (3 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1855). Seine ethnographischen Hauptwerke sind: „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. Anthropologische Studien" (2 Bde., Stuttgart, Auerbach, 1876) und „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien" (2 Bde., Leipzig, Grieben, 1883). Beide Schriften sind mit gewissenhafter Benutzung eines umfassenden Quellenmaterials verfaßt und berücksichtigen sehr eingehend das Physiologische neben dem Culturhistorischen. Die Darstellung ist klar und durchsichtig, auf allgemeines Verständniß berechnet. Noch erwähnen wir die Schrift: „Ueber das Gesundheitswesen und seine Regelung im Deutschen Reiche" (Leipzig, Gräbner, 1882), die sehr praktische Vorschläge enthält und auf den Erlaß einer Reichsmedicinalordnung hinzuwirken sucht. Ploß nimmt durch seine beiden Hauptwerke eine hervorragende Stellung unter den Populärschriftstellern auf dem Gebiete der Ethnographie und Culturgeschichte ein.

Bibliographie.

Flach, J., Der deutsche Professor der Gegenwart. 2te Aufl. Leipzig, Unflad. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Frenzel, F., Album-Blätter aus Auerbachs-Keller. Mit Illustrationen. Leipzig, Peterson. 8. 2 M.

Froehlich, J., Strosburjer Holzhauerfawle mit Titelkupfer un 20 Bildle fum Jos. Lindebluest. Nancy, Berger-Lverault u. Comp. 8. 6 M.

Geibel's, E., Briefe an Karl Freiherrn von der Malsburg und Mitglieder seiner Familie. Herausgegeben von A. Duncker. Berlin, Paetel. 8. 3 M.

Giesebrecht, L., Ausgewählte Gedichte. Herausgegeben von K. Telmann. Stettin, Saunier. 12. 4 M.

Goltermann, H., Bremer Volks- und Sittenbilder. Plattdeutsch in Poesie und Prosa. Bremen, Kühtmann. 8. 2 M. 50 Pf.

Grant. — Memoiren des Generals U. S. Grant. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Stahlstichen, Facsimiles und Kartenskizzen. In zwei Bänden. 1ster Bd. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 12 M.

Günther, L., Der Leibarzt. Lustspiel. Berlin, Kühling u. Güttner. 8. 2 M. 50 Pf.

Günther, Maria, Das graue Männchen. Original-Lustspiel. Berlin, Kühling u. Güttner. 8. 2 M. 50 Pf.

— — und L. Günther, Der neue Stiftsarzt. Lustspiel. Berlin, Kühling u. Güttner. 8. 2 M. 50 Pf.

Hampel, J., Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklós, sogenannter „Schatz der Attila". Beitrag zur Kunstgeschichte der Völkerwanderungsepoche. Budapest, Kiliau. Lex.-8. 6 M.

Haweis, M., Die Tonkunst und ihre Meister. Aesthetisches, Biographisches und Instrumentales. Mit einem Anhang: Musik in England. Nach dem englischen Original Music and Morals. Deutsch von Workhard. Redaktionell bearbeitet und eingeleitet von A. Moszkowski. Berlin, Klemann. 1888. Gr. 8. 6 M.

Hellwald, F. v., Die weite Welt. Reisen und Forschungen in allen Teilen der Erde. Ein geographisches Jahrbuch. 1ster Jahrgang. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. 9 M.

Im Spiegel der Jahrhunderte. Aus Geschichte und Biographie, Belletristik, Culturgeschichte und Ethnographie aller Zeiten und Völker. Mit 60 Illustrationen. Leipzig, Barsdorf. Lex.-8. 8 M.

Justinus, O., Ein Photographie-Album. Augenblicksbilder aus der Gesellschaft. Berlin, Steinitz u. Fischer. 12. 2 M.

Kalypso von Xanthippus. Mit 1 Lichtdruck nach einer Zeichnung von Frank Kirchbach. München, Heinrichs. 1886. 8. 1 M.

Lang, P., Bündner und Schwaben. Eine Geschichte aus Schillers Jugendzeit. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Müller, C., Savello oder Doge und Pirate. Trauerspiel. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

Müller-Saalfeld, F., Für Weihnachtszeit und Sommerfrische. Lustige Räthsel und Charaden. Berlin, Jßleib. 8. 1 M. 20 Pf.

Pechuël-Loesche, Herr Stanley und da Kongo-Unternehmen. Eine Entgegnung. Leipzig, Keil's Nachf. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Pehmler, J. E., Die preussische Beamten- uud Militär-Herrschaft und der polnische Aufstand im Grossherzogthum Posen im Jahre 1848. Eine historische Skizze. Lemberg, Gubrynowicz u. Schmidt. 1886. Gr. 8. 2 M.

Reitler, A., Conrad Ferdinand Meyer. Eine litterarische Skizze zu des Dichters 60. Geburtstage. Leipzig, Haessel. Gr. 8. 1 M.

Rodenberg, J., Bilder aus dem Berliner Leben. Berlin, Paetel. 8. 6 M.

Scheichl, F., Eiu Beitrag zur Geschichte des gemeinen Arbeitslohnes vom Jahre 1500 bis auf die Gegenwart. Eine culturgeschichtliche Studie im Anschluss an die Zimmerlout- und Maurerlöhnungen in Oberösterreich. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Lex.-8. 1 M.

Schmidt, E., Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 2ter Bd. 1ste Abth. Berlin, Weidmann. 1886. Gr. 8. 5 M.

Schnabl, L., Buenos-Ayres. Land und Leute am silbernen Strome. Mit besondcrer Rücksicht auf europäische Einwandcrung, Handel uud Verkehr. Stuttgart, Levy u. Müller. 1886. Gr. 8. 5 M.

Sepp, B., Der Rücklass der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart. München, Lindauer. Gr. 8. 5 M.

Steen, A., Der Glockenspieler von Gent. Frei nach dem Englischen. Bevorwortet von L. Tiesmeyer. Mit 20 Illustr. Bremen, Heinsius. 8. 3 M.

Steinau, H., Die Wiedenburgs. Roman in 3 Abtheilungen. Halle, Tausch u. Grosse. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Steudel, A., Ueber Materie und Geist (zur Verständigung), nebst einem Anhang über den Darwinismus. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Stieler, K., Natur- und Lebensbilder aus den Alpen. Mit einem Vorwort von M. Haushofer. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Stöpel, F., Soziale Reform. Beiträge zur friedlichen Umgestaltung der Gesellschaft. IX. Die Wirthschafts- und Sozialpolitik des Fürsten Bismarck. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Sturm, J., Bunte Blätter. Vier Bücher neuer Gedichte. Wittenberg, Herrosé. 8. 5 M.

Taubert, E., Laterna magica. Märchen und Geschichten. Berlin, Th. Hofmann. 1886. 8. 2 M. 40 Pf.

Telmann, K., Menschenschicksale. Novellen. (8. Folge.) 2 Bde. Minden, Bruns. 8. 6 M.

Deutsches Theater-Lexikon. Eine Encyklopädie alles Wissenswerthen der Schauspielkunst und Bühnentechnik. Herausgegeben von A. Oppenheim und E. Gettke unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter und Fachmänner. 1stes Hft. Leipzig, Reißner. 1886. Gr. 8. 60 Pf.

Theuriet, A., Raymonde. Roman. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M.

Die Brühl'sche Terrasse. Humoreske von H. F. L. Dresden, Pierson. 1884. 8. 1 M.

Topelius, Z., Aus hohem Norden. Aus dem Schwedischen von O. Gleiss. 2ter Bd. Jugendträume. Erzählung. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 1 M. 60 Pf.

Trinius, A., Vom grünen Strand der Spree. Berliner Skizzenbuch. Minden, Bruns. Gr. 8. 2 M.

Ulrici, A., Das Maingebiet in seiner natürlichen Beschaffenheit und deren Rückwirkuug auf die Geschichte, namentlich die Besiedelung und Kultur des Mainlandes. Cassel, Keßler. Gr 8. 1 M. 80 Pf.

Urväter-Hausrath in Spruch und Lehre. Von dem Herausgeber der „Deutschen Inschriften an Haus und Geräth." Berlin, Hertz. 12. 3 M.

Volks-Schaubühne. Nr. 65: Durchlaucht haben geruht! Lustspiel von F. Brentano. — Nr. 66: Die Hausfee. Lustspiel von E. Volger. — Nr. 67: Sein einziges Gedicht. Original-Lustspiel von R. Kneisel. Berlin, Kühling u. Güttner. Gr. 8. à 2 M. 50 Pf.

Wächter, O., Bengel und Oetinger. Leben und Aussprüche zweier altwürttembergischer Theologen. Gütersloh, Bertelsmann. 1886. Gr. 8. 4 M.

Walcker, K., Die Strikes und dio inneren Interessengegensätze der Handarbeiterclasse. Leipzig, Rossberg. 1886. Gr. 8. 80 Pf.

Wald-Zedtwitz, E. v., Der Letzte Derer von Dresedow. Familien-Roman. Potsdam, Döring. 1886. 8. 3 M. 50 Pf.

Walling, G., Guitarrenklänge. Volks- und volksthümliche Lieder Spaniens. Uebersetzungen, nebst Anhang eigener Gedichte. Leipzig, Friedrich. 1886. 12. 3 M.

Wehl, F., Gesammelte dramatische Werke. 6ter Bd. Leipzig, Ph. Reclam jun. 8. 1 M. 50 Pf.

Wereschagin, W. W., Skizzen und Erinnerungen. Aus dem Russischen übersetzt von E. Kretschmann. Mit Illustrationen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Wereschagin, W. W., und Frau Wereschagiu, Reiseskizzen aus Indien. 2tes Bändchen: Kaschmir. Ladak. Mit Illustr. Leipzig, Teubner. 8. 2 M. 50 Pf.

Wiermann, H., Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig. Biographische Skizze. Mit Porträt. Berlin, Luckhardt. Gr. 8. 50 Pf.

Willkomm, M., Bilder-Atlas des Pflanzenreichs, nach dem natürlichen System bearbeitet. 68 fein kolor. Tafeln mit über 600 Abbildungen. Eßlingen, Schreiber. Fol. 16 M.

Zeidler, E., Morgen- und Abendstern. Lieder, aus deutschen Dichtern gesammelt, nach den Tages-, Jahres- und Festzeiten geordnet, mit einem Vorwort versehen und herausgegeben. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Zöller, H., Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste. III. Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun. 2ter Tl. Das Flußgebiet von Kamerun. Seine Bewohner und seine Hinterländer. Leben und Sitten der Eingeborneu, Klima und culturelle Bedeutung des Landes, dessen Handel und die deutschen Factoreien, auf Grund eigener Anschauung und Studien geschildert. Stuttgart, Spemann. 8. 5 M.

Zollern, H. v., Die Rebellen. Historischer Roman. 2 Bde. Dresden, Minden. 1886. 8. 6 M.

Zwei-Alter. Nr. 2: Dilettantenkomödie. Schwank von F. Geber. Berlin, Kühling u. Güttner. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 340 bis 346.

Deutscher Reichstag. — Die staatsrechtliche Stellung der deutschen „Schutzgebiete.“ (I/II.) — Die politische Lage in Spanien. — Die Befestigung der Indus-Linie. — Rückblicke auf den belgischen Culturkampf.

Die deutsche Oper in New-York. — Die dramatische Exposition bei Shakespeare. Von E. Ziel. (Schluß.) — Künstlerische Veröffentlichungen. Von W. Lübke. — Von der Münchener Hofbühne. Ein ethnographischer Roman. Von F. von Löher. — Von der Riviera. — Gordon, der Held von Chartum. — Felix Dahns neue Romane aus der Völkerwanderung. Von E. Jungmann. (I/II.) — Die uralte Baukunst in Tiryns. — Moriz von Schwinds Wandgemälde im Schloß Hohenschwangau. — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (XIII.)

Das Project einer Eisenbahnverbindung Treuchtlingen-Donauwörth. — Zur Mobiliar-Feuerversicherungsfrage in Bayern. (II/IV.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Nibelungenlied.

Uebersetzt von **Karl Bartsch.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Diese neue Uebertragung des Nibelungenliedes in die poetische Sprache der Gegenwart von dem berühmten Germanisten Karl Bartsch hat sich durch ihre Vorzüge vor andern Uebersetzungen rasch im Publikum eingebürgert. Sie liegt jetzt in zweiter Auflage vor mit einer Einleitung, welche über Stoff und Entstehungsgeschichte unsers großen altdeutschen Epos das Wissenswertheste mittheilt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Palau-Inseln im Stillen Ocean.

Reiseerlebnisse

von

Karl Semper,

Professor der Zoologie und vergl. Anatomie an der Universität Würzburg.

Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Ein deutsches Werk, in dem die jetzt so viel genannten Carolinen-Inseln und deren eigenartige Bewohner geschildert werden. Der Verfasser hat sich fast ein Jahr daselbst aufgehalten und theilt das von ihm Beobachtete und Erlebte in lebhafter, farbenfrischer Darstellung mit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Beiträge zur Descendenztheorie

und zur Methodologie der Naturwissenschaft.

Von

Hugo Spitzer,

Doctor der Philosophie und der gesammten Heilkunde, Docent der Philosophie an der Grazer Universität.

8. Geh. 12 M.

Mit diesem Werke übergibt der Verfasser dem wissenschaftlichen Publikum wie allen Gebildeten, welche sich für die wichtige Frage der Lebensentwickelung interessiren, die Resultate seiner eingehenden Untersuchungen über Deseendenztheorie und Naturzüchtungsprineip, Teleologie und Selectionsprocess: Untersuchungen, an denen die Naturforschung und die Philosophie gleichen Antheil haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

OBRAS ESCOGIDAS

de

D. RAMON DE CAMPOAMOR.

3 Bände. Jeder Band geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

(Coleccion de autores españoles, 44.—46. Bd.)

1. Band: Ternezas y Flores. Sonetos. Fábulas. Cantares. Doloras. — 2. Band: Pequeños Poemas. — 3. Band: Colon. El Drama universal.

Campoamor ist einer der eigenartigsten und gedankenreichsten Dichter; er steht an der Spitze der neuern spanischen Dichterschule und übt auf sie den mächtigsten Einfluss aus. Vorliegende schön gedruckte und wohlfeile autorisirte Ausgabe seiner Dichtungen kommt daher dem Wunsche aller Literaturfreunde entgegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Brockhaus'

Kleines Conversations-Lexikon.

Vierte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

In zwei Bänden.

Erster Band. Geh. 7 M. 50 Pf. In Halbfranzband 9 M.

Dieses kurzgefaßte, auf allen Wissensgebieten hinlängliche und zuverlässige Auskunft gebende **Nachschlagebuch für den Handgebrauch** hat sich jedem, der es einmal benutzte, unentbehrlich gemacht und ist besonders auch als willkommenes Festgeschenk zu empfehlen. In der vierten Auflage wurde das Werk wieder vielfach verbessert und vermehrt; **der erste Band**, enthaltend 60 Bogen Text, 14 Karten und 34 Bildertafeln, ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** 1886 Nr. 1.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070034936